







Allgemeine
Deutsche Biographie.

Fünfzigster Band.



Allgemeine

Deutsche Biographie.

Fünfzigster Band.

Nachträge bis 1899:

Harkort — v. Kalchberg.

Auf Veranlassung
Seiner Majestät des Königs von Bayern
herausgegeben
durch die historische Commission
bei der
Königl. Akademie der Wissenschaften.

Leipzig,
Verlag von Duncker & Humblot.
1905.

Harkort: Friedrich Wilhelm H., gewöhnlich kurzweg Fritz oder „der alte Harkort" genannt, erblickte am 22. Februar 1793 das Licht der Welt zu Harkorten an der industriereichen Ennepe zwischen Hagen und Gevelsberg. Harkorten war das alte Stammgut seiner Familie, welches letzterer muthmaßlich den Namen gab, seit uralter Zeit ein Freigut des Landes. Fritz Harkort's Vater war Johann Kasper Harkort, einer dem höheren westfälischen Bürgerstande angehörenden Familie von bedeutendem Ansehen entstammend. Durch Einsicht, Rechtschaffenheit, Charakterfestigkeit, Erfahrung und gemeinnützige Wirksamkeit hatte er sich die allgemeinste Achtung weiter Kreise erworben. Seine Milde erwarb ihm die Liebe und Zuneigung der Seinigen. Die Erziehung unseres Fritz H. und seiner 5 Brüder ruhte hauptsächlich in der Hand der energischen Mutter, Henriette Elbers aus Hagen, wie der Vater aus einer alten märkischen Familie hervorgegangen. Das Hauswesen war von christlichem Geiste durchweht, der sich auch praktisch bethätigte, einfach, ernst, streng, gleichförmig und genau geregelt. Vergnügungen im Geschmack unserer Zeit waren äußerst selten. Doch bot das schöne Stammgut mit der näheren Umgebung der fröhlichen Kinderschaar einen geeigneten Tummelplatz berechtigter Kinderlust. Seinen ersten Unterricht empfing Fritz H. in der dicht beim väterlichen Stammgute gelegenen Volksschule am Quambusch. Nachdem er mit seinen Brüdern aus dieser Schule entlassen worden war, wurden sie der im J. 1799 in Hagen von Director Wiedemann aus Gummersbach im Oberbergischen errichteten „Handelsschule" überwiesen Der fast 1½ stündige Schulweg wurde jeden Morgen und jeden Abend im Sommer und Winter zu Fuß zurückgelegt, wodurch der Körper abgehärtet und bis ins höchste Greisenalter widerstandsfähig wurde. Neben den auf der Schule in Hagen eifrig gepflegten Realien kam das Studium alter und neuer Classiker doch zu seinem Rechte und die „Harkorter Jungens" bewahrten ihren dortigen Lehrern bis ins hohe Alter hinein ein dankbares Andenken. Im Jahre 1808 verließ H. die Hagener Handelsschule, um die kaufmännische Lehre bei Mohl in Barmen-Wichlinghausen anzutreten. Mohl's Geschäft betrieb die Fabrikation von Teppichen und den Handel mit den Erzeugnissen der Weberei des Wupperthales. Hauptabsatzgebiet war die Schweiz. Die Comptoirarbeiten waren nicht nach Harkort's Geschmack. Dadurch erregte er das Mißfallen des Principals ebenso sehr wie durch „das harte, unbeugsame Holz, aus dem der Charakter des jungen Markaners geschnitten war". Seine mehr aufs Praktische ge-

richteten Neigungen fanden in dem gewerbfleißigen Wupperthal einen
baren Nährboden. Als Napoleon zur Zeit der Continentalsperre fü
besserungen bei der Zuckergewinnung aus Runkelrüben einen hohen
cussetzte, versuchte sich der kaum 18jährige H. mit Erfolg an der
dieser Aufgabe. Nach beendeter Lehrzeit blieb er im Hause seines Pri
und unternahm für denselben eine Reise nach der Schweiz. Der zu
schönen, hünenhaften Jüngling herangewachsene H. verlobte sich bald
mit der einzigen Tochter seines Principals. Dann kam aber das Jahr
welches die Markaner in hellen Haufen zu den Fahnen der Vaterlandsv
diger führte. H. fehlte nicht, zum Leidwesen seiner Braut. Für seine
hafte Haltung und erfolgreiche Ausbildung der Rekruten wurde er noch w
des Krieges zum Premierlieutenant befördert. Nach dem ersten Pariser Fri
schluß kehrte H. in seine Heimath zurück. Er führte dann vertretun
eine in Altena einquartirte Compagnie. Sein Abschiedsgesuch wurde i
cember 1814 abgelehnt. Nach Napoleon's Rückkehr von Elba zog er ab
ins Feld. Am 15. Juni erlitt er zwei nicht unerhebliche Verwundunge
wurde nach Mastricht verbracht, später nach Aachen. Erst im Septembe
konnte er wieder zu seinem Truppentheil stoßen. Das eiserne Kreuz
ihm zuerkannt. Am Ende des Jahres erfolgte die Rückkehr in die He
Drei Jahre später, am 10. Mai 1818, starb Harkort's Vater. Da Ha
Majorat war, so wurde er durch diesen Todesfall fast vermögenslos.
verzagte nicht. Er richtete eine Gerberei für feinere Ledersorten auf Ha
ein und übernahm unweit Langenberg ein Kupferhammerwerk. Nach
beide Anlagen in Flor gebracht hatte, überließ er sie jüngeren Verw
und wandte sich einem neuen Industriezweige zu, der seiner Thatkraft
gewaltigen Aufschwung verdanken sollte: der Maschinenfabrikation. Zu
Zweck trat er in Verbindung mit Heinrich Kamp aus Elberfeld. Kamp
die erforderlichen Geldmittel, während H. die Leitung übernahm. Die
wurde in der alten Burg zu Wetter, welche 1818 von der Firma Harkort
erworben wurde, eingerichtet. Dieses Jahr wurde auch in anderer
für H. bedeutsam, da er sich am 21. September desselben mit Auguste
vermählte. Das junge industrielle Unternehmen hatte außer mit den
Sache selbst liegenden Schwierigkeiten aber auch mit solchen allgemein
zu kämpfen. Gegner aller Art fanden sich ferner. Trotzdem setzte H
Pläne durch und sah bald seine Mühe mit Erfolg gekrönt. Vor allen
bezogen die großen Fabrikstädte im Wupperthal ihre Dampfmaschine
seinem Werk. Aber auch mechanische Webstühle nach englischem Muster
das Werk in Wetter schon bald, dazu Heizapparate, hydraulische Pressen u
Bereits im J. 1822 wurde Harkort's Werkstelle in der amtlichen Staats
„unter die merkwürdigsten und bewundernswerthesten Anstalten in D
land" gezählt. Um so überraschender waren diese Erfolge, als H. kein
der erste Unternehmer in Westfalen war, der Dampfmaschinen baute.
H. wurde nicht unthätig; mit neuem Eifer warf er sich nun auf eine
Methode der Eisenfabrikation, das sogen. Puddelverfahren. Er selbst
1826 neben der Burg Wetter ein Puddel- und Walzwerk an, welches b
der Grafschaft Mark Nachahmung fand. Das war es, worauf H. hi
nicht in engherziger Beschränktheit nur die eigene Tasche füllend. Al
seine nächsten Anverwandten über solche Selbstlosigkeit Vorwürfe macht
widerte er: „Mich hat die Natur zum anregen geschaffen, nicht zum
beuten; — das muß ich andern überlassen!" Die Anlegung einer D
lschmiede folgte bald, und diese wurde schnell maßgebend für Rheinlan
alen. Dadurch wurde die deutsche Dampfmaschinenfabrikation eig

erst ganz unabhängig von England. Im Jahre 1826 legte H. in Wetter auch einen Hochofen an und infolgedessen wurde der Bergbau auf Eisenstein in der Umgegend von Hagen neu aufgenommen. Auch durch Artikel, namentlich im „Westfälischen Anzeiger“, wies H. auf den Nutzen seiner Bestrebungen hin und mahnte die maßgebenden Kreise, seinem Beispiele zu folgen. Leider fand er für seine Pläne nicht immer das erforderliche Verständniß, wozu in erster Linie das Fehlschlagen zweier großartigen Unternehmungen mitwirkte, welche Elberfeld und vor allen Dingen Jakob Aders ins Leben gerufen hatte: die Errichtung der Rheinisch-Westindischen Compagnie und des Mexikanischen Bergwerkvereins.

Trotz seiner ausgedehnten Thätigkeit fand H. noch Muße, sich auch den öffentlichen Angelegenheiten zu widmen. Außer dem „Westfälischen Anzeiger“ lieh er seine Arbeitskraft dem „Hermann“ zukommen, welchem 1823 das Wiedererscheinen gestattet wurde. Gleich in der ersten Nummer trat H. gegen den am Bergischen Dom zu Altenberg verübten Frevel auf und lenkte die weiteste Aufmerksamkeit auf dieses erhabene Denkmal mittelalterlicher Architektur. Durch dieses mannhafte Eintreten war H. mit einem Schlage zum Ansehen eines unabhängigen Volksmannes gelangt. Seine Thätigkeit in der Presse über die wichtigsten Fragen, welche die öffentliche Meinung der Zeit bewegten, setzte er in den nächsten Jahren fort, theils in humoristischer Form unter dem Pseudonym „Famulus“. Auch für die Durchführung der Union der beiden evangelischen Kirchen innerhalb seines Wirkungskreises trat er lebhaft ein. In allen religiösen Fragen bewies er, trotzdem er mit Ueberzeugung dem protestantischen Bekenntniß zugethan war, die größte Toleranz.

Im Jahre 1819 trat er als Premierlieutenant wieder in das Officiercorps des zweiten Bataillons des 16. Westfälischen Landwehrregiments und wurde später Hauptmann und Compagnieführer; 1833 wurde ihm der erbetene Abschied zu theil.

Die Verfassungsfrage, deren Regelung durch die berühmte Verordnung vom 22. Mai 1815 zugesagt worden war, wurde bekanntlich nicht gelöst. Als aber H. auf dem 3. westfälischen Landtage im J. 1830 erschien, trat er sofort für die Einlösung des königlichen Wortes betreffs der Zusammenberufung von Reichsständen ein, ein Vorgehen, welches ihn fast in Conflict mit Stein gebracht hätte. Auch dem 1833 zusammentretenden 4. westfälischen Landtage gehörte H. an und zwar als eins der arbeitsfreudigsten und genialsten Mitglieder. Unter nichtigem Vorwande wurde dieser den Regierenden unbequeme Mann dann ausgeschlossen.

Schon lange vor diesem Zeitpunkt hatte H. eingehend die englischen Bestrebungen auf dem Gebiete der Eisenbahnen und Dampfschifffahrt verfolgt. Im Jahre 1825 schrieb er einen Artikel, welcher die Vorzüge seiner überragenden Schreibweise — lakonische Kürze — treffend widerspiegelte und die erste in einem öffentlichen Blatte Deutschlands erschienene Anregung gab. Er griff die Sache auch sofort praktisch an und ließ in Wetter eine kleine Probebahn erbauen und diese im Sommer 1826 im Garten der Museumsgesellschaft zu Elberfeld aufstellen. Doch der Widerspruch und die Kurzsichtigkeit der Behörden ließ seine Pläne nicht so schnell, wie es zu wünschen gewesen wäre, zur Ausführung gelangen. Nur drei kleinere Eisenbahnen wurden im Märkischen bis zum Jahre 1830 angelegt, namentlich die Steele-Vohwinkeler Linie, welche erst zwei Jahrzehnte später zu einer Hauptbahn mit Locomotivenbetrieb umgewandelt wurde. Zu ihrer Herstellung bildete sich auf Harkort's directes Betreiben die erste Eisenbahnactiengesellschaft in Deutschland. Gleich bei seinem Eintritt in den westfälischen Landtag reichte H. einen ausführlichen Antrag

auf „Verbindung der Weser mit der Lippe vermittelst einer Eisenbahn"
Dieser Antrag fand eine günstige Aufnahme. Doch die Regierung war
keinem energischen Handeln zu bewegen. Da ließ H. 1833 seine beka
Schrift erscheinen: „Die Eisenbahn von Minden nach Köln", in welche
nicht nur die commerciellen u. s. w., sondern auch die strategischen Vor
dieser Bahn geschickt klarlegte. Seine Privatverhältnisse nöthigten H.,
dem Schlusse des 4. westfälischen Landtages von der Stelle des ersten
kämpfers für den Bau von Eisenbahnen in Westfalen allmählich zurückzutre
Trotzdem ist er für den Bau der Bergisch-Märkischen Eisenbahn noch her
ragend thätig gewesen.

Seine geschäftliche Verbindung mit Kamp löste H. im J. 1832;
Ansehen und Ehre hatten sie überall gewonnen, an Geld aber waren sie n
reicher geworden". H. war gezwungen, sich und den Seinen eine neue He
stätte zu schaffen und er führte das in dem schon 1827 erworbenen, e
fiskalischen Walde im Hombruch bei Dortmund aus. Er wollte im Homb
die rohen Gußtheile anfertigen und diese in Wetter vollenden und zu ferti
Maschinen zusammenstellen. Vor allen Dingen richtete er nun seine Thä
keit auf die Herstellung von Schiffsdampfmaschinen. Das erste Dampfb
für welches er die Maschine baute, war für die Weser bestimmt. In d
Zeit aufreibendster Thätigkeit fällt der Tod seiner Frau, Sylvester 18
Sechs Kinder trauerten mit dem tiefbewegten Gatten an ihrem Sarge.
24. Januar 1836 lief das Boot, „Friedrich Wilhelm III." genannt,
Stapel. Der Bau eines Rhein-Seeschiffes wurde unmittelbar darauf von
ins Auge gefaßt, welches von Köln aus die transatlantischen Häfen anlau
sollte. Schon 1837 war das Schiff fertiggestellt und trat seine erste F
nach London an. Doch blieb der gehoffte Erfolg aus. Gegen Ende des vie
Jahrzehnts trat H. in Verbindung mit Matthias Stinnes in Mülheim,
eine Dampf-Schleppschifffahrt auf dem Rheine zu errichten. Neben dieser r
losen Thätigkeit ruhte seine Feder nicht. So erschien 1841 von ihm: „
Zeiten des ersten Westfälischen (16.) Landwehrregimentes. Ein Beitrag
Geschichte der Befreiungskriege 1813, 1814, 1815." An den großen
fragen, welche die Gemüther in Deutschland nach der Thronbesteigung Frie
Wilhelm's IV. immer lebhafter bewegten, betheiligte sich H. nur wenig; im
klarer wurde es ihm, daß erst auf Grund eines besseren Volksunterrichtes
einer besseren wirthschaftlichen Lage der arbeitenden Classen eine Selbstregier
des Volkes anzustreben sei. Der socialen Frage und der Volksschulsache wa
er darum nun sein ganzes Interesse zu, wie es seine 1848 erschienene Sc
„Bemerkungen über die Preußische Volksschule und ihre Lehrer" beweist,
Schrift, welche noch heute Beachtung verdient und welche damals ungehe
Erfolg hatte. Eine Frucht derselben war die Bildung des Vereins für
deutsche Volksschule und für Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse, welch
1843 ins Leben rief. Zur Hebung des Nährstandes bildete H. den Gew
verein in Hagen und schrieb im Winter von 1843 auf 1844 das beacht
wertheste seiner Bücher: „Bemerkungen über die Hindernisse der Civilis
und Emancipation der unteren Classen".

Ueber die Sorge für die Allgemeinheit hatte H. wie vordem die S
für sich und die Seinen vernachlässigt, und 1847 kam Hombruch unter
Hammer. Das folgende Jahr brachte den Ausbruch der Revolution.
war es H., der die beiden bekannten Adressen der Markaner an den K
verfaßte, in denen diese den Monarchen ihrer unwandelbaren Liebe und
hänglichkeit versicherten. Seine berühmten „Arbeiterbriefe" folgten unmitt
darauf. H. war, wie es nicht anders zu erwarten, auch 1848 unter

Mitgliedern der preußischen Nationalversammlung. „Kampf für die Ordnung, Kampf gegen die drohende Anarchie" war seine Losung. Von Berlin aus erließ er seine „Briefe in die Provinzen". Nach den unwürdigen Vorgängen vom 9. Juni reichte er im Einverständniß mit vielen westfälischen Collegen die Erklärung ein, daß sich die Nationalversammlung im Zustande der Unfreiheit befinde und daß deren Sitz nach einer andern Stadt zu verlegen sei. Der Antrag kam nicht zur Verhandlung. Im Verein mit gleichgesinnten Abgeordneten und unter Zuziehung von Diesterweg und Kapp aus Hamm stellte H. dann die Fundamente fest, auf denen das öffentliche Schulwesen in Preußen aufgebaut werden sollte. H. und seine Freunde gingen nun zur Gründung des sogenannten Centrums über, dessen Vorsitzender H. wurde; nach ihm wurde die Partei aber gewöhnlich genannt. In den Jahren 1849 und 1850 beschränkte H. seine Thätigkeit im wesentlichen auf die eifrige Mitarbeit an der „Deutschen Reform", der „Parlamentscorrespondenz" und auf die Veröffentlichung von Flugblättern. Am 5. Februar 1849 wurde er sowol in Hagen als Neustettin-Belgard-Schievelbein-Dramburg gewählt. Er nahm wieder für Hagen an. Am 21. April stimmte er dafür, daß die Kammer die beschlossene Reichsverfassung für rechtsgültig anerkenne. Die revolutionären Bewegungen in Berg und Mark riefen H. nach der Heimath. An den Arbeiten der neugewählten Kammer betheiligte sich H., abermals für Hagen gewählt, mit gewohntem Eifer. Auch im Erfurter Volkshaus stimmte er mit. Die Mußezeit füllte er mit Berichten an Zeitungen und der Abfassung der trefflichen Volkserzählung „Flachs-Martha" aus. Im Jahre 1850 finden wir den Unermüdlichen in Schleswig-Holstein, für dessen „Rettung" er eifrig eintrat. In demselben Jahre warf er sein Gewicht für ein gemäßigtes Freihandelsprincip in die Wagschale, wodurch er mit den Großkaufleuten Kölns u. s. w. in Conflict gerieth. Der schmachvolle Tag von Olmütz trennte im gleichen Jahre die verfassungstreue Partei vollständig von Herrn v. Manteuffel. Harkort's parlamentarische Thätigkeit war inzwischen unausgesetzt den wirthschaftlichen Fragen zugewandt: Bergwesen, Banken, Geldinstitute u. s. w. Ein glänzender Redner war er nicht, trotzdem ein gefürchteter Feind, der oft des Eindrucks seiner Reden sicher sein konnte. Nach dem Sessionsschluß von 1851 schrieb er seinen „Bürger- und Bauernbrief", welcher ihn vor das Criminalgericht brachte, das ihn aber frei sprach. Nun ging er nach Wetter zurück. Am 20. März 1852 kam es zwischen H. und v. Bismarck-Schönhausen anläßlich der Verhandlungen über das Armeebudget zu einem scharfen Zusammenstoß, einer Thatsache, die geeignet war, die Aufmerksamkeit der Behörden auf H. noch mehr zu lenken. Trotzdem blieb er seiner volksthümlichen Publicistik treu und ließ unter anderm 1852 in Elberfeld einen zweiten „Bürger- und Bauernbrief" erscheinen. Präsident Grabow, Harkort's alter Freund und politischer Kampfgenosse, stellte ihm für diesen Brief in Aussicht: entweder für einen Umsturzmann gehalten oder „höchstens bemitleidet" zu werden. Seine Kampfeslust blieb jedoch ungeschwächt. Aus der Zahl seiner Broschüren und Artikel dieser Zeit ragt der „Wahlkatechismus pro 1852 für das Volk" hervor. H. wurde in den folgenden Jahren für Hagen immer wieder in das Abgeordnetenhaus gewählt und war dort unermüdlich in gewohnter Weise thätig, nicht [illegible] für die Schule. In der freien Zeit der Jahre 1855 und 1856 richtete [illegible] in Wetter Unterstützungscassen für Fabrikarbeiter, Handwerksgesellen und Handwerksmeister u. s. w. ein. Im Jahre 1857 trat H. an die Spitze des Comités für die Errichtung eines Steindenkmals auf dem Kaisberge bei Herdecke an der Ruhr. Das neu erwachende politische Leben in Deutschland [illegible] H. mit dem Flugblatt (Frühjahr 1859) „Eine Stimme aus dem Volk"

auf dem Plan, welche sein Programm für die zu befolgende innere und
Politik Preußens darlegte. Nach der Königsberger Krönung (1861)
ihm der rothe Adlerorden 3. Classe verliehen, nachdem er nach Fr
Wilhelm's IV. Thronbesteigung die 4. Classe erhalten hatte. In der
der Armeereorganisation nahm H. eine Mittelstellung ein. Für die
wicklung der deutschen Seemacht war er jederzeit eingetreten, in der Zei
1861 mit besonderer Lebhaftigkeit. Doch zog er sich gerade dadurch ein
urtheilung in Düsseldorf zu. Es war die einzige, die ihm je widerfuh
wurde reichlich wett gemacht durch die Ueberreichung eines prachtvollen
auffatzes seitens seiner Wähler im J. 1865. In demselben Jahr sah H.
durch ein Menschenalter hindurch verfochtenen Bemühungen um das Zus
kommen eines Berggesetzes (24. Juni) gekrönt. Sein letzter Antrag im
geordnetenhause galt der arbeitenden Bevölkerung, indem er für alle Eisen
züge die Einrichtung besonderer Frauencoupés in der III. und IV.
sowie die Heizung derselben im Winter forderte. Der Antrag wurd
genommen. Auf seine Anregung kam der Centralverein für Hebung der
schen Fluß- und Canalschifffahrt zu Stande. Im norddeutschen Reic
war H. besonders für die Fragen des See- und Eisenbahnwesens, des S
der Auswanderer, des Kriegsschiffbaues im eigenen Lande thätig. Auc
Mandat für den ersten deutschen Reichstag 1871 übernahm H. noch au
unablässige Andrängen seiner Freunde. In diesem war er einer der E
der die Wichtigkeit betonte, deutsche Colonien zu besitzen. Mit dem
der ersten Legislaturperiode des ersten Reichstags (24. Juni 1873) er
Harkort's parlamentarische Thätigkeit nach 25jährigen rastlosen Bemühu
Er zog sich nach Hombruch zurück, doch nicht unthätig, besonders noc
Schule sein Interesse zuwendend. Er starb am 6. März 1880, nur i
letzten Lebensjahren das Ungemach des Alters spürend, in seinem äußer
scheidenen Heim im Hombruch. Im Walde von Schede fand er seine
Ruhestätte. Eine von Afinger gefertigte Büste Harkort's hat ihren Pl
der Halle des Steinthurmes gefunden. Am 19. October 1884 wurd
Denkmal für ihn in der Form eines Thurmes auf dem Alten Stam
Wetter feierlich eingeweiht.

Der liebevolle Biograph Harkort's, L. Berger, faßt die Uebersicht
sein thatenreiches Leben in folgende Sätze zusammen: „Er war ein K
als der neue Beherrscher Frankreichs die Monarchie Friedrichs des Groß
Boden schmetterte; ein Jüngling, als er die Waffen ergriff, um in e
Völkerkriege sondergleichen sein zertretenes Vaterland von der Fremdherr
befreien zu helfen. Als Mann stand er in der vordersten Reihe derer,
durch Wort, Schrift und Beispiel die wirthschaftliche Entwicklung des La
zu fördern trachteten, für die rechtzeitige Gewährung gesetzmäßiger Fr
eintraten, und die Verbesserung der Schule und der Lage der arbeite
Classen anstrebten. Der heranstürmenden Revolution leistete er ebenso m
haften Widerstand wie der ihr folgenden Reaction. Er vertheidigte die L
wehr und verlangte die Schaffung einer Seewehr. Als Greis erlebte e
Gründung des neuen Deutschen Reiches durch Kaiser Wilhelm den Ersten
erblickte, nachdem er ein Vierteljahrhundert als erwählter Volksvertrete
wirkt, am Abend seines Lebens das geeinigte Deutschland auf einer f
nie geahnten Staffel der Macht und Größe“.

Nach L. Berger, Der alte Harkort, Leipzig 1890. O. Sche

Harnack: Axel H., Mathematiker, geboren am 7. Mai 1851 in Do
wo sein Vater Theodosius H. (s. u.) Professor der Theologie war, † am 3.
1888 in Dresden. Unter A. v. Oettingen und F. Minding begann

Dorpat seine physikalischen und mathematischen Lehrjahre mit so schönem Erfolge, daß er schon 1872 durch eine ungedruckt gebliebene Abhandlung geometrischen Inhalts eine Preisfrage löste. Kurz darauf setzte er seine Studien in Deutschland und zwar in Erlangen fort. Dort war der Vater 1853—1866 Professor gewesen, dorthin verwiesen die Erinnerungen des heranwachsenden Knaben. Der dortige Mathematiker Felix Klein wußte den vielversprechenden jungen Geist zu erkennen und in richtige Bahnen zu verweisen. Die von Clebsch ersonnene Parameterdarstellung der Curven dritter Ordnung mit von Klein herrührenden Gedanken in Verbindung zu setzen, war die erste Aufgabe Harnack's. Ihre Lösung bildete seine Doctordissertation „Ueber die Verwerthung der elliptischen Functionen für die Geometrie der Curven dritter Ordnung". Bald folgte die „Behandlungsweise der algebraischen Differentiale in homogenen Coordinaten" (1875) als Habilitationsschrift bei der Niederlassung als Privatdocent an der Universität Leipzig, und in ihr der erste Beweis des Satzes, daß eine ebene Curve vom Geschlechte p höchstens aus p + 1 getrennten Zügen bestehen könne. Schon im Herbste 1876 folgte H. einem Rufe als Professor der Mathematik an das Polytechnikum in Darmstadt, im Herbste 1877 einem abermaligen Rufe an das Polytechnikum in Dresden. Dort beschloß er seine Laufbahn. Eine aus einer Erkältung im Seebade hervorgegangene ernsthaftere Erkrankung des ohnedies zarten Mannes nöthigte 1883 zur Unterbrechung der Lehrthätigkeit. H. suchte in Davos Heilung und fand sie wenigstens so weit, daß er Ostern 1885 seine Vorlesungen wieder aufnehmen konnte, aber als genesen durfte er sich nicht betrachten. Im Sommer 1887 zeigte sich das tückische Uebel aufs neue, und wenn auch mit herannahendem Winter eine Besserung eintrat, welche ihm kleinere Reisen, z. B. im December eine solche nach Leipzig zu einer Sitzung der dortigen Akademie, zu deren Mitglied er 1886 gewählt worden war, gestattete, so sah er sich im Februar 1888 gezwungen, seine Ausgänge zu beschränken. Am 16. März brach er mitten in einer Vorlesung zusammen, drei Wochen später ruhte er im Grabe. Wir haben nun, zum Jahre 1875 zurückkehrend, seiner wissenschaftlichen Leistungen seit jener Zeit zu gedenken. Als Geometer, allerdings im weiteren Sinne des Wortes, nach welchem alle Hülfsmittel der Analysis der Geometrie dienstbar gemacht werden, hatte H. begonnen. Geometrie lehrte er auch in den Vorlesungen an der Universität Leipzig, und in dem gleichen Gedankengange hielt ihn die Herausgabe des nachgelassenen Werkes von Hermann Hankel, Die Elemente der projectivischen Geometrie in synthetischer Behandlung (1875), mit welcher er betraut wurde, fest. Die kurze Darmstädter Zeit, während welcher H. sich überdies verheirathete, bildet gewissermaßen den Uebergang zu seiner zweiten schriftstellerischen Thätigkeit als Analytiker. Die ordentliche Professur, welche H. in Darmstadt, dann in Dresden inne hatte, legte ihm die Pflicht auf, Schüler in die Differential- und Integralrechnung einzuführen, und er war der Meinung, man müsse dabei in erster Linie auf klare und vollständige Auseinandersetzung der grundlegenden Begriffe sehen. Diejenige Strenge, welche die Mathematiker etwa seit der Mitte des neunzehnten Jahrhunderts von allen ihren Veröffentlichungen zu verlangen pflegen, müsse, meinte H., bereits den Eintritt in die höhere Mathematik bewachen, und wenn auch Zweckmäßigkeitsgründe ein genaues Eingehen auf alle Feinheiten und Schwierigkeiten innerhalb der Vorlesung verwehren können, so müsse um so mehr für das Vorhandensein eines Buches gesorgt werden, welches dem verständnißvollen Schüler die Lücke ausfülle. Diesem Bedürfniß half, vielleicht in einer mehr dem Lehrer als dem Schüler zugänglichen Gestalt, sein Buch „Die Elemente der Differential- und Integralrechnung zur Einführung in das

Studium dargestellt" (1881), ab, welches mit allseitigem Beifalle
wurde, und ziemlich gleichzeitig oder nicht viel später sind Veröffentli-
in Zeitschriften, besonders in den Mathematischen Annalen, über die Fouri
Reihen und über die Entwicklungsfähigkeit einer Function einer co
Veränderlichen in eine Potenzreihe. In Davos hat H. den „Serret-Ha
d. h. die durch Zusätze bereicherte deutsche Bearbeitung des französischen
buchs der Differential- und Integralrechnung von J. A. Serret her
welches mehr noch als das französische Original als classisch bekannt ist.
Dresden zurückgekehrt wandte sich H. der strengeren Begründung des sogen
Dirichlet'schen Princips zu, und diesen Bestrebungen entstammen die „
lagen der Theorie des logarithmischen Potentials und der Potentialfun
in der Ebene" (1887). H. besaß überdies Neigung und Begabung so
philosophischen als zu geschichtlichen Arbeiten. Dafür zeugt sein
„Naturforschung und Naturphilosophie" (1885), dafür seine Festrede „
Bedeutung in der Geschichte der Mathematik" (1887). Wäre ihm ein lä
Leben beschieden gewesen, so hätte er wohl auch auf diesen Gebieten eine
bare Thätigkeit entfaltet.

Vgl. A. Voß, Zur Erinnerung an Axel Harnack. Mathematisc
nalen 32. Bd., S. 161—174 (1888). — Die Referate über Ha
Schriften in der Historisch-litterarischen Abtheilung der Zeitschrift für
matik und Physik, und zwar von H. Weber über die Elemente der
rential- und Integralrechnung, 27. Bd. (1882), von M. Cantor über
Bedeutung in der Geschichte der Mathematik, 32. Bd. (1887), von M.
über das logarithmische Potential, 33. Bd. (1888). Can

Harnack: Theodosius H., geboren am 3. Januar 1817 [22. De
1816 a. St.] in St. Petersburg, † am 11./23. September 1889 als P
emer. der praktischen Theologie in Dorpat — hat nicht bloß in der luth
Kirche seines Heimathlandes, insonderheit der Ostseeprovinzen, eine
ragende Stellung eingenommen, sondern ist auch in Deutschland dur
akademische Wirksamkeit in Erlangen (1853—66) und durch seine vi
schriftstellerische Thätigkeit namentlich in den kirchlich gesinnten Kreisen
und anerkannt worden.

Er gehörte zwar nicht zu den bahnbrechenden Geistern. Die Aneig
fähigkeit und Reproductionskraft war in ihm stärker entwickelt als
wüchsige Eigenart und geniale Productivität. Seine gleichwohl glär
Leistungen auf dem Gebiete der Wissenschaft und des kirchlichen Lebens
theils in seiner reichen Begabung, theils in seinem eisernen Fleiß un
warmchristlichen Glaubensüberzeugung begründet, die ihn von Jugend
seelte und sich mehr und mehr zu gesunder und charaktervoller Entschi
entwickelte.

Dabei war er eine für alle höheren und idealen Interessen, na
auch für die Kunst aufgeschlossene und begeisterungsfähige Natur.
geschichte, archäologische Studien und kirchliche Alterthümer haben ihn —
der Pflege guter Kirchenmusik — stets angezogen. Die schöne archä
Sammlung in Dorpat war eine Frucht seiner eifrigen Arbeit. Auf d
biete der Hymnologie und Liturgik that ihm seine musikalische Begabu
Dienste.

Sein Hauptinteresse und seine Hauptleistung blieb aber — ne
Untersuchung der Cultusgeschichte — die strenge Systematisirung
sammten praktischen Theologie vom Standpunkte evangelisch-luth
Glaubensüberzeugung. Freilich kam die feste kirchliche Richtung erst nach m

fachem Suchen und Sehnen in seinen Mannesjahren zur Reife und zu harmonischer Entfaltung.

Die christliche Atmosphäre, die ihn während seiner Jugendjahre in St. Petersburg umgab, war eine pietistisch angehauchte. Sein frommer Vater, ein angesehener Bürger der nordischen Großstadt, dessen Geschlecht — wie der Name Harnack (tschechisch = „Bergmann") vermuthen läßt — auf die Herkunft aus Böhmen hinweist, war gleichwohl durch und durch deutsch gesinnt. Obwohl Leiter eines großen Herrenkleidergeschäfts hatte er seine vielseitigen ästhetischen Gaben zu entwickeln gewußt. In steter Fühlung mit den gebildeten christlichen Kreisen Petersburgs stehend sorgte er für eine gründliche Ausbildung des einzigen Sohnes in der damals schon blühenden St. Petri-Schule. Die zartfühlende und reich veranlagte Mutter hatte der Knabe schon in seinem 7. Jahre verloren. In seiner geistigen Entwicklung rasch und gedeihlich fortschreitend erwies er sich im hohen Grade empfänglich für geistliche Anregung. Namentlich hat die unter Pastor Nielsen's Wirksamkeit aufblühende Brüdergemeinde, sowie die durch Goßner hervorgerufene religiöse Bewegung auf Herz und Gemüth des Jünglings einen durchschlagenden Einfluß geübt. Mit jener Glaubenswärme und Gefühlsinnigkeit ging aber eine gewisse unklare Verschwommenheit Hand in Hand, gegen die — wie er selbst zugestand — er später ernstlich zu ringen hatte.

Im J. 1834 bezog der strebsame Jüngling die Universität Dorpat. Auch hier waltete noch die subjectivistische Gefühlsrichtung vor. Durch den Einfluß des damaligen Curators – des frommen Fürsten Lieven — und des ihm eng befreundeten Rectors Gustav Ewers waren gläubige Professoren an die theologische Facultät berufen worden. Der Exeget Kleinert und der Dogmatiker Sartorius hatten im positiv-christlichen Sinne gewirkt. Der leidenschaftlich gegen allen Rationalismus zu Felde ziehende Professor Busch regte durch seine litterarische Gelehrsamkeit den jungen Theologen zu historischen, der geistvoll grübelnde Dr. August Carlblom (seit 1835 Nachfolger von Sartorius) zu religionsphilosophischen Studien an. Vor allem hat aber der die praktische Theologie vertretende ehrwürdige Professor (später Bischof) Ullmann die Wahl des Berufes beeinflußt, dem H. sich zu widmen beschloß.

Zu bedauern ist es wohl, daß sich der angehende Studiosus, als entschiedener Gegner des damals noch herrschenden Duellzwangs, von dem Verkehr mit den Commilitonen fast ganz fern hielt. Hier wäre das noch weiche Metall seines Naturells vielleicht zu größerer Festigkeit gestählt worden. Auch gegen die Eitelkeit, die gerade solch begabten Jünglingen nahe liegt, und die wohl zu dem „Gemeinen" gehört, das — nach Goethe's Wort — „uns alle zu bändigen" droht, wäre eine goldene Rücksichtslosigkeit der corporativen Genossenschaft ein vortreffliches Gegengewicht gewesen. Statt dessen blieb Harnack's Verkehr auf den engeren Kreis hervorragender junger Theologen beschränkt. Auch suchte er in Dorpat wieder Fühlung mit der Brüdergemeinde, deren Betstunden er fleißig besuchte. Dabei verzehrte er sich schier in der einseitigen Pflege seines inwendigen Glaubenslebens. Wie wenig dieses noch geklärt und gefestigt war, zeigte sich in dem wogenden Hin und Her der nächsten 5 Jahre (1837—42). Nach absolvirtem Studium wurde der junge Candidat auf ein paar Jahre Hauslehrer in der gräflich Stackelberg'schen Familie (auf dem Landgute Ellistfer bei Dorpat). Die hocharistokratische Atmosphäre dieses vornehmen Hauses erschien wohl kaum geeignet, den mit viel geselligen Talenten begabten, gesangeskundigen, in wallendem schwarzem Lockenhaar prangenden, stets salonmäßig fein gekleideten jungen Mann zur Schlichtheit und Festigkeit zu erziehen. Da mußte das ernste Leben und die göttliche Führung härter eingreifen, um den Hoch-

fliegenden auf festen Boden zu setzen und dem weich Angelegten Rückgrat zu verleihen.

Im J. 1840 zog er in die deutsche Welt hinaus, wo damals die Wogen im Kampf um Union und Lutherthum hochgingen. Um seine wissenschaftlichen Studien fortzusetzen, suchte er verschiedene Universitäten auf. In Bonn wurde er besonders durch J. Nitzsch angezogen. In Berlin lernte er Hengstenberg persönlich kennen, schloß sich aber besonders nahe dem Hofprediger Strauß an. Auch hat die damals in Berlin noch herrschende Hegel'sche Richtung (Marheineke) ihn zu philosophischen und dogmatischen Studien angeregt. In Elberfeld befreundete er sich intim mit dem berühmten reformirten Prediger Fr. W. Krummacher.

Durch all diese Einflüsse gerieth H. ganz in den Bannkreis der preußisch-unirten Kirche. Selbst die theologische Facultät in Erlangen, die er zuletzt aufsuchte, und wo namentlich Harleß akademisch wirksam war, vermochte nicht, ihn für entschiedenes Lutherthum zu gewinnen. So kehrte er im J. 1842, nachdem seine erste Druckschrift: „Jesus der Christ, oder der Erfüller des Gesetzes und der Propheten" als „ein biblischer Versuch" erschienen war, in das durch Philippi's Einfluß (seit 1841) streng lutherisch gewordene Dorpat zurück, um sich der akademischen Laufbahn zu widmen. Seine lateinisch geschriebene Habilitationsschrift (über den Prolog des Joh. Ev. 1843) verschaffte ihm die venia legendi. Ja, man übertrug dem jungen Ankömmling den seit Ullmann's Fortgang (1842) erledigten Lehrstuhl der praktischen Theologie.

Es war unleugbar ein gewaltiger Fehlgriff, einem in der kirchlichen Amtsführung gänzlich unerfahrenen und confessionell noch ungefestigten Jüngling von 27 Jahren dieses Katheder anzuvertrauen, das jedenfalls einen in der Praxis erfahrenen, reiferen Mann fordert. Aber für den jungen Docenten, wie für die lutherische Kirche Livlands, erwuchs doch aus dieser scheinbar unvernünftigen Wahl ein unberechenbarer Segen. Gott der Herr hat ihn hier in eine Schule genommen, die ihn von Jahr zu Jahr sichtlich erstarken ließ, nicht bloß in seiner Glaubensrichtung, sondern auch in Betreff seiner Leistung, wie für die Wissenschaft der praktischen Theologie, so für die kirchlich-amtliche Lehr- und Lebenswirksamkeit. Für seinen inwendigen, ja ich möchte sagen auch für seinen äußeren Menschen wurde Philippi's mannhaft-charakterfeste und doch liebevolle, kaustisch-humoristische und doch warm empfindende Persönlichkeit von durchschlagendem Einfluß. Die impressionable Natur Harnack's ward durch ihn tief innerlich bewegt und ergriffen. Zunächst gab es harte Kämpfe. Schließlich überwand ihn Philippi's Ueberzeugungskraft. Der jugendliche College fügte sich ihm nicht etwa wie einer äußerlichen übermächtigen Gewalt. Vielmehr wurde er von ihm berührt, wie von einem starken Magnet, der die schlummernden Eisentheile im wogenden Innern des strebsamen Theologen gewaltig anzog, während das Feuer der sarkastischen Philippi'schen Kritik jenes glänzende, aber noch unklar gemischte Metall zu gesunder Läuterung schmolz, um es sodann durch Abkühlung gleichsam zu brauchbarer Festigung zu härten. So wurde H. ein „kirchlicher" Theologe im tieferen Sinne des Wortes, d. h. nicht durch äußerliche Aneignung traditioneller Ueberlieferung, sondern durch tiefgreifendes Selbstgericht, durch schmerzliche Sündenerfahrung, durch heißerrungene Glaubensüberzeugung auf dem Grunde des göttlichen Worts.

Dies zeigte sich schon in seiner 1845 erschienenen Schrift: „Die Grundbekenntnisse der evangelisch-lutherischen Kirche", wo der confessionelle Standpunkt als ein selbständig erkämpfter zu Tage trat, während seine kurz vorher erschienene Magister-Dissertation („Die Idee der Predigt" 1844) und die darauf folgende Doctorschrift („De theologica practica recte definienda et

ndornanda" 1847) mehr den fachmännischen Gelehrten auf dem von ihm erwählten Specialgebiete erkennen lassen. Wie rasch und wie erfolgreich sich H. in seine akademische Thätigkeit einarbeitete, bewiesen sowohl seine Katheder-, als seine Kanzelvorträge. Ich nenne absichtlich beide zusammen. In seinem Colleg verstand er es, klipp und klar, vielleicht allzusehr systematisirend und schematisirend, den Stoff mit praktisch-pastoraler Anwendung vorzuführen. Hingegen trugen die Predigten, die er (seit 1847) als Universitätspastor zu halten hatte, etwas doctrinären Charakter und ließen das homiletische Schema wohl zu sehr zu Tage treten. Als Liturg am Altare war er sozusagen in seinem Element. Die ganze Würde der Persönlichkeit, die hohe Gestalt, die ästhetische Bewegung, die klangvoll schöne Stimme, der weihevolle Gesang, — alles wirkte zusammen, um diesem Theil des Gottesdienstes erhöhte Feierlichkeit zu verleihen. Auf der Kanzel war es doch anders. Man fühlte es seiner Predigt zwar ab, daß sie aus eigenster Glaubenserfahrung herausgeboren wurde. Aber es fehlte ihr das Packende, das praktisch Durchschlagende, kurz jene frische Unmittelbarkeit, wie sie aus der lebendigen Fühlung mit der Gemeinde erwächst. Diese war eben als selbständige Universitätsgemeinde damals noch nicht begründet. Anregend und gedankenreich waren seine Kanzelreden immer; aber sie trugen doch meist Abhandlungscharakter. Daher fanden auch die im J. 1848 von ihm in Druck gegebenen „Zwölf Predigten" keine weitere Verbreitung.

Tiefer griff H. ein in das praktische Leben der baltischen Kirche durch seine rege Antheilnahme an den Synodalverhandlungen und durch seine hervorragende Mitarbeit in den von der livländischen Provinzialsynode gewählten Ausschüssen zur Ausgestaltung der Liturgie. Ihm vor allem verdankt die evangelisch-lutherische Kirche Rußlands die 1872 erschienenen „Liturgischen Formulare" und die aus ihnen hervorgegangene vortreffliche neue Agende, die seit dem J. 1898 in Gebrauch ist.

Insonderheit bewegten aber damals heiße innere Kämpfe die lutherische Kirche Livlands. Es handelte sich nicht bloß um Abwehr der mit allen Mitteln der Verführung auftretenden griechischen Propaganda (seit 1845), sondern auch um Klärung der innerkirchlichen Zustände. Namentlich gegenüber der wachsenden herrnhutischen „Separation" und der sie begünstigenden unionistisch-verschwommenen Richtung mancher Pastoren that ein unumwundenes Zeugniß noth. In seiner Schrift: „Die lutherische Kirche Livlands und die herrnhutische Brüdergemeinde" (1860) faßte H. nur zusammen, was er auf mehreren Synoden als die sectirerische Gefahr jenes „Specialbundes" bezeichnet und gerügt hatte. Es ist und bleibt ein höchst bedeutsames Zeugniß für das gereifte und geklärte Urtheil des Mannes, der früher selbst jener Richtung huldigte, daß er nunmehr so energisch zum Kampf gegen ihre Auswüchse mahnte und zwar mit den rein geistlichen Mitteln des Gotteswortes. „Früher" — so bekennt er selbst — habe er Herrnhut als den „heimischen Heerd im Hause Gottes" angesehen. Aber in Livland sei er durch Erfahrung belehrt worden, daß jenes schwarmgeistige Wesen unter der Herrschaft des „Looses" zum heuchlerischen Pharisäismus großgezogen habe, der die Volksseele zu vergiften und zu entnerven, ja sie widerstandsunfähig zu machen drohe in dem nothwendigen Kampfe gegen die Conversionsversuche der griechischen Kirche. Denn — wie das Bengel'sche Wort als Motto jenes Buches besagt —: „Das ... Haus Christi wird nicht aus Schwämmen, sondern aus lebendigen ... gebaut".

In jener Zeit suchte H. durch wiederholte Vorträge über „die Kirche, ihr ... und ihre Merkmale" den Brüdern im Amt seinen confessionellen Standpunkt darzuthun. Die lutherische Kirche galt ihm nicht bloß als die „wahrste",

sondern als die wahre Kirche; zwar nicht sofern sie sich als äußerlich umgrenzbare Confessionsgenossenschaft darstelle oder in einem „Kirchenthum" organisire, wohl aber sofern sie als die Inhaberin des wahren, weil schriftgemäßen Bekenntnisses im Glauben und Leben sich erweise. Denn „das lauter und rein gepredigte Evangelium" und die demgemäß „verwalteten Sacramente" seien — nach Art. VII der Augustana — die Kennzeichen der wahren Kirche.

Diese Grundanschauung — mit Abschleifung einiger allzuscharfer Ecken und Kanten — hat H. auch in einer Reihe von Schriften zu vertheidigen gesucht, die er im Laufe der nächsten Jahre veröffentlichte. So zuerst in seinem Sendschreiben (vom J. 1855) an Jul. Müller: „Die Union und ihr neuster Vertreter"; ferner (zum Theil gegen W. Löhe gerichtet): „Die Kirche, ihr Amt und Regiment" (1862); sodann (gemeinsam mit Harleß herausgegeben): „Die kirchliche Bedeutung der reinen Lehre von den Gnadenmitteln"; und schließlich: „Die freie lutherische Volkskirche. Der lutherischen Kirche Deutschlands zur Prüfung und Verständigung vorgelegt" (1870). Durch all diese Arbeiten wollte H. nicht nur der Kirche seines Heimathlandes einen Dienst leisten, sondern auch nach Möglichkeit eine lebendige Fühlung zwischen der evangelischen Mutterkirche und ihrer baltischen Tochter herbeiführen. Auf größere Theilnahme von Seiten der deutschen Glaubensbrüder glaubte er berechtigten Anspruch erheben zu dürfen. Denn die lutherische Kirche der russischen Ostseeprovinzen bildet den „einzigen lebensvollen Berührungspunkt unserer evangelischen Glaubensgenossen mit dem großen osteuropäischen Reiche". Deutsche Gesinnung und Gesittung habe sich dort auf dem Grunde lutherisch-kirchlichen Glaubens und Lebens gebildet und durch Jahrhunderte trotz aller Anfeindung erhalten.

Nun, H. selbst wurde in die Lage versetzt, diese wärmere Berührung zwischen der baltischen und deutschen evangelischen Kirche durch seine persönliche Wirksamkeit zu fördern. Daß er der im J. 1853 von Erlangen aus an ihn gelangenden Aufforderung, die durch Höfling's Abgang erledigte Professur der praktischen Theologie zu übernehmen, nach kurzem Bedenken Folge leistete, läßt sich mit aus der Rücksicht auf seine Familienverhältnisse erklären. Schon im J. 1848 hatte er sich mit Marie, der jüngsten Tochter des in Dorpat allbeliebten Ewers'schen Hauses verlobt. Sie hatte schon als unmündiges Kind ihren prächtigen Vater verloren. An ihrer Begabung und Originalität war es zu spüren, wie heilsam die gesunde Mischung des urwüchsig-deutschen väterlichen Bauernblutes mit der schlicht vornehmen Eigenart einer Tochter aus dem baltischen Adel sich erwies. Gustav Ewers, der (1781—91) auf einem westfälischen Dorfe aufwuchs und als Knabe barfuß die Gänse seines Vaters gehütet hatte, war unter der Fürsorge des Pastors seines Geburtsortes durch Fleiß, Begabung und Ausdauer zu höherer Bildung gelangt. Nachdem er das Gymnasium absolvirt und in Göttingen die höchste akademische Würde sich errungen, folgte er einem Rufe als Hauslehrer nach Livland, wo er in der Familie des Landraths v. Richter (auf Waimel) dessen Pflegetochter Dorothea Baronesse Maydell, die er selbst Jahrelang unterrichtet hatte, so lieb gewann, daß er sie (1811) heirathete, nachdem er schon im J. 1809 als Professor der Geschichte, Statistik und Geographie Rußlands an die Dorpater Universität berufen worden war. Bei den Studenten und Collegen allbeliebt, wurde er 12mal zum Rector erwählt und errang sich durch seine litterarischen Arbeiten als erster Begründer der russischen Rechtsgeschichte einen berühmten Namen. Erst 49 Jahre alt starb er, allgemein betrauert, im J. 1830 und hinterließ seiner Wittwe einen Sohn und vier Töchter, von denen die jüngste, Marie, damals 3 Jahre alt war. Unter der liebevollen und zugleich straffen Zucht ihrer charakterfesten

Mutter reifte sie zu ausgeprägter Selbständigkeit heran. In ihr vereinigten sich heißer Freiheitsdurst mit pietätvollem Ernst, hohe geistige Verstandsbildung mit demüthiger Glaubensüberzeugung, die namentlich unter Philippi's Einfluß sich zu lutherischer Festigkeit entwickelte. Trotz ihrer etwas herben und scharfen Eigenart wußte sie durch sprudelnd originellen und zugleich echt weiblichen Geist den geliebten Mann ihrer Wahl in seinem theologischen Beruf, sowie vor allem in der Erziehung der Kinder zu unterstützen.

Vier Jahre reich gesegneter Ehe verlebte H. noch mit ihr in Dorpat, zur Freude seiner Schüler und Berufsgenossen, die mit wärmster Theilnahme das stetige Reifen und die inneren Fortschritte des akademischen Lehrers verfolgten und dankbar empfanden. Nach Philippi's Berufung an die theologische Facultät zu Rostock (1852) wurde H. das Katheder der systematischen Theologie zeitweilig übertragen. Da erwies sich seine hohe Begabung für dogmatische Geistesarbeit durch die frische und feine Art, wie er sich in dieses ihm bisher fremde Gebiet hineinzuarbeiten verstand. Gleichwohl hatte jener im J. 1853 an ihn gelangende Ruf nach Erlangen etwas Verlockendes. Dort hoffte er wieder in das ihm genehme Fahrwasser zu gelangen. Dazu kam, daß seine Gattin, trotz ihrem warm baltischen Grundgefühl, doch im Hinblick auf die Erziehung der Kinder und in Rücksicht auf die regere Geistesbewegung im deutschen Mutterlande entschieden zur Uebersiedelung rieth, so schwer ihr auch die Trennung von der innig geliebten Heimath fiel. In Erlangen begann nun für H. die zweite Periode seines beruflichen Lebens und Wirkens. Während der ersten in Dorpat hatte er in jugendlich rüstigem Eifer den Acker bestellt und den guten Samen gestreut. Dort erlebte er auch noch die beginnende Blüthezeit. Während der nun folgenden 13 Jahre akademischer Lehrthätigkeit in Deutschland (1853–66) war jene Saat mehr und mehr zur Reife gelangt. In der Schlußperiode seines Lebens (1866—89), wo er wiederum in der alten Heimath wirkte, konnte er — trotz seiner durch ernste Erkrankung seit 1872 gelähmten Kraft, die ihm neuen Acker zu brechen nicht gestattete — doch in stiller, freudiger Zuversicht und mit eisernem Fleiß die reiche Erntefrucht seiner bisherigen Arbeit einheimsen. — Tiefgreifende schmerzliche Erfahrungen wurden ihm nicht erspart. Gott hat ihn gerade in Erlangen die bitterste Anfechtung und die schwerste Kreuzesschule durchkosten lassen. Zuerst litt er sowohl, als namentlich seine Frau — die mit allen Fasern ihres Wesens in der baltischen Heimath und Kirche wurzelte — schwer unter dem Heimweh. Es wurde ihnen nicht leicht, in die Erlanger Verkehrsweise sich zu finden. Obwohl intimere Beziehungen zu manchen Häusern — so namentlich dem Thomasius'schen — sich anknüpften; obwohl die Studenten Harnack's glänzenden Vortrag gern hörten und manch treuer Schüler ihm persönlich nahetrat; obwohl er das volle Vertrauen der Collegen genoß, die ihn zum Prorector erwählten, wollte es ihm nicht gelingen, in dem neuen Wirkungskreis sich ganz heimisch zu fühlen. Dazu kam der schwere Schlag, der ihn zu zermalmen drohte: sein innig geliebtes Weib, das ihm vier Söhne und eine Tochter geboren hatte, starb über der Geburt des jüngsten Sohnes (im J. 1857).

In dieser Zeit seines Wittwerstandes widmete er sich der Erziehung seiner verwaisten unmündigen Kinder, und versenkte sich tief in litterärische Arbeit. Besonders gereichte ihm zum Trost und zur Glaubensstärkung die Versenkung in Luther's Werke, zu der ihn seine selige Frau mit eindringender Wärme wiederholt gedrängt hatte. Noch während ihrer Lebzeiten hatte er seine zur Jubelfeier der Dorpater Universität (1852) verfaßte Schrift: „Darstellung des Cultus im apostolischen Zeitalter“ neu bearbeitet und als selbständiges Buch herausgegeben unter dem Titel: „Der christliche Gemeindegottesdienst im

postolischen und altkatholischen Zeitalter" (mit besonderer Berücksichtigung der ogenannten Arkan-Disciplin 1854). Zwei Jahre darauf erschien eine text-ritische Untersuchung: „Der kleine Katechismus Luthers in seiner Urgestalt" 1856). Außerdem veröffentlichte er vom J. 1860 ab jene oben schon ge-annten Schriften über die „Kirche". Im J. 1862 vollendete er den ersten Band seines groß angelegten Werkes: „Luther's Theologie, mit besonderer Be-iehung auf seine Erlösungs- und Versöhnungslehre", ein Buch, das er „mit einem Herzblut geschrieben". Daß es in jener Zeit, wo die großen Köstlin'schen Werke über Luther erschienen, nicht allgemeinere Beachtung fand, lag wohl nit daran, daß die vorwaltend systematisirende Behandlungsweise des großen Stoffes der historisirenden Zeitrichtung nicht entsprach.

Nach siebenjährigem Wittwerstande schloß H. (im J. 1864) eine zweite Ehe, abermals mit einer Tochter der baltischen Lande: Helene Baronesse Maydell. Auch sie war, obwohl aus Estland stammend, in Dorpat unter Philippi's Einfluß zu gesund lutherischer Gesinnung herangereift. Sie wurde hm eine treue und traute Genossin seiner Leiden und Freuden, eine ebenso rnste als begeisterte Beratherin in seiner Berufsthätigkeit, wie namentlich in er Erziehung seiner noch unmündigen fünf Kinder.

Im J. 1866 war die Dorpater Professur der praktischen Theologie durch Erhebung A. Christiani's zum livländischen Generalsuperintendenten vacant eworden. So schwer ihm das Scheiden aus Deutschland wurde, glaubte er och dem an ihn gelangenden Ruf in einer Zeit schwerer Anfechtung der liv-ändischen Landeskirche folgen zu müssen. Hier entfaltete er bis zum J. 1872 nsonderheit auf liturgischem Gebiete seine oben erwähnte litterarische Thätig-eit. In seinem Hause hatte er während jener 9 Jahre der Dorpater Berufs-wirksamkeit große Freude an der Entwicklung seiner Kinder. Streng und iebevoll wußten die Eltern jedes einzeln nach dessen Eigenart zu fassen und urch das Beispiel steter Selbstzucht zur Selbständigkeit und Pflichttreue anzuregen. Insonderheit den Söhnen gegenüber folgte der Vater dem ausgesprochenen Grund-atz: „sie müssen eine Macht über sich fühlen, um zu Männern heranzureifen". Zwar blieb auch jetzt in dem so reich sich entfaltenden häuslichen Leben der eiße Schmerz den Eltern nicht erspart. Die einzige Tochter (Anna) wurde hnen in ihrer vollsten Jugendblüthe nach kurzer schwerer Krankheitsnoth ge-ommen. Die hochbegabten Söhne aber entwickelten sich in baltischer Luft als Jünger der damals noch blühenden alma mater Dorpatensis und als hervor-agende Glieder der Corporation Livonia zu tüchtigen Männern, die bald — in jeder in seiner Art — anerkannte Stellungen sich errangen. Es dürfte wohl selten vorkommen, daß aus einem Hause die vier einzigen Söhne nicht loß in den vier Facultäten es zu der höchsten akademischen Würde brachten, ondern auch durch litterarische Fruchtbarkeit und erfolgreiche Lehrthätigkeit sich uf deutschen Hochschulen bewährten.

Zu des Vaters siebzigstem Geburtstag (22. December a. St. 1886) über-eichten ihm diese vier Söhne eine Denkschrift, in der ein jeder von ihnen aus em Gebiete seiner wissenschaftlichen Specialforschung einen Beitrag geliefert atte. Dies war für den hinsiechenden, aber doch noch geistig regsamen Greis ine wehmüthig-herzliche Freude. Denn damals war seine Vollkraft bereits ebrochen. Im J. 1872 hatte ihn ein Schlaganfall getroffen. Das herbe Geschick, das seinen Leib traf, war zugleich eine verklärende Gottesthat an seiner Seele. Er wurde je länger je schlichter, wenn auch die alte Vollkraft gebrochen rschien. Noch drei Jahre machte er den Versuch, den altgewohnten Stoff für eine Vorlesungen neu zu gestalten. Da er aber selbst fühlte, daß es ihm an

Frische und Freudigkeit gebrach, trat er als Professor emer. vom J. 1875 ab in den Ruhestand.

Aber ausruhen im Sinne eines otium cum dignitate vermochte sein immer noch arbeitender und fleißig sammelnder Geist nicht. Nach jener ersten schweren Erkrankung sprach er es selbst der sorgsam ihn pflegenden Gattin gegenüber aus: „Ja, äußerlich wird es enger, aber innerlich immer weiter, immer lichter!“ Unter der heißen Trübsal seines körperlichen Siechthums reifte nicht bloß sein inwendiger Mensch für die himmlische Ernte; sondern es ward ihm noch vergönnt, in emsigem Fleiße einzuheimsen, was er im Laufe 35jähriger akademischer Thätigkeit sich erarbeitet hatte. So erschien in den Jahren 1877/78 sein groß angelegtes System der „Praktischen Theologie“ (4 Theile in 2 Bänden), allgemein anerkannt als eine überaus gründliche Arbeit, deren nothwendig gewordene 2. Auflage leider von dem Verfasser nicht mehr zum Abschluß gebracht werden konnte. Auch seine im J. 1882 in 2 Bänden erschienene „Katechetik“ nebst „Erklärung des lutherischen Katechismus“ fand — namentlich bei den Pastoren der Ostseeprovinzen — eine freundliche Aufnahme. Außerdem fand er noch Zeit und Kraft, um für das Zöckler'sche Handbuch der theologischen Wissenschaften (3. Aufl.) die „Liturgik, Pastorallehre und Kybernetik“ zu bearbeiten. Ja, selbst an den Tageskämpfen in unseren baltischen Kreisen nahm er so lebhaften Antheil, daß er bei dem seit 1884 entfachten Streit über die „Irrthumsfreiheit der Bibel“ ein „Wort zum Frieden“ zu sagen und Oel auf die hochgehenden Wogen zu gießen wußte durch seine 1885 erschienene Schrift „Ueber den Kanon und die Inspiration“. Und wie ein abschließendes Testamentswort klang es, als er das Jahr darauf (1886) in dem ausführlichen Vorwort zum 2. Bande seiner „Theologie Luthers“ den jungen Nachwuchs vor der abschüssigen Bahn der Ritschl'schen Theologie warnte. Zunächst erkennt er das große, bleibende Verdienst dieses charaktervollen Forschers an, theils in dessen erfolgreicher Bekämpfung der Baur'schen Schule, theils in seiner Abwehr aller todten Orthodoxie und jener gefahrdrohenden Verquickung philosophischer Metaphysik mit der Theologie. Da hatte Ritschl geradezu reinigend und klärend gewirkt. Aber gleichzeitig warnte H. vor der drohenden Vermischung eines kantisch angehauchten „Moralismus“ und „Kriticismus“ mit den Elementen eines „modernen“ Christenthums, das sich — bei einseitiger Betonung der Bergpredigt und der Reich-Gottes-Idee — durch Hintansetzung der theologischen und christologischen Centraldogmen kennzeichne. So laufe man Gefahr, den „wesentlichen Ertrag der Reformation zu verlieren“ und „den Felsengrund des evangelischen Glaubens anzutasten“.

Lediglich auf diesem unerschütterlichen Fels der Erlösung und Versöhnung durch den menschgewordenen Gottessohn wolle er — so schließt H. jene Einleitung — sein Haus gebaut haben, nicht auf den Triebsand der Tagesmeinung, die mit ihrer sogenannten „inneren“ Kritik das wahre Christenthum aus der Welt hinauskritisire und an dessen Stelle ein selbstgemachtes setze. Dagegen sei vor allem die ernsthafte „Selbstkritik“ am Platze, jene „Kritik des Gewissens“, die zu vertiefter „Erkenntniß des Grundwesens der Sünde“ führe. Da müsse Luther mit seinem ernsten „Trutzruf“ wieder auf den Leuchter gestellt und seine Warnung vor jenen „wilden Wegen“ beachtet werden, auf denen wir „Christum, den tröstlichen Heiland, verlieren“.

So herb und scharf diese Worte klingen mögen, — sie sind doch versöhnlich gemeint und aus tiefster Ueberzeugung eines gereiften Gottesmannes heraus geboren. Gerade in der letzten Leidenszeit war der treue Arbeiter zu friedliebender Schlichtheit und demuthsvoller Selbstbescheidung gelangt, dies beweisen nicht bloß die letzten Jahre des collegialen und freundschaftlichen

Verkehrs, sondern auch die häuslich concentrirte Art seines Wirkens, sowie seine geradezu rührend kindliche Ergebung in die Leidenswege, die Gott ihn führte. Ein Jahr vor seinem Tode kam noch die erschütternde Nachricht von dem Heimgange seines heißgeliebten Sohnes Axel, der im rüstigsten Mannesalter — fast im Beginn seiner reichgesegneten Thätigkeit an der polytechnischen Hochschule in Dresden — einem tuberculosen Leiden erlag. Dieser Schlag traf den greisen Vater mitten ins Herz, vermochte aber nicht, ihn in seinem festen Glauben an Gottes erbarmende Liebe irre zu machen. Die fast gleichzeitig eintreffende Kunde von der ehrenvollen Berufung des älteren Zwillingsbruders Adolf an die Berliner Hochburg der Wissenschaft war nicht im Stande, jenen Schmerz zu stillen, erfüllte vielmehr den besonnen urtheilenden Vater mit ernster Sorge. Hatte doch der streng kirchlich gesinnte Mann die zur modernen Theologie hinneigende Richtung des berühmt gewordenen Sohnes mit innerster Theilnahme begleitet, ohne je Pression auf ihn zu üben. Denn er lebte und starb der Ueberzeugung, daß Gott einen jeden Christenmenschen und so auch jeden wahren Theologen seine besonderen Wege führe, um ihn zu vertiefter Sündenerkenntniß und persönlichem Heilsglauben, ja zu wahrer Sterbensfreudigkeit gelangen zu lassen. Es dauerte auch nicht mehr lange, bis dem geprüften und gereiften Jünger des Herrn ein seliges Sterbestündlein vergönnt ward. Am 13./25. September 1889, in noch nicht vollendetem 73. Lebensjahre verschied er still und friedlich in den Armen seiner Gattin, die ihm mit selbstloser Aufopferung während der langen Zeit seines Siechthums zur Seite gestanden.

„Der Tod dieses greisen Pilgers“ — so heißt es in dem Nachruf eines seiner nächsten Freunde — „war so sanft, als ob ihm die Seele weggeküßt würde“, ein schöner Tod nach langer und banger Lebensmühsal! Auch er hat es erfahren müssen, was im 90. Psalm zu lesen ist, daß selbst das „Köstliche“, d. h. das Scheinende und Prangende unserer irdischen Wallfahrt: der Glanz und die Ehre, das Ansehen und der Ruhm unter den Menschen eitel „Mühsal und Nichtigkeit“ sind. Aber Gott der Herr wandelte ihm das Mühselige in Seliges, das glanzvoll Eitle in eitel Gold der Wahrheit und Gnade. Im Feuer der Anfechtung wurden die Schlacken seiner menschlich-natürlichen Eigenart weggeläutert und der Silberblick seiner christlich-geheiligten Persönlichkeit trat immer heller zu Tage. Unter den Hammerschlägen göttlicher Schickungen „zum Manne geschmiedet“, hat er sich als ein echter und rechter Gotteskämpfer bewährt. Und wenn ihm auch über dem Ringen „das Gelenk seiner Hüfte gerührt“ ward und er schließlich „hinkend“ aus dem Kampfe hervorging, — ihm brach doch die Morgenröthe an mitten im Dunkel der Nacht. Er wußte sich von Gott gesegnet und wurde eben dadurch vielen zum Segen.“

Alex. v. Oettingen.

Harnier: Caspar Simon Ludwig Eduard von H., Dr. iur., Senator, Schöffe und Syndikus der Freien Stadt Frankfurt am Main (Neffe des Nachfolgenden). Zu Frankfurt a. M. im J. 1800 geboren, erlangte er 1820 den akademischen Grad eines Doctors beider Rechte, wurde 1825 Rathsschreiber, trat 1831 als Senator in den Rath der Freien Stadt Frankfurt und bekleidete in den Jahren 1837, 1839 und 1841 das Amt des regierenden jüngeren, sowie in den Jahren 1855, 1857 und 1859 jenes des regierenden älteren Bürgermeisters dieser Freien Stadt. Nachdem er im Laufe der Jahre mehrere hohe Stellen in der Justiz und in der Verwaltung der Freien Stadt Frankfurt versehen hatte, auch 1845 zum Syndikus erwählt worden war, wurde ihm 1848 und sodann vom 10. Mai 1851 bis zum Jahre 1861 die Stelle eines Gesandten der Freien Stadt Frankfurt, bezw. der 4 Freien Städte,

em deutschen Bundestage übertragen. Zu den von ihm als Bevollmächtigtem des Senates abgeschlossenen Staatsverträgen und gepflogenen wichtigeren Verhandlungen zählen insbesondere der Staatsvertrag vom 8. Juni 1841 zwischen Kaiser Ferdinand I. und dem souveränen Johanniterorden einer-, sowie dem Senate der Freien Stadt Frankfurt a. M. andererseits, betr. die ehemalige Johanniter-Ordens-Commende zu Frankfurt; jener vom 18. März 1842 zwischen Kaiser Ferdinand I. und dem Erzherzoge Maximilian von Oesterreich-Este, Hoch- und Deutschmeister einer- und dem Senate der Freien Stadt andererseits, betr. die Hoheit über das Dorf Niederrad und die im Gebiete der Freien Stadt gelegenen Güter des deutschen Ritterordens; endlich jener vom 28. September 1845 zwischen denselben Contrahenten inbetreff der Verhältnisse des deutschen Hauses dortselbst.

1847 hat er die Freie Stadt Frankfurt a. M. als Bevollmächtigter bei den zu Leipzig abgehaltenen Conferenzen zur Ausarbeitung der allgemeinen deutschen Wechselordnung vertreten und in den Jahren 1850—1851 als Gesandter und Vertreter gen. Stadt an den Dresdener Ministerialconferenzen Theil genommen. Ebrard.

Harnier: Heinrich Wilhelm Karl von H., preußischer Legationsrath, später großh. hess. Geheimer Rath, außerordentlicher Gesandter und bevollm. Minister, wie auch Bundestagsgesandter, geboren zu Kassel 1767, † zu München 1823. H. stammte aus wallonischer, um 1650 nach Deutschland eingewanderter Hugenottenfamilie, trat in den preußischen diplomatischen Dienst und zeichnete sich besonders bei den Verhandlungen Preußens mit Frankreich, welche zu dem Basler Frieden 1795 führten, aus. Nachdem ihm später als preußischem Legationsrath in München im J. 1804 die gleichzeitige Vertretung der hessen-darmstädtischen Interessen am Münchener Hofe übertragen worden war, ging er nach der Katastrophe des Jahres 1806 ganz in großherzoglich hessische Dienste über. Im J. 1815 zum hessischen Bundestagsgesandten ernannt, trat er infolge politischer Meinungsverschiedenheiten mit dem Fürsten Metternich im Verein mit noch Anderen von dieser Stellung zurück und ging wieder als außerordentlicher Gesandter und bevollmächtigter Minister nach München, wo er im J. 1823 an den Folgen eines Schlaganfalles, der ihn während eines Rittes im Englischen Garten traf, starb. Ein beredtes Zeugniß von der Werthschätzung der hervorragenden Eigenschaften seines Charakters und Geistes und seiner echt deutschen Gesinnung seitens seiner Zeitgenossen liefern u. a. die in den Tagebüchern des Grafen August v. Platen enthaltenen zahlreichen Bemerkungen über ihn. Er war der Vater des 1800 in München geborenen und 1838 in Meran gestorbenen hessen-darmstädtischen Legationsrathes Wilhelm v. H. und Großvater des 1861 am weißen Nil durch einen Büffel getödteten Afrikareisenden Wilhelm v. H. Ebrard.

Harnier: Wilhelm von H., Afrikareisender, wurde 1836 zu Eckezell im Großherzogthum Hessen geboren. Er widmete sich dem Officiersberufe, war doch schon nach kurzer Zeit aus Gesundheitsrücksichten gezwungen, seinen Abschied zu nehmen. Um Erholung zu suchen, begab er sich im Herbst 1856 nach Aegypten. Den Winter verbrachte er theils in Kairo, theils auf einer Nilfahrt. Im folgenden Jahre hielt er sich in verschiedenen Gegenden Syriens, namentlich in den Thälern des Libanon auf. Dann kehrte er nach Kairo zurück und durchstreifte unermüdlich als Kameelreiter die weitere Umgebung. Im Frühjahr 1859 trat er eine längere Reise nach Nubien an. Er fuhr den Nil aufwärts bis Korosko, benutzte dann die vielbegangene Karawanenstraße

durch die nubische Wüste nach Abu Hammed, zog darauf am östlichen Nil entlang bis Berber und weiterhin zu Schiffe bis Chartum. Nachdem er längere Zeit als Jäger und Naturaliensammler verweilt hatte, unternahm im Ruderboot einen Abstecher bis Roseires am Blauen Nil. Hierauf b er sich wieder nach Kairo zurück, wo er nach einer Abwesenheit von 9 Mo im Januar 1860 eintraf. Er brachte eine reiche Ausbeute an Thieren ethnographischen Gegenständen, sowie eine Menge eigenhändig aufgenom sorgfältiger Zeichnungen mit und veröffentlichte einen Bericht über seine lebnisse in Petermann's Mittheilungen (1861, S. 129—133). Der glü Erfolg dieser ersten Reise ermuthigte ihn zu einer zweiten größeren, die das Gebiet des oberen Weißen Nil unternehmen wollte. Um sich hinre auszurüsten und um mit bewährten Afrikanern persönliche Fühlung z winnen, begab er sich nach Deutschland. Bereits im Juni traf er wied Kairo ein, und nach wenigen Wochen trat er die Fahrt nilaufwärts an. Gefährten begleiteten ihn der Jäger Repp aus Hessen und der Präpa Wilke aus Preußen. Nachdem er sich in Chartum mit schwarzen Di versehen hatte, ruderte er den Weißen Nil hinauf und durchquerte das der Schilluk, Nuer, Kitsch, Elliab, Bor, Tschir, Bari und anderer stämme. Wo die Verhältnisse es gestatteten, landete er und widmete si Jagd. Die Eingeborenen wußte er überall durch freigebige Austheilun Fleisch günstig zu stimmen. Am 10. Februar 1861 traf er in Gond ein, besuchte die weiter südlich gelegenen Stromschnellen des Nils und bis zum 4. Breitengrad vor. In dieser Gegend verlor er seine beiden päischen Gefährten, die dem Fieber erlagen. Da die Regenzeit nahte, be er, sich für mehrere Monate an einem geeigneten Orte fest niederzul In Gondokoro mißfiel ihm das räuberische Treiben der Kaufleute und Scl händler. Er zog deshalb etwas weiter nördlich und erbaute unter 6. Breitengrad im Grenzgebiete der Elliab- und Tschirneger auf dem ufer des Nils für sich und seine Leute eine Hüttencolonie, neben der er botanischen Garten und eine Pflanzung anlegte. Da die Jagd ergiebig siedelten sich um ihn bald zahlreiche Negerfamilien an, die er reichlich Fleisch versorgte und deren Leben und Sitten er auf diese Weise eing beobachten konnte. Bald aber stellte sich infolge seiner Streifereien dur ungesunden Sumpfwälder ein heftiges Fieber ein, das ihn nicht wieder ließ. Da öfters Todesahnungen über ihn kamen, wünschte er zu seiner ruhigung und Aufheiterung in Verkehr mit gebildeten Europäern zu t Er verließ deshalb seine Station und begab sich Ende August nach dem nördlich unter dem 7. Breitengrade gleichfalls am Nil gelegenen kl Handelsplatze Heiligenkreuz, wo der ihm von früher her bekannte Missi Morlang lebte, der sich seiner annahm. Bald war er wieder soweit gekrä daß er auf die Jagd gehen konnte. Am 23. November 1861 hatte er Unglück, einen mächtigen Büffelstier anzuschießen, der sich auf ihn stürzte ihn mit Hörnern und Hufen bis zur Unkenntlichkeit zerriß und zermal Morlang sandte die Tagebücher und Sammlungen des so plötzlich Verschied an die Verwandten in Deutschland. Die Aufzeichnungen erschienen zuerst zugsweise in Petermann's Mittheilungen (1862, Ergänzungsheft 11, S. bis 141), dann ausführlicher als selbständiges Werk („Wilhelm v. Harni Reise am oberen Nil. Nach dessen hinterlassenen Tagebüchern herausgeg von Adolf v. Harnier." Darmstadt u. Leipzig 1866). Dieses enthält au dem Text eine Specialkarte der Reise und auf 27 farbigen Tafeln allerh Landschaften, Thierbilder und Völkertypen in trefflicher lithographischer production nach den Originalzeichnungen des Verstorbenen. Diese Abbildun

hören zu den besten, die man aus jenen Gegenden hat. — H. ist kein
issenschaftlicher Reisender im höheren Sinne, da es ihm an der nöthigen
Vorbildung fehlte. Doch besaß er ein schönes Zeichentalent, das ihm zu einer
Zeit, in der die photographische Technik noch wenig entwickelt war, trefflich
zu statten kam. Seine Hauptleidenschaft war die Jagd, die er bis zur Toll-
kühnheit betrieb. Er starb in der Blüthe der Jugend. Bei längerem Leben
hätte die Afrikaforschung Großes von ihm erhoffen dürfen.

Petermann's Mittheilungen 1862, S. 274 f.

Viktor Hantzsch.

Harrer: Hans H., Finanzmann und Industrieller, ist eine der markan-
testen Persönlichkeiten der sächsischen Verwaltungs- und Wirthschaftsgeschichte
des 16. Jahrhunderts. Ueber Heimath, Geburtsjahr, Herkunft und Bildungs-
gang ist nichts bekannt. Von Jugend an beschäftigte er sich mit den Ver-
hältnissen des Geldwesens, des Handels und Gewerbes und erlangte auf diesen
Gebieten gründliche Kenntnisse und vielseitige Erfahrung. Um 1550 trat er
zunächst in untergeordneter Stellung in den Dienst des Kurfürsten Moritz
von Sachsen. Auch dessen Bruder und Nachfolger August schenkte ihm sein
Vertrauen und übertrug ihm, da er sein Finanztalent zu schätzen wußte, um
1562 das bedeutungsvolle und verantwortungsreiche Amt des Kammermeisters.
Als solcher übernahm er die schwierige Aufgabe, die drückenden Schulden seines
Herrn abtragen und die darniederliegende Finanzkraft des Landes heben und
kräftigen zu helfen. Er entledigte sich dieser Aufgabe mit so glücklichem Er-
folge, daß zwar nicht durch sein Verdienst allein, wol aber unter seiner kräftigen
Mitwirkung die Schulden in der That allmählich verschwanden und der Kur-
fürst trotz mancher verfehlten und verlustreichen Speculation und trotz beträcht-
licher Aufwendungen für den Glanz des Hofes, für Verstärkung des Heeres,
für Unterstützung der Kirchen und Schulen, sowie der Künste und Wissen-
schaften allmählich einen baren Schatz von nahezu 2 Millionen Gulden an-
sammeln konnte. H. trug zur Erreichung dieses glänzenden Ergebnisses haupt-
sächlich dadurch bei, daß er das kurfürstliche Rechnungswesen durch eine Reihe
tief einschneidender Reformen und durch eine scharfe Ueberwachung der Be-
amten wesentlich verbesserte, daß er ferner seinen Herrn auf eine intensivere
Ausnützung der natürlichen Hülfsquellen seines Landes hinwies und daß er
ihn endlich zur Betheiligung an verschiedenen, oft sehr einträglichen kauf-
männischen Geschäften und gewerblichen Betrieben anregte. Eine seiner wich-
tigsten Aufgaben bestand darin, daß er die Einnahmen und Ausgaben seines
Herrn verzeichnete und am Schlusse jedes Vierteljahres übersichtlich zusammen-
stellte. Leider haben sich von seinen Rechnungen nur diejenigen, welche das
Jahr von Crucis 1566 bis ebendahin 1567 umfassen, im Dresdener Haupt-
staatsarchiv erhalten, während die übrigen verloren zu sein scheinen. Dasselbe
Archiv besitzt auch 4 Foliobände mit Briefentwürfen Harrer's aus den Jahren
1572—1580. Die zugehörigen Antworten, sowie die von ihm geführten
Handelsbücher, deren Kenntniß von höchstem Interesse für die Wirthschafts-
geschichte sein würde, sind nicht mehr vorhanden. Die dienstliche Thätigkeit
Harrer's war eine sehr anstrengende. Er hatte keinen festen Amtssitz, sondern
folgte in der Regel dem Hoflager seines reiselustigen Herrn, um stets zu dessen
Verfügung zu stehen. Der Kurfürst hörte fast täglich seinen Vortrag, fragte
ihn bei allen geschäftlichen Angelegenheiten um Rath und übertrug ihm häufig
schwierige und vertrauliche Commissionen, die allerdings nicht immer zu seiner
Zufriedenheit erledigt wurden. Auch die Kurfürstin Anna beauftragte ihn
öfters mit Besorgungen der verschiedensten Art, nahm ihn bei ihren Einkäufen
und sonstigen Wirthschaftsangelegenheiten nicht selten stark in Anspruch und

benutzte auf seinen Rath günstige Conjuncturen des Geld- und Waarenma
zu vortheilhaften Geschäften. Beide Fürstlichkeiten übertrugen ihm auch,
er zahlreiche Verbindungen mit in- und ausländischen Boten und Kaufle
unterhielt, gelegentlich die Beförderung wichtiger Briefe, die Einziehung
Erkundigungen über bemerkenswerthe Ereignisse an fremden Höfen und
wärtigen Orten und die Erwerbung seltener Stücke für ihre Kunstsammlun
Ebenso wurde er zu zahlreichen Reisen verwendet. Besonders besichtigt
öfters die Schloßbauten, die der Kurfürst an verschiedenen Orten seines La
ausführen ließ, überzeugte sich von ihren Fortschritten und prüfte die B
rechnungen. Ferner verhandelte er im Namen seines Herrn theils persön
theils schriftlich mit den Künstlern, Handwerkern und sonstigen Lieferan
die dieser beschäftigte, ertheilte ihnen die Aufträge, begutachtete ihre Leistu
und führte die Zahlungen an sie ab. Auch nahm er Bittschriften entge
um sie bei günstiger Gelegenheit dem Kurfürsten zu überreichen, erledigte
käufe und sonstige Commissionen für auswärtige Fürsten, ordnete die V
mögensverhältnisse verschiedener in Geldschwierigkeiten gerathener Adelsfam
und unterhielt mit fast allen Kreisen der Bevölkerung die vielseitigsten
lichen und privaten Beziehungen. Neben seinen mannichfachen dienstl
Obliegenheiten fand er noch Muße, für eigene Rechnung zahlreiche, wenn
nicht immer gewinnbringende Geschäfte zu betreiben, für die er ein mit F
kenntnissen ausgerüstetes Personal und verschiedene Vertrauenspersonen an
wichtigsten Handelsplätzen des Binnenlandes und der Seeküste unterhielt.
lohnendsten erschien ihm das Geldgeschäft. Er lieh Capitalien in theilw
sehr ansehnlichen Beträgen an Standesherren und Kaufleute auf hohe Zi
aus und wechselte fremde Geldsorten gegen einheimische ein. Weniger
träglich erwies sich die Bewirthschaftung ländlicher Besitzungen, wie der Ri
güter Hermsdorf bei Dresden und Teuchern bei Weißenfels, die er von
armten Schuldnern an Zahlungsstatt übernehmen mußte. Diese Güterbew
schaftung bewog ihn, einen schwunghaften Großhandel mit landwirthschaftl
Erzeugnissen zu beginnen. So betheiligte er sich an Getreidegeschäften
Böhmen und Anhalt, führte Sämereien, Gemüse und Früchte ein, bezog Pf
aus Italien, Rinder aus Polen, Schafe aus Schlesien und Geflügel
Böhmen. Noch bedeutender war sein Handel in Rohproducten und Color
waaren, die er meist über Hamburg, Lübeck und Danzig erhielt. Theils
eigene Rechnung, theils im Auftrage des Kurfürsten kaufte und verkauft
Blei, Kupfer, Zinn, Alaun, Salz, Talg, Flachs, Färberröthe, Südfrü
spanischen Wein, englisches Tuch, Mühlsteine, Bretter, seltene Thiere,
gestopfte Vögel und andere Naturmerkwürdigkeiten, Luxusartikel und M
neuheiten aller Art. Mit besonderem Erfolge wendete er sich dem Berg
zu. Von vielen ertragreichen Gruben und Hütten erwarb er Kuxe.
Altenberg gewann er Zinn, im böhmischen Erzgebirge und im Mansfeldis
Kupfer, in der Freiberger Gegend Silber. Von den Mansfelder Werken h
er den 5. Theil um 100 000 Gulden erkauft. Im sächsischen Kurkreis b
er zwei Alaunwerke. In Schneeberg und Annaberg ließ er Mineralfa
namentlich für den Export nach Südeuropa herstellen. Auf seinem Pacht
Hermsdorf betrieb er eine Papierfabrik, die allerdings unter dem Drucke ü
mächtiger Concurrenz nicht zur Blüthe gelangte und ihm gleich einer Sam
und Seidenfabrik in Meißen, an der er mit Capital betheiligt war, v
Verdrießlichkeiten bereitete. Ebensowenig glückte es ihm mit einer Tuchfärb
in Torgau, welche rohe englische Tuche verarbeitete, mit einer Zuckerraffin
und mit einem Gasthof in Annaburg. Am verhängnißvollsten aber wurde
ihn die Betheiligung an der großartig geplanten thüringischen Handelsges

schaft, welche 1579 in Leipzig in der Absicht gegründet wurde, in Gemeinschaft mit einer südeuropäischen Gruppe von Kaufleuten den Welthandel in Pfeffer durch Aufkauf der gesammten Jahresernten dieses Artikels zu monopolisiren. Die Gründer dieser Gesellschaft waren neben H. der Kurfürst August und der Augsburger Handelsherr Konrad Rott, der durch einen Vertrag mit dem König Heinrich von Portugal den Gewürzeinkauf in Indien und den Vertrieb des Pfeffers in ganz Europa gepachtet hatte und dadurch fast unbeschränkter Herr des gesammten Pfefferhandels der Welt geworden war. Da dieser kühne Plan die finanziellen Kräfte der Betheiligten weit überschritt, und da sich außerdem unvorhergesehene politische Schwierigkeiten erhoben, brach das Unternehmen schon im folgenden Jahre plötzlich zusammen. Rott ergriff die Flucht und verschwand aus Deutschland. Ueber sein Vermögen wurde der Concurs eröffnet. H. gerieth über die ihm drohenden schweren Verluste in solche Verzweiflung, daß er sich im Juni 1580 in der kurfürstlichen Silberkammer zu Dresden selbst entleibte. Der Kurfürst suchte sich möglichst vor Schaden zu schützen, indem er die Hinterlassenschaft seines Kammermeisters mit Beschlag belegen ließ. Eine vorgenommene Abrechnung ergab, daß H. der kurfürstlichen Kammer [illegible]0000 Gulden schuldete. Seine Wittwe zahlte diese Summe allmählich ratenweise ab und rettete so den guten Namen ihres Mannes.

G. Müller, Hans Harrer (Neues Archiv für sächs. Geschichte 1894, XV, 63–118). — J. Falke, Des Kurfürsten August portugiesischer Pfefferhandel (Weber's Archiv für die sächs. Geschichte 1867, V, 390—410). — K. Häbler, Konrad Rott und die Thüringische Gesellschaft (Neues Archiv für sächs. Geschichte 1895, XVI, 177—218). — K. v. Weber, Anna Churfürstin zu Sachsen, Leipzig 1865. — J. Falke, Die Geschichte des Kurfürsten August von Sachsen in volkswirthschaftlicher Beziehung, Leipzig 1868.

Viktor Hantzsch.

Hartenstein: Gustav H., Philosoph, geboren am 18. März 1808 zu Plauen im sächsischen Voigtland, zuerst im Hause seines Vaters, eines Kaufmanns, unterrichtet, wurde 1822 auf der Fürstenschule in Grimma aufgenommen, wo er u. a. den bekannten Gräcisten Wunder als Lehrer hatte. Im J. 1826 bezog er die Universität Leipzig und widmete sich hier theologischen, philologischen und philosophischen Studien unter Theile, Tzschirner, Winer, unter dem Philologen Gottfried Hermann, unter dem Kant nahestehenden Philosophen Krug und dem Historiker Wachsmuth. Am 19. März 1831 wurde er zum Doctor philosophiae in Leipzig promovirt und habilitirte sich daselbst 1833 mit der Abhandlung: „De Archytae Tarentini fragmentis philosophicis“, die treffliche philologische Methode aufzeigt. Schon 1834 wurde er zum außerordentlichen und 1836 zum ordentlichen Professor der Philosophie ernannt. Der Kreis seiner Vorlesungen, die er 1833 mit der encyklopädischen Einleitung in das Studium der Philosophie begann, war ein außerordentlich großer, so weit, wie ihn selten ein Philosoph auf dem akademischen Lehrstuhl ausgedehnt hat. Die Fülle des Wissens, das er beherrschte, geht daraus hervor. Er behandelte fast alle Theile der systematischen Philosophie in seinen Vorträgen: Encyklopädie und Methodologie der Philosophie, Einleitung in die Philosophie und Logik, auch Logik allein über [illegible], Allgemeine Metaphysik oder auch nur Metaphysik, einmal nebst Anfang der Psychologie, Empirische Psychologie oder nur Psychologie, Philosophische Moral oder philosophische Sittenlehre, z. Th. mit Berücksichtigung ihrer Geschichte oder ihrer geschichtlichen Ausbildung besonders im Christenthum, Allgemeine praktische Philosophie mit besonderer Beziehung auf die wissenschaftliche Gestaltung der Sitten- und Rechtslehre, oder Grundzüge der

philosophischen Sitten- und Rechtslehre, Philosophie des Staats und Rechts, Naturrecht, Rechtsphilosophie, Aesthetik, Religionsphilosophie, Grundbegriffe der Pädagogik. Neben diesen systematischen Vorlesungen vernachlässigte er als akademischer Lehrer keineswegs die Geschichte der Philosophie, wie sich aus seinen Ankündigungen von Vorlesungen über die wichtigsten philosophischen Systeme alter und neuer Zeit, über Geschichte der griechischen Philosophie bis Aristoteles, über die Philosophie des Platon und Aristoteles, die Geschichte der alten Philosophie bei den Griechen und Römern, Geschichte der neueren Philosophie seit Bacon und Cartesius nach Tennemann, u. a. ergibt. Auch allgemeineren Gegenständen wendete er auf dem Katheder seine Thätigkeit zu, so hat er einmal über die Freiheit des menschlichen Willens mit Beziehung auf Sitten-, Rechts- und Religionslehre gelesen, einmal über den Zweck des akademischen Studiums. Uebungen der psychologischen Abtheilung der Lausitzer homiletischen Gesellschaft (später Lausitzer Prediger-Gesellschaft) hat er eine Reihe von Semestern geleitet.

In seiner etwas nüchternen, verständigen Weise fühlte sich H. von der zu phantasievollen und zu speculativen Art des Philosophirens Schelling's und Hegel's, die zur Zeit seiner Habilitation viele Geister beherrschte, abgestoßen und vielmehr angezogen von dem strengeren exacten Denken Herbart's, das ja die Mathematik und die Psychologie umfaßte. H. war so in seinem philosophischen Denken ganz gleich gerichtet mit seinem etwas älteren Collegen Drobisch, dem er auf das freundschaftlichste verbunden war. Sie beide trugen zum Verständniß und zur Verbreitung des Herbart'schen Realismus auf dem Katheder und durch ihre Schriften wesentlich bei, machten die Universität Leipzig Jahrzehnte lang zu einer Burg eben dieser Lehre und hatten die Genugthuung, eine große Anzahl von Schülern für sie zu gewinnen. Die Vorlesungen Hartenstein's waren streng sachlich gehalten und mußten durch große Klarheit und die sichere Kunst, die Probleme deutlich hervortreten zu lassen und an ihre Lösung mit Schärfe zu gehen, die Zuhörer gewinnen und anregen. Zu diesen gehörte u. A. der auf pädagogischem, philosophischem und philologischem Gebiete weit bekannte Hermann Bonitz. — Ebensowenig wie H. auf dem Lehrstuhl ein eigentlich selbständig schaffender Geist war, zeigte er Ursprünglichkeit in seinen Schriften, die aber dadurch besondern Werth haben, daß sie aufklären und unterrichten, vor allem über die Philosophie seines verehrten Meisters Herbart, aber auch über neuere philosophische Denker. Man kann sagen, daß sie namentlich historischen Werth haben. Er veröffentlichte nach seiner Habilitationsschrift: „De methodo philosophiae logicis legibus adstringenda finibus non terminanda“, Lpz. 1835: „Die Probleme und Grundlehren der allgemeinen Metaphysik“, Lpz. 1836, trefflich zur Einführung in die Herbart'schen Principien; „De ethices a Schleiermachero propositae fundamento“, Lpz. 1837; „Ueber die neuesten Darstellungen und Beurtheilungen der Herbart'schen Philosophie“, Lpz. 1838; „De psychologiae vulgaris origine ab Aristotele repetenda“, Lpz. 1840; „Die Grundbegriffe der ethischen Wissenschaft“, Lpz. 1844; „De materiae apud Leibnitium notione et ad monadas relatione“, Lpz. 1846; „Ueber die Bedeutung der empirischen Schule für die Geschichte der metaphysischen Probleme“, Lpz. 1847; „Darstellung der Rechtsphilosophie des Grotius“ (aus Bd. I der Abhandlungen d. philol.-hist. Cl. d. Kgl. Sächs. Gesellsch. d. Wissensch.), Lpz. 1850; „De notionum iuris et civitatis, quas B. Spinoza et Th. Hobbes proponunt, similitudine et dissimilitudine“, Lpz. 1856; „Ueber den wissenschaftlichen Werth der aristotelischen Ethik“, Lpz. 1859; „Ueber Locke's und Leibnizens Lehre von der menschlichen Erkenntniß“, Lpz. 1861; acht dieser Abhandlungen sind, vermehrt um eine neunte: „Ueber Leibnizens Lehre von dem Verhältniß der

aben zur Körperwelt" u. d. T.: „Historisch-philosophische Abhandlungen",
1870, zusammen herausgegeben worden. — Große Verdienste hat sich
wissenschaftlichem Gebiete H. noch erworben um die Werke Kant's und
art's. Von Kant's Schriften veranstaltete er als der erste eine ver-
gsmäßig correcte Gesammtausgabe: „Imm. Kant's sämmtliche Werke",
e., Lpz. 1838 u. 39, worin eine systematische Ordnung im ganzen inne-
en ist. Vorzuziehen ist die chronologische Ordnung, die H. in einer
en Ausgabe innehielt: J. Kant's sämmtliche Werke in chronologischer
folge, 8 Bde., Lpz. 1867—69. Die sämmtlichen Werke Herbart's hat
12 Bdn., Lpz. 1850—52 herausgegeben, 2. Abdruck, Hamb. 1883—93,
d.: Nachträge und Ergänzungen. Vorher hatte er schon Herbart's
e Schriften nebst dessen wissenschaftlichem Nachlaß in 3 Bdn., Lpz. 1882
nen lassen. Die drei Ausgaben zeugen von großer Genauigkeit und ge-
em Fleiß.

In der Universität Leipzig nahm H. eine äußerst geachtete Stellung ein,
ch auch darin zeigte, daß er 1848 Rector war, ein Amt, das gerade in
Zeit mit Geschick, aber auch mit Entschiedenheit geführt werden mußte.
diesem seinem Rectorat wird es auch zusammenhängen, daß er 1848 das
eines Ephorus der Leipziger Universitätsbibliothek übernahm. Es war
n Universitätskreisen damals vielfach Unzufriedenheit über die Verhält-
der Bibliothek, namentlich über die Verwaltung seitens des damaligen
ibliothekars laut geworden; als sich dieser nun einmal dahin äußerte,
lagenden möchten doch die Sache selbst besser machen, wenn sie könnten,
r H., er getraue sich das wol zu. Das Anerbieten wurde vom Ministe-
ernst genommen und so trat er in den Dienst der Bibliothek mit dem
nten Titel, und zwar wird er bei dem Personal vor dem Oberbibliothekar
orf aufgeführt. Ueber zehn Jahre war er auf das sorgsamste und
iste an der Katalogisirung thätig und hat sich dadurch höchst verdient
ie Bibliothek gemacht. Diese Arbeiten mögen ihn auch in einigen Se-
n verhindert haben, Vorlesungen zu halten. Jedenfalls steht sein Name
uch in der Geschichte der Leipziger Universitätsbibliothek.

Im J. 1859, in voller körperlicher und geistiger Kraft, verließ er Leipzig,
ch pensioniren und zog sich nach Jena in das Privatleben zurück, wie es
aus Verstimmung über persönliche Verhältnisse. Jena zu wählen, dazu
ihn die Freundschaft mit dem dortigen Professor und Pädagogen
Stoy bewegen, der auch der Herbart'schen Schule angehörte. In der
nger Universitätsstadt, wo er ein Haus mit einem Garten erworben
wollte er voller wissenschaftlicher Muße leben, seinen Garten besorgen und
cht von Rosen, die er besonders liebte, treiben, auch ohne schriftstellerisch
zu sein. Auf die Dauer konnte er sich diese Ruhe aber doch nicht
. Er wurde veranlaßt sich praktisch zu bethätigen als Stadtverordneter,
s man in Jena nach Weggang des Bibliothekars in Verlegenheit kam,
tte man ihn, den Erfahrenen, aber doch schon Siebzigjährigen, die
g der Bibliothek zu übernehmen, die er bis gegen Ende seines Lebens
ehielt und sich so großen Dank der Universität verdiente. Die Arbeit
ihn etwas über die Einsamkeit hinwegtrösten, die er nach dem vorzeitigen
seiner vortrefflichen Frau, geb. Schwencker aus Gera, zumal er kinderlos
bitter empfinden mußte. Er verschied am 2. Februar 1890, von den
chen des Alters nicht zu lange bedrückt, und wurde an der Seite seiner
in Jena beigesetzt. — Gewissenhaftigkeit, strenge Pflichterfüllung,
ollen gegen Andere, Treue in der Freundschaft, namentlich in der zu
h, die Gabe, anregende Gespräche zu führen und aus der Fülle seines
s mitzutheilen, sind Eigenschaften, die ihn besonders auszeichneten.

Nekrolog in der Jenaischen Zeitung, Nr. 30, 5. Februar 1890. Schriftl. Mittheilungen des Hrn. Bibliothekars Dr. O. Günther in Leip — Ueberweg-Heinze, Grundr. d. Gesch. d. Philos. IV. — Persönl. Bekanntsch
M. Heinze

Hartfelder: Karl H. wurde am 25. April 1848 in Karlsruhe gebo Er besuchte das Gymnasium in seiner Vaterstadt und die Universitäten Hei berg und Berlin. Zunächst studirte er Theologie, bestand 1872 die theolog Prüfung und war kurze Zeit als Vicar in Eberbach thätig. Doch befried ihn diese Wirksamkeit nicht. Da er während seiner Universitätszeit auch ph logische Studien mit Ernst und Eifer betrieben hatte, war er genügend bereitet, um sich während abermaligen Besuchs der Universität Heidelberg n mehr ausschließlich der classischen Philologie und Archäologie zuzuwen Schon Ostern 1875 konnte er die philologische Staatsprüfung ablegen mit einer Dissertation: „De Cicerone Epicureae doctrinae interprete“ C liruh 1875, in der philosophischen Facultät der Universität Heidelberg p moviren. Im Herbst des gleichen Jahres begann er seine amtliche Wirksam im Lehrfach als Praktikant am Gymnasium in Freiburg und wurde 1876 demselben zum Professor ernannt. Seine durch mehrere litterarische Arbei bewährte Neigung zu historischen Studien veranlaßte 1879 seine Ernenn zum Archivrath am Generallandesarchiv zu Karlsruhe, wo er bis 1882 wir Dann kehrte er wieder zu der ihm lieb gewordenen Lehrthätigkeit zurück u war von da bis zu seinem Lebensende als Professor am Gymnasium in Heid berg thätig. Schon in Karlsruhe hatte H. sich mit der Geschichte des Bauer krieges beschäftigt, welcher sein erstes größeres Werk „Zur Geschichte des Bauer krieges in Südwestdeutschland“, Stuttgart 1884 angehört. Aus diesen Studi erwuchs im Laufe des nächsten Jahres eine Vertiefung in die Entwicklung d Humanismus, insbesondere am Oberrhein, am Hofe, an der Universität u in den Klöstern der Kurpfalz. Bei den zahlreichen Arbeiten, die er über d Humanismus nach und nach veröffentlichte, concentrirte sich allmählich se Interesse auf Philipp Melanchthon. Im VII. Bande der von A. Kehrb herausgegebenen Monumenta Germaniae Paedagogica, Berlin 1889, widm er diesem eine seine Persönlichkeit vielfach in ein neues Licht stellende umfan reiche und erschöpfende Studie: „Philipp Melanchthon als Praeceptor G maniae“, welche insbesondere dessen pädagogische Bedeutung als Humanist u bahnbrechender Erneuerer des ganzen Unterrichtswesens hervorhob. In A erkennung dieses bedeutenden Werkes verlieh ihm die theologische Facul der Universität Heidelberg die Würde eines Ehrendoctors. In den nächs Jahren veröffentlichte H. noch zwei größere Werke: „Briefwechsel des Bea Rhenanus“, Leipzig 1886, und „Melanchthoniana Paedogogica“, Berlin 18 Er war auch ein eifriger Mitarbeiter einer Reihe von gelehrten Zeitschrif und fand noch Zeit, als außerordentliches Mitglied der badischen historisc Commission (seit 1885) an der Ordnung und Verzeichnung der Archive badis Gemeinden und Pfarreien sich zu betheiligen. Ein neues großes Arbeitsthe eine Biographie des Erasmus von Rotterdam beschäftigte ihn ernstlich. D neben widmete er sich mit Eifer und Pflichttreue seiner amtlichen Lehrthätigk für die er, seit er sie begonnen, eine liebevolle Hingabe bewährte. Dem du allzuviel Arbeit Ueberbürdeten sollte eine in Begleitung eines Freundes Frühjahr 1893 unternommene, längst projectirte Reise durch Italien Erholu und neue Anregung bringen. Er mußte sie vorzeitig abbrechen. Ein schwe Leiden warf den Zurückgekehrten auf das Krankenlager, von dem er nicht m erstehen sollte. Ein sanfter Tod erlöste am 7. Juni 1893 den erst 45jährig der zuletzt vollständig gelähmt war, von drohendem dauernden Siechth

Nicht ohne viele Schwierigkeiten war es in Hartfelder's Jugend seiner Energie gelungen, sich die Mittel zu gelehrtem Studium zu erwerben; lange Zeit bedurfte er, bis seine litterarische Thätigkeit verdiente Beachtung fand; doch war es ihm noch beschieden, sich der Anerkennung in den gelehrten Kreisen zu erfreuen, die seinem rastlosen Fleiß und seiner gründlichen Ausdauer in Erforschung seines weiten Arbeitsgebietes gebührte.

Vgl. Badische Biographien, Bd. V, 250 ff., wo auch eine Reihe Hartfelder gewidmeter Nachrufe und eine Aufzählung seiner vielen kleineren Schriften zu finden ist. v. Weech.

Hartmann: Alfred H., schweizerischer Schriftsteller, geboren am 1. Januar 1814 auf Schloß Thunstetten (Kanton Bern), † am 10. December 1897 in Solothurn. Der Angehörige eines seit 1632 in das Bürgerrecht der Stadt Bern aufgenommenen und hier in den Kreis der vollberechtigten Familien erhobenen Geschlechtes, war H. der Sohn des als Oberamtmann in Aarwangen waltenden Sigismund Emanuel H., der schon zwanzig Jahre früher das unfern liegende Schloß Thunstetten, mit ansehnlichem Gütercomplex, erworben hatte. Hier wuchs der Sohn in voller Freiheit auf, und erst als 1827 der Vater Thunstetten verkauft hatte und nach Solothurn, als der nächsten größeren Stadt, übergesiedelt war, erhielt der Sohn als der erste Reformirte, bei den Geistlichen des dortigen Collegiums den ersten geordneten Unterricht. In München, Heidelberg, Berlin empfing der Student vielfache Anregungen, ohne für die Rechtswissenschaft, für die er inscribirt war, lebhafteres Interesse zu gewinnen, und in Paris erwachte 1835 vollends in ihm der Entschluß, Schriftsteller zu werden. Nach Solothurn zurückgekehrt, trat er da in einen Kreis von Freunden ein — darunter der Dichter Krutter, der Maler Disteli (s. A. D. B. XVII, 275 u. 276; V, 256) —, der geeignet war, seine Schaffensfreude zu wecken. Ein erster Versuch, an dem diese Genossen sich betheiligten, war gleich 1836 „Der Morgenstern, eine Zeitschrift für Litteratur und Kritik", die sich freilich nicht lange hielt. Doch nicht entmuthigt, begann H. auf das Jahr 1841 hin, mit Krutter und dem späteren Rector Schlatter, ein „Schweizerisches Jahrbuch für schöne Litteratur" „Alpina", an dem Bitzius, Ettmüller, Follen (s. A. D. B. II, 685 u. 686; VI, 398—400; VII, 148 u. 149), Rochholz (s. d. Artikel) sich betheiligten, das aber auch nur einen einzigen Jahrgang erlebte. Seit 1837 glücklich — mit einer Solothurnerin aus angesehener Familie — verheirathet, hielt sich H. in den nächsten Jahren mehr zurück, auch in politischen Fragen, obschon gerade diese Zeit äußerst bewegt war. Erst 1845 fing im „Wochenblatt für Freunde der Litteratur und vaterländischen Geschichte", das die Fortsetzung des früher von Lüthy (s. A. D. B. XIX, 694—696) herausgegebenen „Solothurner Wochenblattes" sein sollte, wieder ein neues Unternehmen an, bei dem der belletristische Theil H. oblag, der dafür auch einige der ersten Gedichte Gottfried Keller's gewann; aber auch dieses Blatt wollte nicht recht gedeihen, während eine anfangs nur als Gratisbeigabe beigefügte Beilage eine ungeahnte Zukunft hatte. Das war der „Postheiri", das von 1847 an selbständig erscheinende Witzblatt, auf das sich bald die Aufmerksamkeit der ganzen Schweiz richtete und das auch innerhalb ihrer Grenzen später nie wieder im entferntesten von ähnlichen Erscheinungen erreicht worden ist. Schon der Titel des anfangs nur alle vierzehn Tage erscheinenden und sehr bescheiden äußerlich sich darstellenden Blättchens war ein geschickter Griff; denn der langjährige Solothurner Briefträger, der unwillkürlich witzige „Postheiri", dessen Bild alsbald den Nummern vorangestellt wurde, war eine in Solothurn allbekannte Persönlichkeit. Der Inhalt des Blattes, an dem H. durch sorgfältige Ausarbeitung, feines Maßhalten

und überlegene Ironie den Hauptantheil des Gelingens hatte, griff allmählich über die engen Schranken des Entstehungsortes hinaus, auf das politische Gebiet hinüber. Daneben aber schrieb H. auch Correspondenzen für größere deutsche Blätter, so Briefe „aus der Westschweiz“ für die Augsburger „Allgemeine Zeitung“. Ebenso besorgte er 1857 und 1858 das Feuilleton des Berner „Bund“. Aber außerdem kamen fortwährend von ihm belletristische, wissenschaftliche, litterarkritische Beiträge in eine größere Zahl schweizerischer und auswärtiger Zeitschriften und Zeitungen. In Solothurn war H. inzwischen 1855 Bürger geworden und immer mehr, auch als Mitglied von Behörden, festgewachsen. Als ein hochgeschätzter Förderer der Geselligkeit festlicher Veranstaltungen, ganz besonders als der erste „Altgeselle“ der alle geistige Anregung in sich sammelnden „Töpfergesellschaft“ war H. gerade durch seine Unabhängigkeit auch in politisch bewegten Zeiten der rechte Mittelpunkt seines Kreises von Freunden. Doch zeigte er daneben als Besitzer eines größeren Landgutes auch lebhaftes Verständniß für die Landwirthschaft, und eifrig wirkte er an dem 1847 zum ersten Male veröffentlichten „Neuen Bauernkalender“ mit. So dauerte sein Arbeiten noch über das Jahr 1875, wo der „Postheiri“ einging, ununterbrochen fort. Aber in den letzten Jahren wurde es einsam um ihn. Nach dem Sohne starb 1886 auch der Schwiegersohn Stadtbibliothekar Ludwig Glutz-Blotzheim; 1893 verlor er nach Jahrzehnt dauernder glücklicher Ehe die Gattin, und vom achtzigsten Jahre an wird sein Leben ein traumhaftes Hindämmern genannt. Allein nicht lange zuvor war H. noch eine Ehrfurcht gebietende Persönlichkeit gewesen: „Dichtes graues Haar umschattete das wohlgeformte schmale Antlitz; aus den scharfen Augen sprach der gereifte Ernst, blitzten indessen ebenso ein ursprünglicher Humor und gemüthvolle Schalkhaftigkeit“.

H. war ein äußerst fruchtbarer Erfinder und Erzähler, aber auch ein wahrhaft beachtenswerther Kenner historischer Thatsachen. Am meisten wurzelt er da wol auf dem eigenen Boden, des Landes am Jura und des Solothurner Volkes, in den 1852 und 1854 erschienenen „Kiltabend-Geschichten“, zu denen auch die von den Künstlern Walthard und Rittmeyer angefertigten Illustrationen sich trefflich fügten; ganz besonders die Solothurner Leser fanden in diesen zehn Erzählungen ihr eigentliches Leben vorzüglich wahr dargestellt. Als eine weitere „Folge“ kamen 1863 noch vier durch den Zeichner des „Postheiri“, Jenny, illustrirte Bändchen „Erzählungen aus der Schweiz“ nach. Auch gemeinnützig und sittlich bessernd wollte H. 1881 durch den Volksroman „Der gerechte Branntweinbrenner“ wirken. Eine nicht mehr so hochstehende Kraft schuf 1877 und 1879 die „Schweizer Novellen“ und „Neue Schweizer Novellen“, und das Gleiche gilt von dem 1878 veröffentlichten dreibändigen Roman „Fortunat“. Dagegen wurden in den 1883 und 1885 ausgegebenen drei Bändchen „Auf Schweizererde“ die selbstredend eingeführten „Aufzeichnungen des Bruders Arsenius“, eben weil sie ihren Schauplatz wieder bei Solothurn hatten, voll anerkannt. H. bewegte sich dabei auf dem Boden geschichtlicher Ereignisse, und so liegt denn auch sein größter Erfolg, mochte auch das Werk bei seinem Erscheinen viel angefochten werden, oder besser gesagt eben aus diesem Grunde, in seinem 1858 publicirten „helvetischen Roman“ betitelt „Meister Putsch und seine Gesellen“, in dem er in einer Lebenswahrheit ohne Gleichen die ganze bunte Reihe der inneren Kämpfe und Wirren, die von 1840 an durch die Freischaarenzüge und den Sonderbundskrieg hin die Eidgenossenschaft zerrütteten, ehe sie sich 1848 die neue Verfassung gab, in einer Reihe von Bildern vorgeführt hat. Verfehlt war dabei einzig das abgegriffene Romanmotiv vom Tausche zweier Kinder, aus dem Patricierschloss

und dem Bauernhofe; aber im übrigen sind die einzelnen Gestalten, ganz ...en der alte Herr und der alte Bauer, oder die Localitäten mit ihrem Sonderleben, so das zum Untergang verurtheilte reiche Kloster oder das Treiben ... der Festhütte eines eidgenössischen Schießens, mit Meisterschaft gezeichnet. Ein anderer historischer Roman war 1864 „Junker und Bürger", aus den ...ten Tagen der alten Eidgenossenschaft. Zwei weitere Bücher, 1861 „Junker ...ns Jakob vom Staal" und 1876 „Die Denkwürdigkeiten des Kanzlers ...erg", eines Neuenburgers des 17. Jahrhunderts, behandeln geradezu historische Persönlichkeiten; besonders ist die freie Umbildung der Tagebuchaufzeichnungen des Solothurner Staatsmannes, des wackeren Junkers vom Staal, ... dem Stoffe nach, eine wirklich erfreuende Erscheinung. Endlich ist die 1861 als Neujahrsblatt des solothurnischen Kunstvereins edirte Biographie: „Martin Disteli, ein Künstlerleben" eine erste Probe der ausgezeichneten Befähigung gewesen, die dann H. 1863 bis 1871 in dem lieferungsweise erscheinenden Werke „Gallerie berühmter Schweizer der Neuzeit" bewährte. Zu ...r gut ausgeführten lithographirten Porträts von Fr. und H. Hasler gab H. je auf vier Druckseiten hundert biographische Abrisse, die in geradezu vortrefflicher Weise den Stoff zusammenfaßten, deren Inhalt auch in dem vorliegenden großen biographischen Sammelwerk viel und gern benutzt worden ist.

Vgl. von Redactor W. Rust (in Cur) im „Vaterland", Nr. 283—285 (10.—16. December 1897), das sehr gut gezeichnete „Zeit- und Lebensbild" „Alfred Hartmann", besonders aber neuestens Walth. v. Arx: „Alfred Hartmann, sein Leben und seine Schriften" (Beilage zum Jahresbericht der Kantonsschule Solothurn 1901/1902), wo die von H. selbst für seine Familienangehörigen geschriebenen biographischen Rückblicke, in zehn Septennien von 1814 bis 1884 eingetheilt, benutzt sind.

Meyer von Knonau.

Hartmann: Georg H., Mechaniker zu Nürnberg, geboren am 9. Februar 1489 zu Eckoltsheim bei Bamberg (nicht, wie oft angegeben, in Nürnberg), † zu Nürnberg am 9. April 1564 als Vicar von St. Sebaldus. H. studirte 1510 zu Köln Theologie und Mathematik, bereiste Italien und ließ sich dann (1518) in Nürnberg als Mechaniker nieder. Hier erfand er 1540 den Caliberstab (Visirstab oder Artillerie-Maßstab), ein Werkzeug, auf dem die Durchmesser der eisernen, steinernen und bleiernen Kugeln von verschiedenen Gewichten verzeichnet sind, um damit aus dem Maaße der Geschützmündung ...ellen zu können, wieviel Pfund Eisen, Stein oder Blei das Geschütz schieße ...sius, Ander tractat der mechanischen Instrumente, Francf. 1603, S. 5). Ein solches Original befindet sich noch heute in Dresden (vgl. Leopoldina, Jahrg. 1882, S. 67). 1542 gab H. die „Perspectiva communis" des Johann ...ham (Joh. Pisanus), eines im 13. Jahrhunderte lebenden englischen Erzbischofs, mit Beweisen und Erläuterungen heraus. Zwar stand dieses Werk ...er dem zeitgenössischen größeren optischen Werke des Vitellio (um 1270) ...ück, doch erlebte es als Lehrbuch eine große Verbreitung.

Zwei Jahre später (1544) berichtet er in einem Schreiben vom 4. März ... Nürnberg an Herzog Albrecht von Preußen zuerst von der „magnetischen Inclination": „Zu dem anderen | ßo finde ich auch djß an dem magneten | ... er sich nit alleyn wendet von der mitternacht vnd | lencket sich gegen dem ...gang | umb .9. grad mer oder minder | wie ich eß gemeldt hab | sonder ... zeucht auch under sich". (Den ganzen Brief siehe, ins Hochdeutsche übertragen, bei Dove, Repertorium d. Physik, Bd. 2, S. 130). Handelt es ... hier zwar nur um eine qualitative Beobachtung, so darf H. doch nicht der

Ruhm streitig gemacht werden, die Inclination entdeckt zu haben. — In dem Briefwechsel zwischen H. und Herzog Albrecht findet sich auch noch die den Italienern um 1590 zugeschriebene Beobachtung des Magnetismus alter Eisenstangen, und die Beobachtung, daß beim Streichen mit einem Magnetpol der entgegengesetzte Pol erzeugt wird.

Briefe Hartmann's im Kgl. Archiv zu Königsberg i. P. — Beckmann, Beyträge z. Gesch. d. Erfindungen II, S. 462: Caliberstab. — Geogr. Abhandlungen. Bd. III, 1888, Heft 2, S. 256, 267. Neudrucke v. Schr. u. K. über Meteorologie, Nr. 10, Berlin 1898. Feldhaus.

Hartmann: Gustav H., Rechtsgelehrter, war geboren am 31. März 1835 in dem braunschweigischen Vechelde. Im J. 1853 bezog er die Universität Göttingen, wo Francke und Thöl den größten Einfluß auf seine Studien ausübten. 1857 promovirt, habilitirte er sich 1860 auf Grund seiner Schrift „Zur Lehre von den Erbverträgen und den gemeinschaftlichen Testamenten". Im J. 1864 ordentlicher Professor zu Basel, 1872 zu Freiburg, 1878 zu Göttingen, wurde er 1885 nach Tübingen berufen, wo er bis zu seinem Tode wirkte. Er starb am 16. November 1894. Seit 1886 war H. Mitherausgeber des Archivs für die civilistische Praxis.

Mit Recht wurde schon öfters hervorgehoben (neuestens von Strohal: Das deutsche Erbrecht), daß wichtige Fragen des modernen Erbrechts von der civilistischen Wissenschaft lange nicht genug durchgearbeitet worden sind. Einer der relativ wenigen Gelehrten, die sich im Anfange ihrer litterarischen Thätigkeit erbrechtlichen Fragen zugewendet hatten, war H. Seine bereits erwähnte Habilitationsschrift mit ihrer geistvollen Construction des Erbvertrages, der Arndts (Haimerl's Vjschrift VII, 10), Unger (Erbrecht § 26) und Kirchstetter (Commentar § 1254) beigetreten sind, legte Zeugniß ab von dem großen Scharfsinn ihres Autors. Und wenn diese Construction, wonach der Erbvertrag als ein Testament anzusehen sei, mit dem ein vertragsmäßiger Verzicht auf den Widerruf verbunden ist, später so ziemlich allgemein abgelehnt wurde, so hat Hartmann's Erstlingsschrift doch in mannichfacher Beziehung anregend, klärend und befruchtend gewirkt. Auch seine nächsten Arbeiten bewegen sich auf erbrechtlichem Gebiete. So das akademische Programm über die querela inofficiosi testamenti nach classischem Rechte (1864) und der Aufsatz über die Voraussetzungen und Grenzen der Incapacität nach der lex Julia et Papia (1866, Bd. V d. Zeitschr. f. Rechtsgeschichte). In ersterem Werke trat H. der herrschenden Lehre, die in der genannten querela eine Unterart der hereditatis petitio ab intestato erblicken will, mit guten Gründen entgegen. 1867 veröffentlichte er im Archiv f. d. civilist. Praxis Bd. 50 einen kleinen Aufsatz „Zur Lehre von der Klagenkonkurrenz und der Rechtskraft", der sich mit schwierigen, äußerst umstrittenen Fragen befaßt. Nachdem H. im J. 1868 seine gehaltvolle Arbeit über den rechtlichen Begriff des Geldes und den Inhalt der Geldschulden edirt hatte, in welchem er eine Sonderung des Geldbegriffes im juristischen vom wirthschaftlichen Sinne vertrat, folgte 1872 beim Antritte des Lehramts in Freiburg seine Schrift über Begriff und Natur der Vermächtnisse im römischen Rechte. Hier stellte sich H. auf den Standpunkt, daß dem Vermächtniß nicht nothwendig eine Liberalität innewohnen müsse. Obwol die Schrift ihr Beweisthema mit beachtenswerthen Gründen verficht und viele feine Gedankengänge enthält, vermochte sie doch nicht die herrschenden Ansichten zu modificiren. Ebensowenig fand seine Definition des Vermächtnisses als „Form letztwilliger Zuwendung vom Vermögensstoff auf rechtlicher Grundlage der Beerbung" Anklang. In einer weiteren Reihe von Arbeiten verwendete H. das Zweck-

moment für die Erkenntniß des Wesens mannichfacher juristischer Erscheinungen. Gegenüber vielen Schriftstellern, die bemüht sind, möglichst aus dem subjectiven Willen, aus der Innerlichkeit der Parteiabsicht die Rechtssätze abzuleiten, operirt H. mit der objectiven Natur und anerkannten Zweckbestimmung der einzelnen Rechtsinstitute. So in seiner tiefgründigen Schrift über die Obligation, Untersuchungen über ihren Zweck und Bau, 1875. Hier betont H., daß die Obligation ein juristisches Mittel zu einem bestimmten Zwecke gewähre und bekämpft insbesondere mit Bezug auf den Untergang der Obligationen die Auffassung, daß die Obligation als „Recht auf Handlung“ anzusehen sei; in den meisten Fällen der Obligationen sei das wesentliche nicht die Handlung des Schuldners oder seines Vertreters, sondern vielmehr das, daß der Gläubiger eine Sache oder Summe zum Gebrauchen oder Behalten bekomme. In kurzer Formulirung faßt H. seine Grundgedanken über den Obligationsbegriff folgendermaßen zusammen: „Das Wesen der Obligation besteht in dem aus besonderem privatrechtlichen Rechtsgrunde erwachsenen, den Gläubiger berechtigenden Soll oder oportet, welches als das, durch bestimmte äußere Sanktion aufrecht erhaltene bloße Mittel zur Sicherung und Befriedigung des gesetzten Obligationszweckes erscheint. Dieses Soll kehrt sich zunächst als ethisches, als Pflicht gegen den Willen des Schuldners. Es vermag sodann zum absoluten Müssen sich steigernd, mit selbständiger Kraft nach außen hin zu wirken, indem es namentlich eventuell im alten Recht direct die Person des Schuldners, im neueren Recht sein gesammtes Activvermögen oder auch nur einzelne Stücke desselben unmittelbar ergreift, indem es selbst kraft Realexecution Satisfaction und Verwirklichung sucht unter völliger Umgehung des schuldnerischen Willens und der schuldnerischen Handlung“. Im Laufe dieser Untersuchungen, die vom Untergang der Obligation bei concursus causarum ausgehen und dabei fast alle für den Begriff der Obligation wesentlichen Fragen umfassen, bespricht H. auch die Lehre vom Einfluß der Unmöglichkeit der Leistung und nimmt hiebei entschieden Stellung gegen die Lehre von der subjectiven und objectiven Unmöglichkeit, die schon von Donellus und neuestens von Brinz verworfen worden war. Dagegen verficht H. die praktisch wichtige Unterscheidung von factischen und rechtlichen Hindernissen.

Die von H. in der Vorrede zur „Obligation“ ausgesprochenen programmatischen Worte charakterisiren ihn als Schriftsteller treffend: „Gerade vom Standpunkt einer einzelnen praktischen Frage aus läßt sich oft ein allgemeines Problem sicherer ein Stück weiter fördern, als wenn man in abstracter Betrachtung eine absolute Lösung desselben in Angriff nehme“. Diese Art der Forschung hat nicht nur in der ebenerwähnten Schrift, sondern auch in anderen Arbeiten Hartmann's treffliche Früchte getragen. So in „Internationale Geldschulden“, „Wort und Wille“, „Werk und Wille“, „Juristischer Casus“, „Grundprinzipien des englisch-amerikanischen Vertrages“; denn auch H. besaß, gleich dem von ihm hochverehrten Leibniz „die Kunst aus einem bloßen Gelegenheitsanlaß ein ganzes System auszuspinnen“ (Worte H.'s in Leibniz als Jurist, S. 51).

Das Jahr 1877 brachte zwei Aufsätze: die Freiburger Prorectoratsrede „Der Gedanke des Zweckes“ und das Prorectoratsprogramm „Rechte an eigener Sache“ (auch abgedruckt in Ihering's Jahrbüchern Bd. 17, S. 69—144). In letzterer Studie wird das Problem erörtert „ob nicht die beschränkteren Rechte, welche man als iura in re aliena begrifflich zu charakterisiren gewöhnt ist, in Wahrheit so aufgefaßt und construirt werden müssen, daß sie auch in re propria möglich erscheinen. In überzeugender Weise wird im einzelnen ausgeführt, daß neben dem Eigenthumsrecht für den Eigenthümer an der

nämlichen Sache noch mannichfache jura in re denkbar sind, wofern sie der Lage der Dinge Zweck und Sinn haben und daß sie mithin nicht beg wesentlich iura in re aliena sein müssen. 1882 erschienen zwei w Arbeiten aus der Feder Hartmann's. Einmal „Wort und Wille Rechtsverkehr" (Jhering's Jahrb. 20. Bd., S. 1—79), und zum and „Internationale Geldschulden" (Archiv f. d. civilist. Praxis Bd. 65, S. bis 229). In ersterer bespricht H. die interessante und oft ventilirte „wie sich da, wo aus Worten und Handlungen der Parteien in erla civilrechtlichem Rechtsverkehr Rechtsfolgen insbesondere Obligationen ent sollen, das Verhältniß und Schwergewicht der innern subjectiven Parteia und der äußeren objectiven Momente des Falles zu einander gestalten". operirt dabei mit dem von ihm auch anderweitig verwendeten Gesichts der guten Treue, die ihm vom objectiven Zweckgedanken geleitete und dis nirte Billigkeit ist, also weit über die römische bona fides hinausgeht. „ Aeußeren der Erklärung ist ein bestimmtes durch die Richtschnur der Treue begrenztes Maß von Selbständigkeit und rechtsverbindlicher Kraft, Innern gegenüber beigelegt", ein Gedanke, der als äußerst fruchtbar bezei werden muß.

Es folgte sodann 1884 der Aufsatz „Juristischer Casus und seine station bei Obligationen auf Sachleistung, insbesondere beim Kauf" (Jher Jahrb. f. Dogmatik Bd. 22, S. 417—496), eine nähere Ausführung de der „obligatio" ausgesprochenen Hauptgedanken; 1886 in der Zeitschr schweizerisches Recht Neue Folge VI eine Arbeit über Correal- und Sol obligationen nach schweizerischem Obligationenrecht, und noch im selben J eine Erörterung über das Schuldverhältniß nach römischem und mode Recht (Archiv f. d. civilist. Praxis Bd. 70, S. 169—211). Hatte H. Frage sowol in seinem „Begriff und Natur der Vermächtnisse", wie auc seiner „obligatio" vom theoretischen Standpunkte aus besprochen, so erf hier eine eingehende Prüfung mit Rücksicht auf die Praktikabilität dieser Jhering als „Zwickmühle" charakterisirten Erscheinung. H. vertheidigt seinen Standpunkt gegenüber neueren Publicationen und nimmt bezüglich legatum debiti an, daß es, wenn darin keine Verbesserung der alten Sc enthalten ist, von Haus aus deshalb als nichtig angesehen werden mußte, es dem Zweckgedanken des Legates zu diametral widersprechend war; auch dann, wenn es sich selbst um eine Beurkundung einer schon bestehe Schuld handelt, ja selbst wenn sich das legatum in die Gewandung einer erkennung kleide, sei es ganz und voll ein Vermächtniß.

In seiner im J. 1888 im 72. Bd. des Archivs f. d. civilist. Pr S. 161—256 erschienenen Abhandlung „Werk und Wille bei dem sogenan stillschweigenden Consens" hat H. zu seiner früher genannten Studie „W und Wille" ein werthvolles Seitenstück geliefert; auch hier bietet er wie im eine lehrreiche Casuistik, entwickelt seine Ideen vom Zweckgedanken, dem Pri der guten Treue, der rechtlichen Ethik und verwirft den ganzen Schematis von stillschweigenden, präsumirten, fingirten Willenserklärungen als etwas, jedes fruchttragenden Gedankens bar sei.

Im gleichen Jahre besprach H. in einem schönen Aufsatze („Der Ci gesetzentwurf, das Aequitätsprinzip und die Richterstellung") den Entw eines Bürgerlichen Gesetzbuches für das Deutsche Reich (Archiv f. die civi Praxis Bd. 73, S. 309—407). Die Frage, welche er aufwirft, geht züglich dahin, ob derselbe nicht „hie und da dem wahren, inneren Recht Gunsten der abstracten Formel ohne Noth Abbruch thut, ob nicht die Stell des Richters sowie mit ihr auch die Stellung der den Richter leitenden

führenden Rechtswissenschaft hie und da eine zu weitgehende Beschränkung erfahren hat". Eine Fülle von feinen Bemerkungen über Billigkeit und Richterstellung ist die Frucht dieser den damaligen Entwurf charakterisirenden und gerecht kritisirenden Studie.

Nachdem H. 1890 dem 21. deutschen Juristentag über die Frage „Ist die vom Entwurf des B.G.B. angenommene Stellung des Testamentsvollstreckers zu billigen und wie ist sie nöthigenfalls anders zu regeln" ein Gutachten (Verhdl. des 21. deutschen Juristentages I, 1—42) erstattet hatte, in welchem er aus guten Gründen und in scharfer Polemik die Fassung des Entwurfes ablehnt und den Testamentsvollstrecker als Träger eines erbrechtlichen Eigenrechtes anerkannt wissen will, veröffentlichte er 1891 „Die Grundprinzipien des englisch-amerikanischen Vertragsrechtes gegenüber der gemeinrechtlichen Vertragsdoktrin" (Archiv für die civilist. Praxis Bd. 77, S. 161 bis S. 242). Hier stellt H. die lehrreiche Untersuchung an „wie die nämlichen germanischen und romanischen Elemente, welche den wesentlichen Grundstamm des englisch-amerikanischen Rechtes bilden, jenseits des Oceans zu einem erheblich anderen . . . . . . System ausgebildet worden sind, als bei uns". Für die Praxis, wie auch für das Verständniß unseres Rechtssystems ist eine derartige Betrachtung äußerst nützlich und kann auch in legislativer Richtung überaus fruchtbar werden, indem, wie H. nachweist, gar manche Sätze und Auffassungsweisen des englisch-amerikanischen Rechtes zur Fortbildung unseres eigenen Rechtes vortrefflich verwerthbar wären, so die bei Auslegung der Verträge dort befolgte, gesunde Vertrauenstheorie, die geschickte Verwerthung des reasonable man, die glückliche Behandlung der gegenseitigen Verträge, im Falle als eine auffallende Ungleichmäßigkeit zwischen Leistung und Gegenleistung vorliegt u. a. m. 1892 widmete H. seine Studie über „Leibniz als Jurist und Rechtsphilosoph" Jhering (Festgabe der Juristenfacultät zu Tübingen), eine sinnige Widmung, da ja Leibniz — wenn auch in anderem Sinne als Jhering — das Zweckprincip im Gegensatz zu Spinoza kräftig betonte. H. entwirft in dieser Arbeit ein anschauliches Bild der Bedeutung Leibnizens nicht nur für die Rechtswissenschaft der Gegenwart, sondern auch für die der Zukunft. Dabei finden sich viele tiefe Gedanken über die Rechtswissenschaft und ihre Lehre, insbesondere über die Methode der positiven Jurisprudenz und der Rechtsphilosophie. Nebst diesen Schriften wären noch größere Recensionen in der Kritischen Vierteljahrsschrift Bd. XIII, XVIII, XXII, XXVI, in der Jenaer Litteraturzeitung von 1874, 1875 u. a. m. anzuführen.

Nach seinem Tode brachte das Archiv f. d. civilist. Praxis (Bd. 85, S. 1 bis 57) einen leider unvollendet gebliebenen Aufsatz aus seinem Nachlaß: „Die liberatorischen Verträge und ihr Rechtsgrund insbesondere". Ueberblickt man die reiche litterarische Thätigkeit dieses viel zu früh dahingeschiedenen Gelehrten, so ist es wol gerechtfertigt die Hoffnung auszusprechen, daß die Worte, die H. selbst gebraucht hat (Vorrede zu seiner „Obligation"): „Unvergänglich ist die Kraft des innerlich begründeten Gedankens; früher oder später wird er stets, allen Hindernissen zu Trotz, seine siegreiche Macht bewähren", auch für sein gesammtes litterarisches Wirken fürderhin Geltung besitzen und sich bewahrheiten werden.

Degenkolb, Archiv f. d. civilist. Praxis Bd. 84, S. 1—17, wo sich auch eine schöne Charakteristik Hartmann's als Universitätslehrer und College vorfindet.

J. Pfaff.

Hartmann: Helene H., geb. Schneeberger, Schauspielerin, geboren zu Mannheim am 14. September 1844 (oder 1843), † in Wien am 12. März

1898. Für die Bühne durch den Schauspieler Adolf Bauer vorgebildet, wirkte die H. zuerst als jugendliche Liebhaberin am Mannheimer Hoftheater, dessen Bühne sie am 28. November 1860 zum ersten Male betrat. Im J. 1864 wurde sie von dem Director Maurice als Naive an das Hamburger Thaliatheater engagirt, wo sie sich in der Rolle einer Friederike Goßmann und Adolfine Monhaupt so zu behaupten wußte, daß ganz Hamburg für die reizende „kleine Schnee" schwärmte. Ihr Ruf drang bis nach Wien. Laube forderte sie schon im J. 1865 zu einem Gastspiel an dem Burgtheater auf und engagirte sie vom Jahre 1867 ab. In ihrer Antrittsrolle im Juni 1867 als Lorle in „Dorf und Stadt", als Jeanne in „Lady Tartüffe" und als Aline in „Fesseln" erwies sie sich sogleich als eine Naive, wie sie sich Wien nicht besser wünschen konnte. Laube selbst rühmte ihr „eine gewinnende Natürlichkeit und ein unbefangenes fröhliches Wesen nach, welches echt empfindet, und welches die Empfindung einfach ausdrückt". Im J. 1868 vermählte sie sich mit ihrem Collegen, dem Schauspieler Ernst Hartmann, und im J. 1870 wurde sie zur k. k. Hofschauspielerin ernannt. Seit dem Jahre 1886 ging sie allmählich in das ältere Fach über, in dem sie gleichfalls Hervorragendes leistete. Am 9. März 1898 trat sie zum letzten Mal als Henriette Brämisch in „Frau Susanne" auf. Einige Tage darauf verschied sie, ohne vorher lange gelitten zu haben. Eine eingehende Würdigung ihrer künstlerischen Verdienste hat Minor versucht und dabei einen Vergleich zwischen ihrer Art und der ihrer hervorragenden Wiener Genossinnen angestellt.

Vgl. Heinrich Laube, Das Burgtheater. Leipzig 1868, S. 465. — Ed. Wlassack, Chronik des k. k. Hof-Burgtheaters. Wien 1876, S. 270, 271. — An der schönen blauen Donau. Jahrg. 1, Wien 1886, S. 351 und Jahrg. 7, Wien 1892, S. 145. — Universum, Illustr. Zeitschrift. Dresden und Wien 1890, S. 2187. — Alfred Schönwald, Das Thalia-Theater in Hamburg. Hamburg 1893. — Neuer Theater-Almanach. Hrsg. von d. Genossenschaft Deutscher Bühnen-Angehöriger, 10. Jahrg. Berlin 1899, S. 163–165. — Rudolf Lothar, Das Wiener Burgtheater. Leipzig, Berlin u. Wien 1899 (Register); — Derselbe u. Julius Stern, 50 Jahre Hoftheater, Geschichte d. beiden Wiener Hoftheater. Neue Ausgabe, Wien (1900) (Register). — Ludwig Eisenberg's Großes Biographisches Lexikon der Deutschen Bühne im XIX. Jahrhundert. Leipzig 1903, S. 397.

H. A. Lier.

Hartmann: Julius H., Theolog, 1806—1879. Einer altwürttembergischen Familie entstammt, der die A. D. B. X, 682, 687 aufgeführten August und Ferdinand H. angehörten, ist J. H. als Sohn des Oberamtsarztes Wilhelm H., eines von seinen Karlsschulgenossen Cuvier, Kielmeyer u. a. geschätzten Naturforschers, in Baknang am 1. Juni 1806 geboren, brachte die Gymnasialjahre in dem belebten Hause seines Oheims Geheimenraths August H. in Stuttgart zu und studirte dann 1823—28 in Tübingen, wo eben F. Chr. Baur eine neue Aera der schwäbischen Theologie begründete und zugleich das Leben und Leiden der deutschen Burschenschaft die besten Jünglinge in Anspruch nahm. Nach kurzer Vicariatszeit und der hergebrachten Candidatenreise durch Deutschland, insbesondere nach Berlin, hierauf dreijährigem Repetentendienst an den Seminaren Urach und Tübingen, war H. fortan im praktischen Dienst der Landeskirche bis an sein Ende thätig: 1833—40 als Diakonus in Neuenstadt an der Linde, bis 1843 als solcher in Böblingen, weiterhin als Decan und Bezirksschulinspector, zuerst in Aalen bis 1851, dann in Tuttlingen bis zu seinem am 9. December 1879 erfolgten Heimgang. Das stille Amt in Neuenstadt hatte ihm Muße zu kirchengeschichtlichen Studien

Gemeinschaft mit einem Nachbarpfarrer, dem tüchtigen Historiker K. Fr. Jäger (A. D. B. XIII, 653) gewährt, und so entstand, nach einer übersicht- chen Geschichte der Reformation Württembergs (Stuttgart 1835), die Hart- mann-Jäger'sche „Biographie des schwäbischen Reformators Johs. Brenz" 2 Bände, Hamburg 1840 und 42), die, überall gut aufgenommen, eine etwas verkürzte Neubearbeitung in der Sammlung: Leben und ausgewählte Schriften der Väter und Begründer der lutherischen Kirche (Elberfeld 1862) gefunden hat. Auch eine „Geschichte von Württemberg mit besonderer Beziehung auf die deutsche Geschichte kurz dargestellt" (Tuttlingen 1856) ist freundlich auf- genommen worden. Der Landessynode von 1875—78, welche eine neue Ver- fassung für die württembergische Kirche zu beraten hatte, und in ihr der wichtigen kirchenrechtlichen Commission, gehörte H. als einer der Vertreter der vermittelnden Richtung an, der doch auch mit seinen Jugendfreunden Kapff und Blumhardt herzlich verkehrte. In dieser Zeit durfte der eben 70 ge- wordene 1876 sein 25jähriges Jubiläum als Stadtpfarrer und Diöcesanvorstand in Tuttlingen unter Theilnahme weitester Kreise, auch der Katholiken, in voller Rüstigkeit feiern und sah sich 1877 beim 400jährigen Jubiläum der Universität Tübingen, das der alte Burschenschafter lebhaft mitfeierte, durch Ertheilung der theologischen Doctorwürde geehrt. Umfassend gebildet, auch künstlerisch veranlagt, eine gesellige mittheilsame Natur, mit seiner Gattin Luise geborenen Pfäfflich, die ihm 7 beide Eltern überlebende Kinder schenkte, edle Gast- freundschaft pflegend, lange Zeit der belebende Mittelpunkt einer auf dem Hohentwiel sich zusammenfindenden Gesellschaft württembergischer, badischer und schweizerischer Theologen, ist der harmonisch angelegte, im besten Sinne „Mensch, nichts menschlich es sich fremd erachtend" als einer der Glücklichen, die nicht altern, nach kurzer Krankheit im 74. Lebensjahre hinübergegangen.

J. Hartmann.

Hartmann: Julius H., königlich preußischer Generallieutenant, wurde am 19. Mai 1821 zu Hannover in der Vorstadt Glocksee geboren. Sein Vater war Schatzrath, der General Sir Julius H. (A. D. B. X, 688) sein Verwandter. Am 1. October 1835 trat er als Cadett bei der Artillerie, der Waffe, welcher der letztere angehörte, in die königlich hannoversche Armee, wurde am 16. Mai 1839 Officier, vervollständigte seine militärische und all- gemeine Bildung (1842/43) während eines einjährigen Aufenthaltes zu Berlin durch den Besuch der allgemeinen Kriegsschule (jetzt Kriegsakademie) und der Universität, nahm, am 29. Juli 1843 zum Premierlieutenant aufgerückt, an den Feldzügen der Jahre 1848 und 1849 gegen Dänemark in Schleswig- Holstein theil, wurde am 31. Mai 1851 Hauptmann 2. Classe, am 1. October 1856 Batteriechef und am 22. Mai 1865 Major. Neben seinen übrigen Dienst- verrichtungen war er seit 1849 als Lehrer an den Militär-Bildungsanstalten seines Standortes, der Stadt Hannover, und in den Jahren 1846—1851 auch bei den Arbeiten der Landesaufnahme thätig. Als zum Feldzuge des Jahres 1866 die hannoverschen Truppen sich um Göttingen versammelten, erhielt Major H. zunächst den schwierigen, aber mit Geschick erfüllten Auftrag, die für die Theilnahme am Kriege bestimmten Batterien und Munitionscolonnen schleunigst feldmäßig auszustatten; dann übernahm er das Commando der Reservartillerie, welches er bei Langensalza führte. Eine Flugschrift, welche er bald darauf, als es sich um den Eintritt der hannoverschen Officiere in den preußischen Dienst handelte, diesen mit Nachdruck befürwortend unter dem Titel „Der hannoverschen Artillerie zur Erinnerung" veröffentlichte fand bei seinen Kameraden mannichfachen Widerspruch. Nachdem König Georg V. sie

ihres Eides entbunden hatte, meldete H. sich zur Aufnahme in die preußische Armee und wurde am 9. März 1867 zum Abtheilungscommandeur im 11. Feldartillerieregimente in Kassel ernannt, aber schon am 18. August 1868 in die Artillerie-Prüfungscommission nach Berlin berufen, am 11. Februar 1869 zum Vorstande der Versuchsabtheilung dieser Behörde und am 18. Juni d. J. zum Oberstlieutenant ernannt. Beim Ausbruche des Krieges gegen Frankreich ward er, dem Obercommando der III. Armee unter dem Kronprinzen Friedrich Wilhelm von Preußen zugetheilt, dem Stabe des zunächst mit Leitung der Belagerung von Straßburg betrauten Generals v. Werder überwiesen. In dieser Verwendung ist er bis zur Beendigung des Krieges geblieben. Er hat sie in seinem Buche „Erlebtes aus dem Kriege 1870/71“ (Wiesbaden 1885) geschildert. Die von ihm geleisteten Dienste fanden die höchste Anerkennung durch Verleihung der 1. Classe des Eisernen Kreuzes. Nach Friedensschluß trat er für kurze Zeit in sein früheres Verhältniß bei der Artillerie-Prüfungscommission, dann aber, inzwischen zum Oberst befördert, am 23. November 1871 als Commandeur des Festungsartillerie-Regiments Nr. 4 zu Magdeburg in den Frontdienst zurück, wurde am 9. Juni 1874 Commandeur der 2. Fußartillerie-Brigade zu Berlin, am 22. März 1876 Generalmajor und am 11. Juni 1881 auf sein Ansuchen mit dem Charakter als Generallieutenant pensionirt, behielt seinen bleibenden Wohnsitz in Berlin, starb aber auf einer Reise am 13. Juni 1892 zu Hannover.

Nachdem er während seiner Dienstzeit noch als Verfasser von „Vorträgen über Artillerie“ (Hannover 1858) und von „Artillerieorganisation“ (Hannover 1864) im Bereiche der Waffe, welcher er angehörte, litterarisch thätig gewesen war, betrat er nach seinem Ausscheiden ein ganz anderes Gebiet, das der schönen Wissenschaften, und veröffentlichte zuerst „Erinnerungen eines deutschen Officiers 1848—1871“ (1882), auf dem Hintergrunde von Selbsterlebtem aus Hannover und Schleswig-Holstein; dann „Wandel der Zeiten“ (1888), vier Erzählungen wie es in Hannover vor 1803 war und nach 1803 wurde, und einen Roman „Zu spät erkannt“ (1888).

B. v. Poten.

Hartung: Ernst H., k. k. Feldzeugmeister, einer hannoveranischen Familie entstammend, wurde im J. 1808 in Wien geboren und trat nach Absolvirung der k. k. Ingenieurakademie im J. 1827 als Fähnrich in das 1. Infanterieregiment, in welchem er am 15. März 1831 zum Lieutenant, am 16. August 1834 zum Oberlieutenant und am 1. März 1844 zum Hauptmann befördert wurde. In den Kämpfen der Jahre 1848 und 1849 in Italien that sich H. wiederholt so sehr hervor, daß er noch während des Feldzugs zum Major und Oberstlieutenant befördert, mit dem Militär-Verdienstkreuz und mit dem Orden der Eisernen Krone 3. Classe ausgezeichnet ward. Nach kurzer Dienstleistung als Ablatus des Generaladjutanten Radetzky's wurde H. am 5. März 1850 zum Obersten im Infanterieregimente Nr. 23 befördert und bald darauf zum Commandanten dieses Regiments ernannt. Am 25. Septbr. 1854 Generalmajor geworden, nahm H. 1859 an dem Kriege gegen Frankreich und Piemont mit seiner Brigade im 3. Armeecorps theil an der Kanonade bei Valenza, behauptete sich in der Schlacht von Magenta, trotz der feindlichen Uebermacht die ganze Nacht vom 4. auf den 5. Juni auf dem Schlachtfelde und kämpfte bei Solferino von 8 Uhr früh bis 5 Uhr Nachmittags, vorwärts Giudizzolo, gegen die von Medole über Casanuova vordringenden Infanteriemassen trotz verheerenden Artilleriefeuers und eines gewaltigen Cavallerieangriffes des Feindes unerschütterlich bis zum allgemeinen Rückzug. Für seine Leistungen in den beiden Schlachten wurde H. mit dem Orden der Eisernen Krone 2. Classe

m Ritterkreuze des Leopoldordens ausgezeichnet. Am 15. August 1862
H. zum Truppencommandanten im Küstenlande und in Istrien ernannt,
August 1863 zum Feldmarschalllieutenant befördert und am 12. Mai
Inhaber des Infanterieregiments Nr. 47. In dem Feldzug des Jahres
efehligte H. das 9. Corps in der Südarmee des Erzherzogs Albrecht
ug durch seine Führung wesentlich dazu bei, daß die Schlacht von
am 24. Juni sich zu einem der glänzendsten Siege der kaiserlichen
gestaltete. In richtiger Würdigung der Gefechts- und Geländeverhält-
d entgegen den Dispositionen des Generalcommandos, welches die Aus-
des 9. Armeecorps bis zum Thaleinschnitte von Stafallo angeordnet
ieß H. den rechten Flügel seines Corps sogleich nach der Besetzung von
campagna und Berettara gegen den Feind vorgehen und seine wieder-
Angriffe gegen die auf dem Monte Croce aufgestellten feindlichen
n paralysirten die ernstliche Gefährdung des Pivots der ganzen Armee
einde gelang es nicht, gegen die Höhen von Casa del Sole vorzudringen.
en blutigen Angriffen seiner Brigaden Weckbecker und Böck und nach
rtnäckigen Widerstand von Seite des Regiments Thun auf dem Bel-
und dem Monte arabico, wodurch der Angriff des 7. Armeecorps
ich erleichtert wurde, konnte H. seiner Aufgabe stundenlang nur durch
uthige Ausharren und das vorzüglich geleitete Feuer seiner fast isolirt
obenen Artillerie gerecht werden, zog aber dann im entscheidenden
lick seine letzte Reserve vor und verwendete sie so glücklich gegen den
Croce, daß die Stellung nebst den feindlichen Geschützen genommen
Für seine Thätigkeit in der Schlacht von Custoza erhielt H. am
ugust 1866 das Ritterkreuz des Maria-Theresienordens, nachdem ihm
vorher die Würde eines Geheimen Rathes verliehen worden war. Im
r 1866 zum commandirenden General von Nieder- und Oberösterreich,
rg, Mähren und Schlesien ernannt, am 22. April 1868 zum Feld-
ister befördert und am 19. Februar 1869 mit dem Orden der Eisernen
1. Classe ausgezeichnet, trat H. am 1. März 1869 auf eigenes Ansuchen
Ruhestand. H., der ein hervorragend gebildeter Officier und glänzender
war, hat auch die Neubearbeitung des Dienstreglements geleitet und
der nach dem Kriege des Jahres 1859 in Angriff genommenen Um-
ng des Exercierreglements betheiligt. Nach seinem Uebertritt in den
tand zum lebenslänglichen Mitglied des Herrenhauses ernannt, nahm
elmäßig an allen Sitzungen theil, wurde wiederholt auch in die Dele-
en des österreichischen Reichsrathes entsendet und widmete auch da allen
angelegenheiten die regste Aufmerksamkeit. H. starb am 1. October 1879
ien.

Acten des k. u. k. Kriegs-Archivs. — Lukeš, Militärischer Maria-
eresienorden. Wien 1890. — Vedette, Jahrgang 1879, Nr. 80.

Criste.

Hase: H. (Has), Geheimschreiber des Bischofs Johann III. von Würzburg,
166. — Das selbstherrliche Regiment des Würzburger Bischofs Johann
Grumbach (1455—66), seine unaufhörlichen blutigen Kriege und die
ungslose Aussaugung des Hochstiftes durch drückende Kriegssteuern hatte
Unterthanen in hohem Grade gegen den Kirchenfürsten erbittert. Für
herrischen und gewaltthätigen Maßregeln machte die Würzburger Bürger-
zum guten Theil des Bischofs Hofdiener Hase (Has) verantwortlich.
der Chronist Fries berichtet, konnte H. „wohl singen“; sein eigentliches
war aber wohl das des Geheimschreibers. Hasens Habsucht, Uebermuth
Ohrenbläserei hatten ihn schon zu Lebzeiten Bischof Johann's III. so un-

beliebt gemacht, daß der Würzburger Rath ihm im September 1465 sein Bürgerrecht aufkündigte. Kaum hatte der Bischof die Augen geschlossen (11. April 1466), als der Sturm gegen seinen unwürdigen Günstling losbrach. Zwar hatte H. sich und seinen werthvollsten Besitz sogleich auf die bischöfliche Burg, den Marienberg, geflüchtet. Angesichts der drohenden Haltung der Bürgerschaft konnte jedoch das Domcapitel nicht daran denken, H. in Schutz zu nehmen. Zuerst auf dem Marienberg gefangen gesetzt, wurde H. am 20. April dem Würzburger Rathe ausgeliefert, der ihn, wohl durch einen Volksauflauf dazu gezwungen, Tags darauf in den Main werfen ließ. Der tragische Ausgang des „bösen Hase“ ist in einem zeitgenössischen Volkslied ausführlich geschildert worden.

Lor. Fries, Geschichte der Bischofe zu Wirtzburg bei Ludewig, Geschichtsschreiber v. d. Bischoffthum Wirtzburg, S. 845 f. — R. v. Liliencron, Die histor. Volkslieder der Deutschen vom 13. bis 16. Jahrh. Bd. I (Leipzig 1865) S. 545—549. — H. Haupt, Das Ende des bösen Hase, im Archiv des histor. Vereins f. Unterfranken, Bd. 27 (Würzb. 1884) S. 234—240.

Herman Haupt.

Hase: Karl August von H., geboren am 25. August 1800 in dem epheuumrankten Pfarrhause zu Steinbach bei Penig am Abhange des sächsischen Erzgebirges, hat, des Vaters frühzeitig beraubt, doch unter guter Menschen Obhut eine unverkümmerte Kindheit verlebt. Seine Gymnasialzeit in Altenburg (seit Ostern 1813) verschönte, über die Kleinheiten des täglichen Lebens hinaushebend, ein idealer Freundschaftsbund, welcher die freie ästhetische Weltansicht der Griechen mit christlicher Andacht und treuem deutschen Sinn zu vereinigen strebte zu einer naturgemäßen vollen menschlichen Bildung. „Wir blickten mit dem warmen, frommen Herzen in eine kühne Thatenwelt hinaus, über das Grab, über die Sterne“. Begeistert für Poesie, Freundschaft und Vaterland, schloß er sich als Leipziger Student (seit 1818) mit seinen Schulfreunden der Burschenschaft an, die, 1815 gegründet, ihre Organisation als allgemeine deutsche Burschenschaft in dem Saale des Kaffeehauses in Jena erhielt, das nachmals Hase's beglücktes und beglückendes Familienhaus geworden ist. Das Bücher-Auto da Fé beim Wartburgsfest und die auf den übertriebenen Teutonismus der Burschenschaft zurückgeführte blutige That Karl Sand's hatte die bekannten Folgen. Wegen Theilnahme an unerlaubten Verbindungen erhielt H. gleich seinem Freunde Ferdinand Herbst, dem nachmaligen katholischen Pfarrer in einer Vorstadt Münchens (s. A. D. B. XII, 48), das Consilium abeundi. Er wandte sich nach Erlangen (1821). Hier trat er durch Empfehlung eines Verwandten in befreundete Beziehung zu G. Heinrich Schubert (XXXII, 631), „dem freundlichen Führer aus den Reichen der Natur in das Himmelreich“. Schon damals ist ihm die Einsicht gekommen, daß die bloß freisinnige Theologie, welche das Christenthum zur Vernunftreligion aufklären wollte und allenfalls auch ohne Christus auskommen könnte, die welthistorische Bedeutung des Christenthums verkenne, das, als eine historische individuelle Religion auf Thatsachen gegründet, Gemeinden verbinde und Völker mit seinen sittlichen Bewegungen beherrsche. Ein heiter bewegtes Studentenleben, darin er die Kaiserrolle spielte, endigte mit Entlassung von der Universität „wegen Theilnahme am Dresdener Burschentage und wegen starken Verdachts, an der Spitze der seit 1820 aufgehobenen Burschenschaft gestanden zu haben“.

Nach bestandener Candidatenprüfung vor dem Oberconsistorium in Dresden kam ihm der Gedanke, bis zur Anstellung im geistlichen Amte sich als Privatdocent zu habilitiren, und zwar, seiner Neigung entsprechend, an

einer süddeutschen Universität. Seine Wahl fiel auf Tübingen. Hoffnungsvoll und viel verheißend, unter freundlichen geselligen Verhältnissen hat er daselbst seine akademische und litterarische Laufbahn 1823 begonnen. Da wendete die von Metternich eingesetzte Mainzer Centraluntersuchungscommission auch ihm ihre Aufmerksamkeit zu. Er hatte in der Burschenschaft beitragen wollen zur Erneuerung der politischen Größe Deutschlands durch Ausbildung eines großen Nationalgeistes, war aber der radicalen Richtung seiner ganzen maßvollen Persönlichkeit gemäß fern geblieben, das gerade Gegentheil von Arnold Ruge, dem „Minister des Aeußersten", wie dieser selbst es aussprach: „Hase ist ein alter Jugendbündler und Coätane von mir; sonst passen wir wie Faust aufs Auge zusammen". In einer seiner burschenschaftlichen (von diesen Herren noch lange in freundlicher Erinnerung bewahrten) Reden (abgedruckt im 12. Bande von Hase's „Gesammelten Werken", Leipzig 1890—93) hatte er seine Verbindungsbrüder, weil noch viel zu wenig mit der Wirklichkeit bekannt, gewarnt, durch die That eingreifen zu wollen in das Getriebe des Staats, und über Sand geurtheilt: seine Gesinnung ist der Unsterblichkeit werth, seine Handlung des Todes würdig. Gleichwol ward er als schuldig der früheren Theilnahme an einer hochverrätherischen Verbindung zur Entsetzung von seinem Amte und zu zweijähriger Festungsstrafe verurtheilt. Der unfreiwillige Aufenthalt auf der kleinen Bergfeste Hohenasperg, wo ihm „Spinoza's Ethik in ihrer erhabenen Resignation vor allem den Sturm des Herzens stillte", reducirte sich auf acht Monate. Die Versagung des weiteren Aufenthalts in Württemberg führte ihn in die Heimath zurück, zunächst nach Dresden, 1826 nach Leipzig, um, wozu Ammon, der Oberhofprediger (siehe A. D. B. I, 405), ihm Muth gemacht, sich aufs neue zu habilitiren. Er fand hier Freunde an Archidiakonus Goldhorn (IX, 334) und an Tzschirner (XXXIX, 62), an dessen Sarg er schwur, seine Bahn zu gehen, wie er für Recht und Freiheit, für Christenthum und Protestantismus ein treuer Hort zu werden. Mit großer Freude hat er wieder das Katheder betreten, im Verein mit Theile, Niedner, Fleck die sogen. junge Facultät gebildet und seine zukunftsreiche schriftstellerische Thätigkeit fortgesetzt.

Durch den Grafen Einsiedel, den dem Kreise der Erweckten zugethanen Cabinetsminister in Dresden, war August Hahn (s. A. D. B. X, 356) 1826 als Professor neuer Stiftung von Königsberg nach Leipzig berufen worden, zu gleichem Zweck wie Tholuck nach Halle. Um das für einen Leipziger Professor der Theologie nothwendige philosophische Magisterium zu erlangen, schrieb Hahn seine Streitschrift „De rationalismi, qui dicitur, vera indole" (1827), darin er den Rationalismus, ihm gleichbedeutend mit Naturalismus, als einen von England her eingedrungenen Todfeind des Christenthums (rei christianae infestus) hinstellte. Dieses Gallicinium Lipsiense entfesselte den Streit über das Existenzrecht des Rationalismus in der Kirche. H., der Sache Ernst erkennend, nahm in der anonymen Schrift „Die Leipziger Disputation" (1827; Ges. W. VIII, 1, 1) als der Erste den hingeworfenen Fehdehandschuh auf. Er wies darauf hin, wie unbillig und unwahr es sei, den das Christenthum als die höchste Vernunft feiernden Rationalismus mit dem in der Christenheit verrufenen Namen Naturalismus zu behängen. Aber abgesehen vom Streite um Namen, da der Rationalist sein Höchstes, Frieden und Seligkeit im Christenthum findet, wie vermag der Supernaturalist ihm die Christlichkeit abzusprechen? „So erkennt endlich die höhere Einheit der gemeinsamen Liebe zu dem Herrn unter euch an, merkt endlich, daß beide Systeme der Wissenschaft, der theologischen Schule angehören, daß auf diesem Gebiete ein scharfer, freudiger Streit über sie geführt werden muß, daß sie aber beide im

Dienste des Christenthums stehen." Ein Recensent schließt sein Referat über die Schrift „voll Bewunderung für den unbekannten Verfasser". Dagegen wurde Hahn, weil er von jedem getrennt sein wolle, der aus eigener Vernunft und Kraft an Jesum Christum seinen Herrn glaubt, als ein solcher angesehn, der damit selbst aus der Kirche Gottes herausfällt (die Litteratur dieses Streites ist verzeichnet in Fuhrmann's Handbuch d. neuesten theol. Literatur [1830] S. 459, Krug's Handwörterbuch d. philos. Wissenschaften [2. Aufl. 1833] III, 423 und bei Bretschneider, Entwicklung aller in der Dogmatik vorkommenden Begriffe [4. Aufl. 1841] S. 192).

An Freundes Hand unternahm H. 1829 seine erste Reise nach Italien, classisch beschrieben in den „Briefen an die künftige Geliebte", Pauline Härtel, seit 1831 das Kleinod seines Hauses. Am 15. Juli 1830 zog er, als außerordentlicher Professor nach Jena berufen, ein in die kleine ruhmvolle Stadt seiner Zukunft. War er in Leipzig für das Recht des Rationalismus eingetreten, so erwartete ihn hier ein Kampf gerade von rationalistischer Seite. Ueber Hase's Jugend hatte die Romantik noch ihren Schimmer gebreitet. Er war ihrem Philosophen, Schelling, dem die Philosophie in ihrer Strahlenkraft sich immermehr zur Poesie verklärte, dem Genius huldigend, in Erlangen nahe getreten, und verehrte in ihrem Theologen, Schleiermacher, dem englischen Herold, den einen seiner theologischen Heiligen. Und wenn auch die Muse selbst, nachdem sie dem sentimentalen Jüngling noch einen ihrer lächelnden Blicke zugeworfen, allmählich vor der Denkarbeit des Mannes zurückwich, den Schwung der Phantasie, die Wärme des Herzens hat sie scheidend als freundliche Gabe ihm zurückgelassen. Und so erkannte er als seine Aufgabe, die kühnsten Forderungen der Vernunft mit den Bedürfnissen des Gefühls, das freieste Denken mit christlicher Begeisterung als einig darzuthun. Die Rationalisten standen dieser neuen Erscheinung zweifelnd gegenüber. Sein Eintreten für den freien Gedanken und für das kirchliche Recht des Rationalismus neben dem Supernaturalismus hatte ihren Beifall gefunden. Zu seinem Worte: „Biedere, gelehrte und fromme Männer, Säulen der Kirche stehen auf beiden Seiten" bemerkte Schüler: „das hat ihn Gott durch Christus geheißen reden, den wackern Mann!" Andrerseits konnte ihr nüchterner Verstand in seine „hyperpoetische Theologie" sich nicht finden. Sie redeten von allegorisirender Dogmatik, von mystischen Modephrasen, Glasperlen, kaum mehr für Theater- und Romanenschmuck brauchbar. Und als die Quelle dieser Auswüchse dünkte ihnen eine phantastische Afterphilosophie, von welcher der sonst besonnene Mann sich habe influenziren lassen. Nun hatte H. in seiner Erstlingsschrift „Des alten Pfarrers Testament" (Tübingen 1824, Ges. W. VI, 1) offen bekannt, wie Schelling, der Ossian der Philosophie, indem er das göttliche Leben der Natur erkannte, Erden an Sonnen band, die Hieroglyphe der Urwelt aus der Tiefe des Geistes enträthselte, sein junges Herz entflammt habe, aber sofort hinzugefügt, daß dieses System nur in seinen Mittelgliedern befriedige, aber Gottlosigkeit stehe am Anfang, Vernichtung am Ende. Indeß der Rationalismus ließ hierdurch sich nicht abwendig machen von seiner vorgefaßten Meinung. Röhr, sein sichtbares Oberhaupt (A. D. B. XXX, 92), veröffentlichte 1832 „Grund- und Glaubenssätze der evangelisch-protestantischen Kirche". Dieser Versuch einer neuen, die reine, von allen dogmatischen Floskeln gesäuberte Lehre des Evangeliums darlegenden Symbolschrift hätte, zum Gesetz erhoben, den Rationalismus zur Kirchenlehre gemacht, die Supernaturalisten ausgeschlossen. H., vom Verfasser zur Begutachtung aufgefordert, bezeichnete jedes Symbol, durch welches eine Spaltung der Kirche veranlaßt würde, als eine unheilvolle Gewaltthat und vermißte in dem vor-

liegenden das eigenthümlich Christliche, den kirchlichen Charakter. Seine am Schlusse ausgesprochene Meinung, daß aus dem apostolischen Symbole heraus das Neue und Zeitgemäße organisch zu gestalten wäre, hat er zu verwirklichen versucht in seiner streng objectiv gehaltenen, den streitenden Parteien einen möglichst freien Spielraum gewährenden „Confessio fidei ecclesiae evangelicae nostri temporis rationibus accommodata“ (1836). Seinen Zorn über diese Recension (wieder abgedruckt in den Ges. W. VIII, 2, 467) ließ Röhr an dem damals (1833) gerade in zweiter Auflage erschienenen „Hutterus redivivus“ aus. Konnte eine Reproduction der orthodoxen Dogmatik schon an sich nicht auf seinen Beifall rechnen, so vermochte er sich eine solche, wie sie hier historisch-apologetisch auftrat, nur als dolus malus zu erklären. „Was will dieser Hutterus redivivus unter uns? Was hat das Schattenbild dieses aus der Gruft des 16. Jahrhunderts wieder heraufbeschwornen evangelischen Scholastikers den protestantischen Söhnen des 19. Jahrhunderts kund zu thun?“ Der gute Hutterus spielt, zum redivivus geworden, eine unfreiwillige Rolle, wie der von der Zauberin zu Endor citirte Geist Samuel's, er ist ein maskirter Identitätsphilosoph, das ganze Buch ein schellingisch-orthodoxer Amalgamationsproceß. Um diesem Gerede von schellingisirender gläubelnder Neugläubigkeit im Hutterus redivivus und der damit beabsichtigten Täuschung der akademischen Jugend ein für allemal ein Ende zu machen, trat H., obwol schweren Herzens, in den Kampf ein, indem er den objectiv-historischen Charakter des Hutterus, wie das schon in der Vorrede ausgesprochen war, aufs klarste nachwies. Da aber ein solches Mißverstehen nicht aus der Beschränktheit eines Einzelnen erklärlich war, so mußte der von Röhr und Wegscheider vertretene Rationalismus selbst dafür in Anspruch genommen werden. H. fand vor allem an diesem Rationalismus auszusetzen den Mangel an geschichtlichem Sinn, wodurch eben die Mißdeutung des Hutterus redivivus verursacht worden war, sodann die Verkennung der Bedeutung des religiösen Gefühles, endlich sein negatives Verhalten zur Wissenschaft. Nicht die methodisch fortschreitende wissenschaftliche Untersuchung, sondern der gesunde Menschenverstand, das iudicium naturae, der Augenschein sollte als oberste Instanz entscheiden. Wahr ist in der Dogmatik die sententia, welche omnes homines, probi nimirum haben oder facillime sich aneignen. Im gesunden Menschenverstand lag die expansive Kraft des Rationalismus, die Bedingung seiner Ausbreitung in der Masse, aber zugleich seine Schwäche, wiefern nicht geniale, nur hausbackene Menschen ihm dienstbar werden konnten. Eine anonyme Recension der inzwischen erschienenen Hase'schen Kirchengeschichte, die als ein Dekokt aus Gieseler's Werk, glänzend nach außen, innerlich arm und leer, hingestellt wurde, sollte diesen wissenschaftlich annulliren. Der Recensent, als welcher Gieseler selbst nicht zu seiner Freude offenbar wurde, hatte sich die Sache zu leicht gemacht und seinen Gegner weitaus unterschätzt. Endlich zum Beweis, daß der Rationalismus Neues nicht vorzubringen hatte, ließ Röhr eine Anzahl Recensionen aus der Kritischen Predigerbibliothek und Allgemeinen Litteraturzeitung unter dem Titel „Anti-Hasiana“ (1836) zusammendrucken, denen H. seinen „Anti-Röhr“ (1837, Ges. W. VIII, 1, 261) entgegenstellte. Der Rationalismus, aus der Entwicklung geboren, war dem Principe der Stabilität verfallen. Sich selbst in seiner damaligen Schulform für die realisirte Idee des Rationalismus achtend, darum identisch mit dem Protestantismus, hat er jeder Fortbildung und Ausgestaltung sich verschlossen, sie mit den Schlagworten Schellingianismus, Mysticismus, Allegorismus in fast hierarchischer Zähigkeit von sich abgewehrt. An dieser verständnißlosen Selbstgenügsamkeit ist er gestorben, und H. hat ihm das Endurtheil gesprochen.

Schon ein Zeitgenosse fand, daß auf Hase's Seite die größere Bildung, die edlere Wissenschaftlichkeit, der feinere Witz und reichere Geist, dagegen auf Seiten des Rationalismus die nackte Endlichkeit seines Princips sich zeige.

Als einen Nachklang des Streites gegen den Rationalismus bezeichnet selbst seine Controverse mit Baur, dem Haupte der Tübinger Schule (A. D. II, 172). Das war allerdings ein ebenbürtiger Gegner, der mit eminentem Scharfsinn und tiefer Gelehrsamkeit in die Geschichte des Urchristenthums und seine Litteratur eingedrungen war. Der Feststellung des ursprünglichen Thatbestandes nachgehend, vermochte er das Johannis-Evangelium nur aus Zeitverhältnissen des zweiten Jahrhunderts, nämlich zur Ausgleichung ebionitisch-montanistischer und heidenchristlich-gnostischer Tendenzen, zu begreifen, wodurch es selbstverständlich seinen geschichtlichen Charakter verlor. Daß der Lieblingsjünger den Meister, an dessen Brust er lag, nachmals für den Weltschöpfer gehalten, erschien ihm ohne Darangabe der Identität seines Selbstbewußtseins undenkbar. Dagegen trat H. in seinem Sendschreiben an Baur („Die Tübinger Schule" 1855, Ges. W. VIII, 1, 415) für die Echtheit des vierten Evangeliums und zugleich der Apokalypse ein. Durch innere Entwicklung, durch seine eigne schöpferische That ist Johannes, der gottbesprachte Apokalyptiker, zum Evangelisten geworden, sein Evangelium die verklärte Apokalypse. Gegen Ende des ersten Jahrhunderts, als er in Kleinasien vor der fortschreitenden geistigen Macht des Weltheilandes schon die Tempel der alten Götter veröden sah, da habe Johannes in der Logosidee den vollen Ausdruck seiner Huldigung, das Wort des ihn erfüllenden Geheimnisses erkannt. Aber durch den goldenen Panzer des Logos fühle man den Pulsschlag des menschlichen Herzens, an dem der Apostel gelegen habe: der ideale Gehalt schließe die geschichtliche Treue nicht aus. Baur hat erwidert, von beiden Seiten gedrängt, werde H. einer Retractation nicht entgehen können. Es ist so geschehen. Aus dem Evangelium des Johannes ist ihm ein Evangelium nach Johannes geworden, nämlich nach dem Tode des verklärten Meisters durch einen begabten Jünger niedergeschrieben. Die andern zwei Streitpunkte betreffen den Anfang und das Ende der Kirchengeschichte. Baur hatte die Entwicklung des Urchristenthums unter den Gesichtspunkt eines bis tief ins zweite Jahrhundert unentschieden fortwogenden Kampfes zwischen Ebionitismus und Paulinismus gestellt und daraus die urchristliche Litteratur als tendenziöse Streit- und Vermittlungsschriften erklärt. H. sah hier einen an sich berechtigten Gedanken über das rechte Maß hinausgeführt: schon seit Ende des ersten Jahrhunderts war der Paulinismus die allgemein herrschende Form des Christenthums. In seiner Kirchengeschichte hatte H. gesagt, daß seit dem westfälischen Frieden die Kirche nicht mehr die erste bewegende, sondern die zweite, in den Streit der Völker hineingezogene Macht sei. Dieses hatte Baur eine Degradation genannt, die Kirche stehe hier am Ausgang ihrer Geschichte wie eine abgebrannte da. H. fragte entgegen: „habe ich den Tempel von Ephesus angezündet?" In der That, wo werden jetzt noch bei drohenden politischen Verwicklungen, wenn die Würfel über Krieg und Frieden fallen, die tonangebenden Lehrer der Kirche um ihre, vordem maßgebende, Meinung befragt? Der Kirche ist nur das Amt des barmherzigen Samariters geblieben, ihren Balsam auf die Wunden des Krieges zu legen. Dieser Streit ist geführt worden mit voller gegenseitiger Achtung, von H. in dem Bewußtsein, seine Bestimmung zu erfüllen: mitten im Kampfe für die Befreiung der Geister ihr Uebermaß zu bekämpfen.

Mit dem Streite gegen den Rationalismus lief parallel der Streit mit der Renaissance-Orthodoxie, H. gerade gelegen zum Nachweis, daß sein Kampf

n Röhr'schen Rationalismus keinen Abfall von der freien Theologie
Bereits 1830 ließ Rudelbach sich vernehmen: „Ist nicht die Theorie
glaubens unter andern in den eleganten Schriften des Herrn Hase
lettenlectüre aufgestutzt?" Zur selben Zeit trat die Evangelische
itung mit der Anklage auf Profanirung des Lebens Jesu hervor,
H. in unseligem Vernunfthochmuth die heilige Geschichte anders nicht
profane zu behandeln beflissen sei. H. hat offen gestanden, daß er in
andlung einer heiligen und einer profanen Geschichte keinen wesent-
nterschied kenne, ja daß diese ganze Scheidung engherzig, ohne Realität
n der heiligen Geschichte ist vieles Profane, in der Weltgeschichte vieles
geschehen." In der That kann hiebei nur dieses mit Recht gedacht
daß, wie die Schriftauslegung nicht gelingen kann, wenn nicht ein
pneumatischer Sympathie um den Exegeten und heiligen Autor sich
, so auch die heilige Geschichte die ihr angemessene Darstellung nur
kann bei einem für alles Ideale und Heilige aufgeschlossenen Sinn.
ner Prorectoratsrede „Das junge Deutschland" (1836, Ges. W. XII,
eutete die Evangelische Kirchenzeitung die Stelle, daß das christliche
n der Nachfolge Jesu die höhere Einheit des hellenischen und asketischen
hin aus, als wenn neben das Christenthum als gleichberechtigt der
mus gesetzt werden wolle: das Classische das Element der Freude für
üdlichen, das Christliche das Element des Trostes für die Unglücklichen.
ntstellung veranlaßte H., die Evangelische Kirchenzeitung zu vermahnen,
doch im litterarischen Verkehr neben der Orthodoxie und Sünden-
iß auf die ganz gewöhnliche Rechtschaffenheit halten, die sich auch
von bloßer Ehre unter einander zu erweisen pflegen. Und so ist H.
r veranlaßt worden, mit der Evangelischen Kirchenzeitung und ihrem
eber Hengstenberg sich zu befassen. Die Orthodoxie selbst hat er in
ativen Berechtigung d. h. in ihrer Christlichkeit, soweit sie in ihr ist,
t, obschon er wußte, daß auf Gegenseitigkeit schwerlich zu rechnen sei.
ls Heinrich Krause, der temperamentvolle Redacteur der Protestantischen
itung (s. A. D. B. XVII, 74), zum Kampf gegen das orthodoxe
bis zur Vernichtung, zu einem Krieg auf Leben und Tod aufrief,
ermäßigend mit dem Zugeständniß ein, daß die Orthodoxie, wie sie
e Fülle christlichen Lebens in sich getragen hat, so auch jetzt noch die
ner wahrhaft christlichen Frömmigkeit sein könne, wenn auch bloße
ie nicht die Bürgschaft wahrer Sittlichkeit gewähre, vielmehr vereinbar
einem unbekehrten, unwiedergeborenen Herzen. Die Wiedererstehung
hodoxie hat er aus dem religiösen Ernste, der durch große Volks-
erweckt wurde, erklärt, ihr Emporkommen aus der vaterländischen
gslosigkeit und Blasirtheit, der auch die Empfänglichkeit für die Philo-
es Pessimismus entsprang, ferner aus der Begünstigung durch kluge
änner, aus dem Treiben der Lichtfreunde, der Ueberstürzung der
Gemeinden, der Selbstvergötterung der pantheistischen Philosophie und
nsluftigen Verzweiflung des Materialismus. „Ludwig Feuerbach und
Bauer haben weit mehr für die Orthodoxie gewirkt als Hengstenberg
rleß." Die Orthodoxie — das ist sein schließliches Urtheil — kommt
r wie ein Palmbaum, der einst lebensfrisch im Garten Gottes stand
n ein alter verwitterter Stamm ist, der durch künstliche Bewässerung
te Sprößlinge treibt, von Schling- und Schmarotzerpflanzen um-

. hat eine bestimmte Form des Rationalismus, den Rationalismus vul-
siegreich überwunden, das rationale Princip, zu welchem der Protestan-

tismus nothwendig führt, allezeit hochgehalten. Aber die Autonomie d
Vernunft ist von ihm nicht gemeint wie ein Titanenkrieg, der keinen Gott i
Himmel und keinen Heiland auf der Erde will, auch nicht als ein Losreiß
von allem, was in der Kirche geschichtlich geworden und fortzubestehen innerli
berechtigt ist. Immer maßhaltend in der Weise des Weisen von Lindos h
H. nur die Umgestaltung der evangelischen Kirche für ihre Entwicklung g
halten, welche aus den Grundgedanken des Protestantismus hervorgegang
ist und sie festhält, dagegen alle extremen und radicalen Bestrebungen a
gewiesen. Denn „die Freiheit bedarf vor Allem der Maßhaltung, und al
ihre Feinde haben ihr nicht soviel Eintrag gethan, als ihre Uebertreibungen
Aber nicht bloß, daß H. so die wilden Schößlinge des rationalen Princips
soviel an ihm war, abgeschnitten hat, er ist auch für das gute Recht d
Supernaturalismus, nicht des dogmatischen, aber des religiösen, eingetret
der, ohne die natürlichen Ursachen zu leugnen, hineilt zum göttlichen U
grunde und dessen erhabenes Wort in allen großen Momenten sich unw
kürlich von den Lippen ringt. Das Christenthum selbst ist in dieser sup
na uralen Form in die Welt getreten. Hiernach wurde er für einen Sup
na uralisten oder doch für einen Vermittler des Rationalismus mit d
Supernaturalismus geachtet. Er ist's gewesen im Sinne seines Ausspruch
„Supernaturalismus und Rationalismus sind gleich den Dioskuren Sö
derselben Mutter, der eine himmlischer, der andere irdischer Abkunft; wir
kennen sie als gleichberechtigte Brüder".

Hase's friedliche Arbeiten sind concentrirt in der Trilogie akademisc
Lehrbücher. Zunächst „Das Leben Jesu" (1829, 5. Aufl. 1865. Die A
führung des Lehrbuchs ist die „Geschichte Jesu." 1876. 2. Aufl. in
Ges. W. IV), die erste rein wissenschaftliche Darstellung des hohen Gegenstand
wie Jesus von Nazareth nach göttlicher Bestimmung durch die freie That sei
Geistes und die Macht der Verhältnisse Weltheiland geworden ist, also D
stellung rein menschlicher Entwicklung Jesu, ohne das Göttliche im wahrh
Menschlichen zu verkennen. Die eingehaltene streng historische Forschu
welche zuweilen mit einer Möglichkeit sich begnügen mußte, ist weder de
recht gewesen, die nur das Alltägliche für historisch halten, noch auch der
welche den Einwendungen der Wissenschaft listige Einfälle entgegensetzen. D
frühere Halborthodoxie räumte ein, daß H. seinen Gegenstand auf ausgeze
nete Weise behandelt habe, sobald man einen Erlöser zugibt der göttlich
um seiner menschlichen Vollkommenheit willen, womit aber zugleich die ga
Reihe der christologischen Theorien in der Hauptsache als ein Continuum
Irrthümern zugestanden sei. Nur bezüglich seiner Ansicht, daß Jesus sei
anfänglichen theokratisch-politischen Plan, nachdem er aus dem Erfolge sei
ersten Wirksamkeit die Unvermeidlichkeit seines zeitlichen Untergangs erka
hatte, aufgegeben und die Gründung eines geistigen Reiches als die hö
Bedeutung seines Lebens erkannt habe, war er, den Einwendungen von Li
Ullmann, Heubner nachzugeben, zeitweilig geneigt. Die spätere gesteig
Orthodoxie hat es eine echte, hohle Phrase genannt, von einem Erlösungs
wie Hase es thut, zu reden, wenn der Kreuzestod ein Scheintod war, ohne
bedenken, daß unsere alten Dogmatiker, damit nicht die Auferstehung des He
zu seiner zweiten Menschwerdung werde, lehrten: humana Christi n
materialiter considerata, in morte remansit. H. hat den orthodoxen
und Wehklagen gegenüber nicht ungern auf Neander hingewiesen, der, s
Herzen geneigt, an das Wunder, als Durchbruch einer höheren Weltord
darum für Christus natürlich, zu glauben, doch, als er sein „Leben Jesu
durch einzelne Einstrahlungen des göttlichen Wesens unterbrochene Gesch

er menschlichen Entwicklung schrieb, so manches Mal durch seine Gewissen-ftigkeit zur Annahme von unwillkürlichen Umbildungen und Trübungen r evangelischen Ueberlieferung sich gezwungen sah. Hase's Lehrbuch hat ader Stand gehalten in dem Sturm, welchen Strauß als der Herostratus r evangelischen Geschichte erregte, und als nach ihm Bruno Bauer das urige Schwert der in ihren Absolutismus erhobenen Kritik schwang, endlich ls Erneste Renan's thränenwerthe Tragödie des größten Menschensohnes die emüther bewegte, auch seines Theiles zur Beruhigung und Besonnenheit eigetragen. Wenn schon H. das Leben des Herrn von heiliger Sage um-ändert sah, so war er doch weit davon entfernt, den Mythus zum erklärenden Princip des Ganzen zu erheben. Strauß hat nachmals über H. wegen seiner Fassung des Wunderbegriffs und wegen seiner Festhaltung am vierten Evan-gelium als dem Bericht eines Augenzeugen, wodurch eben die Mythenumrankung um den kahlgemachten Stamm zur Unmöglichkeit wurde, gleichwie über Schleier-macher's Leben Jesu so unwirsch geurtheilt, daß er (meint H.) über die Schilderung seiner Vorgänger und Mitarbeiter das Herrenwort, so er's für recht hielte, als Motto setzen könnte: Alle die vor mir gekommen sind, sind Diebe und Mörder gewesen.

Wenn vormals von einem kirchenhistorischen Triumvirate gesprochen wurde, so waren damit Neander, Gieseler und H. gemeint, letzterer, weil den beiden Erstgenannten die Fortsetzung ihrer Werke bis zur Gegenwart nicht vergönnt war, vorzugsweise der moderne Geschichtschreiber der Kirche. Mit durchgebildeter Vielseitigkeit, plastischem Talente, vielsagender Kürze und mit aller Freude an markanten Individualitäten als Repräsentanten ihres Zeitalters ist von ihm die Kirchengeschichte kunstreich dargestellt und ihr mit hochgebildetem ästhetischen Sinne die kirchliche Kunst eingeordnet worden. „Der Verfasser", schreibt ein Beurtheiler 1835, „ist bei Goethe in die Schule gegangen und hat diesem das Geheimniß abgelernt, jenes klare, erquickende Licht über die Darstellung aus-zugießen, in welchem auch das scharf Ausgeschnittene nie zu grell ins Auge fällt." Auch Weltkinder fesselte die geistvolle Darstellung und der Anflug geistiger Romantik. Hase's Kirchengeschichtschreibung hat sich nach verschiedenen Seiten hin abgegrenzt. Im Gegensatz zu den Neologen, unter deren Händen, indem sie ihr aufgeklärtes Ich zum Maßstab der geschichtlichen Erscheinungen der Vergangenheit machten, die Kirchengeschichte sich in eine Geschichte mensch-licher Thorheiten und Schlechtigkeiten, Bedlamsgalerie und Botany-Bay in Einem, verwandelte, hat H. jedem Zeitalter durch Eingehen in seine Eigenart ein liebevolles Verständnis entgegengebracht. Diejenigen, welche in Neander's Werk, in welchem die Kirchengeschichte zum sprechenden Beweis von der gött-lichen Kraft des Christenthums, zu einer Schule christlicher Erfahrung und einer durch alle Jahrhunderte tönenden Stimme der Erbauung wird, ihr Ideal erblickten, vermißten bei H. den christlichen Lebenshauch, dem kunstvollen Dom mit dem himmelanstrebenden Thurme fehle das heilige Zeichen des Kreuzes. H. hat unter Berufung auf seine eigenthümliche Entwicklung erwidert: „Vom Dornenbusch muß man nicht Trauben lesen wollen; Rosen trägt er vielleicht." Die speculative Theologie wollte in seiner Kirchengeschichte eine Flucht vor der Allgemeinheit des philosophischen Gedankens bemerkt haben. „Das Ganze ist nicht von einer das Einzelne verknüpfenden Idee geistig durchdrungen. Es fehlt der substantielle Kern, der Begriff des bewegenden Princips der Kirchengeschichte. Eine kirchengeschichtliche Darstellung muß, um sich nicht in der Unbestimmtheit des Stoffes zu verlieren, eine concentrirende Tendenz haben und sich in ihrem eigenen Selbstbewußtsein zusammmenfassen." Allein die Kirchengeschichte voll-zieht sich eben nicht wie ein dialektischer Proceß, als continuirliche Fort-

bewegung des Begriffs. Daher überall, wo der Stoff reagiren würde ge
das bewegende Princip, nichts übrig bliebe, als auszuscheiden, was sich d
Principe nicht fügen will. Und so hat in der That Marheineke in sei
„Universalkirchenhistorie" der Herrschaft des Stoffes ein Ende zu machen gesu
durch den Grundsatz: „Nur was sich verknüpfen läßt als Ursache und Wirku
wird genommen aus der chaotischen Masse, das Uebrige bleibt an seinen
gestellt und, so lange dasselbe nichts Verständliches und Verstandenes wird,
dem Archiv der Zeit niedergelegt." Da nun aber dem Kirchenhistoriker
derartiges Verfügungsrecht über den Stoff nicht zusteht, so wird anstatt
Ausscheidung vielmehr mit H. die geistige Durchdringung des Stoffes, ruhe
auf dem zur lebendigen Anschauung gewordenen Quellenstudium, zu postuli
sein. H. hat als Kirchenhistoriker zuerst nur in seinem „Lehrbuche" (18
11. Aufl. 1886, 12. Aufl., ohne die Anmerkungen, 1900) fortleben woll
nachgehends sich aber doch bewegen lassen zur Herausgabe seiner über
Lehrbuch gehaltenen Vorlesungen als große Kirchengeschichte, der erste Ba
noch von seiner Hand redigirt (1885, die zwei übrigen Bände von G. Krüg
Ges. W. Bd. 1—3, 2. Aufl. 1895), ein Werk geistreicher Belehrung für a
die an geistigen Interessen theilnehmen, ausgegangen und getragen inmit
einer Zeit schneidender Gegensätze von wohlthuendem Vertrauen auf die
zerstörbare Macht des christlichen Geistes. Als weitere Ausführungen einzel
Partieen der Kirchengeschichte sind erschienen die Heiligenbilder: Caterina
Siena und Franz von Assisi, letzteres von E. Renan ein chef d'oeuvre
critique religieuse genannt; die neuen Propheten: Jungfrau von Orle
Savonarola, Wiedertäufer; ferner das Jenaische Fichtebüchlein, das ju
Deutschland, das geistliche Schauspiel und die Rosenvorlesungen kirchengesch
lichen Inhalts (Ges. W. VI).

Hase's dogmatisches System, wie die Kirchengeschichte zuerst als Lehr
für akademische Vorlesungen erschienen (1826, 6. Aufl. 1870), dann unter
Titel „Gnosis" in zwei Bänden ausgeführt für die Gebildeten in der Geme
(1827, 2. Aufl. 1869, 3. Aufl. 1893 im 7. Bd. der Ges. W.), geht aus
der Freiheit, und zwar, im Gegensatz einerseits zur schlechthinigen Abhän
keit Schleiermacher's, andrerseits zur absoluten Freiheit, wie Fichte in
Wissenschaftslehre, Origenes in der Glaubenslehre sie verkündet hatte, von
relativen Freiheit. Es kann bezeichnet werden als eine Analyse des Beg
der relativen Freiheit. Auf die Einrede, daß die Freiheit, mit welcher op
wird, nicht bewiesen werde, hat H. erwidert: der oberste Grundsatz eines ph
sophischen Systems ist, wenn man aufrichtig sein will, immer unbeweis
Eben deshalb soll ein philosophisches System nicht mit einem Satz, der im
wieder einen anderen Satz als Beweis seiner Wahrheit zur Voraussetz
haben würde, beginnen, sondern mit einem Postulat, das allenfalls einer
lehnen, wofür er aber keinen Beweis fordern kann. Das Postulat der Hase'
Religionsphilosophie lautet: Vollziehe deine Freiheit! Der Mensch ist
indem er beschließt, es zu sein. Die Freiheit als solche strebt nach dem
endlichen. Aber die menschliche Freiheit ist eine beschränkte, beschränkt
Anfang und Ende. Wir tauchen auf aus einem Nichts, ungefragt, ob wi
dieses irdische Dasein treten wollen. Ebensowenig hat einer das Ende se
Seins in der Hand, auch nicht „das Recht einer freien Verneinung des Dase
ist ihm gesichert, weil er nicht wissen kann, ob das Grab ihm Vernicht
bedeutet. Die Folge des Gegensatzes zwischen dieser Abhängigkeit und
Freiheit ist das Streben vom Endlichen aus zum Unendlichen, als ein im
weiteres Aufheben der Schranken. Da es jedoch der relativen Freiheit
möglich ist das Unendliche zu verwirklichen und zu gewinnen, so bleibt

Lösung, als daß der Mensch das Unendliche durch seine Liebe sich zu
nacht. Dem Vortrefflichen gegenüber gibt es nach Schiller keinen Aus=
s die Liebe. „Da mich der Muth verließ, ihm gleich zu sein, entschloß
h ihn grenzenlos zu lieben.“ Die Liebe, ein von der Erde zum Himmel
nter Bogen, übersteigt auch den Abgrund zwischen dem endlichen und
lichen Sein und ist das eigentliche Wesen der Religion. Die Vollendung
eligiösen Lebens ist erschienen in Christo, und in einer von seinem Geist
ten Gemeinschaft nahet auch unser Leben dieser Vollendung. In der
rzeugung, daß das Christenthum, allen Entwicklungsstufen der Menschheit
chsen, immer als die göttliche Feuersäule der Wallfahrt der Menschheit
ihrem fernen gelobten Lande vorangehen wird, hat H. den historischen
wicklungsproceß des religiösen Geistes im Christenthum bis zur Gegenwart
estellt und freie Kritik geübt über den historischen Stoff, nur die Dogmen
religiöse Wahrheiten achtend, die aus der Liebe Gottes hervorgehen oder
bedingen. Freie Wissenschaft und eine religiöse Bildung, die sich ihres
prungs vom See Genezareth her bewußt war, sind in diesem System ver=
t, ahnungsvoll angedeutet bereits in Raymund's de Sabunde Theologia
ralis und in den Schriften Herder's, den H. den andern seiner theologischen
ligen nennt. In der Sacramentslehre ist er de Wette's ideal=ästhetischer
fassung beigetreten, wie er denn zu Herder und de Wette sich gern als
ter denken mochte. Der Vermittelungstheologie erschien Hase's Dogmatik
utsam als Ueberleitung vom abstracten Rationalismus zur kirchlichen
ologie. Einen ihrer Vertreter (L. Pelt, H. als Dogmatiker, Reuter's
ertorium für die theologische Litteratur, Bd. 73, S. 133—55) gemahnte
n die Ruinen der Burg zu Rüdesheim, die innerlich wohnlich für die
nwart eingerichtet, äußerlich das ehrwürdige und interessante Aussehen
grauen Alterthums trägt, umrankt von Weinlaub, umgeben von zierlichem
erwerk und Treppen von Gußeisen. Das Erscheinen des dogmatischen
buches wurde mit dem freudigsten Dank begrüßt ob der Ehre, welche der
ersität Erlangen durch einen Schüler wie Dr. H. erwachsen muß, als
er in siegreichster Weise bewiesen habe, daß von Erlangen aus nicht bloß
rer, mystischer Nebel, sondern auch das reinste und strahlendste Licht echter
nschaft erwartet werden dürfe (Theolog. Litteraturblatt 1827, S. 201).
elbst hat seine historisch=dogmatische Thätigkeit also charakterisirt: „Für
wissenschaftliche Betrachtung des Lebens Jesu habe ich die Bahn gebrochen
bin der weiteren Entwicklung selbständig gefolgt. Für die Kirchengeschichte
ich einen reicheren Inhalt, eine edle Form und freie Anschauung an=
en und darin am ersten auch Nachfolger gehabt. In der Glaubenslehre
ich eine Schule nicht gegründet und keiner der herrschenden Parteien an=
t. Daher war ich nie von einer Partei getragen, aber mit Einzelnen
allen drei theologischen Hauptparteien im freundlichen Verkehr, und nicht
ige sind aus meiner Schule hervorgegangen oder doch durch mich angeregt
en, welche christliche Begeisterung, freies Denken und moderne Bildung
inten. Große Ereignisse, denen ich vielleicht gewachsen gewesen wäre, sind
an mich gekommen zur Entwicklung verborgner Kräfte.“

Zu seinen Lehrbüchern ist 1862 das „Handbuch der protestantischen Polemik
die römisch=katholische Kirche“ (5. Aufl. 1890 in Bd. IX der Ges. W., 7. Aufl.
) getreten, vorbereitet in seiner anonymen Jugendschrift „Die Proselyten“
7 Ges. W. VI, 115), ausgeführt in der Erwägung, daß Möhler's Sym=
wohl mehrere gründliche Gegenschriften, aber kein ihr ebenbürtiges und
t in der bloßen Antithese sich bewegendes Werk auf protestantischer Seite
nden habe. Die Virtuosität der Streitkunst, die, fern von aller Maß=

losigkeit und Leidenschaftlichkeit, den achtungswürdigen Gegner achtet und ih
Achtung abzwingt, das geschickte Heranziehen geschichtlicher Parallelen und B
spiele, die durchsichtige Klarheit, in welche auch verworrene Dinge geste
werden, die feine sokratische Ironie, siegender oft als die gelehrteste Deducti
die vertraute Bekanntschaft mit der Capitale des Katholicismus, ihren Ku
und Cultusstätten, dieses alles hat zusammengewirkt, um Hase's „Polem
— friedlicher als ihr Name — zu dem classischen Werk zu machen, als wel
sie anerkannt ist. In der Bereitwilligkeit der Anerkennung dessen, was a
im Reiche des Papstes Anerkennung verdient oder Entschuldigung, ist
siegesbewußte Vertrauen auf die eigne Sache ausgesprochen und liegt k
geringe Macht über den Gegner. Um aber so siegreich die Sache des P
testantismus zu führen, dazu gehörte auch die Geschlossenheit der dogmatis
Grundanschauung als eines freien Geistes freieigene Errungenschaft, wie n
minder die große, reiche Kenntniß der Kirchengeschichte, die bis in das
borgenste Versteck katholischem Irrthum nachgehen und seine geschichtli
Beweise entkräften konnte. Anfangs schien man katholischerseits Hase's Pole
ganz ignoriren zu wollen. Allgemach wagten sich einige Pamphlete her
unter nicht gerade einladenden Titeln, wie die „Fußangeln für protestanti
Polemiker" (1865) von Rector F. X. Schulte, und die „Litterarische Ha
jagd" (1866) von L. Clarus (Geh. Regierungsrath Volck in Erfurt).
Widerlegung solcher Schriften hat sich H. selbstverständlich nicht eingelas
Dagegen auf das „im Dienste des Evangeliums des Friedens, mit Liebe
Wahrheit und Schonung der Personen" geschriebene Buch von F. Speil (
mals Subregens des Clerical-Seminars in Breslau) „Die Lehren der ka
lischen Kirche gegenüber der protestantischen Polemik" (1865) ist er in
merkungen der späteren Auflagen der „Polemik" eingegangen.

Die Hallischen Jahrbücher in ihrer mehrfach übel vermerkten Charakter
der Universität Jena (1839) sagten von H., seine Berufung sei ganz im G
des jugendlich voranschreitenden Jena geschehen. Er ist der Repräsentant
Jenaischen Theologie im 19. Jahrhundert geworden, wie Johann Gerh
(s. A. D. B. VIII, 767) es war im 17. Jahrhundert. H. hat 1858
Jena gesagt: „Johann Friedrich gründete glaubensmuthig durch eine gr
sittliche That dem Protestantismus eine hohe Schule, welche im Laufe
Zeiten unerschrocken die Consequenz des Protestantismus gezogen und s
Entwicklung in der Theologie mit vollzogen hat, nämlich Versöhnung der
schichte mit der Vernunft, der heiligen Ueberlieferung mit der wahrhaf
Geistesbildung der Gegenwart, der freien Persönlichkeit mit der christli
Gemeinschaft." Mannhaft ist er allezeit für seine Facultät als eine Burg
freien protestantischen Wissenschaft gegen alle Verdunkelung eingetreten, so
1881, als die Positiv-Unirten und landeskirchlichen Lutheraner, in
Thüringer kirchlichen Conferenz vereint, die Forderung stellten, durch Beruf
namhafter evangelisch-lutherischer Theologen zu Professoren der Theologie
einseitigen liberalen und negirenden Richtung in Jena ein Gegengewicht
geben („Das Eisenacher Attentat auf die theologische Facultät Jena im Ja
des Heils 1881". Jena 1881, S. 51 ff.). Aber er war nicht bloß Profes
Jenensis, auch nicht bloß ein Praeceptor Germaniae, viele seiner Schrif
sind in fremde Sprachen übersetzt (ein Verzeichniß der Uebersetzungen im
hang zu Bd. X der Ges. W.), er selbst im fernen Hellas *παρὰ τοῖς πε
πύστοις θεολόγοις* gerechnet worden, quem — wie es in einem ihm gew
meten Ehrendiplome heißt — vis ingenii et animi virtus, quem doctri
praestantia et elegantia sermonis, quem mentis nobilitas, humanitas, fi
carum et conspicuum reddiderunt omnibus popularibus et exteris. Er

ein hochbeglücktes Leben geführt, reich an Ehren und Beweisen der Liebe, und die träumerischen Hoffnungen seiner Jugend, wiedererweckt durch die mächtige Volksbewegung des Jahres 1848, sah er durch den idealen Krieg des Jahres 1870, an welchem seine drei Söhne rühmlichen Antheil nahmen, der Erfüllung nahe gebracht. Und diesem beglückten Leben hat auch der schöne Schlußstein, „ein Tod in liebenden Armen und eine ehrenvolle Bestattung" nicht gefehlt. Unter den Gebeten seiner Kinder — die geliebte Lebensgefährtin, mit welcher die goldne Hochzeit zu feiern ihm vergönnt gewesen, war ihm (1885) in die ewige Heimath vorangegangen — ist er in der Morgenstunde des 3. Januar 1890 sanft entschlafen und mit allen kirchlichen und akademischen Ehren im Erbbegräbniß auf dem Friedhof zu Jena, der Ruhestätte so vieler großer Todten, bestattet worden („Zur Erinnerung an den Heimgang des Professors der Theologie D. C. A. v. Hase." Leipzig 1890). Seinen hundertsten Geburtstag haben Freunde und Verehrer gefeiert durch eine Gedenktafel an seinem Geburtshaus (F. Blanckmeister, Festrede zur Enthüllung einer Gedenktafel an Hase's Geburtshaus bei der Feier seines 100. Geburtstages in Niedersteinbach [Beiträge zur sächs. Kirchengeschichte 1901, Heft 15, S. 265—277]) und durch ein Denkmal in der Stadt seiner fast sechzigjährigen akademischen Wirksamkeit.

Ein vollständiges Verzeichniß der Schriften Hase's und auch der von ihm herausgegebenen Werke — nämlich Libri symbolici ecclesiae evangelicae sive Concordia, 1827, Ed. III, 1846. — Tzschirners Christliche Glaubenslehre, 1829. — Baumgarten-Crusius, Christliche Dogmengeschichte, 2. Theil, 1846. — C. von Wolzogen's Litterarischer Nachlaß, 1848, 2. Aufl. 1867 — in Ges. W. XII, 575. — Seine Jugenderinnerungen unter dem Titel Ideale und Irrthümer (1873, 3. Aufl. 1890), seine Erinnerungen an Italien und Annalen meines Lebens in Ges. W. XI. — Dazu: Der Burschenschafter auf dem theologischen Lehrstuhl. Eine Jubiläumshuldigung (Gartenlaube 1880 Nr. 29 ff). — G. Frank, Die Jenaische Theologie, 1858, S. 123 u. Decanatsrede (Zeitschr. für wissenschaftl. Theologie 1895, S. 161—186). — K. Alfred v. Hase, Geschichte der Familie Hase in 4 Jahrhunderten, 1898, S. 184—242. — G. Krüger, K. A. v. Hase (Realencyklopädie f. protest. Theol. u. Kirche. 3. Aufl. VII, 453 bis 461. — F. Blanckmeister, K. v. Hase. Ein Lebens- u. Charakterbild („Pfarrhaus" 1900 Nr. 2, S. 26—31). — G. Fuchs, K. v. Hase, ein Bekenner des Christenthums und der Freiheit, 1900. — R. Bürkner, K. v. Hase, ein deutscher Professor, 1900. — Außerdem zu vergleichen die Geschichten der protestantischen Theologie von K. Schwarz, F. Nippold, O. Pfleiderer. Eine ausführliche Besprechung der Ges. W. von P. Baumgärtner in der „Christlichen Welt" 1894, Nr. 33 ff. — In A. Petzold's Amtskalender für die evangel. Geistlichen des Großherzogthums Weimar (1900) ist, um Hase's religiöse Anschauung zu kennzeichnen und sein Andenken zu ehren, jedem sonntäglichen Hauptpredigttexte ein Wort aus seinen Schriften beigegeben.

G. Frank.

Hasenauer: Karl Freiherr von H., Architekt. Geboren am 20. Juli 1833 in Wien als Sohn des k. k. Hofzimmermeisters J. C. Hasenauer, besuchte H. die Realschule in Dresden, dann das Collegium Carolinum in Braunschweig und war an der Wiener Akademie der bildenden Künste Schüler der Professoren van der Nüll und Siccardsburg. Mit einundzwanzig Jahren erhielt er hier 1854 den Kaiserpreis. Eine besonders gute Schule war für ihn das väterliche Gewerbe, das ihn späterhin auch öfter zu decorativen Holzbauten anregte und ihm große praktische Erfahrung und Gewandtheit verlieh.

Bekannter machte er sich erst 1861 anläßlich des internationalen Wettbewerbes um das Wiener k. k. Opernhaus, bei dem er den dritten Preis errang. Ein Jahr darauf gewann er bei dem internationalen Wettbewerb um die Façade und Wiederherstellung von Santa Maria del Fiore in Florenz den zweiten Preis für seinen Entwurf, der dem zur Ausführung gelangten von vielen Seiten vorgezogen wurde. Sein wiederholter längerer Aufenthalt in Italien, dem sich weitere Reisen nach Deutschland, Frankreich, Belgien, England und Schottland anschlossen, weitete seinen Blick. 1866 ward er zum Mitglied der Wiener Akademie der bildenden Künste ernannt.

In demselben Jahre kam er nun durch die Ausschreibung des Baues der k. k. Hofmuseen an den entscheidenden Wendepunkt seines Lebens. Zu einer 1866 hierfür veranlaßten engeren Bewerbung waren nur Hansen, Ferstel und Ministerialrath v. Löhr eingeladen. H. erbat sich die Erlaubniß sich ebenfalls betheiligen zu dürfen und erhielt sie. Das von allen Seiten angefochtene Gutachten des Preisgerichtes entschied am 31. Juli 1867, es sei keiner der Entwürfe zu empfehlen; jener Löhr's käme zwar an Zweckmäßigkeit den gestellten Bedingungen am nächsten, stände aber in künstlerischer Hinsicht hinter den anderen zurück. Das Ergebniß war eine neuerliche Ausschreibung unter denselben vier Architekten, an der sich Ferstel jedoch unter Protest gegen den ganzen Vorgang nicht mehr betheiligte. Hansen's Entwurf ward jetzt vom Preisgericht wegen Nichteinhaltung der Bestimmungen ausgeschlossen, jener von Löhr unter dem Widerspruch der Künstlerschaft zur Ausführung empfohlen. Im Namen eines Theiles derselben wendete sich nun der dem Preisgerichte angehörige Architekt Tietz an Gottfried Semper, den auch H. darum bat, er möge ein Gutachten abgeben. Doch erst als er am 12. Januar 1869 von Kaiser Franz Josef unmittelbar dazu aufgefordert worden war, über die ihm in Zürich vorgelegten Entwürfe von H. und Löhr seine Meinung auszusprechen, erstattete Semper am 6. März d. J. ein Gutachten, das sich für keinen der beiden entscheidet, da die Aufgabe des Museumsbaues nur im Zusammenhange mit der Errichtung der neuen Hofburg gelöst werden könne und dazu ein ganz neuer Entwurf nöthig sei. Am 28. März d. J. vom Kaiser nach Wien geladen, wird Semper vom Monarchen persönlich aufgefordert, selbst einen neuen Entwurf vorzulegen und die Leitung der beabsichtigten Hofbauten (Museen, Burg und Burgtheater) unter Zuziehung eines ortskundigen Mitarbeiters zu übernehmen. Semper nimmt an und entscheidet sich für H., dessen decoratives Talent er schätzte. Beide erhalten am 17. Juli 1870 den endgültigen Auftrag zur Erbauung der Museen auf Grund der im wesentlichen von Semper in Zürich entworfenen und im Einvernehmen mit H. vorgelegten Skizzen. Im Herbste 1871 übersiedelte Semper nach Wien und am 16. December d. J. unterzeichneten beide Architekten gemeinsam auch schon die vier zur Entscheidung vorgelegten Entwürfe für das k. k. Hofburgtheater. Der Kaiser entschied sich für den Entwurf, der im wesentlichen an Semper's unausgeführt gebliebenen Plan für das Münchner Richard Wagner-(Festspiel-)haus sich anlehnt mit der von H. vorgeschlagenen Façadenänderung, die an Stelle eines halbkreisförmigen Abschlusses vorne einen geradlinigen Haupteingang mit beiderseitigen kleineren Segmentansätzen vorsieht.

Die Baugeschichte der den beiden Architekten gemeinsam übertragenen Arbeiten war lange Zeit in ein Dunkel gehüllt, welches früher den Antheil jedes Einzelnen nur aus den Architekturformen herauszulesen, nicht aber urkundlich festzustellen gestattete. Erst Hasenauer's Tod und die im März 1895 bei Einsle in Wien erfolgte Versteigerung seines Nachlasses, wobei der größte Theil der Baupläne in den Besitz der Bibliothek an der Akademie der

en Künste gelangte, haben die entscheidenden Thaten jedes Einzelnen
erkennen lassen. Vor allem lag gerade zu Beginn der siebziger Jahre
uptlast der gewaltigen Arbeiten zweifellos auf Semper's Schultern,
. durch den Auftrag für die Bauten der Wiener Weltausstellung voll-
in Anspruch genommen war. Er hat sich desselben in glänzender,
in anerkannter Weise entledigt. Die erste Londoner Weltausstellung
851 hatte im Palast von Sydenham zum ersten Male die Verbindung
isen und Glas für diesen Zweck als vorbildlich erscheinen lassen. Dann
Siccardsburg für gleiche Zwecke einen Entwurf nach dem sogenannten
ätensystem ersonnen, welches dem Grundzuge der Pariser Weltausstellung
867 gerade entgegengesetzt war und von H. nunmehr mit dem Scott-
schen Gedanken des Rotundenbaues verbunden wurde. Unter Hasenauer's
arbeiteten Feldscharek, Graff, Gugitz, Korompay, Storek und Weber
großen, rasch vollendeten und mit vielem Beifall begrüßten Werke,
Hauptbau, die Rotunde, noch heute als Meisterleistung volle Anerken-
indet. H. wurde hierfür in den Freiherrnstand erhoben. Mit dem
k. k. Naturhistorischen Hofmuseums war inzwischen schon 1872 be-
und zugleich von Februar bis April d. J. an den Situationsplänen
k. k. Hofburgtheater gearbeitet worden, das nach Hasenauer's Vor-
uf seinen heutigen Platz außerhalb des Volksgartens zu stehen kam.
Juli d. J. bestätigte der Kaiser den Abschluß des Vertrages mit den
Architekten für die Ausführung der beiden Hofmuseen, für deren reichste
Ausstattung Semper 1874—75 ein tiefdurchdachtes umfassendes
mm mit Zuweisung jedes einzelnen Auftrages an die ihm hiefür ge-
rscheinenden Bildhauer Wiens feststellte. Von ihnen sind u. v. A.
Hofmann, Kundmann, Lax, Tilgner, Weyr und Zumbusch am natur-
Museum beschäftigt worden, von Malern Bernatzik, J. v. Blaas, Canon,
t, J. Hoffmann, L. H. Fischer, v. Lichtenfels, L. Munsch, Obermüllner,
ayer, R. Ruß, Schäffer, Schindler, Schönn und Zimmermann.
e decorative Ausstattung war ja immer Hasenauer's starke Seite ge-
nd von Semper voll und ganz anerkannt worden. Als Letzterer aus
schließlich unleidlich gewordenen Verhältnisse zu H. schied und zunehmende
chkeit Semper auch die Ausübung des ihm mit Sitz und Stimme im
mité eingeräumten Amtes erschwerte († 1879 in Rom), oblag H. die
e Bauleitung nunmehr allein. Und es gab trotz der bereits vor-
n Pläne noch genug zu thun. Das naturhistorische Hofmuseum ist erst
August 1889, das kunsthistorische gar erst am 17. October 1891 voll-
orden. Letzteres umfaßt bei einer Längenausdehnung von 168 und
iefe von 74 Metern nicht weniger als 198 Säle und Nebenräume.
sammte Baufläche jedes einzelnen Museums beträgt 10 778 Quadrat-
ie durchschnittliche Höhe 26 m, bis zur Kuppel jedoch einschließlich der
64 m. Im Kunsthistorischen Hofmuseum konnte sich dann Hasenauer's
gender Schmucksinn besonders bethätigen. Es sollte nicht bloß einen
en Rahmen für die Werke der alten Kunst abgeben, sondern selbst ein
erk sein. Eisenmenger, L. H. Fischer, Karger, die Brüder Klimt,
, Matsch, Munkácsy, R. Ruß und Simm besorgten die decorative
, Benk, Gastell, Kundmann, Tilgner, Weyr die Bildhauerarbeiten.
e-, französischer, italienischer, Engelsberger Marmor, schweizerischer,
chischer, italienischer und belgischer Kalkstein und schwedischer Granit
en mit Detoma's farbigem Stuck und prächtigen Bronzebeschlägen.
der üppigste Kunstpalast, der je gebaut worden. Nicht mit Unrecht

nannte man H. den „bauenden Makart“. Zweifellos war er der male
begabteste unter den großen Architekten, die Wien in jenen Jahrzehnten b
Dieses decorative Genie hat er am stärksten in der Ausschmückung des k. k.
burgtheaters bethätigt, dessen grundlegender Entwurf freilich, wie erwä
ebenso wie die Gestaltung der Façade und der inneren Saaldecke eben
auf Semper zurückgehen. Der letzteren hatte Semper seinen nicht zur A
führung gelangten Entwurf für die Decke des Theaters von Rio de Jan
aus dem Jahre 1859 zu Grunde gelegt. Am 16. December 1871 wa
wie erwähnt, die Grundrißskizzen für das Burgtheater von beiden Archite
unterzeichnet worden.

Als Semper am 24. Mai 1876, gerade ein Jahr schon nach der Un
zeichnung des Vertrages für die Ausführung des Hofburgtheaters, auf
Ansuchen von seiner Stellung als Compagnon Hasenauer's enthoben wird,
H. in der decorativen Ausstattung insbesondere des Inneren vollkommen
und unbehindert. So kann die nach der Eröffnung mit Recht viel geta
Leierform des Logengrundrisses nicht Semper allein in die Schuhe gesch
werden. Denn von seinem Ausscheiden bis zur Eröffnung des Hauses
gingen noch zwölf Jahre. Es ist erst 1888 seiner Bestimmung überg
worden. Seine Baufläche beträgt über 5573 Quadratmeter, die innere S
breite zur Länge 15,20 zu 21,35 Meter und die Höhe 17,53 Meter.
Gesammtfassungsraum war auf 1474 Personen berechnet. Die Bühne
30,80 Meter breit, 20,95 Meter tief und durchschnittlich 27,90 Meter h
Die Hinterbühne mißt 12,30 Meter Breite zu 10,85 Meter Tiefe und
Meter Höhe. Es handelt sich also um gewaltige Abmessungen, die zum T
Ursache der wenig günstigen akustischen und optischen Wirkung gewesen
Ueber die künstlerische Ausstattung herrschte freilich nur eine Stimme
Bewunderung. Ein ganzes Heer von Künstlern war betheiligt gewesen. G
den anderen monumentalen Hauptbauten des modernen Wien, ja in
höherem Maße wie sie erscheint das Burgtheater als die „Sammelstelle
malerischen und plastischen Kunstvermögens jener Epoche“. Es ist röm
Renaissance in der Wiener Mundart, in gesteigerter Ueppigkeit und vorwal
decorativer Richtung. Von Bildhauern trifft man hier Benk, J. B
Costenoble, Düll, Fritsch, J. Gasser, E. v. Hofmann, Kalmsteiner, Kauffun
O. König, Kundmann, Lax, Natter, Scharff, Silbernagel, Tilgner, J. P. Wag
Von Malern E. und H. Charlemont, Eisenmenger, C. Geiger, Hynais, Ka
die Brüder Klimt, Matsch und R. Ruß. Das Foyer beherbergt eine g
Ahnengalerie berühmter Burgschauspieler. Das hervorragend vertretene Wi
Kunstgewerbe, dem hier Gelegenheit zu vollster Entfaltung geboten war, nä
sich hiebei aber auch anderen späteren Stilrichtungen wie der Barocke und
Louis XVI.-Stil. Das alles konnte freilich die Mängel im Sehen und H
nicht verdecken. Und so entschloß man sich nach Hasenauer's Tod zu e
Umbau des Zuschauerraumes, welcher vom Ministerialrath E. v. Förster
binnen fünf Monaten in zufriedenstellender Weise durchgeführt worden is

Außer diesen großen Werken hat H. jedoch auch zahlreiche kleinere B
zuführen gehabt. Namentlich Landhäuser wie die Villa Gerold in Neuwal
die Villa Zang am Grünberg nächst Wien, die Villa Weiß am Trau
Von Wiener Stadthäusern den Aziendahof auf dem Graben, den Palast
Grafen Lützow in der Giselastraße sammt Inneneinrichtung, das große
theaterdepot in der Dreihufeisengasse mit Malersälen und Werkstätten,
das kaiserliche Lustschloß nächst Lainz im k. k. Thiergarten sammt der in
Ausstattung. Schließlich die Architekturen für das Tegetthoff-Denkmal

s Denkmal der Kaiserin Maria Theresia und Grillparzer's. Ueber dem
wierigen Bau der kaiserlichen Hofburg, von der er nur die Dachgleiche
einen Flügels erlebte, ist er am 4. Januar 1894 gestorben, nachdem er
79 den Titel eines k. k. Professors und nach Hansen's Rücktritt 1884 dessen
rkanzel an der Akademie der bildenden Künste erhalten hatte.

Josef Bayer, Das k. k. Hofburgtheater als Bauwerk mit seinem Skulpturen- und Bilderschmuck. Wien, Gesellsch. f. vervielfältigende Kunst 1896; — Vom neuen Hofburgtheater. In „Die graphischen Künste“. Wien 1896; — Das k. k. Hofburgtheater vor und nach der Rekonstruktion. Mit Ergänzungen zur Baugeschichte. Supplementheft zum III. Bande des Gesammtwerkes „Die Theater Wiens“. Wien 1900. — Doderer, Nekrolog: Architekt Karl Freiherr v. Hasenauer. Allgem. Bauzeitung. Wien 1894. — C. v. Lützow, C. Freiherr v. Hasenauer. Nach persönlichen Erinnerungen. Zeitschrift des österr. Ingenieur- u. Architektenvereines, 1894; — Wiener Weltausstellung: Die Architektur. Zeitschr. f. bildende Kunst. VIII. Jahrg. 1873; — Wiener Neubauten u. ihr Schmuck. Zeitschr. f. bildende Kunst. Neue Folge I, 1890; — Das kunsthistor. Hofmuseum. Zeitschr. f. bildende Kunst III, 1892. — Manfred Semper, Hasenauer und Semper. Eine Erwiderung und Richtigstellung. Allgem. Bauzeitung. Wien 1894. — Die k. k. Hofmuseen in Wien und Gottfried Semper. Drei Denkschriften Gottfried Semper's. Hrsg. von seinen Söhnen. Innsbruck 1892. — Bruno Bucher, Semper und Hasenauer. Beil. z. Allgem Ztg., München 1895.

Julius Leisching.

Hasenhut: Anton H., Schauspieler. Geboren 1766 in Peterwardein
als Sohn eines ursprünglichen Chirurgen, der aus Wien geflohen und Schau-
spieler geworden war und der sich durch Verwerthung eines natürlichen thea-
tralischen Talents verhältnißmäßig bald zur Stellung eines Principals empor-
geschwungen hatte, machte H. schon in seiner Jugend, ja in seiner Kindheit
alle die jammervolle Misère des Komödiantendaseins mit; als ältester von
fünfzehn Geschwistern soll er materielles Elend und familiären Kummer schon
in jüngeren Jahren gründlich ausgekostet haben. Ein vielleicht nicht ganz
glaubwürdiges Histörchen weiß zu erzählen, er hätte schon als Knabe in
Nachahmung seiner schreienden Geschwister sich eine affectirt helle, trompetende
und quäkende Stimme angeeignet, die er bei gelegentlicher Verwendung als
Schauspieler zu komischen Zwecken ausgezeichnet zu verwerthen verstand. Für
den unter solchen Verhältnissen Aufgewachsenen konnten natürlich die Eltern
nicht sorgen: er stürzte sich wie einst sein Vater aufs gerathewohl in das
Komödiantenleben und kam nach allerhand Irrfahrten nach Wien, wo er bei
dem Director des Leopoldstädter Theaters, Karl v. Marinelli, ein Engagement
als lustige Person fand. Marinelli's Theater, im J. 1781 als erste Wiener
Volksbühne gegründet, fußte hauptsächlich auf einem Repertoire von komischen
Stücken; der Schauspieler Laroche hatte den verbannten Hanswurst in der
ständigen Figur des „Käsperle“ zu neuem, dauerndem Leben erstehen lassen
und seine urwüchsige Komik, deren Hauptwirkung in derben Späßen, wie Ge-
meinheit und plumpe Frechheit, bestand, hielt das Publicum wie unter einem
Bann. Hier trat H. als eine feine Ergänzung hinzu. Er schuf die Figur
des sogenannten „Thaddädl“ und stellte gewöhnlich einen ungeschickten Gesellen
oder Lehrjungen dar: läppisch, furchtsam, dumm, dabei vorwitzig und jung,
den Zopf hinten ganz oben am Kopfe festgebunden und wagerecht weg-
stehend hatte. Sein Spaß war nicht so derb, platt und tölpisch wie jener
Kasperle's, sondern feiner, anständiger, sittsamer; charakteristisch war die
quäkende, dem Klang einer Kindertrompete ähnliche Stimme. In der

feinsten Herausarbeitung aller kleiner einzelner Züge seiner Rollen wurde kaum von Einem übertroffen. Nach der herrschenden Meinung ist H. 1793 in den Verband des Leopoldstädter Theaters eingetreten, jedoch geh[ört] er ihm nach Weittenhiller's und Sonnleithner's Aufzeichnungen bereits 1789 an: diese Frage ist immerhin nicht leicht zu entscheiden, weil die Thea[ter]zettel des Leopoldstädter Theaters bis zum 19. December 1794 ohne Namen der auftretenden Schauspieler gedruckt wurden. Er wurde bald [eine] der Stützen des Ensembles, der Theaterdichter Hensler legte für ihn ei[gene] Thaddädl-Episoden in seine Stücke ein und schrieb z. B. 1799 sogar [eine] eigene Posse in drei Acten „Thaddädl der dreißigjährige ABC-Schütz“, die [mit] Musik von Wenzel Müller am 22. Mai 1799 zu Hasenhut's Benefiz zur [Auf]führung gelangte; ähnlich verhielt es sich mit G. Meister's Singspiel „[Die] Wanderschaft oder Thaddädl in der Fremde“, das am 17. November 1[…] gegeben wurde. Am 12. April 1803 trat H. zum letzten Mal im Leop[old]städter Theater auf, nachdem er am 4. März d. J. schon an das Theater [an] der Wien engagirt worden war. Am 24. April hatte er dortselbst sein D[ebut] als Martinl in der „Schneiderhochzeit“. Von nun an tritt er unge[mein] häufig in komischen Rollen auf; zu seinen Hauptrollen gehören 1803 bis 1[…] die Titelrolle in Schikaneder's „Anton der dumme Gärtner“, Henzl in Sch[ika]neder's „Pfändung und Personalarrest“, der Bäckergeselle Jodel im „Ti[…] Wastel“, Rochus Pumpernickel in Stegmayer's gleichnamiger Posse und der Fortsetzung u. d. T. „Die Familie Pumpernickel“. Trotzdem H. in di[eser] Zeit die Elasticität seiner Jugend bereits verloren hatte, war seine Ko[mik] eben damals vertieft und blühend. Als Peter in „Menschenhaß und Re[ue]“ brachte er den gastirenden Iffland durch sein Mienenspiel fast aus der Fassu[ng]. Clemens Brentano schrieb für ihn 1813 sein Festspiel „Viktoria und i[hre] Geschwister“. Am 10. Mai 1819 trat H. zum letzten Mal auf als Lore[nz] in der einactigen Posse „Der vazirende Lorenz“. Inzwischen hatte er za[hl]reiche Gastspiele absolvirt und dabei 1814 (im März und im Juli) im Le[o]poldstädter Theater eben solchen Beifall erzielt wie in den Provinzstädt[en] Prag und Graz sowie in München, Frankfurt und Regensburg; nur in Berl[in] errang er im J. 1817 keinen Beifall. Nach 1819 aber war's mit Hase[n]hut's Blüthezeit endgültig vorüber: er schlägt sich mühsam als Gast durch [die] Provinztheater, kommt noch zwei Mal nach Wien in dauernde Stellung, oh[ne] Glück zu haben, geht zuletzt auch als Director in Mödling zu Grunde; endl[ich] geräth er gar ganz ins Elend, so daß man Sammlungen für ihn veranstal[tet] und zu seinem Vortheil auf Subscription der Schriftsteller F. J. Habat[…] eine Biographie unter dem Titel „Launen des Schicksals oder Scenen a[us] dem Leben und der theatralischen Laufbahn des Schauspielers Anton Hasenhu[t]“ (Wien 1834) veröffentlicht.

H. starb am 6. Februar 1841 in Wien. Die letzte Zeit seines Lebe[ns] war trüb und kummervoll. Doch bedeutet seine Wirksamkeit an den beid[en] bedeutendsten Wiener Volkstheatern einen Höhepunkt in der populären Wie[ner] Dramatik, deren Glanzzeit ja mit den Zwanziger Jahren des 19. Ja[hr]hunderts verweht war. So werden wir auch am besten Grillparzer's w[eh]müthige Worte begreifen, er habe nie wieder so herzlich über einen Kom[iker] lachen können wie über H., der ihm eine Erinnerung seiner Jugendjahre bl[ieb] und „jener Jugendzeit zum Theil ein Bild, wo noch der Ernst das Gute [und] das Wahre, der Scherz ein Bach, der unter Blumen quillt“.

Wurzbach VIII, 24 ff. — Oesterreichische National-Encyklopädie [II,] 521. — Castle, Raimund's sämmtl. Werke S. XXIII.

Egon von Komorzynsk[i].

Hasenhut: Karl Philipp H., Wiener Tänzer und Mimiker, der von 1793 bis 1818 am Leopoldstädter Theater engagirt war. Marinelli hatte als Director des Leopoldstädter Theaters 1780 ein Privileg zur Aufführung „aller Arten Schauspiele und Opern mit Ausnahme des Balletts“ erhalten und umging die unangenehme Klausel, indem er mit schlauer Berücksichtigung der Schaulust des volksthümlichen Wiener Publicums der sogenannten „Pantomime“ eine sorgfältige Pflege zu Theil werden ließ. Einer der Ausgestalter dieser Idee und eine Art Factotum für das Gebiet der Pantomime war eben unser H., der am 14. März 1793 nach seinem Debut in der Maschinenkomödie „Kaspar bleibt Kaspar“ von Marinelli engagirt wurde. Die Personalstandstabellen führen ihn später dauernd als „Harlekin und Pantomimencompositeur“ und seit 1813 auch eine Madame Hasenhut als „Fee“, seit eben diesem Jahre H. selbst als „komischen Mimiker“ an. Das Pantomimenpersonal wurde ständig vermehrt und betrug z. B. nach dem Stande von 1810 fünf Damen und elf Herren. Seit 1803 verfaßte H. auch durchschnittlich jährlich eine Pantomime und trat somit den Schauspielern des Theaters, die fast alle zugleich auch theatralische Dichter waren, an die Seite. Hierher gehören die mit besonderem Beifall aufgenommenen Pantomimen: „Arlequin der Scherenschleifer“ (24. April 1803), „Der Dorfbarbier oder die Schlittage auf der Schubkarre“ (19. März 1805), „Die Unterhaltung auf dem Lande oder Peterl der dumme Pächterssohn“ (15. Januar 1806, Musik von Ferdinand Kauer), „Die Windmühle von Trippstrill oder die Art, alte Weiber jung zu machen“ (20. Januar 1807, Musik von Wenzel Müller), „Der bezauberte Stiefel“ (14. November 1812, Musik von Kauer), „Harlekins Abenteuer oder der Schutzgeist der Liebe“, große grotesk-komische Pantomime in zwei Acten (Musik von Kauer, 2. September 1813), „Der Liebhaber als Maroccaner“ (18. November 1818). — Hasenhut's Pantomimen sind insofern besonders wichtig, als in ihnen die Tradition der alten namentlich durch die Commedia dell' arte beeinflußten Pantomime zurücktritt und einer Beeinflussung durch das nationale Element des Wiener Volksstücks Platz macht.

Egon von Komorzynski.

Haeser: Heinrich H., Arzt und Professor der Medicin, wurde am 15. October 1811 in Rom geboren, wo zu jener Zeit sein Vater, herzoglich weimarischer Musikdirector, sich aufhielt. In Weimar erzogen und vorgebildet studirte H. seit 1830 Medicin in Jena, erlangte 1834 mit der Inauguralabhandlung „De influentia epidemica“ die Doctorwürde, einer Arbeit, die noch ganz von dem Geist der Naturphilosophie zeugt, unter deren Bann damals ein großer Theil der Mediciner stand, von dem sich H. jedoch später allmählich zu emancipiren lernte. Nachdem er auf einer längeren wissenschaftlichen Reise verschiedene deutsche und österreichische Universitäten besucht hatte, practicirte er kurze Zeit in dem weimarischen Städtchen Auma als Arzt, habilitirte sich aber bereits 1836 in Jena als Docent, wo er gleichzeitig mehrere Jahre lang die Stelle eines Secundararztes der Poliklinik bekleidete. 1839 zum außerordentlichen Professor befördert, begann er 1840 die Herausgabe eines „Archivs für die gesammte Medicin“, einer Zeitschrift, die jedoch schon 1849 zu erscheinen aufhören mußte; ebenso hatte das von H. begonnene „Repertorium der gesammten Medicin“ nur eine zweijährige Lebensdauer, von 1840—42. 1846 wurde H. zum ordentlichen Professor ernannt. Infolge ungünstiger äußerer Verhältnisse verließ H. 1849 Jena, um sich nach Leipzig zu begeben und hier eine medicinische Zeitschrift ins Leben zu rufen, folgte jedoch noch in demselben Jahre einem Ruf nach Greifswald und siedelte schließlich 1862 in gleicher Eigenschaft, zugleich mit dem Charakter als Geheimer Medi-

cinalrath, nach Breslau über, wo er bis zu seinem an den Folgen ei chronischen Unterleibsleidens am 13. September 1885 eingetretenen Lebe ende wirkte.

Haeser's Hauptruhmestitel, zugleich das Werk seines Lebens, bleibt dreibändige große „Lehrbuch der Geschichte der Medicin" (3. Aufl. Jena 1 bis 1882). In seiner ersten Auflage (Jena 1845) nur einen mäßigen Oct band umfassend, erfuhr es bereits in 2. Auflage (1853—65) eine Erweiter zu zwei umfangreichen Bänden, und hätte H. das Glück gehabt, noch Jahrzehnt länger zu wirken, so würde er sicher seinem Werk noch neben Verbesserung mancher Irrthümer und der Ausfüllung der Lücken auch ei voluminöseren Umfang und größere Gleichmäßigkeit der Bearbeitung in einzelnen Capiteln haben geben können. Was das Werk so außerorden werthvoll gemacht und ihm den Ehrentitel einer „medicinisch-historischen Bi verschafft hat, ist die Thatsache, daß zugleich mit der pragmatischen Geschic darstellung reichhaltige biographisch-bibliographische Mittheilungen, litterar Angaben und Nachweise aller Art, Auszüge aus den Hauptautoren Medicin &c. verknüpft worden sind und damit ein Idealwerk geschaffen wu wie es vorher in der medicinischen Geschichte, speciell in der deutschen L ratur, nicht vorhanden war; denn in dem classischen Sprengel'schen Wer — abgesehen davon, daß dieser mittlerweile veraltet war — sind litterar Notizen ziemlich dürftig vertreten. Gegenüber der genannten Leistung Haes treten alle übrigen Publicationen von ihm — und ihre Zahl ist nicht klein selbst seine „Historisch-pathologischen Untersuchungen" (2 Bde., Dresden Leipzig 1839—41), die ihn als Historiker und Epidemiographen legitimir seine kleinere „Geschichte der christlichen Krankenpflege" (Berlin 1857), s Veröffentlichungen zur praktischen Medicin völlig in den Hintergrund. dem großen Geschichtswerk veranstaltete H. noch kurz vor seinem Tode ei wohlgelungenen Auszug u. d. T.: „Grundriß der Geschichte der Medic (Jena 1884), das mit Recht von Puschmann gelegentlich einer Kritik als beste Schulbuch der medicinischen Geschichte bezeichnet wurde. Ein Verdi erwarb sich H. noch durch die Herausgabe vom „Buch der Bündth-Erz von Heinrich v. Pfolsprundt, Bruder des deutschen Ordens aus dem Ja 1460" (zusammen mit seinem Collegen Middeldorpf, Berlin 1868).

Pagel.

Hasner: Josef H., Ritter v. Artha, Arzt und Professor der Aug heilkunde in Prag, daselbst am 13. August 1819 geboren und als Emeri am 22. Februar 1892 verstorben, studirte und promovirte 1842 in sei Vaterstadt, war seit 1843 Assistent von Prof. J. N. Fischer, habilitirte 1848 als Privatdocent, wurde 1852 außerordentlicher, 1856 ordentlicher Pr fessor der Augenheilkunde und 1884 emeritirt. H. entfaltete bis zu sei Quiescirung eine umfassende publicistische Thätigkeit, deren Resultate sämmtlich seiner Specialdisciplin zu gute gekommen sind. Ein Theil Hasner's Arbeiten ist in der unten genannten Quelle registrirt.

Biogr. Lex. hervorr. Aerzte III, 77. Pagel.

Hasner: Leopold H., Ritter v. Artha, geboren am 15. März 1 zu Prag, † am 5. Juni 1891 zu Wien. Sohn des im Sommer 1863 storbenen, seit 1856 im Ruhestande befindlichen Hofraths und Kam procurators in Prag, der 1836 geadelt und später in den Ritterstand erh wurde, verlebte er eine angenehme Jugend in geselligem Elternhause, l seit 1827 am Altstädter Gymnasium zu Prag die Vorstudien zurück, trat 1 in die „Philosophie" an der dortigen Universität, absolvirte daselbst von 1

840 die juristischen Studien. Promovirt wurde er in Wien, wohin er
dem der vier Rigorosen fuhr, im J. 1842 zum Doctor der Rechte und
daselbst als Praktikant bei der Kammerprocuratur ein. In dieser Stellung
er den späteren Collegen in Prag und im Ministerium, Eduard Herbst,
späteren Minister Bach und Lasser zu Amtsgenossen, erwarb unter den
tenden jungen Männern Wiens zahlreiche Freunde, genoß in künstlerischer
cht — H. war ein musikalisch hochbegabter Mann, hatte ein hervor-
des Talent zum Maler — ein genußreiches Leben. Eine Reihe von Ver-
eine Professur zu erlangen, schlug trotz aller Empfehlungen fehl, er
ließ sich, da er sich schon als Student verlobt hatte, zur Advocatur über-
n, machte die Advocatenprüfung und heirathete im October 1847 als
ct der Finanzprocuratur seine Braut Toni Gail, die Tochter eines
, wie er selbst schreibt „ein Mädchen von seltener Schönheit und Anmuth,
ller Welt bewundert". Das Jahr 1848 brachte für seine Laufbahn eine
idende Wendung. H. war, wie er in klarer und anziehender Weise
t, ein begeisterter Anhänger freiheitlicher Entwicklung, aber nicht Demo-
nicht für das Aufgehen Oesterreichs in Deutschland und ein strammer
ger des geschichtlich gewordenen österreichischen Staates. Die Zustände
en veranlaßten ihn, nach dem 26. Mai die Stadt zu verlassen und nach
zu gehen. Kaum waren die unruhigen Junitage vorbei, als ihn der
alter Graf Leo Thun zum Besuche aufforderte und ihm infolge der
ng seines Freundes Wenzel Stulc, der als Propst von Wissehrad starb
ter der begeistertsten Tschechen war, die Redaction der „Prager Zeitung"
H. ging darauf ein, entwarf sofort eine Proclamation an das Volk
erließ sich mit aller Kraft der ihm gestellten Aufgabe. Mit solchem
, daß 1849 Graf Stadion ihn zur Uebernahme der Redaction eines
Regierungsorganes aufforderte; er lehnte unbedingt ab. Graf Thun
sofort nach seiner Ernennung zum Minister für Cultus und Unter-
ie außerordentliche Professur der Rechtsphilosophie an der Prager Uni-
an, die H. freudig annahm. Das Jahr 1851 brachte ihm die ordent-
rofessur der politischen Wissenschaften (Nationalökonomie usw.). Am
einer Ankunft in Prag (September 1854) lernte ich H. kennen, wir
zu seinem Tode in ungetrübter Freundschaft geblieben, er hat mir in
Denkwürdigkeiten" (S. 54 ff.) liebevolle Worte gewidmet, aus denen
nde anführe: „Was aber mein persönliches Verhältniß zu ihm an-
so war es eigenthümlich, daß, so fundamental verschieden unsere
nschauungen waren (er meint die religiös-kirchlichen), vielleicht gerade
der Offenheit, mit welcher ich von den meinen nie ein Hehl machte,
andere in jener Zeit beginnender Reaction sich vorsichtig zurückhielten,
mir auf das freundlichste anschloß und meinen Verkehr suchte, da ich
lbst zu seiner Familie in nähere Beziehungen trat, wie zu denjenigen
sten meiner anderen Collegen. Und auch mich interessirte der oftmalige,
auch immer friedliche Streit mit dem jedenfalls geistvollen Manne.
eine Gegenstände waren bedeutend genug." Ich darf hinzufügen, daß
ich beigetragen habe, daß das Verhältniß zu seiner Frau, das er mit
Schonung (S. 51 ff.) bespricht, solange er in Prag lebte, nie zu äußerem
ührte. Seine Frau — sie starb in Geistesumnachtung — war eine
iche, nervöse und von krankhafter Eifersucht besessene Frau, welche ihm
den Grund das Leben verbitterte; ich war der Einzige, bei dem er, von
schwistern abgesehen, Trost suchte. Doch auch ich will, wie er schreibt,
iter „den dunkeln Schleier lüften, der von da an über seinem ganzen
ausgebreitet lag", halte mich aber für berechtigt und verpflichtet, mit

diesen Worten zur Klärung beizutragen. Im J. 1861 wurde er von deu
und tschechischer Seite als Landtagscandidat aufgestellt, obwohl er rückh
erklärte, daß „sein Standpunkt ein ausschließlich politischer und in
Weise ein nationaler, als politischer aber ein streng österreichischer sei"
wurde mit großer Mehrheit in der Altstadt Prag gewählt. Er wurde
Landtage zum Abgeordneten in den Reichsrath entsandt. Die Regierung,
zuerst das Präsidium bestellte, ernannte ihn zum ersten Vicepräsidenten
Abgeordnetenhauses. In dieser ersten, vom 1. Mai 1861 bis in den So
1862 dauernden Session entwickelte sich H. zum hervorragenden Redner
Parlamentarier, hatte auch neben dem Vicepräsidium eine bedeutende Ste
als Obmann des Finanz- und Bankausschusses von 40 Mitgliedern.
J. 1863 wurde H. Präsident des neu errichteten Unterrichtsraths. Nach
nennung des bisherigen Präsidenten Hein zum Justizminister wurde H.
Präsidenten des Abgeordnetenhauses ernannt und trat als solcher zuerst
am 17. Juni 1863. Im J. 1865 reichte er, weil das Haus die für
Unterrichtsrath im Budget geforderte Summe nicht bewilligte, die Resign
auf dessen Präsidentschaft ein, lehnte die vom Sistirungsminister G
Belcredi ihm angebotene Stellung als Sectionschef in der Unterrichtsabthe
des Ministeriums des Innern ab und erhielt auf seinen Antrag die
versetzung als Professor an die Universität Wien; er wurde für das
1867/68 zum Rector der Universität gewählt. Am 5. Mai 1867 wurd
zum Mitgliede des Herrenhauses ernannt, offenbar, wie er sehr richtig sch
ein Schachzug Beust's, der keinen Präsidenten des Abgeordnetenhauses bra
konnte, welcher Centralist und Gegner des mit Ungarn geplanten Ausgl
war. Von H. war das seinerzeit Aufsehen erregende „Programm
Kolowratring" verfaßt, das von zahlreichen beim Abgeordneten Skene
sammelten Parteigenossen gegen den Ausgleich erlassen worden war. Ei
Monate nachher entbot ihn Beust zu sich und trug ihm mit Zustimmung
Kaisers das Ministerium für Cultus und Unterricht an. Er nahm an, sc
aber nach reiflicher Erwägung sofort ab. Fürst Carlos Auersperg, der
ablöste, bot H. dasselbe Ministerium an und erklärte, falls er ablehne, w
er (Auersperg) die Bildung des Ministeriums selbst aufgeben. Dies ko
H. nicht auf sich nehmen, er wurde am 30. December 1867 Minister.
bewirkte die Pensionirung des Sectionschefs v. Kriegsau und die Erset
desselben durch den Professor des Strafrechts Julius Glaser. Das vor
lichste Werk seines Ministeriums war die Neubildung des Volksschulwe
deren Grundzüge waren: achtjährige Schulpflicht, Interconfessionalität
Schule bei confessionellem Religionsunterricht, staatliche Beaufsichtigung
Volksschulwesens. Das Abgeordnetenhaus nahm den Entwurf en bloc
das Herrenhaus trat bei, am 14. Mai 1869 wurde er vom Kaiser sanctio
Oesterreich war damit den meisten deutschen Staaten vorausgeeilt. Man
H. in Ischl, wo er im letzten Jahrzehnt den Sommer und Herbst verlebte,
Denkmal gesetzt, auf welchem sein Verdienst um das Volksschulwesen
würdige Anerkennung findet. Eine andere Leistung seines Ministeriums
die Eröffnung der medicinischen Facultät an der Universität Innsbruck.
sog. Bürgerministerium hatte eine schwierige Stellung. Dem Kaiser waren a
Auersperg nur H. und der Finanzminister Brestel sympathisch. Beust i
guirte fortwährend, brachte Auersperg im Sommer 1868 zum Rücktritt,
er, ohne denselben zuzuziehen, mit tschechischen Führern in Prag verha
hatte, Auersperg trat ab ohne seine Collegen vorher in Kenntniß zu s
Berger, der Preßminister, „der Mann der deutschen Souveränität von 18
sprang ab. Das Ministerium legte in einer Denkschrift dem Kaiser die S

lage unumwunden dar, die Gegner machten ein von Berger verfaßtes Gegen-
memorandum, jene siegten, Graf Taaffe, Berger und Graf Potocki traten ab,
H. wurde am 1. Februar 1870 Ministerpräsident, Dr. Banhans trat an
Potocki's Stelle, v. Stremayr wurde Cultusminister. Der Polonismus siegte.
Das Ministerium gab durch die auf allerhöchster Entschließung vom 4. Juni
1869 ruhende Ministerialverordnung vom 5. Juni, welche die polnische Dienst-
sprache in Galizien einführte, gegen Hasner's Stimme nach, weitere Con-
cessionen lehnte es ab. Zu dieser Schwierigkeit gesellte sich die dalmatinische,
sondern die slavische Orientpolitik. H. begab sich an das Hoflager zu Ofen,
als er in das Wartezimmer eintrat, war der mit demselben Zuge angekommene
Graf Beust beim Kaiser eingetreten. Der Kaiser hörte Hasner's Vorstellungen
freundlich an, erklärte sogar, das, was H. gesagt, habe viel für sich, er sei
aber bereits gebunden. H. erbat seine Entlassung und erhielt sie am 4. April
1870. Graf Potocki wurde Präsident, ihn löste ab Graf Hohenwart, der
durch den unersättlichen Tschechismus selbst zum Sturze kam.

Im Herbst 1870 wurde H. nochmals im Bezirke Trautenau-Braunau zum
Abgeordneten des Böhmischen Landtags gewählt, in welchem er insbesondere
gegen die Errichtung einer tschechischen Universität scharf sprach. Im Herren-
hause des Reichsraths entfaltete er eine reiche Thätigkeit als Referent über
die kirchenpolitischen Vorlagen, die im April 1874 Gesetze wurden, als Refe-
rent über die Quotenfrage des neuen Ausgleichs mit Ungarn (1877), als
Gegner der Orientpolitik bezüglich Bosniens — er hebt als sein Hauptmotiv
hervor, daß die Occupation „nur der erste Schritt zu einer mit Rußland con-
currirenden Orientpolitik sein konnte, daß man für die Folge mit seiner Ehre
engagirt wurde ohne die Macht sie aufrecht zu erhalten“ —, als Verfasser der
Antwort auf das Programm des Ministeriums Taaffe in der Adresse des
Reichsraths (1879), die eine scharfe Verurtheilung der Taaffe'schen Politik
war, als Kriegserklärung galt und eine Anzahl von Ernennungen von Herren-
hausmitgliedern hervorrief, wodurch die Verfassungspartei des Herrenhauses
in die Minderheit versetzt wurde. Diese kämpfte vergeblich für das Festhalten
der einheitlichen Verfassung, den Schutz der Minderheiten in den Kronländern
und die einheitliche Staatssprache. Wie in diesen Fragen, so mußte H. er-
fahren, daß er vergeblich kämpfte für die Integrität des Volksschulgesetzes und
gegen die Aenderung des Wahlgesetzes. Außer dieser politischen Thätigkeit
trat H. noch zwei Mal in der Oeffentlichkeit auf, im November 1880 als
Redner bei der Kaiser Josefs-Feier des deutschösterreichischen Lesevereins der
Wiener Studenten, wo er begeistert sich als Josefiner bekannte, dann am
1. December 1880 bei dem zur Feier des 60. Geburtstags von Herbst seitens
der Concordia veranstalteten Bankette. Eine neue amtliche unabhängige Stellung
fand er nicht, suchte sie auch nicht, seine finanzielle wurde dadurch gebessert,
daß er unter dem Ministerium des Fürsten Adolf Auersperg die Stelle eines
Delegirten der Karl-Ludwigsbahn annahm. Schwere Schicksalsschläge trafen
den Mann, am 8. September 1880 starb seine einzige Tochter, welche ihm
das Leben versüßte, er war gebrochen, eine italienische Reise im Herbste 1882
brachte Erleichterung; der einzige Sohn verlor beide Kinder, der Sohn starb, die
Frau starb, er war allein; ich sah ihn zum letzten Male am 25. August 1885
in Ischl, er war ein gebrochener Mann.

H. war ein genialer, durch und durch edler, hervorragender Mann, ein
echter österreichischer Patriot, dessen Leben und Wirken ein Bild des Nieder-
ganges bildet, der in Oesterreich seit 1870 unaufhaltsam eingetreten ist. Als
Schriftsteller hat er wenig hinterlassen, aber auch dies Wenige bekundet seine
Bedeutung, es ist, außer Aufsätzen: „Philosophie des Rechts und seiner Ge-

schichte. In Grundlinien", Prag 1851; „System der politischen Oekonom 1. Theil, 1860. In den von seinem Bruder veröffentlichten „Denkwür keiten von Leopold von Hasner", Stuttg. 1892 hat er reizend seinen Leb gang beschrieben, die S. 139—191 abgedruckten „Aphorismen" bekunden genialen Denker.
v. Schult

Hasse: Jean Paul H., geboren am 24. December 1830 zu Rot burg a. d. Wümme in Hannover, Sohn eines Arztes, später in Celle; stu in Göttingen, besuchte 1856 Pariser Kliniken, wurde dann Assistent in fargier (Schweiz). Dort schrieb er eine später preisgekrönte Abhandl „Ueber den Selbstmord". 1860 ging er nach Illenau. 1865 wurde er Director an die neugegründete braunschweigische Heil- und Pflegeanstalt Königslutter berufen; sofort ließ er aus dem Gebäude fast alle Gitter fernen und setzte rasch ein für Braunschweig gültiges Aufnahmeverfahren d welches ein mustergültig einfaches war. Nach einer Studienreise in Engl konnte er in vier neuen Villen das open-door-System einführen. Durch g Beharrlichkeit gelang ihm der weitere Ausbau der Irrenanstalt, die er in ihrem inneren Betriebe vortrefflich organisirte. Viel Mühe widmete er Erziehung des Wartepersonals und der Verbesserung seiner Lage; seine g Selbstlosigkeit verschaffte ihm dabei dauernd große Verehrung. Den Kra stand er besonders nahe; in ausgedehnter Weise sorgte er persönlich ihre Beschäftigung und Unterhaltung. Es blieb ihm daher nur wenig für wissenschaftliche Arbeiten; er schrieb über „Irrenanstalten und ihre ganisation", „Ueber die Ueberbürdung der Schuljugend". Krankheit zw ihn 1896 seinen Abschied zu nehmen; er starb am 6. Februar 1898 Königslutter.

Nekrolog von Gerlach in Allg. Zeitschr. f. Psych. u. gerichtl. Med Bd. 55, S. 127 ff. — Allg. Zeitschr. f. Psych. Bd. 38 Register, Bd. Litteraturverzeichniß.
Th. Kirchhof

Haßkarl: Justus Karl H., Botaniker, geboren in Kassel am 6. cember 1811, † in Cleve am 5. Januar 1894. Vorgebildet auf dem Gym sium in Bonn, wohin Haßkarl's Vater als Bergamtsrevisor 1817 von Si versetzt worden war, trat er 1827 als Lehrling in den botanischen Garte Poppelsdorf ein, in der Hoffnung, auf Grund der hier zu erlernenden Ke nisse seine Neigung, ferne Länder zu bereisen, später einmal befriedigen können. Nach beendigter Lehrzeit beschäftigte er sich zunächst kurze Zeit wissenschaftlichen botanischen Studien und kehrte nach Absolvirung se Militärdienstzeit, die ihn, indem sie in ihm die Lust am militärischen Di weckte, beinahe seinem ursprünglich gewählten Berufe abwendig gemacht h 1832 zum Gärtnerfach zurück und zwar vorläufig in eine untergeord Stellung in Düsseldorf unter Gartendirector Weyhe. Aus dieser Stellung rief ihn eine Kriegsordre, welche ihm aufgab als Reservist in die unter Gen Müffling stehende Observationsarmee einzutreten, die während der Belager von Antwerpen durch die Franzosen am Niederrhein zusammengezogen r Um diese Zeit erkrankte H. an einer heftigen Lungenentzündung und m 1833, noch in leidendem Zustand, nach Hause zurückkehren. Kurz da übertrug ihm Gartendirector Weyhe die Leitung des botanischen Gartens Düsseldorf und machte ihn zu seinem Assistenten, was ihm Gelegenheit seine botanischen Kenntnisse zu erweitern. Die damals in den Gärten selten blühende Conifere Cunninghamia sinensis gab ihm den Stoff zu se ersten Publication in Otto's Berliner Gartenzeitung 1834. H. kehrte Bonn zurück, um sich nunmehr ganz für wissenschaftliche Reisen vorzuberei

Daneben setzte er seine litterarische Thätigkeit fort und schrieb für die Zeitschrift Flora 1834 und 1835 einige Mittheilungen über Riccia natans sowie über die im Rheinlande vorkommenden Farne und Moose. Die Regensburger botanische Gesellschaft ernannte ihn dafür zu ihrem correspondirenden Mitgliede. Bei Gelegenheit der 1835 in Bonn tagenden Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte wurde H. in die Stelle eines Assistenten am naturhistorischen Cabinet durch dessen Director Goldfuß berufen und hauptsächlich mit der Ordnung der geologischen Sammlungen betraut. Jener Versammlung wohnte ein Rotterdamer Schiffsrheder bei, welcher in dem Wunsche, seinerseits zur Förderung der Naturwissenschaften etwas beizutragen, sich bereit erklärte, auf einem seiner Schiffe einen jungen Naturforscher nach Ostindien behufs wissenschaftlicher Forschungen mitzunehmen und für dessen Unterhalt während eines zweijährigen Aufenthaltes auf Java Sorge zu tragen. Nach dem Vorschlage von Goldfuß wurde H. dazu ausersehen. Im Herbste 1836 verließ dieser Europa, um auf einem Umwege über Amerika, wozu bestimmte Reisedispositionen des Schiffes Veranlassung waren, nach 135tägiger zum Theil recht unruhig verlaufener Reise im September 1837 sein Ziel Batavia zu erreichen. Die ihm in Aussicht gestellte Unterkunft bei einem reichen Verwandten seines Gönners fand H. jedoch nicht, so daß er, von Mitteln entblößt, auf seine eigne Kraft angewiesen war. Schließlich gelang es ihm aber unter Beihülfe deutscher Landsleute die Stelle eines wissenschaftlichen Vorstandes des botanischen Gartens in Buitenzorg zu erhalten. H. wirkte in dieser Stellung bis 1843 mit außerordentlichem Erfolge, da es ihm in der kurzen Zeit gelang trotz ungünstiger äußerer Umstände und mancher Quertreibereien seiner Vorgesetzten, den Garten aus einem verwahrlosten Zustande durch Neubeschaffung von Gewächsen und deren planmäßige, systematisch geordnete Anlage zu einem der schönsten Institute seiner Art zu erheben. Daneben war er noch schriftstellerisch thätig. Die Resultate seiner Beobachtungen legte er theils in der „Flora", theils in holländischen Zeitschriften nieder. Es erschienen eine Untersuchung über die Wärmeentwicklung der blühenden Colocasia in den Verhandlungen der Batav. Genossenschaft für Künste und Wissenschaft und einige Aufsätze beschreibenden Inhalts unter dem Titel: „Decades plantarum rariorum horti bogoriensis" in der Tijdschrift voor natuurlijke geschiedenis 1838—42. Ferner veröffentlichte er in der „Flora" 1842 neue Diagnosen javanischer Pflanzen und arbeitete an der Herausgabe eines Katalogs der im Garten wachsenden Pflanzen. Die zu wissenschaftlichen Zwecken unternommenen wiederholten Reisen in tropische Gegenden hatten jedoch Haßkarl's Gesundheit dermaßen erschüttert, daß er um Urlaub zu einer Reise nach Europa einkommen mußte. So konnte er denn die letzte Hand an den Pflanzenkatalog nicht selbst legen, der 1844 vollendet in den Druck kam.

Seinen Aufenthalt in Europa benutzte H., um bei dem niederländischen Ministerium für sich eine gesichertere Stellung und für den Garten größere Mittel zu erwirken. Nach erhaltener Zusage seiner Wünsche reiste er noch vor Ablauf seines Urlaubs nach Java zurück und traf 1845 in Buitenzorg wieder ein. Inzwischen hatten sich hier durch den Tod des Generalgouverneurs die Verhältnisse sehr zu Ungunsten Haßkarl's verändert, und da ihm die gegebenen Versprechungen nicht erfüllt wurden, so erbat und erhielt er seine Entlassung aus holländischen Diensten. Er suchte seine Heimath wieder auf und zog sich nach Düsseldorf zurück. Von jetzt ab begann für H. eine Zeit qualvoller Unruhe, da er, um seine Existenz zu fristen und seine Familie ernähren zu können, die verschiedenartigsten Beschäftigungen suchen mußte.

Trotzdem lieferte er noch in dieser Zeit mehrere wissenschaftliche Arbeit
Für die „Plantae Junghuhnianae 1851/52" bearbeitete er die Commeli
ceae, Amarantaceae und Polygalaceae, übersetzte Cole's „Das Kap und
Kaffern" (1852) und besorgte die deutsche Ausgabe von Junghuhn's „Ja
und dessen „Rückreise von Java nach Europa" (1852). Mit dem Jahre 18
endlich beginnt ein Wendepunkt in Haßkarl's Lebensschicksalen. Die nie
ländische Regierung hatte den Plan gefaßt, den Chinarindenbaum von P
nach Java überzusiedeln und H. mit der Ausführung dieses Unternehm
betraut. Der Auftrag war nicht ganz ohne Gefahr, da ein strenges Ausf
verbot der Chinarinde bestand und die Reise daher nur mit größter Vor
unter Verheimlichung ihres Zweckes auszuführen war. Außerdem erhö
politische Unruhen im Lande, abgesehen von klimatischen und Trans
schwierigkeiten die Gefahr des Unternehmens. Trotzdem überwand H.
Kühnheit und Energie die zahlreichen Schwierigkeiten und es gelang
nachdem er schon vorher ein Kistchen mit Samen nach Holland geschickt h
Mitte December 1854 mit einigen vierzig jungen Calisaya-Chinabäumchen
von ursprünglich vierhundert leben geblieben waren, Java zu erreichen.
fort wurden die kostbaren Pflanzen auf ein dazu bereit gehaltenes Te
verpflanzt und ihre Cultur eingeleitet, die im Laufe der Jahre solche Di
sionen annahm, daß 1869 bereits eine Million der besten Chinarindenb
auf Java gezählt wurde. Hierin liegt für Haßkarl's Wirken der g
Ruhmestitel, den er sich erworben hat. Leider sollte es ihm nicht besch
sein, in die weitere Entwicklung der Culturen selbstthätig einzugreifen.
der gefahrvollen Reise von Süd-Amerika nach Ostindien wurde er krank, w
abgesehen von den Strapazen, eine heftige Gemüthserschütterung beitrug, w
ihm die Nachricht verursachte, daß seine ganze Familie, Frau und 4 Töc
mit welchen er sich in Java treffen wollte, auf der Reise dorthin infolge e
Schiffsunglückes ertrunken sei. Er mußte in die Heimath zurück. Krank
er Ende October 1856 in Europa an. Da sich seine Genesung sehr
zögerte, so wurde inzwischen an seiner Stelle Dr. Junghuhn mit der Lei
der Chinaculturen beauftragt, er selbst aber mit Pension in den Ruhest
versetzt. Langsam genas H. wieder und füllte seine Mußezeit mit sch
stellerischen Arbeiten aus. In Anerkennung seiner Leistungen ernannte
die philosophische Facultät der Universität Greifswald zum Ehrendoctor.
Leopoldinische Akademie hatte ihn bereits 1847 unter die Zahl ihrer M
glieder aufgenommen. Die äußeren Verhältnisse Haßkarl's nahmen nun
einen stetigeren Verlauf. Er hatte sich zum zweiten Male verheirathet
nach wiederholtem Wechsel des Wohnortes schließlich in Cleve niedergela
wo er im 83. Lebensjahre verschied.

Von seinen späteren Publicationen während seines dauernden Auf
haltes in Europa seien noch aufgeführt: „Observationes botanicae sive Ho
bogoriensis descriptus" (Bonplandia 1858) und die Bearbeitung der indi
Polygalaceae für die Annales Lugduni Batavorum sowie der Commelina
in den Verhandlungen der österr. zool.-botan. Gesellschaft vom Jahre 18
Endlich beschäftigte er sich noch mit der Herausgabe von Schlüsseln zu ält
botanischen Bilderwerken über indische Pflanzen und zwar zu Rheede's Ho
malabaricus (Leopold. 1867) und zu Rumph's Herbarium amboinense (A
handlgn. d. Halle'schen naturhistor. Gesellsch. 1866). Ein Vorläufer di
Schlüssel erschien in der „Flora" in den Jahren 1861 und 62. Unter
Titel: „Die Chinakultur auf Java" 1869 veröffentlichte er die Uebers
eines vom derzeitigen Leiter der Culturen van Gorkum verfaßten Werkes
diesen Gegenstand.

Leopoldina XXX. Heft 1894. E. Wunschman

Hauck: Ferdinand H., österreichischer Telegraphenbeamter und botanischer Schriftsteller, geboren zu Brünn am 29. April 1845, † in Triest am 21. December 1889, war der Sohn eines österreichischen Finanzbeamten. Er genoß im elterlichen Hause eine sorgfältige Erziehung, besuchte vom zehnten Jahre an das Gymnasium, dann die oberen Classen einer Oberrealschule und bezog nach deren Absolvirung die technische Hochschule seiner Vaterstadt, um sich dem Studium der Naturwissenschaften zu widmen, für welche besonders durch seine geistig hochstehende Mutter schon früh die Neigung in ihm geweckt worden war. Er trieb zuerst mit Eifer Entomologie und hörte auch philosophische Vorlesungen. Seiner Absicht, sich dem höheren Lehramt zuzuwenden, mußte er aus praktischen Rücksichten entsagen und wurde Forstmann. Zunächst trat er beim Forstamt in Schebetau ein, dann in Tichnowitz und erhielt später eine Adjunctenstelle in Ratschitz-Drnowitz. Obwol sich H. mit ganzer Liebe und vielem Fleiß der Forstwissenschaft widmete und auch die Staatsprüfung in diesem Fache glänzend bestand, kam er doch bald zu der Einsicht, daß er bei diesem Berufe nicht in seinem Elemente sei. Schließlich führte das verletzende Verhalten eines Vorgesetzten zu dem Entschlusse, den Beruf zu wechseln. Er trat in den Staatstelegraphendienst über und erhielt nach Absolvirung eines Telegraphencursus in Wien eine staatliche Anstellung in Triest im J. 1866. Mit der Uebersiedlung nach Triest begann für H. ein neuer Lebensabschnitt. Die reiche Pflanzenwelt der adriatischen Küste, vor allem aber die des Meeres selbst veranlaßte ihn, sich mit Eifer botanischen Studien, in erster Linie der Erforschung der Meeresalgen zuzuwenden, eines Feldes, welches damals noch wenig bebaut war. Jede freie Zeit, die ihm der Dienst ließ, nutzte er für seine Arbeiten aus, für welche er die zum Theil recht kostspieligen litterarischen Hülfsmittel aus seinen eignen Ersparnissen sich verschaffen mußte. Zahlreiche kleinere und größere Excursionen und Reisen, darunter ein dreimonatelanger Aufenthalt auf der Insel Cherso boten ihm Gelegenheit zu werthvollen biologischen Beobachtungen. Angeregt durch seinen Landsmann, den berühmten Floristen Mutius Ritter v. Tommasini (A. D. B. XXXVIII, 439), publicirte H. zunächst in den Spalten der Oesterr. Botan. Zeitschrift vom Jahre 1872 an verschiedene Aufsätze phycologischen Inhalts, welche alsbald die Aufmerksamkeit der Fachbotaniker erregten und seinen Namen auch über die Grenzen seines engeren Vaterlandes hinaus bekannt machten. Es entwickelte sich ein reger Verkehr mit den wissenschaftlichen Größen seines Faches und er erhielt den ehrenvollen Auftrag, für die zweite Auflage der großen Rabenhorst'schen Kryptogamenflora die Meeresalgen Deutschlands und Oesterreichs zu bearbeiten. In mehrjähriger Arbeit, für welche er nur seine Mußezeit benutzen konnte, entledigte sich H. dieses Auftrages, als dessen Frucht sein Hauptwerk: „Die Meeresalgen Deutschlands und Oesterreichs“ (Rabenhorst's Kryptogamenflora, II. Band) mit 583 Abbildungen im Text und 5 Lichtdrucktafeln 1885 erschienen ist. Er hat darin die Ergebnisse seiner biologischen Beobachtungen mit den systematisch-beschreibenden verknüpft und ein Werk von bleibendem wissenschaftlichen Werth geschaffen, das ihm nicht nur die Anerkennung der Botaniker, sondern auch seitens der philosophischen Facultät der Universität Zürich bei Gelegenheit ihres fünfzigjährigen Jubiläums den Doctortitel honoris causa eintrug. Ferner bearbeitete H. den Abschnitt „Algen“ in der „Flora der Insel Jan Mayen von Dr. H. W. Reichardt“, Wien 1866, und lieferte wichtige Beiträge zu V. Wittrock und O. Nordstedt's: „Algae aquae dulcis exsiccatae“, sowie für P. T. Cleve und J. D. Möller's Diatomeen. In Verbindung mit P. Richter in Leipzig gab er unter dem Namen: „Phycotheca universalis“

eine Sammlung getrockneter Algen sämmtlicher Ordnungen und aller Gebi
heraus, deren beide ersten Fascikel 1885 erschienen sind. Detaillirtere Angab
der von ihm aufgestellten und beschriebenen Algenarten finden sich in ein
Artikel von de Toni im Botanischen Centralblatt (XI. Jahrg. 1890). Ei
ganze Reihe von Species trägt Hauck's Namen. Seine Einzelarbeiten pub
cirte er meist in der Oesterreichischen Botanischen Zeitschrift und in d
Hedwigia. Die Titel sämmtlicher Veröffentlichungen sind abgedruckt in d
unten angegebenen Nummer der Oesterr. Botan. Zeitschrift. Hauck's v
dienstvollem Wirken wurde durch seinen im 45. Lebensjahre erfolgten T
ein frühes Ziel gesteckt. Nachdem er 1888 und 89 noch einige kleinere alg
logische Arbeiten in der Hedwigia veröffentlicht hatte, zeigten sich sehr b
die Vorboten einer ernsten Nervenerkrankung, die einen sehr rapiden Verla
nahm, so daß er einer Irrenanstalt überwiesen werden mußte. Schon se
Monate später sank er ins Grab. Sein großes algologisches Herbar, so
seine reichhaltige Bibliothek gingen durch Kauf in den Besitz der Frau Web
van Besse in Amsterdam über.

Oesterr. Botan. Zeitschr., 37. Jahrg. Nr. 1, 1887. — Private Mi
theilungen von Dr. Karl von Marchesetti in Triest.

E. Wunschmann.

Hauenschild *): Richard Georg von H. lautet der wirkliche bürgerli
Name des unter dem litterarischen Pseudonym „Max Waldau" bekannt
wordenen vortrefflichen, in seinen Anschauungen immer mehr als hervorrag
selbständig erkannten Dichters, den ich in der A. D. B. XXXV, 190—1
unter dem Stichworte „Spiller von Hauenschild" behandelt habe. Man vgl. z.
Ad. Bartels, Gesch. d. dtsch. Lit. II, 404 f., welcher sich für das angeb
Nichterscheinen des Romans „Aimiry der Jongleur" auf Adolf Stern (n
weder Lex. d. dtsch. Nat.-Lit. S. 151 s. v. Hauenschild, noch Vilmar-S
S. 526) beruft und das Fehlen einer Sammlung der Lyrik Waldau's
merkt, und R. M. Meyer, Die dtsch. Lit. d. 19. Jhs. S. 516: Bartels
Meyer finden bei ihm Jean Paul'sche Art, Jungdeutschthum und mode
Realismus und lassen das Geburtsjahr zwischen 1822 und 1825 zweifel
Nach neuerer Angabe des eigenen Sohnes, kgl. preuß. Landraths Max
Hauenschild, hat „Max Waldau" den führenden Namen „Spiller" un
mäßig, doch natürlich in gutem Glauben der Adelspartikel vorgesetzt, so d
jetzt in fast sämmtlichen Nachschlagewerken und litterargeschichtlichen H
büchern unter unrichtiger Marke eingereiht ist. Ich verdanke diese Feststel
Prof. Ludwig Geiger in Berlin, dem es gelungen ist, den ausgedehnten h
schriftlichen Nachlaß des Poeten aufzuspüren und dem der genannte Soh
litterarische Hinterlassenschaft an Manuscripten, Briefen (56 meist sehr l
mit wiederholten Nachtragszetteln — „Riesenschlangen" nennt F. Lewal
Briefe — im breiten Abhandlungsstile der Mitte des 19. Jahrhunderts)
zur Verfügung gestellt. Geiger macht dazu Mittheilungen im litterargeschic
reichhaltigen Anmerkungen-Apparat seines wichtigen Buchs „Aus Adolf St
Nachlaß. Briefe von Stahr nebst Briefen an ihn von Bettina v. Ar
Therese v. Bacheracht, Th. Döring, Gust. Freytag, K. Gutzkow, M. Hartm
Johanna Kinkel, Th. B. Macaulay, Jul. Mosen, Rob. Prutz, Heinr. Si
Fr. Spielhagen, Fr. Chr. Vischer, Richard Wagner u. A. ausgewählt
mit Einleitung und Anmerkungen herausgegeben" (1903). In diesem
findet man S. 165 f. den Plan einer von Stahr mit Franz Liszt, H. He
Hauenschild beabsichtigten Zeitschrift, S. 182—86 eine ausführliche be

*) s. Spiller von Hauenschild im Hauptwerk (1893).

seine Schilderung des letzteren durch A. Stahr und Fanny Lewald mit in Form einer beweglichen Todtenklage um den soeben (20. Januar 1855; der Brief datirt vom 22. aus Berlin) rasch an Nervenfieber dahingegangenen jungen Herzensfreund, die auch sachlich sehr Wesentliches über Max Waldau's menschlich wie dichterisch überaus sympathisches Wesen enthält. In der Anmerkung dazu auf S. 336 schreibt Geiger: „Die schöne Charakteristik, die von diesem höchst talentvollen, zu seiner Zeit auch vielfach gewürdigten Schriftsteller gegeben wird, läßt sehr bedauern, daß die an ihn gerichteten Briefe unzugänglich sind. Diese, die sich in dem Stahr'schen Nachlasse nicht vorgefunden haben, befinden sich, da sie von Fanny Lewald's Briefen begleitet waren, in deren Nachlaß. Waldau's Briefe kamen vor einigen Jahren in die Hände seines Sohnes zurück und sind mir von diesem zur Benutzung übergeben worden. Da sie jedoch für Waldau charakteristischer sind als für Stahr, übrigens mir so spät zukamen, daß ihre Benutzung das Erscheinen des Bandes aufgehalten und den ohnehin schon großen Umfang stark angeschwellt hätte, so schien es mir räthlicher, dieses köstliche und in sich einheitliche Material im ganzen zu belassen und später, etwa zu Waldau's 50. Todestage, in einer besondern Publikation zu verwerthen". Ludwig Geiger weist dabei noch „auf den trefflichen Artikel in der A. D. B." (mit dem Versehen 15. Bd. statt 35.) hin und gibt daneben die Lebenszeit Hauenschild's mit 1825—1855 an, während er im Eingange des hier ausgehobenen Passus, übereinstimmend mit unserer Angabe, 1822—1855 notirt; er bemerkt mir noch brieflich: „Der Geburtstag ist (laut Urkunde) 24. März 1825", so daß also der vielversprechende Dichter nicht einmal das dritte Jahrzehnt vollendet hätte und nicht, wie auch Stahr a. a. O. annimmt, 33 Jahre alt geworden wäre. — Daß der Taufname des einzigen Kindes, des obengenannten Max, auf den Dichternamen zurückgeht, darf man wol vermuthen. Die Schriften sind übrigens ganz außerordentlich selten geworden und so auf öffentlichen Bibliotheken nur recht vereinzelt vorhanden, wie auch Geiger bei Nachforschungen beobachtet hat. Ich selbst besitze mehrere Bände aus dem Nachlasse meines Vaters Max Fränkel (s. A. D. B. XLVIII, 702), der als junger Mann die völlig eigenartigen und theilweise ganz modernen Erzeugnisse des weltfernen oberschlesischen Aristokraten als in der nach48er Reactionszeit auffällige Erscheinungen begierig unter seine zeitgenössischen Typen stellte und ein bischen Waldau-Enthusiast ward. Der Aufsehen erregende Roman „Aus der Junkerwelt" ist inzwischen in „Meyers Volksbüchern" neu gedruckt worden. Ein immer Bekannter Waldau's unter seinen Alters- und Dichtgenossen ist übrigens Rudolf v. Gottschall, der schon einmal, von mir 1892 bereits angezogene Erinnerungen veröffentlicht hat. Vgl. Petzet, Blüthezeit S. 392 f.

Zur Geschichte der Beachtung, welche die Kritik den für die Zeit ihres Hervortretens bedeutsamen Waldau'schen Werken schenkte, ist als Beispiel bemerkenswerth, daß Wolfgang Menzel i. s. Geschichte der deutschen Dichtung III (1859) S. 422 den Abschnitt „Die Epigonen" im Capitel „Die jüngste Dichtung" mit der Notiz abschließt: „(In demselben Stil, d. h. zufolge S. 421 in lyrisch-epischer Form und kurzen Versen, schrieb) Max Waldau (Spiller v. Hauenschild) seine ‚Cordula', eine Sage aus Graubünden", ohne die Romane zu erwähnen, während pädagogisch verwerthet mir Waldau nur in der ausgezeichneten Mustersammlung von Herm. Masius, Dtschs. Lesebuch f. höh. Unterrichtsanstalten, III. Theil, 3. Aufl., 1874, S. 108 mit dem Prosastückchen „Hochgewitter im Schwarzwald" begegnet ist; Masius bemerkt im litterargeschichtlichen Anhang S. 731 über den Dichter, der, „sich früh verzehrend", 1822–55 gelebt habe: „Ein geniales Uebermaß charakterisirt seine Com-

position und seinen Stil. Sein Roman „Nach der Natur‘, trotz aller A
wüchse, immer eine der bedeutendsten Productionen auf diesem Felde“. N
zu verwechseln ist H. mit seinem Zeitgenossen Alfred Waldau (der Jos. Ja
hieß), Sammler und Verdeutscher czechischer Volksüberlieferungen seiner Hein
Böhmen (Wurzbach 52, 162). Ludwig Fränke

Hauer: Franz von H., geboren am 30. Januar 1822 in W
† ebendort am 22. März 1899, wurde schon als Knabe durch seinen V
(s. A. D. B. XI, 45), der zwar ein höherer Beamter im Berg- und M
wesen war, sich aber mit Vorliebe und nicht unbedeutendem Erfolge mit V
steinerungen beschäftigte, mit dem Gegenstande bekannt, dem er später
langes Leben ausschließlich gewidmet hat. Nachdem er sich infolge dieser
regung in Schemnitz zum Montanisten ausgebildet hatte, begann er 1843
solcher seine Laufbahn, die jedoch durch seine Beziehungen zu W. Haidi
alsbald ihre besondere Richtung erhielt. Auf dessen Veranlassung ward
1846 Assistent am montanistischen Museum in Wien, nachdem er dort s
1844 Vorlesungen über Paläontologie zu halten begonnen hatte. In H
dinger hatte er nicht nur einen vorzüglichen Vorgesetzten, sondern auch ei
wahrhaft väterlichen Freund, der seine Begabung schnell erkannt hatte
nicht eher ruhte, bis er ihm eine seiner Veranlagung entsprechende offic
Stellung verschafft hatte. Dies gelang zwar nicht sogleich, aber gleich
wurde die Zeit von 1844 bis 1849 für H. eine Periode freudigen und
folgreichen Schaffens. Es gelang ihm in den österreichischen Alpen das Si
die Trias und das Neocom nachzuweisen, sowie das Eocän von den ält
Gosauschichten und dem jüngeren Miocän abzutrennen. Zugleich veröffentli
er mehrere größere rein paläontologische Arbeiten, unter denen die Ceph
poden des Salzkammergutes 1846, die Cephalopoden des Muschelmarm
von Bleiberg in Kärnthen 1846, die Cephalopoden von Roßfeld 1847
Neue Cephalopoden aus dem rothen Marmor von Aussee 1847 u. 49 als
wichtigsten zu nennen sind.

Die jugendliche Kraftfülle „des im strengsten Sinne unentbehrlich
Hauer war damit keineswegs erschöpft. Er betheiligte sich eifrig an
allgemeinen Hebung naturwissenschaftlicher Forschung, die damals in Oe
reich noch arg darniederlag, und von ihm ging die Anregung aus, w
1845 zur Gründung des Vereines der „Freunde der Naturwissenschaft
führte und womit allen ähnlich Strebenden endlich ein centraler Stützp
gegeben war. Bezeichnend für die Bedeutung, die der erst 26jährige s
damals hatte, ist es, daß er 1848 als correspondirendes Mitglied in die
Jahr vorher gegründete Akademie der Wissenschaften gewählt wurde. A
noch immer fehlte es ihm an einer Stellung, in der er seine fast ausschlie
auf die stratigraphische Geologie und Paläontologie gerichtete Arbeitskraft
entfalten konnte. Diese erhielt er endlich 1849, als er mit der Gründung
geologischen Reichsanstalt unter der Direction W. Haidinger's deren e
Geologe mit dem Titel Bergrath wurde. Hiermit begann für ihn ein n
Lebensabschnitt, in welchem er seine bedeutendsten wissenschaftlichen Werke v
endete. Zwar folgten sich dieselben nicht mehr in so raschem Tempo
einander wie bisher, aber das lag daran, daß er „die rechte Hand des Di
tors“ war und eine Fülle von Verwaltungsarbeiten und praktischen Aufga
zu bewältigen hatte. Hemmend wirkte anfangs auch der lange Kampf,
von 1853 bis 1861 das neu gegründete Institut mit der Akademie der Wis
schaften um seine Selbständigkeit zu führen hatte. Als diese endlich defin
errungen war, wurde H. 1862 zum ordentlichen Mitglied der Akademie
nannt. Auch an der Weiterentwicklung des naturwissenschaftlichen Lebens

...en nahm er fortgesetzt regen Antheil. Er gehörte zu den Begründern der ...graphischen Gesellschaft 1855, des Vereines zur Verbreitung naturwissen... ...licher Kenntniß 1861 und des Oesterreichischen Alpenvereines 1862. ...reich sind seine Veröffentlichungen während dieser 17jährigen Periode, von ...en vielleicht als die bedeutendsten gelten dürfen: „Ueber die von Bergrath ...s in den Venetianer Alpen gesammelten Fossilien“ 1850; „Ueber die ...derung der Trias-, Lias- und Juragebilde in den nordöstlichen Alpen“ ...53; „Beiträge zur Kenntniß der Heterophyllen der österr. Alpen und Bei... ...ge zur Kenntniß der Capricornier der österr. Alpen“ 1854; „Ueber die ...halopoden aus dem Lias der nordöstlichen Alpen“ 1856; „Ein geologischer ...rchschnitt durch die Alpen von Passau bis Duino“ 1857; „Ein Beitrag zur ...ntniß der Fauna der Raibler Schichten“ 1857; „Erläuterungen zu einer ...logischen Uebersichtskarte der Schichtgebilde der Lombardei“ 1858; „Nach... ...ge zur Kenntniß der Cephalopoden-Faunen der Hallstätter Schichten“ 1860; ...ber die Petrefacten der Kreideformation des Bakonyer Waldes“ 1861; „Geo... ... Siebenbürgens“ 1863 (gemeinsam mit Stache); „Die Cephalopoden der ...ren Trias der Alpen“ 1865; „Choristoceras, eine neue Cephalopoden-Sippe ... den Koessener Schichten“ 1865 und „Neue Cephalopoden aus den Gosau... ...den der Alpen“ 1866.

Als 1867 Haidinger von der Direction der Reichsanstalt zurücktrat, ...de H. sein Nachfolger, und diese neue Periode dauerte für ihn 19 Jahre. ... die Anstalt bedeutete sie eine Zeit höchster Blüthe und erfolgreicher Ent... ...ung, für H. einen Zuwachs an organisatorischer Arbeit, die der Unermüd... ... zwar voll Freude bewältigte, die ihm aber doch in der Inangriffnahme ... größerer wissenschaftlicher Werke eine wesentliche Beschränkung auferlegte. ...wol hat er durch die Herausgabe der geologischen Uebersichtskarte der ...reichischen Monarchie, in 12 Blättern (1867—71) und durch „Die Geo... ... und ihre Ausdehnung auf die Kenntniß der Bodenbeschaffenheit der ...-ungar. Monarchie“ 1875, II. Aufl. 1878, zwei monumentale Werke ...ffen, die mit derselben Gründlichkeit und Uebersichtlichkeit damals kein ... wie er hätte zu Wege bringen können. Der didaktische Zweck war ...mmen erreicht und wir können daraus den Erfolg errathen, den H. ge... ... hätte, wenn Haidinger's Plan im J. 1849 in Erfüllung gegangen und ... als Professor in die akademische Laufbahn gekommen wäre. Seinen Beruf ... er freilich auch so nicht verfehlt.

Mit 64 Jahren trat er von der Direction der Reichsanstalt zurück, ... nicht schon in den wohlverdienten Ruhestand. Dazu war der lebhafte ... noch zu thatenkräftig, und als Leiter des naturhistorischen Hofmuseums ... er nochmals seine organisatorische Begabung während zehn Jahren be... ...t. Seine alte Liebe zu den Trias-Cephalopoden, die ihn schon 1846 ...igten, erwachte von neuem, und so hat er 1887 die Cephalopoden des ...chen Muschelkalkes, 1892 und 1896 die Cephalopoden aus der Trias ... Bosnien bearbeitet.

Man kann das wissenschaftliche Leben und Wirken Hauer's nicht ver... ... ohne Kenntniß seines jüngeren Zwillingsbruders. Das glückliche Oester... ... hatte den Vorzug, zum Beginne des vorigen Jahrhunderts ein Doppelgestirn ...ologischen Horizont aufgehen zu sehen. Das eine ist nun nach 77jährigem ... untergegangen, das andere, welches neun Jahre später aufgegangen ...chtet noch immer mit unverminderter Kraft. Freundlich zogen beide ...ebeneinander her ohne sich gegenseitig zu verdunkeln, und jeder der ... hat auf seine Art zur Aufhellung der Geologie beigetragen. Erst in ... Zeit hat sich ein gewisser Gegensatz herausgebildet, aber er bezog sich

nicht sowol auf diese beiden führenden Geister als vielmehr auf ihr Gefol
— die Schule Sueß und die Partei Hauer. Wenn auch das Ringen dies
Gegensätze um den Vorrang der Entwicklung der geologischen Wissensch
mancherlei Vortheile gebracht hat, so berührt es doch nicht so sympathisch a
das freundschaftliche Nebeneinanderhergehen der beiden Führer während me
als einem halben Jahrhundert. Beider Naturen waren verschieden veranla
und bebauten auch verschiedene Arbeitsfelder. In der Paläontologie wurd
hier die Cephalopoden dort die Brachiopoden bevorzugt, hier förderte man d
Stratigraphie dort die Tektonik, hier fanden praktische, dort speculative Frag
das meiste Gehör, Hauer's größte Freude lag in der Feststellung neuer B
obachtungsthatsachen, während Sueß höchste Befriedigung in weitausschauend
Hypothesen und Ideen fand. So konnten beide friedliebende Naturen nebe
einander herschreiten ohne sich zu stören und ergänzten und unterstützten si
dabei sogar gegenseitig. Für die Gefolgschaft Beider traf dies natürlich ni
in gleicher Weise zu, und nachdem H. die Direction der Reichsanstalt niede
gelegt hatte, schien es sogar eine Zeitlang als ob hier unversöhnliche Geg
sätze beständen. In der Erinnerung jüngerer Geologen wird gleichwol Haue
Bild als das eines ehrwürdigen Greises fortleben, der seine Liebe zur Wiss
schaft auch Anderen zu gute kommen ließ und ihnen damit den Muth
persönlichem Anschluß gab. Die Neigung des Greisenalters, sich abzuschlie
und neuen Strömungen unzugänglich zu werden, hat er verstanden zu üb
winden und so ist er inmitten der nachwachsenden Generation jung geblie
Was er in seiner Jugend mit Feuereifer angestrebt hatte, die Entwickl
der Pflege der Naturwissenschaften, das sah er während seines langen Leb
glänzend in Erfüllung gehen, und so konnte er schließlich mit innerster
friedigung sich im Schatten der Bäume zur Ruhe legen, die er selbst gepfl
und gehegt hatte.

Nähere Angaben findet man besonders in: Franz von Hauer,
Lebensgang und seine wissenschaftliche Thätigkeit, von E. Tietze (Jahrb
d. geologischen Reichsanstalt, Bd. 49, 1899). A. Rothplet

Hauer: Georg H. aus Schwanenkirchen bei Deggendorf, Geschi
schreiber. Geburts- und Todesjahr sind unbekannt. H. trat wahrschein
im Jahre 1458 in das Benedictinerkloster Niederaltaich ein. Am Tage
officiellen Eröffnung der Universität Ingolstadt (26. Juni 1472) erfolgte se
Immatriculation in die Artistenfacultät derselben. Ueber die Richtung,
der sich seine Studien bewegten, und über die Dauer seines Ingolstä
Aufenthaltes ist leider nichts überliefert. Man darf allenfalls vermuthen,
er zu den Schülern des bekannten Humanisten Samuel Karoch von Licht
berg gehörte, der von 1472 an einige Jahre in Ingolstadt lehrte. Im Ja
1478 und noch 1481 erscheint H. als Prior von Niederaltaich. Auf d
Würde verzichtete er jedoch aus nicht näher angegebenen Gründen schon l
nach 1481. Er trat in das Nürnberger Egidienkloster über. Auch hier ri
er sehr bald zum Prior auf. In dieser Stellung wurde er wiederholt
Visitation und Reformation von Benedictinerklöstern zugezogen und mit S
dungen an weltliche und geistliche Fürstenhöfe in Sachen seines Ordens
Klosters betraut. Sein Nürnberger Aufenthalt währte nur wenige Ja
Am 11. Februar 1485 wählten ihn nämlich Vertreter des Bischofs von Pa
und Prior und Convent von Niederaltaich zum Administrator dieses Klost
Er trug anfänglich Bedenken, die Wahl anzunehmen, da er fürchtete,
könnten ihm einmal aus Angebereien unzufriedener Mönche Unannehmlichke
mit seinen Oberen erwachsen. Schließlich willigte er aber doch ein, nach
zwischen dem Bischof von Passau, dem altersschwachen Abt Friedrich,

nd Convent und ihm selbst ein Abkommen dahin getroffen worden
ß ihm der Abt die ganze Verwaltung des Klosters übergeben und sich
seinen Titel und seine Würde vorbehalten sollte. Darauf erfolgte
März der Verzicht des Abtes und gleichzeitig Hauer's Bestätigung
ninistrator durch den Bischof. Mit der neuen Würde fiel H. auch die
ng seines Klosters in der Landshuter Landschaft zu. Er erhielt hier
heit, sich im December 1489 und im Januar 1490 an dem allerdings
en Vermittlungsversuch der Landschaft zwischen Herzog Albrecht IV.
nchen und dem Löwenbunde zu betheiligen, indem er mit dem Ritter
on Aichberg als Gesandter der Landschaft nach München und von da
retern des Löwenbundes nach Regensburg ging. Im Spätsommer des
nnten Jahres trat ein, was H. schon bei der Uebernahme der Ad-
ation geahnt hatte: Einige Mitglieder des Klosters beschwerten sich
n beim Bischof von Passau. Die Folge war, daß er am 21. September
es Amtes entsetzt und verhaftet wurde. Man warf ihm unter anderm
lle Mißwirthschaft vor und schob ihm die Absicht unter, das Kloster
risdiction des Bischofs zu entziehen, Beschuldigungen, über deren Be-
ng oder Nichtberechtigung aus den überlieferten Acten kein sicherer
uß zu gewinnen ist. Die Untersuchung zog sich Monate lang hin,
d deren H. natürlich in Haft blieb. Seine Enthaftung erfolgte an-
d erst im Frühjahr 1491, jedenfalls aber erst nachdem der am 14. Ja-
491 verstorbene Abt Friedrich Ende Februar in dem Abt Johann III.
Nachfolger erhalten hatte. Von Hauer's weiteren Schicksalen wissen wir
daß er im Auftrage Abt Johann's im Mai 1491 nach Bamberg reiste
rt als Procurator des Abtes am 19. Mai die Investitur empfing.
r Folgezeit fehlt es an Nachrichten.

as Werk, dem H. seinen freilich ziemlich untergeordneten Platz unter
rischen Geschichtschreibern verdankt, führt den Titel „Gesta illustrium
Bavariae". Den Anlaß zu ihrer Abfassung gab ein Brief Herzog
des Reichen von Landshut an den Abt Friedrich vom 21. October
Der Herzog bat darin, ihm die in Niederaltaich vorhandenen Nach-
über den Stifter des Klosters, die bairischen Herzöge und besonders
ser Heinrich II. und Konrad II. in lateinischer Sprache mitzutheilen.
hte sich sofort an die Arbeit und vollendete das Werk noch im Laufe
hres 1479. Das dem Herzog übersandte Exemplar ist vielleicht iden-
t dem Clm. 1214 der Münchener Hof- und Staatsbibliothek. H. selbst
am Schluß der Vorrede, daß er die bairische Geschichte von Karl dem
den er der damals gäng und geben Ansicht folgend für den Stamm-
er Baiernherzöge hält, bis auf Friedrich III. schreiben wolle. Dem
t scheinbar, daß der Text der Münchener Handschrift mit der Kaiser-
Karl's beginnt. Aber die Handschrift ist unvollständig; es fehlt ihr
ner zwischen die Vorrede bezw. die dieser unmittelbar folgende erste
des Registers und den Text fallender Theil. Deshalb läßt sich der
kt, mit dem die Erzählung einsetzte, nicht sicher bestimmen. Doch
manches dafür, daß H. einleitend noch vor die Zeit Karl's, vielleicht
die Constantin's d. Gr. zurückgriff. Seine Hauptquellen waren das
m historiale des Vincenz von Beauvais und das Chronicon de duci-
variae des Andreas von Regensburg. Daneben benutzte er die dem
d von Aura zugeschriebene Weltchronik, die großen Lorscher Annalen,
genda aurea des Jacobus a Voragine, die Passio S. Quirini, die
Vita Cunegundis, Otto von Freising und einige andere Quellen, alle
nig Sinn für Kritik. Eigene Nachrichten hat er so gut wie gar nicht.

Darum beruht auch der Werth der Gesta als Geschichtsquelle einzig und al
auf den hier und da eingestreuten und zum Theil nur hier überliefe
Actenstücken: Niederaltaicher Urkunden, Briefen über die Eroberung von Ne
ponte durch die Türken, Reden des Königs Ladislaus Postumus und
Johann von Rabenstein und einem Briefe des bekannten bairischen Sta
mannes Martin Mair an die Ingolstädter Professoren. Hinter den N
richten über die Kaiserkrönung Karl's d. Gr. ist ein umfangreicher, mit v
Citaten aus Valerius Maximus, Seneca, Cicero, Augustin und anderen
lichen und profanen Schriftstellern verbrämter Fürstenspiegel eingeschoben,
uns H. auch von der Seite des Philosophen kennen lehrt. H. behandelt
in 21 Capiteln bald mehr bald weniger breit die vier Arten der Th
besteigung, die Vorzüge der Erb- vor der Wahlmonarchie, das Verhältni
Fürsten zur Kirche, ihre Pflichten in Krieg und Frieden, die ihrer Rath
und die Einrichtung des Staatswesens. Die Abhandlung ist zum grö
Theile sein geistiges Eigenthum; der kleinere Theil ist der Schrift des
dius Romanus „De regimine principum“ entlehnt.

Theile der Gesta sind gedruckt im Historisch-literarischen Magazi
Pfalz-Baiern und angränzende Gegenden, herausg. von Finauer,
(München 1782), S. 23—49, und bei Waltzer. — Riezler, Ges
Baierns 3, 894—895. — Waltzer, Georg Hauer von Niederaltaich,
bayerischer Chronist d. 15. Jahrh. (Archival. Zeitschr., N. F. 10, 184—

H. Herr

Hauff: Karl Georg Friedrich Gustav H., Litterarhistoriker, wurde
23. April 1821 zu Auenstein in Württemberg geboren, studirte protestan
Theologie als Angehöriger des Tübinger Stifts und wurde 1858 Pfarre
Langenbeutingen OA. Oehringen, 1870 in Ohmden OA. Kirchheim, 188
Beimbach OA. Gerabronn, wo er am 10. September 1890 gestorben ist.
ist, wie manche württembergische Pfarrer gerade seiner Generation, litter
in ausgedehntem Maße thätig gewesen und hat sich besonders mit so
Gegenständen der schönen Litteratur beschäftigt, welche ihm durch philoso
schen Gehalt oder theologisches Interesse nahe gerückt wurden. Mit eig
Werken ist er nur selten und erst in seiner späteren Zeit hervorgetreten.
erst mit einem „Liederstrauß“, Stuttg. 1861, dessen Inhalt er selbst mit
Worten „Vaterland, Religion und Wein und Lieder und Liebe“ nicht
charakterisirt hat; mehr Humor und Satire als eigentliche Lyrik, bezeichn
namentlich der politische Gehalt mancher Gedichte mit der damals in Hau
Heimath noch seltenen Tendenz nach Preußen, der er auch noch später
Publicist öfters Ausdruck gegeben hat. Wissenschaftliche Werke erst später
„Schillerstudien“, Stuttgart (nachher Berlin) 1880; „C. F. D. Schubart
seinem Leben und in seinen Werken“, Stuttg. 1885; erst nach seinem
erschien, als 117. Heft der „Sammlung gemeinverst. wissenschaftl. Vorträg
1891 „Shakespeare's Hamlet“. Außerdem hat H. 1886 die zweite Aufl
des verdienstlichen „Deutschen Antibarbarus“ seines schwäbischen Landsman
K. G. Keller besorgt. Schon früher und in größerem Maße hat H. sich
Zeitschriften vernehmen lassen: von 1853 bis 1889 in Herrig's Archiv
das Studium der neueren Sprachen, 1853 bis 1867 in Prutz' Deutsch
Museum, gelegentlich auch in dem württembergischen Korrespondenzblatt
Gelehrten- und Realschulen; in den Blättern für litterarische Unterhaltu
in Cotta's Morgenblatt und im Schwäbischen Merkur. Die Gegenstä
dieser seiner Aufsätze sind mannichfaltig. Besonders gerne handeln sie,
unter apologetisch, von Schiller und Goethe, auch von Shakespeare mehrm
der Verfasser zeigt eine bedeutende Belesenheit und ein sehr selbständiges

theil. In seinen späteren und spätesten Jahren hat sich H. besonders gern mit Lexikalischem befaßt und namentlich das Grimmische Wörterbuch einer [illegible] zu weit gehenden, aber doch nicht ungerechtfertigten Kritik unterzogen, wobei er gerne die seither abgestellte Klage erhoben hat, wie wenig manche neueren Autoren, besonders Hölderlin, zu ihrem Rechte gekommen wären. Er hat für Sanders Beiträge geliefert, aus dessen Bibliothek Fock's Lagerverzeichniß 163 ein Manuscript von ihm „Nachträge zum Wörterbuch der deutschen Sprache" verzeichnet. Hauff's Arbeiten sind stets anregend, geistreich, aber auch mitunter barock und zu voll von Polemik. Er kam zu spät dazu, seinen Geist und sein Wissen für größere Werke zusammenzunehmen, und ist daher auch in diesen sehr desultorisch. Künstlerisches Maß der Darstellung mangelt ihm. Aber an seinen Schillerstudien (besonders zu Schiller's Gedichten) und an seinem Schubart (den er namentlich als Politiker zuerst gewürdigt, aber eben in dieser Beziehung auch gewiß überschätzt hat) darf derjenige nicht vorübergehen, der diese beiden Dichter ernsthaft studiren will.

Hermann Fischer.

Haun: Johann Ernst Christian H., Stiftsprediger, Seminardirector und Landschuleninspector im Herzogthum Gotha, geboren am 21. Juni 1748 zu Gräfentonna, † am 22. März 1801. Seine Eltern waren der Diaconus Joh. Ernst H. zu Gräfentonna und dessen Gattin, Christine Susanne, geb. Tochter des Raths und Kämmerers Nik. Augustinus Baumann in Gotha. Im Alter von 2 Jahren, am 2. Juli 1750, verlor H. seine Mutter und im J. 1752 siedelte er mit seinem Vater nach Siebleben bei Gotha über, wo dieser als Pfarrer angestellt wurde. Nach Absolvirung des Gothaer Gymnasiums studirte er Theologie, war eine Zeit lang Hauslehrer in Toddin in Mecklenburg und wurde 1777 Stifts- und Waisenhausprediger in Gotha. Neben seiner Amtsthätigkeit beschäftigte er sich auch mit pädagogischen Fragen, [illegible] mit den Ansichten der Philanthropen und eine seiner Abhandlungen „Ueber Erziehung der Waisenkinder" wurde von der Hamburgischen Gesellschaft zur Beförderung der Künste und nützlichen Gewerbe mit einem Preise gekrönt. Dadurch wurde das herzogliche Consistorium auf ihn besonders aufmerksam und infolgedessen ward ihm am 27. October 1779 neben seiner bisherigen Stellung auch die eines ersten Lehrers und Directors an dem eben in der Gründung begriffenen Schullehrerseminare übertragen. Am 3. Januar 1780 trat er in aller Stille sein neues Amt an. Seine Schüler, zwölf an der Zahl, waren meist ältere, zum Theil verheirathete Leute und als Bediente in Gotha in Stellung. Sie erhielten wöchentlich 4 Stunden Unterricht, welcher sich anfangs nur auf Bibel- und Katechismuserklärung und Einführung in den Schulmethodus Ernst's des Frommen und die „Grundsätze der Anweisung künftiger Lehrmeister in deutschen Schulen", Hannover 1771, erstreckte. Er erhielt für diesen Unterricht ein jährliches Honorar von 60 Thalern, mußte davon aber auch die Heizung des Schullocals, die Erhaltung des Schulinventars und die Beschaffung der Lehrmittel bestreiten. Er war voll Begeisterung für das aufgetragene Amt, besonnen, voll Selbstverleugnung und Selbstaufopferung, pietätvoll gegen das bewährte Alte und bestrebt, mit aller Energie seine Anstalt zu bessern und zu vervollkommnen. Als am 7. März [illegible] eine Visitation des Seminars stattfand, drückten ihm die Visitatoren: der Rath Freiherr v. Ziegesar und Generalsuperintendent Stölzel, ihre „Zufriedenheit" und „ganzen Beifall" aus und forderten H. zu Vorschlägen über Erweiterung und Vervollkommnung der Anstalt auf. Dieser beantragte Erhöhung der Zahl der Schüler auf 18, Anstellung eines besonderen Schreibmeisters und Einrichtung einer Uebungsschule. Der Herzog und die

Regierung billigten seine Ideen und unterstützten die Ausführung ders[elben]
so, daß Johanni 1784 die Uebungsschule eröffnet werden konnte. Auch wu[rden]
ein Rechen-, ein Schreib- und ein Musikmeister angestellt, die wöchentli[ch]
3 Stunden unterrichteten und dafür eine jährliche Besoldung von 30 Thlrn. bez[ogen].
Haun's Verdienste wurden durch Erhöhung seines Gehaltes auf 260 T[hlr.]
und die Verleihung des Titels „Methodenmeister“ anerkannt. Den [weit]
reichendsten Einfluß auf die Bildung der Volksschullehrer und auf eine be[ssere]
Gestaltung des Volksschulwesens gewann H. jedoch als Landschuleninspe[ctor].
Dieses Amt, die Inspection sämmtlicher Dorfschulen, ward ihm mit dem [Range]
eines Ephorus am 28. März 1783 übertragen. Als Besoldung hie[für]
wurden ihm 85 Thaler zur Haltung eines Reitpferdes gewährt und außer[dem]
mußte ihm jede Gemeinde für eine Visitation ihrer Schule 16 Gro[schen]
Zehrungskosten zahlen. Gerade aber die Stellung als Landschuleninsp[ector]
wurde für H. eine unerschöpfliche Quelle von Aerger und Anfeindungen. [Weil]
er dem Schlendrian vieler fauler Lehrer ein Ende machte, ward er von d[iesen]
gehaßt. Die Geistlichen, welche sich durch ihn in ihrer Ehre als Locals[chul]-
inspectoren gekränkt fühlten, hetzten die Lehrer gegen ihn auf und wu[rden]
nicht müde, sich über ihn bei der Regierung zu beschweren. Der Adel [aber]
sah in ihm einen Neuerer, den man bekämpfen müsse, da er nicht mehr d[ulden]
wollte, daß die Patronatstellen mit alten dienstunfähigen Bedienten ohne
Vorbildung besetzt würden. H. ließ sich jedoch in seinem Eifer und in [seiner]
treuen Pflichterfüllung nicht irre machen. Das Seminar blühte auf [und]
stiftete so viel Segen, daß der Generalsuperintendent Koppe, als er [später]
nach Hannover berufen wurde, dort sofort eine ähnliche Anstalt ins [Leben]
rief. Das Volksschulwesen des Herzogthums Gotha gelangte allmähli[ch zu]
immer höherer Blüthe und H. ging aus allen Kämpfen als Sieger he[rvor]
— aber er mußte den Sieg mit dem Leben bezahlen. Infolge überg[roßer]
Anstrengung traf ihn eine schwere Krankheit, welcher er — erst 53 J[ahre]
alt — erlag. Mit Recht konnte er kurz vor seinem Ende von sich s[agen]:
„Ich habe mehr Arbeit und Verdruß gehabt, als einer meiner Nachfolg[er]
haben kann“, und Oberconsistorialpräsident Gelbke stellte ihm nach seinem [Tode]
das Zeugniß aus: „Haun ist gefallen als ein Opfer seines Eifers und s[einer]
Anstrengungen“.

Kurz vor seinem Tode, am 24. Februar 1801, hatte H. auch das [Werk]
vollendet, in dem seine pädagogischen Ansichten, Wünsche und Forderu[ngen]
niedergelegt waren. Es führte den Titel: „Allgemeiner Schulmethodus [oder]
praktische Anweisung für Aufseher und Lehrer niederer Schulen jeder Art,
auch für Privatlehrer, zur leichteren und nützlicheren Führung ihres A[mtes]
nach den mancherley Verrichtungen desselben, in Verbindung mit genau [dar]-
stellenden Tabellen“, Erfurt 1801. Die Vollendung des Druckes erlebt[e er]
nicht. Im „Schulrath an der Oder“ wurde Haun's Buch später mit [Un]-
recht einer sehr herben Kritik unterzogen und leider fand sich für dasselbe [kein]
Vertheidiger mehr.

Vermählt war H. seit dem 6. November 1783 mit der Tochter des L[and]-
kammerraths Möller, Dorothea Sophia Wilhelmine. Aus dieser Ehe gi[ngen]
sechs Kinder, zwei Söhne und vier Töchter, hervor, von denen jedoch die [beiden]
Söhne und eine Tochter noch vor, eine Tochter kurze Zeit nach dem Vater sta[rben].

Vgl. Dr. K. Kehr, II. Jahresbericht über d. Lehrerseminar zu G[otha]
1868. — A. Zeyß, Geschichte des Lehrerbildungswesens im Herzog[thum]
Gotha. 1880. — G. Reinhardt, Geschichte d. Marktes Gräfentonna. La[ngen]-
salza 1892, S. 351. — A. Beck, Ernst II., Herzog zu Gotha und A[lten]-
burg. Gotha 1854, S. 124.
M. Berbi[g].

Haupt: Friedrich H., hessischer Theologe. Einer aus Thüringen eingewanderten Familie entstammend, wurde H. am 3. October 1805 in König im hessischen Odenwald geboren. An der Universität Gießen, wo er der Burschenschaft beitrat, studirte er Theologie und war nach bestandenem Examen zunächst an der Weitershausen'schen Erziehungsanstalt in Darmstadt, von 1826—1830 an dem Progymnasium in Michelstadt als Lehrer thätig. Im J. 1830 folgte er einer Berufung als Vicar nach Queck bei Schlitz, 1832 einer solchen als Rector der Knabenschule zu Schlitz und zugleich als Pfarrer zu Frau-Rombach. Das Jahr 1835 führte ihn nach der Schweiz, wo er sich auf längere Zeit ganz dem Lehrberufe zuwandte. Nach kurzer Thätigkeit an der Secundarschule zu Andelfingen im Kanton Zürich (1835—36) und an der Kantonsschule zu Aarau (1836—37) wurde er 1837 als erster Lehrer und Stellvertreter des Directors an das Lehrerseminar des Kantons Zürich in Küßnacht berufen, 1840 als Oberlehrer der deutschen Sprache an die Kantonsschule zu Zürich. Von seiner rückhaltlosen Hingabe an den Lehrberuf, aber auch von Haupt's außergewöhnlicher didaktischer Begabung legen zahlreiche in Zürich verfaßte pädagogische Abhandlungen und Schriften Zeugniß ab. Wir nennen von ihnen die „Mustersammlung der Beredsamkeit“ (Aarau 1848), die „Weltgeschichte, nach Pestalozzi's Elementargrundsätzen und von christlicher Lebensanschauung aus bearbeitet“ (1. Aufl. Hildburghausen 1840; 2. Aufl. 1841), ferner die als „Elementarwerk für das Volk und seine Schule“ bezeichnete kürzer gefaßte „Weltgeschichte“ (Abthlg. 1 und 2, Zürich 1843) und deren Anhang: „Grundzüge der Staatsverfassungen der Schweiz, oder des Schweizerbürgers Rechte und Pflichten“ (Zürich 1843), die „Bibelkunde“ (Heft 1, Zürich 1839), endlich die von H. verfaßten Anthologieen „Deutsche Sprache und Literatur, christlichen Schulen und Familien gewidmet“ (Theil 1, Deutsche Poesie, Zürich 1860; 2. Aufl. 1865; Theil 2, Deutsche Prosa, 1841; 2. Aufl. 1865).

Im Frühjahr 1845 zog es ihn wieder in die Heimath und den geistlichen Beruf zurück. Elf Jahre lang bekleidete er das Pfarramt in dem Odenwalddörfchen Rimhorn, von 1856—1878 war er Pfarrer in dem nahe bei Bensheim gelegenen Gronau. Eifrig widmete er sich den Aufgaben seines neuen Amtes, fand dabei aber noch Muße, um eine ausführliche Geschichte seines Pfarrdorfes Rimhorn zu bearbeiten, aus der vor kurzem von J. Moser der den Volksaberglauben des Odenwalds behandelnder Abschnitt veröffentlicht worden ist (Zeitschrift f. Kulturgeschichte Bd. IV, 1897, S. 213 ff.). Der Armuth des Dörfchens wußte er erfolgreich durch Errichtung einer Flecht- und Strickschule zu steuern. Für Haupt's innere Entwicklung wurde es entscheidend, daß er sogleich bei seiner Rückkehr nach der Heimath dem damals noch sehr kleinen Kreise von hessischen Geistlichen sich anschloß, in welchem der Gegensatz gegen den Rationalismus des herrschenden kirchlichen Systems sich aufs schärfste ausprägte, und von dem die bis auf die Gegenwart wirksam gebliebene „kirchliche Erweckung“ in Hessen ausgegangen ist. In diesem Kreise, dessen Mittelpunkt die Conferenzen auf dem Sandhofe bei Frankfurt waren, und der sich später zu dem „Evangelisch-kirchlichen Verein des Großherzogthums Hessen“ erweiterte, nahm H. bald eine führende Stelle ein. Seinen ersten litterarischen Vorstoß gegen den Rationalismus und gegen die mit ihm eng verbundene officielle hessische Kirchenpolitik unternahm er mit seinen zwei Streitschriften „Theses Ruppianae“ (Frankf. a. M. 1846) und „Herr Rupp im hessischen Odenwald“ (Frankf. a. M. 1847), die die Ausschließung des freisinnigen Königsberger Divisionspfarrers Rupp aus dem Gustav-Adolf-Verein forderten und zugleich auf das entschiedenste für die rechtliche Gültigkeit

der Symbole in der Kirche eintraten. Als dann im März des Sturmj
1848 eine hessische Kirchenversammlung unter Professor Credner's Vorsi
Darmstadt zusammentrat und über die Einführung einer an das kirc
Bekenntniß nicht gebundenen demokratischen Synodalverfassung verhan
trat H. als Redner der positiv-kirchlichen Partei diesem Antrage aufs schä
allerdings erfolglos, entgegen. Auch die von der streng kirchlichen Parte
Herbst 1848 eingereichte Rechtsverwahrung gegen den Entwurf einer bekenn
losen Unionsverfassung hatte H. zum Verfasser. Von weittragender Bedeu
auch für die außerhessische kirchliche Entwicklung sollte der zuerst von H
faßte und der Sandhofsconferenz vorgetragene Plan einer Zusammenfa
aller auf dem Boden des Bekenntnisses stehenden Glieder der deutschen La
kirchen werden. Er führte zur Berufung des ersten deutschen evangel
Kirchentags in Wittenberg im September 1848, der zwar die beabsic
kirchliche Einigung nicht erreichte, aber infolge des Auftretens J. H. Wich
zum Ausgangspunkt einer ungemein raschen Verbreitung der Gedanken
Bestrebungen der innern Mission wurde, die nun wieder in H. einen
eifrigsten Vorkämpfer fanden. Die Stürme des Jahres 1849 hatten
zwischen H. auch zu politischer Bethätigung gedrängt. Anfänglich allein,
in Gemeinschaft mit Eichhorn und Schiller gab er den „Deutschen Volksfre
(Jahrg. 1849, 52 Nrn.) heraus, welcher den conservativen und positiv kirch
Standpunkt in der denkbar schroffsten Weise vertrat. Einer friedlicheren Th
keit finden wir H. in den folgenden Jahren zugewandt. Im J. 185
schien die erste Auflage seiner „Evangelischen Kirchenlieder nach alter L
und Singweise", eine später in vielen Auflagen verbreitete Sammlung
für die Wiederherstellung und Wiedereinbürgerung der fast verschollenen
Texte, für das Verständniß des rhythmischen Chorgesanges und für die l
gische Gestaltung der Gottesdienste bedeutungsvoll geworden ist. Im J.
folgte seine Ausgabe von Luther's kleinem Katechismus nebst Spruchbuch
es gleichfalls zu zahlreichen Ausgaben brachte und auch in nordamerikan
Gemeinden Verbreitung fand. In seinem „Evangelischen Seniorenbüch
(Darmst. 1851) trat er energisch für die Ausübung einer rigorosen Kir
zucht seitens der Kirchenältesten ein. Auch ein „Lesebuch für die de
Volksschule" (1. Aufl. 1853, 2. Aufl. Darmst. 1863) ließ er im Auftra
Evangelisch-kirchlichen Vereins erscheinen.

An den im Großherzogthum Hessen seit dem Jahre 1869 mit neuer H
keit entbrennenden kirchlichen Verfassungskämpfen sehen wir H. wieder
feurigsten Antheil nehmen. Die von der bekenntnißtreuen Geistlichkeit
hobenen Proteste gegen die von freisinniger Seite beantragte Synodalverfa
hatten großentheils H. zum Verfasser; mit drei anderen Gesinnungsgen
zusammen hat er ferner den „Verfassungsentwurf der evangelisch-luther
Kirche im Großherzogthum Hessen in ihrer conföderativen Verbindung mi
unirten und reformirten Bekenntnißkirche daselbst" (Frankf. 1869) ausgearb
Aber auch in einer Anzahl von Flugschriften hat er zum hessischen Verfassu
kampf das Wort ergriffen („Pro und contra über unser lutherisches
fassungspanier", Frankf. 1870; „Gedanken über die gegenwärtige Verfassu
krisis unserer lutherischen Kirche", Frankf. 1872; „Offener Brief an
Gesammtministerium des Großherzogth. Hessen, ein Synodalbedenken", Fr
1873), am streitbarsten aber in der Schrift über die „Grundstürzenden
thümer unserer Zeit in Bezug auf die Kirche und ihre Verfassung" (1.
Frankf. 1870; 2. Aufl. 1872). Auch mit dem Mainzer Bischof v. Ketteler
Haupt's Katechismus angegriffen, hat er damals eine Fehde ausgefo
(Hessisches Kirchenblatt Jahrg. 15, 1868, Nr. 18—20).

Mit Haupt's publicistischer Thätigkeit waren eifrige historische Studien über die kirchliche Verfassungsentwicklung Hand in Hand gegangen. Mehr und mehr bestärkten ihn diese Studien in der schon in zwei Jugendaufsätzen („Dr. M. Luther's Ansichten über Kirchenregiment" und „Die schottische Nationalkirche", in der Quartalschrift „Die christliche Kirche in der Idee", Jahrg. 1835) vertretenen Auffassung von den Schäden des damaligen Staatskirchenthums und der Nothwendigkeit einer Selbständigmachung der Kirche unter geistlichem Regimente durch Wiederherstellung des Episcopats. Sein historisches Werk „Der Episcopat der deutschen Reformation" (Heft 1 und 2, Erlangen u. Frankf. 1863—1866) sollte den Nachweis führen, daß die Reformatoren an keine andere Verfassung als an die bischöfliche gedacht hätten. Neben sehr entschiedener Gegnerschaft hat Haupt's These damals doch auch in weiten Kreisen theils bedingte, theils rückhaltlose Zustimmung gefunden. Nach der politischen Einigung Deutschlands unter preußischer Führung, für die er bereits 1867 in der Flugschrift „Der norddeutsche Bund und Süddeutschland" (2. Aufl. Berlin 1868) eingetreten war, hielt er die Zeit für die Verwirklichung seines Verfassungsideals für gekommen. In einer umfangreichen Denkschrift, einem „Offenen Brief an Se. Majestät den deutschen Kaiser Wilhelm I. und an die sämmtlichen Königlichen Majestäten und Fürstlichen Hoheiten des deutschen Reichs als Summepiscopi der deutschen evangelischen Kirche" (Frankf. a. M. 1871, auch abgedruckt in der 2. Aufl. der „Grundstürzenden Irrthümer unserer Zeit"), beantragte H. die Aufhebung des landesherrlichen Summepiscopats und die Wiederherstellung der „nach dem Evangelium geläuterten bischöflichen Verfassung, temperirt und gekräftigt durch Synoden und Presbyterien, unter Herstellung der bekenntnißmäßigen Organisation der Gemeinde". Der Appell blieb erfolglos, erfuhr aber in einer Streitschrift aus altlutherischem Lager „Wider Dr. Haupt" (Berlin 1871) heftigen Widerspruch. Trotzdem blieb H. seinem mit feuriger Begeisterung ergriffenen Verfassungsideale bis zu seinem Lebensende treu, wie unter anderem seine Aufsätze über „die amerikanische Episkopalkirche" (Volksblatt f. Stadt u. Land, hsg. v. Nathusius, Jahrg. 33, 1876, Nr. 6—15) und die Artikel des damals Fünfundachtzigjährigen über „die bischöfliche Frage und Kirche deutscher Reformation" (in Zöckler's Deutscher evangel. Kirchenzeitung, Jahrg. 4, 1890, Nr. 19 und 21) bekunden. Im J. 1878 trat H. in den Ruhestand und siedelte nach Gießen über, um seine Muße fortan vorwiegend liturgischen und kirchenmusikalischen Studien und Bestrebungen zu widmen. Sein liturgisches Reformprogramm, bei dessen Aufstellung er stark von anglikanischen Vorbildern beeinflußt war, legte er in der Schrift „Zur Reform des Deutsch-evangelischen Kirchengesangs" (Wiesbaden 1878) nieder. Durch sie, wie durch die von ihm 1884 begründete liturgisch-musikalische Conferenz hat H. nochmals bedeutsamen Antheil an der auf die Reform der Liturgie und des Kirchengesangs gerichteten Bewegung genommen. Im J. 1885 von der theologischen Facultät zu Gießen zum Ehrendoctor ernannt, arbeitete H. bis in seine letzten Tage in unverminderter jugendlicher Frische an einer bisher ungedruckt gebliebenen Darstellung der Verfassungsgeschichte der hessischen Kirche. Am 6. Januar 1891 ist der unermüdliche Kämpfer und Schriftsteller, dem die hessische Kirche die vielseitigste Förderung verdankt, im 86. Lebensjahre zu Gießen gestorben.

Vgl. Zöckler's Nekrolog in der Evangelischen Kirchenzeitung, Jahrg. 1891, Nr. 7, Sp. 117 ff. — Deutsche evangel. Kirchenzeitung, Jahrg. 1891, S. 27. — Allgem. evangel.-luther. Kirchenzeitung, Jahrg. 1891, Sp. 63. — C. Naumann, Festpredigt zu Haupt's 50jähr. Amtsjubiläum (Gießen 1880) sowie

dessen Nekrolog im Hessischen Kirchenblatt, Jahrg. 1891, S. 25 ff., ferner
das oben erwähnte nachgelassene verfassungsgeschichtliche Werk.

Herman Haupt.

Haupt: Karl August H., einer der trefflichsten Orgelvirtuosen, geboren
25. August 1810 zu Kuhnau bei Sagan in Schlesien, † am 4. Jul
91 zu Berlin, besuchte von 1824 bis 1827 das Gymnasium zu Sorau un
g darauf nach Berlin, um im Institut für Kirchenmusik sich in der Musi
zubilden. A. W. Bach war sein Lehrer im Orgelspiel und Bernh. Klei
der Theorie, später S. W. Dehn. 1831 trat er als Orgelvirtuose zun
en Male auf und erregte durch seine unfehlbare Technik bereits Aufsehen
32 erhielt er die Organistenstelle an der französischen Klosterkirche zu Berlin
35 an der Elisabethkirche, 1839 an der St. Nicolaikirche und endlich 184
h dem Tode seines genialen Freundes Thiele, an der Parochialkirche, w
auch zugleich das Glockenspiel zu spielen hatte. Hier gab er Jahr fü
hr zahlreiche Orgelconcerte vor einem geladenen Kreise Zuhörer. Haupt'
gelspiel beruhte hauptsächlich auf einer virtuosen Technik; von einem dyna
chen Vortrage, den man zu seiner Zeit der Orgel nicht zutraute, tro
zelner Stimmen, die öffentlich dafür eintraten, wollte H. nichts wissen
st die Einschnitte der Perioden verwischte er und wie ein brausendes Ur
euer zog der Tonsatz vorüber. Die ersten Anzeichen einer besseren G
nacksrichtung zeigten sich erst seit etwa 1890 und heute weiß man die Org
nso vortragsmäßig zu behandeln wie jedes andere Kunstinstrument. Al
n im J. 1854 in London für den Kristallpalast die Riesenorgel zu bau
bsichtigte, wurde H. neben Donaldson, Ouseley und Willis mit der Au
eitung der Disposition beauftragt. Nach dem Tode A. W. Bach's beri
der Minister 1869 zum Director des Instituts für Kirchenmusik, an de
schon einige Zeit als Lehrer angestellt war; damit war zugleich die Mi
edschaft des Senats der kgl. Akademie der Section für Musik verbunde
war auch ein großer Freund der Malerei und hatte sein Wohnzimmer vo
ßboden bis zur Decke mit trefflichen Oelbildern geschmückt; diesen Lux
nte er sich als Junggeselle erlauben, denn erst gegen 1870 verheirathete
mit einer wohlhabenden Dame. H. war von Charakter der echte gemüt
e Schlesier, als Lehrer milde, doch von zäher Ausdauer. Als Compon
H. nichts geleistet, das, was ihm die Lexika zuschreiben: Lieder und Org
cen, läßt sich nicht nachweisen und das Choralbuch, was er um 1840
Heften in Berlin bei Eßlinger herausgab, zeigt schon auf dem Titel d
es nur eine Zusammenstellung aus anderen Choralbüchern ist, denn
el lautet: „100 bekannte Choräle nach dem Choralbuche von J. S. B
W. Kühnau für Pianoforte nebst untergelegten Texten mit Rücksicht
Gebrauch bei häuslichen Andachtsübungen. Heft 1. 2". Whistling z
r in seinem Handbuche von 1828/29 ein Streichquartett und Clav
iationen von einem Haupt an und Hofmeister im Handbuche von 18
preußisches Volkslied für eine Singstimme mit Pianoforte, was
opold Haupt gezeichnet ist, doch gehören beide Anzeigen einem ande
upt an.

Lexika von Mendel-Reißmann und Riemann. — Ein sehr anerkenne
werther Art. v. Fritz Volbach in Leßmann's Allg. musik. Ztg. 1891, Nr. 30

Rob. Eitne

Haupt: Markus Theodor von H.*), geboren am 2. Februar 1
cht 1784). Seit Herausgabe der Biographie im 11. Band der A. D

*) Zu Bd. XI, S. 71 ff.

ist in der zweiten Auflage von Goedeke's „Grundriß" (1890) VII, 251 ff. mit einer kurzen biographischen Notiz und unter Bezugnahme auf eine größere Anzahl biographischer und Litteraturwerke eine neue Aufzählung seiner Schriften erschienen. Bezüglich seiner Lebensgeschichte ist zu ergänzen, daß von H. zwei Enkelinnen in Paris leben, von welchen die ältere Marie Guerrier de Haupt, officier de l'Académie française sich durch reiche schriftstellerische Thätigkeit, welche in dem periodisch erscheinenden Catalogue officiel de la Société des Gens de Lettres publicirt wird, einen rühmlichen Namen erworben hat. Außerdem findet sich in den „Mittheilungen des Vereins für Hamburgische Geschichte" Bd. VII, Nr. 6/7, S. 526 ff. ein Brief Haupt's vom Jahre 1813, welcher für die Zustände und Ereignisse in Hamburg vor dessen Belagerung und seine dortige Wirksamkeit von Interesse ist.

Was Haupt's Schriften anlangt, so ist zu berichtigen, daß die „Vorschule zum Studium griechischer Tragiker", welche wol zuerst in Scriba's Lexikon der hessischen Schriftsteller 1. Abth. 1831, S. 133 H. zugeschrieben wurde, den im J. 1799 geborenen Professor des Gymnasiums in Königsberg L. G. Haupt zum Verfasser hat (W. Pökel, Lexikon der philologischen Schriftsteller). Von Schriften und Beiträgen für Zeitschriften, welche in den bisher erschienenen Verzeichnissen noch nicht enthalten sind, wurden inzwischen noch bekannt und sind vom Unterzeichneten großentheils aufgefunden worden: 1) Miscellen für die neueste Weltkunde von Zschokke, Aarau 1809 Nr. 6 u. 7, S. 21 u. 26; Nr. 28 u. 29, S. 111 ff. u. 113 ff. 2) Großhzgl. hessischer Hofkalender 1810 der erste Theil der Zeitgeschichte von 1806—1808 und S. 330: Giulio und Bianca. 3) Orient oder Hamburger Morgenblatt 1811 Nr. 6, 13, 42, [illegible]; 1812 Nr. 154, 161/2, 164, 166/7, 169, 171, 176, 177/8; 1813 Nr. 16, [illegible], 30. 4) „Kritische Gallerie der Hamburger Bühne nach deren Uebernahme durch Schröder", 1812. 5) „Memoria i. S. Kölling gegen ihren Ehemann", Hamb. 1812. 6) „Vertheidigung des J. G. Pohlemann vor dem Kriegsgerichte", 1812. 7) „Hamburgs Schicksale", Tübingen 1814. 8) „Liebe und Vaterland", Schauspiel, 1815. 9) Bonald, Reflexion über das allgemeine Interesse Europas. Mit Noten. 1815. 10) „Kann England mit Napoleon Frieden schließen?" 1815. 11) „Ist es erlaubt einen Tyrannen zu tödten?" 1815. 12) Der deutsche Beobachter oder hanseatische Zeitung, Hamburg 1815 Nr. 9, 11, 12, 15, 17, 18, 31, 32, 44; 1816 Nr. 283—85. 13) „Heinrich von Navarra", Schauspiel, 1817. 14) Der niederrheinische Beobachter 1818, angezeigt im Intell.-Blatt Nr. 14, S. 54 zum Hamburger Morgenblatt. 15) „Die Elstern oder die Unschuld siegt", Lustspiel, 1819 in Frankfurt aufgeführt. 16) „Kriminalprozedur gegen den Küfer Hammacher aus [illegible]", Köln 1821. 17) „Kriminalprozedur gegen Alwitz wegen doppelten [illegible]mords", 1821. 18) Regierungsgeschichte der Bergischen Herzöge Wilhelm, Johann Wilhelm und der Herzogin Jakobe angekündigt in Haupt's „Jakobe Herzogin von Jülich", 1820, S. 125. 19) „Leben und Ende Napoleon's", Wiesbaden 1822. 20) Brewer, Vaterländische Chronik der preussischen Rheinprovinzen 1825, 5. Heft, S. 254/56. 21) „Hamburgs Umgebungen" (ohne Zeitangabe). 22) „Karl v. Eichenhorst", Drama o. Z.-A. 23) „Der Pilger", Romant. Schauspiel o. Z.-A. 24) Oratorien, Lieder und Märsche zu Compositionen von Almenräder, Anacker, Burgmüller, Casorti, Cattus, Diehl, Fürstenau, Paer (Oratorium Die Leiden Christi 1810), Panny, Rambour, Romberg, Rossini, Spohr und Spontini. 25) Deutsche Texte zu vielen französischen Liedern componirt von Adam, Aimon, Beauplan, Brugière, Chollet, Lagoanère, Reyts, Panseron, Plantade, Prilipp und Vogel meist 1830 bei B. Schott Söhne, Mainz, wie das meiste unter Ziffer 24.

Die Beiträge Haupt's für die in den verschiedenen Biographien u. s. w.

erwähnten Zeitschriften, soweit diese nicht von ihm selbst herausgegeben wurd finden sich a) Morgenblatt (Tübingen) 1808 Nr. 213 ff.; 1809 Nr. 21— 1810 Nr. 33—36; 1814 Nr. 201—3, 215/16, 231—38, 239; 240— 280—82; 1815 Nr. 110—12, 115—17, 207. b) Der Freimüthige Berlin 18 Nr. 23, 88, 113, 213; 1814 Nr. 229/30, 260/61; 1815 Nr. 25, 30/ c) Privilegirte gemeinnütz. Unterhaltungsblätter Hamburg 1811 Nr. 58 ff., 72/ 1813 Nr. 8/9. d) Die neue Biene Hamburg 1813 Nr. 3, 5, 7—11, 14, 16, e) Europäische Annalen 1814 II, 193 ff.; III, 133 ff., 272 ff., 404 ff.; 54 ff., 189 ff. 280 ff.; 1815 I, 90 ff., 159 ff., 333 ff.; II, 123 ff., 134 177 ff., 230 ff., 355 ff.; III, 90 ff., 112 ff., 161 ff.; IV, 60 ff., 129 ff., 214 251 ff., 257 ff. f) Dresdener Abendzeitung 1824 Nr. 113. g) Die Am Mainz 1827 Nr. 4, 5, 6, 8, 9, 12 u. 13; 1828 Nr. 12 u. 48. h) Hessi Blätter Darmstadt 1830 Nr. 1, 4, 9, 17, 18, 25, 28, 30 u. 34; 1831 Nr. 2, 14, 24, 51. v. Haupt

Haus: Jacques Joseph H., Strafrechtslehrer, entstammt einer gesehenen bairischen Familie, aus der mehrere Glieder höhere Unterrichts- u Staatsstellen bekleidet hatten. Geboren am 9. Januar 1796 zu Würzb als Sohn des damaligen Civilrechtslehrers Ernst August H., bestand er sc am 3. Januar 1814 das philosophische und mit der Dissertation „De v indole processus possessorii summariissimi“ am 26. April 1817 das ju stische Doctorexamen. Unter dem 27. August gl. Js. wurde er an die J. 1816 errichtete Universität Gent berufen, wo er nach und nach über wichtigeren Zweige der Jurisprudenz Collegien las. Sein erstes Werk „ menta doctrinae juris philosophicae, sive juris naturalis“, Gandavi 18 diente in Groningen und Utrecht als Leitfaden für rechtsphilosophische V lesungen; ihm schloß sich an „De summo imperio civium conventione dato“, ebd. 1828, beide Schriften auf Grundlage des Kantischen Syst Ihm, wie den zu jener Zeit berufenen Professoren Birnbaum (s. Ga Joh. Mich. Fr. B., Gießen 1878) und Warnkönig (s. A. D. B. XLI, gelang die Einführung der belgischen Jugend in die emporblühende de Rechtswissenschaft und die Verbindung mit französischer Jurisprudenz. S „Observations sur le projet de révision du Code pénal“, Gand 1 bis 36 (3 Bde.) machten auf ihn für die Vorarbeiten eines belgischen St gesetzbuchs aufmerksam. Er wurde dann auch neben Nypels u. A. 184 die Gesetzgebungscommission hierfür berufen. Die von ihm gelieferten beiten wurden den Kammern als „Exposé des motifs“ vorgelegt (Br 1850/51). Großen Beifall fand sein „Cours de droit criminel“, G 1857 (2. Aufl. 1861, 3. 1864), den er dann zu „Principes généraux droit pénal belge“, Gand 1869 (2. Aufl. 1874, 3. 1879) umarbei Diese Werke begründeten seinen europäischen Ruf als eines der her ragendsten Criminalisten. Gegenüber dem Franzosen Adolph Franck (pl sophie du droit pénal) trat er in seiner Rectoratsschrift „Du principe d piation considéré comme base de la loi pénale“, Gand 1866, auf erhoffte in seiner am weitesten verbreiteten Schrift „La peine de mort, passé, son présent, son avenir“, Gand 1867, wenn auch durchaus nicht principieller Gegner der Todesstrafe, für Belgien bei weiterer gedeihlicher wicklung die Möglichkeit der Beseitigung dieser Strafe. Im gleichen J feierte man ihn gelegentlich des 50jährigen Jubiläums der Universität gleich lange thätigen Lehrer des Straf- wie nach dem Tode von Mo († 1850) auch des Pandektenrechts. Wichtig ist seine weitere Arbeit pratique criminelle de Damhouder et les ordonnances de Philippe (Bull. de l'Acad. 2e série, tome XXXI, XXXII, 1871). Seit 1847 S

ied der belgischen Akademie und durch mehrfache Verleihung von Orden
sgezeichnet, versah er bis in das höchste Alter mit staunenswerther Rüstigkeit
n Amt, erst in den letzten Jahren durch Kränklichkeit daran einigermaßen
hindert. Wegen seines edlen Charakters, der sich auch in großer Selbstlosig=
t behufs Besserstellung jüngerer Docenten zeigte, in allen Kreisen hoch=
schätzt, verstarb er am 23. Februar 1881. Er hatte gewirkt, wie v. Holtzen=
rff bezeichnend sagte: „Lingua Gallorum, spiritu Germanorum“. — Einer
r vier Söhne aus glücklichster Ehe, Eduard, wie zwei der Brüder vor ihm
rstorben († 1875), ist der Verfasser des Werkes „Du droit privé qui régit
s étrangers en Belgique“, Gand 1874.

Nekrolog von J. J. Thonissen († am 17. Aug. 1891 zu Lüttich) mit
Bild und Schriftenverzeichniß im Annuaire de l'Acad. Royale de Belgique,
Brux. 1884, p. 185—215. — Mittermaier im „Gerichtssaal“ XIX, 84 ff.
— v. Holtzendorff in s. Strafrechtszeitung 1868, S. 102—108. — Ullmann
im „Gerichtssaal“ XXX, 551. — Rivier in der Revue de droit inter-
national XIII (1881), 214, auch II, 525, XI, 112—114. — Rivista
penale XIV, 5—9. — L. v. Bar, Handbuch des deutschen Strafrechts I
(1882), S. 271. — Warnkönig, Jurist. Encyklopädie, Erlangen 1853, S. 360.

A. Teichmann.

Hauschild: Wilhelm H., Historienmaler, geboren am 16. November
1827 zu Schlegel (Grafschaft Glatz in preuß. Schlesien), † am 14. Mai 1887
zu München. Der vielbegabte aufgeweckte Knabe wurde frühzeitig zur Weberei,
dem Handwerk des Vaters, bestimmt, fand aber bald, daß dieses eine zu bittere
Wurzel habe, und dachte daran, der trostlosen Lage der Seinen möglichst ab=
zuhelfen. Ueber dem Einschlagen der Dessins flimmerten ihm neue, andere
Bilder vor den Augen; sein Dichten und Trachten ging vom ewigen Weiß=
zeug zu farbigen Ornamenten über. Eines Tages endete er den schweren,
harten Kampf und verließ, kaum der Schule entwachsen, Fadenstuhl und
Webschiff und lief nach Frankenstein zum Decorationsmaler Krachwitz. Damit
war anfangs freilich noch nichts gewonnen, aber er konnte nun doch mit
Leimquast und Pinsel hantiren, Farben reiben, marmoriren, Stuccaturen
malen und echtes Gold auflegen: ein hübscher, verheißungsvoller Klimax!
In den benachbarten Kirchen und auf den Schlössern des Adels gab es vollauf
zu thun; nebenbei wurden auch Bilder gefirnißt und mit dem Muthe der
Jugend lustig restaurirt. Darüber schwoll natürlich der Wunsch, ganz der
Kunst und Malerei sich zuzuwenden. Losgesprochen und somit ein freier Ge=
selle, gings in die weite Welt auf die Wanderschaft, welche ihn im Zickzack
auch nach Salzburg brachte. Sein Sinn aber stand immerdar schon nach der
bayerischen Hauptstadt. Ein Freund empfahl ihn an den gerade im Chiemgau
weilenden wackeren Historienmaler Josef Holzmaier (geboren am 21. Novbr.
1809 zu Frauen=Chiemsee, † am 19. Decbr. 1859 zu München), welcher den
strebsamen Feuergeist nach München adressirte an den allen jungen Talenten
mit wirklich väterlicher Liebe entgegenkommenden Josef Schlotthauer (s. A. D. B.
XXXI, 554 ff.). Dieser erkannte die Begabung seines Clienten, lehrte ihn,
was er brauchte und brachte ihn dann zu Professor Philipp Foltz, wo H. in
das richtige Fahrwasser gerieth und in einen Kreis gleichgesinnter Genossen,
insgesammt mit schönen Kräften ausgerüstet, nach den höchsten Zielen
strebten. Da waren der geniale Eduard Schwoiser (geboren am 18. März
zu Brüsau in Mähren, † am 3. Septbr. 1902 zu München), welcher
gleichfalls erst kurz vorher in ähnlicher Weise aus dem Handwerk los=
gerungen hatte, dann der liebenswürdige W. Roegge (geboren am 28. April
zu Oster=Cappeln bei Osnabrück), der ganz historisch angelegte Fr.

Schwörer (s. A. D. B. XXXIII, 474), der vielseitige Philipp Sporrer
boren am 1. Mai 1829 zu Murnau, † am 30. Juli 1899 in München),
edle, feinfühlige Jos. Munsch (geboren am 4. Octbr. 1832 in Linz, †
28. Febr. 1896 in München), der unermüdliche Th. Pixis (geboren am 1.
1831 zu Kaiserslautern), dann Max Adamo (geboren am 3. Novbr. 183
München, † am 31. Decbr. 1901 ebenda), der damals schon wetteifernd
Karl Baumeister (geboren am 24. Jan. 1840 in Zwiefalten) die ernsten
rischen Stoffe erwählte, ferner der Architekturmaler Christian Jank (ge
am 14. Juli 1833 zu München, † ebenda am 25. Novbr. 1888), der
schon in der Blüthe seines Schaffens gestorbene Heinrich Spieß (s. A. D
XXXV, 179) und dessen noch mehr talentirter Bruder August Spieß
boren am 18. Jan. 1841), welch Letzterer, unmittelbar mit Schwoiser
H. dieselben Wege wandelte, alsbald dieselben Aufträge theilte und zu
jenigen Auserwählten zählt, welche die großartigen Pläne der Könige M
und Ludwig II. mit ihren werthvollen Schöpfungen am würdigsten realis
Schwoiser und H. waren von einer opferwilligen Ausdauer und einer stau
werthen Begeisterung erfüllt, die durch sich entgegenstemmende Hindernisse
zu neuer Kraftentfaltung gestählt wurde. Beide schreckten vor keiner,
auch demüthigenden Arbeit zurück; nach untrüglichen Proben ihres Ta
hielten sie es z. B. nicht unter ihrer Würde, einen ganzen Sommer zu
burg „Stuckatur und Marmor zu machen", um dadurch die Mittel zur
setzung ihrer Studien an der Akademie zu gewinnen! Und der von e
Energie geleitete Wille fand seine Belohnung! Eine figurenreiche Compo
Hauschild's, wie Moses die eherne Schlange aufrichtet, wurde durch W.
Kaulbach's Vermittelung dem König Friedrich Wilhelm IV. unterbr
welcher alsbald mit der Ausführung dieses überaus lebendig und dramatis
scenirten Stoffes den jungen Künstler betraute, der mit diesem seinem
lingswerke ein auch coloristisch tief durchdachtes Werk lieferte (1857).
folge davon erhielt H. zuerst zwei und dann noch weitere fünf Bilde
die historische Galerie des bairischen Nationalmuseums. Mit dem gr
Eifer ergriff H. seine hohen Aufgaben. Er schilderte den Bau der Re
burger Brücke unter Heinrich dem Stolzen (1135—46); die Eroberung
grads durch Max Emmanuel (1688) und die Gründung des Waisenhause
München durch Joh. Poppel (1742). Mit drei anderen Bildern, Erei
aus dem Leben Karl's XII. darstellend, ging H. auf das Gebiet der Schla
malerei über. Sie zeigen den berühmten Wittelsbacher, welcher als K
von Schweden eine so stürmische Rolle in der Weltgeschichte abspielte,
Sieger von Narva, in der Schlacht von Pultawa (mit zerschmettertem
auf einer offenen Sänfte getragen und von da herab seine Truppen anfeu
und in der berühmten „Löwenjagd" von Varnitza (1713). Dabei best
sich der Künstler selbstverständlich der bestmöglichen Treue mit Port
Uniformen, Fahnen, Waffen und Landschaft und gab zugleich eine Probe,
weit ein fleißiger Freskotier selbst in der Darstellung des kleinsten Bei
zu gehen vermag. Mit „Martin Behaims Meerfahrt" (1484) — das wa
doch mehr dankenswerthe Stoffe! — lieferte H. ein treffliches, ganz von
pischer Wärme durchglühtes Bild.

Obwol H. mit seinen eigenen Schöpfungen vollauf beschäftigt war,
er doch noch Zeit, einen schönen Zug collegialer Freundschaft auszuüben.
der vielversprechende Alois Vögele über dem Zeichnen eines Cartons (S
aus dem Leben des Kurfürsten Max Joseph III.) gestorben war, übern
H. (der nebenbei längst schon der stille Tröster seiner schlesischen Angehö
war) die Ausführung der ganzen Freske und überließ den vollen Betrag

Wittwe und dem Kinde seines Freundes. Gleiches hatte der edelmüthige Jos. Munsch den Relicten des Historienmalers Adam Huber (s. A. D. B. XIII, 228) erwiesen, eine Handlungsweise, welche das Herz des königlichen Auftraggebers mit wahrer Freude erfüllte (Karl v. Spruner, Die Wandbilder des Bayer. Nationalmuseums 1868, S. 389 ff. und 459). Die Bilderreihe im Nationalmuseum wurde, gewiß nicht mit Unrecht, verschieden beurtheilt, es unterlief sicherlich viel Mißlungenes; hätte aber das aus echt königlicher Intention hervorgegangene Unternehmen auch gar keine andere Folge gehabt, als die Kräfte einiger vordem kaum gekannten Kunstjünger zu reifen, wären daraus, um nur einige hervorzuheben, gar keine anderen Namen hervorgegangen als Schwoiser, Hauschild und Ferdinand Piloty, so müßte dieses Resultat schon als ein höchst günstiges und lohnendes bezeichnet werden. König Max II. übertrug an H. die Darstellung der „Kreuzigung Christi“ für den Bildercyklus aus der Weltgeschichte im Athenäum, hiebei bekundete sich Hauschild's Originalität und Tiefe des Gemüths. Im gleichen Sinne entstand die Bilderreihe für die vom Fürsten Stourdza zu Baden-Baden erbaute griechische Capelle, deren Wände mit streng stilisirten Fresken geziert wurden (photographirt von Böttger 1868 in 11 Blättern).

Nachdem H. auch einige Fresken für die Kirche zu Lichtenthal (bei Baden-Baden) vollendet hatte, ging er an eine längst gepflegte Idee „Christus mit Barrabas vor Pilatus“ in einer figurenreichen Composition, für deren Ausführung er große Verhältnisse plante, darzustellen. Die höchst dramatische, mit hinreißendem Affect durchdachte Scene, die leidenschaftlich tobenden Volkshaufen, die wuthentbrannte, urtheilslose Menge, der vom Sturm zur Nachgiebigkeit verleitete, rathlose Landpfleger und die im Dulden so großartige Leidensgestalt des Heilands, alles dazu unter freiem Himmel, mit dem Hintergrunde einer großen Architektur — es wäre eine Musterleistung ersten Ranges geworden (vgl. Lützow, Zeitschrift 1872 VII, 9). Da darauf keine Bestellung zur Ausführung in den gewünschten Dimensionen erfolgte, blieb das Ganze, zum stillen Schmerze des Malers, nur ein Project und eine, freilich sehr durchgebildete, von lebendigster Kraft und Phantasie sprudelnde Farbenskizze, welche heute für ein vollendetes Bild gelten könnte. Andere Arbeiten drängten sich dazwischen, insbesondere die Aufträge, womit König Ludwig II. den Maler bleibend in Thätigkeit nahm. Zuerst lieferte H. eine ganze Reihe von fast miniaturmäßig durchgebildeten Aquarellen, die als Vorlagen für die darnach in Jörres' Atelier ausgeführten Stickereien, wahre Nadelmalereien, dienten; zeigt nur einzelne Figürchen oder spielende Amoretten und Kindergruppen, in welchen H. ebensoviel Schönheit und Anmuth, wie Grazie und Leichtigkeit bewährte. Dann folgten Altarbilder für die Schloßcapelle in Berg und bald darauf große Plafondgemälde für den Linderhof und die Spiegelgalerie zu Herrenchiemsee. Noch größere Thätigkeit entfaltete H. in dem Schlosse Neuschwanstein. Erst malte er mit Schwoiser im sogen. Thorbau die fröhlichen „Episoden aus dem Leben der mittelalterlichen Reisigen“, dann an der östlichen Giebelfront die Bilder der Patrona Bavariae und des heil. Georg; Scenen aus dem Kreuzzug König Ludwig's IX. im dortigen Oratorium, ferner den ganzen Cyklus zu dem mittelhochdeutschen Epos „Lohengrin“ und im Vorplatz des dritten und vierten Stockwerkes die trefflichen Bilderreihen der Sigurd- und Gudrun-Sage (Edda). Besonderes Lob verdient dabei die geschickte Fügsamkeit, womit der Maler sich den Forderungen des Architekten unterzuordnen wußte und in der Wahl seiner Stoffe, den gebotenen Raumverhältnissen entsprechend, ohne Schädigung des Details, die Hauptmomente der Dichtung unterzubringen und zu gruppiren verstand.

Womöglich noch glücklicher und mit einem den Eintretenden geradezu überwältigenden Ernst und einer wirklich majestätisch wirkenden Ruhe gelang ihm unter den Neuschwansteiner Fresken die Ausschmückung des „Thronsaales". Die Anordnung desselben gab der hohe Bauherr selbst, während in allen übrigen Gemächern ein bisher ungenannter Kunst- und Litteraturhistoriker die Vorschläge für den Bilderschmuck aller Säle und jeder einzelnen Wand auszuarbeiten hatte. Wenn das imposante Schloß in seiner Grundidee der Verherrlichung der mittelhochdeutschen Dichtung, insbesondere der durch August Spieß so glücklich gestalteten Gral-Sage gewidmet ist, so überrascht hier, im seinem Gipfel- und Brennpunkte das Heiligthum dieses neuen Munsalvaesche, wie solches in voller Traumherrlichkeit nur ein echter, königlicher Dichter zu ersinnen vermochte.

Da der unermüdliche Bauherr, um seine Ideale baldmöglichst der Vollendung entgegenreifen zu lassen, nicht allein die Architekten, sondern auch die Bildhauer und Maler zu beflügelter Eile trieb, so mußte H., nachdem er für die Einheit der Composition durch eigenhändige Skizzen — diese gehen übrigens bei der sorgsamsten Ausführung alle weit über die mit diesem technischen Wortgebrauche heute übliche Vorstellung — gesorgt hatte, an mithelfende Hände die beschleunigte Ausführung der Arbeiten vertheilen. Während er selbst die großartigen Gestalten des über der Apsis thronenden Weltrichters mit den heiligen Königen seinem Pinsel vorbehielt, übernahmen bewährte Kräfte wie Julius Frank u. A. die sinnig angeordnete Bilderfolge der Seitenwände; es gelang im artistischen Wetteifer eine einheitliche Stimmung und Abrundung der imposanten, in ihrer Eigenart unvergleichlichen Schöpfung.

Während der Arbeit am letzten Bilde der Sigurd-Sage hatte H., der von frühester Jugend an geübt war, sicheren Trittes auf allen Gerüsten herumzuklettern, das Unglück, von einem solchen zu stürzen und außer einem gebrochenen Schulterblatt eine furchtbare Erschütterung zu erleiden. Während er sich äußerlich erholte, so zwar, daß auch die vorerwähnten Bilder des Thronsaales seiner Ausführung anvertraut werden konnten, faßte doch ein inneres Leiden Wurzel, das in eine heimtückisch schleichende Krankheit überging, welche H. mit größter Geduld und Ergebenheit ertrug, bis er am 14. Mai 1887 sanft entschlief. König Ludwig II. hatte ihn vielfach ausgezeichnet; H. war einer der ersten, welche die neue Goldene Medaille für Kunst und Wissenschaft erhielten; 1879 wurde ihm der Titel eines k. Akademie-Professors.

Das sind nur beiläufig die Grundzüge von Hauschild's Thätigkeit. Nebenbei schuf er eine nicht unerhebliche Anzahl von Bildern; darunter beispielsweise die heil. Hedwig (Herzogin von Schlesien und Polen), arme Waisenmädchen unterrichtend (Stich von Barfus). Einen von ihm gemalten „Kreuzweg" stiftete H. als Geschenk in die Kirche seiner Heimath. Altarbilder lieferte H. nach Erlstädt (bei Traunstein), nach Au (am Fuße des Etaler Berges) und Lauban in Schlesien. Angeregt durch einen Vortrag des Prof. Dr. Sepp über den Dionysos-Cult verstand sich H. zu einer von der Kritik verschieden beurtheilten „Bacchantin"; während die Einen das in schuldloser Lust hintanzende Mägdlein für eine zu harmlose Idylle erklärten, sahen die Andern in ihr unbegreiflicher Weise eine Grisette, wogegen sie in Lützow's Zeitschrift (1872, VII, 368) als eine farbenprächtige Gestalt voll sprudelnder Lebenslust vertheidigt wurde. Zu seinen früheren Leistungen gehörte auch „Die Poesie" nach Raphael, welche H. auf den Zwischenvorhang des Münchner Hoftheaters malte. Als das schöne und für diese Stelle vorzüglich passende Werk bei einer Aufführung des „Sommernachtstraumes" zum ersten Male

niederging, brach ein Dämchen auf die Bemerkung ihres Nachbars, daß dieses Bild die „Poesie“ von Raphael sei, mit großer Verwunderung in die theilnehmenden Worte aus: „Ja! Ist denn der gute Raphael so verarmt und heruntergekommen, daß er für das Theater malen muß?“ Lange Zeit war hier als Hauptvorhang Guido Reni's „Aurora“ beliebt gewesen. Pardon ob dieser Zwischenactsmusik! Auch im Gebiet der Landschaft (Mühle bei Prien) und mit niedlichen Genresachen befaßte sich H., dann aber auch als Schnitzer und Bildhauer. Er hätte ebenso als Ingenieur und Baumeister excellirt. In ihm steckte ein heimlicher Architekt, der zeitweise der Baulust die Zügel schießen ließ. So verwendete er den Ertrag seiner Museumsbilder, um gemeinsam mit seinem Freunde Joh. Marggraff ein eigenes Heim zu gründen, dessen Anrechte er jedoch wieder veräußerte, um eine Villa mit Gartenhaus bei Prien zu bauen; zuletzt erwarb er in München ein wohlgelegenes Haus, wo er wieder bauliche Veränderungen betrieb. In seinem Atelier standen immer Hobelbank und Drehscheibe nach eigener Construction, an welchen er mit allerlei Subtilitäten hantirte, drechselte und bosselte; da entstanden, seitdem er eine Tochter des vorgenannten Historienmalers Holzmaier geheirathet hatte (1862), nicht allein allerlei Kinderspielsachen für seine eigene heitere Jugend, Trillerpfeifchen und Vogelkäfige, Wasserräder, Stampfmühlen u. dgl., sondern insbesondere auch Räderuhren mit Schlag- und Spielwerken. Für sein Familiengrab ließ er sich nach einem alten Vorbild eine eigene Eisenconstruction schmieden mit einem ländlichen Reimspruch. Er barg ebenso wie sein Lehrer Ph. Foltz von Bingen in seinem Haupte eine staunenswerthe Fülle von Ingenium, welches vielleicht jeden Anderen zu heilloser Verzettelung verleitet hätte. Bei H. aber behielt der Künstler immer die Oberhand. Mit der wachsenden Menge der Arbeit schwoll seine Leistungsfähigkeit. Nie befand er sich wohler, als wenn die Bestellungen drängend über ihm zusammenschlugen, wobei der Künstler dann nicht allein die größte Gewissenhaftigkeit in Durchbildung und Ausführung bewahrte, sondern gleichsam zur geistigen Erfrischung noch andere Projecte und Compositionen erfand, welche seine unablässig sprudelnde Phantasie eingab.

Vgl. Beil. 166 d. Allgem. Ztg. v. 17. Juni 1887. — Kunstvereinsbericht f. 1887, S. 73. — Fr. v. Böttiche r, Malerwerke 1895. I, 472. — Luise v. Kobell, König Ludwig II. 1898, S. 306 ff.

Hyac. Holland.

Hauslab: Franz Ritter von H., k. k. Feldzeugmeister, einer steirischen Adelsfamilie entstammend, am 1. Februar 1798 in Wien als Sohn eines höheren Officiers geboren, trat, 11 Jahre alt, in die Ingenieurakademie ein, aus welcher er im J. 1815 als Fähnrich in das Infanterieregiment Nr. 2 ausgemustert wurde. Nachdem er noch den Feldzug des Jahres 1815 gegen Frankreich mitgemacht hatte, wurde H. im Mai 1816 dem Generalquartiermeisterstabe zugetheilt und vorerst bei der Militäraufnahme in Tirol und Vorarlberg verwendet. Schon seine im J. 1817 durchgeführte Aufnahme der Zillerthaler Gruppe erregte Bewunderung und lenkte die Aufmerksamkeit des Generalstabschefs auf ihn. Am 1. September 1819 zum Lieutenant im Geniecorps befördert, kam H. als Professor des Situationszeichnens und der Terrainlehre an die Ingenieurakademie in Wien. Hier lehrte er nun als erster in Oesterreich die früher nur in Frankreich bekannte, aber auch dort nur selten angewendete Methode der Bergzeichnung mit Horizontalschichten und Isohypsen und empfahl auch dem Marinedepartement des Hofkriegsrathes nachdrücklich die Aufnahme von Schichtenkarten für das adriatische Meer. Gleich nach seiner

Berufung zur Professur an der Ingenieurakademie wurde H. auch Mit
der Commission zur Prüfung der lithographischen Versuche des Erfinders
Steindruckkunst, Senefelder, nach welchem Verfahren schon 1825 ein vo
entworfener Situations-Zeichnungsschlüssel in Kreidemanier ausgeführt w
Im J. 1827 arbeitete H. an der geognostischen Aufnahme des Erzberges
Eisenerz in Steiermark, mußte jedoch diese Arbeit unterbrechen, da er
Escadre in die Levante commandirt wurde. Hierauf der Gesandtscha
Constantinopel zugetheilt, blieb H. in dieser Verwendung bis zum Jahre 1
und benutzte die Gelegenheit, um die morgenländischen Sprachen und die
hältnisse und Zustände im Orient zu studiren. Die gewonnenen neuen
schauungen und Erfahrungen ergänzte und vertiefte er nach seiner Rück
in die Heimath durch eifriges Studium an der Wiener Hochschule. In
Zeit fällt auch der Beginn der Anlage jener Privatbibliothek, Karten-, S
und Kunstsammlung, welche nach Anordnung und Reichhaltigkeit in Anbetr
der bescheidenen Mittel des Gründers ihres Gleichen sucht und die nach
Tode des Besitzers, leider erst, nachdem ein Theil veräußert worden war,
dem regierenden Fürsten Johann zu Liechtenstein erworben wurde. Nach W
zurückgekehrt übernahm H. wieder seinen früheren Posten als Professor an
Ingenieurakademie und setzte auch seine bereits früher begonnene Karte
Steiermark in zwölf Blättern fort. Im J. 1834 wurde H. dem Hofst
des Erzherzogs Karl zugetheilt und mit der Leitung des militärischen Un
richtes der Erzherzoge Albrecht, Karl Ferdinand und Friedrich betraut.
J. 1835 zum Major befördert, nachdem er acht Jahre früher Hauptma
geworden war, wurde H. dem Achmed Fethi Pascha als Dolmetsch zugethe
als dieser bei der Thronbesteigung Kaiser Ferdinand's die Glückwünsche d
Sultans überbrachte; zwei Jahre später wurde H. mit Geschenken des Kaise
an den Hof des Sultans Abdul Medschid entsendet, auch leitete er nach B
endigung dieser Mission den Unterricht von zehn nach Wien entsendeten tü
kischen Officieren, unter denen sich Abdul Kerim, der 1876 im serbisch
Kriege siegreiche General, der spätere Commandant der Donauarmee währe
des russisch-türkischen Krieges befand. Am 22. Mai 1840 zum Oberstlieutena
am 22. Februar 1844 zum Obersten befördert, leitete H. den Unterricht d
Erzherzogs Wilhelm, sowie den der Prinzen Heinrich und Friedrich von Bad
Ende 1843 aber wurde ihm auch die Leitung des Unterrichts in den A
tilleriewissenschaften des Erzherzogs Franz Josef und dessen Bruders,
Erzherzogs Maximilian anvertraut. Am 21. Juni 1848 zum Generalma
und Brigadier in Brünn befördert, kam H. schon am 30. August dessel
Jahres in gleicher Eigenschaft nach Wien und nahm theil an der Einnah
der Hauptstadt. Dann wirkte er als Präsident der Commission für den B
des Arsenals, welches nach den Plänen der Architekten van der Nüll u
Siccardsburg ursprünglich zur militärischen Beherrschung von Wien bestim
war. Am 4. Juni 1849 wurde H. zum Feldartilleriedirector der Armee
Ungarn ernannt und es gelang ihm durch geschickte Massenverwendung
Artillerie in den Ebenen Ungarns der kaiserlichen Armee das Uebergew
über das ungarische Heer zu verschaffen. Dadurch entschied er die ausschl
gebenden Kämpfe bei Szörög und Temesvár zu gunsten der kaiserlichen Waff
wofür ihm vom Ordenscapitel das Ritterkreuz des Maria Theresienord
zuerkannt wurde. Seinem Dazwischentreten ist es auch zu danken, daß
großer Theil der in die Türkei geflüchteten ungarischen Aufständischen
Waffen niederlegte und in die Heimath zurückkehrte, auch wußte er es b
Pascha von Widdin durchzusetzen, daß der Rest der Flüchtlinge jede Fei
seligkeit einstellen mußte und nach den asiatischen Provinzen gebracht wu

am 16. October 1849 rückte H. zum Feldmarschalllieutenant vor, am 2. December desselben Jahres wurde er zum Artilleriedivisionär in Wien, ein Jahr später zum Artilleriedirector der 1. Armee ernannt. Mit voller Kraft widmete er sich nun der Hebung dieser Waffe und nahm thätigsten Antheil an der Schaffung wichtiger und bedeutsamer Einrichtungen. Die Errichtung der Artillerieakademie, der Artillerieschulcompagnien, des Equitationsinstitutes, die Vergrößerung des Corps und die Umwandlung des gesammten Artilleriemateriales fallen in diese Zeit. Am 21. Januar 1852 wurde H. die Inhaberschaft des 2. und bei der Reuorganisirung im J. 1854 jene des 4. Artillerieregiments verliehen; nach der Pensionirung des FZM. v. Augustin folgte ihm H. als Generalartilleriedirector, 20. Decbr. 1858, in welcher Eigenschaft er während des Feldzuges von 1859 den Kaiser auf den italienischen Kriegsschauplatz begleitete. Am 8. December 1860 wurde H. zum Stadt- und Festungscommandanten von Prag ernannt, doch konnte er diesen Posten wegen Kränklichkeit nicht mehr antreten. Nachdem H. am 14. Februar 1861 mit dem Titel eines Feldzeugmeisters in den Ruhestand versetzt worden war, wurde er am 29. December 1865 wieder in den activen Dienst übernommen, zum wirklichen Feldzeugmeister und zum Präses der Centralcommission der militärwissenschaftlichen Comités und Anstalten ernannt und nach dem Feldzuge des Jahres 1866 auch in der Commission zur Durchführung der Heeresorganisation verwendet. In dieser Stellung erfolgte im J. 1867 seine Berufung in das Herrenhaus als lebenslängliches Mitglied und am 1. Mai 1868 seine Versetzung in den Ruhestand. H. starb am 11. Februar 1883 in Wien.

Acten des k. und k. Kriegs-Archivs. — Hirtenfeld, Maria Theresien-Orden. — Wurzbach, Lexikon d. Kaiserth. Oesterr. — Archiv f. d. Artillerie- u. Ingenieurofficiere d. deutschen Reichsheeres. Berlin 1883. — Mitthlgn. über Gegenstände d. Artillerie- u. Geniewesens, XIV. Jahrg. — Teuffenbach, Neues Illustrirtes vaterländisches Ehrenbuch, II. — Armeeblatt Nr. 8 vom 20. Febr. 1883. — Militär-Zeitung Nr. 13 v. 16. Febr. 1883. — Oesterreichisch-ungarische Wehrzeitung, Nr. 13 v. 14. Febr. 1883.

Criste.

Häusle: Johann Michael H., katholischer Theologe, geboren 1809 zu Satteins in Vorarlberg, † am 16. Januar 1867 zu Wien. Er wurde 1832 zum Priester geweiht, wurde Professor der Kirchengeschichte und des Kirchenrechts an der theologischen Diöcesan-Lehranstalt zu Brixen, am 28. December 1843 Director des höheren Weltpriester-Bildungsinstituts zu St. Augustin in Wien, dann auch k. k. Hofcaplan, später k. k. Oberhofcaplan und Hofceremoniar. 1848 wurde er Dr. theol. Als beständiger Notar des theologischen Doctoren-Collegiums der Wiener Universität trat er späterhin mit Eifer für den stiftungsgemäß katholischen Charakter der Universität ein, besonders in den Schriften: „Der katholische Charakter der Wiener Universität“ (Wien 1864) und: „Darf die Wiener Hochschule paritätisch werden?“ (Wien 1865). Mit J. Scheiner redigirte er 1850—1860 die „Zeitschrift für die gesammte katholische Theologie“ (Wien, 8 Bde.), die von seiner Hand verschiedene Artikel und Recensionen enthält. Außerdem ist seine Schrift zu nennen: „Ein nothwendiges Wort für die Reform der theologischen Studien in Oesterreich“ (Wien 1849; auch im Katholik 1849, Nr. 43—48, S. 169—191). Um das Zustandekommen der ersten Auflage des Kirchen-Lexikons von Wetzer und Welte (1847—1856) erwarb sich H. große Verdienste (vgl. P. A. M. Weiß, Benjamin Herder, Freiburg i. Br. 1889); dasselbe enthält von seiner Hand eine größere Anzahl von Artikeln kirchenhistorischen Inhalts, insbesondere die

durch ihren Umfang aus dem Rahmen eines lexikalischen Werkes herausfallen
auf 2 Bände vertheilte Arbeit: „Wien, Erzbisthum und Universität“ (Bd.
S. 963—1078; Bd. XII, S. 1257–1307).

Literarischer Handweiser 1867, Nr. 53, Sp. 122. — Wappler, Ge
der theol. Facultät d. Univ. Wien (Wien 1884), S. 337—341, 452.
Einige ergänzende biographische Daten verdanke ich der gütigen Mittheilu
des Hrn. Prof. Dr. P. Cölestin Wolfsgruber O. S. B. in Wien.

Lauchert.

Hautsch: Hans (Johann) H., Zirkelschmied aus der Lebergasse zu Nür
berg, einer der berühmtesten Mechaniker Deutschlands im 17. Jahrhunde
H. war 1595 zu Nürnberg geboren und starb dort 1670.

Das größte Verdienst hat H. als Erfinder des Windkessels an der Feu
spritze. Der berühmte Leibniz, der im Winter 1666—67 auf der Nür
bergischen Universität Altdorf promovirte, weist in seinem Briefwechsel m
Papin, dem Erfinder der Dampfmaschine, darauf hin, daß H. zuerst d
Windkessel an der Feuerspritze angebracht habe (vgl. E. Gerland, Leibnitze
und Huygens' Briefwechsel mit Papin. Berlin 1881, Briefe vom 17. J
1704 und 4. Febr. 1707). Ein Irrthum ist es, wenn Wagenseil (De ci
tate Noribergensi, p. 153) Georg H., den Sohn von Hans H., als Erfind
des Windkessels nennt. Die älteste Abbildung dieses wichtigen Appara
gibt Böckler in seinem Theatrum machinarum novum, Nürnb. 1661, Taf. 1
Begründete Ansprüche für die Priorität des römischen Ingenieurs Vitr
lassen sich nicht beibringen. Das von ihm gebrauchte Wort „catinus“ (
architectura X, 7) wird ein Ventilgehäuse gewesen sein. Ebensowenig
Anton Blatner (Platner) aus Augsburg Anspruch auf die Erfindung d
Windkessels an der Feuerspritze, wie dies z. B. Rühlmann in seiner Allge
Maschinenlehre (IV, S. 450) und Fiedler in der Geschichte der Feuerlös
anstalten, S. 66, annehmen. H. machte seine Erfindung am 1. Mai 16
bekannt.

Zu seiner Zeit bewunderte man sehr die mechanischen Wagen von
Angeblich wurden sie durch ein Federzugwerk (?) betrieben. Monath, Bu
händler zu Nürnberg beschreibt diese Wagen in seiner Chronik (vgl. Flugbl
im Germ. Museum Nürnberg; Harstöffer, Delic. mathem. 1651, Th.
Aufg. 11; Feldhaus im „Radtourist“, Mannheim 1903 und 1904 Congr
nummern). Auch ein mechanisches Figurenwerk, ein Haus mit 72 verschieder
Handwerken, fertigte er zwei Mal an. Der von H. erfundene metallene Str
glanz für Tapeten wurde von seinen Nachkommen noch bis Ende des 18. Ja
hunderts in Nürnberg angefertigt. Auch mit dem Problem des Luftschif
beschäftigte sich H. (Becker, Närrische Weißheit, 1682, 2, Nr. 42).

Doppelmayr, Von Nürnbergischen Künstlern, S. 301. — Beckma
Beyträge zur Geschichte der Erfindungen II, 594. — Busch, Handbuch
Erfindungen, 4. Aufl., Bd. IV, S. 262. Eisenach 1807. — T. Beck, B
träge z. Geschichte d. Maschinenbaues. — L. Beck, Geschichte d. Eisens
918. — Gerland u. Traumüller, Geschichte d. physikal. Experimentirku
1899, S. 214. — Glaser's Annalen Bd. XII, Heft 1, Nr. 133, 1883

F. M. Feldhaus.

Hayd: Heinrich H., katholischer Priester, Dr. theol. und Professor
Philosophie und Aesthetik am kgl. Lyceum zu Freising bei München,
geboren am 11. Januar 1829 zu München als einziger Sohn wohlhab
Schreinerseheleute. Von 1839 bis 1846 studirte er die Humaniora a
genannten alten Gymnasium seiner Vaterstadt, welches er mit „Auszeichn
verließ. Im Herbst 1846 bezog er die dortige Universität, um sich in ei

en Studium unter den Lehrern Fr. Baader, Jos. Görres, Schubert, Fallmerayer, Beckers und besonders Martin Deutinger der Philo- widmen, wozu H. nach den erlangten Zeugnissen „ganz vorzüglich war. Die bekannten politischen Wirren der 48er Jahre (magnae molitiones nach Hayd's Aufzeichnung) fielen in die Mitte dieses schnittes, hatten aber für den stets in Studium versenkten, zurück- Jüngling keinerlei Folgen. 1849 bis 1851 studirte H. an der- ochschule unter den Lehrern Haneberg, Permaneder, Reithmayr, Fuchs, ur (Döllinger war als Professor von August 1847 bis 1850 suspendirt) chem Eifer katholische Theologie, deren theoretische Seite er dann durch ähriges Praktikum im Priesterseminare zu Freising ergänzte und voll- Am 29. Juni 1852 wurde H. ebenda vom apostolischen Nuntius zum geweiht. Erzbischof von München war damals der dem 1846 ver- n Anselm v. Gebsattel succedirende Graf Karl August v. Reisach.

it ebenso reichen als gründlichen Kenntnissen ausgerüstet, trat H. 1852 55 in die praktische Seelsorge, welche er auf den Posten Bachendorf bei tein, Pang bei Rosenheim und Abens betrieb und zwar mit dem Eifer, wie vordem seine theoretischen Vorbereitungsstudien. Inzwischen ayd's Vater gestorben. Da meldete sich der Sohn nach München, wo Stelle eines Caplans an der Dreifaltigkeitskirche erhielt, welcher Stelle Jahre vorstand und bei der er seine philosophisch-theologischen Studien förderte, daß er am 4. August 1860 unter dem Decan M. Stadlbaur und dissertatio inaug.: „De doctrina Petri Abaelardi“ und der Augusti- quaestio inaug.: „De Christo incarnando etiam Adamo non peccante“ Doctor der Theologie promovirt wurde. 1860 erhielt H. die Stelle Ceremoniars an der Stiftskirche St. Cajetan zu München, womit der- 863 noch die eines Assistenten am kgl. Münzcabinet verband, um endlich rei Jahren plötzlich an das irdische Ziel seiner Wünsche zu gelangen. Mit ung des Philosophieprofessors am kgl. Lyceum zu Freising, des Herrn achim Sighart zum Domcapitular in München, war diese Stelle vacant it Allerh. Rescript vom 1. December 1866 dem Stiftsceremoniar H. Hayd nchen übertragen. Volle 25 Jahre, worunter wol die Hälfte Jahre des lichsten Leidens waren, versah der neue Professor sein Amt mit bei- er Hingabe, bis er, zuletzt einem unheilbaren Siechthume verfallen, am ril 1892 in Freising starb, wo er inmitten zahlreicher Amtsgenossen die seiner Asche gefunden hat.

. war eine durchaus speculative und kritische Natur, welche in den theo- n Fragen, s. Zt. unter Deutinger's Führung hauptsächlich discutirt, he Nahrung gefunden hat. Diese von Schelling ausgehenden Einflüsse sondere von dessen Philosophie der Offenbarung) wurden namentlich zu g der 60er Jahre durch Wilhelm Rosenkrantz in seiner „Wissenschaft des s“ ebenso scharfsinnig als gründlich und systematisch verarbeitet. H. sich sofort in den Dienst dieses umgestalteten Schellingianismus (schrieb für die A. D. B. XXIX, 209 eine Biographie W. Rosenkrantz') und alle seine Vorlesungen nach dem System Rosenkrantz' ein, womit der- einige seiner Hörer für ihr ganzes Leben begeistert hat, wogegen er an meisten Schwerverständigen gegenüber philosophischen Entwicklungen eine hmerzlich empfundene Schranke seiner Lehrthätigkeit gefunden hat. Nicht r stieß H. auch auf kirchlicher Seite wegen seines idealistischen Stand- ts, welcher ihm meist als bloß rationalistischer angekreidet worden ist, vielfachen Widerstand, obgleich H. seine Studien in Mitte der Scholastik t und darin gründlicher, als manche seiner Gegner sich umgesehen hat.

Insbesondere dürften H. an Kenntniß über Duns Scotus überhaupt Wenig
gleichkommen, wie sein schriftlicher Nachlaß darthun kann. Auch war H. phil
logisch tüchtig geschult, wie seine Uebersetzungen aus dem Griechischen un
Lateinischen beweisen; auch sind Hayd's poetische Versuche bei der Uebersetzun
der Psalmen und des Buches Job aller Anerkennung werth, wie er überhaup
als Schriftsteller stets einen klaren und schönen Stil verrieth. Persönlich wa
H. eine durchaus edle, reine, ideale Gestalt, wie er seinen Edelsinn denn auc
durch Hingabe seines gesammten Vermögens an Zwecke der Wohlthätigkei
(70 000 Mark schon zu Lebzeiten) gezeigt hat. Das Waisenhaus der Sta
Freising, deren Ehrenbürger H. geworden, ist seine Stiftung.

Seine Schriften sind folgende: „Das Buch Job im gereimten Versmaße"
München 1859; „Abälard und seine Lehre im Verhältniß zur Kirche und ihre
Dogma", Regensburg 1863 (Hayd's ausgearbeitete und erweiterte Doctorschrift
Im selben Jahre erschien — im Selbstverlag — die zierliche Uebersetzung
„Das Buch der Psalmen", ebenfalls gereimt. Theils noch aus der München
Zeit, jedoch der Mehrzahl nach aus seiner akademischen Lehrzeit in Freisin
somit von 1866—72, stammen sehr viele kritische Besprechungen philosophisch
und theologischer Werke in dem von Reusch herausgegebenen Bonner Theologisch
Litteraturblatt. Etwas früher schon erschien ein Artikel über Natur un
Uebernatur in der österreichischen Vierteljahrschrift f. kath. Theologie Bd. I
S. 19—48. 1871 und 1872 schrieb H. als Programme der Freising
Studienanstalten über „Die Principien alles Seienden bei Aristoteles un
den Scholastikern", eine gründliche und bündige Arbeit. 1875 erschien in d
Tübinger theol. Quartalschrift S. 628: „Verhältniß der Principienlehre z
positiv kirchlichen Theologie" (eine Auseinandersetzung über die Rosenkrantz'sc
Principienlehre, spec. der Theologie). Eine Reihe von Jahren, 1872—188
befaßte sich H. mit Uebersetzungen für die bei Kösel in Kempten erscheinen
Sammlung: „Bibliothek der Kirchenväter", die als gut brauchbar anerkannt sin
„Irenaeus, Adversus haereses", 2 Bde.; „Gregor von Nyssa, ausgewäh
Schriften", 2 Bde. 1877 und 1878 (auf ausdrücklichen Wunsch des Bisch
Daniel v. Haneberg in Speyer) „Des hl. Augustinus Tractatus in Joanne
(124 Serm.) in 2 Bdn.; 1879 des „Cyrillus von Alexandria ausgew. Schrift
besonders über die heilige und wesensgleiche Dreieinigkeit" (libr. VII), 1
1880 „Des Johannes Damascenus Glaubenslehre", 1 Bd. Sich wieder r
philosophischen Nebenarbeiten zuwendend, schrieb H. abermals 1887 als Fr
singer Studienprogramm: „Der freie Wille als tiefste Wurzel der menschlic
Persönlichkeit" (54 S.) und 1888 als Fortsetzung dieser Speculation: „We
und Ursprung der menschlichen Seele" (66 S.) Beide Schriften bekun
die gründlichste Denkweise, klare, schöne Darstellung und bündigste Bewe
führungen. 1890 gab H. in das philosophische Jahrbuch der Görres-Ges
schaft (in der Fuldaer Actiendruckerei erscheinend) Bd. III, S. 1—32 u
353—390 eine größere Abhandlung „Ueber Vereinbarkeit oder Unvereinbar
der wissenschaftlichen Forschung mit einem dogmatisch bestimmten, kirchli
Glaubensbekenntniß", worin manche von herkömmlichen Auffassungen verschied
Gedanken niedergelegt sind. Im gleichen Jahre publicirte H. in der jetzt
R. Falckenberg-Erlangen herausgegebenen „Zeitschrift f. Philosophie und ph
sophische Kritik", Bd. 97, S. 264—294 eine kurze, aber klare und sorgfäl
Darlegung von Dr. Wilhelm Rosenkrantz' Wissenschaft des Wissens (Mün
1866). — In das Bonner Theologische Literaturblatt lieferte H. bis 1
vierzehn größere Besprechungen, worunter die über Deutinger, Stand
gegenw. Philosophie; W. Rosenkrantz, Wissenschaft d. Wissens; Deutinger,

gleich Gottes; Pichler, Theologie des Leibnitz; Schneider, Unsterblichkeitslehre unter den Culturvölkern, besonders hervorragen.

Ueber H. gab Lycealrector Dr. Daller in Freising einen kurzen Nekrolog in das bereits erwähnte philos. Jahrbuch d. Görres-Gesellschaft, Jahrg. 1892, Bd. V, S. 495.

Hayd's handschriftlicher Nachlaß, welcher dem Berichterstatter testamentarisch zufiel, ist sehr reichlich und läßt auf unermüdliches und unablässiges Schaffen und Arbeiten schließen. Es ist, als ob H. alle seine Conceptionen ohne Ausnahme zu Papier hätte bringen wollen. Tagebücher, Gelegenheitsgedichte, historische Aufzeichnungen, ca. 250 druckfertige Predigten, Auszüge, theils wörtliche, theils sinngetreue namentlich aus dem Grenzgebiete von speculativer Philosophie und positiver Theologie, fertig geschriebene Collegienhefte über von ihm pflichtgemäß und frei vertretenen (wie Religions- und Rechtsphilosophie) Disciplinen in Menge. Ausdrücklich erwähnen wir die Arbeiten Hayd's aus Duns Scotus, weil diese jedem Scotus-Forscher ungemein fachdienlich sein können. In 10 engbeschriebenen und von ihm selbst gebundenen Quartbüchern liegen vor: „Controversiae theologiae inter Thomam et Scotum. Venetiis 1599 u. J. de Rada", 2 Bde.; „Montefortino: Summa Scotistica", 2 Bde.; „D. Scoti Quaestiones disputatae", 1 Bd.; „Des D. Scotus Sentenzen incl. der Quodlibetalia", 5 Bde. Wir erachten es als eine litterarische Pflicht, diese Sammelarbeiten über Duns Scotus s. Zt. einer öffentlichen Stelle zu freier Benutzung anzuvertrauen, da wir überzeugt sind, daß damit das schwierige Studium des dunklen, scharfsinnigen Scholastikers wesentlich erleichtert und zweckmäßig gefördert werden könne.

A. Koch.

Haydlauf: Sebastian H. (auch Haidlauf und Haidlauff), Weihbischof von Freising, geboren am 5. April 1539 zu Meßkirch in Schwaben (jetzt in Baden), † wahrscheinlich 1580 oder 1581. Er studirte Theologie in Ingolstadt, wurde daselbst 1562 Magister der Philosophie und der freien Künste und docirte Hebräisch und Griechisch. Später wurde er Licentiat der Theologie, 1563 Priester, einige Zeit Caplan bei St. Moritz in Ingolstadt, 1567 erster Stadtpfarrer daselbst (zu U. L. Frau, als solcher auch parochus academicus). Im Wintersemester 1568/69 war er zugleich Rector der Universität. Im Januar 1569 wurde er unter dem Bischof Ernst von Baiern zum Weihbischof von Freising ernannt, am 10. Februar 1570 von Papst Pius V. als Episcopus Dariensis i. p. i. und Suffragan von Freising bestätigt. Sicher hat er diese Würde bis gegen Ende 1579 bekleidet. Als Weihbischof von Freising und Domprediger tritt er zum letzten Mal auf am 3. November 1579 mit der Leichenpredigt auf Herzog Albrecht V. von Baiern, die ebenso wie eine lateinische Trauerrede auf denselben 1580 gedruckt wurde. Nachher kommt sein Name nicht mehr vor und 1581 erscheint ein Nachfolger an seiner Stelle. Es ist also zu vermuthen, daß er 1580 oder Anfang 1581 gestorben ist. Ein genaueres Datum ließ sich nicht feststellen. — Im Druck erschienen von H. die Schriften und Reden: „Oratio de concordia et harmonia SS. Romanae Ecclesiae, . . . recitata Ingolstadii, cum SS. Theologiae Baccalaureus crearetur" (gedruckt in: Valentin Rotmar, Tomus I Orationum Ingolstadiensium, Ingolstadii 1571, Bl. 145—155); „Ein Christliche Predig, vom Wüstgrewel (de abominatione desolationis) oder vom Antichrist, das ...lich der selbig nit bey den Catholischen, sunder bey den Sectischen ...lich gefunden werde" (Ingolstadt 1569); „Grundtlicher warhafftiger ...t inn drey vnd dreissig Conclusiones verfaßt, Wie das die ver... Euangelischen Predicanten, nit allein von der letsten, sonder

auch von der Ersten Römischen vnnd Apostolischen Kirchen seind a gefallen .... Hierinnen wirdt auch zum thail die vngründtlich widerlegu Jacobi Andree, warumb etlich von jnen widerumb zu vns getretten, mit ware vestem grund widerlegt" (Ingolstadt 1569; gegen die 1568 von Andreä Tübingen veröffentlichte Streitschrift); „Gewisse, warhafftige newe zeitu Von der Augspurgerischen Confession verwandten Predicanten, new angericht ainigkait" (München 1572; ebenfalls gegen Andreä); „Der Augspurgerisch Confession, vnd diser verwandten Predicanten, jetziger newer Grundtfe Bestendigkait vnd Ainigkait" (München 1573; eine bedeutend erweiterte u vermehrte Neubearbeitung der vorigen Schrift); „Leichpredig am tag der B grebnuß Weylund des Durchleuchtigen, Hochgebornen Fürsten vnnd Herr Herrn Albrechten Pfaltzgrauen bey Rhein, Hertzog in Obern vnd Nide Bayern, 2c. Zu Freysing im hohen Thumbstifft gehalten den 3. Nouembr des 79. Jars" (München 1580); „Oratio lugubris in placidissimam Ser nissimi Boiorum Principis Alberti, etc. analysin" (München 1580).

Kobolt, Baierisches Gelehrten-Lexikon (Landshut 1795), S. 310 f Ergänzungen u. Berichtigungen zum Baier. Gelehrten-Lexikon (ebd. 1824 S. 143 f. — [Frhr. v. Bugniet,] Versuch einer Reihe Hochfürstlich-Hoc stift-Freysingischer Suffragan-Bischöfen u. General-Vikarien (Freysing 1799 S. 31 f. — Litteraturzeitung f. katholische Religionslehrer, herausg. v Mastiaux, 12. Jahrg. 1821, Bd. II, 402 f. — F. Lauchert, Der Freising Weihbischof Sebastian Haydlauf u. s. Schriften; im Histor. Jahrbuch 190

Lauchert.

Hebra: Ferdinand Ritter von H., in Wien, der berühmte Dermatolo am 7. September 1816 in Brünn geboren und am 5. August 1880 in Wi gestorben, studirte und promovirte am letztgenannten Orte 1841, war zunäch einige Monate lang Assistent an der Lehrkanzel für Staatsarzneikunde, tr dann als Aspirant und später als Secundararzt an die Abtheilung für Bru kranke über unter Skoda und lenkte hier seine Aufmerksamkeit besonders a die Hautkrankheiten, deren Studium fortab seine Lebensaufgabe wurde. E gelang ihm durch eine Reihe von schriftstellerischen Leistungen und wesentliche Neuerungen das Gebiet der Dermatologie derartig zu erweitern und umzu gestalten, daß es durch seinen Einfluß zum Rang einer Specialdisciplin m einem eigenen Lehrer erhoben wurde. Es wurde für die Hautkranken ei selbständige Abtheilung 1845 gebildet und an die Spitze derselben H. gestell seit 1849 als außerordentlicher, seit 1869 als ordentlicher Professor. Die Stellung behielt H. bis zu seinem Lebensende. Durch Lehrcurse in seine Fach, die er bereits 1842 zu halten begonnen hatte, wurde er das Hau einer Schule, deren Vertreterzahl unübersehbar ist. Es ist sein Verdienst, Dermatologie, die vor ihm kaum besondere Beachtung und eine wissenschaftli Bearbeitung nur in vereinzelten Versuchen erfahren hatte, allgemeine Geltu als einer den übrigen Fächern der Medicin durchaus ebenbürtigen Discip verschafft zu haben. Ausgestattet mit genialer Beobachtungsgabe gelangte dank einem relativ reichhaltigen Material dazu, für eine größere Zahl kannter Krankheiten den typischen Verlauf zu beschreiben, verschiedene n Krankheitsbilder zu differenziren, Verlauf und Merkmale in präcisester W und in classischer Sprache festzusetzen und vor allem, was sein Hauptverdi ist, die alte humoral-pathologische Auffassung zu beseitigen und an Stelle sogen. Dyscrasie die Ursachen der Hautkrankheiten in einer Reihe von ande meist äußeren Factoren experimentell nachzuweisen und demgemäß die Ther wesentlich zu ändern bezw. zu bessern. Auch das von ihm in seinem „Ver einer auf pathologische Anatomie gegründeten Eintheilung der Hautkrankheit

(1845) niedergelegte, rationell wissenschaftliche System der Dermatologie fand den Beifall der Zeitgenossen und ist auch gegenwärtig mit geringen Modificationen gültig. 1856 begann H. die (1876 vollendete) Herausgabe eines prächtig ausgestatteten „Atlas für Hautkrankheiten", eines Werks von bleibendem und heute noch anerkanntem Werth. Zum großen von Virchow herausgegebenen „Handbuch der speciellen Pathologie und Therapie" lieferte H. 1860 den dermatologischen Beitrag u. d. T.: „Acute Exantheme und Hautkrankheiten". — Auch unternahm H. mehrere große Studienreisen, so u. a. 1852 nach Norwegen zur Erforschung der Lepra. Eine sehr eingehende Würdigung der Bedeutung und Leistungen Hebra's stammt von Caspary im Biogr. Lex. herv. Aerzte hsg. von A. Hirsch III, 97. Auf diese Quelle sei hiermit verwiesen.

Pagel.

Heckenast: Gustav H., Buchhändler und namhafter deutscher Verleger in Ungarn, wurde am 2. September 1811 als Sohn des deutschen Seelsorgers der dortigen evangelischen Gemeinde in Kaschau geboren und erhielt die erste Ausbildung an den Schulen seiner Vaterstadt, die weitere an dem evangelischen Collegium in Eperies; leider erlaubten die beschränkten Mittel seines Vaters es nicht, den wißbegierigen Jüngling eine Universität beziehen zu lassen. Er wurde für den Kaufmannsstand bestimmt und kam zunächst in Eperies zu einem Spezereihändler in die Lehre. Als im J. 1826 Otto Wigand eine Buchhandlung in Pest begründete, trat H., welchem dieser Zweig des Kaufmannsstandes viel mehr zusagte, in dessen Geschäft und Wigand wurde der Lehrmeister Heckenast's in dem neuen Berufszweige. Aus politischen Gründen — nach Andern infolge der Einschmuggelung polizeilich verbotener Bücher — mußte Wigand plötzlich 1832 aus dem Lande flüchten und übergab die Buchhandlung an den jugendlichen H. Schon im J. 1834 wurde die Buchhandlung ganz und selbständig auf Gustav H. übertragen, der zunächst als Sortimenter eine außergewöhnliche Thätigkeit entwickelte. Durch Umsicht und überaus praktischen Betrieb brachte H. das Geschäft zu solcher Blüthe, wie sich deren kein Buchhändler Ungarns rühmen konnte. Er begründete auch ein wissenschaftliches Antiquariat und stand mit dem Buchhandel Deutschlands, namentlich Leipzigs, in engster Verbindung. H. war es auch, der ein bibliographisches ungarisches Fachblatt ins Leben rief, welches den gesammten Buchhandel Ungarns und Siebenbürgens ins Auge faßte und förderte. Gleichzeitig verkehrte H. schon damals mit den ersten litterarischen und politischen Celebritäten Ungarns, von 1836 an war er Mitglied des Leipziger Börsenvereins für den Buchhandel. Bei der durch den Eisgang der Donau im J. 1838 über ganz Pest hereingebrochenen großen Ueberschwemmung erlitt er, da die Bücher in seinem Geschäfte vom Wasser beschädigt wurden, große Verluste, er selbst konnte sein Leben nur durch eilige Flucht ins erste Stockwerk des Hauses und von dort in einem Boote retten. Das Entgegenkommen der Leipziger Buchhändler, welche ihm die Rücksendung der beschädigten unverkauften Bücher ohne Verrechnung erließen, bewahrte H. vor allzugroßem Schaden. Seine Beliebtheit in ungarischen Schriftstellerkreisen erweist das von Baron Josef Eötvös im Verein mit zahlreichen Dichtern und Schriftstellern herausgegebene „Ueberschwemmungsbuch" (Arvizkönyv), dessen Erträgniß zu seinen Gunsten bestimmt wurde. H. begründete im J. 1839 eine Leihbibliothek nach deutschem Muster und führte sein Sortiment bis 1847 weiter fort, übergab dasselbe aber im genannten Jahre seinem bisherigen Mitarbeiter Karl Edelmann.

Schon im J. 1841 war H. mit dem Buchdrucker Landerer als Verleger in Verbindung getreten und begann seitdem eine immer bedeutendere Verlagsthätigkeit. Er wurde in dieser Beziehung ein großer Förderer des zu jener

Zeit noch in den Windeln liegenden ungarischen Verlagsbuchhandels und dar der Litteratur und Cultur im Lande. An dieser Stelle ist aber insbesond seiner Verlegerthätigkeit, die sich deutschen Büchern zuwandte, zu gedenk Vorläufig sei bemerkt, daß H. neben einer Zahl volksbildender Zeitschriften ungarischer Sprache und zahlreichen Ausgaben damaliger hervorragender ung rischer Schriftsteller schon seit 1841 mit bedeutenden bald berühmt geworden deutsch-österreichischen Dichtern, unter denen Adalbert Stifter obenan ste in Verbindung getreten war und Werke von denselben in schöner und correct Ausstattung verlegte. Bevor noch diese Verlegerthätigkeit Heckenast's z Besprechung gelangt, sei des äußeren Lebens und der übrigen geschäftlich Thätigkeit dieses auf dem Gebiete des Buchhandels so hervorragenden Mann gedacht. Seitdem er sich mit dem Buchdruckereibesitzer Landerer verband, er stand die Firma „Landerer & Heckenast", die alten Pressen Landerer's wurd nun gegen neue Schnellpressen vertauscht und diese später für Dampfbetri eingerichtet. Im J. 1848 erschienen darauf gedruckt die ersten censurfrei Schriften in Ungarn. 1854 starb Landerer, die Firma blieb noch eine Re von Jahren aufrecht, im J. 1863 übernahm H. die Druckerei auf eige Rechnung. Seit 1844 hatte er aber auch noch ein drittes Geschäft unter d Firma „Verlags-Magazin in Pest und Leipzig" gegründet, welches er m seinem Freunde A. K. Händel betrieb, der es im J. 1847 auch ganz üb nahm. Mit 1. April 1873 verkaufte H. sein zu hoher Blüthe gelang Verlagsgeschäft an die Pester Actiengesellschaft Franklin, führte daselbst n einige Zeit die Leitung, schied aber 1874 vollständig aus und zog sich in s erbautes bequemes Haus nach Preßburg zurück. Einen Rest von 180 Wer seines Verlages hatte er sich bei dem erwähnten Verkaufe aber noch reserv mit diesen etablirte er sich als Verleger in Preßburg unter der Firma „Gus Heckenast Verlags-Comptoir in Preßburg und Leipzig", welche bis zu Heckenas Tode bestand. Er hatte wol die Absicht den Verlag ganz aufzugeben, da arbeitsmüde und kränklich wurde und sich ein großes Vermögen durch rastlo Fleiß und energische Thätigkeit erworben hatte. Da überfiel ihn im Frühja 1878 ein Herzleiden, welchem der strebsame Mann am 12. April 1878 Preßburg erlag.

H. war vier Mal verheirathet. Seine erste Ehe mit der Tochter d Leipziger Verlagsbuchhändlers Otto Wigand wurde gelöst, die zweite Fr starb bald nachdem er sich neuerlich vermählt hatte, ebenso währte die dri eingegangene Ehe nicht lange, denn auch diese wurde getrennt. Im J. 18 heirathete H. wieder und lebte glücklich mit seiner Gattin bis zum Tode.

Es erscheint, um nur die Bedeutung Heckenast's für das litterarische Leb eingehender festzustellen, nothwendig seiner Verlagsthätigkeit zu gedenken. D bei ist freilich an dieser Stelle abzusehen von der reichen Thätigkeit in die Beziehung, welche er der eigentlichen ungarischen Litteratur seiner Heima zuwandte. Er hat die hervorragendsten zeitgenössischen Werke ungarisch Nationallitteratur auf den Büchermarkt gebracht, bemerkenswerthe ung rische Zeitschriften und lexikalische Werke begründet, blieb selbst der Pol in seinem Vaterlande als Verleger nicht fremd und kann daher gewissermaß der Reorganisator des ungarischen Verlagsbuchhandels genannt werden. derselben Weise aber wandte sich der feingebildete kenntnißreiche Mann den vierziger Jahren des 19. Jahrhunderts der deutschen Litteratur zu. Ni nur daß er von ungarischen Dichtungen Uebersetzungen ins Deutsche, so den Dichtern Petöfi, Arany, Kisfaludi, Josika (sämmtliche Werke dieses a gezeichneten Romanciers) und Anderen, sowie historische und litterarhistori Werke Ungarn betreffend von Toldy, Horvath rc. in deutscher Sprache sei

age einverleibte, sondern auch eine ganze Reihe der bedeutendsten namentlich chösterreichischen Dichter und Schriftsteller erschienen durch ihn in die entlichkeit eingeführt. Es seien von diesen hier erwähnt: die Gedichte und ellen von Betty Paoli, die Dramen von S. H. Mosenthal, Novellensamm=gen von F. Stelzhamer, Deinhardstein, Ernst Ritter, Tschabuschnigg, Tesche und R. Hirsch. Auch Erzählungen und Novellen von Fr. Hebbel, Schücking und August Becker sind bei H. erschienen, ebenso verschiedene amlungen von Gedichten, darunter solche in der österreichischen Volks=idart wie z. B. die durch Adalbert Stifter eingeleiteten Gedichte von Anton rtner. Aus der späteren Zeit seiner Verlagsthätigkeit liegen vor die frei=ßlichen Schriften von Julius Pederzani, die eigenartigen Novellen und dere Schriften von E. M. Vacano. Selbst religiöse deutsche Werke umfaßte Verlag, so insbesondere die Erbauungsbücher von J. S. Albach. Auch den wir die merkwürdige Reisende Ida Pfeiffer und den berühmten Orienta=en Hermann Vámbéry durch hervorragende Reisewerke vertreten. Hierzu mmt eine reiche Zahl deutscher, ungarischer, französischer, italienischer und lischer Wörterbücher und Grammatiken, das von den besten Künstlern reich strirte Prachtwerk Eduard Duller's über Erzherzog Karl, Bilderwerke des gezeichneten Malers J. N. Geiger sowie auch vorzügliche Einzelporträts Beethoven, Grillparzer, Adalbert Stifter u. A., die in seinem Kunst=lag erschienen sind. Selbst auf musikalischem Gebiete war H. verlegerisch ig, indem er namentlich Robert Volkmann's geistvolle Compositionen von 26—75 in seinen Verlag aufnahm.

Die allerbedeutendsten der von H. verlegten Dichtwerke aber sind jene fter's und Rosegger's. Zu beiden Poeten stand der für echte Poesie so isterte Mann auch in persönlichen freundschaftlichen Beziehungen. Zunächst es Adalbert Stifter, dessen Werke ohne Ausnahme in Heckenast's Ver=erschienen sind. Im J. 1839 begründete H. das überaus feinsinnig an=te Taschenbuch „Iris“, dessen Herausgabe Joh. Graf Majlath über=men hatte und das, wie gleich von vornherein erwähnt werde, bis zum r 1849 in ununterbrochener Folge herausgegeben worden ist. Schon im 840 wurde der Verleger auf die ersten in Zeitschriften erschienenen Publi=nen Stifter's aufmerksam und es entspann sich nun ein Verkehr zwischen Verleger und dem Dichter, welcher zunächst die Aufnahme der schönsten e Stifter's in der „Iris“ zur Folge hatte, dabei aber ein Freundschafts=ltniß der Beiden begründete, das weit über die freundlichen geschäft=Beziehungen zwischen Autor und Verleger hinausging und sich am ten in den Beriefen Stifter's an H. in seiner ganzen Entwicklung zeigt. Briefe, abgedruckt in der Sammlung: „Briefe von Adalbert Stifter“ e., 1869), sind ein schönes Denkmal wahrer Freundschaft, wie es in der chen Litteratur nicht oft vorgekommen und werfen auch auf den Charakter Adressaten das schönste und hellste Licht. Stifter's Briefe beweisen die nahme des ihm immer inniger befreundeten Verlegers in allen Lebens=Familienschicksalen des Dichters, welche Theilnahme auch der Dichter herzlich wahr erwidert, dem feinsinnigen Freunde H. gegenüber bespricht Stifter lerische, ästhetische, religiöse und andere Fragen in seinen Schreiben, und ersieht daraus wie er das Urtheil und den Geschmack Heckenast's hoch=und gar häufig über die zünftige Kritik stellt. „Sie gehören nach meinen wistern zu den nächsten in unseren Gefühlen“ schreibt er zugleich im en seiner Gattin an den Verleger und macht ihn mit jedem freudigen auch mit jedem traurigen Ereignisse, das den vom Schicksale anfangs g begünstigten Dichter betroffen, bekannt. H. anderseits gibt sich als der

zarteste, mitfühlende, hochherzige, oft geradezu aufopfernde Freund, als Schütz des Poeten, als Mann, der, wenn auch oft kein pecuniärer Gewinn in Be tracht kommt, sich stets hülfsbereit und entgegenkommend bei der Herausgab der Schriften seines Freundes zeigt. Wenige Jahre, nachdem „Der Hoch wald", jene Perle der novellistischen Stücke Stifter's in der „Iris" erschiene war, begann der eifrige Verleger in Verbindung mit Stifter die ersten Bän der berühmten „Studien" herauszugeben, welche von 1844—1850 in Heckenast' Verlage mit den prächtigen Vignetten Geiger's, von Axmann gestochen, i 6 Bänden erschienen. Von da an ist eine Reihe von Auflagen der „Studien in verschiedenen Ausgaben von H. edirt worden, namentlich auch die zierliche Miniaturausgaben einzelner, besonders trefflicher Novellen aus denselben, wi „Der Hochwald", „Die Narrenburg", „Der Hagestolz" 2c. Es erschiene weiter die „Bunten Steine", die mehrbändige Erzählung „Der Nachsommer der historische Roman „Witiko" aus Stifter's Feder im Verlage Heckenast'. Alle diese Werke waren mit ähnlichen, aufs feinste ausgeführten gestochene Vignetten von Geiger's Meisterhand versehen und H. setzte überhaupt ei Ehre darein, den Werken Stifter's eine glänzende Ausstattung zu geben. Na des Dichters 1868 erfolgtem Tode noch sicherte H. der Wittwe ein namhaft Honorar durch die Ausgabe der oben erwähnten „Briefe" und der „E zählungen" aus dem Nachlasse, auch darin den Edelsinn des Freundes kundend, welcher über das Grab hinausreichte.

Der zweite besonders hervorragende österreichische Dichter, den H. du seinen Verlag und liebenswürdiges Entgegenkommen am Anfange seiner lit rarischen Laufbahn förderte, war Peter Rosegger. Er schrieb an ihn schönen Worte: „Meinem Gemüthe thut es wahrlich wohl, gleichsam e Nachfolge und einen Ersatz zu finden für das innige Verhältniß, welches m mit Adalbert Stifter bis zu seinem Tode verband, indem ein junger Ge der in dieselben Bahnen lenkt, ein jugendlich frisches Gemüth, das in glei Tiefe dichterisch erglüht und ein Herz, das in gleicher Güte und Reinheit die edelsten Güter der Menschen strebt, sich mir erschließt". Kurz nachdem ersten Dichtungen Rosegger's erschienen waren, zu Anfang der siebzi Jahre, hatte sich H. Rosegger als Verleger angeboten und die „Geschichten a Steiermark" waren das erste Werk, welches 1871 in Heckenast's Verlage Pest erschien. Es folgte nun eine Reihe von Schriften des immer hö strebenden und zu immer größerer Bedeutung gelangenden Poeten aus Steiermark, unter denen das besonders berühmt gewordene Buch: „ Schriften des Waldschulmeisters" (1875) hauptsächlich hervorgehoben sei. Gedanke Heckenast's war es auch, welcher in dem eigenartigen Kalender „ neue Jahr" verwirklicht wurde, dessen Redaction ebenfalls Rosegger überna der selbst daran als eifriger Mitarbeiter wirkte. Von diesem echt volksthü lichen und ganz den Geist seines Leiters athmenden Kalenderunternehmen von 1872 an zehn Jahrgänge erschienen. Rosegger selbst hat dem edlen M und Verleger in seinem Buche: „Mein Weltleben" unter dem Titel „M Verleger" ein schönes litterarisches Denkmal errichtet. Wie H. dachte und Rosegger gegenüber brieflich öfter äußerte, davon möge auch die nachfolge Briefstelle an den Letzteren Zeugniß ablegen: „Wie möchte ich Ihnen Freundschaft die Hand drücken, da ich immer wieder erfahre, daß Sie ir höchsten und reinsten Regionen der Dichtkunst gerade so empfinden wie i Nur der sich zum reinen Aether der Dichtkunst zu erheben weiß, der leb in den Höhen und streut seine Himmelsblumen nieder auf die Menschhei einem Geschlecht zum andern". Auch bei den neuen Stifter-Ausgaben der Verleger den Rath Rosegger's ein und bei der Kürzung des etwas

[...]fig angelegten „Nachsommer“ Stifter's waren Beide zusammen thätig, im [Si]nne des todten Verfassers die knappere Fassung zu Stande zu bringen. [Ro]segger verkehrte in der Folge auch persönlich mit dem feingebildeten Ver[le]ger, besuchte ihn in Pest und auf Heckenast's Landgute in Maroth bei Gran, [un]d H. selbst kam auch nach Steiermark und machte mit dem jüngeren Freunde [Ge]birgspartien in dem von diesem so malerisch und anschaulich geschilderten [Be]rglande. H. war nach Rosegger's eigenen Worten „eine vornehme Natur [dur]ch und durch sowol in seinen Manieren als auch in seinem Wirken und [Ge]nießen. Er war gleich empfänglich und verständnißvoll für Naturschönheit, [fü]r Musik und Malerei wie für Litteratur. Und trotz aller Pflege des Schönen, [tro]tz des riesigen geschäftlichen Wirkungskreises blieb ihm noch Zeit und Herz [fü]r seine Familie. In seinem Hause herrschte Gastfreundschaft im feinsten [Si]nne, es war ein behagliches sorgloses Sein in dieser Atmosphäre des Schönen [un]d Guten“.

In Heckenast's gastlichem Hause zu Pest sowie auf seinem Landgute zu [Ma]roth verkehrten alle bedeutenden Vertreter der Kunst, Litteratur und des [öffe]ntlichen Lebens; so verlebte auch der schon genannte geniale Componist Rob. [Vo]lkmann in einem eignen Häuschen auf dem mehrerwähnten Landsitze Heckenast's [al]s dessen Gast von 1852 an längere Zeit und kam daselbst seinen Studien [un]d Arbeiten nach. — In seinen politischen und socialen Anschauungen war [H.] ein entschiedener Anhänger und Vertheidiger der freisinnigen Richtung und [ei]n treuer Sohn seines ungarischen Vaterlandes, was ihn aber nicht hinderte, [wi]e sich aus dem Obigen ergibt, ein hervorragender Förderer auch der deut[sch]en Litteratur in Ungarn und außerhalb dieses Landes zu sein. Er stand [mi]t Deutschlands litterarischem Weltverkehr in steter Fühlung. Namentlich [si]nd schließlich auch seine Familienbeziehungen zu dem Leipziger Verlagsbuch[hä]ndler Otto Wigand hervorzuheben, dessen Tochter Heckenast's erste Frau, [so]wie zu dem Verlagsbuchhändler Georg Wigand, dessen Gattin Heckenast's [Sc]hwester war. Zuletzt lebte H. in Preßburg, woselbst auch nach seinem Tode [se]in Leichnam in der auf dem evangelischen Friedhofe daselbst erbauten Gruft [bei]gesetzt wurde.

Nach erbetenen Mittheilungen des kgl. ungar. Ministerialrathes Ludwig André, eines Verwandten Heckenast's. — In dem (ungarischen) Jahrbuche [d]er ungarischen Buchhändler. 1. Jahrg., Pest 1890 findet sich eine sehr [ein]gehende Schilderung des Lebens und Wirkens Heckenast's in ungarischer Sprache von Adolf Sennowitz. — Biographische Angaben sind auch zu [fin]den im 1. Bande der „Bibliographie der ungarischen nationalen und [inte]rnationalen Literatur“ von K. M. Kertbeny. Budapest 1880. S. CXXIX. — Namentlich sind zur Charakteristik Heckenast's auch anzuführen die schon [im] Texte erwähnten „Briefe von Adalbert Stifter“. Pest 1869, 3 Bde. — [Pe]ter Rosegger, Mein Weltleben. Leipzig 1898. — Hans Volkmann, Ro[be]rt Volkmann. Sein Leben und seine Werke. Leipzig 1903.

Anton Schlossar.

Hecker: Friedrich Franz Karl H. wurde am 28. September 1811 [zu] Eichtersheim in Baden geboren. Die erste Thätigkeit im öffentlichen Leben, [in] die H. nach Vollendung seiner Studien im J. 1838 eintrat, war die eines [Ho]fgerichtsadvocaten in Mannheim. Er machte sich bald auch außerhalb [des] Kreises, mit dem ihn sein Wirken am Gerichtshof in Berührung brachte, [durch] Talent und Beredsamkeit bekannt und wurde im J. 1842 im Wahl[bezirk] Weinheim-Ladenburg in die badische Zweite Kammer als Abgeordneter [gewäh]lt. Es war die Zeit, in welcher der Liberalismus in Baden begann [sich zu]m Radicalismus auszugestalten und H. war einer der eifrigsten unter

den Abgeordneten, welche für diese neue Richtung eintraten. Kaum E
verstand es in solchem Maße wie er, im Landtag der Regierung mit
größten Schärfe und Entschiedenheit entgegenzutreten. Die meisten Kam
reden wurden nur der Form nach an die Abgeordneten gerichtet, ihrer ge
Tendenz nach galten sie den weitesten Volkskreisen, unter welchen sie
eine der liberalen Partei dienende Presse verbreitet wurden. In der K
zum Fenster hinaus zu reden, wurde H. von keinem andern Abgeord
übertroffen. Auch außerhalb der Kammer, in Versammlungen und w
sonst Gelegenheit darbot, war H. einer der beliebtesten und wirksamsten Re

Als im J. 1845 die schleswig-holsteinische Frage begann, die Gem
auch in Süddeutschland zu erregen, erhob H. am 6. Februar in der bad
Zweiten Kammer seine Stimme gegen die beabsichtigte Verschmelzung
Herzogthümer mit Dänemark. Diese Frage an und für sich interessirte
nur sehr wenig, aber er erblickte in ihr ein wirksames Agitationsmittel g
das badische Ministerium. Durch die Art, wie er für die Sache der Her
thümer eintrat, machte H. seinen Namen auch außerhalb Badens bek
Als er im Mai 1845 mit dem badischen Abgeordneten v. Itzstein eine R
nach Norddeutschland unternahm, wurde er, wie sein Begleiter, aus
preußischen Staate ausgewiesen. Nichts hätte seine Popularität mehr förd
können. Trotzdem erbitterte ihn diese Maßnahme der preußischen Regier
so sehr, daß von da an sein rückhaltloser Uebergang aus dem Kreise der
gesetzlichem Boden stehenden badischen Opposition zu dem extremen Radi
lismus und zu dem damals neu entstehenden Socialismus datirt. Einer
Führer der extremen Partei, Gustav Struve, gewann im J. 1847 gro
Einfluß auf ihn und machte ihn bald zu einem Revolutionär. Zwar erkl
er sich Anfangs März noch durch die Zugeständnisse befriedigt, welche
badische, wie die meisten andern deutschen Regierungen den Forderungen
Volkes machte. Aber schon in der Volksversammlung, die er gemeinsam
Struve auf den 19. März 1848 nach Offenburg berief, wurden auf sei
Antrag Beschlüsse gefaßt, die mit der Staatsordnung in einer Monarchie
vereinbar waren. So zeigte sich H. auch als entschlossener Gegner der M
archie in dem Vorparlament, aus dem er ausschied, als seine revolutionä
Anträge nur eine kleine Anzahl von Stimmen auf sich vereinigten.
12. April 1848 beschloß H. mit Struve den Versuch zu machen, einen
waffneten Aufstand zu organisiren. Am 14. April sollten alle waffenfähi
Männer Badens sich, bewaffnet und mit Mundvorrath versehen, in Don
eschingen einfinden. Aber nur ein kleines Häuflein folgte ihrem Auf
Diese Anhänger und andere, die in der Rheinebene zusammengebracht wur
nahmen bei Kandern Aufstellung, sahen sich aber am 20. April einer Trup
macht gegenüber, welche — obwol ihr Führer, General Friedrich v. Gag
den Heldentod starb — die „Freischärler" in die Flucht schlug. Auch
mußte in die Schweiz fliehen, wo er eine Schrift über „Die Volkserheb
in Baden" herausgab, welche ein Zeugniß der vollständigen Unfähigkeit i
Verfassers, eine Revolution zu organisiren und auch beim Mißlingen sei
Pläne den Kopf hochzuhalten, ablegt. Trotzdem behielt sein Name die
nur durch Reden erworbene Popularität, das „Hecker-Lied" wurde eine
von Marseillaise der badischen Revolutionäre, der „Hecker-Hut" ein Kennzei
radicaler Gesinnungstüchtigkeit. H. selbst aber, der am Gelingen der revolu
nären Bewegung verzweifelte, warf die Flinte ins Korn, wanderte n
Amerika aus und erwarb im Staate Illinois eine Farm. Zwar entzog
sich, als im J. 1849 die Revolution eine Zeitlang in Baden über die S
der Ordnung triumphirte, dem Rufe der revolutionären Regierung, die

im Mai 1849 in die Heimath zurückrief, nicht. Aber als er in Straßburg eintraf, war die badische Revolution durch die preußischen und Reichstruppen niedergeworfen und H. kehrte nach Amerika zurück. Dort gewann er nun in der That eine neue Heimath und nahm in den 1860er Jahren opferfreudig und tapfer auf Seite der Union an dem Bürgerkrieg theil. Als Befehlshaber erwies er jedoch bald seine völlige Unbrauchbarkeit und kehrte im Jahre 1864 auf seine Farm zurück. Der deutsch-französische Krieg und der glänzende Sieg der deutschen Waffen erweckten seinen nationalen Patriotismus, den er allerdings zwanzig Jahre früher nicht glücklich bethätigt hatte, und er brachte dem neuen Reich die Sympathie seines enthusiastisch angelegten Naturells entgegen. Bei einem Besuche des alten Vaterlands im J. 1873 aber konnte H. nicht anders als in die alten Velleitäten der 1848er Bewegung zurückfallen. Verstimmt begab er sich wieder auf seine Farm, um fortan in voller Zurückgezogenheit von der Politik seine Aecker zu bebauen. Unter den Deutschen Amerikas genoß H. ein dadurch wohlverdientes Ansehen, daß er sich stets seiner Landsleute annahm, daß er allezeit sich als offener ehrlicher Charakter bewährte und die Liebenswürdigkeit im geselligen Verkehr, die ihm in der Jugend so viele Freunde gewonnen hatte, auch im Alter nicht verlor. Diese Eigenschaften machten ihn auch bei den Amerikanern beliebt. H. starb im 70. Lebensjahre in St. Louis am 24. März 1881.

Badische Biographien IV, 166 ff. v. Weech.

Hecker: Karl von H., einziger Sohn des berühmten medicinischen Geschichtschreibers und Epidemiographen Justus Friedr. Karl H. in Berlin, geboren am 8. Mai 1827 daselbst, studirte in Berlin, Heidelberg, Paris und Wien. 1848 in Berlin mit der Dissertation: „De Chlorosi“ zum Doctor promovirt, schrieb er ferner: „De periostitide phosphorica“, Berol. 1848, und wurde, nachdem er seine Studien in Paris und Wien 1849 und 1850 beendet hatte, 1851 Assistent an der geburtshülflichen Klinik von D. W. H. Busch in Berlin. Hier habilitirte er sich mit der Schrift: „De retroversione uteri gravidi“, 1853. Nach dem Tode von K. Chr. Hueter († 1857) in Marburg i. H. wurde er im J. 1858 als ordentlicher Professor der Geburtshülfe dorthin berufen und trat dieses Amt mit der Aufsehen erregenden Schrift: „Beiträge zur Lehre der Schwangerschaft außerhalb der Gebärmutterhöhle“ an. Schon ein Jahr später folgte er aber einem Rufe als Gynäkologe an die Universität München, an der er zugleich Director der städtischen Gebäranstalt und der Kreishebammenlehranstalt und bald auch Mitglied des Medicinalcomités der Universität und des kgl. Obermedicinalausschusses wurde. Im Verein mit Siebold, Bischoff, Voit, Ziemssen, Buhl, Pettenkofer entfaltete H. eine sehr glückliche und erfolgreiche Thätigkeit als Lehrer, Arzt, Gelehrter und Schriftsteller, als deren bedeutendste Frucht zweifellos die von ihm und Buhl herausgegebene „Klinik der Geburtskunde“, 1861, zu bezeichnen ist. In dieser legte H. seine Erfahrungen über die Physiologie und Pathologie der Schwangerschaft, Geburt und des Wochenbettes nach Beobachtungen in der Münchener Gebäranstalt in einer Reihe von brillant geschriebenen Essays, die zu vielen weiteren Arbeiten anregten, nieder. Buhl behandelte den pathologisch-anatomischen Theil, speciell das Puerperalfieber der Mütter, die puerperale Infection der Neugeborenen, nebst pathologisch-anatomischen Beobachtungen an Neugeborenen und in einem Anhang die abnormen Verhältnisse einzelner Organe. Der zweite Band, an dem sich Buhl nicht mehr betheiligte, wurde im J. 1864 herausgegeben. Weiter erschienen dann noch von 1869: „Ueber die Schädelform bei Gesichtslagen“. 1877 eine kleine Schrift: „Ueber den Gesundheitszustand der Wöchnerinnen in der Kreis- und

Lokal-Gebäranstalt München" (M. b. Finsterlin) und ein größeres Werk 188
„Beobachtungen und Untersuchungen aus der Gebäranstalt zu München, u
fassend den Zeitraum von 1859—1879 mit 4 Tafeln". Hier berichtet v.
über 17220 Geburten in seiner Klinik und über die aus seiner Klinik re
aus dem Material der Gebäranstalt erwachsenen Arbeiten. Auch dieses M
waren es ausschließlich geburtshülfliche Themata, die er behandelte, da d
Aufnahme kranker Frauen in der genannten Gebäranstalt nicht stattfand u
H. sich überhaupt mit Frauenkrankheiten gar nicht beschäftigte. Ebenso i
sein letztes Werk: „Statistisches aus der Gebäranstalt München" nur ei
erweiterte tabellarische Uebersicht über die Fruchtlagen und Geburtsanomali
bis zum 31. Mai 1882. (S. Archiv für Gynaekol. Bd. XX, Heft 1.)

Außerdem schrieb H. eine größere Reihe kleinerer Aufsätze und Jahre
berichte, hatte daneben auch viele Obererachten für das Medicinalcomité u
den Obermedicinalausschuß (seit 1865) zu machen und vollendete die II. Au
lage des von Ernst Buchner verfaßten Lehrbuches der gerichtlichen Medic
Zugleich war er Mitherausgeber von Friedreich's Blättern für gerichtli
Medicin, Nürnberg 1866—1882.

H. war wegen seiner vielen trefflichen Eigenschaften allseitig beliebt. A
Lehrer enthusiasmirte sein vorzüglicher Vortrag seine Zuhörer, als gro
Musikkenner betheiligte er sich bei verschiedenen Aufführungen, als Schri
steller wußte er durch seine lichtvollen Darstellungen ungemein zu gewinn
und als Gerichtsarzt vor den Geschworenen eindrucksvoll zu plaidiren. 1874
war er Rector.

In den letzten Jahren seines Lebens litt er unter furchtbaren Nerve
schmerzen, die auch nach einer von Nußbaum an ihm ausgeführten Nerv
resection nicht nachließen. Mit Aufbietung aller Kräfte kämpfte er gegen
ihm wohlbekannten tückischen Feind seiner Familie, der, wie er dem Schrei
dieser Zeilen selbst einmal sagte, noch kein Mitglied derselben älter als 56 Ja
werden ließ, allein vergebens — am 14. December 1882, eben erst aus ei
Vorlesung nach Hause zurückgekehrt, erlag er einer Apoplexie. Um ihn trauer
seine Wittwe, eine Tochter des berühmten Juristen Bluntschli, zwei Töch
und zwei Söhne, von denen der ältere Jurist, der jüngere aber — Rudolf
ein sehr beliebter und trefflicher Kinderarzt wurde.

Aerzl. Intelligenzbl. München 1883, Bd. XXX, 33—35: Amann.
Deutsche med. Wochenschrift, Berlin 1883, IX, 83: J. Veit. — Lanc
London 1884, I, 229. — Chronik der Ludw.-Maximil.-Universität für
Jahr 1882/83, S. 7. — F. Seitz im Biograph. Lexikon von Gurlt u
Hirsch, Bd. III, S. 103, 104.

F. v. Winckel.

Heer: Jakob H., von Glarus, wurde am 12. April 1784 in Keren
(Kt. Glarus) als Sohn des dortigen Pfarrers geboren. Nach dem Tode sei
Vaters 1796 ward er von seiner Mutter für den Kaufmannstand bestim
wandte sich dann aber aus eigenem Entschluß doch im Einverständniß
seinen Verwandten der Theologie zu und bezog die Hochschule Basel, wo
gleichzeitig im Umgang mit den Pestalozzischülern Tobler und Nenny Einb
und Verständniß für die neue Lehrmethode gewann. Schon 1802 ward er
seinem Heimathkanton ordinirt und erhielt das Diakonat in Mollis, mit d
zugleich Lehrthätigkeit an der dortigen Gemeindeschule verbunden war. 18
siedelte er als Pfarrer in den Kanton St. Gallen über, zunächst nach Azmo
1807 nach Henau im unteren Toggenburg; hier holte er mit eisernem Fle
die Mängel seiner wissenschaftlichen Bildung nach, die die Kürze seiner Studi
zeit und dann der sofortige Uebergang in die pfarramtliche Praxis verschul

hatten. Infolge schwerer Erkrankung resignirte er 1811 von seiner Stelle und trat nun als Lehrer der alten Sprachen und der Mathematik in das neu-begründete von seinem jüngeren Bruder geleitete Institut in Glarus ein. Die Noth der Zeit brachte aber diese Anstalt höherer Bildung im Kanton Glarus nach hoffnungsvollen Anfängen an den Rand der Auflösung, was Jakob H. bewog, 1816 die Wahl zum Pfarrer der glarnerischen Gemeinde Matt anzunehmen, wo er nun sechsunddreißig Jahre lang segensreich wirkte; zunächst für die Interessen seiner Gemeinde, die wie das ganze Land in den Hungerjahren 1816/1817 und unter deren Folgen schwer litt. Mit Erfolg verwandte er sich für den Bau einer Straße und für geordneten Betrieb des Plattenbergwerks, wodurch Verdienst in das bis jetzt vom Verkehr ganz abgeschlossene Sernfthal und vor allem in das zunächst gelegene Matt kam. Dem Schulwesen half er mit Sachkenntniß und Energie auf, verwandte seine Mußezeit zur Heranbildung junger Lehrer und ermöglichte durch Veranstaltung einer Collecte durch das ganze Land den Bau eines neuen Schulhauses in dem zu Matt gehörenden Dorfe Engi. Der glänzende Erfolg dieser Geldsammlung ermuthigte ihn, die Gründung eines kantonalen Schulvereins in die Hand zu nehmen, der unter seiner Leitung am 1. März 1832 zustande kam und auf dem Wege freier Thätigkeit im Geiste Heer's vor allem für die Heranbildung tüchtiger Lehrer („ein allseitig ausgebildeter, geistig und moralisch tüchtiger Lehrer ist die beste Schulmethode, das beste Schulbuch und das beste Schulgesetz!") thätig, aber auch für die Erstellung neuer Schulhäuser und für all das zu sorgen bemüht war, was das Schulwesen mit Erfolg in einem Kanton fördern konnte, dessen Bevölkerung bis dahin nach der Confession auch politisch auseinanderging und dessen Gemeinden im Schulwesen völlig autonom (der Kanton als solcher verausgabte für letzteres 1829 volle fl. 210) dastanden. Dem thatkräftigen und zielbewußten Eingreifen dieses Vereins verdankte der Kanton, daß ringsherum die Schulverhältnisse sich rasch hoben und schon 1835 durch Landsgemeindebeschlüsse die Grundlagen für die staatliche Regelung derselben gelegt wurden. H. war und blieb wie der Leiter, so die Seele dieser Bestrebungen, die er durch seinen gedruckten „Plan zur Stiftung eines Vereins von Freunden des vaterländischen Schul- und Erziehungswesens im Kanton Glarus" (Glarus 1832) eingeleitet, durch seine Schrift „Das Volksschulwesen in Demokratien" (Glarus 1832/33) in den Anfängen ihrer Verwirklichung begleitet hatte und nachher mit seiner Broschüre „Einige Worte der Belehrung, der Warnung und des Trostes hinsichtlich der neuesten kirchlichen Vorfälle im Kanton Zürich an meine geliebten Mitbürger" (Glarus 1839) vor den Rückschlägen zu bewahren suchte, die infolge der durch die Berufung von Dr. Strauß an die zürcherische Hochschule veranlaßten Volksbewegung zu befürchten standen. Eine Reihe von Jahren wirkte er als kantonaler Schulinspector; seine Befähigung zum praktischen Pädagogen fand auch außerhalb des Kantons so sehr Anerkennung, daß ihn Fellenberg zur Leitung des Lehrerbildungscurses berief, den er im Sommer 1834 auf Hofwyl abhalten ließ; als Mitredacteur betheiligte H. sich bei der ersten größeren vaterländischen, pädagogischen Zeitschrift, den „Allgemeinen schweizerischen Schulblättern" 1835—45; seinen Ruf als Methodiker trug in weiteste Kreise sein mehrbändiges „Methodisches Lehrbuch des Denkrechnens", das zuerst 1836 im Druck erschien; wol die größte Wirkung hat dasselbe in der nächsten Umgebung, im eigenen Kanton, gethan, wo man das Erscheinen dieses Werkes geradezu das Durchbrechen einer rationellen Rechenmethode in der Schule bezeichnet.

Auch als H. infolge zunehmenden Alters 1842 seine Pfarrstelle in Matt

aufgab und sich von den Bergen in die Ebene zurückzog, setzte er, bis in sei
hohes Alter unermüdlich thätig und geistig völlig rüstig, sein pädagogische
Wirken weiter, 1842—53 als Vorsteher einer von ihm gegründeten Privat
erziehungsanstalt in Wädensweil (Kanton Zürich), nachher in der Nähe vo
Zürich selbst, in der Erziehung seines jüngsten Sohnes und einiger junge
Leute, die er in sein Haus aufnahm. Hier ist er, nahezu achtzigjährig, in
Januar 1864 gestorben.

Gottfried Heer, Pfarrer Jakob Heer, in Hunziker's Geschichte der schweize
rischen Volksschule Bd III, S. 311 ff.

H.

Heer: Oswald H. wurde am 31. August 1809 als der erste Sohn de
Pfarrers in Niederutzwyl im Kanton St. Gallen geboren. Die Familie siedelt
im J. 1811 nach Glarus über, der Heimath des Vaters, wo derselbe ein
Erziehungsanstalt gründete. Doch leitete er diese nur bis 1816; im Decembe
dieses Jahres vertauschte er wieder das Katheder mit der Kanzel und zog i
das stille Bergdorf Matt im Sernfthal als Pfarrer ein. Hier verlebte der Soh
seine Jugendzeit, vom Vater in allen Gymnasialfächern unterrichtet, bis zu
fertigen Vorbereitung auf die Universität. Schon früh zeigte sich bei ihm ein
mächtige Liebe zur Natur: er durchstreifte in seinen wenigen Freistunden eifrig
die großartige Umgebung seines Heimathdörfchens, Pflanzen und Insecten sammeln
und beobachtend. Sein Vater war solchen „Allotriis“ eher abgeneigt un
bannte den werdenden Forscher mit Latein, Griechisch und Hebräisch auf di
Stube; alles Dinge, die ihm nach eigener Aussage schwer in den Kopf wollten
Um sich in der für seine naturwissenschaftlichen Beschäftigungen so wichtige
Kunst des Zeichnens auszubilden, scheute er den dreistündigen Weg nach Glaru
nicht, der ihn allsonntäglich zu einem Zeichenlehrer führte. Daß er scho
damals bei gleichstrebenden Zeitgenossen bekannt war, bezeugt die Thatsach
daß der nachmalige Staatsrath Dr. Hegetschweiler, der bekannte Arzt un
Botaniker, ihn als neunzehnjährigen Jüngling dem Abt von Einsiedeln al
einen zu großen Hoffnungen berechtigenden jungen Forscher vorstellte. M
Clairville in Winterthur stand er seit 1823, mit Bremi in Dübendorf se
1827 in Tauschverkehr. — So hatte er, als er im J. 1828 die Universit
Halle bezog, um Theologie zu studiren, durch bloßes Selbststudium schon ein
tüchtigen Grund naturwissenschaftlicher Bildung gelegt. Auf diesem baute
neben seinen theologischen Studien unter der Leitung Curt Sprengel
Kaulfuß', Germar's, Nitsch's und Kämpf's eifrigst weiter. Bezeichnend
daß er seinen intimsten Verkehr mit Naturforschern pflog, so namentlich
dem Entomologen Professor Germar und dessen Neffen Schaum, ferner
dem späteren Javaforscher Junghuhn und dem jetzigen Director des Nat
historischen Museums in Buenos-Ayres, Burmeister. Auch seine ersten pä
gogischen Versuche machte er auf seinem Lieblingsgebiet, indem ihm eine
lang der naturhistorische Unterricht am Pädagogium und Waisenhaus in H
übertragen wurde. Daß er aber daneben sein Berufsstudium nicht
nachlässigte, bewies er an der im J. 1831 in St. Gallen abgelegten ph
logisch-philosophischen und theologischen Staatsprüfung, nach welcher er
Ordination als V. D. M. erhielt. — Im J. 1832 trat die ernste Frage
ihn heran, ob er sich dem Pfarramt widmen, oder aber, seinem innersten
rufe folgend, den ersten Schritt zu einem Forscherleben thun solle. Er erh
zu gleicher Zeit einen Ruf als Pfarrer nach Schwanden und eine Einlad
von Herrn Escher-Zollikofer in Zürich, für mehrere Jahre in dessen Haus
kommen, um seine großen Insecten-Sammlungen zu ordnen. Der V
sprach ihm lebhaft zu, das erstere zu ergreifen: sah er sich doch vor die

füllung eines Lieblingswunsches gestellt; aber der Jüngling hatte schon zu tief in das ernste Auge der Mutter Natur geblickt, um sich von ihr losreißen zu können: er siedelte nach der Stadt Zürich über, der er bis zu seinem Ende treu geblieben ist.

Ein halbes Jahrhundert wirkte er in Zürich, seine rastlose Thätigkeit zwischen ausgedehnter wissenschaftlicher Forschung, akademischer Wirksamkeit und vielfachen gemeinnützigen Bestrebungen theilend. — An äußeren Ereignissen war sein Leben nicht reich. Im J. 1838 verband er sich mit Margarethe Trümpy aus Glarus, die ihn treulich durchs Leben begleitete. Folgenschwer war für ihn seine heftige Erkrankung an einem Lungenleiden im J. 1850. Vergeblich suchte er im Sommer 1850 Erholung in einem längeren Aufenthalt bei seinem Freunde Charpentier in Bex; er kehrte leidender zurück, als er gegangen war, und das schlimmste war zu befürchten. Da entschloß er sich auf das Drängen seiner besorgten Freunde, namentlich auch des gerade in Zürich anwesenden Leopold v. Buch, der ihn um jeden Preis der Wissenschaft zu erhalten wünschte, in Madeira Heilung zu suchen. Er brachte den Winter 1850/51 mit seiner ihn in aufopfernder Liebe pflegenden Gattin dort zu und kehrte nach acht Monaten, nach dem Zeugniß seiner Angehörigen völlig geheilt zurück, gesünder sogar als zuvor, denn er hatte ein quälendes Nervenzahnweh verloren, das ihn früher oft am Arbeiten hinderte. Nun folgte eine 20jährige Periode des ungehemmtesten Arbeitens, nur zwei Mal durch längere Reisen unterbrochen: im J. 1856, wo er mit A. Escher v. d. Linth und Peter Merian Oesterreich und Oberitalien besuchte, und 1861, wo er mit denselben Freunden nach England ging. Im Januar 1870 zog er sich eine Erkältung zu, die ihn abermals nöthigte, seiner angegriffenen Lunge wegen im Süden Erholung zu suchen. Leider aber sollte diese Cur nicht so glücklich ausfallen wie die erste: Der Winter 1871/72, den er in Pisa zubrachte, war äußerst ungünstig, namentlich bei den mangelhaften Einrichtungen italienischer Wohnhäuser gegen strenge Kälte. Er zog sich dadurch ein Fußübel zu, das trotz mehrfacher Operationen nicht weichen wollte, so daß er an Krücken mühselig hinkend, ohne wesentliche Besserung seines Lungenleidens, nach einer Nachcur in Yverdon nach Hause zurückkehrte. Das Fußübel verschlimmerte sich durch eine verfehlte Kur an der Lenk noch mehr, so daß er mehr als ein Jahr im Bett zubringen mußte. Es ist gewiß das sprechendste Zeugniß für die unbeugsame Energie seines starken Geistes, daß er gerade während dieser Leidenszeit am rastlosesten thätig war, um die Ergebnisse der Nordenskjöld'schen Expedition (13 große Kisten fossiler Pflanzen) zu verarbeiten. Umgeben von rings aufgethürmten Büchern und Fossilien saß er auf seinem Lager, vergleichend, nachlesend, schreibend, so daß seine treuen Angehörigen vollauf zu thun hatten, ihm alles zuzutragen. Auch seine Vorlesung über pharmaceutische Botanik hielt er vom Bett aus den ganzen Winter über. — Von da an blieb sein Körper gebrechlich: er schränkte seine akademische Thätigkeit auf ein Minimum ein, aber seine wissenschaftlichen Arbeiten schritten rastlos vorwärts: man mochte ihn aufsuchen wann man wollte, immer fand man ihn über die Arbeit gebeugt. Doch verschloß er sich der Ueberzeugung nicht, daß ihm aller menschlichen Berechnung zu Folge ein langes Wirken nicht mehr beschieden sein werde; als er im Frühjahr 1883 die letzten Kisten einer großen Petrefactensendung, das Material zum VII. Band der „Flora fossilis arctica" enthaltend, wieder nach Kopenhagen zurückgesandt hatte, athmete er erleichtert auf, daß es ihm vergönnt war, noch diese große Arbeit zu vollenden, und er gelobte sich, keine derartige mehr anzunehmen. Den Sommer 1883 benützte er zur Abfassung der Arbeit über „Die nivale Flora der

Schweiz", die seine letzte werden sollte. Im August stellten sich allmorgendlich quälende Hustenanfälle ein, die ihn indes nicht hinderten, am 28. August mit seiner Familie nach Bex zu reisen; auch dort noch arbeitete er, um die letzte Hand an das Manuscript über die nivale Flora zu legen. Am 19. September befiel ihn in der Nacht ein beängstigender Erstickungsanfall, der sich mehrmals wiederholte; noch aber verließ ihn seine Ruhe und Zuversicht nicht: „So lange man lebt, kann man hoffen!", so tröstete er seine besorgten Lieben. — Als aber die Athmungsbeschwerden sich mehrten, verlangte er, nach Lausanne übergeführt zu werden, was nicht ohne einen schlimmen Anfall vorüberging. In der Nacht vom 26. auf den 27., etwa um 2 Uhr, frug seine Tochter, durch unruhiges Athmen des Vaters ängstlich gemacht, wie es ihm gehe. „Oh, gut!" Diese im Tone beruhigender Ueberzeugung gesprochenen Worte waren seine letzten; nach wenigen Augenblicken schlummerte er sanft und schmerzlos ein.

Betrachten wir H. zunächst bei seiner akademischen Thätigkeit: Sie begann 1834 mit seiner Habilitation an der eben entstandenen Universität als Privatdocent für Botanik und Entomologie. Zugleich mit ihm trat auch sein Freund und Mitforscher A. Escher v. d. Linth an die Anstalt. Im November 183[illegible] promovirte er als der erste an der 2. Section der philosophischen Faculta[illegible] und erhielt bald darauf den Titel eines Extraordinarius, 1852 den eine[illegible] Ordinarius, den er auch beibehielt, nachdem er 1855 zum Professor d[illegible] speciellen Botanik an das neu gegründete eidgenössische Polytechnikum gewäh[illegible] worden war. Er las allgemeine und specielle Botanik (erstere von 1834 b[illegible] 1855, letztere von 1836—1870), von 1849 an auch über die Pflanzen d[illegible] Vorwelt, von 1855 an über pharmaceutische Botanik, von 1862 an ökonomis[illegible] Botanik. Daneben liefen bis zum J. 1870 immer entomologische Collegie[illegible] Entomologie (von 1834—1852), Naturgeschichte der Coleopteren (1837—184[illegible] der Gliederthiere, Insecten der Vorwelt (1846—1870), Enthomolithen (18[illegible] bis 1854). Von 1870 an konnte er nur noch auf seinem Zimmer lesen, [illegible] Winter pharmaceutische Botanik, im Sommer Pflanzen der Vorwelt; 18[illegible] zog er sich ganz aus seinen akademischen Stellungen zurück, aber nicht, [illegible] der wohlverdienten Ruhe zu pflegen, sondern um mit verdoppeltem Ei[illegible] seinen geliebten Studien über die Pflanzen der Vorwelt obliegen zu können. Heer's Vortrag war einfach, klar, übersichtlich, ohne rednerischen Schmu[illegible] aber er verstand es, die Zuhörer für seine Sache zu gewinnen, indem er die eigene Begeisterung in warmen Worten ausklingen ließ. Seine [illegible]scheidenheit trat in schönster Weise namentlich in der Vorlesung über fos[illegible] Pflanzen zu Tage: die anspruchslose Formel: wir haben aus dieser oder je[illegible] Formation zahlreiche Formen erhalten, ließ den Uneingeweihten nicht ahn[illegible] daß der Bearbeiter derselben häufig genug der Vortragende selbst war. — [illegible] ganze Zauber seiner liebenswürdigen Persönlichkeit aber entfaltete sich auf [illegible] allwöchentlichen Excursionen, die er während 35 voller Jahre mit weni[illegible] Unterbrechungen leitete, theils allein, theils in Gemeinschaft mit A. Esc[illegible] v. d. Linth oder mit dem jeweiligen Conservator der botanischen Sammlun[illegible] des Polytechnikums. In gesunden Tagen war er ein unermüdlicher Gäng[illegible] man durchstreifte einen schönen Theil des engeren und weiteren Vaterlan[illegible] sammelnd, lernend, aber auch singend und jubilirend. — Mit Heer's akademis[illegible] Stellung verbunden war die Direction des botanischen Gartens, die er [illegible] 1834—1882 führte; mit Regierungsrath Hegetschweiler beschäftigte er [illegible] lebhaft mit dessen Ueberführung von der alten Localität von Wiedikon n[illegible] der jetzigen auf der „Katze"; unter Heer's, von ausgezeichneten Obergärtn[illegible] unterstützten Leitung hat sich der Garten aus bescheidenen Anfängen allmäh[illegible] zur jetzigen Blüthe emporgeschwungen.

An diese reiche akademische Thätigkeit reihten sich nicht minder fruchtbare, gemeinnützige Bestrebungen. H. war kein in aristokratischer Unnahbarkeit auf seine Studirstube sich abschließender Gelehrter: ihm war es Bedürfniß, seine vielseitigen Kenntnisse der Wohlfahrt seines engeren und weiteren Vaterlandes unmittelbar dienstbar zu machen; das betrachtete er als eine mit dem akademischen Lehramt verbundene hohe Pflicht und erfüllte sie treulich, so lange es ihm möglich war. Im J. 1843 schrieb er im Auftrag des Polizeirathes des Kantons Zürich eine Broschüre über die Vertilgung der Maikäfer. Im selben Jahr gründete er mit seinen Freunden Dr. Karl Naegeli (dem berühmten Züricher Botaniker, jetzt Professor in München) und Obergärtner Regel (jetzt Gartendirector in Petersburg) den Verein für Landwirthschaft und Gartenbau, dem er volle 18 Jahre (bis 1861) als Präsident vorstand. Aus den zahlreichen Eröffnungsreden, Berichterstattungen: Ueber die Kartoffelkrankheit, über Hebung und Förderung der Landwirthschaft im Kanton Zürich, über Düngungsmittel, über Maiskultur, Geschichte des schweizerischen Landbaus u. s. w., und kleinen Mittheilungen Heer's, die in den ersten Jahrgängen der schweizerischen Zeitung für Landwirthschaft enthalten sind, geht sein tiefes Verständniß für die Bedürfnisse der Landwirthschaft hervor. Dasselbe bekundet er auch in der Darstellung der socialen und landwirthschaftlichen Zustände seines Heimathkantons („Der Kanton Glarus, von Heer und Blumer“, 1846), in der er mit seltener Offenheit die Schäden der Alpwirthschaft bespricht und heute noch beherzigenswerthe Winke zu deren Hebung gibt. Auch bei der Gründung der landwirthschaftlichen Schule im Strickhof wirkte er thätig mit und bekleidete während einer Reihe von Jahren das Präsidium der Aufsichtscommission derselben. 18 Jahre lang (1850—1868) war er Mitglied des Kantonsrathes. Auch zu populären Vorträgen war er stets bereit. Im Rathhaussaal sprach er 1858 „Ueber Schieferkohlen von Uznach und Dürnten“, 1860 „Ueber die Atlantis“; 1866 „Ueber die Polarländer“; 1869 „Ueber die neuesten Entdeckungen im hohen Norden“; zu Gunsten des landwirthschaftlichen Vereins vom Kanton Zürich und zu Gunsten der durch die Kartoffelkrankheit Beschädigten (1847) hielt er Vorträge in Zürich und Winterthur: „Ueber Vaterland und Verbreitung der nützlichsten Nahrungspflanzen“ (von Gaudin 1855 ins Französische übersetzt). Auch in den beiden wissenschaftlichen Vereinen Zürichs, denen er als thätiges Mitglied angehörte, in der naturforschenden und antiquarischen Gesellschaft, theilte er den Vereinsgenossen häufig aus dem reichen Schatze seines Wissens mit, und an den Jahresversammlungen der schweizerischen naturforschenden Gesellschaft fehlte er selten.

Es ist ganz erstaunlich und nur durch sein unermüdliches Schaffen und die Leichtigkeit, mit der er producirte, zu erkären, daß er neben einer so vielseitigen Wirksamkeit noch die Muße zu einer so umfassenden schriftstellerischen Thätigkeit fand, einer Thätigkeit, die ihm für immer einen ersten Platz unter den schweizerischen Naturforschern sichert. Wir wollen versuchen, in gedrängter Kürze eine Uebersicht seiner wissenschaftlichen Arbeiten zu geben. Zunächst ein Wort über Heer's Forschungsweise: Je nach individueller Neigung und Anlage lassen sich zwei grundsätzlich verschiedene Wege denken, auf denen der Naturforscher seine Fragen angreift: Der eine gründet auf wenige Thatsachen mit weitem Blick umfassende Hypothesen, zieht deren Folgerungen und prüft hinwiederum an den Einzelbeobachtungen; der andere sammelt eine möglichst große Zahl von Thatsachen und zieht aus sorgfältiger Zusammenstellung derselben allgemeine Schlüsse. H. gehörte zu den letzteren: sein Weg war der der strengster Induction; er häufte mit einer unermüdlichen Ausdauer Beobachtung auf Beobachtung; ein vorzügliches Gedächtniß und eine bewunderns-

werthe Umsicht kamen ihm trefflich zu statten, wenn es galt, aus der Menge der beobachteten Einzelfälle sichere Schlüsse zu ziehen. Auf Heer's Hauptgebiet, der vorweltlichen Botanik, war und ist das jetzt noch der einzig richtige Weg: Diese relativ junge Disciplin befindet sich noch im Stadium des Sammelns der Materialien, und allgemeine Schlüsse sind erst in beschränktem Maaße mit Sicherheit zu ziehen. — Eine andere Seite von Heer's Schaffen ist nicht minder charakteristisch für ihn: Durch alle seine Schriften zieht sich als leitender Gedanke, als immer und immer wieder betontes Grundmotiv das Streben, etwas beizutragen zur Erkenntniß „der Harmonie der Schöpfung“, zum größeren Ruhme seines Schöpfers. Denn H. war eine tiefreligiöse Natur; seine Frömmigkeit hatte den Charakter einer kindlichen Hingabe an Gott, an dessen Dasein als Schöpfer der Welt nach vorbedachtem Plan er bis an sein Ende fest glaubte. Nie begann er seine Tagesarbeit ohne einen Aufblick zu seinem himmlischen Vater; nie vollendete er ein größeres Werk ohne inniges Dankgebet. Und in seinen letzten Tagen noch hielt ihn der feste Glaube an ein ewiges Leben aufrecht. Und wie man auch sonst über diesen Glauben denken mag, das muß zugegeben werden: ihm war's tiefinnerster Ernst damit und seine ganze Persönlichkeit war von dieser Ueberzeugung durchdrungen, aus einem Guß: keine „doppelte Buchführung“, sondern volle Harmonie zwischen seinen wissenschaftlichen und religiösen Ueberzeugungen. Daher auch die unerschütterliche, heitere Ruhe seines Gemüthes, daher das fröhliche Kinderherz des Greises. — Neben diesem religiösen Motiv leitete ihn bei der großen Mehrzahl seiner Arbeiten noch ein anderes, mächtig in ihm wirkendes Gefühl, die Vaterlandsliebe. Aus allen seinen Reden, aus vielen seiner zahlreichen Gedichte klingt eine hohe Begeisterung für sein herrliches Vaterland wieder und seine besten Kräfte hat er der Erforschung der Natur desselben gewidmet.

Seine specifisch wissenschaftlichen Arbeiten (die anderen Zwecken dienenden Publicationen haben wir oben erwähnt) gliedern sich nach zwei Hauptrichtungen: in den einen behandelt er die lebende und fossile Insectenwelt, in den anderen das Reich der lebenden und vorweltlichen Pflanzen. — Die Materialien zu seinen ersten entomologischen und botanischen Arbeiten sammelte er zum großen Theil auf seinen Alpenwanderungen, theils während seiner Jugendjahre in Matt, theils auf einigen in den Jahren 1832 bis 1836 unternommenen Reisen. Mit welcher Sorgfalt er beim Sammeln seiner Beobachtungen zu Werke ging, erhellt aus seinen folgenden Worten: „Bei Besteigung der Berge wurde an allen Stellen, wo ich eine Veränderung in der Pflanzendecke gewahr wurde, mein Barometer aufgestellt und alle Pflanzen (wol auch Insecten) zwischen den verschiedenen Stationen aufgeschrieben, wobei alle Lokalverhältnisse, Beschaffenheit des Bodens etc. berücksichtigt wurden.“ (Beiträge zur Pflanzengeographie, 1835, S. 1 u. 2.) Daß H. damals keine Strapazen scheute, geht aus seiner im Jahrbuch des Alpenclubs 1866 beschriebenen ersten Besteigung des Piz Linard hervor: das Reisen in den Alpen war überhaupt damals mit ganz anderen Schwierigkeiten verknüpft als heutzutage.

Die entomologischen Arbeiten beginnen mit einer lateinischen Abhandlung: „Observationes entomologicae“, 1836 (zugleich Habilitationsschrift als Extraordinarius), in der er die noch unbekannten Metamorphosen einiger Käfer schildert und auf sechs Tafeln sehr schön illustrirt. Sein Hauptwerk über lebende Insekten ist die Arbeit über „Die Käfer der Schweiz, mit besonderer Berücksichtigung ihrer geographischen Verbreitung“. Es erschien dieses Werk in vier Abteilungen in den Denkschriften der schweizerischen naturforschenden

llschaft (1838—41), als dritter Theil der auf Veranstalten eben dieser llschaft entworfenen Fauna helvetica. Leider blieb die Arbeit unvollendet, rte aber auch so den späteren Bearbeitern desselben Gegenstandes ein reiches, hochwillkommenes Material. H. benutzte dazu neben eigenen Beobachgen namentlich die reiche Escher-Zollikofer'sche Sammlung, an der er sechs re lang als Custos thätig war. Außer dieser Hauptarbeit lieferte der ge Gelehrte noch eine Anzahl kleinerer Aufsätze über lebende Insecten, denen namentlich das Neujahrsblatt der zürcherischen naturforschenden Geschaft von 1845 hervorzuheben ist, in dem er eine Anzahl bisher unbekannter ectenformen der Alpen beschreibt und abbildet.

Die erste Arbeit Heer's über fossile Insecten ist diejenige über „die sectenfauna der Tertiärgebilde von Oeningen und Radoboj (in Croatien)", lche in den Jahren 1847—53 in den Denkschriften der schweizerischen naturrschenden Gesellschaft erschien. In diesem Gebiet tritt H. bahnbrechend auf, t ihm waren kaum 100 fossile Insectenarten, meist auf sehr mangelhafte eise, beschrieben worden. — Er schuf sich eine ganz neue Methode der Bemmung und untersuchte und bestimmte nach derselben 464 Arten, die er auf Tafeln in äußerst sorgfältig von ihm selbst ausgeführten Abbildungen darllte. Das enorm reiche Material stammte, wie der Titel sagt, zum Theil s dem am Bodensee gelegenen Oeningen, einer der reichsten Fundstätten von ssilen Pflanzen und Insecten, zum Theil aus Radoboj in Croatien; letztere hielt er durch Vermittlung von Unger und Haidinger. Es ist als ein beraus günstiger Zufall zu bezeichnen, daß H. in dem nahegelegenen Oeningen so enorm reiches Material von fossilen Insecten und Pflanzen fand, an dem er seine Schule als Paläontologe durchmachen konnte. — Nachträge zu eser Arbeit sind: „Beiträge zur Insektenfauna Oeningens", erschienen im J. 1862 als preisgekrönte Abhandlung in den Schriften der Harlemer naturwissenschaftlichen Gesellschaft, und „Fossile Hymenopteren aus Oeningen und Radoboj" (Denkschriften Bd. XXII. 1862). Außer diesen Hauptarbeiten lieferte H. noch eine Anzahl kleinerer Abhandlungen über fossile Insecten.

Das eigentliche Gebiet aber, auf dem H. seine umfassendsten wissenschaftlichen Großthaten verrichten sollte, ist die Phytopaläontologie. Im Anfang seiner Forscherlaufbahn lernte er zunächst die lebende Flora unseres Vaterlandes auf seinen zahlreichen Excursionen gründlich kennen. Die botanischen Resultate seiner schon oben erwähnten Alpenreisen lieferten ihm den Stoff zu seiner Inauguraldissertation (1835) „Beiträge zur Pflanzengeographie", in der er an dem Beispiel seines heimathlichen Thales zu zeigen versucht, wie die Vertheilung der Alpenpflanzen aus klimatologischen und Bodenverhältnissen abzuleiten sei. Die Arbeit enthält eine große Zahl trefflicher Beobachtungen und ein vollständiges äußerst compendiös angelegtes Pflanzenverzeichniß jener Gegend. Im J. 1840 gab er die unvollendet gebliebene „Flora" seines 1839 als Opfer seines Edelmuthes gefallenen älteren Freundes Hegetschweiler heraus, von ihm zu Ende geführt, um eine Biographie des Verstorbenen und einen analytischen Gattungsschlüssel bereichert. — Seinen der Erholung von schwerer Krankheit gewidmeten Aufenthalt in Madeira benützte der Unermüdliche u. a. zum Studium der periodischen Erscheinungen der dortigen Pflanzenwelt (Vortrag auf der schweizerischen Naturforscherversammlung in Glarus 1851); die dort gewonnenen Daten sollten ihm später, bei seinen Untersuchungen über das Klima des Tertiärlandes sehr wohl zu statten kommen. Außer einigen kleineren Abhandlungen gehört hierher noch seine schon erwähnte letzte Arbeit: „Ueber die nivale Flora der Schweiz", in der er die vielfach ventilirte Frage

nach dem Zusammenhang zwischen alpiner und arktischer Flora bespricht und auf Grund sorgfältiger Verzeichnisse und geologischer Thatsachen, entgegen den Deductionen Christ's, die Heimath der arctisch-alpinen Pflanzen in die arctischen Gebiete selbst verlegt. — Die Hauptwerke Heer's aber, die ihn unter die ersten Kenner der Pflanzen der Vorwelt einreihen, sind die folgenden 1) „Die Tertiärflora der Schweiz", 1855—59, in welcher in drei Foliobänden 920 vorweltliche Pflanzenarten beschrieben und auf 156 Tafeln abgebildet sind. 2) „Flora fossilis helvetica", 1876—77, ein Folioband mit 70 Tafeln, enthaltend die vorweltliche Flora der Steinkohlenperiode, der Trias-, Jura-, Kreide- und Eocän-Periode. 3) „Die Urwelt der Schweiz", erste Auflage 1864, zweite, umgearbeitete und vermehrte Auflage 1879; ins Französische übersetzt von Demole 1872, ins Englische von Heywood 1876 theilweise auch ins Ungarische 1875. 4) „Die fossile Flora der Polarländer" 1868—83, 7 Foliobände mit 398 Tafeln.

Die Tertiärflora der Schweiz, in welcher die Versteinerungen aus dem schon erwähnten Oeningen über die Hälfte der Arten ausmachen, begründete Heer's europäischen Ruf als Paläobotaniker. Der berühmte englische Geolog Lyell nennt ihn 1861 (in einem Brief an den Herzog von Argyll) den besten Kenner der Tertiärpflanzen in Europa. H. spricht sich in einem 1856 a[n] Lyell gerichteten öffentlichen Brief über die Schwierigkeiten dieser Unte[r]suchungen aus: er betont, daß die Identificirung und Vergleichung der mei[st] nur in den Blättern erhaltenen fossilen Pflanzen mit lebenden ein sorgfältige[s] Studium, namentlich der Nervatur des Blattes, der Consistenz, der Ran[d]zahnung, der Insertionsweise des Stiels etc. an möglichst vielen lebende[n] Formen voraussetze, daß aber, wenn der Blick sich für diese Merkmale geschär[ft] hat, ein gewisses Taktgefühl sich einstellt, das den richtigen Weg weist. — H. besaß diese Sicherheit im Erkennen fossiler Reste in einem ganz [er]staunlichen Maaß. Zu hunderten von Malen erlebte er die Freude, eine a[uf] spärliche Blattreste gegründete Bestimmung durch später dazu entdeckte Früch[te] Samen oder andere Theile bestätigt zu sehen. In jenem Brief erwähnt [er] eine große Zahl von Gattungen, in denen die Bestimmung auf solche We[ise] mit vollkommener Sicherheit möglich war und spricht die Hoffnung aus, [daß] das unsichere Terrain durch neue Entdeckungen mehr und mehr dem fes[ten] Boden weichen werde. — Mit großer Umsicht wußte H. auch die vielfac[hen] Beziehungen zwischen der Pflanzen- und Thierwelt zur Sicherung seiner B[e]stimmungen zu benützen: So sagte er in Oeningen aus der Anwesenheit eini[ger] Insecten die Existenz von Eschen und Disteln voraus, die sich nachher [be]stätigte, u. s. w. H. wußte aber nicht nur zu sammeln und zu classificir[en] er verstand es auch, das durch seinen Bienenfleiß gesammelte Material z[ur] Gewinnung allgemeiner Gesichtspunkte zu verwerthen. Meisterhaft und f[ür] alle Zeiten in Methode und Behandlung mustergültig ist der allgemeine Th[eil] der „Tertiärflora", in welchem er, gestützt auf eine sorgfältige Discussion [der] klimatischen Ansprüche der Tertiärflora der ganzen Erde, der Verbreitung [der] jetzt lebenden entsprechenden Arten und der übrigen paläontologischen Th[at]sachen, ein vollständiges Bild des Klimas und Naturcharakters der Terti[är]zeit entwirft und zugleich eine weite Perspective eröffnet für die Möglichk[eit] der Erklärung der jetzigen Verbreitung der Pflanzen durch die geologisch[en] Befunde. — Die „Flora fossilis helvetica" bildet eine Ergänzung zu [der] Tertiärflora, indem sie die Bearbeitung der Pflanzen der übrigen Zeiten er[ent]hält. In diesen beiden Werken ist beinahe alles enthalten, was wir über [die] vorweltliche Flora der Schweiz kennen. — In dem dritten der oben e[r-]

vier Hauptwerke, der „Urwelt der Schweiz", vereinigte H., was er
dere über die Vorgeschichte unseres Landes geforscht haben, zu einem
en, gemeinverständlichen Gesammtgemälde, das in aller Händen ist und
Namen in unserem Vaterlande in weitesten Kreisen populär machte.
wieder ein Beweis seiner seltenen Bescheidenheit, daß er wol alles
was von anderen erforscht wurde, selten aber von seinen eigenen
ngen spricht. Abhandlungen, die er früher gesondert herausgegeben
d nun in der „Urwelt" verarbeitete (außer den schon erwähnten) sind
: „Ueber die an der hohen Rhone entdeckten Pflanzen", 1846; „Ueber
hracitpflanzen der Alpen", 1850; „Die Liasinsel im Kanton Aargau",
„Sur l'origine probable des êtres organisés actuels des îles Açores,
et Canares", 1856; „Die fossilen Pflanzen von Locle", 1856;
Schieferkohlen von Utznach und Dürnten" (Rathhausvortrag 1858);
terrain houiller de la Suisse et de la Savoye", 1863; „Die Pflanzen
fahlbauten" (Neujahrsblatt 1866); „Ueber das Aussehen unseres
im Laufe der geologischen Zeitalter", 1862; „Ueber die Zürcher=
(Eröffnungsrede der Naturforscherversammlung 1864); „Ueber den
und die Flachscultur im Alterthum" (Neujahrsblatt 1872). Außer=
hat er in der „Urwelt der Schweiz" seine Untersuchung über die
der Eiszeit niedergelegt. — Für Heer's phantasie= und gemüthvolle
war es ein Bedürfniß, die Einzelerscheinungen der vorweltlichen Natur
bendigen Bildern zu gruppiren: das „Wiederaufleben der im dunkeln
der Erde vergrabenen Welten vor unserm geistigen Auge" betont er in
ichfachen Variationen in vielen seiner Schriften als einen wesentlichen
eil des Genusses bei seinen Forschungen. So hat er namentlich in der
elt der Schweiz" versucht, in Wort und Bild dem Leser die charakteristi=
Organismen jeder Periode, auch einzelner Localitäten, in ihrer Wechsel=
hung in lebensvollen Idealbildern vorzuführen, eine Darstellungsweise,
dem Fernerstehenden jedenfalls den bleibendsten Eindruck sichert. Des
subjectiven Werthes solcher Bilder war er sich wohl bewußt. — Im
ußcapitel seiner „Urwelt" setzt H. seine Anschauungen über die Ent=
ung der organischen Welt auseinander. Er leitet dieselben vorzugsweise
seinen eigenen Untersuchungen ab, wie er überhaupt ein durchaus selbst=
iger Denker war. Es sind im wesentlichen folgende: Die gesammte
nische Welt steht in genetischem Zusammenhang; die Entstehung einer
aus einer anderen findet aber nicht durch allmähliche und unaufhaltsam
chreitende Umwandlung statt, sondern sprungweise: die Zeit des Ver=
ens der Arten in bestimmter Form muß viel länger sein, als die Zeit
Ausprägung derselben. H. nimmt also an, daß in der Entwicklungs=
ichte der Erde relativ kurze „Schöpfungszeiten, in welchen eine Um=
ung der Arten vor sich ging", abwechseln mit langen Zeiten, innerhalb
n die Arten sich vollkommen gleich blieben. Den Kern der Darwin'schen
tendenzlehre, den genetischen Zusammenhang der Organismenwelt, nimmt
also vollinhaltlich an; dagegen verwirft er die Annahme einer continuir=
n Variation und damit auch die Grundlage der Zuchtwahltheorie. An
Stelle der Entstehung der Arten durch natürliche Auslese setzt er seine
prägung". Er gebraucht dieses Wort zuerst 1858 in der tertiären
ra der Schweiz", Bd. III, S. 256. Wie diese Umprägung vor sich ging,
läßt er unentschieden: „es bleibt die Entstehung der Arten (aus einander)
uns ein Räthsel". Bis hierher hält er sich in den Schranken streng
nschaftlicher Discussion; wenn er aber nun einen zwecksetzenden Schöpfer

die Arten „ausprägen“ läßt, so füllt er die Lücke auf eine seinem ti
religiösen Gemüth entsprechende Weise aus, die mit der Wissenschaft nichts z
thun hat.

Als letztes Hauptwerk Heer's haben wir die siebenbändige „Fossile Flor
der Polarländer“ erwähnt. Auch dieses Werk enthält mit geringen Ausnahme
alles, was wir von dem Gegenstand wissen. Die Versteinerungen dazu, di
Ausbeute zahlreicher Polarexpeditionen wurden ihm von den Museen vo
Stockholm, Kopenhagen, Berlin, Petersburg, London und Dublin zugeschickt
Auch hier hat das reiche Material Stoff zu äußerst wichtigen Schlüssen au
das Klima der verschiedenen Weltalter geliefert; auch für pflanzengeographisch
Forschungen bietet das Werk eine noch lange nicht erschöpfte Fundgrube vo
Thatsachen. — Damit ist aber die Thätigkeit Heer's auf dem Gebiet der vor
weltlichen Botanik noch nicht erschöpft. Der anerkannten Autorität wurde
von allen Seiten Sammlungen von fossilen Pflanzen zugesandt; auf Ver
anlassung Lyell's wurde er durch die englische Akademie sogar nach Englan
gerufen, um die Lignite von Bovey-Tracey zu untersuchen. Weitere Arbeite
Heer's über fossile Pflanzen sind: „The fossil Flora of Bovey-Tracey“, Phi
Transactions 1862. „Ueber die von ihm an der hohen Rhone entdeckt
Pflanzen“, Verh. d. schweiz. Ges., S. 35—38. — Jahrb. f. Mineralog
S. 369—371. „Physiognomie des fossilen Oeningen“, Verh. d. schweiz. G
1846, S. 159—180. „Fougères de Thordes en Savoie“, Verh. Be
1858, S. 123. „Podogonium“, ebenda, S. 243. Beschreibung der (in ei
Arbeit von Escher v. d. Linth: Geol. Bemerkungen über das nördl. Vora
berg &c.) angeführten Pflanzen u. Insecten Vorarlbergs. — N. Denksch
XIII, 1853, S. 115—135, Taf. VI—VIII. „Ueber d. Wallnußbäume“. Be
Trogen 1857, S. 117—126 (Arch. d. sc. ph. et nat. III, 1858, p. 53
60). „Ueber die fossilen Pflanzen von St. Jorge in Madeira“, Denkschrif
der schweizerischen naturforschenden Gesellschaft 1857; „On certain fossil pla
from the hempstead Beds of the Isle of Whigt“. Journal of the geol.
XVIII, 1862; Heer und Andreä, „Beiträge zur näheren Kenntniß
sächsisch-thüringischen Braunkohlenflora“ mit zwei Tafeln, Abhandlungen
naturwissenschaftlichen Vereins in Halle, 1861; „Ueber einige fossile Pflanzen
Vancouver und Britisch-Columbien“, Denkschriften der naturforschenden
sellschaft, 1865 mit 2 Tafeln; „Ueber die Keuperpflanzen von Vorarlberg“, 18
„Beiträge zur Kreideflora“: 1. Kreideflora von Moletim in Mähren. De
schriften 1869 mit 11 Tafeln; „Miocene baltische Flora. Beiträge zur Nat
kunde Preußens“. Königsberg 1869, mit 10 Tafeln; „Ueber die Braunkoh
pflanzen von Bornstädt“, 1869, mit 4 Tafeln; „Beiträge zur Kreidefl
2. Zur Kreideflora von Quedlinburg“. Denkschriften, 1871, mit 3 Taf
„On Cyclostigma, Lepidodendron, and Knorria, from Kiltorkan“. Jour
of the geolog. Society 1872; „Ueber die Braunkohlenflora des Zsily-Th
in Siebenbürgen“, mit 6 Tafeln, 1872; „Ueber Ginkgo“, Regel's Gar
flora, 1874; „Ueber die permischen Pflanzen von Fünfkirchen in Unga
Jahrbuch der kgl. ung. geolog. Anstalt, 1876, mit 28 Tafeln; „Fo
Früchte der Oase Chargeb“, Denkschriften, 1876; „Ueber die Aufgaben
Phytopaläontologie“, 1879; „Zur Geschichte der ginkgoartigen Bäume“,
handlungen der schweizerischen naturforschenden Gesellschaft, 1879; „Ueber
Alter der tertiären Ablagerungen der arctischen Zone“. Ausland, 18
„Ueber die Sequoien“, Regel's Gartenflora, 1879; „Beiträge zur fos
Flora von Sumatra“, Denkschriften, 1881; „Contributions à la flore fo
du Portugal“. Section des travaux géol. du Portugal, 1882, mit 28 Taf
„Ueber das geologische Alter der Coniferen“. Botanisches Centralblatt, 18

„Ueber die fossile Flora von Grönland". Engler's Jahrbücher, 1883. — Endlich ist noch zu erwähnen, daß die Anlage, Ordnung und Etiquettirung der äußerst reichhaltigen Sammlung vorweltlicher Pflanzen, welche der Universität und dem Polytechnikum gemeinschaftlich angehört, beinahe ausschließlich Heer's Verdienst ist und daß nach seinen Angaben Professor Holzhalb das schöne Bild „Oeningen zur Tertiärzeit" malte, welches diese Sammlung ziert.

Daß so hervorragenden wissenschaftlichen Leistungen auch Anerkennung von außen zutheil wurde, ist selbstverständlich. H. war Dr. med. honoris causa der Universitäten Basel und Wien, correspondirendes Mitglied der Akademien der Wissenschaften in Paris, München, Brüssel, Stockholm, Petersburg, Budapest, der Kaiserl. leopoldinisch-karolinischen Akademie deutscher Naturforscher, Ehrenmitglied der amerikanischen Akademien in Philadelphia, Boston und New-York, sowie des Victoria-Instituts in London und des Schweizerischen Alpenclubs und einer großen Zahl anderer in- und ausländischer naturforschenden und landwirthschaftlichen Gesellschaften; auswärtiges Mitglied der geologischen und Linnéischen Gesellschaft in London, der botanischen Gesellschaft in Edinburg, 2c. 2c. — Im J. 1859 ertheilte ihm die holländische Gesellschaft der Wissenschaften zu Harlem für die „Tertiärflora der Schweiz" den großen Preis, welchen sie zur Feier ihres hundertjährigen Jubiläums ausgesetzt hatte, und 1861 die goldene Medaille für eine Abhandlung über Oeninger Insecten; 1862 und 1873 erhielt er von der Geological society von London einen Geldpreis, 1874 die Wolaston medal, 1878 die Royal medal von der Royal society von London, 1874 eine goldene Medaille von der Akademie der Wissenschaften in Stockholm, und den Nordstern-Orden vom König von Schweden, 1882 den Cuvierpreis von der Académie française, 1875, 1878 und 1880 drei Medaillen von internationalen Ausstellungen, 1881 wurde er vom König von Portugal zum Commandatore di San Jago ernannt, 1883 erhielt er vom König von Dänemark den Danebrog-Orden II. Classe und 1865 vom Großherzog von Baden das Ritterkreuz des Zähringer-Ordens. Zahlreiche fossile Pflanzen und Thiere sind nach ihm benannt; in Spitzbergen existirt ein „Heer's Berg", in Grönland ein „Kap Heer". Niemals aber prunkte er mit seinen Auszeichnungen. Pecuniären Vortheil suchte und fand er bei seinen Arbeiten nur wenig; seine Lebensstellung blieb bis zu seinem Ende eine bescheidene.

J. Heer u. C. Schröter, Oswald Heer. Lebensbild eines schweizerischen Naturforschers. Zürich 1885—87. 687 Seiten. gr. 8°, mit Porträt und zahlreichen Textbildern. — De Candolle, Alph., O. Heer. Archives des sciences physiques et naturelles X, 1883, p. 415—416. — Rothpletz, O. Heer. Bot. Centralblatt XVII, 1884, mit Porträt. — Saporta, Marquis de, O. Heer et son oeuvre. Revue des deux mondes. 1. juillet et 15. août 1884. — Malloizel, Godefroy, Oswald Heer, Bibliographie et Tables iconographiques, précédés d'une notice biographique par R. Zeiller. Stockholm (ohne Jahreszahl, wol 1887). Enthält eine absolut vollständige Liste aller Publicationen Heer's, mit bibliogr. Notizen über Recensionen, und ein Verzeichniß aller in den Werken Heer's abgebildeten Fossilien mit Angabe des Ortes, wo sie abgebildet sind. Scudder, Bibliography of fossil insects published by O. Heer. Harvard University Bulletin. June 1881.

Schröter.

Heerklotz: Adolph H., Politiker und Erzähler, am 13. Juni 1823 zu Oelsnitz (sächs. Voigtland) geboren, studirte Montanwissenschaften zu Frei-

, Theologie und Philologie, bald nur letztere, zu Leipzig (1844—47
te 1848/49, Realschullehrer zu Annaberg, als Agitator und Freischärler
er eine Rolle in der sächsischen Revolution. Der Inhaftirte entzog sic
ender Zuchthausstrafe durch die Flucht nach Brüssel. Hier brachte er sich al
achlehrer (vgl. sein Buch „Reddita reddenda. Extracts in English pros
e translated into German", 1856), Universitätsdocent und frei schrift
rnd die — durch die Thätigkeit als Professor an der Akademie zu Lau
e 1854—57 — unterbrochenen Jahre bis zur Generalamnestie durch. Be
Brüsseler Schiller-Säcularfeier 1859 verherrlichte sein formschöner, inhalt
r Hymnus („Schiller-Denkmal. Volksausgabe" II 687—90) des Meister
denz und Wirkung. Daß H. außerhalb des geliebten Vaterlandes kei
te Heimath finden konnte, beweist der deutliche Gegensatz, den der idealistisch
1862 in der Erzählung „Wallonisch und vlämisch", S. 25, zwischen de
n diese Volksbegriffe verkörpernden Widersachern construirt. 1864 ka
wieder ins Heimathland, ein umhergeschüttelter reifer Mann. In Dresde
Instituts-, dann Privatlehrer, sowie durch etwas Klein-Schriftsteller
te er nothdürftig sein Dasein. 1895 kam der längst schwer Augenleidend
Günzstift der Stadt, wo er am 30. (oder 31.) Januar 1898 starb.
Heerkloß' reiche philologische und litterarische Gaben sind nicht zu Rei
Anerkennung gelangt. In Fachblättern ersterer Art, wo er selten a
nt, aber willkommen erschien, liegt manches verstreut. Am originellst
n sind die auch als Buch gedruckten „Betrachtungen über die Odysse
4), welche für dies Epos einen rechten Plan ableugnen, ein ungeschick
ammenschweißen und einen Rang hinter der Iliade darlegen. Unter He
belletristischen Werken steht an erster Stelle „Janthe. Episode aus d
rkessen-Kriege" (1858), eine meist nach den geschichtlichen und eth
hischen Angaben bei Bodenstedt, Die Völker des Kaukasus und i
heitskämpfe gegen die Russen (s. A. D. B. XLVII, 54), in flüssi
zen geschriebene Liebes- und Heldenhistorie von 1841, innerlich
rlich an die italienischen Väter der Gattung erinnernd. „Ein Frühli
elle" (1861): etwas sentimental-sensationell angefaßtes modernes Ab
vom Genfersee. Ein wenig weichlich wie diese, aber auch glatt stil
alles, was von H. gedruckt vorliegt, führt „Wallonisch und vläm
elle" (1862), eine Kette warm empfundener Scenen aus dem Belgien
tzten Menschenalters, zwei Liebespaare desselben Freundeskreises nach le
irrter Verwicklung, hier leicht zur Dorfgeschichte ansetzend, zum Zi
e Erzeugnisse von Heerkloß' poetischer Prosa zeigen Verwandtschaft
Art des vortrefflichen Wilh. Hauff. Heerkloß' wenige Dichtungen,
bühr vergessen, überragen inhaltlich und technisch, besonders sprach
derte vielgelesener Zeitgenossen.

Nach Originalmittheilungen Verwandter und Zeitungsnotizen me
appe Skizze Biograph. Jahrbuch u. Dtsch. Nekrolog III, 244 (da
örtlich Brümmer, Lexik. dtsch. Dcht. u. Pros. d. 19. Jahrh.[6] II, 496).
llustr. Zeitung Nr. 2850, S. 162. — Ausführl. Charakterbild von
N. Archiv f. sächs. Geschichte.

Ludwig Fränke

Heermann: Gottlieb Ephraim H., geboren 1727 in Leschwitz
itz, † am 11. Februar 1815 in Weimar, wo er als herzoglich sach
marischer Legationsrath, seit 1778 auch als erster wirklicher fürstl
iothekar und als Aufseher des herzoglichen Münzcabinets lebte, ko
Schriftsteller namentlich durch seine Singspieldichtung für die Littera
chte in Betracht. Dadurch, daß die bekannte Koch'sche Schauspielge

schaft von 1768—1771 in Weimar spielte, wurde die Pflege der im Anfang der sechziger Jahre neu erstandenen deutschen Operette nach Weimar verpflanzt. Das deutsche Singspiel, das allem Gezeter Gottsched's zum Trotz zu neuem Leben erweckt worden war und insbesondere durch Christian Felix Weiße gepflegt wurde, bediente sich der Form der französischen Operette, d. h. des gesprochenen Dialogs, in den einzelne Gesangsstücke eingelegt waren. Hiller hatte schon aus Rücksicht auf die nicht als Sänger geschulten Schauspieler zu Weiße's Operetten eine möglichst einfache Musik setzen müssen. Den Stoff dieser meist auf französischen Originalen beruhenden Singspiele bildete fast stets eine ländliche, mitunter affectirt schäferlich gefärbte Liebes- und Intriguengeschichte. 1770 wurde Weiße's beliebtes Singspiel „Die Jagd“ in Weimar zum ersten Male gegeben, und gar bald fanden sich Nachfolger und Nachahmer auf diesem Gebiete; als deren „ersten und rührigsten“ bezeichnet Minor unseren H., den z. B. Wieland, der sich selbst sehr für das Singspiel als Gattung interessirte, nicht genug zu rühmen wußte. Auf Wunsch des weimarischen Hofes schrieb H. 1770 die dreiactige Operette „Das Rosenfest“ (erschienen Weimar 1771), eine Bearbeitung der „Rosière de Salenci“ der Madame Favart. Diesem Stück, das sich ungemeiner Beliebtheit erfreute, folgten die zweiactige, den sächsischen Prinzenraub behandelnde Operette „Die treuen Köhler“ (Weimar 1772), die gleichfalls zweiactige Fortsetzung hierzu „Der Abend im Walde“ (Weimar 1774) und das nach Goldoni verfaßte Singspiel „Die Dorfdeputirten“ (Weimar 1773). — Auch sonst hat sich H. als Schriftsteller bethätigt. 1785 veröffentlichte er einen „Beytrag zur Lebensgeschichte Jos. Ernst's des Jüngeren, Herzogs zu Sachsen-Weimar“, wozu 1786 eine „Nachlese“ erschien.

Goedeke's Grundriß IV, 79 f. — Meusel III, 153; XVIII, 85. — Teutscher Merkur 1773. — Minor, Chr. Fel. Weiße, S. 193 ff.

Egon v. Komorzynski.

Hefele: Karl Joseph von H., Kirchenhistoriker und Bischof von Rottenburg, wurde am 15. März 1809 zu Unterkochen in Württemberg als Sohn des dortigen königlichen Hüttenverwalters geboren, erhielt seine Gymnasialbildung in Ellwangen und Ehingen, studirte in Tübingen 1827/32 Philosophie, Philologie und Theologie, wurde am 10. August 1833 ordinirt und, nach kurzer Wirksamkeit in der Seelsorge, am Convict daselbst Repetent, im J. 1835 Professoratsverweser am Gymnasium in Rottweil, im Frühjahr 1836 als Nachfolger Möhler's (s. d. A.) Docent der Kirchengeschichte an der katholisch-theologischen Facultät in Tübingen und kam damit zu dem Beruf, den er ein volles Menschenalter verwalten sollte, seit Herbst 1837 als außerordentlicher, seit 1840 als ordentlicher Professor, und der die erste Periode seines reichen Lebens ausfüllt. Gemäß seinem Wahlspruch: „Wer mit Segen in seinem Beruf wirken will, muß ihm mit ganzer Seele angehören“, widmete er sich seiner Lehrthätigkeit stets mit großer Gewissenhaftigkeit, und da er einen klaren, lebendigen und ansprechenden Vortrag hatte, war seine Wirksamkeit eine sehr erfolgreiche. Nicht minder bedeutend ist seine litterarische Thätigkeit. Vor allem verfaßte er für die Theologische Quartalschrift, die von der katholisch-theologischen Facultät in Tübingen herausgegeben wird und an deren Redaction er demgemäß selbst Antheil hatte, eine große Anzahl von Arbeiten, Recensionen und Abhandlungen. Ebenso beteiligte er sich mit Eifer an mehreren anderen Zeitschriften, besonders der in Augsburg erscheinenden Neuen Sion, die von seinem Schwager Karl Haas herausgegeben wurde, und an dem bei Herder in Freiburg erschienenen Kirchenlexikon, das in der ersten Auflage (1847/56) mehr als 150 Artikel aus seiner Feder enthält, darunter

manche von beträchtlichem Umfang. Seine selbständig erschienenen Schrif
sind: 1. „Geschichte der Einführung des Christenthums im südwestlich
Deutschland“ (1837), seine Promotionsschrift, auf Grund deren wie einer
sie sich anschließenden Disputation in der Aula der Universität ihm
31. Januar 1838 der theologische Doktorgrad zu theil wurde; 2. „Patr
apostolicorum opera“ (1839), eine Ausgabe der Schriften der apostolisc
Väter mit Prolegomenen und erklärenden Anmerkungen, die noch dreimal,
vierter Auflage 1855 erschien und allmählich beträchtlich erweitert wu
3. „Das Sendschreiben des Apostels Barnabas aufs neue untersucht, über
und erklärt“ (1840), eine in die patristische Forschung nicht unerheblich
greifende Arbeit, indem von da an die These von der Echtheit des Schriftst
in stets weiteren Kreisen aufgegeben wurde; 4. „Der Cardinal Ximenes
die kirchlichen Zustände Spaniens am Ende des 15. und am Anfang
16. Jahrhunderts; insbesondere ein Beitrag zur Geschichte und Würdig
der Inquisition“ (1844), 2. Aufl. 1851, 1856 dreifach ins Französische, 1
ins Englische übersetzt; 5. „Chrysostomuspostille“ (1845), 3. Aufl. 1857,
Sammlung der schönsten Stücke aus dem Reichthum der Homilien des gr
griechischen Kirchenlehrers in deutscher Uebersetzung; 6. „S. Bonavent
Breviloquium“ (1845), ed. III: „Breviloquium et Itinerarium mentis
Deum“ (1861), eine neue Ausgabe dieser hochgeschätzten Schriften des mi
alterlichen Theologen mit verbessertem Text; 7. „Conciliengeschichte“, 7
(1855—74); 2. Aufl. Bd. I—IV, 1873—79; ins Französische übersetzt d
Goschler u. Delarc, 12 Bde. 1869—78; englische Uebersetzung durch W.
Clark in 5 Bänden, bis zum zweiten nicänischen Concil oder bis
Jahr 787 reichend, 1871—96; 8. „Beiträge zur Kirchengeschichte, Archäol
u. Liturgik“, 2 Bde. 1864, eine Auswahl aus den zahlreichen in Zeitschr
zerstreuten Abhandlungen, mit Beifügung einiger noch ungedruckter Auf
Die meisten dieser Schriften erfreuten sich, wie die wiederholten Auflagen
die Uebersetzungen in fremde Sprachen zeigen, eines großen Beifalls.
ersten Rang nimmt nach Umfang und Bedeutung die bis zum Ende
Basler Concils oder bis zum Jahre 1449 reichende „Conciliengeschichte“
sie ist das Haupt- und Lebenswerk Hefele's, das ihn in der That fast
ganze Lebenszeit mehr oder weniger beschäftigte und, wie die angefüh
Daten zeigen, noch zehn Jahre über die hier in Betracht kommende Pe
hinaus in Anspruch nahm, indem er die zweite Hälfte des letzten Bandes
die zweite Auflage der vier ersten Bände erst nach seinem Abgang
Tübingen veröffentlichte. Das Werk ist nicht ohne Schwächen im einzel
und die Wissenschaft ist inzwischen über manche Partieen hinweggeschrit
Am wenigsten befriedigt die Einleitung, besonders die Abschnitte über
Berufung der allgemeinen Synoden des Altertums und ihr Verhältniß
römischen Stuhl, da H. hier mehr von dogmatischen als historischen Gesi
punkten sich leiten ließ, mehr an die auf der katholischen Seite herrsch
traditionelle Auffassung sich anschloß als eine eigene und selbständige Un
suchung anstellte, wie in des Unterzeichneten Kirchengeschichtlichen Abhandlu
und Untersuchungen I (1897), 39—121, näher ausgeführt ist. Im ga
ist aber das Werk, wie allgemein anerkannt wird, eine sehr hervorrag
Leistung, die nach vielen Seiten hin die Wissenschaft förderte und als gr
liche und bündige Verarbeitung eines großen Materials ihr noch geraume
erhebliche Dienste leisten wird. Noch einer anderen Publication ist hie
gedenken. Im J. 1895, zwei Jahre nach dem Tode Hefele's, gab A. Knö
ein „Lehrbuch der Kirchengeschichte auf Grund der akademischen Vorlesu
von Karl Joseph v. Hefele, Bischof von Rottenburg“, heraus. Da aber Knö

H. nicht mehr hörte und in der Vorrede selbst erklärt, daß „das einstige Collegheft von H. ein durchaus anderes werden mußte, anders nach Form und Inhalt“, so ist klar, daß dieses Buch mit H. eigentlich nichts zu thun hat. H. selbst erklärte sein Vorlesehest, so viel er auch im Laufe der Zeit an ihm besserte, als Professor nie für druckreif. Es war zu kurz, und vieles, was in einer Druckschrift nicht zu umgehen war, fehlte in ihm, da bei dem in Tübingen bestehenden Studienplan ohne eine gedruckte Vorlage eine umfassendere und allseitigere Behandlung nicht möglich war. Wie er etwa später und in hohem Alter dazu kam, die Veröffentlichung zu gestatten oder vielmehr seinen Namen zu einer Publication zu leihen, in der kein Satz als sein Eigentum kenntlich gemacht ist, ist nicht recht aufgeklärt und nach seinen früheren Erkärungen schwer begreiflich. Vgl. darüber Theolog. Quartalschrift 1895 S. 680—683; 1899 S. 315—320. — Bei so reicher Thätigkeit konnte es an äußeren Ehren nicht fehlen. Die Universität Tübingen wählte H. für das Jahr 1852/53 zu ihrem Rector. Im Frühjahr 1853 erhielt er einen ehrenvollen Ruf an die Universität Freiburg, den er aber ablehnte. Im Herbst 1853 wurde ihm das Ritterkreuz des Ordens der württembergischen Krone und damit die Erhebung in den persönlichen Adelstand zu theil. Die Wiener theologische Facultät ernannte ihn 1865 zu ihrem Ehrenmitglied. Die Universität Bonn verlieh ihm bei ihrer Jubiläumsfeier 1868 den Doctorgrad der Philosophie. Die Universität Edinburg nahm ihn bei ihrer dritten Säcularfeier 1881 gleichfalls in die auserlesene Reihe der Männer auf, die sie honoris causa mit einem akademischen Grade schmücken wollte. — Eine kleine Unterbrechung erfuhr das gelehrte Stillleben in den Jahren 1842—45, als H. sich bestimmen ließ, den Bezirk Ellwangen in der Kammer der Abgeordneten zu vertreten. Es war die Zeit, wo der Bischof J. B. v. Keller (s. d. Art.) eine Motion gegen die damals bestehende übermäßige Bevormundung der Kirche durch den Staat einbrachte. H. kämpfte energisch an der Seite seines Bischofs für die Gewährung der der Kirche gebührenden Selbständigkeit. Die Politik sagte ihm indessen nicht zu, und als sein Mandat abgelaufen war, wandte er sich wieder ausschließlich seinem Beruf als Lehrer und Gelehrter zu. Eine zweite Unterbrechung erfolgte, als er zum Consultor für die Vorbereitung des vatikanischen Concils ernannt wurde und dementsprechend den Winter 1868/69 in Rom zubrachte. Dieselbe gestaltete sich annähernd zum Ende seiner akademischen Thätigkeit und gewissermaßen zum Uebergang in die zweite Periode seines Lebens.

Bald nachdem er im Frühjahr 1869 aus Rom in die Heimath zurückgekehrt war, starb der Bischof Joseph v. Lipp von Rottenburg, und das Domcapitel wählte ihn am 17. Juni zum Nachfolger; die Präconisation erfolgte am 22. November, die Consecration und Inthronisation am 29. December. Bei der vollen Befriedigung, die er in seinem bisherigen Berufe fand, war es ihm nicht leicht, ihn aufzugeben; auf der anderen Seite konnte er aber der einstimmigen Wahl sich nicht entgegensetzen, zumal die damaligen Verhältnisse der Diöcese, die sogen. Rottenburger Wirren, dringend ihre Annahme geboten. Die neue Stellung führte ihn sofort in die bewegteste Periode seines Lebens. Im September 1869 nahm er bereits als erwählter Bischof von Rottenburg an den Berathungen des deutschen Episcopates zu Fulda theil, bei denen es sich hauptsächlich um die Stellung zu dem bevorstehenden allgemeinen Concil im Vatican und besonders zu der, wie verlautete, in Aussicht stehenden Dogmatisirung der Lehre von der päpstlichen Unfehlbarkeit handelte, und unterzeichnete den Hirtenbrief, der von den versammelten Bischöfen am 6. September erlassen wurde, um die Katholiken Deutschlands gegenüber den

Befürchtungen und Verdächtigungen, die sich über das Concil erhoben, zu b
ruhigen, sowie auch das vom 4. September datirte Schreiben einer etw
kleineren Zahl von Bischöfen an den Papst, in dem dieser von der Stimmu
in Deutschland in Kenntniß gesetzt und erklärt wird, daß viele Geistliche u
Laien, Männer in Treue und Liebe zur Kirche und zum apostolischen Stu
bewährt, dringend wünschen, daß die fragliche Definition unterbleibe, da
fürchten sei, sie werde nicht wenige Katholiken hinsichtlich ihres Glaubens
Gefahr bringen und die Rückkehr der Protestanten zur Kirche erschweren. Ba
nach seiner Consecration reiste er zum Concil ab und traf am 16. Janu
1870 in Rom ein. Die Befürchtung, die einen Gegenstand der Fuldaer Ve
handlungen gebildet hatte, erwies sich bald als wohl begründet. Die Fra
war schon in der dogmatischen Vorbereitungscommission zu Rom im Febru
1869 erörtert und dabei erklärt worden, daß die Lehre als Glaubenssa
definirt werden könne; nur solle sie dem Concil nicht vorgelegt werden, wen
nicht die Mitglieder selbst einen dahin gehenden Antrag stellen. Der Antra
blieb unter den obwaltenden Umständen nicht aus. Nicht wenige Bischö
huldigten der bezüglichen Lehre, und in Rom wünschte man die Definitio
Die Sache wurde noch im December 1869 in einigen Kreisen besprochen, u
am 3. Januar 1870 wurde ein von mehreren Bischöfen unterzeichnet
Schreiben in Umlauf gesetzt, um möglichst viele Stimmen für den Antr
zu gewinnen. Das Vorgehen rief auf der anderen Seite große Beunruhigu
hervor, und 136 Mitglieder des Concils, 46 aus Deutschland und Oesterrei
Ungarn und unter diesen H., wandten sich am 29. Januar dagegen schrift
an den Papst. Die Bitte hatte keinen Erfolg. Die Vorlage über die Kir
enthielt zwar bei ihrer ersten Vertheilung am 22. Februar den fraglich
Lehrsatz noch nicht. Auf Verlangen der Majorität wurde er aber dem Absch
über den Primat als Zusatzartikel am 6. März beigefügt und damit für e
Aufgabe erklärt, die das Concil zu lösen habe. Den Eindruck, den die
Schritt auf die Vertreter der anderen Auffassung machte, bezeugen die Wo
die H. am 17. December 1870 an Döllinger schrieb: „Wir waren wie
den Wolken gefallen.“ So mußte es nothwendig zum Kampf kommen. De
abgesehen davon, ob die Lehre als solche der alten Kirche bekannt war u
demgemäß auf einer entsprechenden Tradition beruht, handelte es sich jed
falls um eine hochbedeutsame formelle Aenderung, indem, was bisher bl
Schulmeinung war, nun zu einem Glaubenssatz erhoben werden sollte, und
konnte ein energischer Widerstand nicht ausbleiben. H. nahm in dem Kam
eine der ersten Stellen ein. Zwar erscheint er nicht häufig als öffentli
Redner, in den Verhandlungen über das Glaubensdecret am 24. und 31. Mä
umsomehr aber machte das Gewicht seiner Gelehrsamkeit im Kreise seiner G
sinnungsgenossen sich geltend, da er als langjähriger Kirchen- und Conci
historiker wie schwerlich ein anderer in die Geschichte der Kirche und
Concilien eingedrungen war. Da die Frage, seitdem sie aufgetaucht w
allenthalben litterarisch erörtert wurde, so griff auch er zur Feder, um an
Geschichte des Papstes Honorius die Unannehmbarkeit des Antrages na
zuweisen. Die Schrift: „Causa Honorii papae“ wurde im April 1870 un
die Väter des Concils vertheilt. Gedruckt wurde sie in Neapel, da in R
den Opponenten die Presse entzogen wurde. Eine deutsche autorisirte Ue
setzung erschien in Tübingen, und dieser Ausgabe war ein am 5. Mai
schriebener Nachtrag beigefügt, in dem die gleichzeitig erschienene Schrift
römischen Professors Pinacchi: „De Honorii I. Romani Pontificis causa
Concilio VI“, die sich in ihrem letzten Capitel mit Hefele's Schrift befa
einer Kritik unterzogen wurde. Eine zweite Uebersetzung gab Dr. Rump

ünster heraus. Die Verhandlungen auf dem Concil begannen, nachdem das
ecret über den Glauben in der dritten öffentlichen Sitzung am 24. April
rkündigt worden war, und nach der Geschäftsordnung sollten zuerst die
apitel von der Kirche und dann die von der Commission neu redigirten
rtikel vom Primat an die Reihe kommen. Auf Seite der Majorität erhob
h aber das Verlangen nach der umgekehrten Ordnung, und obwohl 77 Bischöfe,
runter H., am 8. Mai dagegen Protest einlegten, wurde das Schema am
Mai in einer jener Petition entsprechenden Gestalt vertheilt. Die General-
ebatte begann in der 56. Generalcongregation, am 14. Mai, und in der
lgenden Sitzung, am 17. Mai, wollte auch H. sprechen. Die Rede des
ardinals Erzbischofs Cullen von Dublin veranlaßte ihn zu einer Erwiderung,
nd da er das Wort nicht mehr erhalten konnte, ließ er seine Vertheidigung
n Neapel drucken. An der Specialdebatte betheiligte er sich nicht. Der
usgang ließ sich voraussehen, nachdem die Sache so weit gekommen war.
Die vier Capitel über den Primat erfuhren zwar im einzelnen manche Aenderung
nd Verbesserung; in der Hauptsache blieben sie nach dem Sinn der Majorität
estehen, und als es in der Generalcongregation am 13. Juli zur End-
bstimmung kam, ergaben sich 451 Ja, 88 unbedingte und 62 bedingte Nein;
ngefähr 70 Mitglieder fehlten. H. gehörte dem Kreis an, der unbedingt
mit Nein stimmte. Er trat auch dafür ein, daß dieses Nein in der nächsten
ffentlichen Sitzung am 18. Juli wiederholt werde und daß man auf das
Verlangen der Unterwerfung, das, wie verlautete, nach der Proclamation des
euen Dogmas sofort gestellt werden sollte, ebenfalls mit Nein antworte.
Sein Rath drang aber nicht durch, und so betheiligte er sich gleich den anderen
Opponenten an jener Sitzung nicht; das Nein wurde aber für dieselbe aufrecht-
erhalten, wie in dem von 55 Bischöfen am Tage zuvor an den Papst ge-
richteten Schreiben ausdrücklich erklärt ist, und wie selbst aus den Worten
hervorgeht, mit denen das Wegbleiben von jener Sitzung motivirt wurde:
man wolle in einer die Person des Papstes so nahe berührenden Angelegen-
heit nicht in dessen Angesicht mit Non placet stimmen. — Das Nein galt
ihm auch noch, als er am 22. Juli in die Heimath zurückgekehrt war. Wie
die von J. F. v. Schulte, Der Altkatholicismus, 1887, S. 215—238, ver-
öffentlichten Briefe zeigen, sprach er sich darüber wiederholt unumwunden aus.
Da aber die Verabredung, die nach seinem Brief an Döllinger vom 10. August
1870 die Opponenten in Rom getroffen hatten, es solle, wenn man die An-
nahme und Verkündigung des neuen Dogmas von ihnen verlange, keiner
vorschnell für sich handeln, sondern es sollen die Bischöfe der einzelnen Nationen
zuvor noch eine Zusammenkunft haben und jede Nation mit der anderen
correspondiren, nicht gehalten wurde, die Opponenten bald allenthalben einer nach
dem anderen sich unterwarfen und die wenigen, die noch einige Zeit standhaft
blieben, zu sehr in der Welt zerstreut waren, um eine gemeinsame Action zu
ermöglichen, die Masse der Laien und auch der Geistlichen als zu gleichgültig
erschien, so konnte er auf eine Wendung in der Angelegenheit, wie er sie früher
sich dachte, bald nicht mehr hoffen. Und zu einem eigentlichen Schisma wollte
er, ähnlich wie später Döllinger, auch nicht mitwirken. Sein Plan war viel-
mehr, wenn man mit dem Ansinnen der Unterwerfung an ihn herantrete,
seine Cessionsbereitwilligkeit zu erklären, um so vielleicht der Excommunication
zuvorzukommen, und sofern ihn diese gleichwol treffen sollte, hoffte er, wie er
in dem Brief an einen Kölner Geistlichen vom 3. December 1870 bemerkte,
eine solche ungerechte Censur ohne Beschwer seines Gewissens ertragen zu
können. Für den Fall der Resignation trug er sich, wie schon während des

Concils, so auch jetzt noch einige Zeit mit der Hoffnung, auf seinen Lehrs
nach Tübingen zurückkehren zu können, der auch hauptsächlich mit Rück
auf ihn fast ein Jahr lang unbesetzt blieb. Bald stellten sich aber ern
Gedanken ein. Am 11. März 1871 findet er die Lage eines suspendi
und excommunicirten Bischofs als eine schreckliche, die er kaum ertragen kön
Eher möchte er zur Cession sich entschließen. Zugleich bezeichnet er aber ber
auch die Hinausgabe der vaticanischen Decrete an den Clerus als ei
Ausweg aus der bedrängten Lage, und da die Publication schon überal
Deutschland erfolgt war, so schien sie auch für ihn nicht leicht zu umg
und andererseits möglich zu sein, sofern die die Infallibilitätslehre enthalt
Constitution Pastor aeternus als etwas noch nicht Fertiges und einer authe
schen Interpretation noch nicht Fähiges sich betrachten ließ, da sie nur ei
Theil des großen Schemas von der Kirche bildet und der größere Theil
Ganzen infolge der zunächst wegen der Sommerhitze und dann wegen
Occupation Roms durch das Königreich Italien verfügten Vertagung
Concils nicht mehr zur Berathung kam, im Falle einer etwaigen Fortset
das Decret über die Infallibilität des Papstes bei Berathung des concurrire
Capitels über die Infallibilität der Kirche daher einige Einschränkungen
fahren könnte. Und wenn er in Bälde für diesen Weg sich entschied, so bi
die Rücksicht auf seine Diöcese einen Hauptgrund. Denn was sollte im
seiner Resignation aus dieser werden? Die Frage drängte sich ihm be
während des Concils auf (Friedrich, Tagebuch, 2. A., 1873, S. 398),
ihr konnte er sich naturgemäß auch jetzt nicht entziehen. Wenn er einen N
folger erhielt, der wie andere Bischöfe die neue Lehre rücksichtslos mit ei
Schlage durchsetzen wollte, so mußten die größten Wirren entstehen, da
wenige Geistliche seine Auffassung theilten und schwerlich über Nacht sie
zugeben sich entschließen konnten. Ebenso war, wenn, was das Wahrsch
lichere war, eine längere Sedisvacanz eintrat, der Ausbruch eines schw
Kampfes unausbleiblich. Denn die neue Lehre hatte auch in der Diöcese
Anhänger, und wenn die Extremen unter denselben in Bälde selbst den Bi
wegen seiner Haltung für schismatisch und excommunicirt erklärten, war
Milde gegen die Gegner unter den einfachen Geistlichen und Laien noch wen
zu erwarten, während diese ihrerseits auf ihrer Anschauung umsomehr
stehen mochten, als sie durch das Beispiel des Bischofs darin bestärkt wur
Die Publication fand am 10. April 1871 statt, und es waren ihr, da
authentische Erklärung noch nicht möglich sei, einige „unmaßgebliche“
merkungen limitirenden Charakters beigegeben. Im Rheinischen Merkur, 18
S. 114, tauchte die Behauptung auf, die Unterwerfung sei erfolgt, weil
bei der württembergischen Regierung nicht die erwartete Unterstützung gefun
habe, und Schulte (Der Altkatholicismus, 1887, S. 234) hielt sie aufre
obwohl sie im Deutschen Volksblatt v. 19. April 1872 und im Württ
bergischen Staatsanzeiger v. 30. März 1875 für unrichtig erklärt wu
Was aber dafür vorgebracht wird, reicht nicht zu einem Beweis hin. Jed
falls war die Haltung der Regierung von keiner maaßgebenden Bedeutu
Nach einer Aeußerung, die H. im Sommer 1873 zu Robert von Mohl t
und die wir durch Schulte (a. a. O. S. 235 f.) erfahren, soll er ferner
Unterwerfung nur darum sich verstanden haben, weil man ihm von Rom
versprochen habe, weder direct gegen die Tübinger theologische Facultät
zugehen noch ihn zu Schritten gegen dieselbe zu zwingen. Ich habe nie et
davon gehört; es besteht aber auch kein Grund, das Wesentliche der
theilung, daß nämlich H., als er zu dem entscheidenden Schritt sich entsc
zu Gunsten seiner nächsten Freunde und ehemaligen Collegen sich Zusicheru

geben ließ, zu bestreiten, da im anderen Fall der Hauptzweck, den er verfolgte, seiner Diöcese den Frieden zu erhalten, nicht zu erreichen war. Ein Leichtes war ihm begreiflicher Weise die Unterwerfung nicht. Der Satz in seinem Proclamationsschreiben: „Es ist aber der kirchliche Friede und die Einheit der Kirche ein so hohes Gut, daß dafür große und schwere persönliche Opfer gebracht werden dürfen“, läßt zur Genüge seine Stimmung erkennen. Wie sie zu stande kam, erhellt aus dem Bisherigen. Mit Unrecht wurde von Schulte (a. a. O. S. 232) das Streben betont, Bischof zu bleiben. Wer H. näher kannte, weiß, daß ihm ein solches Motiv fremd war. Das Urtheil fiel nach dem Standpunkt der Parteien sehr verschieden aus. Hase, der ihn im übrigen sehr wohlwollend beurtheilte, bemerkte, der Bischof habe den Gelehrten erwürgt (Polemik, 5. A., 1890, S. 237). Die Altkatholiken, die sich in der Hoffnung, die sie für ihre Sache auf ihn gesetzt hatten, getäuscht sahen, ergingen sich in heftigen Anklagen. Die kirchlichen Extremen grollten über seine Mäßigung und Zurückhaltung. Er selbst erklärte wie bei der Unterwerfung, daß ihm über seine Haltung beim Concil sein Gewissen nie den leisesten Vorwurf gemacht habe, so später, daß er jenen Schritt nie bereut, daß er ihm nach schweren Kämpfen die innere Ruhe wiedergebracht habe. Es liegt kein Grund zu einem Zweifel vor, daß es ihm mit dem Worte ernst war. Seine Thätigkeit ging fortan in Verwaltung seiner Diöcese auf. Nur beschäftigte er sich auch noch eine Zeitlang mit der Conciliengeschichte, indem er den letzten Band mit Ausarbeitung der zweiten Hälfte vollendete und von den ersten Bänden eine zweite und verbesserte Auflage veranstaltete. Sein Tod trat nach kurzer Krankheit am 5. Juni 1893 ein. Er war in seinem Wesen einfach und anspruchslos, offen und leutselig, und wurde von allen, die ihn kennen zu lernen Gelegenheit hatten, verehrt und geliebt.

Funk, Karl Joseph von Hefele, in der Theolog. Quartalschrift 1894, 1–14. — H. Roth, Dr. K. J. v. H., Bischof von Rottenburg 1894 (hauptsächlich über die politische Thätigkeit). — Hegler, Hefele, in Realencyklopädie für protest. Theologie u. Kirche, 3. A., VII, 525—31. — H. Gelzer, Ungedrucktes von Bischof v. Hefele, in Deutsche Revue, 1900, IV, 341—351 (Correspondenz mit einer befreundeten Dame). — Zur Thätigkeit auf dem Concil und Unterwerfung außer dem angeführten Werk von Schulte: J. Friedrich, Tagebuch während des Vaticanischen Concils, 2. A., 1873. Ders., Geschichte des Vaticanischen Concils, 3 Bde., 1877/87. — Quirinus, Römische Briefe vom Concil 1870. — E. Friedberg, Sammlung der Actenstücke zum ersten Vaticanischen Concil 1872. Ders., Actenstücke, die altkatholische Bewegung betr., 1876. — Acta et decreta sacrorum conciliorum recentiorum. Collectio Lacensis tom. VII, 1890. — Th. Granderath, Geschichte des Vaticanischen Concils I—II (bis zum Schlusse der dritten öffentlichen Sitzung) 1903.

Funk.

Hehn: Victor H., geb. am 8. Oct./26. Sept. 1813 zu Dorpat, † am 21. März 1890 zu Berlin. Der livländische Zweig der Hehn entstammt einer fränkischen Bauernfamilie, die seit 1602 im Dorfe Römershofen bei Schleusing nachweisbar ist. Victor Hehn's Großvater, Johann Martin, wurde — wir wissen nicht auf Grund welcher Beziehungen — als junger Theologe 1766 nach Dorpat berufen, um die Stellung eines Rectors an den vereinigten Staats- und Stadtschulen zu übernehmen. Drei Jahre danach zum Prediger ordinirt, wurde er Pastor an der Hauptkirche Dorpats zu St. Johann. Er vermählte sich mit der Tochter des um die Verwaltung der Stadt, wie um die Erforschung der Landesgeschichte gleich hochverdienten Dorpater Justizbürgermeisters Fr. K.

Gadebusch (A. D. B. VII, 298) und starb als Prediger an der esthnisc
Kirche zu Odenpäh. Von den 9 Kindern dieses auch als Sprachforsc
hervorragenden Mannes, ist Gustav Heinrich (geb. 1794, † 1823) der Va
Victor's. Ursprünglich Theologe und Nachfolger des Vaters in Odenpäh,
Gustav Heinrich 1800 sein Amt aufgegeben, weil er es mit seinen religiö
Ueberzeugungen nicht mehr meinte vereinigen zu können. Er zog nach Deut
land, studirte Philosophie und Jurisprudenz, und kehrte 1803 als Erlan
Dr. in die Heimath zurück. Er ist dann 20 Jahre lang am Dorpater La
gericht thätig gewesen. Gustav Heinrich war zweimal verheirathet. Von se
ersten Frau geschieden, heirathete er in zweiter Ehe Amalie Wilde, die
1813 als ersten Sohn Victor, den berühmten Sprachforscher und Cul
historiker gebar.

Als der Vater starb, blieb die Wittwe in nicht gerade dürftigen,
doch engen Verhältnissen zurück, die zur größten Sparsamkeit nöthigten, w
die Erziehung ihrer drei Kinder den Bildungsansprüchen der Familie gen
sollte. Victor H. besuchte erst eine gutgeleitete Privatschule und absol
danach das Dorpater Gymnasium. Mit 17 Jahren wurde er Student, 1
als stud. phil. an der Landesuniversität immatriculirt, doch gestatteten ihm
beschränkten Mittel der Mutter nicht, an dem studentischen Treiben theilzuneh
Er hat vornehmlich philosophische und litterarische Studien getrieben
konnte, als er 1834 sein Staatsexamen bestand, als ein ungewöhnlich tüc
vorgebildeter Philologe gelten. In Dorpat lagen damals die classischen Stud
in guten Händen: Morgenstern (A. D. B. XXII, 231) und Neue, zwei w
lich hervorragende Gelehrte, sind vornehmlich seine Lehrer gewesen, beide ih
Geistesrichtung nach auch den Realien zugewandt. Auch der Nationalökon
Friedländer und der Philosoph Jäsche, ein strenger Kantianer, scheinen
seinen Bildungsgang von Einfluß gewesen zu sein, dagegen lagen die historisc
Studien ganz darnieder. Nach dieser Richtung hin ist H. Autodidact gewes
wenn auch nicht unerwähnt bleiben darf, daß der Professor der Geschic
Friedrich Kruse, den Schwerpunkt seiner Studien in die Prähistorie le
So unkritisch Kruse's Methode auch war, ist doch immerhin möglich, daß
dazu beigetragen hat, den Blick Hehn's auf die Geschichte der Urzeiten
richten. Das wesentliche aber war wol der erstaunliche Umfang seiner Bele
heit. H. las mit der Feder in der Hand und die Excerpte, die er sorgfäl
aufbewahrte, zeigen, daß er schon damals sammelnd den Quellen nachging,
ihn zu den Anfängen menschlicher Cultur führen sollten. Sein Blick rich
sich dabei vornehmlich auf Italien; um erst in Deutschland sein Wissen
vertiefen und dann so lange irgend möglich in Italien weilen zu könn
mußte er erwerben, denn das ganz geringfügige Capital, das er vom Va
ererbt hatte, hätte höchstens zu einer Reise von kurzer Dauer gereicht.

So wurde er Hauslehrer, erst in Wilna bei dem aus dem polnisc
Kriege bekannten General v. Geismar, dann in Livland bei einem He
v. Lilienfeldt auf Weinsel bei Lemsal. Er hat in den vier Jahren, die ihm
hingingen, erstaunlich viel recipirt, seine litterarischen Neigungen und
schönes musikalisches Talent, das er durch theoretische Studien vertieft ha
gepflegt, sich aber in seiner pädagogischen Thätigkeit keineswegs glücklich
fühlt. Seine Gesundheit verlangte Schonung, im Verkehr war er schüch
und meist zurückhaltend. Um so freier und kühner fanden seine Gedanken i
Ausdruck in seinen Briefen und in den Aufzeichnungen, die seine Lectüre
gleiteten. Im Sommer 1838 endlich war er so weit, um mit seinen sorg
gesparten Geldmitteln die ersehnte Studienreise antreten zu können. Sie fü
ihn über Schweden nach Deutschland, und da noch zwei Monate bis zum

...des Wintersemesters in Berlin ausstanden, fand er Zeit zu einer Rhein-
...reise. Dann folgten die Berliner Tage, die, knapp genug, nur das Winter-
...semester umfassen sollten, aber schließlich bis zum Mai 1839 ausgedehnt
...wurden. Es sind doch wol die für die wissenschaftliche und philosophische
...Richtung seines Lebens bestimmenden Eindrücke, die er hier aufnahm. Böckh,
...den er ein Genie erster Größe nennt, Lachmann und Bopp führten ihn in
...das Studium der vergleichenden Sprachforschung ein, die zum Fundament
...wurde, auf dem seine späteren Arbeiten ruhen. Dazu kam dann der Einfluß
...der junghegel'schen Schule, endlich die allgemeine Anregung, die ihm aus den
...Zeitungen politisch, aus den Theatern und Museen litterarisch und künstlerisch
...zufloß. Er hatte das Glück, in Berlin einen engen Freundschaftsbund — den
...ersten und wol auch den letzten seines Lebens — mit einem wissenschaftlich
...gleichgerichteten, hochbegabten, etwas jüngeren Landsmann, Georg Berkholz,
...zu schließen, so daß der lebendige Austausch der neuen Eindrücke und der
...neuen Erkenntniß der ganzen Zeit seines Berliner Aufenthalts einen weiteren
...Reiz gab. Wäre nicht die alles überwiegende Sehnsucht nach dem Süden ge-
...wesen, er hätte, den Bitten des Freundes nachgebend, wol noch ein zweites
...Semester in Berlin verbracht. Aber er trug es nicht länger. Mitte Mai
...1839 brach er auf, zu Fuß, den Wanderstab in der Hand, durch Sachsen die
...Elbe hinauf nach Prag, über Franken, wo er in Römershofen die letzten seines
...Geschlechts findet, nur Frauen, denn der Manneszweig der Hehn ist dort er-
...loschen, nach Nürnberg, Regensburg, München, über die Alpen an den Comer-
...see und so fort, genau den Weg, den er im Schlußcapitel seines berühmten
...Buches über Italien dem „jungen Doctor" für seine erste Wanderung durch
...Italien empfiehlt. Er solle, so schreibt H., mit Oberitalien beginnen, dann
...den Apennin aufsteigen und das kunst- und geschichtsreiche Toscana durch-
...wandern, dann nach kürzerem Verweilen in Rom bis Girgenti und Syracus
...vordringen, um endlich auf der Rückkehr durch einen bleibenden Aufenthalt in
...der ewigen Stadt das Werk zu beschließen und die Erziehung zu vollenden.
...Er fügt hinzu: „Du magst auch ein Tagebuch führen, da trage Abends deine
...Klagen, deine bösen Erfahrungen, deine kategorischen Aussprüche, deine kindischen
...Entzückungen ein — aber lasse niemand hineinblicken, noch viel weniger gib
...es in den Druck, denn alles, was darinsteht, ist unreif und voreilig, und
...wenn du diese ersten Blätter später wieder aufnimmst, wirst du selbst über
...deine Thorheit staunen oder lachen." Das Tagebuch Hehn's aus dieser seiner
...ersten italienischen Reise liegt uns heute gedruckt vor. Nicht von ihm, sondern
...nach seinem Tode herausgegeben als ein kostbares biographisches Material zum
...Verständniß einer bedeutenden Persönlichkeit. Es zeigt uns den jungen H.
...inspirirend und in plastischer Anschaulichkeit reflectirend. Alles was er em-
...pfängt, gestaltet sich ihm zu lebendiger Anschauung, drängt ihn zur Prüfung,
...zu historischer Controle an der Hand der Schriftsteller des Alterthums, die
...ihm überall als treue Begleiter zur Seite stehen. Je länger je mehr steigt
...der Gedanke an eine Geschichte der Cultur Italiens vor seiner Seele auf, aber
...die Fülle der Anregung, die er in sich aufgenommen hat, ist so gewaltig, daß
...es noch Jahre brauchen wird, auch nur einen Theil der Probleme darstellend
...zu lösen, die ihm als Ergebniß seiner italienischen Reise, als würdige Auf-
...gabe einer Lebensarbeit vorschweben und ihn nicht ruhen lassen.

Am 10. März 1840 trat er die Heimreise an. Erst über Toulon,
...seille, Lyon nach Paris, dann über Belgien nach Deutschland zurück.
...October ist er wieder in Berlin, wo er noch einen Monat mit dem
...Studium der Pflanzenphysiognomie Humboldt's eifrig beschäftigt ist. Die ersten
...Anregungen zu seiner „Wanderung der Kulturpflanzen und Hausthiere"

scheinen ihm hier gekommen zu sein. Sehr schweren Herzens hat H.
Rückreise angetreten. Ende des Jahres war er wieder in Dorpat; er
solvirte ohne jeden Zeitverlust das Examen für die Stelle eines „Oberlehr
der alten Sprachen" und wurde im Februar 1841 wissenschaftlicher Leh
an der höheren Kreisschule der kleinen livländischen Hafenstadt Pernau. Un
ziemlich engen Verhältnissen hat er dort bis 1846 ausgeharrt in einem Ber
der ihm innerlich verhaßt war, denn H. war kein Pädagoge, und seiner
sich gekehrten Natur fehlte jenes Etwas, das eine unbändige Jugend in Zü
hält. Seine Hoffnung war, sich durch seine Arbeit eine Stellung zu erring
die seinen geistigen Anlagen mehr entsprach. Er begann mit der Umarbeit
seiner Reisetagebücher, und wol im Zusammenhang damit sind die beiden er
Arbeiten entstanden, mit denen er vor die Oeffentlichkeit trat. 1843 ersch
als Schulprogramm die feinempfundene Abhandlung „Zur Charakteristik
Römer", 1844 eine zweite Programmschrift: „Ueber die Physiognomie
italienischen Landschaft". Eine andere Abhandlung: „Ueber das Lat
schreiben der heutigen Philologen" blieb ungedruckt, eine zweite, ganz d
fertige: „Ueber die Authenticität der Reden des Thucydides" stellte er zu
als er im April 1846 die Aufforderung erhielt, als Lector der deut
Sprache und Litteratur an die Universität Dorpat zu ziehen. Gleichsam,
mit einer Periode seiner Entwicklung abzuschließen, veröffentlichte er,
bevor er sein neues Amt antrat, in einer angesehenen livländischen Z
schrift, dem „Inland", einen Aufsatz über die Stadt Pernau. Es ist
meisterhafte historisch-geographische Skizze, die in eine Schilderung von S
und Bewohnern, wie er sie kennen gelernt hatte, ausmündet. In Dorpat
H. fünf glückliche Jahre verbracht, die zwar nicht zur Veröffentlichung größ
litterarischer Arbeiten führten, aber für ihn ungemein fruchtbar und förd
wurden, weil seine Vorlesungen das gesammte Gebiet der deutschen Litter
bis in die Gegenwart hinein umfaßten und sich mit einer Einführung in
Studium des Gothischen combinirten. Er arbeitete seine Collegienhefte bis
stilistischer Vollendung aus und zog durch die Originalität und Tiefe se
Auffassung die besten Kreise der Stadt neben den Studenten in seine V
lesungen. Sie sind im Manuscript fast vollständig erhalten und würden
heute, wenn man sich zur Veröffentlichung entschließen wollte, eine Zierde
der Reihe unserer Litteraturgeschichten sein. Neben der Arbeit ging ein
regender persönlicher Umgang her. Bis 1850 hatte er seinen Freund B
holz — dem jede staatliche Anstellung verboten war und der sein reiches Wi
als Hauslehrer verschwenden mußte — in nächster Nähe, dann waren es
Collegen an der Universität, zumal der Jurist Osenbrüggen, livländische E
leute, die in Dorpat lebten, vornehmlich das gastliche Haus des Bar
Bruiningk, dessen Gemahlin, eine geborene Fürstin Lieven, ihm eng befreu
war. Aber gerade der Verkehr mit dieser geistreichen Frau sollte zu e
verhängnißvollen Wendung in seinem Leben führen. Der Antheil der Bar
an der Befreiung Kinkel's hatte die Beschlagnahme ihrer Papiere und
Dorpat die Verhaftung derjenigen Personen zur Folge, die mit ihr in Co
spondenz gestanden hatten. H. erfuhr in Pernau, wo er den Sommer
seinem jüngeren Bruder Richard verbrachte, von der Verhaftung Osenbrügge
kehrte aber trotzdem nach Dorpat zurück, weil er wußte, daß in seinen Bri
an Frau v. Bruiningk nichts irgend Verfängliches sich finden könne. Al
aber in Dorpat eintraf, wurde er sofort verhaftet und nach Petersburg
schafft, wo er in den Kasematten der Peter-Paulsfestung einige Wochen
enger Untersuchung verbringen mußte und dann, da ihm nichts nachgew
werden konnte, weil er vollkommen unschuldig war, die Polizei aber nicht

nicht haben durfte, zur Verbannung nach Großrußland verurtheilt. Den Ort seines Aufenthalts stellte man ihm frei, nur solle es keine der Residenzen und nicht eine Universitätsstadt sein. Er solle in Staatsdienste treten, jedoch nicht im Unterrichtsministerium, vorher aber drei Monate in der Peter-Paulsfestung absitzen. H. wählte Tula, wo er Verwandte hatte, und Mitte November 1851 ist er dort eingetroffen. Man machte ihn zum „Beamten zu besonderen Aufträgen“ beim Gouverneur. Es war eine Stellung, die jedoch nur nominell für ihn bestand, so daß er völlig unbehindert in Tula seiner Wege gehen konnte und, da er bald durch Ertheilung von Musikunterricht auch einen kleinen Nebenerwerb fand, in leidlich bequemen Verhältnissen leben konnte. Was ihm fehlte, waren Bücher und wissenschaftlicher Verkehr; erst sehr allmählich gelang es ihm, die Trümmer seiner Bibliothek herüberzuretten. Was ihm über die Oede des Verkehrs hinüberhalf, waren Sprachstudien — er lernte russisch — und sein Goethe. In ihm zumal hat er gelebt und in allergrößtem Umfang das Fundament zu einer Goethebiographie gelegt, die zwar nie niedergeschrieben wurde, aber doch als Vorstudie zur Arbeit seines Greisenalters, der Gedanken über Goethe, diente. Auch die nach seinem Tode veröffentlichte Studie über Hermann und Dorothea ist in Tula entstanden. Sie blieb wie so vieles, was er entworfen hatte, liegen als Theil eines Ganzen, das zu groß angelegt war. Wichtig für seine geistige Art war, daß sich ihm in Tula der Blick für das besondere slavische Wesen schärfte: die Eigenthümlichkeiten der Rassen des Volksthums bilden fortan einen sorgfältig vervollständigten Theil seiner Sammlungen. Er pflegte sie unter der Ueberschrift „De moribus“ zu vereinigen, und dieses ethnographische Interesse führte ihn dann weiter zu neuen Untersuchungen, welche bestimmt waren, festzustellen, welches das Erbe war, das von Urzeiten her durch die Erlebnisse der Altvordern als inhärente Anlage oder als Instinct in die Seele der gegenwärtig lebenden Volksgenossen übergegangen war. So erweiterte sich ihm selbst in seinem „Tomi“, wie er es zu nennen pflegte, der Gesichtskreis. Eine Culturgeschichte Europas, das schien ihm ein hohes Ziel, und wenn in seinem Schicksal eine günstige Wendung eintreten sollte, meinte er wol es erreichen zu können.

Diese Wendung brachte der Tod Nicolaus' I. Im April 1855 wurde H. „begnadigt“ und bald danach als Hülfsarbeiter an der kaiserlichen öffentlichen Bibliothek angestellt. — Schon ein Jahr später avancirte er zum Oberbibliothekar, und damit trat er in eine Lebensstellung, die nach allen Richtungen hin seinen Wünschen zu entsprechen schien. Er war 42 Jahre alt, wenn gleich zart und schwächlich, so doch ohne organische Fehler und leidlich gesund. Er fand als Collegen an der Bibliothek Berkholz, seinen besten Freund, wieder und an der damals noch in ihren hervorragendsten Vertretern aus Deutschen bestehenden Akademie der Wissenschaften einen ungemein fördernden und anregenden Umgang. Männer wie Böthlingk, Schiefner, Kunik, v. Middendorf gehörten zu seinem intimeren Umgangskreise, auch die geistvolle Hofdame der Großfürstin Helena Pawlowna, Editha v. Rahden, zog ihn heran; endlich in der öffentlichen Bibliothek hatte er einen Bücherschatz zu steter Verfügung, wie ihn die begehrende Phantasie des Gelehrten nur immer wünschen mochte. Das alles regte zur Production an. Eine lange Reihe kleinerer Arbeiten: Vorträge, Correspondenzen, wissenschaftliche Gutachten sind ihm so entstanden, das Wesentliche aber waren die beiden Hauptwerke, die schon damals seinen Ruhm in der litterarischen und wissenschaftlichen Welt begründeten. 1864 erschien das Buch über „Italien“, das er bescheiden Ansichten und Streiflichter nannte und das noch bei seinen Lebzeiten dreimal aufgelegt wurde, 1869 aber die

„Kulturpflanzen und Hausthiere in ihrem Uebergang von Asien nach Griech
land und Italien, sowie in das übrige Europa". Die von H. gewä
Charakterisirung des Inhalts als „historisch-linguistische Skizzen" ist für
Urtheil, mit dem er selbst an das Ergebniß seiner Studien herantrat,
zeichnend. Er hat nie gemeint abgeschlossen zu haben und sah in dem Einzel
stets nur Bruchstücke des großen Gesammtbildes der Cultur Europas, das i
vorschwebte. Auch die Studie „Ueber das Salz" ist solch ein Bruchstück
dem Zusammenhang seiner culturhistorischen Studien, ganz wie ein Au
über den Humanismus, den er schon vor einer Reihe von Jahren in
Baltischen Monatsschrift unter einem Pseudonym veröffentlicht hatte. De
meiner Biographie Hehn's irrthümlich als seine Arbeit citirte Aufsatz
die Juden ist nicht von ihm, sondern von dem Redacteur des Journal
St. Pétersbourg, Horn, verfaßt. Daneben hat H. lebhaften Antheil an
politischen Treiben der Gegenwart genommen, wie seine Correspondenzen in
Baltischen Monatsschrift und einige im Concept erhaltene Corresponde
für ein nicht nachweisbares reichsdeutsches Blatt zeigen. Er stand der russi
Wirklichkeit ironisch und skeptisch beobachtend gegenüber und hat in der Pet
burger Periode seines Lebens ein fortlaufendes Tagebuch geführt, dem er
Ueberschrift de moribus Ruthenorum gab. Seine Absicht war auch hier,
Stoff im Zusammenhang zu verarbeiten, aber er ist über einen Anlauf n
hinausgekommen, so daß, um den Schatz dieser Beobachtungen nicht verl
gehen zu lassen, nichts übrig blieb, als sie in der Reihenfolge der E
tragungen zu veröffentlichen (Stuttgart 1892). Endlich hat H. noch ei
sehr wesentlichen Antheil an der auf Befehl Alexander II. vom Grafen Mo
Korff unternommenen großen Materialiensammlung zur Geschichte Ka
Nikolaus I. Die Charakteristik der auswärtigen Politik des Zaren (Ein B
auf die auswärtige Politik des Kaisers Nikolaus I), die er auf Grund di
Materialien 1857 verfaßte, gehört auch heute noch zum lehrreichsten, was ü
diese Frage geschrieben worden ist.

So gingen ihm die Petersburger Jahre hin, in angeregtem Verk
steter Reception und langsamer Production. Aber wo er mit seinen Arbe
an die Oeffentlichkeit trat, war es stets ein wissenschaftliches Ereigniß und
Bereicherung unserer classischen Litteratur. Er ist von Petersburg aus
viermal nach Italien gezogen, gewöhnlich aber verbrachte er den Sommer
Pernau, wo sein Lieblingsbruder Richard lebte. Sein Tod 1868 riß
schmerzliche Lücke in den Zusammenhang von Hehn's Leben, die nie ganz a
gefüllt wurde. Als H. sein 60. Lebensjahr erreicht hatte, nahm er sei
Abschied. Er war inzwischen zum wirklichen Staatsrath und damit
Excellenz und zum erblichen Edelmann erhoben worden, hat aber weder
diesem noch von jenem Prädicat je Gebrauch gemacht. Die Pension, die i
die 30 Jahre seines Staatsdienstes eintrugen und die Zinsen des klei
Capitals, das er von seiner Mutter geerbt hatte, gestatteten ihm einen la
treu gehegten Wunsch zu erfüllen. Im October 1873 siedelte er nach Be
über. Seine Hoffnung war, die reichen Arbeitspläne, die noch in ihm leben
waren, auszuführen. Aber diese Hoffnung ist ihm nicht erfüllt worden.
den 17 Jahren, die ihm noch zu leben beschieden waren, hat er nicht eigen
neues mehr producirt. Die „Gedanken über Goethe" fielen wie eine r
Frucht vom Baume seiner Tulaer und Petersburger Studien. Es ist
Gedanke in ihnen, den er nicht vor langen Jahren schon vorgedacht ha
Wenn dieses Buch trotzdem als ein classisches Meisterwerk in der Goe
litteratur bestehen wird, erkennen wir daran, wieviel H. noch hätte leisten kön
wenn die Verhältnisse seiner productiven Thätigkeit günstiger gelegen hät

seine Uebersiedlung nach Berlin kam zu spät; er war verwöhnt durch die bequeme Arbeitsgelegenheit, welche die kaiserliche Bibliothek in Petersburg ihm geboten hatte. Zur Arbeit im Lesesaal der Berliner kgl. Bibliothek konnte er sich nicht entschließen, noch weniger zum Entleihen von Büchern. So blieb er auf seine, wenig umfangreiche Handbibliothek beschränkt. Dazu kam, daß ein wissenschaftlich anregender Umgang, wie er ihn in Petersburg gewohnt war, fehlte. Er hatte keinen Familienverkehr und kein berufsmäßiges Arbeitsfeld. Gewiß hätte seine Ernennung zum Mitglied der Berliner Akademie eine Wandlung herbeiführen können. Aber daran scheint niemand gedacht zu haben. Auch dauerte es geraume Zeit, ehe er sich in Berlin geistig acclimatisirte. Sein Verkehr war wesentlich auf das Zusammentreffen in einer Weinstube beschränkt. Erst in der sogen. Julian'schen Akademie, d. h. in dem Kreise, der sich um Julian Schmidt sammelte, dann in einer anderen Gesellschaft, deren Mittelpunkt Lothar Bucher und Moritz Busch waren. Was ihn mit beiden verband, war seine Bewunderung für den Fürsten Bismarck. Aber er nahm zugleich an der Brutalität, die bei Busch in erstaunlich herber Weise zum Ausdruck kommen konnte. Berlin hat H. auch zum Antisemiten gemacht. Er legte Sammlungen de moribus Judaeorum an und sorgte um die Corrumpirung der modernen deutschen Sprache.

So ging sein Leben einförmig und weniger inhaltreich hin, als seiner Persönlichkeit entsprach. Die älteren Freunde starben einer nach dem anderen. Sein Gönner Graf Modeste Korff, die Baronin Editha v. Rahden, Georg Berkholz, sein Bruder Julius. Was an die Stelle trat, war ihm kein Ersatz. Auch fehlte es dem alt gewordenen Junggesellen an einer rechten Häuslichkeit. Nach nur dreitägiger Krankheit ist er am 21. März 1890 einsam gestorben. H. war in seiner wissenschaftlichen Arbeit ein großer Charakter, von unbeugsam fester Thatkraft, im Leben dagegen schüchtern und zurückhaltend. Er hat den Schlag, der ihn 1851 traf, eigentlich niemals verwunden. Aber ohne allen Zweifel gehört er in die Reihe der geistigen Koryphäen Deutschlands im 19. Jahrhundert.

Vgl. O. Schrader, Victor Hehn. Ein Bild seines Lebens und seiner Werke. Berlin 1891. — G. Dehio, Lebensnachrichten über Victor Hehn in der Einleitung zur 4. Auflage von Hehn's Italien. 1892. — Theodor Schiemann, Victor Hehn, ein Lebensbild. Stuttgart 1894. — Richard M. Meyer, Deutsche Charactere. Berlin 1897. Daselbst auch die erschöpfende Aufzählung seiner Arbeiten.

Theodor Schiemann.

Heidemann: Karl Julius H., geb. am 11. Juli 1818 zu Tecklenburg in Westfalen, empfing seinen ersten Unterricht auf der Rectoratsschule seiner Vaterstadt und besuchte dann das Gymnasium Andreanum zu Hildesheim, welches er 1839 verließ, um sich dem Studium der Theologie und Philologie in Halle zuzuwenden. Nach erlangter unbedingter facultas docendi kam er als Probecandidat an das Gymnasium in Herford, war von 1844—1848 kommissarischer Lehrer am Gymnasium in Essen, wurde am 1. Mai des letztgenannten Jahres ordentlicher Lehrer, am 2. Juli 1851 vierter und 1865 erster Oberlehrer am Gymnasium zu Wesel. Ostern 1868 kam er wiederum an das Gymnasium zu Essen, wurde hier am 22. Februar 1877 durch den Titel Professor ausgezeichnet und trat am 1. October 1887 nach 44jähriger Lehrthätigkeit in den Ruhestand. Seine Verdienste wurden durch Verleihung des Rothen Adlerordens 4. Classe anerkannt. H. war mit regstem Eifer bemüht, den ihm anvertrauten Schülern Liebe zum Vaterlande und zum Herrscherhause einzuflößen, war aber gleichzeitig bestrebt, mit der That seine

patriotische Gesinnung zu beweisen; so machte er im Jahre 1849 als Lan
wehrofficier den Feldzug gegen Dänemark mit und betheiligte sich 1850
dem Zuge gegen Hessen. Auch der große Krieg gegen Frankreich 1870—
sah H. wieder als Freiwilligen unter den Fahnen und zwar als Officier
dem zur Küstenvertheidigung an der Nordsee verwandten Essener Landwe
bataillon. Seine wissenschaftlichen Bestrebungen wandten sich in erster Li
dem Studium der niederrheinischen Geschichte zu. Einige Jahre war er V
sitzender des Historischen Vereins für Stadt und Stift Essen. In den Archi
der Städte Wesel und Essen hat H. eingehend gearbeitet und wurde zul
Archivar der Stadt Essen. Trotz einer schweren Halskrankheit war er bis
seine letzten Lebenstage mit der Ordnung der reichhaltigen Archivalien Ess
beschäftigt. Als Frucht dieser Arbeiten darf ein von ihm zusammengestell
umfangreiches Urkundenbuch der Stadt Essen betrachtet werden, welches
einige Wochen vor seinem am 5. Juni 1888 erfolgten Tode dem Oberbür
meister Zweigert als dem Vertreter der Stadt als Geschenk für das städt
Archiv überreichte. Andere Arbeiten zur Geschichte Wesels und Essen ließ
in den Programm-Abhandlungen der betreffenden Gymnasien, in der Zeitsc
des Bergischen Geschichtsvereins und in den Beiträgen zur Geschichte
Stadt und Stift Essen erscheinen (m. vergl. Zeitschrift des Bergischen
schichtsvereins XXIV, 151).

Nach den eigenen Aufzeichnungen Heidemann's im Vereinsalbum
Bergischen Geschichtsvereins, einem Nekrologe von Dr. Grossens in
Rheinisch-Westfälischen Zeitung und dem Nekrolog in der Zeitschrift
Bergischen Geschichtsvereins XXIV, 150 f.

O. Schel

Heidenhain: Rudolf H. wurde am 29. Januar 1834 in Marienwe
geboren. Sein Vater, der sich auch litterarisch bekannt gemacht hat, war
hochgeachteter und gesuchter Arzt in genannter Stadt, seine Mutter eine
borene Brandt, von der nahe Verwandte höhere Beamtenstellen in Preu
einnahmen und wohl noch einnehmen. Die Familie war überaus zahlre
neun Geschwister, darunter vier Aerzte überlebten ihn; noch mehr sind
frühestem Kindesalter gestorben.

Der Bildungsgang von R. Heidenhain bot nichts Besonderes. Nur ze
sich schon früh in ihm, als er die Bürgerschule und namentlich später
Gymnasium seiner Heimathstadt besuchte, ein strenges Pflichtgefühl und
peinlicher Fleiß, Eigenschaften, welche im Verein mit der ihm innewohnen
Begabung ihn schon Ostern 1850, also in einem Alter von 16 Jahren
Abgangsprüfung in glänzender Weise bestehen ließen. Von jeher hatte
sicherlich auch durch seinen Vater angeregt, lebhaftes Interesse für Na
wissenschaften, sowohl für die beschreibenden wie für die exacten, d. h. im
liegenden Falle für Physik. Nach der Abgangsprüfung bezog H. auf Wu
seines Vaters zunächst noch keine Universität, sondern erholte sich das
Sommersemester auf einem benachbarten Landgute, wo er in nahem Ver
mit der Natur bei einem verständigen Landwirth sich stärkte und kräft
Hierauf wurde die Universität Königsberg und nach zweijährigem Stud
daselbst die Universität Halle bezogen. Hier war es wesentlich der Kli
Krukenberg, der schon den Vater Heidenhain's unterrichtet hatte und nun
Sohn — so war es der stille Wunsch des Vaters — zum tüchtigen klini
Lehrer heranbilden sollte. Dieser Wunsch ging ihm freilich nicht in Erfüll
denn H. kam in Halle in nahe Berührung mit dem Physiologen Volkmann, un
er nach wiederum zwei Jahren Halle mit Berlin vertauschte, in vielleicht
nähere Berührung mit dem Berliner Physiologen E. Du Bois-Reymond.

bearbeitete er auch ein physiologisches Thema in seiner Dissertation, welche den Titel führte: „De nervis organisque centralibus cordis cordiumque lymphaticorum ranae“, und im August 1854 erschien. In Berlin schloß er seine medicinischen Studien mit den üblichen Prüfungen ab und wurde Assistent bei Du Bois-Reymond, dem er sein ganzes Leben lang in inniger Freundschaft und Hochachtung zugethan war. Nach drei Semestern kehrte H. nach Halle zurück, habilitirte sich hier 1857 mit der seinem väterlichen Freunde Volkmann gewidmeten Schrift: „Disquisitiones criticae et experimentales de sanguinis quantitate in mammalium corpore exstantis“ und verlobte sich im December desselben Jahres mit Volkmann's Tochter Fanny. Anfang 1859 erhielt er, also als Mann von 25 Jahren, einen Ruf nach Breslau an Stelle von Reichert, der als Anatom nach Berlin ging. Diesem Rufe leistete er selbstverständlich Folge und verheirathete sich im August desselben Jahres. Von dieser Zeit an ist er bis an sein Lebensende in Breslau geblieben und hat hier durch unermüdlichen Fleiß und strenge Selbstkritik — denn das waren meines Erachtens die ihn wesentlich fördernden Eigenschaften — alles das geschaffen, was ihn unter die ersten Physiologen Deutschlands gestellt hat. —

H. war unstreitig einer der vielseitigsten neueren Physiologen, da er nicht bloß auf dem eigentlichen, überaus umfangreichen Gebiet der Physiologie, sondern auch auf dem benachbarten der Histologie zahlreiche und Grund legende Arbeiten veröffentlicht und als Lehrer in beiden Fächern Hervorragendes geleistet hat. —

Beginnen wir mit seinen Arbeiten über Blut und Blutkreislauf. Seine Habilitationsschrift in Halle behandelte, wie oben mitgetheilt, das Thema der Blutmenge im Säugethierkörper; H. schuf hier keine neuen Methoden, sondern verbesserte nur die schon bestehenden, namentlich die bekannte Welcker'sche, welche darin bestand, daß man zunächst den Thieren durch Verblutung so viel als möglich Blut entzog und durch weiteres Ausspülen der Blutgefäße mit Wasser aus der Färbekraft dieses blutigen Wassers einen Rückschluß auf die Menge des noch im Thier befindlichen Blutes machte; denn eine bestimmte Menge Blut hat bei gleicher Schichtdecke mit einer bestimmten Menge Wasser gemischt die gleiche Farbe; das venöse Blut färbt aber nach H. etwas stärker als das arterielle, weshalb entsprechende Correcturen anzubringen waren, wenn man genaue Ergebnisse erhalten wollte. So findet H. den mittleren Blutgehalt bei Kaninchen zu 5,5 Proc., bei Hunden zu 7,42 Proc. des Körpergewichtes.

Schon den Studirenden zog offenbar die wunderbare Thätigkeit des wichtigsten Muskels im Körper, des Herzens, an, welches von Anbeginn des Lebens bis zum letzten Athemzuge scheinbar ohne zu ruhen, unausgesetzt arbeitet. Nicht selten schlägt es schneller oder langsamer, als gewöhnlich, und eine Anzahl von Versuchen sind angestellt worden, um diese Abweichung von der Norm, wie überhaupt den regelmäßigen Rhythmus der Herzthätigkeit zu erklären. Namentlich heutzutage ist die Frage wieder aufgerollt worden, ob die regelmäßige Thätigkeit des Herzens lediglich von Muskelfasern ausgeht oder von Ganglienzellen beherrscht wird; denn daß von außen Nerven an das Herz herantreten und seinen Schlag beeinflussen, ist eine allbekannte Thatsache. H. stellt sich in seiner Erstlingsarbeit auf den Standpunkt, daß der regelmäßige Schlag des Herzens von Ganglienzellen aus erregt wird und kommt in einer viel späteren Untersuchung aus dem Jahre 1882 zu der schon früher von Schiff und Anderen, aber von den damals maaßgebenden Forschern abgewiesenen Annahme, daß in dem Nervus vagus (des Frosches) nicht bloß Fasern sind, die bei Reizung das Herz langsamer und langsamer schlagen und schließlich in erschlafftem Zustande still stehen lassen, sondern auch andere Fasern (H. nennt

sie Verstärkungsfasern), welche den Herzschlag häufiger und kräftiger machen und der Erschlaffung entgegenwirken. Auch über die Innervation der Lymphherzen im Frosch, welche nicht das Blut, sondern die in jenem Thiere reichlich vorhandene Lymphe in bestimmter Richtung vorwärts treiben, machte H. Untersuchungen und nimmt wie Volkmann das Rückenmark als Ort an, von welchem die regelmäßigen pulsatorischen Bewegungen dieser Organe geleitet werden.

Außerordentlich lange und eingehend beschäftigte sich H. mit der Innervation des Blutkreislaufs bei Säugethieren. Er hatte vor, die Temperatur des Hirnes zu untersuchen, wenn durch Reizung eines sensiblen Nerven dasselbe in Thätigkeit gesetzt wurde und glaubte, wie bei jedem thätigen Organ seine Temperatur steigen zu sehen. Scheinbar fand dies auch statt; bei genauerer Untersuchung jedoch ergab sich, daß die Temperatur des arteriellen Blutes, mit welchem diejenige des Gehirnes als mit einer constanten Größe verglichen wurde, bei Reizung eines sensiblen Nerven nicht constant blieb, sondern sich senkte. Dies führte H. zur weiteren Untersuchung dieses Gegenstandes, aus der unter anderem hervorging, daß infolge von Reizung sensibler Nerven ungemein viel Blut durch die Gefäße der Haut strömt und die Haut erwärmt, aber weil dieses Blut dabei selbst abgekühlt wird, die Innentemperatur des Körpers sinken läßt. Welcher Art freilich hierbei die motorische Thätigkeit der verschiedenen Gefäße ist, das dürfte wol noch eine offene Frage sein. Es ist aber das Verdienst Heidenhain's, gezeigt zu haben, daß die bisher geltenden, namentlich von Ludwig und seiner Schule vertretenen Anschauungen, welche die infolge der beschriebenen Reizung sensibler Nerven eintretende Steigerung des Blutdruckes wesentlich auf Verengerung kleiner Arterien bezogen, keineswegs befriedigend waren. Die Thätigkeit der Gefäße muß eine viel complicirtere sein. Schon das Vorhandensein der sogenannten Gefäßerweiterungsnerven der Haut, die H. in Gemeinschaft mit Ostroumoff genauer untersuchte, spricht für diese Annahme. —

Des weiteren befaßte sich H. auch mit der Physiologie der Muskeln und Nerven. Sein wichtigstes Werk über die Muskeln und überhaupt ein Werk ersten Ranges ist unstreitig „Die Untersuchung über die mechanische Leistung, Wärmeentwickelung und den Stoffumsatz bei der Muskelthätigkeit“ (Leipzig 1864). Die wunderbare Maschine des menschlichen und thierischen Muskels, welche allen künstlichen von Menschenhand gebauten Maschinen so außerordentlich überlegen ist, regte, wie leicht begreiflich, H. zu genaueren Untersuchungen über obige Fragen an. Vor allen Dingen interessirte ihn der mechanische Nutzeffect der Muskelmaschine. Wieviel Material mußte verbrannt oder ganz allgemein ausgedrückt, zersetzt werden, um gewisse Arbeitsleistungen auszuführen? Da fand nun H. die ungemein wichtige Thatsache, daß der Muskel sich auf das genaueste den an ihn gestellten Anforderungen anpaßt. Hat er eine kleine Last zu heben, so verbraucht er nur sehr wenig Material. Verlangt man viel von ihm, so verbraucht er sofort mehr Material und gleicht in dieser Beziehung den sparsam arbeitenden Gaskraftmaschinen, die sich sofort schwächer heizen, wenn sie infolge geringerer Arbeit schneller anfangen zu laufen. Dieser Fund war nach Fick „eine der bedeutsamsten physiologischen Entdeckungen der Neuzeit“. Bemerkt sei hierbei noch, daß diese Untersuchungen, welche mit hoch empfindlichen Thermosäulen angestellt wurden, außerordentlich große technische Schwierigkeiten darboten.

Die Erregbarkeit der motorischen Nerven wird von ihm genauer untersucht, ein kleiner Apparat — der mechanische Tetanomotor — construirt, welcher durch schnell aufeinander folgende leichte Schläge einen einzigen Nerven an

ganz bestimmter Stelle erregt und so die unliebsamen Ausbreitungen elektrischer Erregungen auf andere Nerven vollkommen vermeidet, schließlich das sogenannte Motorischwerden des sensiblen Lingualis genauer untersucht, nachdem der motorische Nerv der Zunge, der Hypoglossus einige Tage durchschnitten ist. H. findet, daß die übrigens sehr langsame Bewegung der Zunge, welche jetzt bei Reizung des Lingualis beobachtet wird, der Hauptsache nach eine chemische Reizung der überaus empfindlichen Zungenmuskulatur ist und mit der Erweiterung der Zungengefäße in engem Zusammenhang steht.

Auch über die Leistungen des Gehirns, insonderheit des menschlichen Gehirns, stellte H. Untersuchungen (größtentheils in Gemeinschaft mit dem Schreiber dieser Zeilen) an, die, so merkwürdig das klingt, durch die Vorführungen eines herumziehenden „Magnetiseurs“, des Dänen Hansen veranlaßt wurden. Im Januar 1880 wurde nämlich die Stadt Breslau durch jenen Künstler in unheimliche Aufregung versetzt. Die größten Säle waren zu klein, um die Menschenmengen zu fassen, welche jene wunderbaren Experimente sehen wollten. Worin bestanden aber diese Wunder? Nun, Hansen ließ, während eine einförmige, einschläfernde Musik ertönte, beliebige aus dem Publicum ausgewählte Leute auf einen glänzenden Glasknopf sehen und bestrich sie dann mit „magnetischen“ Strichen, indem er mit leicht zitternden Händen, meistens ohne sie zu berühren, über ihren Körper von oben nach unten hinwegfuhr. Viele von den so behandelten Personen waren dann unfähig, ihre Augen zu öffnen; sie geriethen durch weitere magnetische Striche in einen schlafähnlichen Zustand, in welchem sie zu Automaten wurden und auf Befehl des Magnetiseurs die unsinnigsten Handlungen ausführten, z. B. mit Entzücken Äpfel von einem in ihrer Phantasie vor ihnen stehenden Baume pflückten und sie mit Hochgenuß verzehrten, während sie vielleicht eine Kartoffel anbissen. Mit einem leichten Anblasen aus ihrem Schlafzustande geweckt, wurden sie plötzlich das Lächerliche ihrer Lage gewahr und veranlaßten stürmische Heiterkeitsausbrüche der zahlreichen Zuschauer. Viele von ihnen — wie Berger zuerst feststellte — sahen, hörten und fühlten thatsächlich alles, was man ihnen einredete. Manche verloren auch die Herrschaft über ihre Muskeln, welche durch leichtes Bestreichen steif wie Eisen wurden. H. und ich machten uns nun daran, diese Thatsachen, welche die große Menge höchst einfach für „Schwindel“ erklärte, zu prüfen und zu wiederholen, nachdem H. ganz zufällig bei einem seiner jüngsten Brüder diesen magnetischen Schlaf erzeugt hatte. Es wurde dann von uns unzweifelhaft durch viele mannigfache Versuche festgestellt, daß gewisse Personen durch oben erwähnte Proceduren in jenen wunderbaren Zustand des „Hypnotismus“ versetzt werden konnten, in welchem sie thatsächlich jene oben erwähnten, höchst wunderbaren und geradezu aufregenden Erscheinungen darboten.

H. faßte in seinem Büchlein: „Der thierische Magnetismus“ diese Erfahrungen als Hemmungsvorgänge in der Großhirnrinde auf. Ich möchte sie lieber als Ausschaltungen gewisser sonst normaler Verknüpfungen bezeichnen, wie sie in physiologischer Weise z. B. im Schlaf d. h. im Traum vorkommen. Psychologisch von größter Wichtigkeit scheint mir hierbei noch die namentlich von späteren französischen Forschern weiter verfolgte, aber auch von uns schon beobachtete Thatsache zu sein, daß man Leuten, welche sich im hypnotischen Zustande befinden, Handlungen befehlen kann, die sie dann in wachem (ich möchte hinzufügen halbwachem) Zustande ausführen und dabei regelmäßig behaupten, sie hätten jene Handlungen durchaus aus freiem Willen gethan.

Unmittelbar an jene Untersuchungen über Hypnose schloß sich dann eine

experimentelle, in Gemeinschaft mit Bubnoff ausgeführte Arbeit über ähnliche durch elektrische Reizungen ausgelöste Vorgänge im Hundehirn an.

In dem Kreise der Mediciner (nicht bloß der Physiologen), dürfte H. aber wol am bekanntesten geworden sein durch seine Arbeiten auf dem Gebiete der Drüsenthätigkeit. Schon als ganz junger Forscher wendete er sich diesem Arbeitsgebiet zu, das ihn, wie ich aus seinem eigenen Munde weiß, auf das lebhafteste anzog. Er blieb ihm bis an sein Lebensende treu. Daß er gerade hierin so Bedeutendes leistete, lag in der gleichzeitigen meisterhaften Beherrschung der physiologischen Technik und der Histologie. In den Studien des physiologischen Instituts in Breslau veröffentlichte er 1867 seine ersten Untersuchungen über die Unterkieferdrüse, namentlich über diejenige des Hundes und zeigte, das ist der wesentliche Inhalt aller dieser seiner Arbeiten über die Leistungen der verschiedenen Drüsen, daß eine auf natürlichem oder künstlichem Wege in Thätigkeit versetzte Drüse in ihrem histologischen Bau in hohem Maaße verschieden ist von einer ruhenden. In Hermann's „Handbuch der Physiologie" hat er dieses umfangreiche Thema in mustergültiger Weise behandelt.

Nach den Speicheldrüsen wendete er sich dem Magen zu, zeigte (gleichzeitig mit Rollett) den complicirten, bisher noch sehr ungenügend bekannten Bau seiner Schleimhaut und die Art seiner Thätigkeit, welche dann durch weitere, sich hieran anschließende Untersuchungen von mir und anderen noch eingehender verfolgt wurde. Aus diesen Arbeiten ging die auch für andere Drüsen geltende Thatsache hervor, daß die Drüsen im Ruhezustand sich mit ihren Abscheidungsproducten (beziehungsweise deren Vorstufen) laden (was ihnen ein eigenartiges histologisches Ansehen verleiht) und diese bei der Thätigkeit ausstoßen. Wie später Langley und andere noch weiter ausführten, werden die Vorstufen der Secrete meistens in Form kleiner Körnchen in den Drüsen abgelagert und dann aus ihnen bei der Thätigkeit entfernt, wodurch die Drüsenzellen gewissermaaßen das Aussehen der Leere gewinnen.

Namentlich am Pankreas konnte dies H. bereits auf das deutlichste nachweisen. Die Leber wurde dann in Gemeinschaft mit Kayser und Affanasieff, die Brustdrüse mit Partsch des Genaueren bearbeitet. Von besonderer Wichtigkeit aber waren seine Untersuchungen über die Thätigkeit der Niere, in denen er im Gegensatz zu Ludwig und in Uebereinstimmung mit Bowman zu der Anschauung kommt, daß in bestimmten Theilen der Niere, nämlich in den Bowman'schen Kapseln wesentlich die Abscheidung des Wassers, in den Nierencanälchen dagegen mehr diejenige der festen, charakteristischen Bestandtheile des Harns zu stande kommt.

Heidenhain's letzte Arbeiten bezogen sich auf die Bildung der Lymphe und die aufsaugende Thätigkeit des Darmes, indem er hier wiederum wie bei den Drüsen vermittelst des Mikroskops und des physiologischen Versuchs die Lösung seiner Aufgabe in Angriff nahm. Auch hier zeigte sich wieder, daß man, ähnlich wie bei der Thätigkeit der Drüsen, sich alle diese Vorgänge der Abscheidung und Aufsaugung viel zu einfach vorgestellt hatte und nicht — oder nur ausnahmsweise — durch einfache Filtrations- oder osmotische Vorgänge erklären konnte. Im Gegentheil, das Merkwürdige war, daß die Zelle sozusagen ihren eigenen Kopf hatte und geradezu Leistungen ausführte, welche jenen einfachen physikalischen Processen schnurstracks entgegengesetzt verliefen.

Als H. wie gewöhnlich ganz und gar von diesen seinen Arbeiten erfüllt war und immer neue Versuchspläne ersann, um die gewonnenen Anschauungen zu stützen und neue Thatsachen zu gewinnen, wurde er von einer bösen Krankheit daniedergeworfen, welcher er nach monatelangem, qualvollem Leiden

am 13. October 1897 erlag. Die Section stellte ein Geschwür des Duodenums fest, welches vielfache schwere Blutungen veranlaßt und zu beträchtlicher Verengerung dieses Darmtheiles geführt hatte. —

H. war nicht bloß ein bedeutender Mann der Wissenschaft, sondern auch ein guter Mensch und hervorragender Lehrer. In seinem Familienleben war er, abgesehen von einigen schweren Schicksalsschlägen glücklich, heiter und zufrieden. Wohl der schwerste Schlag war der Tod seiner Frau, welche nach einem Wochenbett im J. 1867 zugleich mit dem jungen Kinde, einem Knaben, starb. Er hatte noch fünf Knaben, von denen zwei frühzeitig starben, dagegen drei jetzt in geachteten Stellungen thätig sind. Er blieb lange Wittwer und verheirathete sich im J. 1878 zum zweiten Mal mit Mathilde Kohli, der Tochter eines Oberförsters in Marienwerder. Aus dieser ebenfalls glücklichen Ehe entsproßten drei Mädchen. Wie hoch H. in Breslau als Mensch und Mann der Wissenschaft geachtet worden, geht unter anderem auch daraus hervor, daß er nach dem Tode des bejahrten Botanikers Göppert Vorstand der „Schlesischen Gesellschaft für vaterländische Cultur“ wurde und hier durch seine anregende Persönlichkeit, seine vielseitigen Interessen und die packende Gewalt seiner Rede außerordentlich fördernd wirkte. In seinem Hause herrschte stets eine heitere, ungezwungene Geselligkeit; er selbst war glücklich in der engen und vertrauten Umgebung einiger Collegen, von denen ich den Mineralogen Römer, den Juristen Stobbe, den Theologen Räbiger und den Pathologen Cohnheim besonders nennen möchte.

Die Arbeiten von H. sind veröffentlicht in den physiologischen Studien des Breslauer Instituts, im Archiv für physiologische Heilkunde, in dem Archiv für Physiologie und die bei weitem größte Zahl in Pflüger's Archiv. Dann ist außer den im Text erwähnten besonderen Schriften über die mechanische Leistung der Muskeln und über den sogenannten thierischen Magnetismus noch zu nennen ein kleines Büchlein, welches auf Veranlassung des preußischen Cultusministeriums verfaßt wurde und über die Berechtigung des Thierexperimentes, die sogenannte Vivisection handelt. Durch eine Fülle unanfechtbaren Materials wird in demselben gezeigt, daß der Thierversuch geradezu unentbehrlich ist für die gesammte medicinische Wissenschaft, und die Einwürfe der Gegner werden als gegenstandslos widerlegt.

Ueber das Leben von H. handelt ausführlich mein Aufsatz Zum Andenken an Rudolf Heidenhain in Pflüger's Archiv, Bd. 72, S. 221, 1898, woselbst auch ein gutes Bild von H. sich findet.

P. Grützner.

Heidenreich: Karl Louis Adolf H., geboren am 26. December 1821 zu Berlin, † daselbst am 17. November 1891, Vorsteher des stenographischen Bureaus des preußischen Abgeordnetenhauses. — Nach dem Besuche der Berliner Gewerbeschule trat er als Gehülfe in die Buchhandlung seines Vaters ein. Er erlernte die Stenographie in einem Cursus, den W. Stolze für Beamte des Berliner Magistrates eingerichtet hatte und gehörte zu den ersten preußischen Stenographen im Büreau des ersten Vereinigten Landtages in Berlin im J. 1847 und in der preußischen Nationalversammlung vom J. 1848. Seitdem ist er bei allen preußischen Parlamenten als Stenograph thätig gewesen, im deutschen Unionsparlamente zu Erfurt im J. 1850 wie im preußischen Abgeordnetenhause; auch bei anderen Parlamenten, z. B. in dem Weimarer Landtage, im siebenbürgischen Landtage zu Hermannstadt und im livländischen Landtage zu Riga wurde er zugezogen. Daneben übte er noch Privatpraxis aus, so daß er lange Zeit einer der beschäftigtsten stenographischen Praktiker war. Er vertrat auch mehrmals Stolze in den stenographischen Cursen des preußi-

schen Abgeordnetenhauses und wurde am 29. Januar 1867 Stolze's Na
folger in dem Amte eines ersten Vorstehers des Stenographischen Büre
im preußischen Abgeordnetenhause und eines Leiters des amtlichen stenographisch
Unterrichts im Büreau des Abgeordetenhauses. Daneben wirkte er auch
die Verbreitung und Fortbildung der Stolze'schen Stenographie. Er bekleid
nach einander alle Vorstandsämter im Stenographischen Verein zu Ber
und war längere Zeit dessen erster Vorsitzender. Als solcher war er eif
für die Begründung des Verbandes Stolze'scher Stenographenvereine bem
dem er auch später ständig sein Interesse bewahrte. So nahm er an
Kölner Stenographentage als Vertreter der Stolze'schen Prüfungscommission
und ermöglichte durch sein Entgegenkommen die Neuregelung des Verban
In die „Stenographische Prüfungscommission“, der neben der Prüfung
Stenographielehrern die Fortbildung der Stolze'schen Stenographie oblag, w
er am 5. Juli 1854 hinzugewählt. An der Systemänderung von 1872 hatt
hervorragenden Antheil; namentlich hat er durch eine umfangreiche Auszähl
der Verhandlungen des Zollparlamentes von 1869 die Anschauungen übe
Sigellehre wesentlich geklärt. Auch die Kürzungsart runder Zahlen
Simmerlein'schen Kürzungsverfahren rührt von ihm her.

Lebensbeschreibung mit Bild im Magazin für Stenographie 1
Nr. 24, S. 374 (verfaßt von Max Bäckler). — Mertens, Deutscher St
graphenkalender, 7. Jahrg. f. 1897, S. 152. — Kädings Stolze-Bibli
(vgl. Index). Johne

Heigel: Franz H., Miniaturmaler, geboren am 15. Mai 181
Paris, † am 22. Juni 1888 in München. Sein Vater Joseph H. (geb
1780 zu München, † 1837 ebendaselbst) stammte aus einer alten Münch
Künstlerfamilie, bildete sich unter den Eindrücken von Edlinger, Ha
Kellerhoven und Klotz in der Malerei, wanderte in jungen Jahren nach Pa
wo die Schätze einer halben Welt aufgespeichert lagen und cultivirte das
die Porträtmalerei, insbesondere das Miniaturbild. Außer einem tref
radirten Porträt Napoleon's I. und seiner eigenen 1815 gemalten Con
factur, welche auf der retrospectiven Jubiläumsausstellung zu München 1
wieder auftauchte, ist uns nichts weiteres aus dieser Epoche Heigel's beka
Was er aber nach seiner 1819 erfolgten Rückkehr von den Ufern der Se
nach den Geländen der heimatlichen Isar malte, zeigt bei einer höchst subti
Technik der Ausführung doch eine solche Freiheit, Frische und Schönheit,
so geistvolle Charakteristik und Lebendigkeit, nebst einer Kraft der Farbe,
die Anerkennung begreiflich erscheint, welche dem deutschen Meister in Pa
zu Theil geworden. Er hatte sich daselbst mit einer Pariserin verheirat
und steckte so tief in der Bewunderung des damaligen Imperators, daß
seinen Sohn (eine Tochter wäre gewiß auf „Marie Louise“ getauft word
zu Ehren des Königs von Rom als Franz Napoléon benannte.

Nach dem Vorbilde und unter Anleitung des Vaters, welcher eine sch
Kunstsammlung mitgebracht hatte, bildete sich nun in München sein Sohn z
Porträtmaler, hospitirte schon im Winter von 1827 auf 1828 die Akadem
begleitete darauf die Eltern zu einem längeren Aufenthalte nach Berlin u
fuhr über Frankfurt und Darmstadt nach Paris, um nach dem Wunsche
Vaters bei Jean Guérin, dem berühmten Nestor der Miniaturmalerei, u
durch den Besuch anderer Ateliers, wie z. B. Augustin und Isabey, sich wei
zu fördern. Bald stand der junge Künstler auf eigenen Füßen und fo
das schöne Frankreich durchziehend, den von verschiedenen Seiten ergehe
Einladungen, weilte längere Zeit in Beaujolais bei Lyon, später in der N
mandie und errang in der Exposition zu Rouen die große silberne Meda

Als H. zu Ende des Jahres 1835 nach München zurückkehrte, da schien es, als hätte man in den höchsten Kreisen nur auf den Maler gewartet: Alles drängte sich von ihm porträtirt zu werden. In kurzer Zeit hatte er sämmtliche Glieder des königlichen Hauses unter seinen Pinsel gebracht, dazu eine Anzahl Koryphäen der Schönheit, des Geistes und der Kunst. Beispielsweise entstanden die Porträts des Königs Otto von Griechenland, des Herzogs Maximilian von Leuchtenberg, des Feldmarschalls Fürst Wrede, der Großherzogin Mathilde von Hessen und ihrer Schwester Adelgunde, der nachmaligen Herzogin von Modena, des Herzogs Maximilian, dessen Gemahlin Louise und deren ganzen hohen Familie, aller Glieder des fürstlich Taxis'schen Hauses, der Königin Therese, Prinz Karl's von Baiern, der Kronprinzeß Marie, der anmuthigen Sängerin Karoline Hetzenecker in ihrer hoheitsvollen Rolle als Katarina Cornaro (lithographirt von Dresely) — kurz: „Welch reicher Himmel! Stern bei Stern! Wer kennet ihre Namen!"

Als H. zu Ende der 50er Jahre seine künstlerische Bilanz zog, zählte er ihm über 800 von seiner Hand gemalte Bildnisse! Leider kam er erst 1836 auf den Einfall, à la Claude Lorrain ein „Liber veritatis" anzulegen und daselbst alle in den nächsten zwei Decennien gemalten Berühmtheiten einzuzeichnen — ein artistisches Tagebuch! Ebenso hatte sein Vater die meisten seiner oft kaum ...hohen Miniaturporträts durchgezeichnet und zu einer äußerst werthvollen Collection vereinigt.

Zwischendurch versah H. fünf Jahre lang das Amt eines Zeichnungslehrers bei den königlichen Prinzessinnen. Auch studirte er zum öfteren die Kunstschätze Oberitaliens, so 1838 und abermals 1846, dieses Mal in Gesellschaft des als Kunstfreund bekannten Oberst v. Barischnikow, wobei auch Florenz, Rom und Neapel auf der sechsmonatlichen Reiseroute durchgekostet wurden. H. stand damals auf der Höhe seines Rufes als Bildnißmaler. Da trat das Daguerreotyp und bald darauf die leichtlebige Photographie in die Welt und drohte den Künstlern das Publicum abzuwenden. Die vulgäre Ansicht, daß der anfangs so schwerfällige Apparat jede Kunstgestaltung entbehrlich mache, überwog schnell, so daß die Kunst vom Handwerk im Lebensnerv gefährdet schien. H. wurde im tiefsten Innern seines Bewußtseins getroffen und bäumte sich gegen die wohlgemeinte Insinuation, diese anscheinend armselige Technik seinem besseren Wissen und Können dienstbar und unterthänig zu machen; er hätte, ohne seiner stolzen Künstlerehre etwas zu vergeben, doch vielen Vortheil und mindestens große Zeitersparniß daraus gezogen. Statt dessen beschloß er auf das Genrefach sich zu werfen und nach dem seitherigen Princip und Vortrag die in Belgien, England und bald darauf in ...m florirende Aquarellmalerei zu cultiviren. Nur übersah H. dabei, daß die in den genannten Ländern zu einem gedeihlichen Wirken nöthigen Factoren in Deutschland noch fehlten und die auf diesem Gebiete bei uns neu auftretenden Meister, wie Eduard Hildebrand, Theodor Horschelt, nur langsam und größtentheils durch die völlige Neuheit ihrer Stoffe das ungewohnte Publicum anziehen und dauernd fesseln konnten. Damit war der Weg für Werner und Passini siegreich gebahnt, die im ungequälten, freien Vortrag alle Empfindungen und Wahrnehmungen aussprechen und festhalten konnten. Um seine Leistungsfähigkeit zu beweisen, wählte H. eine Darstellung aus dem ...schen Gebirgsleben, betitelt der „Schützenkönig", wo ein frischer Ober... den wohlverdienten silbernen Prunkpokal zur Verwunderung seines ... und zum Jubel seines Buben stolz in sein ländliches Heim über... Doch fehlte der freie Zug, und nur zu fühlbar blieb das ängstliche

Haften an den Modellen. Es war ein 53 Centimeter hohes und 60 Centim
breites Miniaturblatt, wobei H. in minutiöser Durchbildung das Mögli
leistete: mit peinlichstem Eigensinn schwelgte der Künstler in seinen mikrosc
schen Bacterien und Strichelchen und seiner homöopathischen Punktirmeth
Er hatte sich in München die erste Anerkennung erwartet und das Bild
Kunstverein ausgestellt; nun lehnte gerade diese Anstalt das mit mehr
Jahresmühe hergestellte Werk des damals noch ungewöhnlichen Pre
(1200 Gulden) wegen ab. Wie man sagte erstand dasselbe noch am glei
Tage ein edler Lord, der das Bild, statt es reisen zu lassen, eifersüc
versteckte und jahrelang hinter einem Sopha verborgen, keinen Menschen s
ließ. Mit hochmüthigem Künstlerstolze that H. gar nichts, um dasselbe d
Stich, Holzschnitt, Lithographie oder gar durch die verachtete Photogra
reproduciren zu lassen, um seine Schöpfung dadurch bekannt oder populär
machen. Es verging spurlos, wie ein Schlag ins Wasser. Kein Mensch
was H. zu leisten vermochte. Die Schrulle des Käufers brachte dem Küns
den größten Schaden. Wenn der eigensinnige Besitzer das Bild hätte re
lassen! Erst lange nach Heigel's Tode tauchte es 1901 nochmals in Mün
auf, um abermals spurlos zu verschwinden. Ein ähnliches Experim
widerfuhr auch einem späteren Bilde Heigel's, einer orientalischen Sc
heit. So wurde der Maler aus lauter Verehrung völlig todtgeschwie
Gegen jede Vervielfältigung scheint H. entschiedenen Widerstand geleistet
haben. Der „Schützenkönig" existirte nur in einer schlechten, dilettantis
Photographie im kleinsten Visitenkartenformat und kam nie in den Han
obwol dieses Kaliber damals sehr populär und beliebt war. Doch erfo
für H. eine freilich sehr kahle Anerkennung in Form eines Ehrendipl
der „Société Belge des Aquarellistes" (1865) aus Brüssel für fünf einz
Frauengestalten (europäische Länder-Typen), welche 1863 auf der interna
nalen Münchener Kunstausstellung „durch ungemein tief empfundene Chara
ristik, treffliche Formgebung, Schönheit und Kraft der Farbe und Verwend
superiorer Technik als echte Perlen und ein wahrer Triumph der Münch
Kunst" begrüßt wurden (Franz Trautmann: Das Miniatur-Aquarell auf
Internationalen Kunstausstellung zu München, in Nr. 202 Morgenbla
Baierischen Zeitung, 25. Juli 1863). Da war eine mit südlicher Gluth
wogenden Tanze sich schwingende, graciöse Spanierin, eine anmuthige Senn
in der kleidsamen Bregenzertracht, eine Zitherspielerin aus der Jachenau,
Brautjungfer aus dem Berner Oberlande und eine römische Pilgerin.
fünf Blätter bildeten ein wahres Programm, welches H. mit einigen Mo
cationen für Rußland, London und Amerika noch öfters wiederholen mu
Als weitere Ergänzung kamen später noch das große Kostümbild einer ru
nischen Zigeunerin, einer Neapolitanerin und einer schönen Münchnerin
früherer Tracht. Auch wiederholte H. die ganze Serie noch einmal
„Erinnerungen" in einer mehr breiten und freieren Manier, welcher er
jedoch nur ungern und widerstrebend anbequemte.

Im August 1865 wurde H. nach Schwangau berufen, um das Bil
König Ludwig's II. zu malen. Später erging die Bestellung, den gr
Freskencyklus, welchen M. Echter zum „Ring des Nibelungen" geschaffen
(s. A. D. B. XLVIII, 253) und noch einige Bilder zu dessen „Tristan
Isolde" in Aquarell zu copiren, eine gleichfalls wieder sehr minutiös du
geführte Arbeit, welche Heigel's Thätigkeit, da einzelne Blätter wiede
werden mußten, über ein volles Decennium in Anspruch nahm. Dazwi
erfolgte seine Ernennung zum Hofmaler (1869), die Verleihung der
gestifteten Ludwigs-Medaille (1872) und des Ritterkreuzes I. Classe

hl. Michael (1883). Das Porträtfach übte H. zeitweise immer noch; so malte er 1874 ein Bildniß der k. k. Prinzeß Gisela mit ihrem Erstgeborenen als Wickelkind im Arm (1874), die Prinzeß Ludwig und in der Folge alle Prinzen und Prinzessinnen dieser hohen Familien, auch entstand das große Aquarell „In der Maskenloge“ (1884), als Erinnerung aus früher Jugendzeit. Kurz zuvor beging die Münchener Kunstgenossenschaft Heigel's siebzigsten Geburtstag durch besondere Feier. Leider war der Lebensabend Heigel's von manchen Trübsalen heimgesucht. So hatte er das Unglück, daß sein einziger Sohn, gerade als derselbe seine Wirksamkeit als Arzt beginnen wollte, plötzlich den Eltern und seiner Braut entrissen wurde (1882). Kein Wunder, daß der tieferschütterte Vater bald eine Abnahme seines Auges und der Sicherheit und Ruhe seiner Hand bemerkte — eine Wahrnehmung, welche den mit der größten Begeisterung an seiner Kunst hängenden Maler mit melancholischer Schwermuth erfüllte. Nach schwerem Leiden erlag er den Folgen eines Schlaganfalls. H. war eine edle, noble, neidlose Natur, ein unwandelbarer, lauterer Charakter und Ehrenmann. Ihm gebührt jedenfalls der Nachruhm, das Höchste und Beste angestrebt und mit den ihm verfügbaren Mitteln erreicht zu haben.

Vgl. Vincenz Müller, Handbuch v. München, 1845, S. 136. — Nagler, 1838. VI, 58. — Real-Encyklopädie. Regensburg 1869. VII, 391. — Fr. v. Böttischer, 1895. I, 481. — Singer, 1896. II, 149 (8 Zeilen!) — Nr. 231 Allg. Ztg., 20. Aug. 1888. — Kunstvereins-Ber. f. 1888, S. 66. — Luise v. Kobell, König Ludwig II. und die Kunst, 1898, S. 156 ff.

Hyac. Holland.

Heilmann: Johann Ritter von H., geboren am 5. Februar 1825 als Sohn eines Officiers zu München und gestorben ebendaselbst am 6. November 1888 als Generallieutenant, war ein äußerst fruchtbarer Militärschriftsteller, dessen Arbeiten auf dem Gebiete der deutschen und namentlich bairischen Kriegsgeschichte zum Theil dauernden Werth besitzen. Insbesondere ist ihm als Verdienst anzurechnen, daß er zu einer Zeit, als in dem deutschen Officiercorps die Schriftstellerei noch wenig gepflegt wurde, eine vielseitig anregende literarische Thätigkeit entfaltete. Gleich mit seiner als Oberlieutenant 1848 veröffentlichten Schrift über die Schlacht bei Leuthen that er einen glücklichen Griff; dieselbe fand allenthalben eine günstige Aufnahme, sie wurde bei der Grundsteinlegung des Denkmals auf dem Schlachtfelde von Leuthen mit eingemauert. Seine weiteren Werke sind: „Das Kriegswesen der Kaiserlichen und Schweden zur Zeit des 30jährigen Krieges“ (1850); „Die Feldzüge der Baiern 1643—1645 unter Feldmarschall von Mercy“ (1851); „Die Kriegskunst der Preußen unter Friedrich dem Großen“ (1852); „Der bairische Soldat im Felde“ (1853); „Die Wittelsbacher im Thronsaal der neuen Residenz“ (1854); „Beiträge zur Geschichte des Krieges 1757“ (1854); „Leben des Grafen B. E. von Deroy, königlich bairischen Generals der Infanterie“ (1855); „Der Feldzug 1813, Antheil der Baiern seit dem Rieder Vertrag“ (1857); „Beiträge zur Geschichte des Feldzuges 1814“ (1859); „Die Baiern im Kriege“ (1864); „Kriegsgeschichte von Baiern, Franken, Pfalz und Schwaben 1506—1651“ (1868); Antheil des bair. II. Armeecorps im Kriege 1870—71“ (1872); „Feldmarschall Fürst Wrede“ (1881). Außerdem veröffentliche H. eine größere Reihe von werthvollen Aufsätzen vorwiegend kriegsgeschichtlichen Inhalts in militärischen Zeitschriften. Es fehlte H. nicht an Anerkennung. Die bairische Akademie der Wissenschaften ernannte ihn zu ihrem Mitgliede und König Maximilian II. sprach ihm seine Freude darüber aus, „daß ein so

strebsamer Officier die Zeit, die ihm die Erfüllung der Berufspflichten frei läß[t,]
in derart ersprießlicher Weise auf militärlitterarische Beschäftigung verwendet." [E]
ist in der That ein Beweis der hervorragenden geistigen Elasticität Heilmann'[s,]
daß er seiner schriftstellerischen Thätigkeit unbeschadet einer erfolgreichen praktisch[en]
Dienstleistung nachgehen konnte. Er nahm am Kriege 1866 als Generalstab[s-]
officier der 3. Infanteriedivision theil und wurde im Gefecht bei Kissing[en]
verwundet; im Kriege 1870—71 war er Generalstabsofficier beim Genera[l-]
commando des II. bairischen Armeecorps. Nachdem er sich in Metz a[ls]
Regimentscommandeur die besondere Zufriedenheit seiner Vorgesetzten erworbe[n,]
beschloß er seine active Dienstleistung als Brigadecommandeur der Infanter[ie.]

J. v. H., Vorlesungen über Kriegsgeschichte, III. Darmstadt 1862. -
Allgemeine Militärzeitung, Darmstadt 1888 (Nachruf).

Landmann.

Heim: Friedrich Jakob Philipp H., evangelischer Pfarrer u[nd]
Decan in Tuttlingen, geb. am 13. Mai 1789 in Hochdorf, O.-A. Waibling[en]
im württembergischen Neckarkreis. Nach dem Besuch der Universität Tübinge[n,]
wo er den Magistertitel mit einer Arbeit über Euklid's Elemente erwar[b,]
wurde er Vicar zuerst in Pfullingen, dann im Kloster Reichenbach und 181[.]
Pfarrer in Reichenbach, 1821 Diakon in Winnenden und 1833 Stadtpfarr[er]
daselbst, endlich 1842 Decan in Tuttlingen, wo er am 30. December 18[.]
starb. In Winnenden gründete er 1824 die noch bestehende Erziehungsansta[lt]
für verwahrloste und taubstumme Kinder mit einem Asyl für ältere Taub-
stumme (sog. „Paulinenpflege"). Von Bedeutung wurde H. auf dem Gebie[t]
der deutschen Stenographie durch seine 1820 in Leipzig [daneben, wahrschei[n-]
lich unbefugter Weise in Reutlingen] veröffentlichte „Deutsche Tachygraphi[e".]
Er lehrt hier das Stenographiesystem von Horstig (1797) mit einigen A[b-]
weichungen, namentlich einem neuen Zeichen für m, das aus dem curre[nt-]
schriftlichen m entstanden ist; auch beschränkte er die Abkürzungen. [Das]
„Heim'sche m" findet sich noch in den 1830 in Tübingen und 1872 in T[...]
erschienenen anonymen Lehrbüchern der Horstig'schen Stenographie, ebens[o in]
Binder's Vorlegeblättern vom Jahre 1855; es ist auch in der geometri[schen]
Kammerstenographie benutzt worden, die Winter und seine Schüler auf Gr[und-]
lage der Horstig'schen Schrift ausgebaut und beim Nachschreiben in den badis[chen,]
württembergischen und anderen Parlamenten benutzt haben, sodaß Winter [die]
Stenographie vermuthlich aus dem Heim'schen Lehrbuch kennen gelernt ha[t.]

Vgl. Evangelisches Sonntagsblatt (Stuttgart) 1889 Nr. 20, 21, [...]
— Schriftwart (Berlin) 1897 Nr. 10/11. — Johnen, Festbuch zur hun[dert-]
jährigen Jubelfeier der deutschen Kurzschrift (Berlin 1896), S. 64 u. ff. [—]
Archiv für Stenographie 1901, S. 69.

Johnen.

Heim: Heinrich Jakob H., von Gais (Kanton Appenzell A./Rh.), geb. [am]
5. November 1828 als Sohn des Curarztes, (nachmaligen) Landesstatthalters [und]
Nationalrathes Joh. Heinrich Heim, erhielt er seine wissenschaftliche Vorbild[ung]
im Institut des Pestalozzischülers Hermann Krüsi in Gais und am Pädagog[ium]
in Basel, studierte 1847—50 auf der Hochschule Zürich Theologie, ward [...]
noch 1850 Pfarrer in Urnäsch, 1853 in seiner Heimathgemeinde in G[ais.]
Neben seiner beruflichen Thätigkeit als Seelsorger leistete er im öffentli[chen]
Leben des Kantons Bedeutendes, vor allem im Schulwesen (seit 1856 [...]
Mitglied und zeitweise Präsident der Kantonschulcommission, von 1861 an [in]
analoger Stellung in der Landesschulcommission) und im Kirchenwesen; [seit]
1860 an Mitglied der kantonalen Kirchencommission, leitete er die evange[lische]
Kirche von Appenzell A./Rh. seit 1870 als Decan und Präsident der Syn[ode]

als welcher er die infolge der neuen Bundesverfassung zur Nothwendigkeit gewordene Reorganisation des Kirchenwesens durchführte, unter Umwandlung der bisherigen Staatssynode in eine freie Volkssynode, deren Präsidium er noch bis 1885 beibehielt. In freier Thätigkeit stand er dem Protestantisch-kirchlichen Hülfsverein seines Kantons vor und besorgte 1876/89 neben seiner Pfarrstelle in Gais die Pastoration der benachbarten jungen Diasporagemeinde Appenzell; in der kantonalen gemeinnützigen Gesellschaft wirkte er nicht minder rührig und nachhaltig vornehmlich als Redactor des trefflichen Gesellschaftsorgans „Appenzellische Jahrbücher“ 1854—1886. Abgesehen von den zahllosen Berichten, die in diesen verschiedenen Stellungen aus seiner Feder hervorgingen, und seinen persönlichen Beiträgen in die Jahrbücher, bethätigte er sich in einer Reihe von Zeit- und Sammelschriften mit landeskundlichen Arbeiten; als sein „Hauptwerk“ in deren Reihe bezeichnete er selbst die Biographie des mit Heim's Vater innig befreundet gewesenen Appenzellers und Palästinareisenden Dr. Titus Tobler von Wolfhalden (1806—77).

Den rastlos thätigen Mann traf am 7. Juli 1889 auf der Kanzel ein Schlaganfall, der ihn zwang noch im selben Jahre seine sämmtlichen Aemter niederzulegen, und von dem er sich nicht mehr erholte. Er siedelte nunmehr zu seinem Sohn ins Pfarrhaus Wängi (Kanton Thurgau) über, dort starb er nach langen Leiden am 12. Januar 1892.

Nekrologe in den „Appenzellischen Jahrbüchern“, 3. Folge, 5. Heft 1892 von G. L[utz] und 9. Heft 1897 (Dr. E. Zürcher).

Hunziker.

Heim: Ignaz H., Musiker, geboren zu Renchen (im Großherzogthum Baden) am 7. März 1818, † zu Zürich am 3. December 1880. H. stammt aus der bis zu den Ereignissen der Revolutionszeit vorderösterreichischen Stadt Laufenburg am Rhein, von der sein Vater als Knabe in die Prämonstratenserabtei Allerheiligen im unteren Schwarzwald gekommen war, wo er seine Erziehung erhielt und nachher als Arzt und Apotheker thätig war. Im benachbarten Renchen setzte er sich später als Apotheker fest. Den Kindern wandte er eine gute Bildung zu; Ignaz empfing die seinige am Gymnasium in Donaueschingen. Nach einer Lehrzeit in der väterlichen Apotheke widmete er sich in München dem Studium der Medicin, bis ihn der Tod des Vaters nach Renchen zurückberief. Aber schon nach einem Jahre verkaufte er das väterliche Geschäft und siedelte nach Freiburg über. Denn schon seit seinem Aufenthalt in Donaueschingen hatte er sich immer eifriger der Musik zugewandt. Kalliwoda (A. D. B. XV, 39 u. 40), der Kapellmeister des Orchesters des Fürsten Karl Egon von Fürstenberg, hatte dort auf H. förderlichen Einfluß gewonnen, und in München war durch die ihm dargebotene Anregung die Vorbereitung auf den ärztlichen Beruf durch die Neigung zur Tonkunst stark zurückgedrängt worden. So geschah die Uebersiedelung nach Freiburg mit dem bestimmten Entschlusse, ganz der Musik zu leben. Mit dem nachherigen Bibliothekar in München Julius Maier begründete H. die Freiburger Liedertafel, einen Männergesangverein, der unter seiner Direction sich äußerst glücklich entfaltete, und ein dauernder günstiger Einfluß auf das musikalische Leben der Hauptstadt des Breisgaus ging von dieser Vereinigung aus; denn H. übernahm daneben noch die Leitung des akademischen Vereins und eines gemischten Chores Caecilienverein. Auch die Anlage der Liederhalle ging von ihm aus. Dadurch, daß H. nach der Revolution von 1849 mit der Schweiz, deren Bürgerrecht sein Vater nach dem Anschluß Laufenbergs an den Kanton Aargau beibehalten hatte, in steter Verbindung blieb — 1851 vermählte er sich mit der Tochter des Obergerichtspräsidenten Müller in Rheinfelden —, gerieth er, weil zahlreiche

politische Flüchtlinge über die Schweizergrenze gezogen waren, bei dem An
schwellen der Reaction in Verdacht, so daß er im Herbst des Jahres 1850 au
Freiburg ausgewiesen wurde. Zwar verlegte er jetzt, um zu zeigen, daß e
keinen Grund zur Flucht habe, seinen Wohnsitz nach Karlsruhe, und das Aus
weisungsdecret wurde nachher aufgehoben. Aber H. hatte danach keine Luf
länger im Großherzogthum Baden zu bleiben, und so nahm er 1852 den au
Zürich an ihn ergehenden Ruf, als Nachfolger Abt's (A. D. B. XLV, 686 u
687), der nach Braunschweig übersiedelte, die Leitung des Zürcher Männer
gesangvereins Harmonie anzutreten, mit Bereitwilligkeit an. Bald trat H
auch in die Direction des Gesangvereins im Limmatthal, später noch an die Spit
des Vereins der Sänger am Zürichsee, und auch der Kirchengesangverein vo
der Predigerkirche in Zürich stand unter seiner Führung. H. hatte in Frei
burg, unterstützt durch den Dichter und Forscher Zuccalmaglio — Wilhel
von Waldbrühl (A. D. B. XLV, 467—469) —, seine Aufmerksamkeit de
Litteratur und dem Volksliede zuzuwenden begonnen, und in dieser Ueber
zeugung vom hohen Werthe der Volkslieder betonte er von Anbeginn die
Gattung von Gesängen in seiner neuen Stellung in Zürich, nicht ohne anfang
Widerspruch zu finden. Ein Mitglied der Harmonie schrieb: „Heim's Auf
treten war zwar äußerst leutselig, bescheiden und gewandt, und seine von de
ersten Stunde an bewiesene Tüchtigkeit verschaffte ihm bald die aufrichtige Zu
neigung und Hochachtung. Doch gab es auch solche, besonders unter den alte
Sängern, die sich durch sein selbstständiges Urtheil, seine rücksichtslose Energie
seine mitunter derbe Ausdrucksweise, sowie Geringschätzung gegen übertrieben
Düftelei und Säuselei verstimmt fühlten" — und eben Heim's Zumuthung
„Ehe Ihr das Volkslied schön zu singen imstande seid, kann ich nicht a
größere Aufgaben gehen" vermehrte die Unzufriedenheit. Allein das nächs
folgende eidgenössische Sängerfest, aus dem der Verein preisgekrönt hervorgin
sicherte gänzlich die Stellung des Dirigenten. Auch mit Richard Wagner,
zur Zeit der Ankunft Heim's die Vorführung aus seinen Werken auf
Mai 1853 vorbereitete, befreundete sich H., und Wagner blieb mit ihm
dauernd freundschaftlicher Verbindung; nach Heim's Tode schrieb er über
nach Zürich: „H. war gut, echt und treu; ich habe nicht Viele seines Glei
kennen gelernt". Zwar urtheilt der Verfasser der werthvollen Charakteri
„Richard Wagner in Zürich" über H., daß bei seiner durch und durch
servativen Natur das Anpassungsvermögen bei Mendelssohn Halt machte
schon bei Schumann schwankte, daß er aber an Wagner doch den kühnen Neu
bewunderte. Dazu fand Wagner in Frau Emilie H., „die prädestinirte
matische Sängerin", die in jenen Concerten die Ballade der Senta vort
Heim's großes Verdienst als Gesangsleiter bestand nun darin, daß er
Hans Georg Nägeli's (A. D. B. XXII, 221—223) Bahnen weiterschreit
den schweizerischen Volksgesang, ganz vorzüglich in der Pflege des Volksli
hob und veredelte, damit jedoch auch weit hinaus im ganzen deutschen Spr
gebiete förderlichst wirkte. Seine Liederbücher für Männer-, Frauen-,
mischte Chöre, besonders das erste 1862 erschienene: „Sammlung von Vo
gesängen für den Männerchor", fanden die bereitwilligste Aufnahme, fin
immer wiederholten Auflagen in ungezählten Tausenden von Exemplaren
breitet. Nach diesen als Publicationen der Liederbuchcommission der Zü
Schulsynode erschienenen Sammlungen folgten noch im Selbstverlag Hei
veröffentlichte Bücher, zuerst, von 1863 an, fünf Bändchen für Männerch
„Neue Volksgesänge", hernach solche für gemischten Chor und ein „Zwe
Volksgesangbuch für Knaben, Mädchen und Frauen". Hier ist nun H.
als Componist mit 312 Schöpfungen vertreten, und manche dieser Li

wurden ein hochgeschätztes, echtes Eigenthum des Volkes. Vincenz Lachner pries H. den Tondichter als „einen begabten Naturalisten, dessen Lieder sich durch Wohllaut, populären Ausdruck und natürliche Ungezwungenheit auszeichnen". Daneben wirkte H. als Leiter von zürcherischen Gesangsdirectorencursen 1865 und 1868 mit großem Erfolge, ferner im Musikcomité des eidgenössischen Sängervereins als Redactor der Festhefte und Inspector des Vereins, als Kampfrichter bei großen Wettgesängen bei Festen. Nach Anzeichen einer zu befürchtenden Erblindung trat er 1872 von der Direction der Harmonie zurück; doch gelang 1879 die Operation, und er nahm freudig die Arbeit, vorzüglich für den Schulgesang, wieder auf. Aber einem schlagähnlichen Anfall erlag er im folgenden Jahre nach wenigen Tagen. Die Liebe und Verehrung weitester Kreise für „Papa H.", der auch im Leben sich stets als ein warmempfindender, aufopferungsfähiger, uneigennütziger Charakter erwiesen hatte, traten nach dem Tode greifbar hervor, zuerst am 6. März 1881, wofür Conrad Ferdinand Meyer zu der großen musikalischen Gedächtnißfeier das schöne Weihegedicht „Das Lied" geschaffen hatte, dann als am 4. November 1883 die lebenswahre Büste des Verstorbenen, von Bildhauer Hörbst, feierlich enthüllt wurde.

Vergl. E. Schönenberger: Ignaz Heim, biographische Skizze (Zürich 1881), Badische Biographien, Theil IV, S. 171 u. 172, sowie A. Steiner-Schweizer: Richard Wagner in Zürich, II. Theil (XC. Neujahrsblatt der Allgemeinen Musik-Gesellschaft in Zürich auf das Jahr 1902, S. 9 u. 10 — zum III. Theil Bilder von Ignaz und Emilie Heim).

Heine: Peter Bernhard Wilhelm H., Landschaftsmaler und Reiseschriftsteller, wurde am 30. Januar 1827 zu Dresden als Sohn des Schauspielers Ferdinand H. geboren. Da ihn der Vater nicht seinem eigenen Berufe zuführen wünschte, ließ er ihn das Maurerhandwerk erlernen. Als aber der Knabe künstlerische Begabung zeigte, wurde er der königl. Kunstakademie seiner Vaterstadt übergeben, um Architektur zu studiren. Bald bemerkte er, daß ihn größere Neigung zur Malerei zog, und er trat deshalb in das Atelier des Professors Julius Hübner ein, wo er sich eine ziemliche technische Fertigkeit, aber auch eine auf das Theatralische und Sentimentale gerichtete Manier aneignete. Da er mit großer Schnelligkeit und Gewandtheit arbeitete, wendete er sich der Decorationsmalerei zu. 1845 erhielt er ein akademisches Stipendium, das ihm einen dreijährigen Studienaufenthalt in Paris ermöglichte. Nach seiner Rückkehr wurde er zum Hoftheatermaler in Dresden ernannt. Da diese Stellung seinen unruhigen Geist nur wenig befriedigte, gab er sie 1849 auf und kehrte nach Paris zurück. Als er auch hier keinen seinen Wünschen entsprechenden Wirkungskreis zu finden vermochte, schloß er sich jenem Strome politischer Flüchtlinge an, der sich damals aus allen Theilen Europas nach Nordamerika ergoß. Im Spätjahr 1849 landete er in New-York. Da seine Mittel beschränkt waren, sah er sich nach einer erfolgverheißenden Beschäftigung um. Die öffentliche Aufmerksamkeit in den Neuenglandstaaten war damals auf den fernen Westen gerichtet, der für die Wissenschaft eben erschlossen wurde. In den Berichten der staatlichen Landmesser und Geologen las man Wunderdinge über die landschaftlichen Schönheiten der Rocky Mountains, des Yellowstonegebietes und der Canonthäler. H. beschloß sofort, diese Gegenden aufzusuchen und ihre malerischen Reize zu studiren. Ehe er aber dieses Vorhaben ausführen konnte, machte er in New-York die Bekanntschaft des Archäologen Ephraim George Squier, der sich bisher mit der Untersuchung der vorgeschichtlichen Denkmäler des Mississippithales beschäftigt hatte. Dieser war zum

Geschäftsträger der Vereinigten Staaten in den centralamerikanischen Republik ernannt worden und beschloß, seinen dortigen Aufenthalt zur Erforschung d alten Bau- und Kunstdenkmäler in Yucatan, Nicaragua und Guatema auszunützen. Da es ihm vor allem darauf ankam, wissenschaftlich brauchba Abbildungen für ein später zu veröffentlichendes Werk über diese Alterthüm zu gewinnen, fragte er H., ob er geneigt sei, ihn als Zeichner zu begleite H. erklärte sich sofort bereit. Weil sich aber Squier's Abreise infolge u vorhergesehener Hindernisse lange verzögerte, unternahm H. zunächst eine e gebnißreiche Studienreise nach dem Niagara und den canadischen Seen, wo mehrere Wochen hindurch das Leben eines Trappers führte. Als nach d Rückkehr Squier immer noch aufgehalten wurde, schickte er H. im Frühja 1851 nach Centralamerika voraus, damit er sich in Muße acclimatisiren u über die zu untersuchenden Denkmäler vorläufig orientiren könnte. Um i vor den Unannehmlichkeiten zu bewahren, denen ein privater Reisender jenen kleinen Republiken gelegentlich ausgesetzt ist, übertrug er ihm ein pa unbedeutende diplomatische Geschäfte. Im Juni 1851 traf H. im Haf S. Juan del Norte an der Mosquitoküste ein. Hier blieb er längere Ze um sich an das Klima und an Lebensweise und Sitten der Eingeborenen gewöhnen. Er lebte nicht nur seinen künstlerischen Neigungen, sondern sammel auch Pflanzen, Vögel und Reptilien und beschäftigte sich mit Studien üb den geplanten Nicaraguacanal, der hier beginnen sollte. Nachdem er sich m den Verhältnissen des Landes wohl vertraut gemacht hatte, fuhr er den R S. Juan hinauf, segelte über den Nicaraguasee und ließ sich wiederum f längere Zeit an dessen nordwestlichem Ufer in dem kleinen Städtchen Granad dem damaligen Regierungssitze nieder. Hier traf er mit dem aus Deutschla ausgewanderten Politiker Julius Fröbel zusammen. Er entledigte sich zunäc seiner diplomatischen Aufträge und unternahm dann zu wissenschaftlichen u künstlerischen Zwecken zahlreiche Ausflüge in die Cordillere von Nicarag und Honduras, nach dem Managuasee, nach den Schwefelquellen von Tipit und in die zukunftsreichen Minendistricte von Dipilto und Yuscaran. aber eine Revolution ausbrach und Squier ihm brieflich mittheilte, da eingetretener Hindernisse halber in absehbarer Zeit nicht nachkommen kön kehrte er nach der Mosquitoküste zurück, schiffte sich im Sommer 1852 wi nach den Vereinigten Staaten ein und überreichte in Washington Präsidenten zwei durch ihn ratificirte Handelsverträge zwischen der Union den Republiken Guatemala und S. Salvador. Während dieser Reise h H. seine Erlebnisse und Eindrücke für seine Angehörigen in Dresden in Br form niedergeschrieben. Nach der Rückkehr überarbeitete er diese Aufzeichnun und ließ sie unter dem Titel „Wanderbilder aus Centralamerika. Ski eines deutschen Malers", 1853 in Leipzig erscheinen. Sie fanden wegen i anregenden Schilderungen des Volkslebens und der landschaftlichen Schönhe jener Gegenden manche Anerkennung und erlebten 1857 eine zweite Aufl Dieses Erstlingswerk Heine's vermag gleich den später von ihm hera gegebenen Büchern streng wissenschaftlichen Anforderungen nicht zu genüg Doch zeichnet es sich wie diese durch eine lebendige und ungezwungene D stellung aus. Die Naturschönheiten sind mit dem Auge des Künstlers gesch und demgemäß geschildert. Ueber das Ganze ist ein Hauch liebenswürd Herzlichkeit und echt deutscher Gemüthlichkeit ausgegossen. Die künstler und wissenschaftliche Ausbeute seiner Reise übergab H. seinem Freunde Squ der sie in seinen beiden großen Werken: Travels in Central Amer Nicaragua, its people, scenery and monuments (New York 1852), The states of Central America (New York 1857) theilweise verwerthete.

Als H. nach New-York zurückkehrte, traf er mit dem Commodore Matthew
ilbraith Perry, einem alten erfahrenen Seemanne zusammen, der eben im
egriff war, im Auftrage der Unionsregierung an der Spitze eines Kriegs-
schwaders nach Ostasien abzusegeln, wo er versuchen sollte, das bis dahin
ahezu völlig verschlossene Japan dem Handel zu eröffnen und zu einem
reundschaftsvertrage zu bewegen. H. bat ihn, sich als Zeichner der Expedition
nschließen zu dürfen. Da sie aber wegen ihres möglicher Weise kriegerischen
usgangs eine rein militärische sein und deshalb nur Militärpersonen um-
ssen sollte, wurde sein Gesuch abgelehnt. Rasch entschlossen trat er deshalb
ndlich in die Marine der Vereinigten Staaten ein. Auf Empfehlung Squier's
rhielt er den Rang eines Mastersmate und wurde zum Stabe Perry's
ommandirt. Dieser befreite ihn von allen Dienstverpflichtungen, so daß er
ährend der ganzen Reise seinen künstlerischen und wissenschaftlichen Neigungen
achgehen konnte. Im October 1852 verließ das Geschwader den Hafen von
New-York und segelte um das Cap nach Ceylon, wo es den ersten längeren
Aufenthalt nahm. Von hier aus setzte es seine Reise über Singapore und
Hongkong nach Schanghai fort. Nachdem es die kleinen Inselgruppen südlich
on Japan besucht hatte, ging es auf der Rhede von Yeddo vor Anker. Das
mposante Geschwader, die bis dahin nie gesehenen Dampfschiffe und vor allem
as entschlossene Auftreten Perry's, der seinen Zweck am besten durch eine
rohende Haltung zu erreichen hoffte, machte großen Eindruck auf die Japaner.
Sie glaubten an die Möglichkeit eines Krieges, für den sie nicht gerüstet waren,
ahmen deshalb Perry's Angebot eines Freundschafts- und Handelsvertrages
illig entgegen und baten nur um eine längere Bedenkzeit. Perry gewährte
e ihnen, verließ die Rhede, nachdem er angekündigt hatte, daß er im nächsten
rühjahr wiederkommen würde, um sich die Antwort zu holen, und begab sich
ach der chinesischen Küste. Im Februar 1854 erschien er wieder vor Yeddo
nd eröffnete die Verhandlungen von neuem. Da die japanischen Minister
n hinzuhalten suchten und nur unbedeutende Zugeständnisse machen wollten,
ahm er eine noch drohendere Stellung ein. Diese verfehlte ihre Wirkung
icht; die Japaner gaben aus Furcht ihren zähen Widerstand auf, und am
1. März kam der Vertrag von Kanagawa zu stande, durch welchen den
Amerikanern die bis dahin verschlossenen Häfen Simoda und Hakodade er-
ffnet wurden. H. benutzte die Zeit während der Verhandlungen, um Yeddo
ennen zu lernen und Ausflüge in die Umgebung zu unternehmen. Dann
egab er sich mit Perry wiederum nach China. Da aber das Geschwader um
as Cap zurückkehren wollte, nahm er Urlaub, segelte zum dritten Male nach
Japan, landete dann auf den Sandwichinseln, durchquerte den Stillen Ocean,
esuchte S. Francisco, Panama und Valparaiso, fuhr durch die Magelhaen-
straße und kehrte nach einem Aufenthalte in Rio de Janeiro wieder nach
New-York zurück, wo er 1855 eintraf. Die folgenden Jahre verwendete er
azu, die von ihm auf der Reise gesammelten Skizzen und Tagebuchblätter
u bearbeiten und für die Veröffentlichung vorzubereiten. Von seinen Zeichnungen
rschienen gegen 400 theils auf lithographischem Wege, theils durch den Holz-
chnitt vervielfältigt, allerdings fast durchgängig schlecht reproducirt in dem
roßen dreibändigen Reisewerke, das der Expeditionstheilnehmer Francis
L. Hawks im Auftrage der Regierung unter dem Titel: „Narrative of the
Expedition of an American Squadron to the China Seas and Japan,
performed in the years 1852, 1853, and 1854, under the command of
Commodore M. C. Perry“ (Washington 1856) herausgab. Ein Theil der
Abbildungen findet sich auch in dem von Hawks in demselben Jahre und unter
gleichem Titel veröffentlichten einbändigen Auszuge aus dem großen Reise-

werke, sowie in einem von H. selbst publicirten Bilderhefte: „Graphic
in the Japan Expedition“ (New York and London 1856). Sie e
auch heute noch nicht eines beträchtlichen geographischen und culturhis
Interesses, wenn sie auch als Kunstwerke nicht sehr hoch eingeschätzt
können. Als Dank für seine Bemühungen bewilligte ihm der Cong
Belohnung von 5000 Dollars. Aus seinen Tagebüchern hatte H. schon wäh
Reise ausführliche, wenn auch zum Theil ziemlich flüchtige und n
augenblicklichen Interesse genügende Mittheilungen über seine Erlebn
Beobachtungen in verschiedenen angesehenen deutschen Zeitungen, name
der Augsburger Allgemeinen, in der Leipziger Illustrirten und in de
schen Zeitung, sowie im Ausland publicirt. Nach der Rückkehr ents
sich, den gesammten Stoff zu einem umfangreichen Werke zu verarbeit
er ein ungemein rascher Arbeiter war, erschien es bereits 1856 in Lei
New-York als „Reise um die Erde nach Japan an Bord der Exp
Escadre unter Commodore M. C. Perry in den Jahren 1853, 18
1855, unternommen im Auftrage der Vereinigten Staaten“. Es
zwei Bände und ist mit lithographirten Abbildungen von mäßigem
werth ausgestattet. Die Widmung nahm Alexander v. Humboldt m
entgegen. Das Buch fand in Deutschland viel Beifall und wurde desh
ins Holländische (Reis om de wereld naar Japan, aan boord
expeditie eskader onder commodore M. C. Perry. Rotterdam 185
später ins Französische übersetzt (Voyage autour du monde. Le
Expédition du commodore Perry, pendant les années 1853—185
d'après les ordres du gouvernement des Etats-Unis, trad. de l'a
par A. Rolland. Bruxelles 1859).

Während H. noch in Ostasien verweilte, war eine zweite amer
Expedition unter Colin Ringgold und John Rodgers in jene Gegenden
worden. Sie hatte den Auftrag, den besten und gefahrlosesten See
Californien aus durch den Stillen Ocean nach Japan und China
mitteln, sodann in Japan mit Perry's Geschwader zusammenzutreffen,
diesem bis dahin vielleicht schon errungenen Vortheile weiter zu verfol
Küsten Japans möglichst genau auf ihre Schiffbarkeit hin zu untersuc
endlich die See von Ochotsk und das Beringsmeer, diese wichtigen Sch
des amerikanischen Walfischfanges zu vermessen. Sie kehrte 1856
Heimath zurück, und ihre Theilnehmer veröffentlichten bedeutsame We
ihre Forschungen. H. wünschte diese Arbeiten in Deutschland bek
machen. Er übersetzte deshalb die wichtigsten Ergebnisse und vereinigt
einem dreibändigen Werke: „Die Expedition in die Seen von China,
und Ochotsk unter Commando von Commodore Colin Ringgold und Cor
John Rodgers, im Auftrage der Regierung der Vereinigten Staaten
nommen in den Jahren 1853—1856“. Dasselbe erschien in Leipzig 1
1859 und ist dem Prinzen Adalbert von Preußen gewidmet. H. beto
trotzdem er amerikanischer Bürger war, seine unverminderte Liebe zu
Vaterlande und weist auf die Nothwendigkeit einer achtunggebietenden
Seemacht im Interesse der vielen schutzlosen Deutschen hin, die er üb
Auslande angetroffen hatte. Auch legt er dar, wie nützlich es sein
wenn Preußen entweder allein oder in Verbindung mit den übrigen
Staaten sich zur Aussendung einer Expedition nach Ostasien ähnlich de
Perry's entschließen könnte.

Nachdem H. diese beiden umfangreichen Werke vollendet hatte, e
von der Regierung der Vereinigten Staaten den Auftrag, für das neue
in Washington einige Gemälde zu entwerfen, welche Scenen aus d

…ischen Seekriege der Union gegen die nordafrikanischen Barbareskenstaaten in den Jahren 1801—1805 darstellen sollten. Da er vor der Ausführung Studien an Ort und Stelle vorzunehmen wünschte, begab er sich im Frühjahr 1859 zunächst nach Deutschland. In Berlin wollte er seinen alten Gönner Alexander v. Humboldt besuchen, traf ihn aber auf dem Sterbebette und konnte ihn nur zu Grabe geleiten. Dann fuhr er durch Süddeutschland, die Schweiz und Südfrankreich nach Malta, segelte nach der afrikanischen Küste und ließ sich längere Zeit in Tripolis nieder. Hier zog er umfassende, wenn auch erfolglose Erkundigungen über das Schicksal des verschollenen Reisenden Eduard Vogel ein. Nachdem er die nöthigen Skizzen für seine geplanten Gemälde gesammelt hatte, kehrte er durch Italien, das überall die Spuren des österreichisch-französischen Krieges zeigte, nach Deutschland zurück. Als Ergebniß dieser Reise ließ er im folgenden Jahre ein Büchlein mit anmuthigen Schilderungen der landschaftlichen Schönheiten und des Volkslebens in Malta und Tripolitanien unter dem Titel: „Eine Sommerreise nach Tripolis" (Berlin 1860) erscheinen. In demselben Jahre veröffentlichte er als dritte Frucht seiner japanischen Studien ein einbändiges Werk über: „Japan und seine Bewohner. Geschichtliche Rückblicke und ethnographische Schilderungen von Land und Leuten" (Leipzig 1860). Dasselbe enthält eine populäre und nicht immer einwandfreie Geschichte der Beziehungen Japans zu den fremden Mächten vom Mittelalter an bis auf die Gegenwart. Die älteren Berichte europäischer Reisender, eines Marco Polo, Pinto, Kämpfer, Thunberg und anderer über Japan werden auszugsweise wiedergegeben. Einen wissenschaftlichen Werth beansprucht das Buch nicht.

Während H. nach der Rückkehr aus Afrika in Berlin verweilte, erhielt er von der preußischen Regierung die Einladung, sich der von ihr ausgerüsteten Expedition nach Ostasien als Zeichner anzuschließen. Er leistete diesem ehrenvollen Rufe willig Folge, da er glaubte, seinem Vaterlande dadurch einen Dienst zu erweisen. Preußen und die übrigen Zollvereinsstaaten hatten schon längst die Nothwendigkeit einer gemeinsamen diplomatischen Vertretung in den Ländern des fernen Ostens erkannt, da die tractatlosen Mächte in China und Japan in einer sehr unvortheilhaften Lage waren, die bei dem schnell wachsenden Verkehr unhaltbar zu werden drohte. Mit Japan hatten die Seemächte seit 1854, mit China seit 1858 Freundschafts- und Schiffahrtsverträge geschlossen und die Oeffnung mehrerer Häfen für ihren Handelsverkehr durchgesetzt. Da die Deutschen nur eine geduldete Stellung einnahmen und vielen Belästigungen ausgesetzt waren, glaubte die preußische Regierung mit der Anknüpfung vertragsmäßiger Beziehungen zu den ostasiatischen Reichen nicht länger zögern zu dürfen. Sie beschloß deshalb, eine Gesandtschaft auszurüsten, deren Zweck es war, von den Regierungen jener Länder ähnliche Zugeständnisse zu erlangen, wie sie die übrigen Seemächte erhalten hatten. An die Spitze der Expedition wurde der Legationsrath Graf Friedrich v. Eulenburg unter Ernennung zum außerordentlichen Gesandten und bevollmächtigten Minister bei den Höfen von China, Japan und Siam gestellt. Zur Aufnahme der Theilnehmer dienten vier Kriegsfahrzeuge: die Dampfcorvette Arcona, die Segelfregatte Thetis, der Schoner Frauenlob und das Klipperfregattschiff Elbe. … der Landtag die erforderlichen Mittel bewilligt hatte, traten die … im Frühjahr 1860 ihre Ausreise um das Cap an. Der Gesandte, in …folge sich H. befand, reiste dagegen über Suez und Ceylon und traf … Singapore mit dem Geschwader zusammen. H. wurde nun auf der … untergebracht, die ihren Curs zunächst nach Japan richtete. In der … der Liukiu-Inseln hatte sie einen schweren Teifun zu überstehen, der

den Schoner Frauenlob zum Sinken brachte. Am 4. September ging
auf der Rhede von Yeddo vor Anker. Die japanische Regierung wies
Gesandten und seinen Begleitern ein Haus in der Stadt an und behan
sie mit aller Höflichkeit, war jedoch wenig geneigt, irgend welche han
politische Zugeständnisse zu machen, so daß erst nach langwierigen Un
handlungen ein Vertrag zu stande kam, der Preußen die Rechte einer m
begünstigten Nation gewährte und seinen Schiffen und Unterthanen die H
von Nangasaki, Yokohama und Hakodade öffnete. Da H. an den Verhandlu
nicht betheiligt war, benutzte er die fünf Monate des Aufenthaltes in Ja
zu zahlreichen Ausflügen in das Innere des Landes und zu eingehen
Studium des Volkslebens. Seiner Instruction gemäß fertigte er zahlr
Zeichnungen und Photographien merkwürdiger Landschaften, Gebäude
Volkstypen an. Im Februar 1861 verließ die Gesandtschaft Japan
begab sich nach Schanghai, um hier zunächst im allgemeinen die politis
Verhältnisse zu studiren. Da der Gesandte erfuhr, daß die Regierung
während des Taipingaufstandes überall zu Tage tretende Schwäche ein
und mit den fremden Mächten in gutem Einvernehmen zu leben wünsc
glaubte er, daß sie zum Abschluß eines Handelsvertrages geneigt sein wü
und begab sich deshalb mit seinem Gefolge nach Tientsin. Hier verweilte
vom April bis in den September. H. benutzte die reichliche Muße de
Aufenthaltes zu Excursionen in die Umgegend. Als amerikanischer Bür
erhielt er zweimal die Erlaubniß, Peking zu besuchen, doch stieß sein lebhaf
Wunsch, durch die Mongolei und Sibirien nach Europa zu reisen, auf unüb
windliche Schwierigkeiten. Als er wieder in Tientsin angelangt war, erfu
er von den schweren politischen Verwicklungen, welche in den Vereinigt
Staaten ausgebrochen waren. Unter diesen Verhältnissen hielt er es für sei
Pflicht, in sein Adoptivvaterland zurückzukehren. Er trennte sich deshalb v
der Gesandtschaft, fuhr auf einem englischen Schiffe nach Nangasaki, dann ü
den Stillen Ocean nach S. Francisco und von hier auf beschwerlichen Weg
mit der Ueberlandpost nach St. Louis. Unterwegs stattete er den Mormo
und ihrem Präsidenten Brigham Young in der Salzseestadt einen interessan
Besuch ab. Auf der Weiterfahrt von St. Louis nach New-York bemerkte
überall deutliche Spuren des ausgebrochenen Bürgerkrieges. Nachdem er
New-York nur einen Tag gerastet hatte, stellte er sich der Unionsregieru
zur Verfügung, erhielt ein Capitänspatent und wurde der Armee am Poto
als Ingenieur für das Telegraphenwesen zugetheilt. Er nahm an verschiede
Schlachten theil und geriet am 30. Juni 1862 vor Richmond in die Gefang
schaft der Secessionisten, die ihn hart und schmählich behandelten. Nach
er am 15. August ausgewechselt worden war, betheiligte er sich sogleich wie
am Kampfe und erlitt am 1. December desselben Jahres eine schwere V
letzung der rechten Schulter, wodurch er dienstunfähig wurde. Um nicht
den überfüllten Militärlazarethen vernachlässigt und mißhandelt zu wer
nahm er seinen Abschied, fuhr nach Deutschland und wurde hier glück
wiederhergestellt. Im Frühjahr 1863 begab er sich nach Amerika zurück
trat wieder in die Armee der Nordstaaten ein, wo er allmählich bis z
Brigadegeneral emporstieg. Mitten unter dem Kriegslärm fand er noch M
ein zweibändiges Werk über seine letzte große Reise auszuarbeiten. Es ers
1864 in Leipzig unter dem Titel: „Eine Weltreise um die nördliche Hemisp
in Verbindung mit der ostasiatischen Expedition in den Jahren 1860
1861". Dasselbe enthält keine zusammenhängende Darstellung des Verl
der Expedition, um dem amtlichen Berichte über dieselbe nicht vorzugrei
der von 1864—1873 in Berlin in vier Bänden erschien, auch keine

ldungen, da solche der Maler Karl Berg im Auftrage der preußischen
gierung in einem großen Tafelwerke: „Ansichten aus Japan, China und
iam“ herausgab. Nach Beendigung des Bürgerkrieges wurde H. zum Consul
r Vereinigten Staaten in Paris, später in Liverpool ernannt. Als 1871
rch die Gründung des Deutschen Reiches der innigste Wunsch seines Lebens
füllt war, zog er sich nach seiner Vaterstadt Dresden zurück und lebte hier
künstlerischer und litterarischer Muße. Besonders lag es ihm am Herzen,
ine zahlreichen, auf seinen verschiedenen Reisen gesammelten japanischen
kizzen zu verwerthen. Mit Hülfe seiner Freunde, der Maler Menno und
Bernhard Mühlig, Albrecht Ludwig Schuster und Guido Hammer stellte er
eshalb 50 Gemälde her, von denen je 10 Darstellungen aus der Geschichte,
er Religion und dem Volksleben der Japaner, Abbildungen japanischer Thiere
nd Ansichten japanischer Landschaften enthielten. Diese Bilder ließ er in
hotographischer Reproduction als Prachtwerk größten Formats unter dem Titel:
Japan, Beiträge zur Kenntniß des Landes und seiner Bewohner“ von 1873
is 1880 in Berlin erscheinen. Mit diesem Werke schloß H. seine litterarische
nd künstlerische Laufbahn ab. Seine letzten Lebensjahre waren durch mannich-
fache körperliche Beschwerden getrübt. Am 5. October 1885 starb er in seinem
Landhause in der Lößnitz bei Dresden. Außer seinen Büchern hat er noch
ine große Zahl von Reisebriefen und anderen Aufsätzen in deutschen und
usländischen Tagesblättern und Zeitschriften veröffentlicht, die aber auf
dauernden Werth keinen Anspruch erheben.

Viktor Hantzsch.

Heinel: Eduard H., Genre- und Landschaftsmaler, geboren 1835 in
München, † am 14. Mai 1895 ebendaselbst. Folgte zuerst mit fröhlichen
Scenen aus dem Volksleben dem Vorbilde seines Vaters Johann Philipp H.
(1800—1843): schilderte Vorgänge aus Sennhütten und Bauernstuben (1865),
Sennemädchen und Jäger, nudelbackende Weiber und Obsthökerinnen, später
mit landschaftlichem Hintergrunde, der bald die Oberhand gewann und dauernd
behielt. Wäre das Wort von der „intimen“ Landschaft (welches zuerst der
Maler und Kunstschriftsteller Anton Teichlein [† 1879] als wuchernden Hecke-
pfennig in den Sprachschatz brachte) nicht in so entsetzlichen Mißbrauch ge-
kommen und bis zum Blödsinn breitgeschlagen worden — wir wüßten keine
bessere Bezeichnung für Heinel's redliches Wollen und Streben. Er gab, wie
unzählige Andere, längst ehe das tollgewordene Wort geprägt wurde, die
Natur bis ins kleinste Detail mit der innigsten Pietät, mit einem freudigen
Verständniß und einer Wahrheit und Treue, wie Ludwig Richter und Albrecht
Dürer, dessen wunderbares Erfassen der Landschaft erst allmählich wieder zur
Geltung gelangt. Dieser Grundzug spricht aus allen Schöpfungen Heinel's,
gleichviel ob er die Motive aus Griechenland (1873, mit der Staffage eines
ruhenden Hirten), von der Ponte Filippetto bei Sorrent (1880), oder der
fränkischen Schweiz und des oberpfälzischen „Arber“ (1885), aus der Hinter-
riß, dem Königs- oder Starnbergersee (1887) verarbeitete. Das dichterische
Erfassen begleitete ihn überall; wir gedenken einer „Partie bei Friedrichs-
hafen“ (1870), eines stillen Winkels im Waldgrund mit wasserstäubender
Mühle in echt Eichendorff'scher Stimmung (1880), einer Partie aus Nymphen-
burg (1879), „Aus den bairischen Alpen“ (1883); auch die Poesie der geraden
Landstraße erfaßte er, theils mit komischer Staffage (1876), oder auf einem
langen, in eine Reihe von Linden und Pappeln einmündenden Seitenweg
(1890); dazu kam eine trotz anscheinender Nüchternheit durch ihre Sonnenlicht-
Wirkung doch packende „Allee bei München“, bei Seefeld und Dachau. Zu
seiner Erfrischung ging er nach Tirol, nach dem Vierwaldstättersee oder dem

Lago di Nemi (1890), immer aber im Geleite einer feinfühligen Fee, sein klares Auge für die einfachste Schönheit öffnete.

Vgl. Nr. 148 Allg. Ztg., 29. Mai 1895. — Kunstverein-Ber. f. 1[illegible] S. 76. — Fr. v. Böttícher, 1895. I, 485. — Singer, 1896. II, 151 (4 Zeil[illegible]

Hyac. Hollan[illegible]

Heinemann: Heinr. Ernst Ludw. Ferdinand von H., Schulm[illegible] Dichter und Politiker, † am 29. November 1881, wurde am 23. October [illegible] zu Bettmar (Herzogthum Braunschweig) geboren, wo sein Vater, Frie[illegible] Joachim v. H., die Stelle eines Kreisamtmanns inne hatte; seine Mutter, [illegible] lotte Karoline Luise, Tochter des Kanonikus Karl Ludwig Meinders, sta[illegible] aus Borgholzhausen in Westfalen. Wenige Monate später wurde der [illegible] der am 28. März 1854 als Kreisgerichtsdirector gestorben ist, nach Helm[illegible] versetzt, wo der Sohn von seinem sechsten Jahre an das Gymnasium bes[illegible] Er verließ es Ostern 1838 und bezog die Universität Jena, um sic[illegible] Theologie zu widmen. Es war hier besonders der Kirchenhistoriker K. [illegible] der ihm Interesse für sie erweckte. Michaelis 1839 siedelte er nach [illegible] über und hörte hier vorzugsweise bei Neander und Vatke. Michaelis [illegible] kehrte er nach Hause zurück und bestand am 29. April 1842 in Wolfen[illegible] die „vorläufige“ theologische Prüfung. Bis Johannis 1846 war er [illegible] Hauslehrer bei dem Rittergutsbesitzer Michaelis in Suderode bei Horn[illegible] Darauf bereitete er sich in Helmstedt auf das theologische Hauptexamen[illegible] und ertheilte hier eine Zeitlang aushülfsweise Unterricht am Gymna[illegible] Nachdem er am 12. Mai 1848 jene Prüfung „wohl“ bestanden hatte, wa[illegible] Michaelis 1848—50 Collegiat im Predigerseminar zu Wolfenbüttel. Da der Beruf des Lehrers ihm im Laufe der Jahre anziehender als der Geistlichen geworden war, so übernahm er Michaelis 1850 die Stellung e[illegible] Collaborators und Hauptlehrers am Progymnasium in Braunschweig, [illegible] 1858 unterrichtete er im Griechischen, Deutschen und in der Geschichte auch [illegible] Obergymnasium. Michaelis 1864 wurde er als erster Oberlehrer an [illegible] Gymnasium in Helmstedt versetzt; zu Neujahr 1870 erhielt er das Direct[illegible] des Gymnasiums zu Wolfenbüttel, das er bis zu seinem Tode mit be[illegible] Erfolge geführt hat. Er starb in rüstigem Alter am 29. November 1881 [illegible] einer Blutvergiftung, die durch ein Geschwür verursacht worden war. Er [illegible] ein höchst anregender, geistvoller Lehrer, der weniger Werth auf die for[illegible] Seite des Unterrichtes in den alten Sprachen legte, als auf ein klares [illegible] fassen der Geschichte und Litteratur der Alten. Er war ein trefflicher Ke[illegible] und Erklärer der antiken wie der deutschen Classiker; seines ebenso gedieg[illegible] wie lebendigen Geschichtsunterrichtes wissen sich alle seine Schüler mit [illegible] richtigem Danke zu erinnern. Wohlwollenden Sinnes und ein Feind [illegible] Reglementirerei suchte er die Selbstthätigkeit und das Selbständigkeitsge[illegible] bei seinen Schülern zu wecken und zu fördern; auf den Geist der ga[illegible] Schule hat er so in segensreicher Weise eingewirkt. Bei Erklärung der a[illegible] Dichter kam ihm seine reiche dichterische Begabung zu statten. Er hatte [illegible] 1845 eine Sammlung Gedichte veröffentlicht, der er später mehrere Dra[illegible] („Robespierre“, 1850, „Friesenhof“ 1859) folgen ließ. Von diesen ist namen[illegible] der schon 1861 verfaßte, aber erst 1876 herausgegebene „Waffenschmied [illegible] Braunschweig“, 1875 f. mit großem Erfolge zur Aufführung gebracht wor[illegible] Außerdem veröffentlichte er in Gymnasialprogrammen und in den Preußi[illegible] Jahrbüchern eine Reihe litterargeschichtlicher, politischer u. a. Aufsätze. [illegible] huldigte als Politiker einem gemäßigten Freisinn. Von 1861—66 und 1875—81 war er Mitglied der Braunschweigischen Landesversammlung, [illegible] er, jeder äußeren Beeinflussung unzugänglich, stets offen und fest seine U[illegible]

zeugung vertrat. Ebenso in der Landessynode, der er seit 1872 bis zu seinem Tode angehörte. 1867—69 war er auch Mitglied des norddeutschen Reichstages, in dem er sich der nationalliberalen Partei anschloß. Er war auch im Herbst 1881 abermals in den Reichstag gewählt; doch hinderte ihn die Krankheit, die seinen Tod herbeiführte, sein Mandat anzutreten. Verheirathet war v. H. seit November 1850 mit Elisabeth Ribbentrop, die am 13. Juli 1886 ihm im Tode folgte. Kinder sind der Ehe nicht erwachsen.

P. Zimmermann.

Heinlein: Heinrich H., Landschaftsmaler, geboren am 3. December 1803 zu Weilburg in Nassau, † am 8. December 1885 in München, stammte, wie so viele hervorragende Künstler, man denke nur an den Pferde- und Schlachtenmaler Albrecht Adam, Ludwig Vogel in Zürich, den Tiroler Jos. Obwexer, den Münchener Ant. Teichlein u. v. A. aus einer Mannheimer Zuckerbäckerfamilie: Der Vater hatte sich in Paris weiter gebildet und war dann am Hofe des Fürsten von Nassau-Weilburg zum Chef der Conditorei avancirt; die Mutter kam aus der Architektenfamilie Riedel zu Bayreuth, war ebenso wie ihr berühmt gewordener Bruder August Riedel (s. A. D. B. XXVIII, 517 ff.) reich veranlagt und als Porträtmalerin durch ihre Pastellbilder wohlgeschätzt und bekannt. Heinlein's Eltern erfreuten sich auch an musikalisch-dramatischen Bestrebungen, welche später wieder in evidenter Weise an den [illegible] besonders begabten Töchtern des Malers hervortraten. Derselbe, auf [illegible] Bildung erzogen, durchkostete das Gymnasium und wurde dann zum Kaufmann bestimmt, aber seine ganze Natur dürstete nach der Kunst, angeregt durch die herrliche Lage seiner Heimath und des angrenzenden Lahnthales, noch mehr entflammt durch die ersten Eindrücke in der Bildergallerie zu Mannheim, welches der Vater zu seinem Ruhesitz erwählte. Es gab wol manchen [illegible] und Sturm, bis der heißblütige Jüngling endlich bei dem Bauinspector [illegible]hoff, einem Schüler von Friedrich Weinbrenner, eintreten und nach Vollendung der theoretischen Studien die Laufbahn eines Bauconducteurs betreten konnte. Aber das war nun gar nicht nach seinem Geschmack, noch weniger, bei seinem Oheim Karl Christian Riedel zu Bayreuth sich mit Kostenanschlägen für Reparaturen und anderen Bureauarbeiten herumzuschlagen. Eine Einladung, mit seinem Neffen, dem nachmaligen Genremaler August Riedel, nach München zu gehen, brachte 1822 unsern Brausekopf zu Friedrich Gärtner, welchem er offenherzig seine Schmerzen klagte; Gärtner's Rath lautete: seiner Neigung zu folgen und das Uebrige werde sich von selbst geben. Nun malte H. ein paar Bilder aus den benachbarten Alpen, und da diese Landschaften nicht allein gefielen, sondern auch Käufer fanden, so gab sich endlich der Vater darein. Leider kam H. durch einige andere Tollköpfe wegen etlicher Händel in Conflict mit der Polizei, und da nun auch die Akademie die Jünglinge nicht zu schützen vermochte, so machte der nach damaliger Sitte „omnia secum“ portirende Maler eine Fußtour und Luftveränderung nach Mannheim, schuf daselbst ein paar tüchtige Bilder, die auf der Karlsruher Ausstellung schnell Liebhaber fanden und dadurch ihrem Rathgeber zu einer [illegible] Studienreise durch die Schweiz und Oberitalien die nöthigen Mittel [illegible]. Als H. durch Südtirol gegen München zurückkam, war der frühere [illegible] und die Duellgeschichte noch nicht vergessen, so daß dem Maler sogar [illegible] Copiren in der Gemäldegalerie verwehrt wurde. Schnell entschlossen, [illegible] H., wie kurz vor ihm Franz Lachner, auf dem Isarfluß und die [illegible] hinab nach Wien (1825). Nachdem er in dem damals noch so „lustigen [illegible]“ etwas zur Ruhe gekommen, machte H. sich an die Arbeit und war [illegible] im Stande, der Frau Erzherzogin Karl (einer geborenen Prinzeß von

Nassau-Weilburg) zwei Bilder vorzulegen: darstellend einen stürmischen „Bergsee“ und ein im melancholischen Spätabendlichte ruhendes „Hochalpenthal“. Das erstere hatte H. um der Grundstimmung den gehörigen Ausdruck zu geben, mit einem von den Wellen ausgeworfenen Leichnam, das andere mit einem Begräbnisse staffirt! Da bei so ernsten Stoffen der Beifall natürlich noch geringer war als der gehoffte Lohn, griff H. wieder zum Wanderstabe und marschirte im Herbste 1826 in 14 Tagen von Wien nach Mannheim. Ob der Empfang ein so freudiger gewesen, wie bei der Rückkehr des verlorenen Sohnes? H. blieb einige Jahre im Vaterhause, malte und las nach Herzenslust, streifte nach dem Schwarzwald, in die Vogesen, durchzog das Hardtgebirge und die Rheinlande und wagte sich seit 1829 durch Tirol endlich wieder nach München, wo jetzt für die Künstler ein wahrer goldener Frühling anzuheben schien.

Nun gelangte auch Heinlein's Größe und Originalität zu verdienter Würdigung und Ehrung. Jedes neue Bild trug seinen Namen in weitere Kreise. Die Presse, welche damals noch gegen größere Namen spröde that und weit davon entfernt war, mit unvollendeten Lustspielen und ungeborenen Bildern sich im voraus zu beschäftigen und pausbäckig deren problematischen Ruhm zu verkünden, begann sich mit Heinlein's Arbeiten zu befassen. So erkannte das Stuttgarter Kunstblatt schon 1832 — in diesem Jahre verheirathete sich H. nach dem Tode der Eltern und nahm seinen Wohnsitz bleibend in München — den Genius seiner Compositionen, ebenso die Meisterschaft in den Effecten, verhehlte jedoch nicht, altklug vor einer gewissen Farbenspielerei zu warnen, auf welche H. gerade seine Kraft setzte. Seit 1830 (vielleicht schon etwas früher) erschienen Heinlein's Bilder regelmäßig im Kunstverein, darunter eine ideale „Gebirgslandschaft“, die „Finstermünz in Tirol“, Gegend „Bei Bregenz“ (1830); eine große „Felsenlandschaft mit dem Ausblicke auf zwei Seen“ (1834); eine andere mit „Motiven aus dem St. Galler-Hochland“ (1835); eine „Partie aus dem Oberinnthal“ (1836), welche besonders durch den Fluß der Linien und die Vertheilung der Massenwirkung zu den schönsten Erzeugnissen der neueren Zeit gerechnet wurde; unter vielen anderen die „Via mala“ (1839); der „Wasserfall bei Hohenschwangau“ (1840), und ein grandioses „Felsenthal in Tirol“ (1841). Der Künstler folgte überhaupt gern seiner Neigung, die Natur in ihren vom Menschentreiben möglichst entfernten Kreisen aufzusuchen, ihre Zauber abzulauschen und auf seine Leinwand zu bannen: ein wahrer Poet! Dunkel klafft der Schlund, durch den sich ein Waldbach drängt, dunkler erheben sich die Felsmassen darüber und in den zerrissenen Wipfeln alter Fichten haust der Wind und treibt lichtglänzende Wolkenmassen über die finsteren Wände; auf dem jenseitigen Ufer, am Fuße des Felsens, hütet ein Hirt seine Heerde und eine Sennerin singt hinüber: Welch' grandiose Schönheit spricht jubelnd aus diesem Bilde! Dann kam ein Theil der „Benedictenwand“ (1842), und der gewaltige „Ortler“. Hinter den hohen großzügigen Felsenmassen des westlichen Abhangs steigt dunkles, auf ein Gewitter deutendes Gewölk herauf, indes die mit Schnee bedeckten Berge und die Baumgruppen im Vordergrunde noch von der Sonne beleuchtet sind (vgl. Kunstblatt. Stuttgart 1845, S. 367); es bildet heute noch eine Zierde der Neuen Pinakothek. In demselben Jahre (1845) wurde H., gleichzeitig mit Gibson in Liverpool und mit Führich und Ph. Veit, Ehrenmitglied der Münchener Akademie, während später noch äh- liche Auszeichnungen von auswärts folgten.

Ebenso markant wie seine Kunst war auch seine Persönlichkeit. Zu E der dreißiger Jahre malte ihn Fr. Dürck (s. A. D. B. XLVIII, 20 die Arme verschränkt, ohne Halsbinde, mit stehendem Rockkragen, schaut

Maler offen und ernst, selbstbewußt und beinahe trotzig in die Welt (als Holzschnitt von Best u. Leloir in Paris in Raczynski's Geschichte der Kunst 1840. II, 439). Seine ganze Figur hatte überhaupt etwas Reckenhaftes; deshalb erschien H. bei dem durch Wort und Bild unvergleichlichen, die glorreiche Zeit Dürer's und des Kaisers Maximilian I. wieder erweckenden großen Münchener Künstlerfeste, am 17. Februar 1840, als „Jörg Frundsberg“, vor welchem auf goldenem Kissen das „Schwert König Franz I. von Frankreich“ getragen wurde; ein bärtiger Landsknecht folgte als Jörg's Hellebardenträger. Eugen Neureuther zeichnete die imposante Gestalt und Wilhelm Kaulbach malte das lebensgroße Costümbildniß Heinlein's, welches (als Gegenstück zum Schlachtenmaler Monten) heutzutage in der Neuen Pinakothek als „Ritter von Schellenberg“ bezeichnet, diese schnell verrauschten Künstlertage leider nur bruchstückweise in Erinnerung bringt. Das Imposante zeigte sich in Heinlein's Erscheinung auch noch in seinen alten Tagen, wenn er mit dem spanischen Rohr in der Rechten würdevoll und mächtig gleich einem alten Admiral und Seehelden à la Tromp oder Ruyter die Straßen durchschritt.

Während Rottmann's Bilder vielfach in voller Farbenpracht copirt wurden, hat die Folgezeit an H. noch Vieles gut zu machen. Vielleicht erscheint auch dann, ausgestattet mit unseren vorrückenden Reproductionsmitteln eine Collection seiner Schöpfungen, darunter jene „Salzburg“ betitelte von ungewöhnlich großem Umfang, welche, zuerst 1851 auf der Münchener Kunstausstellung bewundert, jetzt irgendwo vergessen und der Sage nach aufgerollt, der Auferstehung entgegenharrt, eine wirklich urweltlich-großartige Landschaft aus dem Salzachthal, welche durch ihre geniale Staffage als Gegenstück zu Rottmann's „Schlachtfeld von Marathon“ gelten dürfte: Im Frühmorgenschein einer neuen Zeit liegt, nachdem der Alles vernichtende Sturm der Völkerwanderung an Juvavia's Trümmern vorübergezogen, das herrliche Thalgelände, von welchem der Heidenapostel Hrodbert (Rupert) mit seinen Genossen zu neuer Besiedelung Besitz nimmt. Das furchtbare Gewitter hat ausgetobt, aus den grollend abziehenden Wolken bricht das Alles verjüngende neue Sonnenlicht! Die Acteurs bilden verhältnißmäßig gegenüber der riesigen Scenerie eine figürlich kleine Rolle, aber sie sind doch der beredte Ausdruck, daß die Zeit ein neues Blatt in der Weltgeschichte aufgeschlagen! Wer in Linie und Farbe so wortmächtig die Natur abzuschildern versteht, ist ein Dichter und echter Künstler, dagegen viele Andere nur als Farbenreiber agiren und handlangern. — Ebenso fleißig auf Reisen, wie festgebannt hinter der Staffelei rundete H. seine auf einsamen Bergwanderungen empfangenen Eindrücke zu vollendeten Werken mit echt dramatischer Wirkung. Er ließ die Natur in ihrer Sprache reden, aber sie tönte selbst noch im Sturme wie ein Kunstwerk, wie ein Hymnus von Händel, wie eine Fuge von Bach. Was H. draußen geschaut, spielte er in seiner Weise zu Hause nach, stille Harmonien aus dem Zillergrunde, das Windsbrautgefege um die Zugspitze und den Ortler, die imposante Pracht der Dolomitriesen von Ampezzo. Sportmännern und Touristen bieten die Bergriesen nur ein Object zum Klettern und Abstürzen, die Wiesen zum Wälzen und die Seen dienen nur den Ichthyophagen und den Landratten zu Dampfschifferxcursionen. H. aber verstand die eigene Sprache der Gletscherquellen und Bergbäche, die crystallklar niederrieseln oder im leidenschaftlichen Getöse zerschellen, die Sprache der zerstäubenden Wasserfälle und der verschlafen durch grüne Waldeinsamkeit murmelnden Bächlein. Und dann erst dieser Reichthum an Seen! Eine ganze Farbentonleiter vom smaragdgrünen, ungetrübten Najadenspiegel bis zum hexenhaften Gezisch sturmwüthiger

Brandung. Der Marine ging H. sorgfältig aus dem Wege, obwol er al
Zeug dazu gehabt hätte. Solche Wasser malte, Etzdorf etwa ausgenomm
überhaupt kein anderer Landschafter.

Die ganze Reihe seiner Bilder aufzuzählen, liegt hier ferne. Al
Heinlein's Eigenart erfordert wol etliche Zusätze und Striche. Wie Rottma
auf ein verblüffendes Feuerwerk, so arbeitete sich H. mit rosig-violetten u
blaßgelben Tonstimmungen mit gleich virtuoser Technik vollbewußt immer tie
hinein, und zwar mehr, als gerade nothwendig war. Er bestand auch n
hartnäckig darauf, als das erst überraschte Publicum sich erkühlt abzuwend
und die launige Gunst einer anderen, neu auftauchenden Ueberraschung z
zuwenden begann. Man wurde ungerecht und zuletzt, wie das Benehmen ein
jüngeren Jury bewies, sogar unartig gegen den alternden Meister, der das
seine Vorzüge schärfer betonte, dann aber im vollen Gefühle seines „anch'
pittore" die ganze Noblesse in verstimmter Zurückgezogenheit bewährte, w
wissend, daß Einer, so den Besten seiner Zeit Genüge gethan, immerdar sei
unverbrüchliche Stelle einnehme und bleibend behaupten werde. Er hätte dene
die ihm mit totalem Mißverständnisse über die Achsel nachsahen, das ze
nichtende Wort zurufen können, welches einst Justinus Kerner dem greis
Feldmarschall Radetzky in den Mund legte. — H. schloß rechtzeitig sein Atel
und genoß „con amore" fürder schaffend zu seines Herzens Erheiterung, d
wohlverdienten Ruhe. Von seinen beiden musikalisch hoch veranlagten Töchte
heirathete eine den Landschafter Caesar Metz (1823—95), den treuesten Schü
seines Meisters, während die andere, trotz ihrer klangvollen Stimme lei
nicht die Bühne betrat, sondern seit dem Tode der Mutter die Stütze d
Hauses blieb. H. erreichte ein hohes, ehrenreiches Alter. Zum 70. u
80. Geburtstage begrüßte ihn König Ludwig II. mit eigenhändigen Schreibe
auch die Münchener Künstlerschaft stellte sich durch Deputationen ein. H. w
ehedem eine Hauptstütze und Säule derselben, als noch die schönen Aben
beim „Stubenvoll" und im späteren „Café Schafroth" florirten. Sehr rich
hat Ernst Förster (Gesch. der deutsch. Kunst 1860, V, 212) Heinlein's Ku
charakterisirt: „Heinlein's Bilder zeigen die Natur im Zustande der B
geisterung, in feierlicher Stimmung, im Jubel der Lust, im Sturm der Leide
schaft. Da liegt bald Sonnenglanz auf Berg und See und durchdri
harmonisch Himmel und Erde, oder es treten in schroffen Gegensätzen geg
einander dunkle Felsmassen und weiß schäumende Wasserfälle, Trümmer g
brochener Bäume über gespaltenem Gestein, finsteres Sturmgewölk, durch d
ein einziger Lichtblick einen engen Weg findet auf den mit ewigem Schnee
deckten Gipfel des Hochgebirgs."

Vgl. Raczynski 1840. II, 367 ff. — Nagler 1838. VI, 64 u. des
Monogrammisten 1863. III, 370. — Vincenz Müller, Handbuch v
München, 1845, S. 136. — Schorn u. Förster's Kunstblatt, Stuttg
1834 Nr. 46; 1835, 22, 85, 161; 1836, S. 186; 1839, 94; 1841, S
1845, 328, 367; 1848, 211. — Eggers' Kunstblatt 1850, S. 72, 1
1853, S. 107, 153, 372, 434, 456; 1854, S. 29, 147, 342, 421; 1855, S. 3
1856, S. 72; 1857, S. 61, 403; 1858, S. 154; 198 u. s. w. — Julius Gro
Kunstausstellung 1858, S. 233. — Regnet, Münchener Künstlerbilder 18
I, 183 ff. — Lützow, Zeitschrift 1868. III, 76, 162; 1871 (Partie
Engadin); 1873. VIII, 628, 751; IX, 238; X, 813; XII, 277; X
550. — Seubert, Lexikon 1878. II, 195. — Nekrolog in Beil. 252
Allgem. Ztg. v. 11. September 1886. — Münchener Kunstvereinsber
f. 1885, S. 72. — Regnet in Kunst für Alle 1886. I, 100 ff., und
Lützow 1886. XXI, 219 ff. — Fr. Pecht, Gesch. der Münchener Ku

1888, S. 89. — Richard Muther, Malerei im XIX. Jahrh. 1894. — Fr. v. Bötticher, 1895. I, 485 ff. — Singer 1896. II, 151.

Hyac. Holland.

Heinleth: Adolf v. H., geb. am 24. October 1823 zu München als Sohn eines Appellationsgerichtsraths und gestorben ebendaselbst als General der Infanterie am 26. Februar 1895, wurde im Cadettencorps erzogen und begann seine militärische Laufbahn unter König Ludwig I. in dessen Infanterie-Leibregiment. Nachdem er sich bereits im Kriege 1866 als Generalstabsofficier ausgezeichnet hatte, brachte ihm der Krieg 1870/71 die Gelegenheit, sich als Generalstabschef des I. bairischen Armeecorps unter General v. d. Tann einen Namen zu machen. Er galt als die unermüdliche Kraft im Stabe v. d. Tann's, die stets vorwärts drängte und zugleich alle die Reibungen und Widerstände bewältigte, mit denen die Führung größerer Truppenmassen im Kriege zu rechnen hat und welche sich namentlich im Feldzuge gegen die überlegene französische Loire-Armee geltend machten. Aber auch als Soldat in der unmittelbaren Bedeutung des Wortes ist er glänzend hervorgetreten. Es war am 11. October 1870, als er vor Orleans ein im Vorrücken stehendes Infanterieregiment, dessen Führer verwundet worden, persönlich zum Sturme vorführte und so zum endgültigen Siege mit beitrug. Durch diese That erwarb H. sich den nur in Ausnahmefällen zur Verleihung gelangenden Militär-Max-Joseph-Orden. Nicht minder verdient Heinleth's Thätigkeit in den folgenden Friedensjahren, insbesondere als Chef des Generalstabes der Armee und als Kriegsminister der Erinnerung der Nachwelt aufbewahrt zu werden. Er hat sich in diesen verantwortungsvollen Stellungen um die zeitgemäße Entwicklung des bairischen Heeres und um dessen kriegsmäßige Ausbildung ganz hervorragende Verdienste erworben. Als Kriegsminister war er besonders darauf bedacht, das Officierscorps in allen Graden den Anforderungen des Krieges entsprechend jung zu erhalten; mit eingehendem Verständniß und peinlichster Sorgfalt widmete er seine Aufmerksamkeit einer gewissenhaften und sachgemäßen Verwaltung des Heeresbudgets. Ein scharfer, auf das Zweckmäßige gerichteter Verstand und eine nie versagende Thatkraft, ehrliche Gesinnung, hingebende Pflichttreue und ein fester Wille zur Arbeit, die Fähigkeit, Menschen richtig zu beurtheilen und jeden an den geeigneten Platz zu stellen; alle diese Eigenschaften wirkten zusammen, um aus dem körperlich nicht großen Manne eine militärische Kraftgestalt von umfassender Leistungsfähigkeit zu machen.

H. Helvig, Das I. bayerische Armee-Korps im Kriege 1870—71. München 1872. — Schrettinger, Der K. Bayerische Militär-Max-Joseph-Orden und seine Mitglieder. München 1882. — Allgemeine Zeitung. München 1895. (Nachruf.)

Landmann.

Heinrich III. von Brandis, Abt zu Einsiedeln und Bischof von Konstanz, aus dem Geschlechte der Freiherren v. Brandis, deren Stammburg im Emmenthal gelegen, war der Sohn des Mangold v. Brandis und der Margareta v. Kellenburg. Mehrere seiner Geschwister wurden von den Eltern, der damaligen Sitte der Zeit entsprechend, für den geistlichen Stand bestimmt. So kam Eberhard in das Kloster Reichenau, wo er als Abt (1343—1379) eine erfreuliche Rolle spielte. Zwei andere Brüder, Mangold und Werner, Deutschordensherren, eine Schwester, Agnes, Aebtissin zu Säckingen. Stammhalter der Familie war Wolfram mit Agnes v. Montfort-Werdenberg verheirathet, Thüring v. Brandis mit Katharina v. Weißenburg und Schwester Kunigunde mit Johann v. Hallwil. Heinrich selbst, dessen Geburtsjahr unbekannt ist, wurde in frühester Jugend dem Kloster Einsiedeln

zur Erziehung übergeben, das damals unter den Aebten Johann v. Hasenburg (1327—1334) und Konrad v. Gösgen (1334—1348) von mannichfachen äußeren Schicksalschlägen heimgesucht, doch noch einen gewissen Hochstand geistig wissenschaftlichen Lebens aufwies, von dem Rudolf v. Radegg, der Lehrer Heinrich's, sowie Hermann v. Bonstetten und Heinrich v. Ligerz, die Mitbrüder Heinrich's, Zeugniß geben. Als Heinrich nach dem Tode Konrad's v. Gösgen († 4. November 1348) zum Abte erwählt wurde, war er wahrscheinlich erst Subdiakon, und so widersprach seine Wahl einer alt hergebrachten Gewohnheit des Klosters, weshalb sich Schwierigkeiten ergaben. Heinrich erscheint als Abt urkundlich zum erstenmal am 1. Mai 1349 und wird als Abt zum letztenmal am 5. December 1356 erwähnt. Mitten hineingestellt in den sogen. Marchenstreit, der schon seit Anfang des 12. Jahrhunderts mit bald größerer, bald geringerer Heftigkeit zwischen dem Stifte und den Schwizern entbrannt war, hat Heinrich das Verdienst, das Ende dieses Streites durch die Richtung vom 8. Februar 1350 herbeigeführt zu haben, wenn Einsiedeln auch mehr als die Hälfte seines Gebietes dem Frieden zuliebe opfern mußte. Anfangs October 1353 ließ er sich zu Konstanz von König Karl IV. mit den Regalien belehnen und in seiner Fürstenwürde bestätigen. Zwischen dem 20.—25. April erfreute er sich in Einsiedeln des Besuches Karl's IV., der sehr werthvolle Reliquien aus dem Stifte mit sich fortführte. Seine Mildthätigkeit zeigte Heinrich durch das Entgegenkommen, mit dem er die Stiftung eines Pilgerhospitals in Einsiedeln durch den Züricher Chorherrn Heinrich Martin († 26. Juni 1355) förderte. Durch seinen späteren bischöflichen Secretär beschickte er auch — es ist das erste bekannte Beispiel eines Einsiedler Abtes — den Reichstag zu Nürnberg, um vielleicht gleichzeitig seine Wahl zum Bischof von Konstanz bei dem Kaiser zu betreiben.

In Konstanz war am 21. Januar 1356 Bischof Johann III. Windlock ermordet worden. In der am 5. Februar 1356 vorgenommenen Bischofswahl postulirte die Mehrzahl der Domherren Ulrich v. Friedingen, Konstanzer Domherrn, während andere, darunter Heinrich v. Diessenhofen und der Dompropst Felix Stucki dem Grafen Albrecht v. Hohenberg, Bischof von Freising, ihre Stimmen gaben. Felix Stucki reiste alsbald nach Avignon, um hier die Bestätigung Albrecht's von Hohenberg von dem Papste zu erwirken, während der Kaiser sich zunächst vergeblich für den Bischof Dietrich von Minden u. a. bemühte. Nach längerem Schwanken einigten sich Papst und Kaiser auf Lupold v. Bebenburg, Bischof von Bamberg, den der Papst am 6. März 1357 zum Bischof von Konstanz ernannte. Allein dieser schlug das angebotene Bisthum aus, und so ernannte der Papst am 15. Mai 1357 den Abt von Einsiedeln, Heinrich v. Brandis. Um die Gunst des Capitels zu gewinnen, versprach er demselben 14 Tage nach seiner Ernennung (1. Juni 1357), daß es im ungeschmälerten Besitze des während der Stuhlerledigung eingezogenen Nachlasses des Bischof Johann bleiben dürfe, und reiste darauf an den päpstlichen Hof, wo er am 25. Juni 1357 in Villeneuve-les-Avignon die Bischofsweihe erhielt, verschiedene Bittschriften einreichte, sich zur Servitienzahlung verpflichtete und mit der päpstlichen Kammer auf eine Pauschalsumme von 10 000 Goldgulden für den dem Papste durch das Spolienrecht reservirten Nachlaß des ermordeten Bischofs Johann, sowie für die übrigen Geschäfte an der Curie einigte. Es spannen sich hier die ersten Fäden zu dem Netze, das den Bischof ins Verderben ziehen und seine Regierungszeit zu einer unglücklichen machen sollte. Am 5. August 1357 hielt er von Gottlieben aus seinen feierlichen Einzug in Konstanz mit allen von der Stadt Geächteten. Es waren darunter auch die Mörder seines Vorgängers. Am 8. September feierte e

seine erste feierliche Bischofsmesse. Eine wenig glückliche Maßregel war es, als er am 25. April 1358 die weltliche Verwaltung des Bisthums in die Hände seines Bruders Wolfram legte. Zu sehr für sein und seiner Verwandten Interesse bedacht, war dieser nicht imstande, der drückenden Finanznoth des Bisthums aufzuhelfen. So konnten die Servitien und noch viel weniger das übrige dem Papste schuldige Geld bezahlt werden, wodurch der Bischof in ein immer gespannteres Verhältniß zum päpstlichen Hofe gerieth. Um der Saumseligkeit des Bischofs aufzuhelfen, beauftragte der Papst den Dompropst Felix, sowie den Rath der Stadt (29./30. August 1359), gegen den Bischof Stellung zu nehmen, eine Gelegenheit gleich günstig für den Dompropst Felix, der, wie sein Vorgänger Diethelm v. Steinegg, eine Ausnahmestellung gegenüber dem Bischof und dem Capitel einnahm, wie für die Stadt, die, verärgert durch die Gunst, welche der Kaiser dem Bischof durch die Bestätigung seiner Privilegien (11. October 1357) erwiesen hatte, schon längst eine Gelegenheit herbeisehnte, die alten Bisthumsprivilegien, vor allem Markt-, Münz- und Zollrecht in der Stadt Konstanz, den Händen des Bischofs zu entreißen. Die Lage des Bischofs wurde noch bedrängter, als er bei dem zwischen Dompropst und Domcapitel ausgebrochenen Streit gegen den Dompropst Stellung nehmen mußte (September 1362). Da wurde plötzlich der gefürchtete Gegner des Bischofs, Dompropst Felix Stucki von Winterthur, am 6./7. August 1363 in Zürich ermordet. Unter den Thätern waren die beiden Brüder des Bischofs, Thüring und Wolfram, sowie des Bischofs Diener Johann v. Berrenbach und Peter Kel aus Schwiz. Diese hatten sich zur Frevelthat entschlossen, weil, wie die Urfehde sagt, der Dompropst dem Walter v. d. Alten-Klingen, wie allbekannt sei, „großes Unrecht und offenkundigen Schimpf" zugefügt habe. Daß der Bischof die Mordthat veranlaßt hat, wie die Stadt Konstanz später behauptete, ist nicht zu erweisen. Denn bei dieser Anschuldigung spricht die Stadt als erbittertste Feindin des Bischofs, zu der sie im Laufe der Jahre geworden war. Den Anlaß zur Feindseligkeit gab eine zwischen Reichenau und Konstanz ausgebrochene Fehde über das Fischrecht und die dabei erfolgte Blendung des Fischers Matthäus v. Petershausen durch den Neffen des Bischofs, Mangold v. Brandis, Klosterherrn der Reichenau. Alsbald sah sich der Bischof seiner Verwandten wegen in diese Streitigkeiten verwickelt. Sie wurden beigelegt durch die Richtung vom 24. Juli 1365. Allein der Zündstoff war einmal vorhanden, wurde noch vermehrt, als der Bischof wegen der allgemeinen Unsicherheit in der Stadt im Februar 1366 das geistliche Gericht nach Zürich verlegte, wodurch die Stadt nicht unerheblich finanziell geschädigt wurde, und loderte endlich hell auf, als ein anderer Neffe des Bischofs, Wölfle v. Brandis, Anfangs 1368 auf dem Wege zum Turnier nach Zürich bei Basersdorf von Konstanzer Bürgern überfallen und getödtet wurde. Eine vierjährige Fehde (1368–1372) begann. Der Bischof floh unterdessen nach Grenoble (seine Anwesenheit daselbst ist zwischen April und Juni 1370 bezeugt), belegte die Stadt Konstanz mit dem Interdicte und verklagte sie bei der römischen Kurie. Mit einer noch bitterern Anklageschrift antwortete die Stadt, die sich von allen Anklagen des Bischofs zunächst reinzuwaschen suchte, als ob sie nie seine und der kirchlichen Privilegien angetastet hätte, und beschuldigte dann den Bischof als Mitwisser bei der Ermordung seines Vorgängers, als Anstifter bei der Ermordung des Dompropstes und als einen im sittlichen Leben allgemein verkommenen Kirchenfürsten, was sie vor allem durch eine Anklageschrift des schon verstorbenen Dompropstes Felix zu erweisen suchte. Infolge dieser Anklageschrift beauftragte der Papst seinen Kaplan Paul de Gabrielibus mit Untersuchung und der Vollmacht, den Bischof seines Amtes zu entheben.

Trotz Appellation des Bischofs erfolgte die Amtsentsetzung (vor April 1371), während mit der Verwaltung des Bisthums Johann Schadland, Bischof von Augsburg betraut wurde, den Papst Gregor XI. am 18. Juni 1371 als solchen bestätigte. Inwieweit die Anklageschrift des Dompropstes Wahrheit oder Entstellung ist, läßt sich mit den jetzigen Hülfsmitteln nicht feststellen, wenn man aber die hochpolitische Rolle berücksichtigt, die diese Anklageschrift in den Händen des Konstanzer Rathes zu spielen berufen war, so wird man aus ihr keine Züge für das Charakterbild des Bischofs entnehmen können. Auf Verwenden des Kaisers schlossen endlich Stadt und Bischof am 31. März/1. April Frieden, nachdem die Stadt schon am 24. März 1372 sich gegenüber Thüring und Mangold v. Brandis, Propst der Reichenau, wegen der Ermordung des Wölfle v. Brandis zu einem Schadenersatz von 2000 ungarischen Gulden verpflichtet hatte.

Ruhig konnte der Bischof fortan seines Amtes walten. Seine Ehrenrettung erfuhr er am 1. October 1375 durch päpstliches Urtheil, das die Anklagen der Stadt als falsch und das Verfahren des Paul de Gabrielibus als dem Rechtsgang widersprechend hinstellte. Die letzten Lebensjahre waren durch den Ausbruch des großen Papstschisma getrübt, in dem er zunächst auf Seiten Urban's VI. stand, für den er sich am 17. September 1379 im Bunde mit dem Kaiser und den Kurfürsten von Köln, Mainz, Trier und dem Pfalzgrafen bei Rhein offen erklärte. Als er aber sah, daß er unmöglich Leopold III. von Oesterreich, der sich schon seit Februar 1378 mit der Stadt Konstanz verbunden hatte, entgegentreten könnte, ohne zugleich wieder die Stadt zur Gegnerin zu haben, trat er seit 1380 eben so offen auf Seiten Gregor's, für den sich auch die Mehrzahl der Domherren sammt der Geistlichkeit und dem Rathe der Stadt erklärt hatten. Heinrich starb am 22. November 1383 auf seinem Schlosse zu Klingnau. Die Leiche wurde nach Konstanz überführt und dort im Chore des Domes mit großer Pracht bestattet.

Sein Andenken steht bei den Chronisten in keinem guten Rufe. Alle sind darin einig, daß seine Regierungszeit dem Bisthum mehr geschadet, als genützt hat. Am meisten werden wir ihm gerecht werden, wenn wir ihn als ein unglückliches Opfer von Verhältnissen betrachten, in die er seiner Verwandten wegen, welche er stets begünstigte, verwickelt wurde. Eine hervorstechende Eigenschaft seines Charakters war die Unentschlossenheit: so charakterisiren ihn die päpstlichen Schreiben, diesen Eindruck spiegeln auch all seine Regierungshandlungen wieder. Sehr gut charakterisirt den Bischof ein päpstlicher Legat, wenn er ihn als einen „gutmüthigen Menschen“ bezeichnet, für den es das beste wäre, wenn er ein entlegenes Bisthum erhielte, wo Verwandte und Bekannte ihn nicht brandschatzen könnten. Er war eben nicht befähigt, die großen Widersprüche zu versöhnen, die sich im Laufe der Zeit zwischen Dompropst und Domcapitel, zwischen den althergebrachten Privilegien bischöflicher Hoheit und einer nach Unabhängigkeit strebenden Bürgerschaft herausgebildet hatten. Nicht minder unfähig war er, in einer von socialem Elend, von Krieg, Pest, Theuerung und den Engländereinfällen heimgesuchten Zeit Finanzquellen zu schaffen, um vor allem die päpstlichen Ansprüche auf den Nachlaß des Bischofs Johann Windlock, über den das Domcapitel schon längst als sein Eigenthum verfügt hatte, befriedigen zu können. Es ist, als ob der Rachegeist des ermordeten Bischofs sich seinen Nachfolger auf dem Bischofsstuhle als Opfer seiner Rache auserseben habe.

Die Geschichte des Bischofs ist im II. Bande der Regesten der Bischöfe von Konstanz, bearbeitet von Alexander Cartellieri, in Nr. 5264—6732 und den Nachträgen Nr. n221—n247 von K. Rieder verarbeitet. Daselbst

ist auch die nähere Litteratur angegeben. Vgl. auch A. Schubiger, Heinrich III. von Brandis, Abt zu Einsiedeln und Bischof zu Konstanz und seine Zeit. Freiburg (Herder) 1879. — K. Rieder, Beiträge zur Konstanzer Bisthumsgeschichte (in der Festschrift für Professor Finke), 1904. — P. O. Ringholz, Geschichte des fürstl. Benediktinerstiftes U. L. F. von Einsiedeln. I. Bd. Einsiedeln 1904. Karl Rieder.

Heinrich: Anton H., Gymnasialprofessor und Schriftsteller, geb. am 11. Januar 1830 zu Liebenthal (Oesterreich-Schlesien), † am 10. April 1888 zu Laibach. Nach dem Besuche des Gymnasiums in Olmütz studirte er in Wien erst Rechtswissenschaft, dann Philologie, wurde 1859 Gymnasiallehrer in Kaschau (Ungarn), dann in Troppau und 1865 in Laibach. Er führte die Gabelsberger'sche Stenographie in Krain ein und gab am Laibacher Gymnasium seit 1866 Unterricht in derselben. H. schrieb viele Aufsätze für Unterhaltungsblätter, gab selbst einige Jahre eine Jugendschrift heraus und veröffentlichte 1873 seine in den österreichischen Staaten viel gebrauchte „Deutsche Grammatik für Mittelschulen in mehrsprachigen Ländern“. Von seinen stenographischen Schriften fand das Buch „Die Debattenschrift“ (Laibach 1874, 4. Aufl. bearbeitet von Zwierzina und Hempel, 1897) vielfache Beachtung, da er in der zweiten Abtheilung desselben, der „Syntax des Gabelsberger'schen Systems“ auch eine genaue Anweisung gab, wann die einzelnen Kürzungsarten verwandt werden dürfen. Weiterhin gab er ein „Stenographisches Lehrbuch“ (Laibach 1872, 2. Aufl. 1873) und ein ausführliches „Lehrbuch der Gabelsberger'schen Stenographie nach Ahn-Ollendorff's Methode“ (Laibach 1875, 2. Aufl. 1890) heraus.

Vgl. Krumbein, Entwickelungsgeschichte der Schule Gabelsberger's (Dresden 1901), S. 239. — Heck, Geschichte der Schule Gabelsberger (Wolfenbüttel 1902), 2. Theil, S. 495. Johnen.

Heinrich: Johann Baptist Vincenz H., katholischer Theologe, geboren am 15. April 1816 zu Mainz, † daselbst am 9. Februar 1891. Er absolvirte die Gymnasialstudien in Mainz, studirte dann in Gießen von 1834—37 Jurisprudenz, wurde am 27. December 1837 Doctor beider Rechte und begann die juristische Laufbahn als Accessist und Untersecretär am Obergericht in Mainz. 1840 habilitirte er sich als Privatdocent an der juristischen Facultät in Gießen, hielt als solcher Vorlesungen über Rechtsphilosophie, Kirchenrecht, französisches Civilrecht, deutschen Civilprozeß u. a. und wurde ein beliebter Lehrer. 1842 legte er aber diese Stellung nieder, nachdem der Wunsch in ihm lebendig geworden war, in den geistlichen Stand zu treten, studirte in Tübingen und ein Semester in Freiburg Theologie, trat im Frühjahr 1844 in das bischöfliche Seminar zu Mainz ein und empfing daselbst am 15. Februar 1845 die Priesterweihe. Kurz darauf wurde er Domcaplan, 1850 Dompräbendat, 1851 Professor der Dogmatik an der wiedereröffneten philosophisch-theologischen Lehranstalt, 1855 Domcapitular und bischöflicher geistlicher Rath, am 30. Januar 1867 Domdecan und am 16. November 1869 auch Generalvicar. Neben diesen Würden behielt er seine Lehrthätigkeit bei und nahm dieselbe, als das in der Culturkampfzeit 1877 geschlossene Seminar 1887 unter Bischof Haffner wieder eröffnet wurde, wieder auf. Am 1. August 1882 promovirte ihn die theologische Facultät von Würzburg zum Doctor der Theologie honoris causa. 16. April 1886 wurde er päpstlicher Hausprälat. Während der langen seiner Wirksamkeit in Mainz unter den drei Bischöfen Kaiser, v. Ketteler Haffner nahm H. hervorragenden Antheil an den Bestrebungen, welche die Wiederbelebung des religiösen Geistes in der Stadt und Diöcese zum Zweck hatten. 1848 hatte er thätigen Antheil an der Gründung des Piusvereins. —

Heinrich's Hauptwerk ist die „Dogmatische Theologie", die er von 1873 bis z seinem Tode bis zum 7. Bande fortführte, aber unvollendet hinterließ; sie wurd von Constantin Gutberlet fortgeführt, der den 7. Band vollendete (Mainz 1896 und den 8. bis 10. (Schluß-)Band folgen ließ (Mainz 1897, 1901; Münste i. W. 1902/4). Als Hauptvorzug des Werkes, das in seinen Untersuchunge hauptsächlich der Führung des hl. Thomas von Aquin folgt, wird die „Klar heit und Durchsichtigkeit der Darstellung, die lichtvolle Erörterung schwierige Materien und die aller Phrasen baare, schöne und fließende Sprache" hervor gehoben (Brück). Die sechs ersten Bände erschienen auch in 2. Auflag 1881—1900. Noch kurz vor seinem Tode dachte H. daran, ein kürzeres dog matisches Compendium auf Grund seiner Vorlesungen zu bearbeiten; der Pla wurde von Philipp Huppert ausgeführt: „Lehrbuch der katholischen Dogmati Von J. B. Heinrich. Bearbeitet und herausgegeben von Ph. Huppert (1. u. 2. Halbband, Mainz 1898—1900). Von Heinrich's übrigen Schrifte sind zu nennen: „Die kirchliche Reform. Eine Beleuchtung der Hirscher'sche Schrift: ‚Die kirchlichen Zustände der Gegenwart'" (Mainz 1850); „Di Reaction des sogenannten Fortschritts gegen die Freiheit der Kirche und de religiösen Lebens. Mit besonderer Rücksicht auf die kirchlichen Zustände Mittel deutschlands und die neuesten Vorgänge im Großherzogthum Hessen" (Main 1863); „Die Beweise für die Wahrheit des Christenthums und der Kirche" (Mainz 1863; neue Auflage 1885); „Christus. Ein Nachweis seiner geschicht lichen Existenz und göttlichen Persönlichkeit, zugleich eine Kritik des Rationa lismus, des Straußischen Mythicismus und des Lebens Jesu von Renan (Mainz 1864); „Die Klöster in der Geschichte" (Frankfurt a. M. 1866) „Die Klöster und ihre Gegner in der Gegenwart" (Frankfurt a. M. 1866) „Joseph von Görres" (Frankfurt a. M. 1867); „Das erste dogmatische Decr des Vaticanischen Concils, übersetzt und erklärt" (Münster 1870); „Clemen Brentano" (Köln 1878). Von 1850—1890 redigirte H. zusammen m Moufang den „Katholik", der zahlreiche Artikel von ihm enthält. Für d 2. Auflage des Kirchen-Lexikons von Wetzer und Welte verfaßte er neben kleiner Artikeln den umfangreichen Artikel: „Christus" (Bd. III, 241—293).

H. Brück, Dr. J. B. Heinrich; Katholik 1891, I, 289—307; 403—42 Auch im 7. Bd. der Dogmat. Theologie, S. III—XXXV; dortselbst a Porträt. — Freih. G. v. Hertling, Zur Erinnerung an J. B. Heinric Jahresbericht der Görres-Gesellschaft für 1891, S. 5—15.

Lauchert.

Heinrich: Ernst Gustav Theodor H., Generallandschaftssecretär u Docent der Stenographie an der Universität in Königsberg, geb. am 19. M 1839 in Brandenburg (Ostpreußen), † am 9. Juni 1898 in Königsbe Nach dem Besuche des Lehrerseminars in Königsberg wurde er 1861 Lehr in Craußen bei Königsberg und 1864 Lehrer in Königsberg, aber schon 18 infolge Krankheit pensionirt. Er fand dann 1868 eine Anstellung bei d ostpreußischen Generallandschaft und war von 1876 bis 1893 Secretär d derselben. H. entfaltete eine rege Thätigkeit auf stenographischem Gebiet er war von 1867—1876 und von 1883—1886 Vorsitzender des Gabel berger'schen Stenographen-Centralvereins für Ost- und Westpreußen und leit von 1872—1881 die „Preußische Stenographenzeitung". Von 1867 bis seinem Tode war er Docent der Stenographie an der Albertus-Universität Königsberg. Auch gehörte er seit 1891 dem Gesammtausschusse der Gabel berger'schen Schule an. Er schrieb eine „Grammatik der deutschen Sten graphie nach Gabelsberger's System" (Königsberg 1875, 2. Aufl. 1876), e „Lehrbuch für den Elementarunterricht der deutschen Stenographie" (Königs

ng 1876), und gab eine Darstellung der Systemänderungen der Gabels-
rger'schen Stenographie vom Jahre 1895.

Vgl. Deutsche Stenographen-Zeitung (Wolfenbüttel) 1898, S. 337. — Illustrirte Zeitung für Gabelsb. Stenographen 1887, S. 172; 1890, S. 18. — Krumbein, Entwickelungsgesch. der Schule Gabelsberger's (Dresden 1901), S. 240.

Johnen.

Heinze: Karl Friedrich Rudolf H., Strafrechtslehrer und Parlamen-
tarier, wurde am 10. April 1825 in dem damals coburgischen, dann
sachsen-meiningischen Saalfeld a. d. Saale als Sohn des Conrectors Dr. phil.
et theol. Karl H. geboren, besuchte die Gymnasien zu Naumburg und Meiningen
und widmete sich auf der Universität Leipzig dem Rechtsstudium 1844—47.
Nach dem ersten Staatsexamen trat er in Herzoglich Meiningischen Justiz-
dienst und absolvirte 1852 die dritte Staatsprüfung, wurde 1853 am Kreis-
gericht Hildburghausen Staatsanwalt, 1856 an die Oberstaatsanwaltschaft
(unter Oskar Schwarze) in Dresden versetzt, welche Stelle er 1860 mit der
eines Ersten Staatsanwaltes beim Bezirksgericht vertauschte. In dieser Zeit
wandte er sein Interesse der Reform des Strafverfahrens, speciell dem Ge-
schworenengericht zu. Seine Gedanken über die beste Gestaltung des Geschworenen-
gerichts veröffentlicht er zuerst in der Deutschen Vierteljahresschrift 1862
(anonym), ferner in einer Abhandlung über den englischen Gerichtsorganismus
und die Jury in Haimerl's Vierteljahrsschrift XV, 1—68, auch in „Parallelen
zwischen der englischen Jury und dem französisch-deutschen Geschworenengericht“
(1864 Beilageheft zum 16. Jahrgang des Gerichtssaales), zuletzt zusammen-
gefaßt in „Ein deutsches Geschworenengericht“, Leipzig 1865. In seiner psycho-
logischen Schilderung des Zusammenwirkens von Richtern und Geschworenen
verficht er namentlich Besetzung der Geschworenenbank mit Männern von be-
sonderer Sachkenntniß für den zu entscheidenden Fall, Wegfall des Resumé
des Vorsitzenden und Ersetzung desselben durch Betheiligung der Richter an den
Berathungen der Geschworenen (wie dies 1890 in Genf eingeführt wurde).
Dazu kamen Studien über die Einstimmigkeit des Juryverdictes in Golt-
dammers Archiv Bd. 13 u. 14 (1865, 1866) — über den Einfluß des Rechts-
irrthums im Strafrecht (Gerichtssaal 13, 397—449) — über Beweisfragen
(ebenda 15, 292—318 und 466—478), über Zeugenpflichten (ebenda 14,
4..—463). Im J. 1865 folgte er einem Rufe als ordentlicher Professor für
Strafrecht, Strafproceß und Rechtsphilosophie nach Leipzig an Stelle von
Wächter(?) ..oll. In den Jahren 1866—71 wurde er dreimal zum Vertreter der
Universität in der Ersten Sächsischen Kammer gewählt, in welcher Stellung
er eine große Thätigkeit bei Berathung der Gesetzentwürfe über Aenderungen
der Verfassung und des Wahlrechts, Einführung der kirchlichen Synodal- und
Consistorialverfassung, Abschaffung der Todesstrafe, Einführung der Ge-
schworenen- und Schöffengerichte entfaltete. Hierbei sah er sich veranlaßt,
gegen Eingriff der sächsischen Gesetzgebung in das Reichsrecht zu protestiren,
und erfuhr dann im März 1872 bei Berathung des Etats der Universität
Leipzig einen unerwarteten und unverschuldeten Angriff schwerster Art von
seinem früheren Collegen, damaligem Cultusminister v. Gerber (vgl. A. D. B.
XLIX, 291—297). Vielfach angefeindet und ziemlich vereinsamt, folgte er, der
1870 eine Berufung an das Hanseatische Oberappellationsgericht in Lübeck
..t und einen Ruf nach Tübingen 1872 erhalten hatte, schließlich 1873
einem Rufe nach Heidelberg als Nachfolger von Emil Herrmann (vgl. A. D. B.
..8 f.). In diese Zeit fallen wichtige Arbeiten. Es gehört dahin seine
Leipziger Antrittsvorlesung: „Das Recht der Untersuchungshaft“, Leipzig 1865,

worin er sehr beredt gegen deren übermäßige Anwendung sich aussprac
dringend Entschädigung für unschuldig erlittene Haft forderte. Dieser F
rung der Gerechtigkeit ist jetzt endlich genügt worden. Eine verwandte
(Sicherheitsstellung) behandelte er für römisches Strafverfahren (Gerich
Bd. 23, 136—153, 169—183) und für das germanische (Ztschr. f. R
geschichte Bd. 10, 450—465); er brachte Mittheilungen aus den Säch
Entwürfen und Kammerverhandlungen über Einführung der Jury un
Schöffengerichte (Goltdammers Archiv Bd. 16, 612—624, 673—690),
Arbeit über Verbrechen gegen fremde Gemeinwesen, deren Güter und
gehörige (ebd. Bd. 17, 556—568, 609—621, 673—683, 737—750), di
wichtigen „Staatsrechtliche und strafrechtliche Erörterungen zu dem amt
Entwurfe eines Strafgesetzbuches für den Norddeutschen Bund", Leipzig
— „Zum revidirten Entwurf eines Strafgesetzbuchs für den Norddeu
Bund" (in d. Sammlung von Abhandl. d. Mitglieder d. Juristenfacult
Leipzig Bd. II, Heft 1, 1870) — „Das Verhältniß des Reichsstrafrech
dem Landesstrafrecht mit besonderer Berücksichtigung der durch das nordde
Strafgesetzbuch veranlaßten Landesgesetze", Leipzig 1871 — „Strafrechtsthe
und Strafrechtsprincip" (in v. Holtzendorff's Handb. d. deutschen Straf
Bd. I, 241—344) — „Reichsstrafrecht und Landesstrafrecht" (ebd. B
1—22) — „Wegfall der Strafe" (ebd. Bd. II, 587—637), womit noch
Arbeit über die Tragweite des § 5 des Einführungsgesetzes zum St.G.B
Gerichtssaal Bd. 30, 561—588 zu verbinden ist, sowie eine Besprechun
„Mittel und Aufgaben der Universitätsbibliotheken" in der Tübinger Z
f. die ges. Staatswissenschaft Bd. 26, 261—314. Es folgten dann beso
werthvolle Beiträge zum Strafproceßrecht, zuerst „Strafprocessuale Erörteru
Beitrag zur Kritik der dem Reichstag vorliegenden Entwürfe einer S
proceßordnung und eines Gerichtsverfassungsgesetzes" (Beilageheft zu Bd
des Gerichtssaales, 1875) — Bemerkungen zu diesen Entwürfen in
dammer's Archiv Bd. 23, 241—267 — „Dispositionsprincip und Off
princip; Verhandlungsform und Untersuchungsform, insbesondere im S
proceß" (ebd. Bd. 24, 265—310) — „Zur Physiologie des Strafproc
(Gerichtssaal Bd. 28, 561—588). Mehr politischen Gehalts ist die Sc
„Die Straflosigkeit parlamentarischer Rechtsverletzungen und die Aufgab
Reichsgesetzgebung", Stuttgart 1879, und die aus Anlaß der Vergewalt
der deutschen Sachsen in Ungarn geschriebene flammende Anklageschrift „H
rica", Freib. 1882, die in Siebenbürgen begeisterte Verehrung für den
fasser hervorrief, wie sich dies in dankbaren Nachrufen später in ergrei
Weise äußerte. In Heidelberg entfaltete H. nach Ablehnung eines Ruf
die Universität Wien (1875) eine umfassende Thätigkeit nach den verschied
Richtungen. Er war Mitglied des Bürgerausschusses, des Kirchengem
raths, der badischen Generalsynode, des Allgemeinen deutschen Schulve
längere Zeit Vorsitzender der akademischen Krankenhauscommission, 18
Prorector der Universität (Festrede vom 22. November 1883: „Heidel
Universitätsjubiläen"), in akademischen Kreisen ein gern gehörter, den
direnden sich widmender Lehrer, der über zwanzig Jahre sich große Verd
erwarb. Auf dem Gebiete des Kirchenrechts, das er auch vertrat, hat e
eine Arbeit „Das Lehramt der katholischen Kirche und der päpstliche pri
ordinis" in Grünhut's Ztschr. Bd. 3, 535—570 geliefert, für den St. P
burger Gefängnißcongreß (1890) über die Frage der Strafbarkeit der Trunk
ein Gutachten erstattet und schließlich sich mit einem Beitrag „Universelle
particuläre Strafrechtspflege" an der Festgabe der Heidelberger Juristenfac
zum 70. Geburtstagsfest des Großherzogs Friedrich von Baden betheilig

Diese letzte Arbeit erschien, als er nicht mehr unter den Lebenden war. Mannigfach ausgezeichnet, lebte er in glücklicher Ehe mit Elise v. Zastrow, in freundlichsten Beziehungen zu seinem Schwiegersohne Prof. Dr. Richard Loening und zu seinem Bruder Max, Prof. d. Philosophie in Leipzig. Er starb am 18. Mai 1896.

Nekrolog von R. Loening in den Badischen Biographien Bd. V (1904) S. 270—276. — Karl v. Lilienthal in der Festschrift „Heidelberger Professoren aus dem neunzehnten Jahrhundert", Heidelberg 1903, S. 243—251.

A. Teichmann.

Heinzel: Max H., bedeutender schlesischer Dialektdichter, wurde am ..October 1833 in dem Dorfe Ossig, Kreis Striegau, in Schlesien geboren. Seine Eltern waren arme Leute, der Vater starb früh und schon in seinem vierten Jahre zog seine kränkliche Mutter mit dem Knaben nach Breslau, wo sich ein wohlhabender Oheim der Wittwe und der Waise annahm. Da Max Geistlicher werden sollte, ward er auf das katholische Matthiasgymnasium geschickt; aber dieser Plan wurde nicht verwirklicht, denn andere Dinge zogen den Schüler und Jüngling mehr an, der soviel wie möglich Natur und Freiheit in der Nachbarschaft der Großstadt zu genießen suchte und wol auch schon frühzeitig Verse gemacht hat. Eine stattliche Körpergestalt, eine klangvolle Stimme und vor allem ein tief poetisches Gemüth lockten ihn nach Beendigung der Schulzeit zur Bühne, aber aus Rücksicht auf seine alte, fromme Mutter gab er diesen Plan schließlich auf, und nun folgen für ihn lange, schwere Lehr- und Wanderjahre, in denen er sich in mühsamer Arbeit sein Brot als Hauslehrer bei verschiedenen schlesischen Familien verdient. 1867 entschließt er sich, sich ganz dem Schriftstellerberufe zu widmen. Als Leiter einer neu begründeten Theaterzeitschrift beginnt er in Berlin diese Laufbahn, die ihm bald mit dem Eingehen jenes Unternehmens die erste Enttäuschung brachte, während sein erstes Buch, die auch 1867 erschienene Sammlung hochdeutscher Gedichte „Aus Herzensgrund" ihm manche Anerkennung eintrug. Zwei Jahre wirkt er in Berlin in regster journalistischer Thätigkeit für verschiedene Blätter. 1869 führte ihn eine Reise nach Kopenhagen, wo er sich einige Monate aufhielt, mit manchen dänischen Schriftstellern in persönliche Berührung kam und die dänische Litteratur näher kennen lernte. Nach seiner Rückkehr wird er wieder Redacteur und bethätigt sich als solcher anderthalb Jahrzehnte lang in Grünberg, Waldenburg, Ratibor, Neurode, Reichenbach und Schweidnitz in unablässiger, aufreibender, sorgenvoller und doch wenig lohnender Arbeit, der er aber immer noch Muße genug abzuringen wußte, um der Dichtkunst zu huldigen, die ihm allzeit ein Quell des Trostes und der Erholung gewesen ist. Obwol H. von der hochdeutschen Poesie ausgegangen war, so hatte er, der echte Sohn seiner Heimath, gar bald erkannt, daß ihm mundartliche Klänge am besten gelangen, und so entschloß er sich denn auf Holtei's Rath 1875 in Ratibor mit seinem ersten mundartlichen Werke, den schlesischen Gedichten „Vögerle flieg aus", hervorzutreten, und er erwies sich alsbald damit als gewandter Meister. In demselben Jahre siedelte er von Ratibor nach Neurode in der Grafschaft Glatz über und dort schloß er den Herzensbund mit seiner treuen Gattin Agnes, geb. Battig, der ihm stets in allen Leiden Muth und frische Kraft verleihen sollte. Sieben Jahre war er dort eifrig als Redacteur des „Hausfreundes" und als Dichter. 1878 erschien das „Ohne Titel, ein nordisches Buch", die Frucht seines skandinavischen Aufenthalts, in dem freie, aber ganz ausgezeichnete Uebersetzungen von Erzählungen von Andersen, Bergsoe, Etlar, Hamerik, Tolderlund und Dodt enthalten sind. Dann kommen in schneller Folge 1879 „A schläsches Pukettel"

mit Gedichten und Schnoken, 1880 „Ock ni trübetimplig“ mit nur munda
lichen heiteren Erzählungen, 1881 „Humoristische Genrebilder“ in hochdeutsc
Sprache und 1882 „A lustiger Bruder“, wieder Gedichte und Schnoken
bunter Reihe. 1880 gab H. wegen eines quälenden Nervenleidens sei
Stellung in Neurode auf, und er lebte nun eine Zeit lang ohne festen Ber
Ein Versuch, 1882 in Reichenbach ein eigenes Blatt zu gründen, schl
fehl, und er sah sich veranlaßt, doch wieder in eine Redaction, diesmal
Schweidnitz, einzutreten. Allein schon 1885 mußte er seiner Krankheit weg
endgültig dieser Thätigkeit entsagen, blieb aber in Schweidnitz wohnen. Sei
dichterische Thätigkeit hatte indessen mit dem zuletzt genannten Büchlein ein
gewissen Höhepunkt erreicht; denn die beiden nächsten, „Mei jüngstes Kind
(1884) und „Fahrende Gesellen“ (1885), stehen hinter den früheren einigermaß
zurück, was indessen bei den bedrängten Verhältnissen und Leiden des Dichte
in jener Zeit nicht eben zu verwundern ist. 1888 aber erhebt er sich
neuer Spannkraft; zwei Bücher erscheinen gleichzeitig und beide sind vorz
lich gelungen. Die „Maiglöckel“ sind vielleicht die beste seiner Gedichtsam
lungen, und in „Sturm und Wetter“ bietet er einen glänzenden Beweis
seine meisterhafte Beherrschung hochdeutscher Sprache und Form. 1891 kom
dann wieder ein hochdeutsches Werk „In Rübezahls Reich und andere D
tungen“ und endlich 1893 das letzte Buch „A frisches Richel“ (Prosa und Gedich
Seit 1883 gab H. den ausgezeichneten Volkskalender „Der gemittliche Sch
singer“ heraus, der alljährlich auch prächtige Beiträge aus seiner eigenen Fe
brachte. Seit H. nicht mehr Redacteur war, zog er in jedem Herbst h
aus in die verschiedensten Orte der Provinz, um gleich dem alten Holtei
fahrender Sänger seine und anderer heimischen Poeten Dichtungen öffent
vorzutragen. Doch wurde er die gröbsten Sorgen ums tägliche Brot n
eher los als bis zu seinem 60. Geburtstage. Aus allen Gegenden ström
am 28. October 1893 die getreuen Schlesier, deren Herzen er sich durch
Lebenswerk gewonnen, zusammen, um ihrem „Heinzel-Max“ ihre Glückwün
darzubringen und, was für den greisen Dichter nicht minder erfreulich w
um ihm eine namhafte Ehrengabe zu überreichen, die ihm fortan ein sorg
freieres Dasein ermöglichte. Allein nur fünf Jahre noch sollte sich H. di
ungetrübten Ruhe erfreuen. Im Laufe des Jahres 1898 verschlimmerte
sein altes Leiden derart, daß er ihm am 1. November erlag. Auch äuß
Zeichen erinnern an den Lieblingsdichter des Schlesiervolkes: Unweit
kleinen Colonie Baberhäuser im Riesengebirge, wo H. gern in der Somm
frische weilte, trägt nach ihm eine gewaltige Felsgruppe den Namen „D
Heinzelsteine“, und am 7. October 1900 ward auf der Promenade zu Schw
nitz ein schlichtes, von Kiesewalter modellirtes Denkmal von ihm enthüllt.
Des Dichters Gattin und Tochter leben in Breslau. Erstere hat mir
liebenswürdigster Weise vielen dankenswerthen Stoff für diese Lebensskizze
Verfügung gestellt.

H. ist auch nach seinen hochdeutschen Dichtungen gemessen eine reichbega
echte Dichternatur. Aber seine größte Bedeutung liegt doch auf dem Geb
der Dialektpoesie. Hier erscheint er als der beste Nachfolger Holtei's.
Vielseitigkeit zwar steht er hinter ihm zurück; denn Drama und Roman lie
ihm nicht; aber auf dem Gebiet der Lyrik ist er ihm an Reichthum
Innigkeit der Töne noch überlegen. Die Dialektlyrik Heinzel's ist des
so bedeutend und so anziehend, weil H. selbst der Urtypus des Schlesie
weil er selbst wie das Volk und mit dem Volke empfindet, denkt und f
und alle liebenswürdigen Eigenschaften desselben in sich vereint, währe
von den weniger guten selbst frei ist, ihnen aber doch gelegentlich in

fenden Ausdruck zu verleihen weiß. Einfach, innig und zart sind die ernster gehaltenen seiner Dichtungen, während in den heiteren der goldenste Humor in seiner schönsten und besten Form, wie er aus dem Herzen kommt, nur so hervorsprudelt. Gerade das ist ein großer Vorzug Heinzel's, der ihn von andern, namentlich Rößler und den jüngeren schlesischen Dialekthumoristen scharf unterscheidet, daß er nie bloß auf die Lachmuskeln wirkt und nach Effecten hascht oder sie zu sehr häuft. Alles ist bei ihm natürlich, gemüthlich und lebenswahr. Prächtig sind infolge dieser Eigenschaften auch die Charaktergestalten, die H. geschaffen; echte schlesische Kleinstädter und Bauern sind es, vom reinsten Wasser, von Fleisch und Blut, wie sie wirklich leben. Dazu kommt noch eine entschiedene Meisterschaft in der Form. Nicht nur die Sprache ist treu der Wirklichkeit abgelauscht, auch der Stil ist lebendig, bilderreich, wie das schlesische Volk gern spricht, einfach und schlicht, und dabei doch nie unedel und niedrig. Die Versmaße gelingen ihm in vollkommener Weise, und gelegentlich wird ihre Wirkung noch unterstützt durch ausgezeichnete Nachahmung von Naturlauten. Durch all dies hat H. eine Bedeutung gewonnen, die ihm in der Geschichte der schlesischen Dialektlitteratur dauernd eine der ersten Stellen sichert.

Herbstblättel. Skizzen und Festgedichte zum 60. Geburtstage Max Heinzel's. Im Auftrage der Breslauer Dichterschule gesammelt von C. Biberfeld, Breslau [1893]. — Monatsblätter, Organ des Vereins „Bresl. Dichterschule“, 1891, S. 104 ff., 124 ff. (K. Busse); ebd. 1898, S. 169 ff. (Nachruf). — Schles. Ztg. 751, 25. Oct. 1893 (G. A. Weiß). — Bresl. Ztg. 781, 6. Nov. 1898 (Nachruf von Philo v. Walde). — Der gemittliche Schläsinger 1900, S. 66 (M. H. von Th. Röthig).

Hermann Jantzen.

Heinzen: Karl Peter H., revolutionärer Schriftsteller, wurde am 22. Februar 1809 in Grevenbroich im Regierungsbezirk Düsseldorf geboren, besuchte das Gymnasium in Cleve und studirte seit 1827 in Bonn Medicin. Wegen einer rebellischen Rede von dieser Universität relegirt, ging er nach Holland, ließ sich hier für die indischen Colonien anwerben und schiffte sich 1829 als Unterofficier nach Batavia ein. Er hat später in seinem 1841 erschienenen Buche „Reise nach Batavia“ (2. Aufl. 1842) eine anziehende Schilderung seiner Fahrt nach dieser Insel, sowie der dort gefundenen Verhältnisse geboten. Letztere sagten ihm auf die Dauer nicht zu, und so kehrte er schon 1831 in die Heimath zurück, widmete sich hier, nachdem er seiner Militärpflicht genügt hatte, kurze Zeit dem Berufe eines Kaufmanns und trat dann zum Steuerfach über. Nach acht Jahren wurde er Directionssecretär bei der rheinischen Eisenbahn in Köln und später Mitglied des Verwaltungsraths der Aachener Feuerversicherungsgesellschaft. Seine Muße benutzte er zu schriftstellerischer Thätigkeit. Außer der schon oben genannten Reisebeschreibung gab er einen Band „Gedichte“ (1841. 3. Aufl. Boston 1867) heraus, über welche Heinrich Kurz urtheilt, „daß sich mehrere durch Tiefe des Gefühls und Kraft des Ausdrucks“ auszeichnen. Dann ging er in das Lager der politischen Schriftsteller. In zwei Flugschriften „Die Ehre“ (1842) und „Die geheimen Conduitenlisten“ (1843) unterzog er die Maßnahmen der preußischen Verwaltung einer sachlichen Kritik; schärfer war sein Ton in den Beiträgen, die er für die „Leipziger Allgemeine Zeitung“ und für die „Rheinische Zeitung“ schrieb. Das Verbot dieser Zeitungen für Preußen reizte ihn dann zu der Schrift „Die preußische Bureaukratie“ (1844), die gleich nach dem Erscheinen verboten wurde und die Einleitung einer Criminaluntersuchung zur Folge hatte. H. entzog sich derselben durch die Flucht nach Belgien und begann

nun hier mit dem „Steckbrief“, einer Anklageschrift gegen den Appellation
hof der preußischen Rheinprovinz, (im März 1845) die Reihe seiner socialistisch
Schriften, die besonders von der Schweiz aus, wohin sich H. 1846 begeb
hatte, nach Deutschland verbreitet wurden. H. hielt sich nach einander
Zürich, Bern, Baselland und Genf auf; aber überall ausgewiesen begab
sich im Winter 1847—48 nach Amerika. Auf die Nachricht vom Ausbru
der Februarrevolution eilte er sofort nach Europa zurück und betheiligte
lebhaft an den politischen Vorgängen in Deutschland; namentlich organis
er die bewaffneten Zuzüge der Freischärler aus Frankreich und der Schw
nach Baden. Nach Unterdrückung des badischen Aufstandes flüchtete er wie
nach der Schweiz und ging im September 1849 über London zum zwei
Male nach den Vereinigten Staaten. In New York führte er eine Zeit l
die Redaction der von dem geistvollen Eichthal gegründeten „Schnellpo
1853 ging er nach Louisville, wo er den „Pionier“ gründete. Dieses Bl
eins der originellsten Erzeugnisse der deutsch-amerikanischen und wol der z
genössischen Presse überhaupt, wurde von ihm länger als ein Vierteljahrhun
herausgegeben und zum größten Theil selbst geschrieben. Mit scharfer,
bitterster Satire getränkter Feder verfocht er darin den „teutschen Radica
mus“, dessen festeste Stütze und stärkste Säule er war, und den er in n
weniger als 67 Schriften vertheidigt hat. Im J. 1859 war H. mit
„Pionier“ nach Boston übergesiedelt, wo zunehmende Kränklichkeit den
mehreren Schlaganfällen heimgesuchten Herausgeber veranlaßte, 1879
Blatt eingehen zu lassen. Er starb daselbst am 12. November 1880. „
aller Schroffheit seines Auftretens, und trotz seiner mitunter recht baro
Ansichten mußte man an H. die hohe Ueberzeugungstreue und Consequ
schätzen. Er war ein ehrlicher Mann, der schrieb, wie er dachte, und
Blatt vor den Mund nahm.“ Auf schönwissenschaftlichem Gebiete veröffe
lichte H. 1859 eine Sammlung „Lustspiele“ (2. Aufl. 1872), „die in cult
historischer Hinsicht interessant, aber keineswegs erfreulich sind, weil m
daraus ersieht, daß manche deutsche Zeitungsschreiber in Nordamerika
Cynismus alles übertreffen, was die Engländer und Amerikaner je hierin
leistet haben“. In den Jahren 1868—72 veranstaltete H. eine Ausg
seiner „Gesammelten Schriften“, die im 1. Bande seine Gedichte, im 2. se
Lustspiele und im 3.—5. Bande Erlebnisse und Erinnerungen enthalten.

H. Kurz, Geschichte d. deutschen Litteratur, Bd. 4, S. 46 u. 522.
G. A. Zimmermann, Deutsch in Amerika. Chicago 1894, S. 44. — He
rich Hart, Allgem. deutscher Litteraturkalender, Jahrg. 1882, S. 248.

Franz Brümmer.

Heitzmann: Karl H., Anatom, geboren am 2. October 1836 zu V
kovcza in Ungarn als Sohn eines Thierarztes, studirte Medicin an den U
versitäten zu Pest und Wien, erlangte am letztgenannten Orte 1859
Doctorwürde, wurde dann Assistent von Schuh und 1862 von Hebra, sied
1874 nach New-York über, wo er sich als Specialarzt für Hautkrankhei
niederließ. Er starb am 1. Januar 1897 während eines vorübergehen
Aufenthaltes in Rom. H. hat sich hauptsächlich durch Herausgabe ein
namentlich in studentischen Kreisen sehr beliebten, und gegenwärtig noch
aufgelegten „Atlas der descriptiven und topographischen Anatomie“ (W
1870, 2 Bde.) einen Namen gemacht. Das Werk ist thatsächlich ein auß
ordentlich bequemes Hülfsmittel zum Studium der Anatomie bezw. zu R
petition in dieser Wissenschaft und hat trotz oder vielleicht gerade wegen
sehr schematisirender Illustrirung eine Reihe älterer und neuerer anatomisc
Bildwerke aus dem Felde geschlagen. Sonst rührt von H. noch her ein g

ausgestattetes „Compendium der chirurgischen Pathologie und Therapie" (2 Bde. 1864—68; 5. Aufl. Wien 1881), sowie mehrere kleinere verständige Arbeiten mikroscopisch-histologischen Inhalts über Darmzotten, über Protoplasma, über Zellenlehre (im oppositionellen Sinne gegen die cellulare Doctrin), über den Bau des Thierkörpers u. A.

Biogr. Lexikon hervorr. Aerzte, hrsg. von A. Hirsch III, 133.

Pagel.

Held: Hans Heinrich Ludwig v. H., der durch seine maßlosen Anklagen gegen die preußische Staatsverwaltung unter Friedrich Wilhelm II. großes Aufsehen machte und sich dadurch eine vielversprechende Beamtenlaufbahn verdarb, war der Sohn eines nach dem Siebenjährigen Kriege abgedankten preußischen Officiers. Geboren am 15. November 1764 zu Auras a. O. unweit Breslau, besuchte er das Pädagogium in Züllichau und darauf das Joachimsthalische Gymnasium in Berlin und bezog zu Ostern 1784 die Universität Frankfurt a. O., um das Studium der Rechte und der Staatswissenschaften zu beginnen. Neben seinem Studium widmete sich der Jüngling in leidenschaftlicher Freundesliebe und Begeisterung für alles Edle und Hohe dem damals blühenden Konstantistenorden und setzte das auch in Halle fort, wohin er im folgenden Jahre übersiedelte. Seine Studien vollendete er in Helmstedt. Schon 1788 erlangte er eine Anstellung als Secretär der niederschlesischen Accise- und Zolldirection zu Glogau. Er war mittellos und lebte sehr mäßig, liebte aber den Verkehr mit Menschen und gab sich gern geselliger Freude hin. Der spätere Minister v. Struensee wurde bald auf ihn aufmerksam; schon im Mai 1791 kam er in eine bessere Stellung nach Küstrin; zwei Jahre später wurde er Assessor bei der Zoll- und Steuerdirection in dem eben erworbenen Posen und erlangte bald darauf den Rathstitel.

H. war seiner geistigen Anlage nach ein Vertreter der Sturm- und Drangperiode. Die Ideen der Aufklärung erfüllten ihn in ihrem vollen Umfange; aber in demselben Maaße, in welchem er für die Menschheit im allgemeinen fühlte, war und blieb er Preuße mit Leib und Seele. Zu einer bedeutenderen Wirksamkeit ist er nicht gelangt. In seiner Seele wechselten fortwährend zwei Hauptkräfte einander ab, überschwängliches Gefühl und unbestechlicher Verstand, ohne daß sie sich zu höherer Einheit durchzuringen vermochten. Sie liefen vielmehr neben einander her und erzeugten abwechselnd schwärmerische Begeisterung und rücksichtslos verwerfende Kritik. Seine Feder war schnell, jede Gelegenheit begeisterte ihn zu Gedichten; von öffentlichen Anläßen war sein Herz stets erregt, und es drängte ihn, dieser Erregung Ausdruck zu geben, ohne die Berechtigung dazu mit Rücksicht zu untersuchen und ohne die Folgen mit Bedacht zu erwägen. In seiner Zeit glaubte mancher die Welt aus den Angeln heben zu können.

In die gefährliche Laufbahn eines politischen Anklägers trieb ihn seine Freundschaft mit dem damaligen Kriegsrathe Josef Zerboni, dem späteren Oberpräsidenten der Provinz Posen. Im October 1793 stifteten Zerboni, H. und der aus Oesterreich geflüchtete ehemalige Kapuziner und überaus fruchtbare Schriftsteller Ignaz Feßler eine dem Konstantistenorden ähnliche Gesellschaft, den Evergetenbund. Derselbe zerfiel sehr bald, machte aber doch die Stifter [illegible]. Als Freund Zerboni's wurde denn auch H. in dessen damaligen [illegible] verwickelt, der auf Grund eines von diesem am 12. October 1796 an den Minister Grafen Hoym, den allmächtigen Regenten von Schlesien und Südpreußen erlassenen, den Minister scharf angreifenden Briefes erfolgte. Zerboni ward auf die Festung Glatz gebracht, dann nach Magdeburg, seine Papiere wurden beschlagnahmt, und H. wurde auch eine verdächtige Persönlich-

keit, obwohl Zerboni 1798 freigesprochen wurde. H. hatte inzwischen i Juli 1797 geheirathet, wurde aber mit der Gattin nicht glücklich. In dies Stimmung nahm er um so leidenschaftlicher an den öffentlichen Vorgänge theil und erbitterte auch seinerseits Hoym durch ein scharfes Gedicht, das zu 25. September 1797 in Posen erschien. Er wurde zur Strafe dafür na Brandenburg versetzt, während seine Gattin in Posen verblieb, wo sie Grund besitz hatte. Durch die doppelte Wirthschaftsführung gerieth er für die Dau in ungünstige ökonomische Verhältnisse. In Brandenburg befreundete er si mit Friedrich Buchholz, damals Professor an der Ritterakademie, und trat i Verbindung mit Fichte, Matthias Claudius, Garve, Schummel und andere mehr. Mit Zerboni setzte er seinen lebhaften Verkehr fort, besuchte ihn au während einer ihm bewilligten mehrmonatlichen Urlaubsreise auf seinem Gu in Neuostpreußen. Durch die gegen seinen Freund von neuem erhobenen A klagen wurde seine Animosität gegen Hoym derartig gereizt, daß er 1801 d berüchtigte Buch: „Die wahren Jakobiner im preußischen Staate, oder akte mäßige Darstellung der bösen Ränke und betrügerischen Dienstführung zwe preußischer Staatsminister" — das sogenannte Schwarze Buch — veröffentlich worin er Hoym und den Großkanzler v. Goldbeck in maaßlos schmähend Tone nicht nur schwacher und sorgloser, sondern geradezu gewissenloser V waltung beschuldigte, ohne doch einen sicheren Beweis dafür zu erbring Trotz der Gönnerschaft Struensee's und anderer Gegner der beiden nicht rade beliebten Minister ward er nach längerem Processe zur Amtsentsetzu und 18 Monaten Gefängnis verurtheilt, appellirte und fügte zu seiner V theidigung seinem „Schwarzen Buche" das „Schwarze Register" hinzu, angeblich schlimme Verschleuderungen von Staatsgut in Südpreußen aufde Aber auch diese Enthüllungen hat die neueste Forschung von C. Grünha als nicht begründet erachtet. Das Urtheil wurde in zweiter Instanz bestät und H. nach Kolberg gebracht. Durch einen fast wilden, Niemand schonen und Alle verletzenden Fanatismus hatte er bei aller guter Absicht selbst Erfolg seines Vorgehens verdorben und sich in den Ruf eines unerträglic „Rumorgeistes" gebracht. In Kolberg erging es ihm, von den kärglic Subsistenzmitteln abgesehen, nicht schlecht; er erlangte bald leidliche Bewegun freiheit. Nach seiner Entlassung ward er in Berlin vom Minister v. Struen wieder beschäftigt und war auch litterarisch thätig. Sein „Rundschreiben Bonaparte" athmet Haß gegen den früher auch von ihm als Helden geprieser Tyrannen. Der „Patriotenspiegel für die Deutschen" ist in ähnlichem Ge verfaßt. „Struensee. Eine Skizze für diejenigen, denen sein Andenken we ist", zollt seinem Gönner den Tribut lebhafter und rückhaltloser Dankbark Der Tod desselben verschlechterte Held's Aussichten erheblich. Seine Toch starb, von der Frau ward er geschieden. Dann kam der Krieg, die Besetzu Berlins, die ihn zur Flucht nach Neu-Ruppin nöthigte. Aufs tiefste erre ihn die Noth des Vaterlandes. In das Gezänk der zeitgenössischen Publici ward er immer wieder hineingezogen. Die „Blicke hinter Vorhänge" verfuh mit seinen Gegnern nicht sänftiglich. Nicht ohne Grund spricht ihm s Biograph Varnhagen die eigentlich schriftstellerische Befähigung ab, weil ihm bei allen seinen Schriften weniger um eine bestimmte Wirkung auf s Publicum zu thun war als darum, seinem stets erregten Herzen Luft machen. Wie sich ihm gerade die Wahrheit darstellte, warf er sie in Oeffentlichkeit, nie schonte er die Personen, immer glaubte er an die trüglichkeit seines Urtheils. Erst 1810 kehrte er nach Berlin zurück. D Hardenberg ward er auch am 17. August 1812 wieder als Salzfactor in Staatsdienst übernommen und gelangte damit endlich in das Fahrwasser ei

erlich ruhigen, wenn auch bescheidenen Lebens. Im Mai 1813 verheirathete sich in zweiter Ehe mit Wilh. Karol. v. Treuenfels, die ihm vier Kinder nkte. Immer noch verfolgte er die öffentlichen Vorgänge mit lebhafter eilnahme, feierte sie in Gedichten, lebte aber still und zurückgezogen. Er nnte seine Gefühle so wenig meistern, daß er Gesellschaften unbequem fand. e politische, religiöse, philosophische Entwicklung nach den Freiheitskriegen r wenig nach seinem altpreußisch-royalistischen Sinn, aber mit großer Be- nderung folgte er dem Erwachen der Naturwissenschaften und den Vorträgen v. Humboldt's. Ehrgeiz lockte ihn nicht mehr. Aus den Geldsorgen kam nie heraus; sie trieben ihn schließlich in den Tod. Die Furcht, einen in seiner Salzkasse durch den Diebstahl eines Unterbeamten entstandenen Defect nicht cken zu können, ließ den verzweifelten, vielleicht noch mehr von seiner denschaftlichkeit, als von der Welt mitgenommenen Greis am 20. Mai 1842 r Pistole greifen.

Varnhagen von Ense, Hans von Held, in den Biographischen Denkmalen, Bd. 7. — C. Grünhagen, Zerboni und Held in ihren Konflikten mit der Staatsgewalt. Berlin 1897. — Held's eigne Schriften.

Markgraf.

Held: Hermann Gustav H., königl. sächsischer Generalstaatsanwalt, urde als Sohn des nachmaligen Geheimen Raths Held, der im J. 1849 für rze Zeit königl. sächs. Justizminister war, am 5. August 1830 in Leipzig boren. Er studirte in Leipzig Jurisprudenz und begann seine Beamten- ufbahn am 17. Februar 1851 als Accessist beim ehemaligen Justizamte in esden. Regelmäßig aufsteigend, aber niemals über Dresden hinauskommend, achte er es bis zum ersten Staatsanwalt am Dresdner Oberlandesgericht, welche Stellung er am 1. April 1885 als Nachfolger des verstorbenen neralstaatsanwalts v. Schwarze einrückte. Er führte als solcher den Titel d Rang eines Geh. Rathes und das Dienstprädicat „Generalstaatsanwalt“. r starb nach mehr als 40jähriger Dienstthätigkeit am 20. December 1894 dem Rufe, ein hervorragender Jurist gewesen zu sein und sich vielerlei rdienste um sein engeres Vaterland erworben zu haben. Am meisten machte r Erlaß von sich reden, den H. bei Uebernahme der Geschäfte des obersten aatsanwalts an die sächsischen Staatsanwälte richtete. Er legte ihnen darin , daß es nicht bloß ihre Aufgabe sei, die Schuldigen zur Strafe heran- ziehen, sondern daß sie auch berufen seien, das Recht zu suchen. Von den setzgeberischen Aufgaben, an denen sich H. betheiligte, ist besonders die Aus- ungsverordnung zur Strafproceßordnung von 1879 zu nennen. Als istischer Schriftsteller machte er sich hauptsächlich durch seine „Bemerkungen dem Entwurfe eines Strafgesetzbuches für den Norddeutschen Bund“ resden 1870) bekannt.

Vgl. Dresdener Rundschau (Dresdensia), 4. Jahrg. 1895, Nr. 1. — Dresdner Journal 1894, Nr. 296, S. 2041. — Dresdner Anzeiger 1894, Nr. 355, S. 3.

H. A. Lier.

Held: Joseph v. H., Staatsrechtslehrer, wurde als Sohn eines Kauf- manns in Würzburg am 9. August 1815 geboren, bezog nach Beendigung r Gymnasialstudien die Universitäten Würzburg und München, um Philosophie Jurisprudenz zu studiren. Nach bestandenem Examen ging er zur Vor- ng auf akademische Wirksamkeit nach Heidelberg, promovirte in Erlangen Doctor philosophiae, in Würzburg mit der Dissertation: „Die eheliche emeinschaft nach den Volksrechten und Rechtsbüchern des Mittelalters, ver- mit einigen nordischen Rechts-Quellen“, München 1839, zum Doctor

juris und habilitirte sich mit der Arbeit: „De juris canonici circa us interdictis“, wurde 1841 außerordentlicher und 1843 ordentlicher Prof Seine Fächer waren ursprünglich deutsches Privatrecht, bairisches Land und Lehnrecht; dazu traten 1851 deutsche Reichs- und Rechtsgeschichte gemeines deutsches Staatsrecht, 1860 auch bairisches Staatsrecht. deutschem Privatrecht und von der Rechtsgeschichte entbunden, erhielt er Rechtsphilosophie und Völkerrecht zugetheilt. Dementsprechend wandte er vom Privatrechte und von Rechtsgeschichte mehr und mehr dem öffentl Recht zu, auf dessen Gebiete er durch geistvolle Leistungen Ehre und R über die Grenzen des Vaterlandes hinaus erworben hat. Es gehören hi als kleinere Arbeiten die Schriften: „Ueber die Nationalität“, Würzb. 1 „Ueber Legitimität“, ebenda 1859; „Deutschland. Der Deutsche Bund die deutschen Großmächte“, ebenda 1864; „Frankreich an der Spitze Civilisation?“. Ein größeres Werk war zuerst sein „System des Verfassu rechts der monarchischen Staaten Deutschlands mit besonderer Rücksicht den Constitutionalismus“, 2 Bde., Würzb. 1856, 1857, dem sehr bald dreibändiges Hauptwerk: „Staat und Gesellschaft vom Standpunkt der schichte der Menschheit und des Staats, mit besonderer Rücksicht auf politisch-sozialen Fragen unserer Zeit“, Leipzig 1861—65, folgte, ausgezei durch Eigenartigkeit der Auffassung und sehr reiche Litteraturangaben. dienstlich war seine Neuausgabe eines in den Jahren 1851—55 anonym schienenen Werkes von K. Vollgraff, das in der Benutzung neuester an pologischer und ethnographischer Forschungen ganz neue Bahnen betreten h Er veröffentlichte es mit längerer Einleitung unter dem Titel: „Staats- Rechtsphilosophie auf Grundlage einer wissenschaftlichen Menschen- und Vö kunde von Dr. Karl Vollgraff“, 2 Theile, Frankfurt 1864. Auch für zweibändige Werk von v. Haxthausen: „Das constitutionelle Princip“, Le 1864, lieferte er zu dieser Zeit einen Beitrag. Es reihen sich dann „Grundzüge des allgemeinen Staatsrechts oder Institutionen des öffentl Rechts“, Leipzig 1868; „Die Verfassung des Deutschen Reichs vom st rechtlichen Standpunkt aus betrachtet, ein Beitrag zu deren Kritik“, eb 1872; „Das Kaiserthum als Rechtsbegriff“, Würzb. 1879, und „Der M als Ausgang der Rechtsphilosophie“, ebenda 1883 (Rectoratsrede). J. 1880 traf ihn ein schweres Unglück, der plötzliche Tod seines hochbeg Sohnes, des Professors der Nationalökonomie in Berlin, der am Ausfluß Thunersees bei Thun ertrank (25. August 1880, vgl. Bd. 13, S. 494— Dieser Schmerz untergrub seine Gesundheit. Mit Einsetzung seiner ga Kraft erfüllte er seine Pflichten als akademischer Lehrer, bekleidete auch 1882—83 das Amt des Rectors, und schon rüsteten sich Facultät und S der Universität, sowie auswärtige Collegen zur Feier seines fünfzigjäh Doctorjubiläums. Doch wenige Tage vor der Feier wurde er vom Sc gerührt. Zeitweilige Besserung wurde durch neue Anfälle unterbr Endlich erlöste ihn ein sanfter Tod von schwerem Leiden am 19. März 1 Für seine Verdienste mehrfach durch in- und ausländische Orden, sowie leihung des Geheimrathstitels ausgezeichnet, war er besonders thätiges Mit des Landeshülfvereins und der freiwilligen Sanitätscolonne gewesen. seinem Nachlaß veröffentlichte Dr. Huberti (Grünhut's Zeitschrift, 481—507), eine Arbeit über: „Die Monarchie als Staatsform“.

Allgemeine Zeitung, 1890, Nr. 83, Abendblatt, S. 5. — Krit. Vi jahresschrift I, 501—508, XVI, 161—168. — Schletters Jahrbb. 151—153. — Ztsch. f. d. ges. Staatswissenschaft XV, 451—455, X

702. — Seuffert's Rektoratsrede in Würzburg, 1891, S. 22, 23. — Ueber Vollgraff vgl. Bluntschli in der Krit. Vierteljahresschrift I, 484—489.

A. Teichmann.

Helfferich: Adolf H., geboren zu Schafhausen in Württemberg am . April 1813, † als vormaliger Professor der Philosophie an der Universität Berlin am 26. Mai 1894. Ein schwäbischer Pfarrerssohn, im Seminar Urach, Stuttgarter Gymnasium und auf der Universität Tübingen gebildet, hat H. . Verdruß über die lange Untersuchungs- und Strafhaft, in die der eifrige Burschenschafter „wegen entfernter Theilnahme an dem Versuche eines die Selbständigkeit des Staates gefährdenden Aufruhrs" vom Jahr 1833, verfallen war, sofort nach den mit bestem Erfolg bestandenen Prüfungen für den Kirchen- und höheren Schuldienst das Heimathland verlassen und sein Leben auswärts lehrend, reisend und schreibend zugebracht. Zuerst als Lehrer Frankfurt a. M., wo ihn die väterliche Freundschaft J. K. Passavant's förderte, dann als Hauslehrer in Paris, wo er zugleich naturwissenschaftlichen Studien oblag und den Anfang seiner schriftstellerischen Thätigkeit mit „Beiträgen zur christlichen Mystik" (2 Bde., Hamburg 1842), machte, schließlich 1842 als Privatdocent und hernach außerordentlicher Professor der Philosophie an der Hochschule, einige Zeit auch an der Kriegsakademie zu Berlin. 1866 verließ der Familienlose, dienstlich und politisch verstimmt, eine unvermuthete Erbschaft unabhängig gestellt, Berlin für immer, um Reisebedürfniß, das ihn schon bisher nach den meisten Ländern Europas, besondere ihren Kunststätten, geführt hatte, noch mehr befriedigen zu können, mit dem Ausgang, daß der seit längerer Zeit an einem Gehörübel Leidende als gehirnkrank die Jahre von 1873 an, mit wenig Unterbrechung, Heilanstalten zubringen mußte, zuerst in München, später in Kennenburg Stuttgart. Hier hat der Tod ihn im angetretenen 82. Lebensjahr . — Glänzend begabt für den Katheder, war H. mit seinen Vorträgen die verschiedenen philosophischen Disciplinen und besonders über einzelne ngebiete: Universitätsstudium, Engländer und Franzosen, Socialismus, der Gegenwart, Kunst und Kunstphilosophie nicht ohne Erfolg geblieben, sich aber eine geregelte Laufbahn als Universitätslehrer, wie im politischen dienst, wohin Radowitz ihn ziehen wollte, selber verbaut, durch sein Schreiben über vielerlei, die häufige Abwesenheit auf ausgedehnten , seine freimüthige publicistische Thätigkeit, in was allem sich ein fast Unabhängigkeitssinn kundgab. Hat er für einzelne seiner zahlreichen Schriften Anerkennung gefunden: „Ueber Spinoza und Leibniz", 1846; „Engländer und Franzosen", 1852, 2. A. 1859; „Kunst und Kunststyl" — gegen Kaulbach —, 1853; „Der Organismus der Wissenschaft und die Philosophie Geschichte", 1856; „Skizzen und Erzählungen aus Irland", 1858; einige eines Winteraufenthalts in Spanien, 1858 ff.; und zuletzt noch das bild J. K. Passavant's, 1867, so ist er über der späteren, bereits psycho- schen Verirrung in das sprach- und culturgeschichtliche Gebiet (Erbacker, ff.) noch bei Lebzeiten rasch vergessen worden.

Blätter der Erinnerung an A. H. Zusammenstellt von dem Unterzeichneten, Cannstatt 1894.

J. Hartmann.

Helfricht: Friedrich Ferdinand H., hervorragender Stempelschneider, am 8. September 1809 in Zella St. Bl. in Thüringen, † am 1892 in Gotha. H. war der Sohn eines kinderreichen Büchsenmachers ußte, sobald er groß genug war, in der Werkstatt des Vaters mit thätig Ein wohlhabender Oheim versprach zwar, den geweckten Knaben in

einer ordentlichen Lehre unterzubringen und für seinen Unterhalt zu sor
nahm aber dann sein Wort zurück. Da beobachtete der Knabe in dem
nachbarten Mehlis Graveure bei der Arbeit und fing nun heimlich an, d
Kunst zu erlernen. Ganze Nächte saß er bei der Arbeit, und sein unerm
licher Fleiß ward mit Erfolg gekrönt: er fand theilnehmende Anerkenn
und erhielt eine Anstellung an der Münze zu Gotha. Hier ward ihm
einiger Zeit der Auftrag, die Medaille auf den zurücktretenden Mini
v. Lindenau auszuarbeiten, und durch dieselbe ward Herzog Ernst I. von Cob
Gotha auf ihn aufmerksam. Er sandte ihn nach Berlin, um auf der Akade
sein Talent auszubilden. Schadow wurde dort sein Lehrer und wußte
sonders den Sinn für die Antike in ihm zu wecken und zu pflegen.
Gotha zurückgekehrt, war er als Hofgraveur wieder an der Münze thätig.
Am 16. Mai 1836 vermählte er sich mit einer Gothaerin, Magdalena K
und schuf sich durch dieses Ehebündniß ein glückliches Familienleben.

Stempel zu Geld für Meiningen und Coburg, zu Medaillen für
Großherzog von Weimar und den Herzog von Meiningen waren nun s
nächsten Arbeiten. Eins seiner bedeutendsten Werke war sodann die Meda
zur Vermählung des Prinzen Albert mit der Königin Viktoria. Im J. 18
schuf er eine treffliche Schillermedaille und zahlreiche Medaillen für Verei
Logen u. dergl. Zur Erinnerung an den Director des Gothaer Gymnasiu
Marquardt, arbeitete er eine vorzügliche Marquardtmedaille. Zwei sei
besten Werke sind die Medaillen zum fünfzigjährigen Regierungsjubiläum
Königin Viktoria und die goldene Hochzeitsmedaille für Herzog Ernst II.
Freude, in seinem Können im Alter nicht zu erlahmen, verschönte Helfric
Lebensabend. Reiche Anerkennung ward ihm für sein Wirken zutheil.
J. 1884 verlieh ihm sein Landesfürst die Medaille für Kunst und Wissensch
später sein Hauskreuz, und 1892 zeichnete er ihn durch das Prädicat P
fessor aus. — Ein ebenfalls mit reichem Talent ausgestatteter Sohn H
richt's ist seit Jahren als geschätzter Stempelschneider in London thätig.

Vgl. Der Sammler, XV, Nr. 18, S. 269, von R. Hodermann.

M. Berbig

Heller: Jakob H., geboren ca. 1460 in Frankfurt a. M., gehörte e
Familie des städtischen Patriciates an, die, aus dem Handwerkerstande her
gegangen, durch Handel zu Ansehen und Reichthum gekommen war; auch
war einer der bedeutendsten Frankfurter Großkaufleute seiner Zeit. D
Rathe der Stadt gehörte er von 1485 ab als Rathsherr an und wurde 1
Schöffe; er bekleidete 1490 das Amt des jüngeren, 1501 und 1513 das
älteren Bürgermeisters. Am Hofe des Königs, wie auf Reichstagen hat
mehrfach seine Vaterstadt erfolgreich vertreten, bis er 1519 seinen Schöffe
aufgab; in Janssen's Reichscorrespondenz der Stadt Frankfurt a. M. sind
seiner Berichte abgedruckt. Von seinem Reichthum hat H. den schön
Gebrauch gemacht; er hat bei Lebzeiten und testamentarisch eine Reihe
Stiftungen gemacht, die seiner Mildthätigkeit, seinem religiösen Sinn
seiner Kunstliebe das schönste Zeugniß ausstellen. 1509 stiftete er
Kreuzigungsgruppe auf dem Frankfurter Domkirchhofe; dieses Werk eines
unbekannten Meisters ist eine der hervorragendsten Arbeiten der damal
deutschen Bildhauerkunst. Eine weitere Stiftung desselben Jahres zeigt
in engster Verbindung mit dem größten deutschen Maler seiner Zei
Albrecht Dürer; als Handelsherr und als Besitzer des Nürnberger H
Frankfurt, in welchem zu Meßzeiten die Nürnberger Kaufleute verk
hatte H. vielfache Beziehungen zu Nürnberg und hatte bei seiner Anwe
dortselbst 1507 Dürer für eine Arbeit gewonnen: für das Altarwerk in

ter Dominicaner-Kirche, dessen Hauptbild die Himmelfahrt und Krönung darstellte. Ueber dieses Bild und seine Schicksale, sowie über die nteressanten Verhandlungen zwischen H. und Dürer, dem Kaufherrn Künstler vgl. Cornill's unten genannte Schrift. Heller's Testament genauen Aufzählung aller Legate und Stiftungen giebt ein treffliches n den in den Frankfurter Patricierkreisen herrschenden religiösen und Anschauungen; das Original befindet sich im Frankfurter Stadtarchiv, szug bei Cornill. H. starb am 28. Januar 1522 als letzter seines ntes.

Vgl. v. Fichard's handschriftliche Geschlechtergeschichte im Stadtarchiv rankfurt a. M. — Cornill, Jakob Heller und Albrecht Dürer, Neujahrs- des Vereins für Geschichte und Altertumskunde zu Frankfurt a. M. 1871.

R. Jung.

eller: Johannes H., als ältester Sohn des Pastors Heller zu Trave- am 3. April 1851 geboren, besuchte, nachdem er seinen ersten Unter- m Vaterhause erhalten hatte, das Gymnasium Katharineum zu Lübeck. ort wurde er Ostern 1871 mit dem Zeugniß der Reife entlassen und h an der Berliner Universität immatriculiren, ohne sich hier noch ernsten m hingeben zu können, da er zunächst seine militärische Dienstpflicht im rderegiment erfüllte. Nach einem Jahre ging er nach Göttingen, um hte zu studiren. Hier wurde Georg Waitz der Lehrer, dem er sich ganz ß, der seinen Studiengang bestimmte, der ihn in seiner meisterlichen in die Kritik der mittelalterlichen Geschichtsquellen und vornehmlich in Studium der deutschen Verfassungsgeschichte einführte. Im Frühjahr wurde er von der Göttinger philosophischen Facultät zum Doctor pro- mit seiner Dissertation „Deutschland und Frankreich in ihren politischen ungen am Ende des Interregnums bis zum Tode Rudolf's von Habs- (Göttingen 1874). Schon vorher hatte er infolge eines glücklichen lens in der Historischen Zeitschrift XXXI (1874), S. 13 ff. den Ur- der Spanischen Aera zu erklären versucht. Das Sommersemester 1874 er in Wien zu, um bei Theodor Sickel, dem Leiter des Instituts für eichische Geschichtsforschung, mit den historischen Hülfswissenschaften matik und Palaeographie) sich näher vertraut zu machen. Im Herbst trat er als Hülfsarbeiter bei dem Staatsarchiv zu Breslau ein, gab Stellung aber bald auf, da er, wie er mir sagte, dort zu wenig zu and. Nur vorübergehend nahm er Beschäftigung in der Redaction der schen Zeitung, für welche er die osteuropäischen Angelegenheiten be- e, an, denn schon wußte er, daß sich ihm binnen kurzem eine Stellung en würde, welche seinen Neigungen und Anlagen besser entsprach. Es damals über die Neubildung der Centraldirection der Monumenta Ger- historica verhandelt. Nachdem sie sich im April 1875 constituirt und itz zu ihrem Vorsitzenden gewählt hatte, berief dieser im Mai H. nach gen als Mitarbeiter der Abtheilung Scriptores der Monumenta Ger- historica. Er übernahm dort zunächst die Vorarbeiten für die Aus- er Gesta episcoporum Leodiensium des Aegidius von Orval. Als G. Waitz am 1. October 1875 als Vorsitzender der Centraldirection erlin übersiedelte, sandte er H. nach Nordfrankreich und Belgien, um he Collationen und Abschriften für die Ausgabe von Geschichtsquellen lich der deutsch-französischen Grenzgebiete, aber auch für manche andere en der Monumenta Germaniae (z. B. Jordanis Getica) zu besorgen. eitete unter meist sehr ungünstigen Verhältnissen während des Winters . 1875 bis März 1876) in Metz, Reims, Valenciennes, St.-Omer,

Boulogne, Brüssel, Lüttich u. s. w. und brachte reichen Ertrag nach Berl
Nach kurzem Aufenthalt hier ging er mit Waitz zugleich nach Italien, um
Mailand, Modena, Rom, Venedig ähnliche Arbeiten für andere Gebiete a
zuführen. Damals besuchte er auch Neapel und seine Umgebung. Nacht
er im Juli 1876 nach Berlin zurückgekehrt war, fiel ihm selbst zum größ
Theile die Verarbeitung des in Frankreich und Belgien gesammelten Ma
rials zu. Er vollendete mit gewaltiger Arbeitskraft schnell hintereinander
Ausgaben der Historia monasterii Viconiensis, von Lambert's von Ar
Historia comitum Ghisnensium, Wilhelm's Chronica Andrensis (in Mon. Ger
hist., Script. XXIV. 1879), des oben genannten Werkes von Aegid von Or
und anderer Lütticher und Metzer Quellen, der Genealogiae ducum Brabanti
des Chronicon Hanoniense q. d. Balduini Avennensis, die er durch einen Auf
im Neuen Archiv d. Ges. f. ältere Deutsche Geschichtskunde VI, 129 f. (188
vorbereitete, und von Johannis de Thilrode Chronicon (in Mon. Germ. hi
Script. XXV. 1880). Das Erscheinen dieses Bandes hat H. nicht mehr
lebt. Seine letzte Arbeit war die Ausgabe von Flodoard's Historia Remen
die er nicht mehr zu Ende führen konnte. Nach seinem Tode hat G. W
sie vollendet (Mon. Germ. hist., Script. XIII. 1881). Die Vorbereitung die
Ausgabe gab H. Anlaß, den ausführlichen Artikel „Hinkmar, Erzbischof
Reims" im XII. Bande dieses Werkes zu schreiben.

Im Sommer 1879 habilitirte sich H., nachdem ihn im Juni und J
dieses Jahres Arbeiten für die Monumenta nach Paris und Auxerre gefü
hatten, an der Berliner Universität als Privatdocent für Geschichte und
zwei Semester mit großem Erfolge. Schon in den beiden vorhergehen
Wintersemestern hatte er vor Damen Vorträge über italienische und fran
sische Geschichte im Victoria-Lyceum gehalten. Als er im Herbst 1880
einer Officiersübung nach Berlin zurückgekehrt war, erkrankte er nicht lange
nach am 25. October an schwerem Typhus. Die Krankheit schien nach
Wochen überwunden zu sein. Im frohen Gefühl der Genesung war er
von Erfolg und Glück verheißenden Zukunftsplänen, als ich ihn am 27.
vember im Elisabeth-Krankenhause besuchte. Am folgenden Tage, Sonnt
den 28. November, Nachmittags 3 Uhr machte ein Herzschlag seinem Le
ein Ende. Am 1. December wurde er auf dem Matthäikirchhof in Schö
berg bei Berlin zur Erde bestattet.

Als er noch nicht 30jährig dahingerafft wurde, erlosch ein Leben, das für
Förderung der Geschichtswissenschaft die größten Hoffnungen erweckt hatte.
war unter den jüngeren Historikern damals wol der begabteste und bedeutend
Eine glücklich veranlagte, sonnig-heitere Natur, die mit frischem Muth
Aufgaben, welche das Leben stellte, anzufassen und zu bewältigen wußte.
Frische, Lauterkeit und sonnige Klarheit seines Wesens erwarb ihm Freu
wo er erschien. Außer G. Waitz war er den älteren Historikern Wilh
Wattenbach, in dessen Hause er in den letzten Jahren wohnte, und K. W. Ni
besonders nahe getreten, innige Freundschaft verband ihn mit dem we
älteren Philosophen Friedrich Paulsen. In den geselligen Zusammenkünf
der Jüngeren, an denen regelmäßig am Freitag-Abend außer den Mitarbeit
der Monumenta Germaniae wie Paul Ewald — der wohnte neben H.
Wattenbach — und Karl Zeumer unter Anderen der Historiker Otto Se
der Sprachvergleicher und Keltist Heinrich Zimmer theilnahmen, strömte
über von sprühender Heiterkeit, frischem Humor, geistvollem Geplauder.
durch den Archäologen Ernst Curtius, seinen Landsmann, wurde er der F
Kronprinzessin empfohlen, auf deren Aufforderung er im Sommer 1878

damaligen Prinzen Wilhelm, jetzigen Kaiser, nach England begleitete. Er sollte auf dessen Weltanschauung Einfluß zu gewinnen suchen.

Die Jahresberichte der Monumenta Germaniae hist. im Neuen Archiv der Gesellschaft für ältere Deutsche Geschichtskunde I—VI (1876—1881), J. Heller, Reise nach Lothringen, Nordfrankreich und Belgien, ebenda II, 301 ff.; G. Waitz, Reise nach Italien im Frühjahr 1876, ebenda II, 325 ff.; Nachruf auf Johannes Heller ebenda VI, 457 f. — Friedrich Paulsen, Dr. Johannes Heller (1880 als Manuscript gedruckt). — Pastor Windel, Gedenk-Worte gesprochen am Sarge des Privatdocenten Dr. phil. Herrn Johannes Heller (1880 als Manuscript gedruckt).

O. Holder-Egger.

Heller: Stephen H., ein berühmter Pianist und Claviercomponist, geboren am 13. Mai 1813 zu Pest, † am 14. Januar 1888 zu Paris (Riemann schreibt am 13. Jan.). Die Eltern waren nicht unvermögend, gaben dem Sohne eine sorgfältige Erziehung und ließen ihn auch in der Musik unterrichten. In letzterer machte er aber so bedeutende Fortschritte, daß er mit seinem Pianofortelehrer F. Bräuer in einem Doppelconcerte von Dussek öffentlich auftrat und großes Lob erntete. Dies bestimmte den Vater ihn in der Musik ausbilden zu lassen; er sandte ihn nach Wien zu dem vortrefflichen Claviermeister Anton Halm. 1827 gab er in Wien sein erstes Concert und erntete großes Lob, kehrte darauf nach seiner Heimath zurück und trat mehrfach als Virtuose auf. 1830 unternahm er eine größere Concerttour, bis ihn in Augsburg eine gefährliche Krankheit überfiel, doch fand er in Familien eine so sorgsame Pflege, daß er genas und mehrere Jahre in Augsburg verweilte. Dort entstanden auch seine ersten Compositionen, ein Concert mit Orchester, nachdem ein opus 1 in Wien schon vor 1828 erschien (6 Walzer für Violine mit Pianofortebegleitung, Wien bei Diabelli & Co.) und ebenso 1834 eine Fantasie über Themen aus der Semiramide, opus 3 (Hamburg bei Böhme), sowie ebendort ohne Opuszahl ein Rondeau brillant für Pianoforte, doch sind dies Jugendarbeiten, die den späteren Meister kaum ahnen lassen. In die gleiche Kategorie gehören noch die Variationen opus 4, 5 und 6 (Pest bei Grimm und Leipzig bei Peters), erst die in Augsburg entstandenen opus 7, 8 und 9 (3 Impromptus, ein Rondo-Scherzo und eine Sonate für Pianoforte, Leipzig bei Kistner) zeigen H. in seiner Eigenart, die, wie Riemann sagt: abgesehen von einigen leichteren, instructiven oder Verlegern zu Gefallen geschriebenen Clavierstücken sind die übrigen, über hundert, ebensoviele Gedichte von echter, wahrer Poesie. Hinter Schumann steht H. an Leidenschaftlichkeit und Kühnheit der Combination zurück, dagegen erhebt er sich über Mendelssohn durch die Gewähltheit, Originalität und Charakteristik der Ideen; von Chopin unterscheidet ihn die größere harmonische Einfachheit und rhythmische Prägnanz; sein eigenstes ist echte gesunde Naturfrische, er schwärmt als wahrer Dichter in Waldesduft und Feldeinsamkeit. Erst im Jahre 1848 verließ er Augsburg und ließ sich als Mann von gereiften Anschauungen und respectablem Können in Paris bleibend nieder, sowol als Clavierlehrer wie als Componist wirkend. Mit seinen Compositionen fand er aber lange Zeit weder bei den Pariser Verlegern noch beim Publicum Anklang, so daß er dieselben auf eigene Kosten herausgab. Als Virtuose trat er nur in Privatcirkeln auf. Erst durch seine Etuden fand er Beachtung, die mit der Zeit sich auch auf seine anderen Compositionen erstreckte. Deutschland dagegen schätzte ihn, durch (S Schumann's Kritiken aufmerksam gemacht, schon früher und deutsche Verleger wie Schlesinger in Berlin, Schott in Mainz, Mechetti in Wien, Schuberth in Hamburg verlegten seine Claviersachen von opus 10 ab bis 151

(2 Etuden für Pianoforte im J. 1852), denen sich später noch andere Ve
leger, sowie französische anschlossen (siehe die Handbücher von Hofmeister; d
Verzeichniß in Pougin's Supplement zu Fétis ist weder vollständig n
sorgsam ausgeführt). Im J. 1885 erblindete H. und ein Comité in Pa
veranstaltete eine Sammlung, die ihn vor Nahrungssorgen schützte.

Biographie von Niggli in der Schweiz. Musikzeitung, Zürich 188
S. 140 ff. — H. Barbedette, Etudes sur les artistes contemporai
St. Heller, sa vie et ses œuvres. Paris 1876. (Bibliotheken Berl
und Dresden.) — Mendel-Reißmann's Lexikon.

Rob. Eitner.

Hellquist: Karl Gustav H., Historienmaler, geboren am 15. Decem
1851 in dem kleinen Dorfe Küngsör an der Südspitze des Mälarsees; †
19. November 1890 in München. Wie ehedem Winkelmann bahnte H. a
dem Handwerk des Vaters durch eigene Kraft und durch die fördernde Gu
der Verhältnisse sich wacker seine Wege. Freilich bethätigte sich der alte
neben der Schuhmacherei in den wenigen freien Stunden als Schnitzer, w
rend sein sechsjähriger Knabe seine Wahrnehmungen und Eindrücke in Kohl
zeichnungen ähnlich den Meisterwerken des „kleinen Moritz" in den „Fliegen
Blättern" — an Thüren und Wänden versinnlichte. Auch schnitt er alle
Figuren in Holz und bemalte dieselben. Nach dem frühen Tode des Vat
stand Hellquist's Mutter mit sieben Kindern allein in der Welt. Mit H
einer das verborgene Genie ahnenden Dame kam der junge H. um 1863
dem Decorationsmaler Ahlgrenson nach Stockholm, wo er nebenbei alles M
liche arbeitete und viele Entwürfe und Zeichnungen für illustrirte Zeitun
lieferte. Nach vier weiteren Jahren gelangte H. in die Antikenclasse
dortigen Akademie, deren Vorstand Graf Rosen den ungewöhnlich bega
Eleven auf das kräftigste förderte. Nun begann ein Componiren von Bild
„Ebbe Brahe", „Thors Kampf mit den Riesen", eine „Findung Moses",
„Auffindung der Leiche Gustav Adolfs" u. dgl. Im Winter 1874 auf 1
löste er die große akademische Preisaufgabe „Gustav Wasa tritt in die V
sammlung der gegen ihn verschworenen Bischöfe", wofür er nicht nur die gr
goldene Medaille, sondern bald darauf ein Staatsstipendium auf drei Ja
bekam. Nun durchwanderte H. die großartigen Schönheiten der vaterländisc
Gebirgs- und Seelandschaften und eilte nach Paris, wo eine neue Kunsttec
ihn völlig überwältigte. Auf der Rückfahrt zur Heimath besuchte er
Hansestädte und übersiedelte nach München, wo erst Wilhelm v. Diez
insbesondere W. Lindenschmit den größten Einfluß übten. Unzufrieden
den eigenen Leistungen (darunter ein wieder vernichtetes „Gretchen") fan
sich mit den Pleinairisten besser zurecht, wie die „Versöhnung des Bisch
Peter Sunnanväder und des Propstes Knut zu Stockholm (September 152
bewies, wobei der Maler mit der herkömmlichen geschlossenen Atelierbeleucht
brach, aber eine überaus kräftige Farbe beibehielt. Das virtuos gemalte B
überraschte 1879 ebenso durch die völlig neue, übrigens höchst unsympathi
Vorstellung, wie durch seine wirksamst ausgesprochene „Mache". Gleicha
wirkte die Darstellung des schwedischen Reichsregenten „Sten Sture", wel
in der Schlacht bei Bogesund tödtlich verwundet, auf der Fahrt über
Mälarsee nach der Hauptstadt am 3. Februar 1520 vom Tode ereilt w
zurückgesunken lehnt der Held im einspännigen Schlitten, dessen Lenker
furchtsvoll das Haupt entblößt. — Piloty's Einfluß zeigte sich in Hellqui
Genrebildern, darunter das Kniestück mit einer blumenpflückenden jungen Da
in Charakterköpfen, z. B. ein „Schiffer", ein alter „Schwede", auch in La
schaften „Aus Berchtesgaden", in einem hausirenden Italiener, welcher

Büsten eines Wirthsgartens die Gipsbüsten von „Bismarck oder Moltke“ zum Kaufe anbietet — eine dem Leben abgelauschte Scene (radirt von J. Holzapfel in Lützow's Zeitschrift XIX, 16, 1884). Bei seiner Vorliebe für historische Stoffe malte er eine „Ankunft Luthers auf der Wartburg“ (1882) und eine „Predigt des Reformators“ ebendaselbst (1883), die „Disputation zwischen dem Dominikus Peder Galle und Olaus Pedri“, einem Schüler Luther's zu Upsala (1524) vor Gustav Wasa, „Hussens Auszug zum Scheiterhaufen“, die „Einbalsamirung der Leiche Gustav Adolfs im Hafen von Wolgast“, wobei der Schwedenkönig unglaublicher Weise im offenen, mit schneeweißem Atlas ausgeschlagenen Sarge von seinen Getreuen getragen wird — eine ziemlich willkürliche, aber malerisch dankbare Licenz, wobei in der Farbengebung das Vorbild Munkacsy's fühlbar wurde, während die figurenreiche, mit unermüdlichen Kostümstudien ausgestattete „Brandschatzung der schwedischen Hansastadt Wisby durch den Dänenkönig Waldemar“ (1361) unter dem Eindruck von Pradilla's „Uebergabe von Granada“ entstand. Auch im Porträtfach erwies er sich thätig, insbesondere mit dem tiefempfundenen Freilicht-Bildniß seines Schwiegervaters, des vielseitigen Historienmalers und Professors Ludwig Thiersch (1883). Dann wechselten wieder Gebirgslandschaften und Winterbilder (ein unglückliches Mädchen in abendlicher Schneedämmerung vor einem Bildstöckchen, oder Kinder, die ihren Weihnachtsbaum aus dem Walde heimholen) mit heiteren Begegnissen, wie ein Austern naschender Klosterbruder oder ein „Bettelmönch und Modedame“ auf einer Gartenbank u. dgl. H. war im besten Schaffen. Jedes Jahr reifte ein neues Werk. Das sonst harthörige Publicum hatte seinen Namen erfaßt; für die populäre Verbreitung sorgten Photographie und Holzschnitt, insbesondere die „Illustr. Ztg.“ in Leipzig. Da nöthigte ein unglücklicher Sturz auf dem Eise im J. 1886 den Maler seine Thätigkeit vorläufig einzustellen. Als neues Zeichen erfreulicher Anerkennuug erfolgte von Schweden die Ertheilung des Wasa-Ordens und Hofmaler-Titels; Berlin übertrug ihm im Herbste desselben Jahres die Leitung eines Malcurses an der Akademie. Doch kurze Zeit darauf machten sich die unverkennbaren Anzeichen der erlittenen Gehirnerschütterung neuerdings geltend und zwangen den Unglücklichen das Lehramt aufzugeben. In der Einsamkeit von Berchtesgaden suchte er Heilung zu finden; hier lebte er bis zum 16. März 1889, dann brachte man ihn nach einer Heilanstalt, wo er in geistiger Umnachtung am 19. November 1890 diese Welt verließ. Der Münchener Kunstverein hatte inzwischen eine Collectivausstellung seiner Arbeiten veranstaltet, welche auch nach Wien und Berlin wanderte. Ueberall verlautete die Klage um den edlen, so tragisch geknickten edlen Geist. Unter seinen Schülern hat sich der Schweizer Gustav Jenny-Trimmis hervorgethan.

Vgl. Ferd. Krauß, Von der Ostsee bis zum Nordkap. Wien 1888, S. 881. — Pecht, Deutsche Kunst f. Alle, 1886, S. 263. — Münchener Kunstvereins-Bericht f. 1800, S. 73. — Morgenbl. 327 d. Allgem. Ztg., 26. Nov. 1890. — Nr. 183 d. Neuesten Nachr., 24. April 1890. — H. E. v. B(erlepsch) in Nr. 2476 d. Illustr. Ztg., 13. Dec. 1890 (m. Porträt). — Fr. v. Böttticher, 1895. I, 489 ff. — Singer, 1896. II, 154. — Rich. Muther, Gesch. d. Malerei im XIX. Jahrh., 1893. I, 442; III, 276.

Hyac. Holland.

Hellriegel: Dr. Hermann H., Professor und Dirigent der landwirthschaftlichen Versuchsstation zu Bernburg, † daselbst am 24. September 1895. Er war am 21. October 1831 zu Mausitz bei Pegau im Königreich Sachsen geboren, erhielt eine gediegene Schulbildung auf der Fürstenschule zu Grimma und ging demnächst zur Akademie in Tharandt, um sich dort

naturwissenschaftlichen Studien zu widmen. Da er sehr bald eine gewi
Vorliebe für Chemie empfand und sich mit besonderem Interesse auf de
Gebieten zu orientiren suchte, so konnte ihm schon 1852 durch den Profes
Adolf Stöckhardt, den Hauptvertreter der Agriculturchemie in Tharandt,
Function eines Assistenten übertragen werden. In dieser Stellung erhielt
nicht nur vortreffliche Schulung für die mannichfaltigen Aufgaben jener neu
Richtung der angewandten Chemie, sondern auch vielfache Anregung zu se
ständiger Thätigkeit auf dem bezüglichen Untersuchungsgebiete. Durch una
gesetzte Bemühungen hatte er bald solche Erfolge in seinen Leistungen a
zuweisen, daß er schon nach wenigen Jahren hinreichend qualificirt ersch
um 1856 als Vorstand an die neugegründete landwirthschaftliche Versuc
station zu Dahme in der Niederlausitz berufen werden zu können. Dort fa
er Veranlassung, sich vorzugsweise mit Aufgaben der Forschung auf dem G
biete der Pflanzenphysiologie zu befassen, um dabei weitere Aufklärungen üb
den Bedarf der verschiedenen Culturpflanzen an Nährstoffen zu erzielen.
diesem Behufe brachte er die Methode der Sandcultur in Anwendung u
lenkte damit in dieselbe Richtung, welcher sich auch andere Forscher jener Z
wie Knop, Nobbe und Emil Wolff bedienten. Es gelang ihm bald, sei
erfolgreichen Wirken Beachtung und Anerkennung in weiteren Kreisen zu
schaffen und damit auch dem von ihm geleiteten Institute einen wissensch
lichen Ruf zu erwerben.

Zum Zeichen ihrer Hochschätzung verlieh ihm 1860 die kgl. preuß. Sta
regierung den Charakter als Professor; einen weiteren Beweis des ehrenvo
Vertrauens brachte ihm außerdem das Ministerium von Anhalt-Bernburg
indem es ihn um dieselbe Zeit als Organ für die Pflege der landwirthsch
lichen Interessen des Herzogthums zu gewinnen suchte. Nach längeren Un
handlungen führte dies Anerbieten zu seiner Berufung nach Bernburg, wel
er jedoch erst 1873 Folge geben konnte. Zunächst als Beirath für die
gierung in Anspruch genommen und mit der Function eines landwirthsch
lichen Wanderlehrers betraut, war er genöthigt, einstweilen die Forscherthä
keit auszusetzen und sich im Bereiche der Landwirthschaft so lange mit
Lehrthätigkeit zu befassen, bis ihm schon nach wenigen Jahren die Auf
zufiel, eine Mitwirkung bei der projectirten Errichtung einer Landes-Versu
Station für das Herzogthum Bernburg zu übernehmen und sich auf
Leitung derselben vorzubereiten. Zwar verging noch eine Reihe von Ja
bis endlich im Herbst 1882 der Zeitpunkt zur Eröffnung der Anstalt
kommen war und ihm die Leitung derselben übertragen werden konnte,
damit sah er sich auch veranlaßt, sofort die Forscherthätigkeit wieder au
nehmen und zuvörderst geeignete Versuche zur Bekämpfung der Rübenmüdi
des Bodens anzustellen. Da er diese Aufgabe in der Richtung der Pflan
ernährung verfolgte, so wurde es ihm möglich, die schon früher an der Sta
in Dahme eingeleiteten Forschungen nun weiter zu verfolgen. So ka
dazu, Vegetationsversuche mit verschiedenen Pflanzen hinsichtlich des Bed
an Stickstoff anzustellen und die für diesen Nährstoff in Betracht komme
Quellen zu erproben. Dabei gelangte er zu der Entdeckung der bedeutu
vollen Thatsache, daß die Pflanzen aus der Familie der Papilionaceen,
besondere die Leguminosen, unter Mitwirkung gewisser Bakterien im Bo
welche in Symbiose mit diesen Pflanzen den indifferenten Stickstoff
Bodenluft in die gebundene Form überzuführen vermögen, geeignet sind,
auf diese Weise gebundenen Stickstoff aufzunehmen bezw. nutzbar zu ma
und somit der Bodencultur eine bis dahin für unzugänglich erachtete Qu
der Stickstoffzufuhr zu erschließen. Nach wiederholter Constatirung di

physiologischen Processes konnte H. auf der 1886 in Berlin abgehaltenen Naturforscherversammlung seine überaus wichtige Entdeckung kundgeben und damit auch das Werk seiner Forschung in jener Richtung gekrönt sehen. Nachdem er also die Frage hinsichtlich der Stickstoffquellen gewissermaßen zum Abschluß gebracht hatte, nahm er auch anderweitige Fragen gleicher Tendenz auf und erzielte mit Anwendung der Methode der Sandcultur weitere beachtenswerthe Erfolge.

Durch große Gewissenhaftigkeit und Uebung strenger Selbstkritik wahrte er sich die Sicherheit im Vorgehen bei seinen Forschungen und errang zugleich damit die Unanfechtbarkeit für deren Resultate. Seine erfolgreiche und verdienstvolle Wirksamkeit trug ihm aber auch viele Auszeichnungen ein, so wurde er zum Ehrenmitgliede der schwedischen Akademie der Wissenschaften, der Royal Society zu London, der Pariser Académie des sciences, der französischen Société nationale d'agriculture ernannt und war mit der großen goldenen Medaille der Liebig-Stiftung durch die Akademie der Wissenschaften in München verliehen worden. Solche Ehrungen trugen jedoch nur dazu bei, seine Arbeitskraft zu stärken und seinen Eifer in der Förderung wissenschaftlicher Aufgaben zu beleben, ohne der ihm eigenen Bescheidenheit und seiner cordialen Gesinnungsweise Abbruch zu thun. Ihm wurden daher sowol dankbare Verehrung aus der Mitte seiner Schüler, als auch neidlose Hochschätzung aus dem Kreise der Berufsgenossen dargebracht, und bei ihnen Allen konnte die Kunde von seinem frühzeitigen Tode nur das schmerzliche Gefühl über den Verlust eines gefeierten Mitarbeiters erwecken.

Vgl. Landw. Presse, Jahrg. 1895, Nr. 90: „Prof. Dr. Herm. Hellriegel" von Dr. Wilfarth.

C. Leisewitz.

Hellwald: Friedrich Jakob Heller von H., k. k. Feldmarschall-Lieutenant, geboren am 3. Februar 1798 in Stuttgart als Sohn unbemittelter Eltern, kam durch die Gnade des Königs Friedrich von Württemberg in die bergmännische Abtheilung des kgl. Cadetteninstitutes, wo er sich eifrig militärischen Studien widmete. Durch Vermittlung des württ. GL. Grafen Dillen erhielt H. am 28. Januar 1814 eine Lieutenantsstelle im Infanterieregimente Nr. 8, in welchem er die Feldzüge der Jahre 1814 und 1815 mitmachte, wobei er auch zuerst mit der österreichischen Armee in Berührung kam. In die Heimath zurückgekehrt, oblag H., den der Dienst allein nicht genügend zu beschäftigen vermochte, historischen Studien und trug sich, voll heißen Dranges, fremde Länder zu sehen, schon mit dem Gedanken unter die in Batavia stehenden holländischen Truppen zu treten, gab aber diese Absicht wieder auf, nahm 1816 seinen Abschied und reiste nach Oesterreich, in dessen Armee er als Officier einzutreten hoffte. Aber die große Zahl von Officieren, welche nach Herabsetzung des Heeres unterzubringen war, vereitelte diese Hoffnung und H. entschloß sich als Cadet in das Sappeurcorps zu treten, 31. October 1818. Für sein jahrelanges Warten in dieser untergeordneten Charge fand H. reichliche Entschädigung in seinen Studien, als er im J. 1821 nach Neapel kam. Er machte Ausflüge nach Paestum, Capri, Ischia, trat in Berührung mit den hervorragendsten Gelehrten des Landes, besuchte Puzzuoli, Cumae, Amalfi, Sorrent und Capua, wo er als gewandter Landschafter die interessantesten [illegible] und Alterthümer aufnahm und mit erläuterndem Text versah. Zum correspondirenden Mitglied der Akademie von Herculanum ernannt, benutzte der gelehrte Cadet die reichen Fundgruben von Pompeji und Herculanum, das Bourbonische Museum in Neapel zu wissenschaftlichen Arbeiten, von denen er einzelne in der „Wiener Zeitschrift für Kunst und Literatur" ver-

öffentlichte. Als im J. 1825 eine Verminderung der Occupationstruppen Neapel eintrat, kehrte auch H. mit seiner Compagnie nach Oesterreich zur und wurde als Lehrer für Arithmetik und Zeichnen, für Militär- und Civ baukunst, dann eine Zeitlang bei Vermessungen in Ungarn verwendet. A 30. März 1828 zum Unterlieutenant befördert und am 19. November de selben Jahres zum Geniecorps versetzt, erregte H. durch einige Aufsätze in d „Oesterreichischen militärischen Zeitschrift" die Aufmerksamkeit des Gener majors und Chefs des Generalquartiermeisterstabes Grafen Rothkirch, der i am 27. Mai 1831 als Oberlieutenant in den Generalstab übernahm. D durch kam H. auch in Berührung mit dem damaligen Obersten Heß, der de Generalquartiermeisterstab in Italien vorstand, arbeitete unter dessen A leitung an den neuen Manöverinstructionen der Infanterie und Cavalle und an der Feldinstruction, wurde am 15. Januar 1834 Hauptmann u kam im December des folgenden Jahres in das kriegsgeschichtliche Bureau Wien, wo er bald eine rege schriftstellerische Thätigkeit entwickelte. So ve faßte er eine Darstellung der Feldzüge von 1756 und 1757, bearbeitete The des spanischen Erbfolgekrieges und veröffentlichte zahlreiche Aufsätze krieg geschichtlichen und biographischen Inhalts. Nach einer Reise in seine Heimat wo er zahlreiche wissenschaftliche Verbindungen anknüpfte, betheiligte er sich der Verfassung der neuen Anleitung zum Felddienste, wohnte dann, 183 den Waffenübungen in Südrußland, 1840 jenen des 8. deutschen Bundescor am Neckar und Rhein bei, kam im Frühjahr 1841 als Chef des Generalstab des 2. Armeecorps nach Padua und wurde am 12. August 1842 Major. den Jahren 1843 bis 1845 wurde H. als Unterdirector bei der Lande beschreibung in Oesterreich unter der Enns, dann in Bozen verwendet u kam im Frühjahr 1845 in das statistische Bureau nach Wien, wo er neb seiner dienstlichen Arbeit auch noch Zeit fand, eine von ihm mit großer Sor falt angelegte Sammlung militärischer Correspondenzen des Prinzen Eug von Savoyen herauszugeben. Vom Beginn der Kämpfe in Italien 18 angefangen, redigirte H. die für die Oeffentlichkeit bestimmten Armeebulletin im Herbst jenes Jahres nahm er theil an der Bezwingung des Aufstandes Wien und wurde dann im Hauptquartier des Fürsten Windischgrätz ve wendet. Nach der Enthebung des Fürsten zum Chef des Generalstabes d im Marchfelde zu sammelnden Corps ernannt, später zuerst dem russisch General Paniutine, dann dem russischen General Berg zugetheilt, machte das Ende des ungarischen Feldzuges bis zur Waffenstreckung bei Világos m und kehrte dann nach Wien zurück, wo er infolge der erduldeten Strapaz schwer erkrankte. Nach Beendigung des Feldzuges hatte H. geglaubt u Verleihung des Ritterkreuzes vom Maria Theresienorden einschreiten zu solle doch entschied die Minderheit des Capitels gegen ihn und auch das Ritterkre des Leopoldordens, für welches ihn der russische General Berg in Vorschla gebracht hatte, erhielt er nicht. Ueberhaupt hat H., trotz seiner vielfache Verdienste in Krieg und Frieden, welche von russischer, preußischer, hessische badischer, württembergischer und niederländischer Seite durch Decorationen an erkannt wurden, keine einzige österreichische Auszeichnung erhalten. Ob die befremdende Thatsache auf die damals in höheren militärischen Kreisen vie fach vorherrschende Abneigung gegen schriftstellernde Officiere, oder vielmeh was auch glaublicher erscheint, auf den Einfluß Welden's zurückzuführen is der immer ein erbitterter Gegner Hellwald's war, muß unentschieden bleibe Nach seiner Genesung wurde H., am 20. April 1850, Generalmajor un Brigadier beim 3. Armeecorps in Prag und nach Verlegung seiner Brigad nach Kärnten Militärcommandant von Klagenfurt. Am 23. März 185

wurde H. in den Ruhestand versetzt mit dem Titel eines Feldmarschallieute- nants und bald darauf erfolgte seine Erhebung in den Adelstand mit dem Prädicat „von Hellwald“. Die Mußestunden benutzte H. zu zahlreichen wissen- schaftlichen Ausarbeitungen, unter denen namentlich die Biographie des FML. Frhrn. v. Bianchi, der „Feldzug des Jahres 1809 in Süddeutschland“, dann die „biographische Skizze des FM. Grafen Radetzky“ hervorzuheben sind; dem letztgenannten Werk ließ H. auch eine Reihe militärischer Denkschriften und Aufsätze Radetzky's folgen. H. starb am 16. Januar 1864 in Döbling bei Wien.

Acten des k. u. k. Kriegs-Archivs. — Wurzbach, Biogr. Lexikon VIII. 1862. — Weiland Friedrich Heller von Hellwald, k. k. Feldmarschall-Leut- nant. Als Mscr. gedruckt. Wien 1864. — Hirtenfeld, Oesterr. Militär- Kalender f. 1865. — Militär-Ztg. vom 20. u. 23. Jan. 1864. — Wiener Zeitung vom 22. Jan. 1864. — Kamerad vom 26. Jan. 1864.

Criste.

Hellwald: Friedrich Anton Heller von H., ungemein fruchtbarer geographischer, anthropologischer und culturhistorischer Schriftsteller, ist am 29. März 1842 zu Padua als Sohn des österreichischen Hauptmanns Fried- rich Heller geboren. Er erhielt eine sehr sorgfältige, streng religiöse Er- ziehung. Infolge des öfteren Ortswechsels eignete er sich neben der deutschen auch die italienische Sprache, sowie beträchtliche Kenntnisse in verschiedenen slavischen Idiomen an. Im Alter von 16 Jahren trat er 1858 in den öster- reichischen Militärdienst ein. Als Lieutenant wurde er von einem Ende des vielsprachigen Kaiserstaates zum anderen versetzt. Bald stand er in Wien, bald in den deutschen Alpenländern, bald in Böhmen, bald in Galizien oder an der türkischen Grenze. Da er in tägliche Berührung mit Menschen der verschiedensten Abstammung und Culturstufe kam, gewann er bald lebhaftes Interesse für ethnographische und culturgeschichtliche Studien. Weil ihm aber sein Dienst zu wenig freie Zeit ließ, um diesen wissenschaftlichen Neigungen ungestört nachgehen zu können, erbat er 1864 seinen Abschied und nahm eine bescheidene Civilstellung an, die ihm hinlängliche Muße gewährte. Als 1866 der Krieg gegen Preußen ausbrach, wurde er wieder zum Heeresdienst ein- berufen und nahm an dem Feldzug in Böhmen theil. Die schweren Strapazen, denen er sich hierbei mehrfach aussetzen mußte, schädigten seine ohnehin nicht sehr widerstandsfähige Gesundheit und legten wahrscheinlich den Grund zu jenem langwierigen Leiden, dem er in den besten Mannesjahren erlag. Kurz nach Beendigung des Krieges vollendete er seine erste selbständige Schrift: „Die amerikanische Völkerwanderung“ (Wien 1866). Er bespricht darin eins der schwierigsten, bisher ungelösten ethnologischen Probleme. Von der Voraus- setzung ausgehend, daß der Mensch auf der Erde überall gleichzeitig aufgetreten sei, sobald unser Planet dasjenige Stadium seiner Entwicklung erreicht hatte, das alle Vorbedingungen zur Existenz des Menschen in sich vereinigte, leugnet er die bis dahin von den meisten Forschern angenommene Einwanderung der rothen Rasse aus Asien und bezeichnet die Amerikaner als Autochthonen. Sie entstanden nach seiner Ansicht in der gemäßigten Zone nördlich vom 42. Breiten- grad und wanderten von dort aus, sich allmählich in die verschiedenen Stämme trennend, immer weiter südlich bis an die Südspitze des Continents. Die älteste Cultur dieser Rasse, die er die palencanische nennt, entwickelte sich auf dem mexicanischen Hochlande. Diese Hypothese trug er ziemlich anspruchsvoll unter Beibringung eines umfangreichen litterarischen Apparates vor, doch fand sie im allgemeinen wenig Beifall. Gegen Ende des Jahres 1866 ließ er sich in Wien nieder und trat in die Redaction von Streffleur's Oesterreichischer militärischer Zeitschrift ein. Später fand er im Bureau des Kriegsministeriums

eine Anstellung. Nachdem er 1867 in Paris als Frucht einer Reise nach Unteritalien eine kleine Studie über: „Paestum, étude historique et archéologique“ hatte erscheinen lassen, veröffentlichte er 1869 sein zweites größeres, gerade am Jahrestage der Katastrophe von Queretaro abgeschlossenes Werk „Maximilian I., Kaiser von Mexiko. Sein Leben, Wirken und Tod, nebst einem Abriß der Geschichte des Kaiserreichs“, eine umfangreiche zweibändige Arbeit, die von österreichischem Patriotismus durchweht ist. Er vertheidigt nicht nur den unglücklichen Kaiser, für den er warme Sympathie hegt, sondern auch seinen Schützer Napoleon, dessen schmählichen Rückzug er als eine politische Nothwendigkeit hinzustellen sucht. Dagegen greift er in der schärfsten Weise die mexikanischen Republikaner unter Juarez und die Regierung der Vereinigten Staaten an. Da er weder die handelnden Hauptpersonen, noch den Schauplatz der Ereignisse aus eigener Anschauung kannte, war er auf die theilweise trüben Quellen der Zeitungsberichte und Parteibroschüren angewiesen und mußte daher vielfach zu schiefen und unhaltbaren Urtheilen gelangen. Auch fehlt es infolge der Verschiedenartigkeit der Quellen und der ziemlich flüchtigen Arbeitsweise des Verfassers nicht an Lücken und Widersprüchen in der Darstellung. In den nächsten Jahren betheiligte er sich in regster Weise an dem wissenschaftlichen Leben Wiens, namentlich an den Arbeiten der dortigen geographischen Gesellschaft. Einen Vortrag über Sebastian Cabot, den er in dieser Gesellschaft hielt, veröffentlichte er im folgenden Jahre in der Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge, herausgegeben von Rudolf Virchow und Franz v. Holtzendorff. Zu gleicher Zeit ließ er, angeregt durch seinen Bruder Ferdinand, der ein gründlicher Kenner der niederländischen Litteratur war, eine nationalökonomische Abhandlung „Ueber Colonien und über die holländischen Niederlassungen in Ostindien insbesondere“ (Wien 1871), erscheinen.

Im Sommer 1871 wurde er von der J. G. Cotta'schen Verlagsbuchhandlung in Stuttgart aufgefordert, die Redaction der bis dahin von Oscar Peschel geleiteten Wochenschrift „Das Ausland“ zu übernehmen. Da er sich längst eine möglichst vielseitige litterarische Thätigkeit und die Anknüpfung persönlicher und brieflicher Beziehungen zu den bedeutendsten Vertretern seiner Lieblingsstudiengebiete gewünscht hatte, kam er dieser Einladung gern nach und verließ im Laufe des Jahres Wien, um nach Cannstatt bei Stuttgart überzusiedeln. Am 1. Januar 1872 begann er seine neue Thätigkeit. Während Peschel das unter seiner Leitung zu hohem Ansehen gelangte Blatt namentlich nach der geographischen Seite hin ausgebaut hatte, betonte H. vor allem die Anthropologie und die Culturgeschichte. Mit Feuereifer trat er namentlich für die Entwicklungslehre im Sinne Darwin's, für den „neuen Glauben“, wie ihn David Friedrich Strauß verkündigte und für die monistische Weltanschauung Häckel's ein. Diese neue, in zahlreichen Artikeln mit Begeisterung vorgetragene Tendenz führte der Zeitschrift viele Anhänger zu, entfremdete ihr aber auch nicht wenige alte Freunde. Die Jahre, die H. in Cannstatt zubrachte, waren in litterarischer Hinsicht die fruchtbarsten seines Lebens. Hier entstand jene lange Reihe großer populärwissenschaftlicher Werke, die seinen Namen bei allen Gebildeten weit über die Grenzen Deutschlands hinaus bekannt machten. Zuerst veröffentlichte er „Die Russen in Centralasien. Eine Studie über die neuere Geographie und Geschichte Centralasiens“ (Augsburg 1873). Diese Schrift beruht auf gründlicher und sorgfältiger Ausnutzung eines reichen Quellenmaterials. Sie stellt nicht nur die geographischen und ethnologischen, sondern auch die militärischen Verhältnisse jener weiten Gebiete klar und übersichtlich dar und ist daher noch heute von Werth. Eine englische

Uebersetzung (Russians in Central Asia, translated by T. Wirgman) erschien in London 1874, eine unveränderte deutsche Ausgabe in Augsburg 1878. Die erste größere Leistung Hellwald's auf dem Gebiete der Culturgeschichte war die gemeinsam mit H. Schaaffhausen unternommene Vollendung und Herausgabe des von W. Baer begonnenen Werkes „Der vorgeschichtliche Mensch. Ursprung und Entwicklung des Menschengeschlechts für Gebildete aller Stände" (Leipzig 1873—74), das die Theorie Darwin's von der Abstammung des Menschen in weiteren Kreisen zu verbreiten suchte. Da es allgemein verständlich und sehr anregend geschrieben und mit mehr als 500 meist wohlgelungenen Abbildungen ausgestattet war, fand es großen Beifall und erlebte 1879 eine zweite, völlig umgearbeitete, sowie 1894 noch eine dritte, wohlfeile Ausgabe. Weniger günstig wurde es von der wissenschaftlichen Fachpresse beurtheilt, welche nahezu einstimmig erklärte, daß es nicht wünschenswerth sei, das urtheilslose große Publicum in derartige noch wenig geklärte Gebiete einzuführen. Sie warf dem Verfasser nicht nur Mangel an Kritik vor, sondern wies auch nach, daß er die Gründe, welche für und wider die von ihm vertretenen Ansichten sprächen, nicht scharf und unparteiisch genug dargestellt und überdies die Aeußerungen verschiedener Fachgelehrten völlig mißverstanden hatte. Man behauptete sogar, daß die in weiten Kreisen verbreiteten irrigen und schiefen Meinungen über Darwin's Theorie nicht zum wenigsten durch seine Schuld entstanden wären. H. ließ sich indessen durch solche Kritiken nicht abschrecken, sondern trat bald darauf mit einem neuen, von demselben Geiste durchwehten Werke hervor, das seinen Namen in den weitesten Kreisen bekannt und geradezu populär gemacht hat, nämlich mit seiner berühmten und mehrfach als geradezu epochemachend bezeichneten „Culturgeschichte in ihrer natürlichen Entwicklung von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart", die er seinem Freunde und Gesinnungsgenossen Ernst Häckel widmete (Augsburg 1874, 2 Bände; zweite, wesentlich vermehrte Auflage, ebenda 1876; dritte, neubearbeitete Auflage, ebenda 1883; billige Volksausgabe, Stuttgart 1890; vierte, völlig umgearbeitete Auflage, herausgegeben von M. v. Brandt, L. Büchner, A. Conrady u. a., Leipzig 1896—98, 4 Bände). Sie war veranlaßt durch Friedrich Kolb's Culturgeschichte der Menschheit (Leipzig 1868—70), die H. im „Ausland" vom Standpunkte principieller Gegnerschaft aus besprochen hatte. Sein Verleger Lampart in Augsburg forderte ihn nämlich auf, nachdem er im „Ausland" gezeigt habe, wie eine Culturgeschichte nicht sein dürfe, eine solche zu schreiben, wie sie sein solle. Er kam dieser Anregung um so lieber nach, als er dadurch eine willkommene Gelegenheit fand, seine Darwinistischen Ueberzeugungen abermals in weiten Kreisen der Gebildeten zu verbreiten. Unter ausgiebiger, aber nicht immer einwandfreier Heranziehung einer reichen Litteratur versuchte er es, die Culturentwicklung der Menschheit im Lichte der monistischen Weltanschauung zu schildern und auf die der Naturentwicklung zu Grunde liegenden einfachen Gesetze zurückzuführen. Mit allen idealen und übernatürlichen Factoren, mit Teleologie und sittlicher Weltordnung räumt er kurzerhand auf, indem er alle diese Begriffe als Krücken für Liebhaber der Bequemlichkeit und Selbsttäuschung, für poetische Gefühlsschwärmer und phantastische Schönfärber erklärt. Die einzelnen Theile des Werkes sind von sehr ungleichem Werthe. Am besten sind die Abschnitte über die vorgeschichtliche Cultur und über die Naturvölker gelungen. Die Culturbedeutung des Griechenthums, des christlichen Mittelalters und der Renaissance ist dem Verfasser nicht hinlänglich klar geworden. Auch der großartigen Entwicklung des modernen Geisteslebens wird er nicht völlig gerecht. In methodischer Hinsicht ist das Werk von großem Interesse als Versuch, die mechanische Naturerklärung

auf die Geschichte der Menschheit zu übertragen, doch zeigt es deutlich, da
sich H. der Schwierigkeit dieses Problems nicht überall genügend bewußt wa
Auch hat er nicht immer die besten Quellen benutzt, sondern sich öfters m
nicht einwandfreien Broschüren und Zeitungsaufsätzen begnügt. Die drit
Ausgabe des Buches wurde ins Italienische übersetzt (Storia della civiltà n
suo naturale svolgimento fino al presente. Prima traduzione italian
eseguita col consenso dell' autore sulla terza edizione tedesca e corredat
di uno studio critico dall' avv. V. Wautrain Cavagnari. Genova 1887
Für diejenigen Leser, welche nicht das ganze Werk, sondern nur dessen wesen
liche Ergebnisse kennen lernen wollten, erschien ein kurzer Auszug: „Lichtstrahl
aus Friedrich von Hellwald's Culturgeschichte in ihrer natürlichen Entwicklun
(Augsburg 1880).

Während der Bearbeitung der Culturgeschichte hatte H. seine übrig
Forschungsgebiete nicht vernachlässigt. Besonders seine Studien über Centr
asien hatte er soweit gefördert, daß er mit einem zweiten, wiederum m
Karten und Abbildungen ausgestatteten populärwissenschaftlichen Werke üb
diese Gebiete hervortreten konnte: „Centralasien. Landschaften und Völker
Kaschgar, Turkestan, Kaschmir und Tibet. Mit besonderer Rücksicht a
Rußlands Bestrebungen und seinen Kulturberuf" (Leipzig 1875; 2. Aufla
ebenda 1880). Seit dem Erscheinen dieses Buches verging kaum ein Ja
das nicht ein neues umfangreiches Werk aus der Feder Hellwald's brach
Zunächst veröffentlichte er: „Hinterindische Länder und Völker. Reisen in d
Flußgebieten des Irawaddy und Mekong, in Birma, Anam, Kambods
und Siam" (Leipzig 1876, mit Abbildungen; 2., vermehrte Aufla
ebenda 1880). Ausgehend von den geographischen Verhältnissen und von d
Interessengegensatze zwischen England und Frankreich beschreibt er in a
ziehender Weise auf Grund neuerer Reisewerke die einzelnen Landschaften
hinterindischen Halbinsel und die Eigenthümlichkeiten ihrer Bewohner n
Körperbeschaffenheit, Charakter, Lebensweise und Bildungsstand. Noch in de
selben Jahre vollendete er eine warm empfundene Biographie eines von i
hochverehrten Meisters der Wissenschaft: „Oscar Peschel. Sein Leben u
Schaffen" (Augsburg 1876; 2. Ausgabe, ebenda 1881). Dieser Nach
für den verdienten, kurz vorher verstorbenen Forscher ist ein schönes Denkm
der Freundschaft, die beide Männer verknüpfte, doch hält er sich nicht frei v
Uebertreibungen und ist darum mit Vorsicht zu benutzen. Das folgende Ja
brachte vier theils abgeschlossene, theils erst später vollendete Werke Hellwal
auf den Markt. Drei davon waren veranlaßt durch den eben ausgebroche
Türkenkrieg. Zwei derselben sind nur Gelegenheitsschriften: „Die Türkei
Kampfe mit Rußland" (Augsburg 1877), und „Der Islam. Türken u
Slaven. Acht Capitel aus der Culturgeschichte in ihrer natürlichen E
wicklung" (ebenda 1877). Wichtiger ist die dritte, die beiden anderen
Umfang weit übertreffende Arbeit, die H. in Gemeinschaft mit L. Beck hera
gab: „Die heutige Türkei. Bilder und Schilderungen aus allen Theilen
osmanischen Reiches in Europa und Asien" (Leipzig 1877, 2 Bände
Karten und Abbildungen; 2. Auflage, ebenda 1878—79; neue Ausga
ebenda 1882). Sie wurde wegen ihrer interessanten ethnographischen u
culturhistorischen Schilderungen viel gelesen und auch ins Schwedische übers
(Turkiet i våra dagar. Bilder och skildringar från alla delar af det osman
riket. Öfv. af O. W. Ålund. Stockholm 1877—79). In demselben J
erschienen auch noch die ersten Lieferungen eines Buches, das trotz seines
immer einwandfreien Inhalts doch wegen seiner anziehenden und anrege
Form der Darstellung auch außerhalb Deutschlands in weiten Kreisen

n ein lebhafteres Interesse für Länder- und Völkerkunde erweckte:
de und ihre Völker. Ein geographisches Handbuch“ (2 Bände mit
und Abbildungen. 1. und 2. Aufl. Stuttgart 1877—78; 3., um-
te Aufl., ebenda 1883—84; 4. Aufl., bearbeitet von W. Ule, ebenda
7). Das Werk fand trotz der theilweise wenig günstigen Beurtheilung
: wissenschaftliche Kritik solchen Beifall, daß es in mehrere Sprachen
wurde, so ins Italienische (La terra e l'uomo. Geografia universale
. Torino 1877—79, 2 Bände. Die Uebersetzung ist von Gustavo
ello. Zwei einzelne Abschnitte daraus wurden später nochmals ab-
Asia secondo le notizie più recenti und Africa secondo le notizie
nti, beide Torino 1885), Niederländische (De Werelddeelen, bewerkt
. v. Hellwald's „Die Erde und ihre Völker“ door J. C. van den
laarlem 1878—82), Schwedische (Jorden och dess folk. Allmän geo-
fv. och bearb. af E. Hildebrand. Stockholm 1877—79; Ny fullständigt
ad upplaga af O. H. Dumrath. Stockholm 1897—98), Norwegische
og dens Beboere. Oversat med Forfatterens Samtykke af John
d og Hans H. Reusch. Kristiania 1877—83), Finnische (Maan kansat
kunnat. Saksalaisesta teoksesta suom N. Hauvonen. Helsingissä
Von dieser Uebersetzung erschien nur ein Band, der Europa behandelt),
: (Semlja i jeja narody. Perewod ss njemezkago. St. Petersburg
Polnische (Ziemia i jéj mieszkàncy, przeklad z niem. L. Kaczyńskiéj.
wa 1877—78) und Czechische (Země a obyvatelé jeji. Ilustrovaná
ná, dějepisná a narodopisná kniha domáci. Vzdělali J. V. Prášek
mrhanzl. Praze 1879—81; 2. Auflage ebenda, 1881—85).
ld nach diesem großen buchhändlerischen Erfolg erschienen zwei nicht sehr
de Arbeiten Hellwald's: „Die Umgestaltung des Orients als Cultur-
Augsburg 1878), eine Beleuchtung der Verhandlungen des Berliner
es, und „Hölder's geographische Jugend- und Volksbibliothek“ (Wien
Hefte mit Karten und Abbildungen, herausgegeben unter Mitwirkung
edrich Umlauft). Beide Schriften wurden wenig beachtet, umsomehr
s nächste größere Werk „Im ewigen Eis. Geschichte der Nordpol-
von den ältesten Zeiten bis auf die Gegenwart“ (Stuttgart 1879—81,
: mit Abbildungen), dem zwar der Vorwurf unwissenschaftlicher Quellen-
g und flüchtiger Compilation nicht erspart blieb, das aber die mit
off untrennbar verbundene Einförmigkeit durch lebhafte Darstellung
überwand und bei dem allgemeinen Interesse, das namentlich in
opa die Unternehmungen der Polarforscher begleitete, auch ins Schwedische
norden. Nordpolsforskningarna från äldsta till närvarande tider.
rs. af C. R. Sundström. Stockholm 1879—81), Norwegische (I den
. Skildring af Nordpolsreiserne fra de aeldste Tider indtil vore
Autoriseret Oversaettelse for Norge og Danmark ved B. Kaalaas.
ia 1882) und Französische übersetzt wurde (Au pôle nord. Voyages
des glaces. Trad. de Ch. Baye. Paris 1880—81).
tz nach dem Abschluß dieses Werkes trat in Hellwald's äußeren Lebens-
en insofern eine wichtige Veränderung ein, als er mit Ende 1881
njähriger Thätigkeit die Redaction des „Ausland“ niederlegte und an
h Ratzel übergab. Die Gründe seines Rücktritts waren verschiedener
Entscheidend dürfte für ihn gewesen sein, daß gegen das Blatt wegen
Stellung zu Darwin's Entwicklungslehre und zur monistischen Welt-
ung der Vorwurf einseitiger Interessenvertretung erhoben wurde und
lich in den letzten Jahren der Kreis der Freunde kleiner, die Zahl der

Gegner aber immer größer und einflußreicher geworden war. Durch
Verlust dieser Stellung gerieth H. in ziemlich unsichere Verhältnisse. Da
kein beträchtliches Vermögen besaß, sah er sich hauptsächlich auf den Ert
seiner Feder angewiesen. Um ein standesgemäßes Leben führen zu könn
mußte er viel und schnell produciren, und diese fieberhafte, nicht selten du
ein allmählich sich entwickelndes zehrendes Rückenmarksleiden unterbrochne
dann mit verdoppeltem Fleiße wieder aufgenommene Thätigkeit kam der G
seiner litterarischen Erzeugnisse nicht zu statten. Zunächst blieb er in Cann
wohnen, siedelte dann aber nach Stuttgart über und vollendete hier auf
händlerische Bestellung in rascher Folge fünf umfangreiche Werke, zu de
er das Material zum großen Theil bereits früher zusammengetragen ha
Zwei davon waren anthropologischen und culturgeschichtlichen Inhalts: „Nat
geschichte des Menschen“ (Stuttgart 1882—84, 2 Bände mit zahlreichen
trefflichen Abbildungen von Franz Keller-Leuzinger, auch ins Holländi
übersetzt als Natuurlijke geschiedenis van den mensch. Vrij vertaald d
Paul Haring. Haarlem 1882—85; 2. Ausgabe ebenda 1890), und „
menschliche Familie nach ihrer Entstehung und natürlichen Entwicklung“ (Lei
1887—89 als Band 10 und 11 der 2. Folge der von Ernst Häckel hera
gegebenen Darwinistischen Schriften). Die drei übrigen gehören dem geogra
schen Gebiete an: „Amerika in Wort und Bild. Eine Schilderung der V
einigten Staaten“ (Leipzig 1883—85, 2 Bände; 2. Aufl., ebenda 1892—9
„Frankreich in Wort und Bild. Seine Geschichte, Geographie, Verwaltu
Handel, Industrie und Production“ (Leipzig 1884—87, 2 Bände; ein Aus
ohne Bilder erschien unter dem Titel: „Frankreich, das Land und seine Leu
ebenda 1887), und „Die weite Welt. Reisen und Forschungen in allen Thei
der Erde. Ein geographisches Jahrbuch“ (1.—3. Jahrgang, Stuttgart 1885—8
1887 war sein Leiden soweit vorgeschritten, daß er sich veranlaßt sah, ei
Curort aufzusuchen. Er siedelte deshalb nach Bad Tölz in Oberbaiern üb
Hier lebte er, da er unverheirathet war, mit seiner alten Mutter zusamm
Leider vermochten die angewendeten Curmittel sein unheilbares Uebel nicht
bessern. Um sich von den quälenden körperlichen Schmerzen zu retten,
seine Arbeitsfähigkeit und damit seine Existenz in Frage stellten, griff er
Morphiumspritze. In Tölz entstanden noch folgende größere Arbeiten: „H
und Hof in ihrer Entwicklung mit Bezug auf die Wohnstätten der Völk
(Leipzig 1888), „Paris und seine Umgebung“ (ebenda 1889), die Frucht ei
Reise nach Frankreich, „Die Welt der Slawen“ (Berlin 1890), eins sei
besten Werke, in dem er, gestützt auf umfassende Belesenheit, auf geographisch
und geschichtlichem Hintergrunde ein inhalt- und farbenreiches Bild des sl
schen Volksthums entwarf, „Die Magiker Indiens“ (Leipzig 1890, Ban
der Schriften der Gesellschaft für Experimentalpsychologie zu Berlin),
Ausgabe der gesammelten Werke Alexander von Humboldts in 12 Bän
(Stuttgart 1889—90), endlich das letzte zu seinen Lebzeiten erschienene W
„Ethnographische Rösselsprünge. Kultur- und volksgeschichtliche Bilder
Skizzen“ (Leipzig 1891), eine Sammlung kleiner Aufsätze vermischten Inha
Am 1. November 1892 starb er zu Tölz an der Rückenmarksschwindsu
Unter seinen nachgelassenen Papieren fand man noch eine Reihe theilw
vollendeter Arbeiten. Diese Manuscripte gingen nebst seiner reichen und
vollen Bibliothek, die gegen 16 000 Bände umfaßte, in den Bes
Antiquariatsfirma Heinrich Kerler in Ulm über. Einige kamen nach
Tode im Druck heraus, doch fanden sie nur mäßigen Beifall. Zu ern
sind: „Rom in Vergangenheit und Gegenwart“ (Ulm 1894), ein
durch die Sehenswürdigkeiten der ewigen Stadt, „Werden und Vergehe

ohismus (Ulm 1894), „Aus der Urzeit“ (Leipzig 1897), eine Umarbeitung
Abschnittes der Culturgeschichte, sowie „Zauberei und Magie“ (Ulm 1901),
Frucht occultistischer Studien, denen sich H. in seinen letzten Lebens=
n mit Vorliebe hingegeben hatte. Wenig bedeutsam und kaum des Abdrucks
ig ist auch sein Briefwechsel mit Ernst Häckel (Ulm 1901).
Außer seinen größeren Werken hat H. noch eine unübersehbare Menge
mehr oder weniger umfangreichen Abhandlungen vorwiegend geographischen,
opologischen, völkerkundlichen, culturgeschichtlichen, naturwissenschaftlichen,
ischen und militärischen Inhalts für eine große Zahl von Zeitschriften
ist. Namentlich für das „Ausland“ hat er während der 10 Jahre seiner
tionellen Thätigkeit fast jede Woche mehrere kleine Beiträge geliefert.
dieser oft ganz flüchtig niedergeschriebenen und darum theilweise ziemlich
erwerthigen Aufsätze sind nicht mit seinem Namen unterzeichnet und des=
nicht mehr zu ermitteln. Da ein Versuch, sie zusammenzustellen, bisher
vorliegt, möge hier wenigstens ein Verzeichniß der wichtigeren folgen:
and 1863: Virgils Grab; 1864: Das Schloß von Monselice; 1865:
Lagunen von Venedig; 1866: Die Altertümer am Tifata bei Capua;
: Geographische Parallelen; Die Insel Geby in den Molukken; 1870:
es über holländische Volkssitten; 1871: Ueber Gynaikokratie im alten
ika; Zur Geschichte des alten Yucatan; Beiträge zur peruanischen Ethno=
Spitzbergen nach den neuesten Forschungen; 1872: Der Kampf ums
n im Menschen= und Völkerleben; Nisida; Neue Forschungen in Central=
Zustand der australischen Landwirtschaft; Die Ethnologie der Balkan=
; Eine Culturgeschichte wie sie nicht sein soll; 1873: Neue cultur=
tliche Forschungen; 1874: Puzzuoli; 1875: Die Fahrten der Phönizier;
olarforschung der Gegenwart; Oscar Peschel; Der internationale Congreß
eographische Wissenschaften in Paris; 1876: Die Vorgänge auf der
nhalbinsel; Nordenskjölds Fahrt auf dem Jenissei; 1877: Ein offenes
über Nordpolarfahrten; Der Balkan, nach Kanitz; 1878: Von unserer
ßgrenze; Rohlfs' Project zur Erforschung der östlichen Sahara; 1879:
und die Anfänge der Polarforschung; 1880: Die ältere Entschleierung
afrikas; Amerikanische Forschungsreisende; 1881: Transatlantisches;
Zur Entwicklungsgeschichte der Liebe; Ursprung und Entwicklung des
ckes. — Globus 1863, III: Die Solfatara bei Puzzuoli; 1863, IV:
Pausilipp bei Neapel; 1890, LVII: Zwischen den Belten. — Oester=
he Wochenschrift für Wissenschaft, Kunst und öffentliches Leben, 1863, I:
Drama des Vesuvs; 1864, II: Die niederländischen Colonieen in Ungarn
iebenbürgen. — Zeitschrift für allgemeine Erdkunde, 1864, XVI: Cumä.
iener Abendpost 1864: Eine antiquarische Reise durch Centralamerika;
Die Handelswege nach Jünnan; 1876: Zur Ethnologie Deutschlands;
Die Kenntnis der Alten und der Portugiesen von Centralafrika. —
atur 1865: Studien über Mexiko; 1871: Algerien, eine geographisch=
lische Skizze. — Jahrbuch des österreichischen Alpenvereins 1867: Die
ten der Alpen; 1869: Die Elementarereignisse in den Alpen im Herbst
— Internationale Revue 1867: Die Culturdenkmale Centralamerikas. —
lles annales des voyages 1867: Des origines de la civilisation péru-
. — Mitteilungen der k. k. geographischen Gesellschaft in Wien 1868, XI:
nien nach den vorhandenen Quellen dargestellt; 1869, XII: Die neue
dung Amsterdams mit der Nordsee; 1870, XIII: Die Zuydersee;
XIV: Ueber Colonien und über die holländischen Niederlassungen in
ien insbesondere; 1875, XVIII: Die Verhandlungen des internationalen
resses für geographische Wissenschaften in Paris. — Deutsche Rundschau

1874, I: Die Polarforschung der Gegenwart; 1875, V: Neue Schriften üb
die Türkei; 1876, VI: Eines Spaniers Studien über die geistige Bewegun
in Deutschland; 1876, VIII: Neue Schriften zur Kunde von Afrika; D
Stand der jüngsten Ausgrabungen in Rom; Nordamerikanische Zustände. –
Jahresbericht der geographischen Gesellschaft in München 1875, IV—V: Di
Ethnologie der Balkanländer; Die Erforschung des Tian-Schan. — Oester
reichische Monatsschrift für den Orient 1875: Ein neuer Handelsweg na
dem südlichen China; 1876: Ein Blick auf Kaschmir; 1877: Die Expeditio
Jean Dupuis und die Erschließung Tonkins; 1878: Ein Blick auf Os
Turkestan; Archäologisches aus China und Japan; 1879: Eine Fahrt auf de
Blauen Fluß; 1880: Die Ruinenplätze Kambodschas; 1881: Das Volk d
Giljaken in Ostsibirien; Von den Salomons-Inseln; 1882: Zur Erinneru
an die Novara-Expedition; 1883: Zur Tonkin-Frage; 1885: Aus dem T
des Zerafschân; 1887: Korea; 1888: China und seine Fortschritte; 18
Vom Aberglauben der Türken; Die Altertümer der Khmer in Kambodscha.
Grenzboten 1875: Die geographische Erforschung Afrikas. — Unsere
1875: Das Kaisertum Brasilien und seine jüngste Entwicklung; 1878:
Afrikaforschung der Gegenwart; 1882: Nordafrika und seine Bedeutung
der Gegenwart; 1883: Die Polarforschung der Gegenwart; 1884: An
und Tonkin; 1885: Südafrika und die südafrikanischen Wirren; 18
Aegypten und der Sudan; 1887: Die deutsche Colonie Kamerun; Ostaf
und die Deutschen. — Die Gegenwart 1876: Die Fortschritte der ant
pologischen Wissenschaft; 1878: Indien und Afghanistan; 1879: Engla
südafrikanische Verlegenheit; 1882: Die Regentschaft Tunis; Die Forschun
im Kongo-Gebiet; 1884: Die internationalen Polarstationen; 1885: Deut
land in Ostafrika; 1887: Die Italiener am Roten Meer. — Kos
1877, I: Bedeutung und Aufgabe der Völkerkunde. — Blätter für literar
Unterhaltung 1878: Eine Reise in Centralasien. — Westermanns Mon
hefte 1879: Das südafrikanische Problem; 1882: Im Winter über
chilenischen Anden. — Deutsche Rundschau für Geographie und Stat
1879, I: Die Insel Cypern; Ein Blick auf Scandinavien; 1880, II: Nie
Cochinchina; 1881, III: Das Atrek-Thal und der Feldzug der Russen ge
die Teke-Turkmenen; 1896, XIX: Streifzüge auf der Insel Sardinien.
Vom Fels zum Meer, 1884: Leben und Treiben in Mexiko; 1886—
Das Berliner Museum für Völkerkunde; 1887—88: Die Bewohner Sibiriens.
Tägliche Rundschau, 1888: Aus dem Isarwinkel. — Revue de géograp
1888: Le Pamir d'après les plus récentes explorations. — Außerdem schrieb
zahlreiche Artikel für Meyer's Conversationslexikon und Gustav Jäger's Ha
wörterbuch der Zoologie und Anthropologie (Breslau 1879), sowie für
schiedene angesehene Tagesblätter, namentlich für die Allgemeine Zeitu
Wiederholt unternahm er auch Vortragsreisen und betheiligte sich an wiss
schaftlichen Versammlungen, namentlich an den drei ersten Amerikanist
congressen, bis ihn der Fortschritt seiner Krankheit daran hinderte.

H. war ein sehr vielseitig begabter, ideenreicher Mann von bedeuten
Arbeitskraft und mit einem vortrefflichen Gedächtniß ausgerüstet. Seine L
zu den Studien veranlaßte ihn, dem Officierstande zu entsagen und sich
freien Litteraturberufe zuzuwenden. Begünstigt durch eine umfassende Spr
kenntniß, verschaffte er sich mit lebhaftem Interesse und unermüdlichem Fl
allmählich einen guten Ueberblick über weite Gebiete des Wissens. Der stren
fachwissenschaftlichen Kleinarbeit war er abhold. Deshalb erwecken seine We
nur selten den Eindruck sorgfältiger und gründlicher Forschung. Häufig l
er seiner Phantasie in unkritischer Weise freien Lauf. Da er sich der Gren

iner Begabung wol bewußt war, wendete er sich mit seinen Arbeiten nicht n die Fachgelehrten. Vielmehr ging sein Bestreben dahin, die weitesten Kreise er Gebildeten für die Thatsachen und Probleme der Geographie, Völkerkunde, Anthropologie und Culturgeschichte zu interessiren. Vor allem wollte er ein Bahnbrecher der Entwicklungslehre und der monistischen Weltanschauung sein. Deshalb bekämpfte er eifrig die kirchlichen Autoritäten und wirkte unermüdlich für die Ausbreitung der Lehren Darwin's, Häckel's und David Friedrich Strauß'. Auch fühlte er sich nicht als Deutscher, sondern als Weltbürger. Da er mit seinen Ansichten sehr häufig an die Oeffentlichkeit trat, fehlte es ihm nicht an Gegnern, deren Angriffe ihm das Leben oft verbitterten und namentlich in den letzten Jahren sein durch unheilbare Krankheit und pecuniäre Sorgen ohnehin bedrücktes Gemüth verdüsterten.

Kurze Nekrologe von W. Wolkenhauer in der Deutschen Rundschau für Geographie und Statistik 7, 424 und im Geographischen Jahrbuch 16, 481, von M. Höfler im Ausland 1892, S. 753, von R. Andree im Globus 72, 349 (mit Bild) und von C. Sterne im Magazin für Litteratur des Auslandes 1892, Nr. 51. Viktor Hantzsch.

Helmerding: Karl H., Schauspieler, wurde am 29. October 1822 in Berlin als Sohn eines nicht unvermögenden Schlossers geboren. Nach dem Wunsche seines Vaters sollte H. gleichfalls Schlosser werden, doch zeigte er wenig Neigung für diesen bürgerlichen Beruf, da ihn das Theater schon in jungen Jahren mächtig anzog. Sobald er konnte, begab er sich auf die Wanderschaft und debütirte am 1. September 1847 in einer kleinen Rolle im „Verwunschenen Schlosse“ bei einer Wandertruppe, die damals in Potschappel bei Dresden spielte. Nachdem er an mehreren unbedeutenden Bühnen, z. B. auch in Meißen aufgetreten war, kam er im Sommer 1848 an das Theater in dem Dorfe Schöneberg bei Berlin, an dem der zu jener Zeit noch wenig bekannte Possendichter Kalisch die ersten Erzeugnisse seiner komischen Muse mit viel Erfolg vor einem buntgemischten Publicum aufführen ließ. In der folgenden Zeit spielte er in Schlesien, in Sondershausen und in Erfurt. Im J. 1852 kam er an das Königstädtische Theater in Berlin, an dem er anfangs nur in Episodenrollen beschäftigt wurde. Erst als er aushülfsweise in Kalisch's Posse „Münchhausen“ den Hausknecht spielte, erkannte der Director Cerf und das Publicum die komische Begabung des bisher wenig beachteten Künstlers. Im J. 1854 finden wir H. am Stollwerck'schen Vaudeville-Theater in Köln, von wo er im J. 1855 an das Kroll'sche Etablissement nach Berlin zurückkehrte. Er schloß sich sodann dem Director Franz Wallner an, folgte ihm für kurze Zeit nach Posen und kam mit ihm wieder nach Berlin, um unter seiner Leitung zunächst noch am Königstädtischen und später am Wallner-Theater die größten Triumphe zu feiern und sich zu dem beliebtesten Berliner Lokalkomiker zu entwickeln. Seine Popularität begründete er mit der Titelrolle im „Aktienbudiker“ von David Kalisch, einer Posse, die zum ersten Male am 9. Juli 1856 gegeben wurde. Mehr als zwei Decennien hindurch blieb er die festeste Stütze des Wallner-Theaters und war so klug, sich von dem Theater zurückzuziehen, als er noch in der vollen Kraft seines Schaffens stand. Er feierte noch sein 25 jähriges Künstlerjubiläum und trat dann in das Privatleben zurück, aus dem ihn am 20. Decbr. 1899 der Tod abrief. H. war nicht nur ein ausgezeichneter Komiker, der über jede humoristische Nüance verfügte und dabei namentlich durch sein unerreichtes Mienenspiel unterstützt wurde, er hat versuchte sich auch selbst als Possendichter und Bühnenschriftsteller, doch hat sich keines seiner Werke auf der Bühne erhalten, weshalb es nicht lohnt, deren Titel anzuführen.

Die Gartenlaube. Leipzig 1868. S. 644—647. — Illustrirte Zeit
Leipzig 1878. 71. Bd., S. 195. — J. Lewinsky, Vor den Couli
Berlin 1881. S. 117—121. — Neuer Theater-Almanach. Berlin 1
12. Jahrg., S. 139. — Agnes Wallner, Lebenserinnerungen. Bearb
von Hans Blum. Berlin 1900. (Register.) — L. Eisenberg's Gro
Biographisches Lexikon der Deutschen Bühne im 19. Jahrhundert. Lei
1903. S. 412, 413. H. A. Lier

Helwing: Heinrich Christian Karl Ernst H., Historiker, stammte
einer alten Juristenfamilie des Fürstenthums Lippe und wurde am 4. Octo
1803 zu Lemgo geboren. Er besuchte das Gymnasium seiner Vaterst
studirte dann auf der Berliner Universität Philologie, Geschichte und Erdku
namentlich unter Friedrich v. Raumer und Karl Ritter und promovirte
selbst am 3. September 1825 mit einer Dissertation „De Pii II. Pontifi
Maximi rebus gestis et moribus“ (Lemgoviae 1825). Nachdem er sich
1825—29 an verschiedenen Orten Westfalens als Privatgelehrter mit hi
rischen Studien beschäftigt hatte, habilitirte er sich mit einer „Geschichte
Achäischen Bundes“ (Lemgo 1829) am 25. November 1829 in der phi
sophischen Facultät der Berliner Universität für das Fach der Geschichte u
der Staatswissenschaften. Sein Hauptgebiet war die brandenburg-preuß
Geschichte. Nachdem er die 1. Abtheilung seiner großangelegten, dem Mini
v. Stein gewidmeten „Geschichte des preußischen Staates“, umfassend die E
wicklung der Mark Brandenburg von der Begründung bis zum Ausster
der Ballenstädter Dynastie, veröffentlicht hatte (Lemgo 1833), wurde er du
Ministerialrescript vom 19. Februar 1834 zum außerordentlichen Professor
derselben Universität ernannt. Als solcher hielt er Vorlesungen über preuß
Geschichte und politische Wissenschaften. Im folgenden Jahre gab er
2. Abtheilung seiner Geschichte Preußens bis zum Regierungsantritt des K
fürsten Georg Wilhelm heraus. Die 3. Abtheilung, bis zum Tode Kö
Friedrich Wilhelm's I. reichend, erschien erst 1846. Der Rest blieb
gedruckt. Das umfangreiche Werk ist von Begeisterung für die Hohenzo
und den Protestantismus durchweht. In politischer Hinsicht vertritt es
servative Grundsätze. Durch ungünstige Besprechungen, die in der Jenai
und Halleschen Literaturzeitung, sowie in den Jahrbüchern für wissenschaft
Kritik erschienen, wurde H. in langwierige literarische Fehden verwickelt.
als Erläuterungswerk geplanter historischer Atlas der preußischen Monar
den er gemeinsam mit dem Director des Topographischen Bureaus im Gr
Generalstabe, dem Major Karl v. Rau zu bearbeiten gedachte, kam nicht
Vollendung, da Rau vor dem Abschluß des Unternehmens plötzlich starb. D
H. keinen anderen geeigneten Mitarbeiter fand, ließ er den ganzen Plan fa
und wandte sich verschiedenen damals auf der Tagesordnung stehenden Fra
des öffentlichen Rechtes zu. Als Früchte seiner Studien auf diesen Geb
erschienen folgende, durchgängig von altpreußischem Geiste durchwehte k
Schriften: „Die Erbansprüche des Kgl. Preußischen Hauses an die Her
thümer Schleswig-Holstein“ (Lemgo und Detmold 1846), „Ueber Frie
Wilhelms, des Großen Kurfürsten von Brandenburg, religiöse Ansichten
kirchliche Politik“ (Lemgo 1847), „Das preußische Wahlgesetz vom 8. A
1848, die Wahlverordnung vom 11. April und die Vertheilung der Abge
neten zur Preußischen Verfassungsversammlung und zur Deutschen Natio
versammlung über die kleineren und größeren Verwaltungsbezirke des Staa
(Berlin 1848) und „Handbüchlein für preußische Urwähler und Wahlmän
(Berlin 1849). Am 7. November 1849 wurde er durch Cabinetsordre

ordentlichen Professor ernannt. Als solcher wirkte er ununterbrochen bis zu seinem Tode am 25. April 1875.

Seine Thätigkeit beschränkte sich im wesentlichen auf seine Vorlesungen. Im öffentlichen Leben hat er keine bedeutende Rolle gespielt. Auch auf wissenschaftlichem Gebiete trat er nur noch mit drei Arbeiten geringeren Umfangs hervor: „De politiae apud populos recentiores origine et notione commentatio historico-politica“ (Lemgoviae 1852), „Ueber die Abnahme der Kriegstüchtigkeit der ausgehobenen Mannschaften in der Mark Brandenburg“ (Berlin 1860) und „Preußen und die Schleswig-Holstein'sche Staats-Erbfolge, eine polemische Erörterung als zweites Wort in der Angelegenheit“ (Berlin 1865). Einen Versuch, einen „Jahresbericht über die staatswissenschaftliche und cameralistische Litteratur mit Einschluß der Statistik und der technischen Cameralwissenschaften, namentlich der Landwirthschaftslehre, Forst- und Jagdwissenschaft, Bergbaulehre, Technologie und Handelswissenschaft“ zu begründen, gab er bereits nach dem Erscheinen des 1. Jahrgangs (Berlin 1854) wieder auf. Neben seinen selbständigen Werken hat er zahlreiche Abhandlungen und Bücherbesprechungen für Tagesblätter und wissenschaftliche Zeitschriften, namentlich für die Augsburger Allgemeine Zeitung, den Hamburger Correspondenten, die Preußische Staatszeitung, die Jenaer Literaturzeitung, die Berliner Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik u. a. verfaßt.

Gelehrtes Berlin im Jahre 1845, Berlin 1846, S. 141—42.

Viktor Hantzsch.

Hendreich: Christoph H., brandenburgischer Geschichtschreiber und Bibliothekar des Großen Kurfürsten, geboren 1630 (oder frühestens 1629) zu Danzig, † am 26. August 1702 zu Berlin. Er entstammte einer in Nordfrankreich ansässigen Familie („Henriques“), von der ein Zweig nach Deutschland ausgewandert war und hier den Namen „Hendreich (Hendrich)“ angenommen hatte. Der Urgroßvater unseres Christoph wurde von dem Kaiser in den Adelstand erhoben; der Vater lebte als Privatmann in Danzig. Ueber Christoph's Jugend wissen wir nur, daß er 1648 zusammen mit einem jüngeren Bruder Namens Peter in Frankfurt a. d. O. als Student immatriculirt wurde. Sechzehn Jahre später wurde er auf Grund seines wissenschaftlichen Werkes: „Carthago, sive Carthaginiensium respublica, quam ex totius fere antiquitatis ruderibus primus instaurare conatur Ch. H.“ (Frkf. a. O. 1664) an derselben Universität Professor der Jurisprudenz und der Geschichte; aber schon im nächsten Jahre wurde er nach Berlin berufen, um daselbst, infolge seines eigenen Anerbietens, zusammen mit seinem Bruder Peter in kurzer Zeit die kurfürstliche Bibliothek, welche damals der allgemeinen Benutzung zugänglich gemacht worden war, zu ordnen und zu katalogisiren. Nachdem er dies zur Zufriedenheit des Kurfürsten gethan hatte, siedelte er 1666 ganz nach Berlin über und wurde 1668 unter gleichzeitiger Verleihung des Rathstitels zum Bibliothekar ernannt. In dieser Stellung verblieb er bis zu seinem Tode. — 1670 verheirathete er sich mit einer Tochter des Hofpredigers Bergius. Der Ehe entsprossen vier Kinder. Ein Sohn, Peter Ludwig, wurde später des Vaters Gehülfe an der Bibliothek und dann Hofprediger in Potsdam.

Drei größere wissenschaftliche Arbeiten haben H. während der letzten drei Jahrzehnte seines Lebens beschäftigt, allerdings auch die Arbeitskraft des ohnehin mit Amtsgeschäften schon stark überbürdeten Mannes derartig zersplittert und vermindert, daß er zur Herausgabe umfangreicher Werke eigentlich nicht gekommen ist: eine zusammenhängende Darstellung der brandenburgischen Geschichte, ein märkisches Familien- und ein allgemeines Gelehrten-Lexikon.

Gleich andern Gelehrten, die vom Großen Kurfürsten aufgefordert w
eine Geschichte seines Staates zu schreiben, erhielt auch H. auf seinen Wunsch
Auftrag (1669), daß er mit Benutzung der Vorarbeiten von Martin S
(=ius, † 1668) eine Geschichte der Mark Brandenburg verfasse. Sogleich
H. mit einem fertigen Plane hervor. Das ganze Werk sollte aus fünf Th
bestehen. Die älteste Zeit der märkischen Geschichte wollte er selbst ne
arbeiten; für die folgende Epoche bis 1500 sollten die entsprechenden Absch
aus den (damals nur handschriftlich vorhandenen) „Successiones" des
Garcaeus (Gartz, 1544—86) gedruckt, für das 16. und 17. Jahrhundert
„Commentarii" des Nic. Leutinger (1554—1612) und die „Genealogia
torum et Marchionum Brandenb. ex Burggraviis Norimbergens
O. Boettcher's, diese allerdings in verbesserter und fortgeführter Bearbei
wiederholt werden, worauf eine Sammlung von Urkunden und andern
schichtsquellen das Ganze beschließen sollte. Aber von diesem Werk ist
dem „Prodromus ad Annales Marchiae Brandenburgensis" (Berlin 1
dem orientirenden Plan, nichts erschienen, und abgesehen von einem ger
Bruchtheil des ersten Theiles, den G. G. Küster in seiner „Collectio op
lorum historiam Marchicam illustrantium", 6. und 7. Stück, Berlin 1
S. 47—83, wiederabgedruckt bei Kleyb-Schmelzeisen, Scriptores rerum
chiae Brandenburgicae, P. I, Frkf. a. O. 1742, S. 161—191, veröffen
hat, liegen die inzwischen veralteten und werthlos gewordenen Vorarb
(1 Folioband, enthaltend den 1. Theil der Annales, und 4 Cartons
Blätter mit Notizen für die späteren Theile) ungedruckt und unbenutzt in
Geh. Staatsarchiv zu Berlin. Man darf wol annehmen, daß die Vollen
und Publication des Werkes unterblieben ist, weil eine solche aus verschied
Schriften zusammengesetzte Darstellung der märkischen Geschichte die Billi
des Großen Kurfürsten nicht gefunden hat.

Gewissermaßen als Abschlagszahlung kann das für den Schulgebrauch
stimmte, in deutscher Sprache verfaßte, anonym erschienene Schriftchen: „D
die Mark zu Brandenburg betreffende Sachen. Erster Entwurff. Verfaß
zwo Theile. Der I. handelt von der Beschreibung des Landes . . . . .
zweite stellet für aller Markgrafen und Churfürsten zu Brandenb. . . . . .
schlecht Register bis aufs Jahr 1681" (Berlin 1681, in 12°) angesehen we
welches G. G. Küster noch 50 Jahre nach dem Erscheinen als das beste C
pendium der märkischen Geschichte bezeichnete.

Unvollendet und infolgedessen auch ungedruckt geblieben sind die „Ge
logiae praecipuorum Marchicorum", vorliegend in zwei Quartbänden, w
sich gleichfalls in dem Geh. Staatsarchiv zu Berlin befinden. Die erst 1
als Anhang der (anonym erschienenen) Schrift: „De scribenda historia bib
thecae regiae Berolinensis consilium et occasio" veröffentlichte „No
Bibliothecae, quam . . . Fredericus Wilhelmus, Marchio et Elector Brand
burg., in aula sua Coloniae ad Spream fundavit", eine an den Gro
Kurfürsten gerichtete, vom 25. April 1687 datirte „Epistola de . . . Bib
thecae incunabulis", ist weiter nichts als eine Art Rechtfertigungsschrift
Hendreich's bibliothekarische Thätigkeit, werthvoll jedoch für die Geschichte
ersten Anfänge dieses großartigen Institutes.

Das bedeutendste Werk Hendreich's, von dem wenigstens ein, wenn
nur geringer Theil erschienen ist, sind die „Pandectae Brandenburgicae",
erste litteraturhistorische und bibliographische Encyklopädie, die nach V
ständigkeit strebte. Leider ist von diesem Werk, das, wie sein Titel andeu
den Ruhm der Mark Brandenburg und ihrer Landesbibliothek verherrli
sollte, nur ein Band, umfassend die Buchstaben A und B (Berlin 1699,

Folio) erschienen; der zweite Band, welcher die Buchstaben C und D bringen sollte und bereits im Manuscript druckfertig vorlag, sowie die folgenden, für welche die Vorarbeiten schon gemacht waren, sind ungedruckt geblieben, ja das gesammte Material ist, wie es scheint, jetzt vollständig verschollen. Von den zahlreichen Katalogen der Kurfürstlichen Bibliothek, die H. selbst angefertigt hat, besitzt die jetzige Königl. Bibliothek zu Berlin noch eine Anzahl; auch sie zeugen von dem unermüdlichen Fleiß und der großen Arbeitskraft des Mannes.

Wenn auch H. nicht zu den großen Gelehrten des 17. Jahrhunderts zu rechnen ist, so verdient doch die gewissenhafte Gründlichkeit, mit der er die übernommenen amtlichen und wissenschaftlichen Arbeiten auszuführen bemüht war, unsere volle Anerkennung.

G. G. Küster, Collectio opusculorum historiam Marchicam illustrantium, Stück 6 u. 7, S. 181—189. — Friedr. Wilken, Geschichte d. Kgl. Bibliothek zu Berlin (Berlin 1828), S. 32 ff. — Ernst Fischer, Die officielle brandenburgische Geschichtschreibung zur Zeit des Großen Kurfürsten in der Zeitschr. f. Preuß. Geschichte u. Landeskunde XV (1878), S. 408 bis 411. — Gust. Oppenheim, Christoph Hendreich, Churfürstlich-Brandenburgischer Rat und Bibliothekar, Wissenschaftliche Beilage z. Jahresbericht d. zweiten Realschule zu Berlin, Ostern 1904, 32 Seiten in 4°.

H. Pieper.

Henke: Ernst Ludwig Theodor H. wurde am 22. Februar 1804 als jüngster Sohn des Kirchenhistorikers Heinrich H. in Helmstedt geboren. Nach des Vaters frühem Tode nahmen sich dessen Schüler und Biographen, Bollmann und Wolff, beide Lehrer am Helmstedter Pädagogium, des lebendigen und begabten Knaben an, bis er 1817 das Gymnasium seiner Vaterstadt und 1820 das Collegium Carolinum in Braunschweig bezog. In Göttingen, wo er von Ostern 1822 ab fünf Semester Theologie und Philosophie studirte, schloß er sich Planck und Bouterwek an und erfuhr er den fördernden Einfluß der Predigten des Superintendenten Ruperti. In Jena waren seit Herbst 1824 vorzugsweise Fries und Baumgarten-Crusius seine Lehrer. Der Promotion zum Doctor der Philosophie im März 1826 folgte schon im folgenden Jahre die theologische Habilitation auf Grund einer Dissertation: „De epistolae quae Barnabae tribuitur authentia“ und bereits 1828 die Berufung als Professor an das Collegium Carolinum zu Braunschweig, wo H. über theologische Encyklopädie, Kirchengeschichte, Einleitung ins Alte und Neue Testament, über Logik und Geschichte der Philosophie Vorlesungen hielt. Nachdem er Anfang 1833 einen vierteljährigen Urlaub dazu benutzt hatte, Schleiermacher und Neander in Berlin zu hören, ging er im Herbst als außerordentlicher Professor der Kirchengeschichte und Exegese nach Jena, wo er in Betty Fries, der Tochter seines alten Lehrers und Freundes, die Lebensgefährtin fand, kehrte jedoch drei Jahre später, im August 1836 als Consistorialrath und Director des Predigerseminars von Wolfenbüttel in die Heimath zurück. Zwar bot ihm die letztere Stellung aufs neue die erwünschte Gelegenheit exegetische Vorlesungen zu halten, die praktischen Uebungen der Candidaten zu leiten und zuweilen zu predigen (vgl. Bank und Henke, Das Predigerseminar zu Wolfenbüttel, 1837), aber die kirchenregimentlichen Verwaltungsgeschäfte des Consistoriums bildeten für seine peinliche und scrupulöse Natur eine drückende Last. So erschien ihm die Berufung zum ordentlichen Professor der Theologie in Marburg wie eine Befreiung, obwol sie ihn aufs neue und zwar dieses Mal definitiv von der Heimath trennte. Denn vom Herbst 1839 hat H. der hessischen Landesuniversität ununterbrochen 33 Jahre

lang, also fast die Hälfte seines Lebens, angehört. Neben der Kirchengeschich
die er anfangs neben Rettberg, seit dessen Tode allein und zwar in dr
semestrigem Turnus vortrug, behielt er dauernd die Homiletik und Litur
und die Einleitung in das theologische Studium als Lehrgegenstände bei. Neb
der homiletischen Societät leitete er seit Hupfeld's Weggang im J. 1843 a
Ephorus noch die Stipendiatenanstalt und ward 1846 zweiter, 1848 erst
Universitätsbibliothekar. Nach einer zielbewußten reich gesegneten Lehrthätigk
erlag er am 1. December 1872 den Folgen eines Schlaganfalles.

Seine solide allgemeine und philosophische Bildung befähigte H. d
kirchengeschichtlichen Stoff psychologisch zu durchdringen und auch den Gegn
gerecht zu würdigen. Indem er scharf zwischen Religion und Theologie schi
lehnte er jeden Traditionalismus in der Lehre ab und hielt er daran fest, d
das Dogma eine fortgesetzte kritische Revision nöthig habe. Dementsprech
fand er gerade in der Mannichfaltigkeit ihrer Lebensformen die Größe u
Schönheit der Kirche. So wurde er an der Universität Marburg neben R
berg der Bahnbrecher einer Kirchengeschichtsschreibung im modernen wi
schaftlichen Sinne. Aus seiner Heimath brachte er das Interesse für C
mit, dessen unionsfreundliche Tendenzen seinen eigenen theologischen Ansc
ungen wahlverwandt waren. Bereits hatte er herausgegeben: „Georg Cali
Briefwechsel. Aus Wolfenbüttelschen Handschriften“ 1833; „Georgii Calix
Augustum ducem Brunsv. epistolae XII ex autogr. nunc primum ed.“ 1
„Commercii literarii Calixtini ex autogr. fasciculus tertius“ 1840; endlich
Prorectoratsprogramm: „Theologorum Saxonicorum consensus repetitus
vere Lutheranae“ 1846; auch hatte er schon einen Theil der Darstel
unter dem Nebentitel: „Die Universität Helmstädt im 16. Jahrhundert“
vorausgeschickt, ehe das Hauptwerk seines Lebens: „Georg Calixtus und
Zeit“ in 2 Bänden 1853 und 1860 erschien, das noch immer zu den
die Kirchengeschichte des 17. Jahrhunderts vorzugsweise instruirenden We
gehört. Die Biographie blieb überhaupt das Gebiet, welches H. am
quemsten lag; hier kam seine feine, genau abwägende und sich liebevoll
senkende Art am glücklichsten zur Geltung. Den zahlreichen Titeln se
Schriften entsprechen ebensoviele Miniaturbildchen von beschränktem Um
aber sorgfältiger Ausführung. Es sind zum guten Theile Gelegenheitsre
die er beim Geburtstage des Kurfürsten oder bei sonstigen festlichen Anl
gehalten hat, oder Aufsätze, zu deren Abfassung ihm ein specieller Anstoß geg
war. Seine Antrittsrede in Jena handelte „De Th. Jac. Planckio eju
historiam ecclesiasticam docendi ratione“ vgl. Illgen's Zeitschr. f. hist. T
1843, in Marburg schrieb er die „Memoria C. G. Justi“ (1847) und die „
moria F. G. Rettbergii“ (1849), sprach er über „Eduard Platner“ (1860),
er Theodor Waitz (1864) und August Vilmar (1868) die Grabrede und behan
er eingehender das Leben seines Schwiegervaters („Jakob Friedrich Fries.
seinem handschriftlichen Nachlasse dargestellt“, 1867). Hatte ihn Calixt
fesselt als Landsmann wie als Vorkämpfer der Union, so zeigt sich ein gle
persönliches Interesse bei zwei weiteren Gruppen seiner kleinen in Mar
entstandenen Schriften; denn sie offenbaren den warmen Sinn für die L
geschichte der neuen hessischen Heimath und den Eifer für einen weitgreife
Zusammenschluß aller evangelischen Kirchengruppen in alter und neuer
Unter die ersteren gehören außer vier der schon genannten biographis
Skizzen noch „Konrad von Marburg, Beichtvater der heiligen Elisabeth
Inquisitor“ (1861) und „Die Eröffnung der Universität Marburg im Ja
1653“ (1862); unter die letzteren Henke's anonym erschienene „Bemerkun
über Stahl's Sendschreiben gegen die Erklärung vom 15. August 18

1845), seine Reden und Vorträge über „das Verhältniß Luthers und Melanchthons zu einander" (1860), „Spener's Pia Desideria und ihre Erfüllung" (1862), „Rationalismus und Traditionalismus im 19. Jahrhundert" (1864), „Caspar Peucer und Nicolaus Krell" (1865), „Schleiermacher und die Union" (1868), „Eine deutsche Kirche" (1872); unter beide Gruppen zu gleicher Zeit: „Das Unionskolloquium zu Cassel im Juli 1661" (1861). Neun dieser kleineren Sachen erschienen sammt der Vorlesung: „Papst Pius VII." (1860) unter dem Sammeltitel: „Zur neuern Kirchengeschichte. Akademische Reden und Vorlesungen" (1867). Weitere Publicationen Henke's dieser Art sind: „Johann Hus und die Synode von Constanz" (Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftl. Vorträge, herausg. von Virchow und v. Holtzendorff 1869), „Französische Frauen vor dem Revolutionstribunal" (Westermanns Illustrirte Monatshefte 1868), „Das häusliche Leben von Thomas Morus" (Historische Zeitschrift 1869), „Theodor Agrippa d'Aubigné" (Raumers Historisches Taschenbuch 1873). Auch schrieb er für die ersten Bände der Allg. D. Biogr. zwölf Biographien. — Dem akademischen Unterrichte dienten seine zusammen mit Lindenkohl besorgte erste vollständige Ausgabe von Abälard's Sic et non (1851) und „Zur Einleitung in das theologische Studium. Grundriß für Vorlesungen" (1869). Henke's Vorlesungen über neuere Kirchengeschichte seit der Reformation gaben Gaß und Vial in drei Bänden 1874 bis 1880, seine feinsinnigen und ästhetisch werthvollen Vorlesungen über Liturgik und Homiletik Zschimmer 1876 heraus.

Joh. Günther, Lebensskizzen der Professoren d. Universität Jena, 1858, S. 37 ff. — Cunze, Schüler-Album d. Helmstedt-Schöningenschen Gymnasiums 1817—1867, S. 5 ff. — Jul. Cäsar im Marburger Rektoratsprogramm vom J. 1873. — Joh. G. Dreydorff, Ergebnisse und Gleichnisse, 1874. (Enthält Bruchstücke aus Henkes Tagebüchern.) — Mangold, E. L. Th. Henke. Ein Gedenkblatt, 1879; — Derselbe in der Real-Encyklopädie f. protestantische Theologie und Kirche. 2. Aufl. Bd. V, 3. Aufl. Bd. VII.

Friedrich Wiegand.

Henke: Philipp Jacob Wilhelm H., Anatom, als Sohn des Kirchenhistorikers Ernst Ludwig Theodor H. geboren zu Jena am 19. Juni 1834 und gestorben als ordentlicher Professor der Anatomie in Tübingen am 17. Mai 1896, studirte in Marburg, Göttingen und Berlin, erlangte 1857 die Doctorwürde in Marburg, war zunächst Assistent beim berühmten Ophthalmo-Physiologen Donders in Utrecht, erlangte hierauf die Stellung als anatomischer Prosector in Marburg, habilitirte sich 1858 als Privatdocent daselbst und war successive seit 1864 Professor e. o., seit 1865 ordentlicher Professor und Director der Anatomie in Rostock, seit 1872 in Prag und von 1875 bis zu seinem Lebensende in Tübingen; doch hatte er allerdings etwa ein Jahr vor seinem Tode aus Gesundheitsrücksichten wissenschaftliche und Lehrthätigkeit aufgeben müssen. Die wichtigsten von Henke's zahlreichen, lediglich die Anatomie (incl. der topogr. u. Künstleranat.) betreffenden litterarischen Arbeiten sind betitelt: „Handbuch der Anatomie und Mechanik der Gelenke" (Leipzig 1863); „Topographische Anatomie des Menschen" (Atlas und Lehrbuch, Berlin 1879 bis 1883); „Die Menschen des Michel Angelo im Vergleich mit der Antike" (Rostock 1871); „Anatomie des Kindesalters" (in Gerhardt's Handbuch der Kinderkrankheiten); „Beiträge zur Anatomie des Menschen in Beziehung auf Bewegung"; „Construction der Lage des Herzens in der Leiche aus einer Reihe von Horizontalschnitten"; „Die Gruppe des Laokoon"; „Der Typus des germanischen Menschen im deutschen Volke". Einige der auf Kunstwissenschaft und Künstleranatomie bezüglichen kleineren Abhandlungen gab er ge-

sammelt heraus unter dem Titel „Vorträge über Plastik, Mimik und Drama“ (1892). Auch rührt von ihm eine Denkschrift auf seinen großen Specialcollegen Jacob Henle her.

Biogr. Lexikon, hrsg. von A. Hirsch und E. Gurlt III, 151.

Pagel.

Henkel: Heinrich H., Musiker, wurde am 16. Februar 1822 zu Fulda geboren und starb am 10. April 1899 zu Frankfurt a. M. Sein Vater war Stadtcantor und Organist zu Fulda, eine Stellung, die bereits Vater und Großvater mütterlicherseits, Sebastian und Balthasar Zahn, innegehabt hatten. Letzterer war 1750 vom Fürstabte v. Buseck aus Schmalkalden berufen worden. Der Vater Michael H. hat sich als Componist für die Orgel einen guten Ruf erworben; er war ein Schüler Vierling's, dieser ein Schüler Bach's. So wurden die Traditionen gründlichster, gediegenster musikalischer Schulung auch auf den Sohn vererbt. Noch ehe Heinrich H. in das Gymnasium seiner Vaterstadt eintrat, begann er Clavier und Orgel zu spielen und versah mit dem zehnten Jahr schon das tägliche Orgelspiel in der Stadtpfarrkirche. Im J. 1839 wurde er nach Absolvirung des Gymnasiums von seinem Vater zu dem berühmten Claviermeister Aloys Schmitt nach Frankfurt gebracht, zugleich begannen seine Studien in der Harmonie und dem Contrapunkt bei dem als Theoretiker und Componisten hochgeschätzten Hofrath Anton André in Offenbach. Die Studien bei beiden Männern nahmen einen äußerst günstigen Verlauf; Hofrath André nahm nach Jahresfrist den jungen H. ganz ins Haus. Er war gerade mit der Vollendung seines großen theoretischen Lehrbuchs beschäftigt und dictirte, durch geschwächtes Augenlicht am Schreiben verhindert, H. den letzten Band „Die Kunst der Fuge“ in die Feder. Eine reiche Fülle musikalischer Kenntnisse entsproß ihm aus diesem Verkehr mit dem hochgebildeten Manne, der seine durch den Vater schon gepflegte Neigung für die classische Musik und seinen Geschmack noch mehr befestigte. Die im André'schen Besitz befindlichen Mozartmanuscripte studirte er zu seiner Zeit genau und half ihren Katalog anfertigen; Mozart blieb bis an sein Lebensende der von ihm am höchsten verehrte Meister. Nach dem Tode André's 1842 besorgte er die Revision der Fugenlehre und schrieb ein Vorwort dazu. In die Heimath zurückgekehrt, fand H. eine Fülle von Arbeit; er übernahm den Musikunterricht seines erkrankten Bruders am Schullehrerseminar, gründete einen gemischten Gesangverein und veranstaltete unter Zuziehung tüchtiger Dilettanten und der Militärcapelle Abonnementconcerte. Auch die musikalische Leitung der unter Erk und Hennig stehenden Meiningenschen Operntruppe wurde ihm übertragen. Die Jahre 1846 und 1847 verbrachte er in Leipzig bei dem bedeutenden Clavierpädagogen Jul. Knorr, dem Schüler Wieck's und Freund Schumann's, anregenden Unterricht genießend und die Richtung für seine eigene Thätigkeit als Lehrer dort empfangend. Er besuchte auch die Collegien des Professors Merkel über Kehlkopfkunde und Gesangsorgane und die Moritz Haupt's über mittelhochdeutsche Sprache und Litteratur. Reiche Anregung floß ihm aus dem Verkehr mit Dr. Brendel, Hauptmann, Riccius und Lobe und dem collegialischen Zusammenleben mit jüngeren Kunstgrößen, wie Ludwig Meinardus, Emil Büchner, Theodor Coccius, die wie er der Schumann'schen Muse huldigten und sich zusammen in dessen Kammermusikwerke vertieften. H. wurde durch seinen Landsmann Heinrich König auch in litterarische Kreise eingeführt; in den festen Abenden bei Gustav Kühne traf er auch mit musikalischen Notabilitäten, wie Mendelssohn, Moscheles und Gade zusammen. 1848 und 1849 wirkte er in Fulda; doch konnten seinem weiterstrebenden Sinn die dortigen kleinen Verhältnisse auf die Dauer nicht behagen, und so ergriff er gern die sich ihm im October 1849 bietende

nheit, in einen anderen Wirkungskreis einzutreten. H. wurde von dem alienhändler André in Frankfurt zur Mitwirkung in einem Concert ezogen, welches dieser zur Feier der Aufstellung eines von ihm auf= enen Mozartporträts gab. Henkel's Clavierspiel und einige eigene, von Sänger Stigelli vorgetragene Lieder gefielen so, daß die Sängerin Grau= später berühmte Gesangslehrerin Frau Marchesi, Henkel's Mitwirkung em Concert erbat. Hier trug er Schumann's Clavierquintett zum Mal in Frankfurt mit Beifall vor, die neue Richtung vorzüglich ver= ; dies trug ihm von allen Seiten Anträge ein. So entschloß er sich eberstedlung und wirkte fortan in Frankfurt nach den verschiedensten ngen hin. Sich zunächst dem Unterrichte mit aller Kraft zuwendend, n er bald eine große Anzahl von Schülern für Clavier, Gesang und heorie, und der Gedanke wurde schon bald in ihm rege, eine allgemeine ehranstalt zu gründen. Verwirklichen sollte er sich erst 1860, wo auf 's eifriges Bedeuten die „Frankfurter Musikschule" entstand, in deren nd er mit anderen Frankfurter Künstlern trat. Während der letzten n Jahre seines Lebens leitete er sie allein. Der von ihm gegründete rgesangverein stellte unter seiner zehnjährigen Leitung die Musik in den ischen Kirchen Frankfurts auf eine künstlerische Stufe; er führte dort i und andere Kirchenwerke von Mozart, Haydn, Hummel, André und bini auf. Im philharmonischen Verein, dessen Direction er nach des directors Messer's Tode übernommen hatte, wie in den von ihm ge= eten Kammermusikconcerten stellte er sich stets die Aufgabe, neben den n der Classiker auch denen neuer, unbekannter Künstler Geltung zu ver= n. Zur Zeit des bundestäglichen Frankfurt verkehrte H. mit seiner swürdigen Gattin viel in jenen ersten Kreisen, an deren musikalischen Dar= ngen auch Bismarck und seine Gattin gern theilnahmen. Hier fand auch die Aufführung von „Paradies und Peri" in Frankfurt statt, die H. mit einigen n Solisten und kleinem Chor zu Stande brachte. So sehr auch die Direction großen Gesangvereins ihn angezogen hätte, er mußte die ihm gewordenen nach Darmstadt, Aachen, München und Sondershausen ablehnen, da Gesundheit früh durch Lungenentzündungen geschwächt war und er sich alb den Erregungen einer größeren Stellung nicht aussetzen durfte.

Als Schriftsteller wie als Componist hat H. eine vielfache Thätigkeit ent= t. Didaktische Clavierwerke, Instrumental= und Vocalcompositionen sind ihm veröffentlicht; er schrieb eine Biographie Aloys Schmitt's, eine lderung der Familie André, einen Führer für die Wahl der Litteratur Clavierspiel. Ehrende Auszeichnungen wurden ihm durch Verleihung des Directortitels im J. 1883 und durch den 1890 seitens der philosophischen ultät der Universität Marburg verliehenen Titel eines „Doctor musices iberalium artium honoris causa" zu theil. Seine Umarbeitung des aus= nten André'schen Theoriebuchs zu einem kurzen praktischen Lehrbuch trug vom Großherzog von Hessen die große goldene Medaille für Kunst und enschaft ein. Gleiche Auszeichnung verlieh ihm der Herzog von Coburg= e für eine ihm gewidmete Ouvertüre; Kaiser Wilhelm I. dankte H. mit händigem Cabinetschreiben für das ihm 1870 gewidmete Te Deum. Be= ers in der letzten Zeit seines Lebens, als er sich, mit Ausnahme der Lese= igkeit, von jeder öffentlichen Betheiligung am musikalischen Leben Frankfurts zogen hatte, beschäftigten ihn wissenschaftliche Werke. Eine populäre chichte der Musik", eine „Methodik des Clavierunterrichts", eine „Ge= te der Tonschrift" hat H. im Manuscript hinterlassen. Seine werthvolle alische Bibliothek, zum Theil von den Vätern ererbt, doch durch ihn

namhaft vermehrt, ging im Juni 1900 in den Besitz der „Freiherrlich v. Rothschild'schen öffentlichen Bibliothek“ über, wo sie als „Dr. Hei Henkel'sche Bibliothek“ aufbewahrt bleiben wird. Zwei seiner Töchter, des Vaters Leitung musikpädagogisch geschult, führen die Frankfurter M schule fort.
Caroline Valenti

Henle: Friedrich Gustav Jacob H., der große Göttinger An und Patholog, stammte aus Fürth in Franken, wo er von jüdischen, s zum Christenthum übergetretenen Eltern am 19. Juli 1809 geboren w Von 1827—32 an den Universitäten Bonn und Heidelberg ausgebild an ersterer als Lieblingsschüler von Johannes Müller, dem nachmaligen g Haupt einer besonderen physiologischen Schule und Lehrer der Biolog Berlin — erlangte er am 4. April 1832 in Bonn die Doctorwürde mi Inauguralabhandlung: „De membrana pupillari aliisque oculi memb pellucentibus“ und unternahm noch vor Ablegung der Staatsprüfung in B in Begleitung von Joh. Müller zwecks zootomischer Studien im Jardin plantes eine Reise nach Paris. 1834 wurde H. bei seinem inzwischen Berlin berufenen Lehrer Joh. Müller Prosector, mußte jedoch infolge s früheren Betheiligung an der Burschenschaftsbewegung verhaftet und me Monate in der Berliner Hausvoigtei detinirt, seine wissenschaftliche Lauf unterbrechen. Auf A. v. Humboldt's Fürsprache begnadigt, konnte H. 1837 sich habilitiren, aus welchem Anlaß er die Entdeckung des Cyli epithels des Darms in der berühmten Schrift: „Symbolae ad anator villorum intestinalium inprimis eorum epithelii et vasorum lacteorum“ öffentlichte. Schon nach zweijähriger Doctorthätigkeit, von 1838—40 w er von Berlin als Professor der Anatomie nach Zürich berufen, wo er s noch zugleich über Physiologie las und sein Aufsehen erregendes Werk „ gemeine Anatomie“ (Leipzig 1841) verfaßte. Hier gründete er auch 184 Verein mit dem ihm befreundeten Pathologen Pfeufer die „Zeitschrift rationelle Medicin“, ein Organ, welches eine Art von Umwälzung in Anschauungen über Pathologie anbahnen helfen sollte und thatsächlich anba das jedoch trotz seiner großen Bedeutung und eines weiten Leserkreises in des Ablebens Pfeufer's zu erscheinen aufhörte. 1844 folgte H. einem als zweiter Professor der Anatomie nach Heidelberg, wo er neben Tieden Physiologie und Anthropologie vertrat und nach dessen Emeritirung die Dire des anatomischen Instituts erhielt. 1852 wurde er als Nachfolger des äl Langenbeck nach Göttingen als ordentlicher Professor der Anatomie und Dir des anatomischen Instituts berufen. Hier hat er bis zu seinem Tode 13. Mai 1885, zuletzt als Geh. Obermedicinalrath, ständiger Secretär Societät, in segensreichster Weise gewirkt. Unstreitig gehört H. nicht blo den bedeutendsten Anatomen, sondern überhaupt zu den hervorragen Medicinern des verflossenen Jahrhunderts. Als Anatom hat er, abge von einer anerkannten Lehr- und einer außerordentlich umfassenden sc stellerischen Thätigkeit sich unsterbliche Verdienste durch ebenso zahlreiche gewichtige Entdeckungen erworben. Eine Aufzählung derselben im Einze im Rahmen dieser Lebensbeschreibung zu liefern, ist aus äußeren Grü unmöglich; der Kürze halber sei auf die ausgezeichnete Darstellung Walde des zeitigen Berliner Anatomen, in der unten genannten Quelle gewiesen. Hier genügt die allgemeine Bemerkung, daß fast kein Capitel allgemeinen und speciellen Anatomie von H. ohne Bereicherung geblieben und daß auch die Verbesserung der anatomischen Nomenclatur in einer J zehnte lang gültigen und von den Fachgenossen als zweckmäßig anerkan Form eines der wesentlichsten Verdienste Henle's ist. Nicht minder ha

eine Fülle neuer Thatsachen zur Bearbeitung der Zootomie und vergleichenden Anatomie geliefert. Ein Theil von Henle's Neuerungen ist in seinen classischen, dauernden Werth behaltenden Lehrbüchern (einem großen und einem kleineren Grundriß), sowie Atlanten (Titelverzeichnisse s. in den unten genannten Quellen) niedergelegt. Henle's Genialität offenbarte sich auch in seinen pathologischen Forschungen, die gerade in der Gegenwart, im Zeitalter der Bacteriologie, wieder seinen Ruhm aufgefrischt haben, indem er als einer der ersten mit der allergrößten Bestimmtheit schon in seinen für alle Zeit classischen „Pathol. Untersuchungen" (Berlin 1840), den Gedanken von der parasitären Aetiologie der Infectionskrankheiten vertrat. Ist doch auch Koch, der Vater der modernen Bacteriologie, nicht unwesentlich von Henle'schen Ideen beeinflußt und geleitet worden. So ist denn auch nach dieser Richtung Henle's Wirken nicht spurlos untergegangen. Auch sonst verdankt H. die Pathologie manche neue, aufklärende, und einen Fortschritt in der Erkenntniß einleitende resp. bedeutende Einzelheit. Sein zweibändiges „Handbuch der rationellen Pathologie" (Braunschweig 1846—53) steht neben ähnlichen Werken von Lotze u. A. als Markstein in der neueren naturwissenschaftlichen Aera der Medicin und hat zu ihr den wesentlichsten Anstoß geliefert. Zu vielen pathologischen Thatsachen lieferte H. die anatomische Erklärung und Stütze. — Henle's Leistungen erfuhren schon bei Lebzeiten die gebührende Würdigung und verschafften ihm eine große Reihe äußerer Auszeichnungen: die philosophische Doctorwürde von der Universität Breslau, die juristische (Dr. of common law) von Edinburg, die Mitgliedschaft zahlreicher gelehrter Gesellschaften u. s. w. Ein Schwiegersohn Henle's ist der gegenwärtige Göttinger Anatom Fr. Merkel, der seinem Schwiegervater ein kostbares Denkmal in Gestalt einer umfassenden Biographie (Braunschweig 1891) gesetzt hat.

Anderweitige Quellen sind Waldeyer (Biogr. Lex. hervorr. Aerzte hrsg. v. A. Hirsch u. E. Gurlt III, 151—154), sowie Pagel, Hist.-med. Bibliogr. d. J. 1875—96 (Berlin 1898, S. 628). Pagel.

Henneberg: Johann Baptist H., Musiker. H. wurde am 6. December 1768 in Wien als Sproß einer Musikerfamilie geboren. Sein Vater war Organist am Schottenstift in Wien; natürlich wurde auch der Sohn zum Musiker ausgebildet. Er scheint lange ohne feste Stellung geblieben zu sein; 1790 wurde er als Capellmeister bei Emanuel Schikaneder, dem damaligen Director des Freihaustheaters auf der Wieden, angestellt. Wegen der Kränklichkeit seiner Gattin gab H. diese Stellung auf und ging im J. 1804 nach Hof an der ungarischen Grenze. Er widmete sich dort der Landwirthschaft, nahm aber trotzdem später eine Stellung als Organist bei dem Fürsten Nikolaus Esterházy an, in Eisenstadt, wo er auch später, nach Hummel's Abgang, die Opernaufführungen leitete. Nach der Auflösung der fürstlich Eszterházy'schen Capelle begab er sich (1813) wiederum nach Wien und wirkte daselbst als Regens chori an der Stadtpfarrkirche am Hof. Im J. 1818 wurde H., nach Sebastian Oehlinger's Tode, Hoforganist in Wien. Er starb an den Folgen einer Verletzung, die er sich beim Orgelspiel beigebracht hatte, am 26. November 1822.

Für uns kommt aus Henneberg's abenteuer- und wechselreichem Leben nur die Zeit von 1790 bis 1803 in Betracht, während welcher H. unter Schikaneder am Freihaustheater und am Theater an der Wien in Wien thätig war. Das Freihaustheater war von dem routinirten Principal und scrupelfreien Theaterdichter Schikaneder 1789 übernommen worden, der seine ganze aus Regensburg, wo er bisher Theaterdirector gewesen war, mitgebrachte Sänger- und Schauspielergesellschaft in den Dienst des neuen Theaters hatte übergehen lassen. Für

Schikaneder mußte es sich in erster Linie darum handeln, auf dem Gebiet
volksthümlichen Wiener Schauspiels seinen Concurrenten, den Director
Leopoldstädter Theaters, Marinelli mit Namen, zu schlagen. Alle für
verfügbaren Mittel und Kräfte stellte er in den Dienst dieses Concurr
kampfes. Schaulust und Lachlust, Rührseligkeit und Lust an der Musi
das waren die Dinge, auf die er bei dem Publicum, mit dessen Gun
rechnete, Rücksicht nehmen mußte. So fabricirte er denn Spektakelstücke
komische Volkspossen, Ritterstücke und Zauberopernterte, die er möglichst
einstudiren und aufführen mußte. Schnelle Composition der Opern, die e
actweise zu gleicher Zeit von verschiedenen Componisten in Musik setzen
war eine Hauptbedingung für seine Existenzmöglichkeit. Daß er sich da
gerade H. als Capellmeister aussuchte, ist für diesen in gleicher Weise schmei
haft und verdächtig: seine besonders günstige Verwendbarkeit für solche Zw
ohne die ihn der geriebene Prakticus Schikaneder nimmermehr engagirt h
läßt ihn in gleicher Weise als einen flinken und kenntnißreichen, wie als e
oberflächlich arbeitenden Musiker erscheinen. 1790 trat H. als Nachf
Teyber's als Capellmeister in den Verband des Freihaustheaters. Seit 1
führen ihn die Personaltabellen als „Capellmeister und Compositeur“.
wurde im Laufe der Zeit als weiterer Compositeur ein gewisser Anton Fi
beigegeben und ein „Musikdirector“ Gebler unterstellt. Das Orchester
Freihaustheaters, eines der besten Wiener Theaterorchester, bestand dar
aus im Ganzen 35 Mann (9 Violinisten, 4 Bratschisten, 3 Cellisten, 3 Con
bassisten, je 2 Flötisten, Oboisten, Clarinettisten, Fagottisten, Hornisten
Trompeter, 3 Posaunisten und 1 Paukenschläger). 1801 erscheint Ignaz R
v. Seyfried als Capellmeister, H. wird bloß mehr als „Compositeur“
geführt. 1803, zugleich mit der Uebergabe der Theaterdirection von Schikan
an Bartholomäus Zitterbarth, scheidet H. aus dem Verband des Thea
1804 besitzt das Schikanedertheater 2 Capellmeister, 1 Compositeur
2 Orchesterdirectoren; das Orchester besteht aus 37 Personen.

Henneberg's Hauptarbeit war die rasch und effectvoll zu fertigende M
zu den von Schikaneder und seinen theatralischen Leibdichtern fabrici
Stücken. Nicht selten wurde da die Composition actweise vertheilt; so c
ponirte H. 1798 den zweiten Act von M. Stegmayer's ländlichem Gem
„Das Jägermädchen“, 1799 den ersten Act von Schikaneder's Zauber
„Mina und Peru oder die Königspflicht“ — beide Male theilte er sich
Seyfried in die Arbeit. Auch zu vielen anderen meist Schikaneder's
Dramen hat er die Musik geschrieben. Aus dem Ritterstück „Konrad Lang
von Friedburg oder der Burggeist“ hat sich ein Marsch für Blasinstrum
(in Es-dur) erhalten, desgleichen eine „Favorit-Ariette“ aus der Ope
„Die Kaufmannsbude“ (A-dur, in Form einer Da capo-Arie): beide
Besitz der Wiener Gesellschaft der Musikfreunde befindlichen Compositionen
nicht ohne frisches Leben, aber recht oberflächlich gemacht. Besser sind s
Clavierauszüge, wie derjenige von Schikaneder's Oper „Babylons Pyramid
oder der des zweiten Theils der „Zauberflöte“ („Das Labyrinth“), die
sogar als einen sehr tüchtigen und gewissenhaften Musiker erscheinen la
Von seinen Werken sind noch zu erwähnen zwölf Menuette für Orche
zwölf „Deutsche Tänze“, ein paar komische Gesangsstücke und ein Tantum ergo.
Es steckt viel Wissen und Können in Henneberg's Werken; aber auch er
ein Künstler, dem das Leben in seinem harten Drang Ruhe und geis
Freiheit fast nie vergönnt hat.

Wurzbach 8, 74. — Grove 1, 728. — Eitner 5, 110. — Fétis 4, 2

Egon von Komorzynski

Henneberg: Wilhelm H., Dr. philos. et Dr. med. hon. c., königlich preußischer Geh. Reg.-Rath, ordentl. Professor an der Universität zu Göttingen und Dirigent der landw. Versuchsstation daselbst, † am 22. November 1890. Als ältester Sohn des Domänenpächters H. in Wassersleben (Grafschaft Wernigerode) am 10. September 1825 geboren, erhielt er zunächst im elterlichen Hause durch Privatlehrer den zur Vorbereitung auf den Besuch eines Gymnasiums nöthigen Unterricht und bekundete dabei neben beachtenswerthen geistigen Fähigkeiten auch ein besonderes Interesse für Belehrungen aus der Naturkunde, wozu ihm wol der Betrieb eines in der Umgebung seines Geburtsortes gelegenen Hüttenwerkes Anregung geboten hatte. Nachdem er das Gymnasium in Braunschweig und das dortige Collegium Carolinum im Alter von 19 Jahren absolvirt hatte, entschloß er sich unter dem Einfluß der ihm zugänglich gewesenen Schriften J. v. Liebig's zum Studium der Chemie und wandte sich zu diesem Behufe Ostern 1845 nach Jena. Als er hier die fundamentalen naturwissenschaftlichen Studien zum Abschluß gebracht, ging er nach Gießen, um dort vorzugsweise die agriculturchemischen Vorlesungen von J. v. Liebig zu hören und in dessen Laboratorium zu arbeiten. Hatte er sich dieser Aufgabe bis Ostern 1848 ungestört widmen können, so suchte er sich nunmehr durch selbständige Thätigkeit in einem ihm eingeräumten chemischen Laboratorium und durch Ertheilung naturwissenschaftlichen Unterrichtes an der Ackerbauschule zu Badersleben, sowie auch durch Instructionsreisen, die er bis nach England auszudehnen vermochte, weiter auszubilden. Inzwischen erwarb er sich an der philosophischen Facultät der Universität Jena den Doctorgrad und fand demnächst Veranlassung, eine Anstellung als zweiter Secretär des landw. Vereins im Herzogthum Braunschweig, freilich nur als provisorische Function, um Ostern 1851 zu übernehmen. Es wurde ihm jedoch schon nach Jahresfrist durch die Ernennung zum Secretär der reorganisirten königlich hannoverschen Landwirthschafts-Gesellschaft zu Celle eine erwünschte Gelegenheit zur Erweiterung seines Wirkungskreises geboten, denn hiermit war ihm nicht nur die selbständige Leitung des Secretariates sowie die Redaction des von ihm begründeten „Journals für Landwirthschaft“, sondern auch die Verfügung über ein Laboratorium zur Ausführung agriculturchemischer Untersuchungen übertragen. Gleichwol bildete auch diese Stellung nur eine Vorstufe für diejenige Wirksamkeit, mit welcher er sein Berufsleben ausfüllen sollte; er wurde im Sommer 1857, als die genannte landw. Gesellschaft die letzten Vorbereitungen zur Errichtung einer landw. Versuchsstation in Weende bei Göttingen traf, mit der Leitung derselben betraut. Hiermit war ihm ein durch wissenschaftliche Untersuchungen noch vielfach zu erschließendes Gebiet überwiesen, und er widmete sich dieser Aufgabe mit voller Kraft, um der Landwirthschaft als ständiger Beamter, der Wissenschaft der Agriculturchemie als gewissenhafter Forscher dienen zu können. Seine gediegenen Kenntnisse, seine hervorragenden Leistungen sicherten ihm bald nicht nur dankbare Anerkennung in den Kreisen der interessirten Landwirthe, sondern auch ehrenvolle Beachtung seitens der Vertreter der Wissenschaft. So wurde ihm im Wintersemester 1864/65 durch Vermittlung der philosophischen Facultät der Universität zu Göttingen ein Lehrauftrag für Agriculturchemie ertheilt, den er seit dem Beginn des Sommersemesters 1865 anfänglich als a. o. Professor und später als Ordinarius mit anerkennenswerthem Erfolge ausgeübt hat. Kam ein solcher Erfolg auch nicht in der Zahl seiner Hörer zum Ausdruck, so trat derselbe doch unverkennbar in der Gediegenheit seines Vortrages und in der Beherrschung des Auditoriums durch reiche Belehrung, durch Anregung zu eifrigem Studium und durch Ein-

flößung dankbarer Hochschätzung hervor. Mit berechtigter Genugthuung k
sich H. daher auch auf die Verlegung der ihm unterstellten Versuchsst
von Weende nach Göttingen vorbereiten, um dort im innigen Contact mi
naturwissenschaftlichen Instituten der Universität, sowie mit dem 1872
gegliederten landwirthschaftlichen Lehrinstitute einen Zuwachs an Mitteln
Aufgaben für seinen Wirkungskreis zu gewinnen.

Wie schon seit Anfang der 60er Jahre seine Thätigkeit hauptsä
durch die Aufgaben einer systematisch betriebenen Erforschung der Nähr
und der Nährwirkung der verschiedenen Futtermittel, sowie des Nahr
bedarfs der verschiedenen landwirthschaftlichen Nutzthiere und des Stoffwe
im Ernährungsproceß derselben in Anspruch genommen war, so hielt er
Forschungsrichtung auch in Göttingen ein und wandte sich mit dem wei
Vordringen in das von ihm zur wissenschaftlichen Erschließung auserse
Gebiet den schwierigeren Aufgaben zu, welche noch der Lösung harrten. K
ihm dabei auch die in Göttingen bereit gehaltenen reicheren Hülfsmittel zu st
so bedurfte es doch eines wissenschaftlichen Scharfblickes auf gehobenem St
punkte, einer Unverdrossenheit und Energie, wie sie von H. bethätigt wu
um derartige Forschungen mit Erfolg durchzuführen. Bei dem enormen
forderniß im Aufwande an Zeit und Arbeit gelang es ihm zwar noch,
für wichtig erkannte Fragestellung (Wirkung einer über den Bedarf im
harrungszustande vermehrten Nährstoffzufuhr) in einer Richtung des
nährungsprocesses zur Entscheidung zu führen und sodann die vorbereite
Untersuchungen auch für die anderen Richtungen anzustellen, aber leider
es ihm nicht mehr vergönnt, diese umfassenden Forschungsarbeiten zur V
endung zu bringen, da er bereits im Alter von 64 Jahren von einer hef
Erschütterung seines Gesundheitszustandes betroffen wurde. Gleichwol h
ein Lebenswerk von außergewöhnlicher Bedeutung vollbracht, denn er hat
bahnbrechender Pionier der Wissenschaft gewirkt, als ein erleuchteter Fü
in der gedachten Forschungsrichtung auch eine dominirende Stellung auf
Gebiete der Thierernährungslehre eingenommen und als Meister der von
vertretenen Lehrdisciplinen eine große Zahl von tüchtigen Schülern in
Dienst der Wissenschaft gezogen, um deren Förderung durch jene in se
Geiste sicher gestellt sehen zu können.

Als bleibendes Zeugniß seiner umfassenden Leistungen ist die große
seiner litterarischen Arbeiten zu betrachten, welche sich auf die Gebiete
Landwirthschaft und der Agriculturchemie, der analytischen, technischen
physiologischen Chemie, sowie in den Bereich der Biologie bezw. der T
physiologie erstreckten und theils in den angesehensten wissenschaftlichen
schriften, theils in selbständig erschienenen Schriften zur Veröffentlichun
langten. Von einem lebendigen Drange nach Förderung der wissenschaftl
Erkenntniß beherrscht, war er in seiner vielseitigen Thätigkeit fast unermü
und fand im Wechsel der Arbeit des Forschers, des Lehrers und des Litte
stets neue Anregung und Stärkung. Dabei waren ihm Bescheidenheit, Zu
kommenheit und Güte im hohen Grade eigen und neben diesen vortreffl
Eigenschaften kam sein edler Charakter in mildem Ernste und Lauterkei
Uneigennützigkeit und Selbstlosigkeit, wie in hoch entwickeltem Pflichtg
und strenger Wahrhaftigkeit zum Ausdruck. Einem Manne von solcher Capa
und so gewinnenden Charakterzügen wurde sowol die innigste Verehrung
dem Kreise der Berufsgenossen, als auch die ungetheilte Hochschätzung
anderen, vom persönlichen Verkehr mit ihm oder von seinem Wirken berü
Kreisen dargebracht. Ihm fehlte es nicht an Ehrenbezeigungen mannichf
Art, von siebenzehn wissenschaftlichen Gesellschaften und Vereinen ähn

Tendenz war er theils zum Ehrenmitgliede, theils zum correspondirenden bezw. ordentlichen Mitgliede ernannt, ihm wurde seitens der Liebig-Stiftung die große goldene Medaille als dem ersten und würdigsten Träger derselben verliehen, und schon 1867 wurde er von der medicinischen Facultät der Universität Halle durch die Ernennung zum Doctor honoris causa ausgezeichnet. Diesen gewichtigen Ehrenvotionen reihten sich noch verschiedene Ordensdecorationen an, welche mit der im J. 1889 erfolgten Ernennung zum kgl. preußischen Geheimen Regierungsrathe ihren Abschluß fanden.

Noch im Besitze einer ungebrochenen Kraft traf er Vorbereitungen zu weiteren Forschungsarbeiten und befaßte sich mit der schriftlichen Bearbeitung der Ergebnisse seiner letzten Untersuchungen, als ihn gegen Ende 1889 ein Schlaganfall heimsuchte, der ihn für einige Monate an das Krankenlager fesselte und, ohne ihn seiner geistigen Capacität zu berauben, doch seinem Wirken eine unvorhergesehene Schranke setzte, an welcher ihm schon nach Jahresfrist ein sanfter Tod beschieden sein sollte.

Vgl. Landw. Versuchsstationen, Jahrg. 1891, „Wilhelm Henneberg“ von Dr. Pfeiffer. C. Leisewitz.

Hennings: Johann Friedrich H., Genre- und Landschaftsmaler, geboren am 16. October 1838 zu Bremen, † am 29. Juni 1899 in München, lernte bei Oswald Achenbach in Düsseldorf und nahm, nachdem er Italien bereist hatte, seinen Wohnsitz zu München. Bei aller Naturwahrheit tragen seine Bilder doch idealen, aber durch einen etwas decorativen Charakter versetzten Beigeschmack. Er liebte Abendstimmungen und Mondnächte in sehr harmonischer Färbung; als Staffage erscheinen Herren und Damen, Reiter und Jäger häufig in Rococococostümen. Seine Bilder behandelten in beiläufiger Reihenfolge 1863: eine Heuernte bei Rosenheim; Mühle im Walde; 1864: Badende Kinder (Motiv aus dem Amperthal bei Pähl); 1865: Morgen am Gardasee bei Torbole; 1866: Mondnacht bei Verona, den Marienplatz in München, Salzburg bei Nacht; 1868: das Schloß Nymphenburg nächst München, und eine Partie aus dem Schloßpark daselbst; Mondnacht an der Donau bei Regensburg; 1871: der große Canal in Venedig mit Ausblick auf S. Maria della Salute; 1873: ein Winter-Motiv bei Passau von der Innseite; Blankenese an der Elbe (als Holzschnitt in Nr. 24 Ueber Land und Meer 1873, 29. Bd., S. 460); 1874: Mondnacht in einem alten Park mit springenden Wassern; venetianische Gondelfahrt; 1875: Abend im Park; Aufbruch zur Jagd (mit Motiv von der Solitude bei Stuttgart); 1877: zwei Scenen aus dem Münchener Hofgarten: eine ballspielende Rococogesellschaft vor dem Dianen-Tempel; Schwanthalers Märchen-Brunnen mit modernem Publicum vor demselben; 1878: Federballspiel; Sommerabend in Leopoldskron; Kahnfahrt auf dem Obersee; 1879: Abfahrt des Dampfers am Lido in Venedig: Herbstabend im Park; 1880: im Lustgarten zu Nymphenburg; eine Ateliersscene; lesendes Mädchen; aus Venedig; Reifspiel auf blumiger Frühlingswiese; 1881: schalkhafte Mädchen necken den „Vor dem Schloßportal“ eingeschlafenen dicken Portier; Jagdschlößchen im Frühling mit zwei Reitern; die „Riva degli Schiavoni“ zu Venedig; bunte „Gesellschaft unter den Bäumen des Wirthshauses Zum rothen Hahn“; 1882: „Der entflohene Liebling“ — Papagei, welcher von einer schönen Dame mit Zucker vergeblich gelockt ...t; ein auf der Jagd im „Wirthshaus zum goldenen Löwen“ abgestiegener ...st unterhält sich huldreich mit den dortigen bürgerlichen Gästen (vgl. ...ow's Zeitschrift 1882. XVII, 306); „Frühlingslandschaft“ aus den Gärten Isola Bella im Lago Maggiore (Gartenlaube 1885, S. 308 u. 309);

1883: fröhliche Soldaten, lautenirend, singend und trinkend, in Gesellschaft von jungen Mädchen „Beim Wirth zum Schwarzen Adler“ (als Holzschnitt in Vom Fels zum Meer 1884. März); 1885: Mondnacht bei Salzburg mit der Staffage eines Fackelzugs; „Abend an der Salzach“ mit einer heiteren Volksscene im Costüm des vorigen Jahrhunderts (vgl. Lützow's Zeitschrift XVIII, 308, u. Holzschnitt in Nr. 37 d. Deutsch. Illustr. Ztg. 1886); „Der König kommt!“ Ludwig II. in glänzender Equipage fährt eine Allee entlang, wobei das Fackellicht des Vorreiters mit dem Mondlicht in Wechselwirkung gebracht ist. In noch höherem Grade bewährte H. seine Bravour in der Darstellung von Doppellicht mit seinem „Kanal in Amsterdam“ (1883); das Spiel des Mondlichts in seiner Blässe und die röthlichen Gasflammen in den regungslos liegenden Wassern des zwischen langgestreckten Straßenzeilen sich hinziehenden Kanals ist mit größter Wahrheit wiedergegeben. Ein gleich effectvolles, phantastisches Capriccio war die „Einladung des steinernen Gastes“ (Gartenlaube 1885, S. 869). Dann kam H. mit einer „Frühmesse in der alten Stiftskirche zu Berchtesgaden“ (1887), oder mit einem Schwäne fütternden Dämchen wieder in ein ruhigeres Tempo. Eine Reihe von vornehmen, theilweise berittenen Damen und Herren zeigt ein „Rendezvous vor dem Schlosse“ mit den Insassen einer vierspännigen Carosse. Dann rasten wieder Lichtenstein-Kürassiere „Beim Wirth zur goldenen Sonne“ (Photographische Union); gelegentlich tafeln auch die Stadt-Honoratioren von „Tittmoning an der Salzach“ aus Anlaß einer landesherrlichen Geburtstagsfeier, wobei die städtischen Musikanten aufspielen (Nr. 35 Ueber Land u. Meer 1889. 62. Bd., S. 733). Man sieht, der Künstler liebt Ueberraschungen, führt uns überall hin in gute, gemüthliche, behagliche Gesellschaft, wo man sich gleich zu Hause fühlt. Dann brachte H. auch einen „Festmorgen auf dem Friedhof“ mit einem Motiv aus dem am Ammersee gelegenen Widdersberg (Ueber Land u. Meer 1888. Bd. 59, S. 93); eine Einkehr „Auf der Alm“ (ebendas. 1889, Nr. 43, S. 893), ein „Blindekuhspiel“ (ebendas. 1889. Bd. 62, S. 953), oder einen „Wasserfall aus der Ramsau“ (1890). Er wiederholte sich nicht, fand immer neue Stoffe, sei es mit einer „Wald-Idylle“ (Ueber Land u. Meer. Bd. 63, S. 16), einer „Hirschjagd“ (in Nr. 13 d. Festzeitung für das VII. Deutsche Turnfest 1896), einer lustigen Scene aus dem durch seine Wasserkünste bekannten Hellbrunnerpark bei Salzburg (ebendas. 1892. S. 540), oder einer „Wallfahrt bei Grünsink“ (ebendas. 1892. Nr. 44). Am häufigsten costümirte er seine Staffagen im Stil des vorvorigen Säculums, wozu er natürlich die entsprechende Architektur und landschaftliche Umgebung stimmte, doch holte er seine Stoffe auch aus der neuesten Zeit, von dem „Brunnenbuberl“ (einer neueren Münchener Wasserkunst), aus Seefeld u. s. w. Sein aus fast 300 Oelstudien, Handzeichnungen, Aquarellen und Bleistiftskizzen bestehender Nachlaß wurde mit vielen alterthümlichen Möbeln, Costümen, Waffen, Teppichen und Raritäten am 22. November 1899 durch G. Mößel versteigert.

Ein gleichnamiger Maler, J. Ferd. Hennings, starb am 20. Juni 1895 zu München, 66 Jahre alt.

Vgl. Fr. v. Bötticher, 1895. I, 498. — Singer, 1896. II, 150. — Bettelheim, Jahrbuch 1900, S. 129. Hyac. Holland.

Henrici: Paul Christian H., schleswig-holsteinischer Jurist, zuletzt Reichsgerichts-Senatspräsident, wurde als Sohn des Leibarztes des Herzogs von Augustenburg auf Alsen am 18. April 1816 geboren, studirte 1834—38 in Kiel und Berlin die Rechte und trat nach bestandenem Amtsexamen bei den Oberdikasterien in Glückstadt ein, da es ihm widerstrebte, sich in Kopenhagen bei der dortigen schleswig-holstein-lauenburgischen Kanzlei als Volontär zu

melden. Er lernte in seiner Jugend natürlich den Herzog Christian Karl Friedrich August (der am 30. Juli 1846 gegen den Offenen Brief des dänischen Königs Christian VIII. Protest erhob, vgl. A. D. B. IV, 205—211), ebenso dessen Bruder Prinz Friedrich von Noer näher kennen, während er mit dem Erbprinzen Friedrich (geboren 6. Juli 1829) vor 1864 kaum je in Berührung kam. Von der provisorischen Regierung wurde er 1848 zum Polizeimeister in Apenrade bestellt, welchen schweren Posten er mit Muth und Geschick versah. Dann wurde er von der gemeinsamen Regierung am 23. Februar 1849 zum Obergerichtsrath in Glückstadt ernannt und 1858 Etatsrath. Mangels anderer geeigneter Persönlichkeiten ließ er sich 1864 bestimmen, nach Ankunft des Herzogs Friedrich von Augustenburg an die Spitze der von den Bundescommissaren errichteten Herzoglichen Landesregierung für Holstein zu treten. Hierbei ging er zwar von der Ansicht aus, daß es für die Herzogthümer das vortheilhafteste sei, wenn sie eine preußische Provinz würden, erachtete es aber als Ehrenpflicht, bis zur definitiven Lösung der Successionsfrage treu zum Herzog zu halten, dessen Erbfolgerecht den Schleswig-Holsteinern als Stützpunkt für das erstrebte Loskommen von Dänemark diente, ohne jedoch bei aller Anhänglichkeit für den Herzog so weit zu gehen, wie viele seiner Landsleute, welche Oesterreich im Kriege mit Preußen den Sieg wünschten, im Glauben, daß dann die Einsetzung des Herzogs erfolgen werde. In seinen interessanten „Lebenserinnerungen eines Schleswig-Holsteiners“, Stuttg. u. Leipzig 1897 (zuerst in der Deutschen Revue von R. Fleischer, Jahrg. 21, Bd. 3) erbringt H. rücksichtlich der juristischen Natur des bekannten Abkommens von 1852 und der Successionsfrage aus eigenen Beobachtungen und Erfahrungen neues geschichtliches Material, das den Geschichtschreibern dieser Periode unbekannt war, so daß z. B. die Darstellung von v. Sybel, namentlich auch über den Werth des Heffter'schen Kronsyndicatsberichts, in wesentlichen Punkten sich als unzutreffend herausstellt. Mehr als irgend ein anderer der noch lebenden Zeitgenossen hielt er sich aber auch zu dieser Berichtigung verpflichtet (vgl. a. a. O. S. 119—152). Nur kurze Zeit (1865—67) bekleidete er die Stelle eines Directors der holsteinischen Oberdikasterien; nach ihrer Auflösung am 1. September 1867 trat er als Rath in das für die neuen Provinzen in Berlin errichtete Oberappellationsgericht, wurde 1872 dessen Vicepräsident und Mitglied des Herrenhauses, bei Vereinigung jenes Gerichtshofes mit dem Obertribunal dessen Vicepräsident, 1875 Wirklicher Geheimer Ober-Justizrath und im October 1876 gelegentlich der Einweihung des neuen Universitätsgebäudes von der Kieler Juristenfacultät zum juristischen Ehrendoctor ernannt. Bei Errichtung des Reichsgerichts am 1. October 1879 erhielt er den Vorsitz im dritten Civilsenat übertragen, feierte am 1. October 1888 sein fünfzigjähriges Dienstjubiläum und wurde durch Ernennung zum Wirkl. Geh. Rath (Excellenz) ausgezeichnet. Am 1. October 1891 trat er in den Ruhestand und siedelte nach Berlin über, wo er am 3. Juni 1899 starb. Er galt als einer der scharfsinnigsten deutschen Juristen und hat sich durch Erörterung der Besetzungsverhältnisse am Reichsgericht in einer Arbeit in Jhering's Jahrbb., Bd. XXIV (1886, auch separat), und einer weiteren in den Grenzboten (45. Jahrg., 4. Quartal, S. 489—495) verdient gemacht.

Die oben erwähnten Lebenserinnerungen. — Deutsche Juristen-Zeitung 1899, S. 250/51. — Joh. Saß in Bettelheim's Biogr. Jahrbuch IV (1900), S. 252/3. — Chronik der Universität zu Kiel, Kiel 1877, S. 6. — Zarncke's Liter. Centralblatt 1897, Sp. 393. — Illustrirte Leipziger Zeitung 1879, II, 267. — Deutsche Juristen-Zeitung 1904, S. 879.

A. Teichmann.

Henriette Adelheid, Kurfürstin von Baiern, wurde am 6. Nover 1636 zu Turin als Tochter des Herzogs Victor Amadeus I. von Savo des Enkels Philipp's II. von Spanien, und seiner Gemahlin Christine, Tochter Heinrich's IV. geboren. Schon in ihrem Kindesalter beschäftigte der mütterliche Ehrgeiz mit hochfliegenden Plänen bezüglich ihrer Vermähl kein Anderer als der junge Bourbon Ludwig XIV. war als zukünftiger mahl für sie in Aussicht genommen. Der Gedanke erwies sich als und führbar, am 25. Juni 1652 wurde Adelheid in München dem um einige jüngeren Wittelsbacher Ferdinand Maria angetraut, der damals noch der Vormundschaft seiner energischen Mutter, der Habsburgerin Maria A stand. In diesem Verhältniß lagen auch bereits die Keime späterer h licher Conflicte. Dazu kam, daß die beiden Gatten nach Erziehung, Tem ment und Anlage sich völlig von einander unterschieden. Dem ungele unselbständigen und melancholischen jungen Fürsten, der so gar nichts was einen phantastischen weiblichen Sinn fesseln konnte, stand die früh wickelte, durch alle Reize des Körpers und mancherlei Vorzüge des Geistes gezeichnete feinsinnige Tochter Italiens mit ihrer reichen französischen Bil anfangs ohne Verständniß und Neigung gegenüber. Auf einer Wallfahrt Altötting im ersten Jahre ihrer Ehe erbat sich die kindlich Gläubige von Mutter Gottes die besondere Gnade, den Gatten lieben zu können. romantischen Sinn sowie die ästhetischen Bedürfnisse ihrer künstlerisch stimmten Seele vermochte der eng umschriebene Kreis des Münchener mit seiner klösterlichen Schmucklosigkeit und Stille in keiner Weise zu friedigen. Um so ausschließlicher beschränkte sie sich auf ihren piemontes Hofstaat, erregte aber gerade dadurch, sowie durch ihre ganze leidenschaf und impulsive Art, die es wenig verstand, fremde Eigenart zu berücksicht allseitiges Aergerniß. An der Spitze der höfischen Opposition gegen die länderin stand die Kurfürstin-Mutter. Es war ein sehr erbitterter Ka den die beiden bedeutenden Frauen mit einander ausfochten und aus dem jüngere, vielfach doch infolge eigenen Verschuldens, nicht als Siegerin he ging. Wenn Adelheid, den Traditionen ihres Hauses entsprechend, den danken unbedingtesten Anschlusses an Frankreich vertrat, und in ihrem Ehr nicht damit zufrieden, „una semplice duchessa di Baviera“ zu sein, Gemahl mit allen den vielseitigen Mitteln weiblicher Dialektik bestürmte, der ihm von Mazarin in lockender Nähe gezeigten Kaiserkrone zu greifen erlebte sie auch auf dem politischen Felde eine völlige Niederlage. Dem flusse der Königin-Mutter sowie des besonnenen und pflichttreuen Oberst meisters Kurz, der damals als „el vero sovrano“ die bairische Politik le gelang es im Laufe des Jahres 1657 den friedseligen Kurfürsten über in Schwankungen hinweg zum Verzicht auf die Candidatur zu bewegen und durch dem Habsburger Leopold die Wahl zu sichern.

Allein bald darauf setzte der allmähliche Umschwung ein. Im J. 1 schied Kurz aus dem Leben, und fast zur selben Zeit schenkte Adelheid d die Geburt Max Emanuel's ihrem Gatten den ersehnten Erben. Sei war ihr Uebergewicht über Maria Anna entschieden, die bis zu ihrem Jahre später erfolgenden Tode nie mehr bestimmend in die Politik eingegr hat. Um so größer wurde Adelheid's Einfluß auf ihren Gemahl, dessen zu der schönen, ihn auch geistig überragenden Frau seitdem kein Gegenge mehr hatte. Jetzt erst ergab sich dieser auch die Möglichkeit, ihrem gegen das „powere Geschlecht“ der Habsburger die Zügel schießen zu la Bei ihr lag die Veranlassung, wenn sich Ferdinand Maria immer tiefe bittere Empfindungen gegen das Fürstenhaus hineinlebte, dem seine Mu

entstammt war. Hatte Adelheid schon vor der Kaiserwahl ihre heimliche politische Correspondenz mit Frankreich unterhalten, so begann nach der Geburt Max Emanuel's und an diese anknüpfend ein noch lebhafterer Briefwechsel ihrerseits mit Lionne in Paris, mit dem französischen Gesandten Grémonville in Wien, vor allem auch mit Ludwig XIV. selbst, dem sie mit fast schwärmerischer Verehrung huldigte. Im Verein mit dem Nachfolger Kurz', dem Landgrafen Hermann von Fürstenberg, der wiederum in engem Einverständniß mit seinen beiden in der deutschen Geschichte zu trauriger Berühmtheit gelangten begabteren Brüdern agirte, gelang es ihr, nachdem mit dem Sturze des Kanzlers Oexl auch der letzte kaiserliche Anhänger gefallen war, den Kurfürsten mehr und mehr in die Bahnen einer französischen Annäherung zu leiten, die dann in dem unter reger Mitwirkung des Vicekanzlers Kaspar Schmid geschlossenen Bündniß vom 17. Februar 1670 ihre officielle Form erhielt. Auch später hat Adelheid ihr französisches Herz nicht verleugnet. Immer wieder ist sie nach Ausbruch des holländischen Krieges für den Gedanken eingetreten, die bei aller inneren Parteinahme für Ludwig doch stets nach außen nicht ohne Aengstlichkeit behauptete Neutralität aufzugeben und die mit französischem Golde geschmiedeten Waffen offen gegen den Kaiser zu erheben. Allein hier stellte sich ihr in der Furchtsamkeit Ferdinand Maria's eine um so unüberwindlichere Schranke entgegen, als auch die beiden mächtigsten kurfürstlichen Rathgeber, Fürstenberg und Schmid, aus verschiedenen Gründen eine französische Schilderhebung widerriethen. Ueberhaupt begann ihr Einfluß am Ende ihres Lebens zu sinken. Nach Fürstenberg's Tode (1674) hatte sie gehofft, ihre Stellung neu zu befestigen, allein da war es Schmid, der es mit Erfolg unternahm, sie bei Seite zu drängen. Wie einst ihre ersten Jahre am Münchener Hofe, so waren auch ihre letzten nicht frei von Enttäuschungen. Die beiden französischen Gesandten, der hochgebildete Herzog von Vitry und de la Haye Vantelet wissen manches resignirte Wort aus ihrem Munde zu berichten. Dazu kam ein Herzleiden, das bald immer schnellere Fortschritte machte und ihrem Leben ein frühes Ende bereitete. Am 18. März 1676 ist sie verschieden. Sie wurde als erstes Mitglied des wittelsbachischen Hauses in der prunkvollen Theatinerkirche, ihrer eigensten Schöpfung, beigesetzt.

Trotzdem Henriette Adelheid sich mit Vorliebe in der Politik bethätigte, ist sie doch nichts weniger als ein starker politischer Charakter gewesen. Ihre Bedeutung für Baiern liegt vielmehr auf ganz anderem Gebiete. Mit ihr begann eine Aera der Kunst, zogen in die bairische Hauptstadt künstlerischer Sinn und schöngeistige Bestrebungen ein, in deren Förderung die Kurfürstin durch keinerlei Rivalität behindert wurde. Wie sie selbst einige anspruchslose Komödien geschrieben hat und ihren Gefühlen gefälligen dichterischen Ausdruck zu geben wußte, so zog sie auch häufig junge Talente aus ihrer Heimath heran. Domenico Gisberti, Maccioni, Pallavicini werden uns als die geistigen Führer einer Schar von Gelegenheitsdichtern genannt, die nicht müde wurden, im Stile der französischen Pretiösen den bairischen Hof, vor allem aber Schönheit und Geist ihrer Herrin zu feiern. Auch die Musik fand in Adelheid, die selbst in Gesang und Lautenspiel wohl erfahren war, eine eifrige Gönnerin, und die Hofcapelle gewann unter der Leitung von Männern wie Porro und Bernabei erhöhte, über München hinausreichende Bedeutung. Nicht minder ausgeprägt war Adelheid's Neigung für die Kunst des Schauspiels; mit Vorliebe trat sie selbst auf die Scene, berief auch welsche Komödiantentruppen nach der Hauptstadt. Tiefer ins Volk ist diese Kunstpflege freilich nicht gedrungen. Dort sah man nur die glänzende Außenseite in den kostspieligen

Waffen- und Festspielen in der Residenz, den Bällen und Gartenfeste
Schleisheim und in dem lieblichen neuen Lustschloß Nymphenburg, den W
fahrten auf dem Starnbergersee. Das Ganze hatte auch seine sehr schli
Seiten. Die luxuriöse Hofhaltung kam dem Lande natürlich sehr theu
stehen, und es ist höchst bezeichnend für den Einfluß Adelheid's auf ihren
als sparsamen Gemahl, daß er mit vollen Händen Geld ausgab für
anstaltungen, an denen er selbst gar keine Freude hatte. Anderseits drä
sich durch den Glanz angezogen, auch zweideutige Elemente an den Hof
keine bessere Empfehlung hatten als die, Franzosen oder Italiener zu
So kam viel gutes bairisches Geld in fremde, nicht immer ganz saubere H
Auch wird es schwer möglich sein festzustellen, wie viel Antheil an dem b
Treiben dem ernsten künstlerischen Geiste der Kurfürstin, wie viel ihrer
nach geselligen Vergnügungen zuzuschreiben ist, durch die sie sich den
deutschen Himmel vergessen machen wollte. Wie dem auch sei, gewiß ist
falls, daß der bairische Hof, über dem der Zauber weiblicher Anmut
sich von aller Frivolität ferngehalten hat. Die werkthätige Frömmigkei
kurfürstlichen Paares, die gelegentlich allerdings auch in Bigotterie aus
unterschied sich nicht minder vortheilhaft von der rohen Völlerei und
wilden Waidmannsleben des trunkfesten sechzehnten, wie von der Maitr
wirthschaft des die schlimmsten Seiten französischen Hoflebens imitirenden
zehnten Jahrhunderts. Wenn es uns heute nicht ganz leicht ist, die Do
natur der Kurfürstin in ihrer seltsamen Mischung von „Weltlust und Entsa
heiterer Lebensfreude und verzehrender Melancholie“ (Heide) zu begreife
liegt ein Grund dafür gewiß auch darin, daß sie in ihren Fähigkeiten
Vorzügen wie in ihren Mängeln eine romanische Frau gewesen und gebl
ist. Wie sehr sie trotzdem der geistige Mittelpunkt des Hofes war, zeigte
als nach ihrem Tode die Musen verstummten, und Ferdinand Maria sich m
in die Einsamkeit von Schleisheim zurückzog.

Chappuzeau, Relation de la maison electorale et de la cou
Bavière (Paris 1673). — Mémoires du marquis de Pomponne, hrs
Mavidal II (Paris 1868) 225 ff. — Götze, Die Durchlauchtigsten G
fürstinnen von Bayern (Dresden 1747). — Lipowsky, Ferdinand Ma
Lebens- und Regierungsgeschichte (München 1831). — Claretta, Ade
di Savoia, duchessa di Baviera, e i suoi tempi (Turin 1877). —
Kurfürstin Adelheid von Bayern (Zeitschr. f. allgem. Geschichte III. 1
— v. Oefele, Ferdinand Maria (s. A. D. B. VI, 677). — Heigel,
Vermählung des Kurfürsten Ferdinand Maria mit Adelaide von Sa
und die Beziehungen zwischen Bayern und Savoyen 1648—53 (Q
u. Abhandlungen z. neueren Geschichte Bayerns II. München 1890)
Trautmann's drei Aufsätze im Jahrbuch f. Münchener Geschichte I-
(1887—89). — v. Reinhardstöttner, Ueber die Beziehungen d. italien
Litteratur zum bayrischen Hofe, ebenda I. — Recueil des instruc
données aux ambassadeurs et ministres de France; Bavière t. VII (1
bes. die Instr. für de la Haye Vantelet. — Merkel, Adelaide di S
(Turin 1892; vgl. Heigel, Beil. z. Allg. Ztg. 1892, Nr. 279). — D
Bayern und Frankreich, 2 Bde. (München 1900/1903). — Schieder
Künstlerische Bestrebungen am Hofe des Kurf. Ferdin. Maria v. B
(Forsch. z. Gesch. Bayerns X. 1902). — Preuß, Kurfürstin Adelheid
Bayern, Ludwig XIV. u. Lionne (Festgabe für Heigel, München 1
— derselbe, Wilhelm III. von England u. die Wittelsbacher im Zei
der spanischen Erbfolgefrage I (Breslau 1904).

Preuß

Henschel: Gustav H., Forstmann, geboren am 25. Juli 1835 zu Zellhof (Oberösterreich), † am 17. März 1895 zu Gußwerk bei Maria-Zell, wo er auf Befreiung von seinen Leiden hoffte. Als Sohn des herzogl. sachsen-coburg-gothaischen Forstdirectors Ottomar Henschel schon von frühester Jugend an mit dem Leben im Walde vertraut und mit einer ausgesprochenen Neigung zu naturwissenschaftlichen Studien ausgestattet, wendete er sich dem Forstfache zu. Er besuchte zunächst die Dorfschule in seinem Geburtsort, erhielt dann Privatunterricht durch einen deutschen Candidaten der Theologie und bezog hierauf das Gymnasium zu Linz. Hier benutzte er, seiner Vorliebe für die Natur, insbesondere die Thier- und Pflanzenwelt folgend, jede freie Stunde zum Besuch der naturwissenschaftlichen Sammlungen und bezüglichen Bibliothek des dortigen Museums, sowie zu Excursionen — namentlich nach dem für Sammler so ergiebigen „Haselgraben". Diese Passion wurde ihm aber von den aus lauter katholischen geistlichen Herren bestehenden Professoren — H. war Protestant — so übel genommen, daß er sich gezwungen sah, das Gymnasium noch vor dessen Absolvirung zu verlassen. Nachdem er die ihm noch fehlenden Kenntnisse durch Privatstudien sich angeeignet hatte, trat er 1854 (gleichzeitig mit dem Verfasser dieser Biographie) bei dem Revierförster August Kellner in Georgenthal (Thüringer-Wald) als Forsteleve ein. Bei diesem ausgezeichneten Manne, welcher nicht nur umfassende botanische Kenntnisse besaß, sondern auch ein vorzüglicher Kenner der Insecten war, erhielt er erste Anregung zu forstentomologischen Studien, welche später bestimmend für seine ganze wissenschaftliche Richtung geworden sind. Nach absolvirter Lehrzeit bezog er 1856 die unter Grebe's Leitung stehende Forstlehranstalt in Eisenach, welche er 1857 auf Grund einer Abgangsprüfung verließ.

Bis zum Herbste 1859 genoß er auf den fürstlich Schwarzenberg'schen Herrschaften Frauenberg und Wittingau unter der Leitung der Oberforstmeister [illegible]owsky und Hoydar eine vorzügliche praktische Ausbildung, insbesondere in Vermessungs- und Forsteinrichtungs-Arbeiten. Hierauf unterwarf er sich der Prüfung für den selbständigen Forstverwaltungsdienst, welche er mit der Note „vorzüglich" bestand. Nach vorübergehender Beschäftigung in der dem Herzog von Sachsen-Coburg-Gotha gehörigen Herrschaft Greinburg unter den Auspicien seines Vaters begann er seine eigentliche Beamtenlaufbahn als Forstgehülfe auf der dem Grafen von Flandern gehörigen Herrschaft Palin bei Groß-Kanisza im südöstlichen Ungarn. Hier beendigte er (1860) durch eine dritte Umarbeitung das schon vor einigen Jahren in Angriff genommene Manuscript seines „Leitfaden zur Bestimmung der schädlichen Forst- und Obstbauminsecten", nach analytischer Methode bearbeitet. Das Werkchen erschien 1861 und fand wegen seiner Zuverlässigkeit und der den Bedürfnissen der Praxis angepaßten Methode und Form der Darstellung von seiten des ausübenden Forstpersonals, sowie bei allen Sammlern eine sehr günstige Aufnahme und infolgedessen auch große Verbreitung. Durch die politischen Verhältnisse in Ungarn zur Rückkehr in seine Heimath veranlaßt, trat er zunächst (1861) eine Stelle als Forstgeometer in Greinburg an. Da er sich hier, infolge verschiedener dienstlicher Widerwärtigkeiten, nicht recht einleben konnte, übersiedelte er bald als Forsttaxator auf die gräflich Wickenburg'schen Güter Wallsee und Ulmerfeld (Niederösterreich) über, kam Anfang 1864 als Forstcontrolor auf die fürstlich Lamberg'sche Herrschaft Steyr und wurde daselbst 1868 mit der Bewirthschaftung der Oberförstereien Molln und Bodinggraben, einem herrlichen 58 000 Joch großen Hochgebirgswaldcomplexe (Oberösterreich) betraut. 1872 erfolgte sein Uebertritt in die Dienste der Innerberger Hauptgewerkschaft als Oberförster in Wildalpe. Schon 1873 rückte er hier zum

Forstmeister auf. Gleichzeitig wurde ihm die Leitung der durch den Fo
director Albert Dommes errichteten Forstwartschule übertragen. Hier ers
sein diesem Gönner aus Dankbarkeit gewidmeter „Leitfaden“ (1876) in zwe
vermehrter und verbesserter Auflage. Sein Verbleiben in diesen Stellu
war aber nicht von langer Dauer. Der Ruf als tüchtiger Hochgebirgsf
wirth, welchen er sich im Laufe der Jahre erworben hatte, veranlaßte
Ackerbauminister Grafen Hieronymus Mannsfeld, ihn 1877 zum inspicire
Forstmeister in der VII. Rangclasse bei der Forst- und Domänendirectio
Gmunden (Salzkammergut) zu ernennen. Auch hier blieb er nur kurze
An der Hochschule für Bodencultur in Wien war nämlich die Besetzung
zweiten forstlichen Lehrerstelle nothwendig geworden, und durch Allerh
Entschließung vom 26. October 1877 wurde H. als außerordentlicher Prof
auf diesen Lehrstuhl berufen. Am 3. Februar 1886 erfolgte seine Beförde
zum ordentlichen Professor, und am 26. December 1888 wurde er durch
Titel „K. K. Forstrath“ ausgezeichnet. Als Lehrfächer waren ihm Forst
Jagdbetrieb und Encyklopädie der Forstwissenschaft zugewiesen. Später
noch die Lehre vom Fischereibetrieb hinzu. Außerdem docirte er im Nebe
auch an dem technologischen Gewerbemuseum in Wien über Vorkommen,
winnung und technische Eigenschaften der Werk- und Nutzhölzer.

In dieser angesehenen Stellung entfaltete er bis zu seiner schweren
krankung an einem Herzleiden, welche ihn im Wintersemester 1894/95
vorläufigen Einstellung seiner Lehrthätigkeit nöthigte, nach verschiedenen R
tungen hin — als Lehrer, Forscher und Schriftsteller — eine höchst rühm
Thätigkeit. Sein Vortrag war lebhaft, klar und anschaulich. Er besaß
ausgezeichnete Darstellungsgabe, wobei ihm sein Talent zum Zeichnen seh
statten kam und liebte es, seine Vorträge durch — mitunter recht drastisch
Beispiele zu würzen. Es gelang ihm hierdurch in vorzüglicher Weise,
seinen Hörern ein reges Interesse für sein specielles Lehrgebiet zu erw
und sie für den schönen forstlichen Beruf überhaupt zu begeistern.

Seine Eigenschaft als Schriftsteller und Forscher auf forstzoologis
Gebiete bekundete er durch eine Anzahl selbständiger Werke und durch z
reiche entomologische Beiträge in forstliche Zeitschriften.

Seine erste schriftstellerische Leistung als Professor war „Der Forstwa
ein Lehrbuch der wichtigsten Hilfs- und forstlichen Fachgegenstände zum Se
Studium für Forstwarte, Forstwart-Candidaten, Kleinwaldbesitzer rc. und
Unterrichtszwecken an Waldbauschulen (2 Bände, 1878 bis 1883). D
Buch, welches besonders die Hochgebirgswirthschaft ins Auge faßt, wo
Forstwart sehr große Bezirke unterstellt sind, für welche er nicht nur A
sichtsorgan, sondern bis zu einem gewissen Grade auch technisches Wirthsch
organ ist — etwa wie der preußische Förster — entsprach einem in Oe
reich lebhaft gefühlten Bedürfniß. Eine später in Angriff genommene
Bearbeitung dieses forstencyklopädischen Werkes kam — infolge seines f
zeitigen Todes — leider nicht zur Vollendung. Von forstzoologischen Werken
stammen seiner Feder: „Praktische Anleitung zur Bestimmung unserer S
wasserfische nebst einem alphabetisch geordneten Verzeichniß der Synony
Beziehungen und gebräuchlichsten Volksnamen“ (1890); „Die Insecten-Sc
linge in Ackerland und Küchengarten, ihre Lebensweise und Bekämpfu
(1890); „Die Seuche der Nonnenraupe. Winke für die Praxis“ (18
„Die Vernichtung der Reblaus. Anregung zu Versuchen, die Reblaus
biologischer Grundlage zu bekämpfen“ (1892); zuletzt die dritte, wesen
vermehrte, ganz neu bearbeitete Auflage seines Leitfadens u. d. T. „Die sc
lichen Forst- und Obstbaum-Insekten, ihre Lebensweise und Bekämpfu

praktisches Handbuch für Forstwirthe und Gärtner“ (1895). Dieses mit 197 größtentheils recht guten Textabbildungen ausgestattete Werk ist offenbar seine hervorragendste Leistung. In ihm finden sich seine langjährigen, mit vollem Verständniß für die Sache und wahrem Bienenfleiß zusammengetragenen, den Oertlichkeiten, in welchen er als praktischer Forstwirth und Lehrer thätig war, sowie den von ihm bereisten Gegenden entstammenden Beobachtungen und gemachten Litteraturstudien zu einer gediegenen, durchaus zuverlässigen Darstellung verwerthet, die insbesondere den Forstmann befriedigen wird, da die Forstinsecten, namentlich die Borkenkäfer, besondere Beachtung gefunden haben. Von entschiedenem Werth zur leichten Bestimmung und sicheren Erkennung der kulturfeindlichen Insecten sind namentlich die im III. Theil enthaltenen nach Holzartengruppen und Holzarten alphabetisch geordneten, analytisch-biologisch eingerichteten, sehr praktischen Bestimmungstabellen.

H. bearbeitete ferner in der 8 Bände umfassenden „Allgemeinen Encyklopädie der gesammten Forst- und Jagdwissenschaften“ von Raoul Ritter v. Dombrowski den Theil über die Kleinsäugethiere und den entomologischen Theil. Nach dem Tode des Herausgebers redigirte er — gemeinsam mit Professor Adolf Ritter v. Guttenberg — den 6. bis 8. Band dieses großartigen Sammelwerkes. Ferner hat er zahlreiche entomologische Beiträge und Notizen im Centralblatt für das gesammte Forstwesen (1875—1889), in der Oesterreichischen Vierteljahresschrift für Forstwesen (1887 und 1891), in der Oesterreichischen Forst- und Jagd-Zeitung &c. veröffentlicht. In das von L. Dimitz herausgegebene Werk „Oesterreichs Forstwesen 1848—1888“ lieferte er die Abhandlung „Entwickelung des forstlichen Unterrichtes und der forstlichen Staatsprüfungen“. H. war Mitglied vieler gelehrter Gesellschaften und sonstiger Vereine. Mit hervorragenden Entomologen wie Duftschmid (Linz), Kellner (Georgenthal, später in Gotha), Ratzeburg (Eberswalde) stand er in beständigem wissenschaftlichem Verkehr, wodurch seine Schriften und Abhandlungen an Vielseitigkeit gewannen. Erwähnung verdient noch, daß er häufig zur Abgabe forstlicher Gutachten inbezug auf Pflanzen- und Baumbeschädigungen durch Insecten in Anspruch genommen wurde. Der Aufforderung, sein Wissen auch nach dieser Richtung hin nutzbar zu machen, entsprach er stets bereitwillig, wodurch er sich weitere Kreise zu Dank verpflichtete.

H. war eine seinem Beruf mit voller Liebe ergebene und offene Natur. Zu etwas Sarkasmus, sogar leichtem Spott geneigt, hielt er mit seinen Ansichten nicht zurück. Bei Widerspruch konnte er sogar derb werden. Allein schließlich behielt doch seine Gutmüthigkeit die Oberhand, die sich namentlich dann kundgab, wenn er nach Excursionen im Kreise seiner Hörer, denen er mit ganzem Herzen zugethan war, verkehrte. Nur in seinen letzten Lebensjahren krankte er — infolge seiner zerrütteten Gesundheit — an hochgradiger Nervosität und oft einer gewissen Verdrossenheit.

Ratzeburg, Forstwissenschaftliches Schriftsteller-Lexikon, S. 237 (Autobiographie). — Oesterreichische Vierteljahresschrift für Forstwesen, N. F. XIII. Band, 1895, S. 164 (Nekrolog). — Centralblatt für das gesammte Forstwesen, 1895, S. 229 (Nekrolog). — Oesterreichische Forst- und Jagd-Zeitung, 1895, S. 101. — Eigene Kenntniß.

R. Heß.

Henschel: Johann Werner H., Bildhauer, geboren am 14. Februar ... in Kassel, † am 15. August 1850 zu Rom, stammte aus einer uralten Gießerfamilie; sein Vater Karl H. war der Vorstand des damals landgräflichen, vom Landgrafen Karl erbauten Gußhauses. Nach gutem Schulunterricht trat er beim väterlichen Geschäft in die Lehre und wurde streng

zünftig 1799 zum Gesellen der Roth=, Stück= und Glockengießer=Profession a
geschworen, erhielt dann bei dem Porträtmaler und Hof=Dessinateur J
Kobold Unterricht im Zeichnen und Malen und durch den Hofbildhauer He
im Modelliren und „Steinhauen", bezog die Akademie, wo er unter Nahl
Leitung einen Herkules mit der Keule und eine Gruppe (Herkules u
Omphale) durchführte. Infolge dieser Leistungen wurde ihm 1805 e
Stipendium nach Paris zuerkannt, damals durch die Vereinigung der unerme
lichen Kunstschätze eine vielbegehrte hohe Schule. Hier war es auch, wo
mit Savigny, Jakob Grimm und dem Maler Ludwig Hummel in Berühru
kam. Trotz seines lebenslustigen, freudetrunkenen Wesens modellirte H. i
Atelier von Pierre Jean David (David d'Angers) eine von Engeln umgebe
„Madonna", welche hervorgegangen aus der jungen, durch Wackenroder u
Novalis inspirirten romantischen Schule, als „ein ganz altdeutsches Werk, n
von Holbein" (!) gepriesen wurde. Zurückgerufen von der westfälischen R
gierung, um für den Königsplatz in Kassel ein colossales Standbild Napoleon
anzufertigen, kam H. durch Partei=Intriguen um den Auftrag, da nur, n
es hieß, von einem Franzosen ein solches Werk gemacht werden dürfe. D
wenig gelungene Arbeit wurde nach dem Sturze des Imperators niedergele
und die Statue dabei zerbrochen, aus einem Theil des Leibes machte m
eine — Spieltischplatte für den Kurfürsten, die übrigen Trümmer aber blieb
in Kassel zerstreut; nicht allein die „Stones of Venice" haben nach Rusk
eine eigene Sprache, auch andere Denkmale „aere perennius" könnten Viel
erzählen! — H. machte in Kassel eine Anzahl kleinerer Arbeiten, bis er 18
im Auftrag der damaligen Kurprinzeß Auguste und deren Schwester Ma
(Königin von Holland) jene schöne Gruppe der Charitas begann, eine leben
große, halb kniende Figur mit zwei Kindern, welche seinen Namen vorthe
haft bekannt machte. Nun folgten mehrere Büsten, darunter jene des b
rühmten Göttinger Physikprofessors und Humoristen G. Chr. Lichtenber
als guter Sohn skizzirte er auch die Büsten seiner Eltern aus Anlaß ihr
silbernen Hochzeit (1829). In Aaken's Menagerie modellirte H. viele Löwen u
Tiger, die bei späterer Gelegenheit ihm gut zu statten kamen. Für d
prachtliebenden Kurfürsten Wilhelm II. von Hessen fertigte H. allerlei Relief
auch das Grabmal des jungen Grafen Julius Wilhelm Albert von Reichenba
Daneben bethätigte er sich artistisch am Maschinengeschäft seines Vaters u
trat nach dem Tode desselben (1835) als Theilhaber in die großartigen Unte
nehmungen seines Bruders Anton, welcher nicht nur die Gießerei übernahm
sondern auch eine Fabrik für Feuerspritzen, Pumpwerke, Wagen, die berühmt
Henschel'schen Oefen, Kirchenglocken, Tische und Gartenstühle gründete, fern
Ziegeleien, Kohlenwerke und Torfstiche in sein Bereich zog und zuletzt sog
auf das Gebiet der theoretischen Kunstschriftstellerei überging. In dem vo
der heitersten Geselligkeit belebten Hause des Bruders gab es Maskenbäll
Feste und Hummel=Concerte, hier verkehrten Bettina v. Arnim, Karoli
v. d. Malsburg, die Brüder Grimm, Minister v. Hassenpflug und viele ande
Größen und Zeitgenossen, welchen E. Geibel seinen „König Roderich" zu
Vortrag brachte. Mitten im Strudel dieses vielbewegten Treibens entwarf
die Skizze zu einer Gruppe, welche als „Hermann und Dorothea am Brunne
die Aufmerksamkeit König Friedrich Wilhelm IV. erregte, der die lebensgro
Ausführung in Marmor für den Charlottenhof zu Potsdam bestellte. H. ve
fügte sich 1843 nach Carrara und zur weiteren Vollendung nach Rom,
er nach seinem leicht beweglichen Temperament auf vielen Ausflügen n
anderen Theilen Italiens, „des Lotos süße Kernfrucht fand, die der Heim
Angedenken und der Rückkehr Sehnsucht austilgt". Längst vor der Potsdam

runnengruppe hatte H. das Bonifacius-Denkmal für Fulda geschaffen, lches, schon 1837 in der Werkstätte der Brüder in Bronze gegossen, doch t am 17. August 1842 zum elfhundertjährigen Jubiläum in der Stadt ulda enthüllt wurde, eine etwas schwerfällige, aber energisch vorschreitende stalt, die, in der Rechten das Kreuz, in der Linken die Bibel haltend, mals emphatisch gepriesen wurde. H. genoß überhaupt die Freude, daß ine Schöpfungen noch zu Lebzeiten des Meisters bereitwillig Anerkennung nden, wozu die spätere Nachwelt sich etwas rückhaltender verhalten möchte. m J. 1818 warde H. Mitglied der Akademie zu Kassel, 1832 Professor der odellir- und Bildhauerkunst und schließlich Hof-Bildhauer des Kurfürsten riedrich Wilhelm I. von Hessen. Henschel's Porträt zeigt uns Ludwig Grimm der schönen Radirung, welche die am Morgen des 6. April 1828 den anen Albrecht Dürer's bereitete Huldigung darstellt, womit am Grabe des roßen Meisters das erste deutsche Künstlerfest in Nürnberg inaugurirt wurde.

Vgl. Nagler, 1838. IV, 109 ff. — Die ausführliche Schilderung Henschel's im Neuen Nekrolog der Deutschen. Weimar 1852. I, 489—536. — Ernst Förster, Gesch. der deutschen Kunst, 1860. IV, 243; V, 66 ff. — G. Wittmer in Lützow's Zeitschrift Nr. 20 vom 13. April 1882. XVII, 410 ff. — Singer 1896. II, 160 (8 Zeilen!).

Hyac. Holland.

Hensel: Friedrich H., k. k. Hauptmann, geboren am 13. August 1781 Kronstadt in Siebenbürgen, erhielt seine militärische Ausbildung in der nieakademie in Wien, die er 1801 als Cadet verließ. Am 1. September 802 zum Oberlieutenant, am 1. Januar 1807 zum Hauptmann im Genie- rps befördert, arbeitete H. bei Beginn des Krieges von 1809 an den Be- stigungen in Kärnten. Als Erzherzog Johann Anfang Mai den Rückzug trat und gegen Mitte des Monats die Befehle zur Vertheidigung der tellung von Tarvis eintrafen, meldete sich Hauptmann H. freiwillig zur rtheidigung des wichtigen Sperrpunktes Malborghet. Als Besatzung des orts, das aus zwei mit Brustwehren umgebenen Blockhäusern bestand, er- elt H. 7 Officiere, 200 Füsiliere und 50 Schützen vom Oguliner Grenz- fanterieregimente, 1 Officier und 8 Mann vom Mineurcorps und 24 Ar- lleristen mit 10 Geschützen unter Oberfeuerwerker Rauch. Am 14. Mai setzte der Vortrab der französischen Armee unter Vicekönig Eugen den Markt alborghet, in der folgenden Nacht begann der erste Angriff, der jedoch mit deutendem Verluste auf Seite der Franzosen zurückgewiesen wurde. Nachdem iese am 15. das Fort recognoscirt und in der Nacht eine Batterie errichtet atten, begann am 16. Morgens der Sturm, jedoch ohne Erfolg. Eine Auf- forderung zur Uebergabe lehnte Hauptmann H. entschieden ab, ein neuerlicher turm wurde zurückgeschlagen, ein Versuch das Fort bei Nacht durch Ueberfall nehmen, mißglückte. Inzwischen hatten die Franzosen zwei neue Batterien richtet, unter deren Schutz am Morgen des 17. ein neuer Sturm unter- mmen wurde. Indessen rückte auch eine, während der Nacht zur Umgehung s Forts entsendete Colonne vor, so daß Malborghet von allen Seiten um- ngelt war. Wüthend drangen die durch Branntwein berauschten Franzosen rwärts; zwei Mal wurden sie zurückgeworfen, aber die Generale, ergrimmt über den Widerstand und besorgt wegen der enormen Verluste, die sie nur urch das Gelingen der Unternehmung rechtfertigen konnten, ordneten einen ritten Sturm an. Schon war es einzelnen Soldaten gelungen, zunächst an ie Palisaden zu kommen und sie einzuhauen, und nun sank Hauptmann H. on einer Kugel verwundet zusammen. Mit seinem Falle hörte auch die ge- rühmte Vertheidigung auf, die Franzosen drangen in das Fort und metzelten

Alles nieder, was ihnen in den Weg trat. Außer Hauptmann H. waren dem Kampfe 3 Officiere, 75 Mann gefallen, der Rest, mit Ausnahme Wenig denen es gelang zu entkommen, fiel in Kriegsgefangenschaft. Kaiser Ferdina hat die heldenmüthigen Vertheidiger von Malborghet durch ein Denkmal g ehrt, das sich rechts der Straße am Fuße jenes Felsens, wo einst das Blc haus stand, erhebt.

Wurzbach, Biogr. Lexikon. — Krones, Die Erstürmung d. beiden Bl häuser Malborghet u. Predil durch die Franzosen im J. 1809. — (H wig) Malberghetto und Predil. — Teuffenbach, Vaterländ. Ehrenbuch

Criste

Henselt: Adolf H., ein berühmter Claviervirtuose und Componist, boren am 12. Mai 1814 zu Schwabach in Baiern, † am 10. October 1 im Bade Warmbrunn in Schlesien. Sohn eines Kattunfabrikanten, der 1817 nach München übersiedelte; dort erhielt Adolf Violinunterricht, doch er mehr Neigung zum Clavierspiel zeigte, wurde er Lasser's Schüler München, darauf Schüler der Geheimräthin v. Fladt, einer Schülerin Vogle und einer ausgezeichneten Künstlerin; bei ihr bildete er sich zum Virtuo und Componisten aus. Frau v. Fladt benützte ferner ihre Verbindung Hofe, vom Könige Ludwig I. ein Stipendium für ihren Zögling zu erhal damit derselbe bei Hummel in Weimar die letzte Künstlerweihe empfi H. studirte zwar mit Eifer bei Hummel, konnte sich aber mit dessen Sp manieren nicht einverstanden erklären, da seine Technik bereits eine eigenar Richtung eingeschlagen hatte; schon nach acht Monaten kehrte er nach Münc zurück. Nach kurzem Aufenthalte ging er nach Wien, lebte aber ganz zur gezogen, nur seinen Studien sich widmend und von den verschiedenen auftretenden Virtuosen lernend, auch bei Sechter contrapunktische Stud treibend, denen er aber in seinen Werken nie gehuldigt hat. Kränklich bewog ihn, Karlsbad aufzusuchen, wo er auch Kräftigung fand, 1836 ging nach Berlin und ließ sich öfter in Privatkreisen hören, wo er gut aufgenomm ward und an dem Referenten Rellstab der „Vossischen Zeitung“ einen geisterten Lobredner fand. Vor dem öffentlichen Auftreten hatte er eine bezwingbare Abneigung, verbunden mit einer angstartigen Beklemmung, er nur einmal zu bezwingen suchte, aber jeden weiteren Versuch aufgab; gegen spielte er gern und oft in Privatcirkeln, sowol in dem bereits erwähn in Berlin, wie in Dresden, Weimar und Jena, wo er sich längere Zeit aufhi Von da kehrte er wieder nach Berlin zurück und trat 1837 in den St der Ehe. Hohe Empfehlungen führten ihn 1838 nach St. Petersburg und die dortigen vornehmsten Kreise, welche ihn durch Aemter und Ehrenstel dauernd an die russische Hauptstadt zu fesseln wußten. Zum Kammervirtuo der Kaiserin ernannt, spielte er fast nur in den Kreisen des Hofes, h auch die kaiserlichen Kinder zu unterrichten. Eine gleiche Stellung nahm beim Prinzen von Oldenburg ein. Später wurde er Inspector des Mu unterrichts der sämmtlichen weiblichen Staats-Erziehungsanstalten und erh von seinem ehemaligen Schüler, dem Kaiser Alexander, den Wladimirord mit welchem der Adelstitel verbunden war, von dem er aber auf seinen Co positionen nie Gebrauch machte. Den Sommer über verlebte er fast a nahmslos auf seinem Besitzthum in Schlesien, was er damals nur dur Personenpost erreichen konnte. Um sich die lange und langweilige R verkürzen, oder auch in dem Bestreben, seine Technik nicht nur zu erhal sondern sie womöglich noch zu vervollkommnen, führte er stets eine stum Claviatur mit sich, auf der er trotz Reisegesellschaft seine Fingerexercitien a führte. Auf solchen Postreisen, die oft durch Umspannen unterbrochen wurd

war er stets aufgelegt seine Kunst den Mitreisenden zum besten zu geben, und es herrschte nur eine Stimme, daß H. einzig in seiner Technik und Vortragsweise sei. Als Componist hat er in seiner Art Hervorragendes geleistet, wenn auch nicht im Sinne höchster Kunstleistungen, doch im Fache des Graziösen und Anmuthigen. Seine Etude „Wenn ich ein Vöglein wär'" aus opus 2 und sein „Poëme d'amour" opus 3, werden so lange gespielt werden, als es Clavierspieler gibt. H. hörte im J. 1867 mit opus 40 auf herauszugeben; nach dieser Zeit erschienen Jahr für Jahr nur noch Neuausgaben seiner hervorragendsten Clavierpiècen, sowol in Fassung der Originalausgabe als im Arrangement. Nur einige Bearbeitungen von Claviercompositionen anderer Meister (Hummel, Liszt und Cramer) unternahm er, wahrscheinlich auf den Wunsch der Verleger. Ein chronologisches Verzeichniß seiner Werke findet man in Hofmeister's Handbüchern von 1844 ab bis 1867, darunter findet man auch mehrere Lieder für 1 Singstimme mit Pianofortebegleitung, ein Morgenständchen für Männerchor (1859).

Biographien bringen Schilling's Jahrbücher 1839, S. 101; Centralblatt f. Musik, Leipzig 1884, Nr. 19 u 22; Niederrhein. Musikzeitung, 1. Jahrg. S. 45; La Mara in Musikal. Studienköpfe III und Klassisches u. Romantisches aus d. Tonwelt; G. v. Amyntor: Lenz u. Rauhreif.

Rob. Eitner.

Henzen: Johann Heinrich Wilhelm H. ist am 24. Januar 1816 in Bremen geboren, am 27. Januar 1887 in Rom gestorben.

Der Eltern — der Vater war Kaufmann — früh verlustig, wurde H. mit dem einzigen Bruder von einfachen Leuten aufgezogen. Zarter Gesundheit und mit nicht normalen Augen ausgestattet, war er ein durch Begabung, Fleiß und Sitten ausgezeichneter Schüler des Gymnasiums seiner Vaterstadt. Als er dieses zu Ostern 1836 mit einem Zeugniß ersten Grades verließ, wurde darin auch seinem Charakter ein Lob zu theil, das nach dreißig Jahren von Henzen's größtem Freunde glänzend bestätigt werden sollte.

Um das classische Alterthum zu studiren, ging H. zunächst nach Bonn, wo ihm von Freunden besonders der Bremer Nik. Delius theuer war und blieb, von Lehrern außer Welcker besonders Lassen und Diez ihn anzogen, wie später in Berlin Boeckh, Droysen, Ritter und Ranke. Neben dem griechischen Alterthum beschäftigte ihn auch das indische und deutsche, Geographie und Geschichte. Um Römisches dagegen, worin er später ganz aufgehen sollte, kümmerte er sich damals auffallend wenig. So schloß er auch das Universitätsstudium 1840 mit einer Doctorschrift über Polybius ab, die nur der Anfang weiterer Untersuchungen über diesen größten hellenistischen Historiker, allerdings den Bewunderer und Geschichtschreiber Roms, sein sollte. Aeußere Umstände haben es zu dieser weiteren Ausführung nicht kommen lassen, gaben H. vielmehr eine ganz andere Richtung, die einzige größere Abweichung seiner geraden Lebensbahn. H. ging zunächst auf Reisen, um Englisch und Französisch zu lernen, nach England und Frankreich, von da nach Italien. In Rom traf er mit seinem Bonner Lehrer Welcker zusammen und hatte das Glück, in des geistvollen Archäologen Begleitung Museen und Ruinen der ewigen Stadt durchwandern zu können. Mit demselben reiste er dann auch nach dem jungen Königreich Hellas. In Athen traf er zwei norddeutsche Landsleute, den Holsteiner L. Roß und den Bremer H. L. Ulrichs, letzteren Kaufmannssohn wie ihm selbst, beide etwa zehn Jahre älter und vor zehn Jahren bereits durch die Liebe zum alten Hellas dahin geführt, beide endlich an der Universität, letzterer auch am Gymnasium Athens als Lehrer thätig. Ulrichs, in welchem H. die Eigenschaften fand, durch welche seine eigenen Arbeiten je länger je

mehr sich auszeichneten, gab ihm in Griechenland wol die meiste Anregung und übte den nachhaltigsten Einfluß auf ihn aus. Gleich diesem älteren Freunde erlernte H. die Sprache der Neugriechen, schrieb ihre Lieder auf, schenkte ihren öffentlichen Zuständen Aufmerksamkeit, erfreute sich an der classischen Landschaft, vertiefte sich in die Reste der antiken Bild- und Baukunst: den größten Eifer jedoch wandte er auf die realste Basis der attischen Geschichte, auf das von Ulrichs mit ausgezeichneter Sorgfalt betriebene Studium der Topographie von Althellas und Athen. Darum begleitete er Welcker wol auf einer Reise durch den Peloponnes und auf einer zweiten durch Mittelgriechenland, nicht aber nach Kleinasien, sondern blieb in Athen zurück, um sich in dieses noch besser einzuleben. Erst als Welcker von Kleinasien rückkehrte, fuhr ihm H. nach Syra entgegen zu gemeinsamem Besuch von Delos, über welches eben damals Ulrichs eine kurze Uebersicht verfaßt hatte. Von Athen reisten die Genossen dann über Ancona, durch die Abruzzen nach Neapel, dann weiter nach Sicilien und langten gegen Mitte November 1842 in Rom an. Hier sollte Henzen's Lebensziel plötzlich ein andres werden. Waren seine Gedanken und Arbeiten bis vor kurzem mit unverkennbarer Einseitigkeit auf das griechische Alterthum gerichtet gewesen, so trat er jetzt — und das bedeutete alsbald den Uebergang vom Griechischen zum Römischen — in ein Verhältniß zum Archäologischen Institut, ein Verhältniß, das, anfangs lose, bald fester und fester sich schloß und zu Henzen's Ehre, zum Segen des Instituts bis an sein Lebensende gedauert hat.

Das Institut war damals nicht wie heute eine ausschließlich deutsche Anstalt, an dessen Centrum in Berlin zwei Zweiganstalten für das classische Gebiet sich angliedern, eine in Rom, eine in Athen, diese für den griechischen Osten, wie jene für den römischen Westen. Vielmehr war es gegründet als Sammel- und Vermittelungsstelle archäologischer Nachrichten aus Ost und West, gegründet zwar hauptsächlich von Deutschen, unter der Protection des preußischen Kronprinzen (nachmals Friedrich Wilhelm IV.), jedoch unter Betheiligung von Dänen, Engländern, vor allen Italienern, bald auch Franzosen. Nach 13jährigem Bestande (seit 1829) hatte die größtentheils auf sich selber gestellte Anstalt die finanziellen Nöthe und die aus nationalen Eifersüchteleien entspringenden Schwierigkeiten noch lange nicht überwunden. Rom war trotz einigen Schwankens nach wie vor der Mittelpunkt, und ebenda wurde das Nachrichtenblatt, das Bullettino redigirt und gedruckt, aber die großen Tafeln der Monumenti und die kleinen der Annali mit dem Text zu beiden erschienen zur Hälfte in Rom, zur Hälfte in Paris; und diese Hälften in Einklang zu halten, war eine dauernde Schwierigkeit. Dirigirender Secretär in Rom war der vielseitig begabte, überaus gewandte und rührige Emil Braun, dem W. Abeken (s. A. D. B. I, 8), der Vetter Heinrich's als zweiter Secretär zur Seite stand, doch krank, in Deutschland weilend, seit länger schon eine schwache Stütze. Braun hatte Welcker, der Sectionssecretär des Instituts für Deutschland war, auf der Reise in Neapel und Sicilien begleitet und dabei H. kennen gelernt. Gewiß hatte er es mit Welcker erwogen, daß er jenen gleich nach seiner Ankunft in Rom beim Institut beschäftigte. Mit richtiger Einsicht hat er Henzen's Schritte in der nächsten Zeit gelenkt und damit seine Zukunft bestimmt. Er vertraute ihm zunächst die Bibliothek an, und als am 29. Januar 1843 Abeken starb, ward H. zu seinem Nachfolger bestimmt, nach einem halben Jahre bescheiden honorirt und nach zwei Jahren ernannt. Braun war es auch ohne Zweifel, der H., um ihn sich bei den römischen Archäologen einführen zu lassen, antrieb, eine Preisaufgabe der päpstlichen archäologischen Akademie zu bearbeiten, obgleich dazu nur noch vier Monate Frist waren.

Am Palilientage (21. April) 1843 erhielt H. die goldene Medaille: seine „explicatio musivi in villa Burghesiana asservati“ (separat erschienen Rom 1845, in den Dissertt. dell' Accademia romana 1852) gründete die geforderte Erklärung des berühmten Gladiatorenmosaiks auf eine sorgfältige Revision der schriftlichen und bildlichen Ueberlieferung von der antiken Gladiatur, ein ausgezeichneter Anfang.

Auch an den wöchentlichen Sitzungen des Instituts und an der Berichterstattung im Bullettino betheiligte H. sich bereits in diesem ersten Winter. Stoff lieferten ihm bald die Gladiatur, bald Denkmäler, die ihm Braun überwiesen haben wird, bald seine griechische Reise. Er berichtete z. B. über topographische und epigraphische Arbeiten von Curtius und seinem Freunde Ulrichs, auch noch in folgenden Jahren und gab nach Ulrichs' frühem Tode einen Theil seiner nachgelassenen Aufsätze in den Annali heraus. Daß Vasen und andres Bildwerk nicht das Richtige für H. wären, konnte Braun's scharfer Beobachtung und Menschenkenntniß nicht entgehen. Hat sich doch H. schon 1843 gegen den befreundeten L. Wiese vertraulich über die Einseitigkeit mancher Archäologen (wie eben Braun) ausgesprochen. Sein nüchterner Wirklichkeitssinn war mehr auf die Realitäten des Lebens und wörtlich Bezeugtes gerichtet. Möglich ist, daß H. selbst, der in Griechenland auch Inschriften abzuschreiben nicht versäumt hatte, Neigung zur Epigraphik bekundet hatte; glaubhaft versichert wird, daß Braun ihn schon nach den ersten Monaten gemeinsamer Arbeit auf das Gebiet der lateinischen Inschriftenkunde hinwies. Außer einem epigraphischen Anhang zu seiner Gladiatur schlug er ihm schon damals zwei größere Arbeiten vor: eine Sammlung alter Inschriften an öffentlichen Monumenten Roms; sodann einen Nachtrag zu Orelli's Collectio lateinischer Inschriften. Beides hat H. im Laufe der Jahre ausgeführt, das letztere zuerst, das erstere in seinem Hauptwerk, dem VI. Bande des lateinischen Inschriftencorpus. Bis zu dessen ernstlicher Inangriffnahme sollten freilich noch zehn, bis zur Ausführung mehr als dreißig Jahre vergehen, aber die Gedanken daran beschäftigten schon damals die Geister in Italien wie diesseits und jenseits des Rheines. Boeckh's griechisches Inschriftencorpus, dessen letztes Stück soeben, 1842 erschienen war, weckte das Verlangen nach einer, vollständigerer Sammlung auch der lateinischen Inschriften. Von Orelli's Collectio war der erste Theil zugleich mit Boeckh's erstem Bande herausgekommen. Henzen's und Abeken's Vorgänger am Institut, Olav Kellermann, entwarf bereits 1835 den Plan eines lateinischen Corpus, dem er, von dem großen Meister dieses Gebiets, dem Grafen Bartolommeo Borghesi in S. Marino geschult, durch Specialforschungen vorgearbeitet hatte. Doch starb er jung schon 1837. Sein Erbe trat, von Braun angetrieben, von E. Gerhard empfohlen, Otto Jahn an, und Gerhard fragte anfangs 1844 für Savigny wegen epigraphischer Pläne bei Borghesi an. Da waren die Franzosen um ein Weniges zuvorgekommen. Man hatte sich des Meisters Mitwirkung bei einem Pariser Inschriftenwerk gesichert. Nichtsdestoweniger ertheilte Borghesi seinen Rath, auf den Mangel und die Ergänzungsfähigkeit des Pariser Unternehmens hinweisend, wo man die Inschriften aus Büchern und Handschriften sammeln wollte, ohne auf die Originale zurückzugehen. Doch standen sich auch in der Berliner Akademie zwei Parteien gegenüber, die eine, im Vertrauen, daß durch Scharfsinn und Conjectur die handschriftlichen Fehler, wie bei den antiken Schriftstellern zu bessern seien, die Buchgelehrsamkeit in Deutschland, deren andre die Prüfung der Originale, vor Allen in Italien voranstellte. Das Werkzeug Jener war A. W. Zumpt; diese, Allen

voran Gerhard, setzten ihre Hoffnungen je länger je mehr auf Th. Mommsen neben welchem O. Jahn bald zurücktrat, indem er sein Material hochherzig zur Verfügung stellte. Statt seiner hatten Braun und Gerhard schon vordem H ausersehen, der am römischen Institut in derselben Stellung wie einst Keller mann für die geplante Revision der italischen Steinschriften der rechte Mann scheinen mußte.

Im Sommer 1843, während Braun's Abwesenheit, ruhte schon sicher de Hort des Instituts in Henzen's Hand. Soweit Geschäftliches und die griechi schen Dinge ihm Zeit ließen, vertiefte er sich in die lateinischen Inschriften Das gab Anlaß, sich an Borghesi zu wenden, mit dem er auch durch Ueber nahme des Kellermann'schen Münznachlasses in Beziehung trat. Für de nächsten Sommer wurde schon eine Reise nach S. Marino geplant, wo de Jünger bei dem Meister in die Lehre gehen sollte, um — das waren Gerhard' und Braun's Gedanken — möglichst bald durch eine epigraphische Ve öffentlichung seinen Beruf zur Theilnahme an dem großen Inschriftenunternehme zu bekunden. Es war die folgenreichste Zeit seines Lebens: fast alle wichtigste Verbindungen Henzen's fallen in diese Jahre. Während seiner Abwesenhe in S. Marino sollte H. Brunn, der, auch ein Schüler Welcker's, wenig spät als H. zum Studium der alten Kunst nach Rom gekommen war, Henzen Geschäfte versehen, derselbe Brunn, der später sein College am Institut war

Auch sein häusliches Glück fand H. im Sommer 1844 durch die E mit Auguste Francke, die er im Hause ihrer Schwester Pauline, der m Henzen's Bremer Landsmann, dem Bildhauer Steinhäuser verheiratheten, m Bettina befreundeten Malerin kennen gelernt, und mit der er sich im vorhe gehenden Jahre verlobt hatte. Ihren Uebertritt zur katholischen Kirche ve mochte er freilich nicht zu hindern. Ein Glück für ihren Frieden war e daß ihre Ehe kinderlos blieb. Elf Wochen nach der Hochzeit machte H. si nach S. Marino auf, für sein wissenschaftliches Streben jedenfalls das wichtig Erlebniß dieser Zeit. Bei dem von aller Welt anerkannten Meister, zuglei einem Manne von antiker Einfachheit und Größe der Gesinnung lernte H. den reichen, wohlgeordneten Sammlungen die Methode epigraphischer Forschun und seine Nachfolge Kellermann's zeigte sich in dem ihm gegebenen Them die Urkunden der equites singulares, der kaiserlichen Leibgarde zu Pferde u dann die weiteren Militarinschriften zu bearbeiten, einer Fortsetzung desse was Kellermann begonnen. Wie dieser, gewann H. auch die Freundschaft d Meisters, der ihn fortan in seinen Briefen nur als amico carissimo anred ein Ehrentitel, der von Nichtitalienern nur noch Kellermann, Braun u Mommsen zu theil ward. Ehe H. S. Marino verließ, machte er von d aus mit Des Vergers eine epigraphische Reise durch die Marken. Es gesch durch Borghesi's Vermittlung, zur Förderung der Pariser Inschriftensammlu die man eine Zeit lang mit dem Berliner Unternehmen in Verbindung bringen gedachte, wie denn auch in den folgenden Jahren noch, bis etwa 184 dem Ende des französischen Planes, von Henzen's und Mommsen's B theiligung an dem Werk der Franzosen die Rede war. Der Aufenthalt rauhen S. Marino in verspäteter Jahreszeit hatte leider für Henzen's imm noch zarte Gesundheit nachtheilige Folgen, und zu katarrhalischen Beschwerd gesellte sich bald auch ein Augenleiden, das durch das oft mühsame Entzi von Stein- und Handschriften natürlich nur gesteigert wurde.

Nach Rom zurückgekehrt, lernte H. bald auch Theodor Mommsen ke der, um Monumenta legalia zu sammeln, von Kiel nach Frankreich und It gegangen war, wo seine geniale Energie sich den Savigny und Gerhard als die schöpferische Kraft erweisen sollte, deren man für die Inschrif

ng bedurfte. Es konnte nicht fehlen, daß die verwandten, auf das
Endziel hinweisenden Aufgaben die beiden fast gleichaltrigen jungen
utschen bald zusammenführten, und daß sich die innige Freundschaft der
einsamer Lebensarbeit in gleicher Hingebung Verbundenen schloß, des
uereifer Führenden und des in Treue, sicheren Schrittes Folgenden.
iel später endlich war es, daß auch der Dritte im Bunde, ein Italiener,
iale Gian Battista de Rossi, hinzutrat, der uns selbst den Anfang ihres
Freundschaftsbundes erzählt hat, wie er eines Abends H. seine Ideen
ne Vorarbeit zum Corpus auseinandergesetzt, und H. am nächsten Tage
sagt habe, daß er, dem gestrigen Gespräche nachdenkend, die ganze Nacht
uge habe schließen können: das sei der Anfang ihrer Freundschaft ge-
die, von keinem Wölkchen getrübt, über 40 Jahre bestanden habe. Das
e Alterthum und besonders die inschriftlichen Documente desselben waren
meinsame Arbeitsfeld dieser drei Freunde, und jede Arbeit Henzen's,
an sagen, war fortan von der liebevollen und treuen Theilnahme jener
, besonders Mommsen's begleitet, so gleich die erste: „De tabula
taria Baebianorum“ (Annali 1844, erschienen 1845), eine gründliche
uchung über die kaiserlichen Stiftungen zum Besten der Kinder un-
gender Bürger Italiens. Eine Arbeit dies, die vor weiteren Plänen in
f genommen wurde, weil es Brunn soeben geglückt war, von der wichtigen
el die erste brauchbare Abschrift zu geben. Das war nun die in Berlin
schte Probeleistung, aber im Kampf der Parteien behielten dort einst-
noch die Gönner Zumpt's die Oberhand, und Mommsen und H. blieb
übrig, als sich in der Stille zu rüsten. Während Zumpt in Berlin
sammelte, durchforschte Mommsen das Königreich Neapel, das er sich
n vernachlässigtsten und unbekanntesten Theil Italiens auf Borghesi's
ausersehn hatte, um die Probe eines Corpus zu liefern. H. aber be-
sich für das große Werk in Rom vor durch Specialuntersuchungen
Militärwesen und Municipalmagistratur; deren eine ist in den Annali er-
n, einige auch in deutschen Zeitschriften; so auch Recensionen Zumpt'scher
en, die mit vollendeter Ruhe und Sachlichkeit die wahre Methode der
iftenforschung ins Licht stellten.

ie immer hingehaltenen Hoffnungen wirkten oft niederdrückend auf
's Stimmung, die auch unter seinem körperlichen Befinden und der
er Institutsgeschäfte zu leiden hatte: die Uebersetzung der für die Annali
ndten deutschen Artikel ins Italienische, die Drucklegung, die Register
n Serien, ein großer Theil der ausgedehnten Correspondenz, die
ngen, die Ordnung von Bibliothek und Archiv war keine geringe Plage.
icht oft war diese von Erholungsreisen unterbrochen, wie 1848 durch
Aufenthalt in Neapel und Sorrent, 1850 durch eine Reise, um Bonn,
n und Berlin wiederzusehen. Meistens mußte H. in Rom auf dem
bleiben; so hat er auch 1849 während der französischen Beschießung
as Capitol gehütet, wofür ihm von Gerhard besonderer Dank aus-
chen wurde. Braun dagegen verbrachte, namentlich seit seiner zweiten
rathung, immer mehr Zeit auf Reisen und ging, wenn er in Rom war,
mehr in seinen technischen Experimenten auf, die freilich indirect auch
chäologie und den Publicationen zu gute kommen sollten, aber doch die
iche Arbeit nicht förderten. Kein Wunder, wenn der alte, tief in der
iedenheit beider Naturen begründete Gegensatz Henzen's zu Braun sich
mehr verschärfte und, wie es Henzen's Bedürfniß war, sich zuerst in
n an Gerhard, dann auch an Braun selbst Luft machte. Braun ent-
gte sich wol, beharrte aber auf seinem Wege. Eine Genugthuung war

es dagegen für H., daß ihm nach Orelli's Tode 1849 von den Verleger
wirklich die Fortsetzung von dessen Inschriftensammlung angetragen wurd
auf welche er längst vorbereitet war. Auch er erhielt damit eine größere Au
gabe, an der er seinen Beruf für das Berliner Corpus darthun konnte. Zwa
die systematische Anordnung für die zuzufügenden 2—3000 neugefundenen In
schriften war gegeben, aber konnte er seine Meisterschaft schon in der Sammlun
und Auswahl dieser Inschriften und in den knappen erklärenden Noten b
währen, so ließ sich bei der kritischen Revision der etwa 5000 in den frühere
Bänden enthaltenen die Verkehrtheit desjenigen Princips darthun, welchem d
Gönner Zumpt's damals zum Siege verholfen hatten.

Im Frühjahr 1853, als die Frist für Zumpt's Probeleistung verstrich
war, hatte H. seine Arbeit (Collectionis Orellianae supplementa emendatione
que exhibens vol. III ed. Gu. H., erschienen Zürich erst 1856)
Manuscript beendet; aber schon ein Jahr vorher war Mommsen's neapo
tanisches Corpus erschienen und damit aller Widerstand gebrochen. Ihm wu
jetzt die Oberleitung des ganzen Unternehmens übertragen, und er überna
sie unter der Bedingung, daß ihm für die stadtrömischen und mittelitalisch
Inschriften H. und de Rossi beigeordnet würden. Alle drei wurden
correspondirenden Mitgliedern der Akademie ernannt und erhielten ein Ja
geld für die Corpus-Arbeit. Damit bekam Henzen's Existenz und Stellu
einen andern Boden und Rückhalt. Nachdem noch 1853 der Arbeitsplan f
gestellt war, begann das Abschreiben der Steine in den römischen Sammlung
Als diese Arbeit sich dem Ende näherte, reiste H. 1855 zu einer Berath
mit Mommsen nach Breslau, schrieb auf dem Heimweg Steine in Oberital
ab und zog auf dem Rückweg in Turin die Ligorischen Handschriftenbä
aus. 1856 begann das schwierigere Geschäft der Sammlung und We
bestimmung der Hunderte von Codices älterer Abschriften von theils vorhanden
theils verlorenen Steinschriften; eine Arbeit, bei der er besonders von de R
mit Rath und That unterstützt wurde, und über deren Fortschritte alljähr
der Akademie berichtet wurde. So war nun die Corpus-Arbeit, soweit
Italien betraf, auf das Institut gegründet, das für die Epigraphik treff
versorgt war. Da starb am 11. September 1856 Braun und hinterließ
Archäologie daselbst nicht in der besten Verfassung. H. legte der Cent
direction die Schwierigkeiten der Lage, die freilich zum Theil auch in
gemeinen Verhältnissen begründet waren, dar und beantragte die Ernenn
Brunn's als des einzigen jüngeren Archäologen, der mit den Monument
den Personen und Verhältnissen Italiens und des Instituts genügend vertr
war, zum zweiten Secretär. Daß er selbst in die erste Stelle aufrückte,
selbstverständlich; aber des schiefen Verhältnisses, in welchem er zu Braun
standen, eingedenk, trat er selbst für eine collegialische Stellung beider Secret
ein, auch zu pecuniärem Opfer bereit. Seine Vorschläge kamen zur A
führung. Das Institut zur preußischen Staatsanstalt erhoben zu sehen,
schon damals Henzen's Ziel war, sollte er noch Jahre warten; aber 1
geschah wenigstens durch Erhöhung der Dotation, mit Reisestipendien für
junge deutsche Gelehrte, ein Weiteres zur Förderung des Instituts. Es
eine schöne Zeit glücklichen Zusammenwirkens der beiden trefflichen Män
Brunn's Sache war die Herausgabe der Monumente mit den erläuter
Texten; H. hatte das Rechnungswesen und — das Corpus; den Jahresb
verfaßte Brunn. Gemeinsam war ihnen die Sorge für das Institut
ganzen, für die Sitzungen, das Bullettino, die Anleitung der Jugend, die
stärker zugezogen kam. Verschieden wie beider Männer Natur und Lebens
war auch ihr Wirken auf die Jugend. In strengem Dienst von Pflicht

Beruf früher gealtert, stand H. den meist frisch von der Universität Gekommenen minder nah als Brunn, der trotz fast gleichen Lebensalters doch jugendlicheren Sinnes als H. war und blieb. Konnten nun schon die Steine, in welchen die Römer die Thatsachen des realen Lebens eingegraben hatten, kaum so anziehend sein wie die von Geist und Poesie der Griechen geformten Sculpturen, so verfehlte auch das stark persönliche Element, das Brunn aller seiner Kunsterklärung beimischte, naturgemäß seine Wirkung nicht gegenüber der unpersönlich sachlichen Behandlung Henzen's. Auf diese Weise ergänzten sie sich aber auch vortrefflich. Nachhaltiger übrigens als die der ganzen Hörerschar gewidmeten Periegesen waren gewiß durchweg noch die den Einzelnen gegebenen Anregungen und Weisungen. Kaum einen der römischen Epigraphiker oder Archäologen älterer Generation möchte es jetzt in Deutschland geben, der nicht jenen beiden Lehrern sich zu Dank verpflichtet fühlte.

Mit der Bearbeitung der stadtrömischen Inschriften fiel auf H. aber auch ein wesentlicher Antheil an dem ersten Band des Ganzen, sowol an den Facsimiletafeln Ritschl's (erschienen 1862), für die seine Aushülfe Jahre lang in Anspruch genommen wurde, wie an den übrigen antiquissimae, die natürlich meist römisch waren. Ganz sein war dazu die Ausgabe der capitolinischen Consularfasten und Triumphalacten (1863). Unterstützt von einem seiner Jünger, Detlessen, bemühte er sich namentlich um die architektonische Anordnung der Fragmente, die allerdings schon bei Michelangelo's Zusammensetzung im Conservatorenpalast zu einer gewissen Geltung gebracht war.

Als nach dem Tode Borghesi's 1860 Napoleon III. dessen Werke herausgeben lassen wollte, wählte die aus französischen Gelehrten und de Rossi zusammengesetzte Commission zu drei italienischen Correspondenten auch drei deutsche, H., Mommsen, Ritschl, so daß hier wenigstens die beim Corpus beeinträchtigte, beim Institut bestandene internationale Gemeinsamkeit der Arbeit zum Ausdruck kam. Im J. 1872 erschien der letzte (8.) Band der von H. mitbesorgten Oeuvres. Die Zeit, da nach langjähriger Vorbereitung der Druck der stadtrömischen Inschriften (Bd. VI) zu beginnen hatte, näherte sich. Da regte ein zufälliger Fund in H. den Gedanken an, im längst bekannten Arvalenheiligthum der Ackergöttin Dea Dia, vier Miglien abwärts am rechten Tiberufer, nach weiteren Acten der uralten Bruderschaft zu suchen. Mit den von der Königin Augusta und dann auch von König Wilhelm selbst bewilligten Mitteln wurde von 1867—1869 mit gutem Erfolg gegraben, und H. beeilte sich, zuerst in den Annali 1867, dann in den scavi nel bosco sacro dei fratelli Arvali per larghezza delle LL. MM. Guglielmo ed Augusta re e regina di Prussia operati dai Signori Ceccarelli, Relazione Roma 1868 fol. über die neuen Funde zu berichten, endlich 1874 die sämmtlichen Acta fratrum Arvalium quae supersunt. Restituit et illustravit Gu. H. Berolini 1874, 8° mit Erläuterung herauszugeben, ein Werk, in welchem H. die bewunderte Leistung seines großen Vorgängers Marini in vollendeter Weise ergänzte und erneuerte. Zwei Jahre später erschien endlich Henzen's, de Rossi's und Bormann's gemeinsames Werk, der erste Theil des VI. Corpus-Bandes, die auf Cultus, Kaiser, Behörden, Priester und Soldaten bezüglichen Inschriften, dem sechs Jahre später der mit Bormann's und Hülsen's Beihülfe herausgegebene zweite (Columbarien, kaiserliche und private Officiales und sonstige Grabinschriften) folgte. Von der Redaction war H. bereits zurückgetreten: er konnte sie getrost Jüngeren, von ihm selbst mit geschulten Kräften übergeben.

Auch am Institut hatte sich seine Thätigkeit allmählich eingeschränkt. Für Brunn war 1865 W. Helbig eingetreten, eine junge Kraft, die, von jenem noch in die italienische Archäologie eingeführt, mit raschem Eifer sich

großen Aufgaben hingab. Fiel dabei das Geschäftliche mehr H. zu, der von jetzt an auch die Jahresberichte abfaßte, so erhielt er dafür nun einen Assistenten. Endlich 1871 erfüllte sich sein Wunsch: das Institut wurde preußische Staatsanstalt und schon nach weiteren drei Jahren, zufolge der großen Ereignisse, vom neu gegründeten Reich übernommen. Die Mittel für Alles wurden jetzt reichlicher bemessen, auch ein würdiger Neubau, schon vorher beschlossen, wurde aufgeführt. Die Klagen über die absolute Unzulänglichkeit des alten Bibliotheks- und Sitzungssaales hatten sich zuletzt alle Jahre wiederholt; die Secretäre hatten seit langem im Spital zur Miethe gewohnt. Im J. 1877 bezogen sie die schönen Wohnungen in dem neuen Hause mit seinem herrlichen, die Stadt vom Coliseo über Palatin, Aventin, Janiculum bis zum Pincio umfassenden Rundblick, und am 14. December wurde bei der Winckelmannsitzung der neue Saal eingeweiht. Wenig später, bei der Palilienſitzung 1879 wurde, mit großen Ehren für das Institut, dessen fünfzigjähriges Bestehen festlich begangen.

Alle diese Erfolge, die nicht zuletzt Henzen's treuer Arbeit und Fürsorge verdankt waren, sollte seine Gattin nicht mehr erleben. Der mehr privaten Feier seiner 25jährigen Thätigkeit beim Institut im J. 1867 hatte sie sich noch erfreuen können, sowol der Strenna, die H. von der capitolinischen Jugend dargebracht wurde, darunter keiner, der nicht später mit Ehren genannt wurde, als auch der silbernen Ehrentafel, deren lapidarer Text, von Mommsen verfaßt, hier am Ende stehen wird. Zwei Jahre später starb nach längerer Krankheit Frau Henzen, die ihrem Manne schon früher durch Leiden Sorge gemacht hatte. Auf ihren Grabstein setzte er als Denkmal ihrer Gemeinschaft das schöne dem Augustin zugeschriebene Wort: in necessariis unitas, in dubiis libertas, in omnibus caritas. Nach ihrem Tode geschah, was beide schon vorher gewollt, daß eine jüngere Schwester des Bildhauers Joseph Kopf, Rosina, als Tochter in Henzen's Haus einzog. Statt des strengen Ernstes, der darin früher gewaltet, kehrte mit dieser ein leichterer Frohsinn ein, der zwischen dem in Arbeit Ergrauten und der aufstrebenden Jugend freundlich vermittelte. Gern sammelten sie sich Abends um ihren treuen Berather, der als würdigster Vertreter der deutschen Reichsanstalt auf dem Capitol zugleich der allverehrte Mittelpunkt der deutschen Romfahrer war. Hochangesehen auch bei den Italienern, die ihn als einen der Ihrigen ansehen konnten, war er Mitglied der ersten wissenschaftlichen Körperschaft des Landes, nah vertraut dem in vaticanischen Kreisen hochgeltenden de Rossi wie den Senatoren Fiorelli, den Jüngeren, wie Lanciani und Gatti, Lehrer zugleich und Freund.

Bei Einweihung des neuen Hauses war H. dem Vorwurf entgegengetreten, das Institut habe seinen internationalen Charakter verloren, sei ein ganz deutsches geworden. So wenig war das geschehen, daß, gewiß einzig dastehend, die Deutschen sich in Sitzungen und Schriften des Instituts der eigenen Sprache ganz und gar entäußerten. Das stammte aus den Anfängen des Instituts her, wo es eine Nothwendigkeit gewesen war; und jenen Anfängen nahe gestanden hatten die Mommsen, de Rossi, Brunn, die mit H. immer noch die Säulen der Anstalt waren. Seitdem aber das Institut eine Anstalt des Deutschen Reiches geworden war, konnten Andere daran wol Anstoß nehmen und als man im J. 1884 in einer deutschen Zeitung, nicht eben taktvoll hieran rührte, wurde dem guten H. damit viel Leids bereitet. Indessen gelang es, mit schonender Hand die nothwendig gewordenen Aenderungen auf das Mindestmaß herabzusetzen, der Zeit das Weitere überlassend. H. wie auch Helbig verstanden sich dazu, die Neuerungen in der Form der Institutsschriften, die eine Folge der in Athen gegründeten Schwesteranstalt waren

selber mit in die Wege zu leiten. Den zuerst zum Herbst 1885 erbetenen Abschied willigte H. ein, bis 1886 und dann gar bis 1887 zu verschieben. Es bestand sogar die Hoffnung, daß er auch nachher in der Nähe des Instituts als dessen guter Genius wohnen bleibe. Wie eine Versöhnung nach diesen Trübungen wirkte die Feier des vollendeten 70. Lebensjahres, am 16. Januar 1886, durch die allgemeine verehrungsvolle Theilnahme von Deutschen und Italienern. Jene stifteten in den Bibliothekssaal das Marmorbildniß Henzen's, dazu ihm persönlich ein Album mit den Namen aller derer, die in so langen Jahren bei H. ein- und ausgegangen waren, diese gleichfalls ein Album seiner italienischen Freunde und Verehrer. Nur ein Jahr noch überlebte H. diesen schönen Tag: am 27. Januar 1887 starb er nach kurzer Krankheit und ward mit außerordentlichen Ehren bestattet. Auf de Rossi's Antrag wurde beschlossen, auch auf dem Capitol, bei den Fasten, Henzen's Marmorbüste aufzustellen und ihr gegenüber diejenige Borghesi's.

H. war kein führender Geist; aber führenden Geistern lebenslang befreundet, ist er an großem Werke ihr Mitarbeiter gewesen, auf deutschem Posten in fremdem Lande eine treue Wacht, gute Eintracht zwischen beiden Nationen allzeit pflegend. Zum Gedächtniß fünfundzwanzigjährigen Wirkens in Rom hatte ihm Mommsen die inhaltsschweren, in Silber eingegrabenen Worte gewidmet: Gulielmo Henzen Bremensi | per annos XXV | Instituti archaeologici Romani moderatori | curatori eius integro fideli facili navo | bonarum litterarum apud duas nationes propagatori | Italorum Germanorumque amicitiae stabilitori | thesauri epigraphici urbani conditori | qui neminem laesit omnes singulosque adiuvit - amico suavi — hospiti comi — homini bono | mense Iulio anni MDCCCLVII | sodales.

Reiche Correspondenz beim Institut; Nachrufe von Fiorelli, Rendiconti dei Lincei, classe di scienze morali 1887, III[1], 173; von G. B. de Rossi mit meisterhafter knapper Charakteristik der Leistungen, und von Helbig in den Mittheilungen des K. D. archaeolog. Inst. Rom. Abth. 1887, II, S. 65 u. 73; von A. Michaelis im Jahrbuch des Archaeol. Inst. 1887, II, S. 1; von A. Mau in Biogr. Jahrbuch für die Alterthumskunde 1888, S. 135, mit Bibliographie, die auch bei Fiorilli. Zur Geschichte des Corpus Harnack, Gesch. d. k. preuß. Akademie d. Wissensch., S. 722 u. 900.

E. Petersen.

Herbig: Friedrich August H., Buchhändler, geboren 1791, † 1849, legte 1821 durch Ankauf der Handlung von F. Schade den Grund zu einer Verlagsbuchhandlung F. A. Herbig. Aus seiner vielseitigen Verlagsthätigkeit seien aufgeführt: die „Handbibliothek für Officiere“, die „Handbibliothek für Gärtner“, Dr. C. G. Neumann, „Von den Krankheiten des Menschen“, Moritz, „Götterlehre“ und Reichard's „Passagier“, wol das erste größere Reisehandbuch, das auch in französischer und russischer Sprache erschien. Nach dem Tode von F. A. H. übernahm sein ältester Sohn, Adolf H., geboren 1825, † 1874, die Firma und führte sie unter demselben Namen weiter. Er rief im Verein mit Julius Faucher, Otto Michaelis, Prince-Smith und Emminghaus im Jahre 1863 die „Vierteljahrschrift für Volkswirthschaft“ ins Leben. Seine Hauptthätigkeit jedoch verwendete er auf den Verlag und die Verbreitung der Lehrbücher von Karl Ploetz. Der große Erfolg und die immense Verbreitung dieser Bücher beschränkten die Firma mit der Zeit fast ganz auf das besondere Gebiet der neusprachlichen Unterrichtsbücher. Als H. 1874 starb, ging die Firma in den Besitz seiner Wittwe, Anna H. geb. Grimm, über. Im J. 1881 trat ihr ältester Sohn, Friedrich August H. (geb. 1853), zunächst als Theilhaber ein.

Karl Fr. Pfau.

Herbst: Eduard H., Jurist und Staatsmann, geboren zu Wie
9. December 1820, † daselbst am 25. Juni 1892. Sohn eines Wiener
und Gerichtsadvocaten, legte er alle Studien in Wien zurück, wurde d
1843 Dr. jur. utr. und trat bei der Kammerprocuratur ein. Bald lenk
sein Sinn auf die akademische Laufbahn, für deren Erlangung er au
Gesuch als Supplent (Titel für die jungen Männer, welche für verhi
Professoren, oder auch an Tagen, wo diese zu lesen keine Lust hatten
Vorträge, Prüfungen u. s. w. hielten) an der juristischen Facultät ei
Im J. 1847 erhielt er die ordentliche Professur der Rechtsphilosophie
des Strafrechts an der Universität Lemberg und wurde im J. 1859 in
selben Eigenschaft nach Prag versetzt. Nachdem im J. 1861 die Verfa
gegeben war, trat er als deren begeisterter liberaler Anhänger auf, cand
für den böhmischen Landtag in Schluckenau-Hainsbach, wurde gewählt
vertrat diesen Wahlkreis unausgesetzt bis zum Jahre 1885. Ein wunder
Wechsel war mit dem Manne vorgegangen, dem ich seit der Ankunft in
wenn auch nicht gerade als Freund, so doch als College und durch die
näherung unserer Familien nahe stand. Beim Abtreten des Grafen
legten verschiedene Professoren den Entwurf eines Abschieds- und Dankschre
zur Unterzeichnung auf. H. trat dem in einem Antrage bezw. einer S
schroff entgegen, weil darin ein Tadel gegen den Kaiser liegen könne
der Aufhebung des besonderen Cultus- und Unterrichtsministeriums, jede
die Regierung einen Tadel darin sehen werde. Und nach Jahresfrist
plötzlich derselbe Mann, dem vorher jedes Hofdecret ein Heiligthum ge
ein enragirter Liberaler, Constitutioneller, Volksführer geworden. Seine P
larität wuchs ins maßlose, jede deutsche Stadt in Böhmen, selbst Dörfer
liehen ihm das Ehrenbürgerrecht, ja, wie ich im Herbst 1863, wo H. u
mit unsern Familien in Schandau in der sog. „Sächsischen Schweiz“ w
selbst gesehen habe, suchte man ihm aus dem Wahlkreise auf alle Art
zu bezeugen, namentlich durch Geschenke vom kleinsten bis zum großen
wurde vom Landtag in den Reichsrath gewählt, damit war er für das
amt zum großen Theil verloren, es machte ihm nach den ewigen Aufreg
auch keine Freude mehr. Als Parlamentarier hatte er durch seine Schn
keit, Schlagfertigkeit, Gewandtheit und Rücksichtslosigkeit großen Erfolg
konnte es nicht vertragen, daß neben ihm ein Anderer, vor allem nicht
ein College und gar ein geborener Nichtösterreicher sich hervorthat. Das
sich ganz besonders, wenn der liebenswürdige Brinz einzelne Erfolge im R
rath erzielte, sofort war H. bei der Hand, durch Nörgelei und Drehe
Lorbeern von Brinz zu zerzausen. H. war ein scharfer Kopf, dialektisch
begabt, von advocatischem Verstande, besaß ein großes Gedächtniß, kannt
Wortlaut der Gesetze und der zahlreichen Hofdecrete seines Faches ausw
Ideen, selbständige, schöpferische Gedanken aber hatte er nicht. Seine S
und die anderen Eigenschaften machten ihn zum schlagfertigen Parlament
Als solcher hatte er eine Reihe durchschlagender Erfolge; er gehörte z
schärfsten Gegnern des Ausgleichs mit Ungarn. Nachdem dieser zur Tha
geworden war, trat er als Justizminister am 30. December 1867 in
Ministerium des Fürsten Carlos Auersperg ein mit Hasner, Giskra, B
Berger, Graf Potocki, Graf Taaffe, blieb nach dem Austritt der drei
genannten im Ministerium Hasner und schied mit diesem aus am 4.
April 1870, auf Hasner's Antrag wurde ihm nebst den anderen abtret
Ministern die wirkliche Geheimerathswürde verliehen. Nicht ein bedeut
Gesetz ist unter ihm als Minister gemacht. Nach dem Rücktritt des F
Adolf Auersperg, dessen Ministerium Unger, Glaser, Frhr. de Pretis, v.

v. Lasser und v. Chlumecky angehörten, nahm der Kaiser Pretis ins
ür die Bildung eines neuen Cabinets und berief auch H., der sich ein-
den erklärte. Es handelte sich hauptsächlich um die bosnische Frage,
Durchführung der Kaiser verlangte. Pretis berief, wie Hasner in seinen
ürdigkeiten berichtet, „eine größere Zahl hervorragender Mitglieder beider
, um sich über ihre Gesinnungen Klarheit zu verschaffen, sie versicherten
ihres vollkommenen persönlichen Vertrauens, verwahrten sich aber in
egender Mehrheit gegen weitere Opfer der bosnischen Politik; darauf
b Pretis die Kabinetsbildung auf." Nun kam das für Oesterreich un-
he Ministerium Taaffe (12. August 1879). H. wurde mit schweren
rfen belastet, als habe er zweideutig gehandelt. Hasner findet den
urf nicht ganz gerecht", fügt aber bei: „Eine gebotene Vorsicht aber
es allerdings gewesen, die Zustimmung zu Pretis' Programm sich vor-
lten", statt sich einfach mit dessen Berufung dem Kaiser gegenüber ein-
den zu erklären. H. gehörte seitdem zur schärfsten Opposition, verlor
uch das volle Vertrauen seiner Partei, so daß er 1885 nicht mehr im
Wahlbezirke, sondern in Reichenberg zum Abgeordneten gewählt wurde.
linister hat er keine eigenen durchschlagenden Gesetze zu Stande gebracht.
n letzten Jahren seines Lebens litt er fortwährend an der Lunge und
wiederholt vergeblich in Meran Genesung. Bei aller geistiger Bedeutung
. ein theoretischer Politiker und radicaler Liberaler, als Mensch durch
urch ehrenwerth und achtbar, aber von schroffer, unliebenswürdiger Art,
r Egoist, um sich wirkliche Freunde zu erwerben. Bismarck's bekannte
ung im Reichstage von den „Herbstzeitlosen" hat gesessen und ihm viel
t. Dem Kaiser war er nebst Giskra am unsympathischsten wegen des
mmenen Mangels an feinen Formen. Als ein charakteristisches Factum
h mündlicher Mittheilung Hasner's ein Vorgang des Jahres 1868 er-
Der Prinz Napoleon Bonaparte (Plon-Plon) war in Wien, vor dem
er wurden die Minister vorgestellt, H. vermochte auf eine dreimalige
sische Ansprache desselben nur jedes Mal durch eine Verbeugung zu ant-
. Man begreift, daß solche Minister dem Kaiser nicht gerade zusagten.
nergisch trat H., der ein österreichischer Patriot reinsten Wassers und
list war, für das Deutschthum in Oesterreich und als Gegner des
thums auf. Für das weitere Deutschland hatte er nichts übrig, be-
aber nebst Berger mit mir zusammen den ersten allgemeinen deutschen
ntag in Berlin (1860). Für alles, was über das Alltagsleben und
ltische Jurisprudenz hinausging, Kunst, Natur und Wissenschaft, hatte
n Sinn.

chriften: „Handbuch des allgemeinen österreichischen Strafrechts" (2 Bde.,
1855, 2. Aufl. 1859); „Sammlung von Entscheidungen des k. k. öster-
en obersten Gerichtshofes in zweifelhaften Fragen des österreichischen
rozeßrechts" (1860); „Die grundsätzlichen Entscheidungen des k. k. österr.
ichts" (1853, 3. Aufl. 1858), Nachträge in Wagner's Zeitschrift (auf-
bei v. Wurzbach); „Das juristische Doktorenkolleg in Prag und sein
h auf die Rektorwürde. Ein Beitrag zur Kenntniß österr. Universitäts-
e" (Prag 1861).

v. Wurzbach, Lex. 8, 360. v. Schulte.

erbst: Ludwig Ferdinand H., Philologe und Schulmann. Er war
burg am 30. Juni 1811, als Sohn eines Handwerkers geboren, be-
on 1824—1831 das Johanneum und dann bis 1832 das akademische
sium seiner Vaterstadt und studirte sodann bis 1835 auf den Uni-
n Göttingen und Berlin classische Philologie. Für die Richtung und

Art seiner Studien sind außer dem Professor des Johanneums F. W. Ullr
vornehmlich Otfried Müller und Karl Lachmann von Bedeutung gewes
Nach erlangter Doctorwürde kehrte H. Ostern 1835 nach Hamburg zurück,
von nun an ein stilles Lehrer- und Gelehrtenleben in eifriger Arbeit u
fern von dem großen Getriebe zu führen. Zunächst wurde er Hülfslehr
1837 Collaborator, 1840 ordentlicher Lehrer an der mit dem Johanne
verbundenen Realschule; Ostern 1851 wurde er als Professor an die G
lehrtenschule des Johanneums versetzt und hat dieses Amt, allmählich
seinem Unterrichte von den unteren in die oberen Classen aufsteigend, 25 Ja
hindurch bis Ostern 1876 mit treuer Sorgfalt verwaltet. In diese Zeit f
die große Reihe von Aufsätzen zur Kritik des Thukydides, durch welche
sich einen geachteten Namen in der Gelehrtenwelt erworben hat. Nachdem
sich Ostern 1876 hatte in den Ruhestand versetzen lassen, hat er seine Stu
in noch weiterem Umfange fortgesetzt und durch ein in den Jahren 1
und 1883 erschienenes zweibändiges Werk: „Zu Thukydides, Erklärun
und Wiederherstellungen" zum Abschluß gebracht. Neben diesen Studien n
mete er sich in den letzten Jahren vornehmlich der Theilnahme an kirchli
und Wohlthätigkeitsbestrebungen. Er starb in Hamburg am 23. Novem
1894.

Nekrolog i. Hamburgischen Correspondenten v. 3. Dec. 1894 (G. H. Bu
dey). — Nachruf i. Progr. d. Gelehrtenschule d. Johanneums Ostern 18

R. Hoche

Herbst: Friedrich Ludwig Wilhelm H., Schulmann und geschichtl
biographischer Schriftsteller, geboren am 8. November 1825 in Wetzlar, †
20. December 1882 in Halle a. S. Sein Vater Dr. Johannes H., Leh
am Gymnasium zu Wetzlar, war Sohn des Bürgermeisters zu Pößneck,
Mutter gehörte der Familie Sell in Darmstadt an. Seine Vorbild
empfing H. erst auf der Schule und dem Gymnasium seiner Vaterstadt u
setzte sie dann, als sein Vater Michaelis 1841 nach Duisburg versetzt wu
auf dem dortigen Gymnasium fort. Nach wohlbestandener Reifeprüfung be
er Ostern 1844 die Universität Bonn, um unter Ritschl und Welcker classi
Philologie zu studiren. Aber bei allem Ernst, womit er die alten Sprac
studirte und bei seiner Theilnahme am philologischen Seminar hegte er doch e
große Vorliebe für die Geschichte und betheiligte sich lebhaft an den historisc
Uebungen unter der Leitung v. Sybel's und Urlichs'. Ganz besonders reg
ihn aber die Vorträge Dahlmann's über die französische Revolution an.
der merkwürdigen Entwicklung, die er während seiner drei Bonner Semester
fuhr, namentlich in seinem Verhältniß zum Staat und öffentlichen Leben, hat
selbst in einer seiner letzten Schriften Zeugniß gegeben: „Der (im August 18
von Bonn) Abschied nahm, war nicht derselbe, der vor drei Semestern gekomm
war: es war ein neuer Sinn in die Seele gesenkt, der keimartig aufwu
zu fester Gestalt, der Sinn für das öffentliche Leben des Volks, für St
und Vaterland" (Aus der Jugendzeit. Kleine Memorabilien aus vormä
lichen Tagen. Gotha 1882, S. 102). Zu Michaelis 1845 ging er nach Berl
wo er wieder neben den philologischen Studien (bei Böckh u. A.) vornehml
geschichtliche Studien trieb und sich in das von Ranke geleitete Seminar a
nehmen ließ. Mit dem Altmeister der neueren Geschichte blieb er läng
Zeit in persönlicher Beziehung, auch mit Alexander v. Humboldt kam er
Berührung. Nach Verlauf der dreijährigen Studienzeit kehrte er Ostern 18
nach Duisburg ins Vaterhaus zurück, beschäftigte sich mit philologischen A
beiten und versah dann von Michaelis d. J. bis August 1848 eine Hau
lehrerstelle auf dem Lande unfern Neuwied. Noch gegen Ende seines Leben

weiß er von den mancherlei Anregungen zu sagen, die er gerade in dieser Art Lehrthätigkeit erfahren habe (Aus Schule u. Haus. Gotha 1882, S. 79 ff.). Darnach begab er sich nach Halle a. S., um seiner Dienstpflicht im Heere zu genügen und sich zur Oberlehrerprüfung vorzubereiten. Nachdem er diese bestanden, sich auch am 23. Januar 1850 die Würde eines Doctors der Philosophie erworben hatte, trat er zu Ostern d. J. unter der Leitung seines Vaters das Probejahr in Duisburg an, wurde aber schon vor dessen Ablauf im Herbst als Lehrer an das Friedrich Wilhelms-Gymnasium zu Köln berufen. Mit Freude folgte er dann zu Neujahr 1851 einem Rufe an das Vitzthum'sche Gymnasium und die Blochmann'sche Erziehungsanstalt in Dresden. Die 3¾ Jahre, die er hier verlebte, waren eben so reich an Förderungen in seinem Beruf und an Lebenserfahrungen, wie an geistigen Genüssen. In der engen Vereinigung des Künstlerclubs, der er sich anschloß, lernte er nicht nur einen Kreis ausgezeichneter Maler und Bildhauer kennen, er gewann darin auch Freunde für sein ganzes Leben, so den Philologen Fleckeisen in Dresden und den Theologen Rudolf Kögel, der am 1. October 1852 als sein College in das Institut eintrat. Nach Ablauf dieser unvergeßlichen Zeit unternahm er kleinere Reisen in Deutschland und eine größere durch Süddeutschland und Oberitalien und zurück über Triest, die Tauern, das Salzkammergut und Böhmen. Der Sommer wurde dann in Bonn wissenschaftlichen Arbeiten gewidmet. Von Michaelis 1854 bis dahin 1858 wirkte er danach als dritter Oberlehrer am Gymnasium in Elberfeld. Für eines dieser Jahre erhielt er noch Urlaub nach Berlin, wo er noch unter Leitung von Nitzsch und Twesten theologische Studien trieb. Ihn beseelte dabei neben dem starken Zuge zum preußisch-deutschen Vaterlande der zur evangelischen Kirche, die er mit aller Inbrunst deutscher Liebe hochhielt, ein Zug, der dann auch bis an sein Ende andauerte. Nach einer abermaligen in den Herbstferien unternommenen Reise durch die Schweiz und Oberitalien wurde er am 5. October 1858 als erster Oberlehrer am Gymnasium zu Cleve eingeführt. Nachdem er schon vorher, da der bisherige Leiter des Gymnasiums Dr. Helmke in den Ruhestand getreten war, die Directorialgeschäfte geführt hatte, trat er am 16. April 1859 sein Amt als Helmke's Nachfolger an und machte sich nun, bezeichnend für seinen geschichtlichen Sinn, mit dem Werdegang der ursprünglich streng reformirten Anstalt vertraut. In Cleve trat er im J. 1860 mit Luise, der jugendlichen Tochter des verdienten langjährigen Pastors Bellershaus, in die Ehe. Damit wurde ihm eine seine Bestrebungen verständnißvoll theilende Genossin beschieden. Der Bund wurde durch sechs Kinder, drei Söhne und drei Töchter gesegnet, von denen nur eine Tochter in zarterem Alter in Magdeburg starb, während die übrigen Kinder den Vater überlebten. Bald nach seiner Vermählung verließ H. die liebliche kleinere Stadt und die wenig zahlreiche Schule, um als Director des wie Cleve confessionell gemischten königl. Friedrich Wilhelms-Gymnasiums in Köln eine größere Aufgabe zu übernehmen, die er nach seinem Bekenntniß in der Antrittsrede vom 10. Octbr. 1860 „unerschrocken, muthig und demüthig" auf sich nahm. Die in dem großen Gürzenichsaale gehaltene Ansprache machte einen großen Eindruck und bewahrheitete seines Freundes Kögel Urtheil, das dieser schon zur Zeit vor Herbst's Wirksamkeit in Elberfeld ausgesprochen hatte: er gehöre in die große [illegible]t, weil er die Gabe besitze, auf weite Kreise zu wirken. Mit dem Kölner [illegible]nasium wurde zu seiner Zeit eine Realschule erster Ordnung als Zweig[illegible]t verbunden. H. löste seine Aufgabe mit solchem Erfolge, daß Dr. Jäger, [illegible]nmittelbar nach ihm am 29. April 1865 mit einer Antrittsrede in seine [illegible] trat, ihn als ausgezeichneten und hervorragenden Schulmann rühmen

konnte, der in mehr als gewöhnlichem Grade das allgemeine Vertrauen genossen und verdient habe. Wie der strebsame Mann, bevor er Cleve verließ, die Nähe der Niederlande zu einem Besuch der Hauptstädte Hollands benutzt hatte, so stattete er von Köln aus dem geschichtlich und künstlerisch so reichen Belgien einen Ferienbesuch ab. Von Ostern 1865 bis Michaelis 1867 war er dann Director des Gymnasiums und der Realschule erster Ordnung zu Bielefeld in Westfalen. Wie seine Wirksamkeit in Köln mit einer außerordentlichen Huldigung der Schüler und Lehrer geschlossen hatte, so versah man sich in Bielefeld aufs zuversichtlichste, daß die Doppelanstalt unter ihrem neuen Director einer nach allen Seiten gesicherten und segensreichen Zukunft entgegengehe (L. A. Vogt im Bielefelder Schulprogramm von 1864/65, S. 29). Der siegreiche Krieg Preußens, der in die Bielefelder Zeit fiel, vertiefte Herbst's Sinn und Verständniß für die Geschichte und veranlaßte ihn von der „Stellung und Bedeutung der Geschichtswissenschaft in unserer Gegenwart" zu handeln und am 10. November 1866, am Tage vor dem Friedensfest, in einer Ansprache an die Schüler der oberen Classen der großen frisch durchlebten Zeit zu gedenken.

Nach dieser Wirksamkeit am Rhein, in Dresden und Westfalen diente H. bis an seinen Tod dem Unterrichtswesen in der Provinz Sachsen, in der bereits der 24jährige seiner Militärpflicht genügt und das Staatsexamen bestanden hatte. Fünf und ein halbes Jahr war er erst von 1867 bis 1873 Propst und Director des mit einem Alumnat verbundenen Gymnasiums zum Kloster U. L. Frauen in Magdeburg, von wo ihn nach gesegneter Wirksamkeit Schüler und Lehrer ungern scheiden sahen. Er folgte dann Ostern 1873 dem Rufe als Rector der königl. Landesschule zu Pforta, der er mit liebevoller Hingabe alle seine Kräfte widmete. Aber schon seit Anfang der siebziger Jahre war Herbst's Lebensgang ein recht schwerer. Sein Freund Kögel erzählt, wie er während der Magdeburger Zeit für den an der Herzbeutelwassersucht Darniederliegenden gebetet und den geliebten Freund aus des Todes Banden zurückerhalten habe (R. Kögel's Werden und Wirken 2, 203 ff.). Aehnliche Heimsuchungen erfuhr er von da ab bis an sein Ende immer wieder. In Pforta erlebte er zwei Mal Anfälle von Gelenkrheumatismus. Besonders drückend war dem rastlos Thätigen schon in Magdeburg ein schmerzhaftes Augenleiden, das ihn wiederholt zur Unterbrechung seiner amtlichen und außeramtlichen Wirksamkeit zwang und ihn endlich nöthigte, seinen Abschied nachzusuchen, der ihm in der ehrendsten Gestalt ertheilt wurde. Zunächst erhielt er vom 1. October 1876 ab Urlaub, den er bis Michaelis 1877 in Coburg verlebte. Die Absicht zu Ostern des nächsten Jahres sein Amt in Pforta wieder zu übernehmen, konnte nicht verwirklicht werden; er mußte nun wirklich in den Ruhestand treten. Er zog nach Halle a. S., wo er nach Kräften der Wissenschaft durch litterarische Arbeiten diente; doch erstrebte er eine geeignete Wirksamkeit an der Universität, von deren theologischem Lehrkörper er schon sieben Jahre vorher zum Doctor der Gottesgelahrtheit ernannt worden war. Im J. 1881 zum ordentlichen Honorarprofessor der Pädagogik befördert erhielt er eine seinen Bestrebungen und Gaben durchaus entsprechende Lebensaufgabe und kündigte zum Winterhalbjahr 1881/82 Vorlesungen über Didaktik an. Da traf ihn ein Blutsturz und Schlaganfall und schien ihm die Möglichkeit jeder weiteren Thätigkeit zu nehmen. Dennoch leitete er mit Aufbietung aller Kraft die Uebungen des pädagogischen Seminars, was ihm eine sehr liebe Arbeit war. Er hatte dafür einen ganz neuen Plan entworfen, den ganz durchzuführen ihm allerdings nicht mehr möglich war. Endlich setzte ein neuer Schlaganfall seiner Wirksamkeit und den Leiden seines

späteren Lebenstage, die er mit festem Mannesmuth und christlicher Ergebung getragen hatte, in der Nacht vom 19. zum 20. December 1882 ein frühes Ziel. Die Gedächtnißrede hielt als Universitätsprediger Herr Professor Beyschlag.

Herbst's nächste Bedeutung ist die des praktischen Schulmanns. Seine Wirksamkeit war eine um so größere, als er nacheinander an fünf Schulen, theilweise von großem Umfang und verschiedener Art: Gymnasien, Realschulen, Landesschule, Alumnaten, zuletzt als Professor der Erziehungswissenschaft und in mehreren Gegenden wirkte. Während zunächst seine Erscheinung etwas strenges, wenig anmuthendes hatte, gewann er durch seine Gerechtigkeit und treue Sorge für die Einzelnen die Herzen der Schüler. Seine ideale christlich-patriotische Gesinnung und die Macht seiner Persönlichkeit zog sie mächtig an und zu sich empor, wie aus ihren uns mündlich wie auch schriftlich überkommenen Zeugnissen hervorgeht. Wol konnten sich auch die neben und unter seiner Leitung mitarbeitenden Lehrer einer Anerkennung seiner Tüchtigkeit nicht entziehen, aber bei seinem strengen Durchgreifen bei mancherlei neuen Einrichtungen, die er traf, fand er auch hie und da Widerstand, wie uns das insbesondere von Schulpforta versichert wird. Und als ein auf höherer Warte stehender Schulmann erstrebte und förderte er manches neue, und sein Name ist mit der Geschichte des preußischen Schulwesens seiner Zeit enge verknüpft. Daher war er auch von Anfang an ein warmer Freund der Versammlung rheinischer Schulmänner, die am 19. October 1862 in Mühlheim an der Ruhr vorbereitet, am 7. April des nächsten Jahres zuerst in Düsseldorf zahlreich tagte, sowie später der Directorenconferenzen in der Provinz Sachsen, bei denen er eine leitende Stellung einzunehmen pflegte. Bemerkenswerth ist für den Sohn eines Mannes, der den sächsischen Herzogthümern entstammte, die feurige tiefgegründete preußische Vaterlandsliebe, die auch fortbestand, als seit dem großen deutschen Kriege die Neubegründung des Reiches die Begeisterung für das gesammte Deutschland in ihm wachrief. Als Einjährig-Freiwilliger nahm er an mehreren Commandos zur Beruhigung der in der nächsten Zeit nach dem Sturmjahre 1848 noch aufgeregten Massen theil. Dem Drängen nach schrankenloser Freiheit und dem Jagen nach politischen Traumgebilden war er abhold. Seinen Anschauungen nach war er national-liberal, obwol er, nach seiner ausdrücklichen Erklärung, dieser Richtung als politischer Partei und der tiefsten Weltanschauung nach nicht angehörte.

Lag nun aber auch Herbst's nächste Bedeutung in seiner unmittelbaren Wirksamkeit als Schulmann beschlossen, so hat er sich doch auch für die Nachwelt durch seine fruchtbare litterarische Thätigkeit ein ehrendes Gedächtniß gestiftet. Sind die meisten dieser Schriften auch nicht im engeren Sinne philosophische und pädagogische, so stehen sie doch mehr oder weniger mit seiner schulmäßigen Thätigkeit in einem nähern oder entfernteren Zusammenhang. Bei seinem unmittelbaren Zuge zur Wahrheit suchte er die ihm entgegentretenden Erscheinungen in ihrem geschichtlichen Werden zu verstehen, sammelte dafür mit unermüdlichem Eifer alles erreichbare Quellenmaterial und bedauerte es sehr, wenn es nicht in der gewünschten Fülle zu erlangen war. Wenn er aber im Sammeln und Befragen der Quellen sich genug gethan hatte, dann schaute er die Dinge in ihrem Zusammenhange im Lichte der in Christo geoffenbarten Wahrheit an. Unermüdliches Forschen und das gläubige Wissen der frei machenden ewigen Wahrheit fielen bei ihm von Jugend auf zusammen. Er war ein tiefreligiöses Gemüth. (Kögel's Werden und Wirken 203 ff.) Wie er es von seinem Freunde Karl Gust. Heiland sagt (dessen Leben S. 12), kam auch bei ihm die Zeit, wo die Friedenssehnsucht mächtiger

wurde, als die Wahrheitsprüfung. Gleich seine erste als Doctordissertati
1850 in Druck gegebene Schrift „De civilibus Atheniensium factionibu
war eine geschichtliche. Daß sie der griechischen Geschichte angehörte, w
bei H. nichts zufälliges. Das griechische Wesen erschien ihm tiefer, ursprün
licher und mannichfaltiger, der vaterländisch-deutschen Art verwandter, als d
römische. Abgesehen von gelegentlichen Bemerkungen zum Horaz, den er m
Liebe in der Schule erklärte (in Fleckeisen's Jahrbüchern 1871, 1873, 18
1876) hat er sich niemals litterarisch mit dem Lateinischen befaßt, wol a
wiederholt Gegenstände der griechischen Geschichte behandelt, so in seinem B
trage zur Geschichte der auswärtigen Politik Spartas im Zeitalter des Pe
ponnesischen Krieges (1853) und dem über den Abfall Mitylene's von At
im Peloponnesischen Kriege (1861). Auch seine Beiträge über Thukydid
Th. auf der Schule und über Thukydides I, 22, 1 (Magdeb. Progr. 1869) u
in Fleckeisen's Jahrbüchern 1880 tragen mehr einen geschichtlichen als specif
philologischen Charakter.

Im Jahre 1866 gab er zuerst mit A. Baumeister und A. Weidner
„Historisches Quellenbuch zur alten Geschichte" heraus, wovon 1880
3. Auflage erschien. Es steht mit den weiter unten zu erwähnenden geschichtlic
Lehrbüchern im Zusammenhang. Hatten wir bisher meist kleinere der al
Geschichte angehörige Arbeiten zu nennen, so war doch, zumal in seinen spät
Lebensjahren, sein Sinn besonders der neueren Geschichte zugewandt, der
auch, wie wir noch sehen werden, auf den obersten Lehrstufen eine bevorzu
Stellung zuwies. Jene geschichtlichen Arbeiten aus der neueren Zeit wa
theils allgemeine, theils biographische. Beginnen wir mit den letzteren,
denen er sein bestes leistete, so hat er sich gelegentlich in seinen Vorträ
über die Anfänge der griechischen und christlichen Biographie (Elberfeld 18
über die Grundsätze dieses Zweigs der Geschichtschreibung Klarheit verscha
Seine erste dahin gehörige Arbeit ist das in 1. Auflage 1857 in Gotha
schienene Leben des Mathias Claudius, des Wandsbecker Boten. Da H. s
bestimmt zwischen Lebenschronik und der vor ihm gepflegten weitere Kr
ziehenden Biographie unterscheidet, so haben wir in „M. Claudius" ein St
deutscher Geschichte vor uns, worin der Dichter den Mittelpunkt bildet. K
Buch hat H. mit so liebevoller Versenkung in den Gegenstand geschrieben,
dieses; er bekennt selbst: wie er es mit wachsender Liebe und Theilnah
gethan. Claudius ist ihm ein „herrlicher Mann", der Muth und Bestimm
heit der Wahrheit bewiesen, der wider den Strom des poetischen Weltgeis
ging, ein Lehrer und Weiser. Das höchste in dem schlichten Lebensbilde
ihm, daß ihm von oben her der Einklang seines Lebens gekommen sei. D
Verfasser hatte bei diesem Buche die große Freude, daß es eine sehr g
Aufnahme in weiteren Kreisen fand, daß er vier Auflagen davon erlebte u
daß sich ihm bei jeder Bearbeitung neue Quellen erschlossen. Ganz and
wie dem „Wandsbecker Boten" stand H. der Person dessen gegenüber, den
zum Gegenstand einer bedeutend größeren biographischen Leistung erkor, d
Freunde von Claudius Joh. Heinrich Voß, dessen Biographie zwischen 18
und 1876 in 2 Bänden erschien, der 2. wieder in zwei Hälften. Bei V
wurde H. durch den Dichter, den classischen Uebersetzer und den Hausva
angezogen; auch gesteht er, daß er sich gefreut habe in ihm, dem Schulma
einen Amtsgenossen vor sich zu haben. Dagegen stießen ihn mancherlei Härt
ab, allermeist Vossens starrer Rationalismus. Aber trotz der mangeln
Uebereinstimmung des Verf. mit der Person dessen, der den Mittelpunkt die
Arbeit bildet, ist diese mit Sorgfalt und Liebe ausgeführt und es bewä
sich hier um so klarer der Beruf des Verf. als Historiker, der, indem er

sonen im Zusammenhange mit ihrer Zeit darstellt, ausgleichende Gerechtig-
übt. Die scharfen Gegensätze, so aufregend sie in der Gegenwart waren,
wesentlich überwunden; der wahrheitliebende Forscher sucht beiden Theilen
echt zu werden. Der geschichtliche Hintergrund ist so weit gezogen, daß
nnichfaltige Erscheinungen der Zeit hier bedeutsam hervortreten. Von
dabei dargebotenen knappen Geschichte des Göttinger Bundes sagt Erich
midt als berufener Kritiker, daß sie das beste sei, was wir zur Zeit dar-
besäßen; von dem ganzen Werke über Voß aber urtheilt Julian Schmidt,
Arbeit sei für immer gethan. H. verfolgt die gelehrten Studien im Zu-
menhange mit der damaligen Alterthumswissenschaft, alles in jener durch-
igen klaren Sprache, die alle Beurtheiler an Herbst's Schriften rühmend
orheben. Zu Gunsten einer gleichmäßigen Darstellung ist alles Beiwerk,
nders Ausführungen und Noten, in einen Anhang verwiesen. Ein großes
ist es doch, daß die auf breitester gelehrter Grundlage aufgebaute Arbeit
eine für weitere Kreise von Gebildeten als im besten Sinne des Worts
thümliche Darstellung empfohlen werden konnte. Die zwischen seinem
udius" und „Voß" entstandene Lebensbeschreibung von Herbst's Freunde,
Schulrath Karl Gust. Heiland, die 1869 erschien, ist gleich den andern
Gedankenreichthum und edle Darstellung ausgezeichnet, kann aber inso-
nicht wie die oben erwähnten als Geschichtswerk in Betracht kommen, als
der Gleichzeitigkeit wegen keine geschichtliche Entwicklung verfolgt werden
te.

Dagegen tritt nun Herbst's Beruf als Historiker nirgend klarer hervor,
bei seinem letzten derartigen Unternehmen, der seit 1880 bei F. A. Perthes
Gotha erschienenen „Encyklopädie der neueren Geschichte". Freilich handelt
h hier nicht um das ganze in Verbindung mit einer Reihe von Forschern
nommene erst 1890 mit dem 5. Bande abgeschlossene Werk, sondern um
1 und die von H. geschriebene Einleitung. Was er hier auf 50 Druck-
in gr. 8° über Gang und Inhalt der neueren Geschichte in knapper,
Sprache im Geiste Ranke's ausführt, will uns als das trefflichste er-
ten, was im engen Rahmen über einen so umfassenden Gegenstand gesagt
. Noch möchten wir als Beitrag zur neueren Geschichte seine kleine
lschrift „Friedrichs des Großen Antimachiavell" (Duisburg 1865) nicht
wähnt lassen.

Wenn wir bis hierhin H. in seiner litterarischen Thätigkeit nur als
ichtsforscher und Biographen kennen lernten, so scheint die Frage nahe-
gen, ob nicht hinter dem Historiker der Schulmann gar zu sehr zurück-
ten sei, zumal wenn wir hinzufügen müssen, daß auch in seinen Schul-
ten im engeren Sinn nicht der Philologe, sondern der Geschichtsforscher
ritt. Aber es muß gesagt werden, daß H. auch bei allen seinen ge-
lichen Darbietungen von einem höheren Standpunkte aus die Zwecke der
le im Auge hatte. Er sagt einmal: „Dem Gymnasium ist Geschichte
eigentlich ein vertrautes Lebensgebiet; dort liegen die Wurzeln seiner
t" (Ueber Friedrich Wilhelm III. Königsgeburtstagsreden, 2. Aufl., S. 32).
e erste größere Schrift, die sich unmittelbar auf die Schule bezieht: „Das
iche Alterthum in der Gegenwart" (Vorrede 30. März 1852) ist eine
ichtliche Betrachtung, entstanden bei Quellenstudien zur griechischen Ge-
te. H. sucht sich darin selbst über die Lebensfrage seiner Arbeiten und
s Fachs klar zu werden. Durch einen Rückblick auf die Vergangenheit
sucht er die Grundlagen der gegenwärtigen Zustände. Er findet, daß der
fluß der Antike, besonders der griechischen, auch in der Gegenwart unserer
ung dringend nöthig sei, ist aber gegen eine einseitige Vergötterung des

classischen Alterthums. Unsere eigene Litteratur gab uns erst das wahre V
ständniß der classischen. Die Classicität hat aufgehört ein ausschließli
oder auch nur überwiegendes Element unserer Bildung zu sein; um so m
ist aber nun ihr gemäßigter Einfluß als ein unverlierbares Gut festzuha
in einer Form, die unserer geistigen, nationalen und christlichen Bildung
spricht. Schon in dieser bedeutsamen Schrift, die Aufsehen erregte und
Anerkennung fand, kommt H. auf die im Verlauf des 19. Jahrhunderts
beobachtende Wandlung der geschichtlichen Interessen: vom classischen Al
thum, dann zum Mittelalter, endlich infolge der Ranke'schen Schule
neueren und neuesten Geschichte. Gesondert behandelte er im J. 1869
Frage des Geschichtsunterrichts auf höheren Schulen. Schon seit 1864 ersc
von ihm in 1. Auflage ein methodisches „Historisches Hülfsbuch für die ob
Classen der Gymnasien und Realschulen" in 3 Theilen (zuerst 3. Theil M
1864, dann 1. 1866, 2. 1867). Seine Ansicht über das Verhältniß
Gymnasien zur neueren und neuesten Geschichte legte er in einer beson
Abhandlung Mainz (Wiesbaden) 1877 nieder. Keine seiner Schriften
eine solche Verbreitung gefunden wie dieses Hülfsbuch, dessen 1. Theil 1
in 16., der 2. 1893 in 15., der 3. in demselben Jahre in 14. Auflage
schien. Seine Gedanken und Vorschläge wurden Gemeingut der Lehrpl
Die neuere und neueste Geschichte wird den obersten Classen zugewiesen.
den obersten Classen der Gymnasien ist der zu behandelnde Stoff in and
Weise vertheilt, wie bei den Realschulen. Mit seinem Interesse für die P
der Geschichte auf höheren Schulen berührte sich auch das für das sc
deutsche Schriftthum. Eine 1879 bei Perthes in Gotha erschienene Sc
behandelt die Frage über die neuhochdeutsche Litteratur auf der obersten S
der Gymnasial- und Realschulbildung, und wie er schon früher ein „hi
risches Hülfsbuch" herausgegeben hatte, so ließ er im J. 1879 auch ein sol
für die oberste Stufe der Gymnasial- und Realschulbildung erscheinen,
dem er schon zwei Jahre darauf eine zweite Auflage erlebte. Es bietet
meisterhafte Vertheilung des Stoffs. Der später erschienene, die ältere Li
ratur behandelnde Theil rührt nicht von ihm her. Des Gegenstandes we
schließen wir hier an die mit warmer Liebe zu seiner Vaterstadt geschrieb
anziehende Schrift: „Goethe in Wetzlar. 1772. Vier Monate aus des Dich
Jugendleben" (Gotha, F. A. Perthes, 1881). Ebenso war er Schriftle
des im J. 1878 von ihm begründeten, ebenfalls bei Perthes erschiene
„Deutschen Litteraturblattes", das später noch eine Zeit lang von sei
Jugendfreunde Keck, dann von Pfleiderer in Ulm fortgesetzt wurde und b
einging.

Ein besonderes Wort ist der gewaltigen Einwirkung zu widmen, die
auf seine zahlreiche Hörerschaft, zunächst seine Schüler, durch Weckung e
echten deutschen und christlichen Vaterlandsliebe ausübte. Im gewöhnli
Schulleben that er dies bei seiner anregenden Frische im Unterricht und sei
geistvollen, gedankenreichen und packenden Geschichtsunterricht, der beson
anziehend war. Eine hervorragende Bedeutung hatten aber seine feierli
Schulreden, besonders am Königsgeburtstage. Vor den Kriegs- und Sie
jahren von 1864 bis 1871 waren es besonders die Freiheitskriege, an de
er dabei sich und seine Hörerschaft erwärmte, so wenn er über die deu
Dichtung im Befreiungskriege (Mainz 1859) oder über Fichte und Arn
geistige Mitkämpfer der Befreiungskriege handelte (Sechs Vorträge.
1863). Als dann Preußens großer geschichtlicher Beruf für das gesa
Deutschland vor aller Augen sich offenbarte, verkündeten diesen seine begeis
Worte, denn für ein geeinigtes deutsches Volk und Vaterland unter Preuß

Führung erglühte sein Herz von Jugend auf: „Seit ich politisch zu denken, zu fühlen weiß, war mein Blick auf das nun errungene Ziel gerichtet", sagt er gelegentlich nach 1870 (Königsgeburtstagsreden, 2. Aufl. 1875, S. 55). Er wünscht aber die geschichtlichen Grundlagen gewahrt zu sehen und die Mannichfaltigkeit des deutschen Stammeswesens bei der politischen Einheit. Jubelnd begrüßte er in dem unter einem evangelischen Fürsten geeinigten Deutschland den Sieg der Reformation. In letzterer erkennt er einen Doppelgewinn: das Zuhausesein im Heiligthum und die geistesfrische Umschau im weitesten Umkreis des Wissens (a. a. O. S. 79 ff.). Von den Königsgeburtstagsreden, in denen diese deutsch-patriotischen und christlichen Gedanken besonders niedergelegt sind, erschienen manche im Druck: „Drei Schulreden" (Köln 1865), „Aus der Schule", drei Schulreden (Bielefeld 1867). Am wichtigsten sind die Königsgeburtstagsreden aus Magdeburg, die 1873 in erster, 1879 in zweiter Auflage erschienen — was bei dergleichen durch die Zeitumstände hervorgerufenen Gelegenheitsreden keine gewöhnliche Erscheinung ist. Obwol H. sich hierbei, wie er ausdrücklich versichert, zunächst an einen weiteren Kreis gebildeter Hörer wandte, zogen sie doch auch die Schüler mächtig an. Daß H. diese Reden ablas, nicht frei vortrug, geschah mit Rücksicht auf die Form, nicht weil es ihm bei seiner außerordentlichen rednerischen Befähigung und künstlerischen Gestaltungskraft schwer gefallen wäre, frei zu sprechen. Von seiner erstaunlichen Gabe, bei unerwartet sich darbietender Gelegenheit, z. B. auf Reisen bei Begegnung mit hohen Persönlichkeiten, frei aus dem Stegreif geistvolle und fesselnde Ansprachen zu halten, davon erlebten die Schüler Beispiele, die sie in Erstaunen setzten. Wenn, wie wir bereits erwähnten, Kögel meinte, sein redebegabter Freund gehöre in die große Stadt, so machte er von dieser Begabung durch Vorträge in Elberfeld, Köln und an anderen Orten Gebrauch. Bei seinem Bestreben auf weite Kreise einzuwirken, hat er auch viele Aufsätze, meist biographischen Inhalts, in dem christlichen Unterhaltungsblatt „Daheim" erscheinen lassen. Zwischen 1866 und 1882 hat man solcher Beiträge 42 gezählt. Auch zur Kölnischen Zeitung hat er gelegentlich Beiträge geliefert.

Durch diese mit so reicher Begabung ausgeübte rednerische und schriftstellerische Wirksamkeit in der Schule und in weiteren Kreisen der Oeffentlichkeit ist H. wie kaum ein zweiter der Herold der großen Zeit von Deutschlands Erhebung und Einigung in den sechziger und siebziger Jahren geworden und darf in dieser Beziehung wol neben seine gleichgesinnten Zeitgenossen Geibel und Kögel gestellt werden. Was der erstgenannte auf seinem Dichterthrone, R. Kögel auf der Kanzel war, das wirkte H. vom Schulkatheder aus. Wirkte er aber so mittels seiner durch wahre edle Gesinnung geweihten Reden auf weite Kreise der Oeffentlichkeit und durch sein außerordentliches organisatorisches Talent, die Gabe der Leitung, in der Schule und auf den Lehrer- und Directorenconferenzen wirkte, so betheiligte er sich endlich auch mit ganzer Hingebung an der kirchlichen Arbeit, denn zuerst und zuletzt war er doch ein auf festem Glaubensgrunde stehender evangelischer Christ. Seiner kirchlichen Richtung nach gehörte er der unirten Mittelpartei neben Männern wie Dorner und Beyschlag an, lieferte Beiträge zu des letzteren Evangelischen Blättern und stand fest zur Union, an deren geschichtlichen Beruf und Zukunft er glaubte. Das tief religiöse Wesen Herbst's lernen wir besonders in seinem Verkehr mit R. Kögel kennen, der in ihm den treuesten bis über den Tod hinaus geliebten Freund fand, mit dem er durch alle Kämpfe der Zeit hindurch eines Sinnes blieb. Kögel bekennt, daß Gott ihm durch diesen

Freund das Leben sehr weit und reich gemacht habe. Insbesondere wa[r] beide Männer völlig eins in der Würdigung der Reformation und der evan[ge]lischen Kirche und in der Erkenntniß ihrer Bedeutung für unsere nation[ale] Cultur. H. hat gerade über diese Frage in einem 1881 in Halle gedruc[kten] Vortrage eingehend gehandelt. Bei solcher Ueberzeugung und solchen Ga[ben] war H. ein überaus wirksames Mitglied der sächsischen Provinzialsynode [zu] Magdeburg anfangs 1875, dann auch bei der zu Ende d. J. in Berlin tag[en]den Generalsynode, zu der er durch das Vertrauen des Königs berufen wu[rde]. Einer seiner Schüler (P. Gabriel in Oberschmon) faßt sein Urtheil über [seinen] verehrten Lehrer in folgender Gestalt zusammen: „Herbst war eine christl[ich] ideale, nach dem höchsten strebende Persönlichkeit, ein Schulmann von Go[ttes] Gnaden, jeder Zoll ein Director, ein Schulmonarch, dabei von herzli[cher] Theilnahme und Fürsorge für seine Schüler, auch über die Schulzeit hin[aus]. Seine christlich-ideale Gesinnung hat er zur Geltung gebracht als Schulm[ann], in der Betheiligung an kirchlicher Arbeit, als Patriot, als Schriftsteller, [als] Docent an der Universität, in seiner Familie, als treuer Freund". — [Un]erwähnt mag endlich nicht bleiben seine Uneigennützigkeit und seine W[ohl]thätigkeit, die er z. B. bei seiner schriftstellerischen Thätigkeit bekun[dete]. Verschiedene Schriften, so das „Leben Heiland's", hat er zu milden Zwe[cken] erscheinen lassen, bei anderen aber seinen geschäftlichen Nutzen so wenig ges[ucht], daß dabei wol auch eine zu wünschende weitere Verbreitung gehindert wu[rde]. Seiner äußeren Erscheinung nach war H. eine stattliche ernste Gestalt, [die] unwillkürlich Achtung einflößte. Das Brustbild, das den Kögel'schen Nac[hruf] im „Daheim" begleitet, ist nach dem Zeugniß eines Schülers gut getro[ffen]. Es scheint mit Benutzung einer uns vorliegenden Photographie aus der Ma[gde]burger Zeit gefertigt.

An einer der Bedeutung des Mannes entsprechenden Biographie f[ehlt] es noch. Zunächst kommen natürlich seine eigenen Schriften, unter de[nen] sich ja aus dem letzten Lebensjahr eine hier im Text erwähnte selbstbio[gra]phische befindet, in Betracht, sodann die Programme der höheren Sch[ulen] in Köln, Elberfeld, Cleve, Bielefeld, Magdeburg, Pforta aus den Ja[hren] seiner dortigen Thätigkeit. Dazu gehört besonders das Pförtner Ecce [vom] 8. Januar 1883 von Prof. Buchbinder, und es schließt sich daran auch [die] Chronik der Universität Halle vom Jahre 1882. — Werthvoll ist der N[ach]ruf seines Schülers Dr. H. Zurborg in Zerbst auf 4½ Seiten 8°, der [uns] als Sonderabdruck vorlag, ohne daß es uns bisher gelungen wäre, [das] Organ, worin er erschien, festzustellen. R. Kögel gedachte des Freu[ndes] im Jahrg. 1884 des „Daheim" S. 268 f.: „Zur Erinnerung an Wil[helm] Herbst" und in der Neuen Christoterpe v. J. 1886, S. 380—387: „[Ein] Künstlerabend zu Dresden". Von besonderer Bedeutung für die Würdig[ung] von Herbst ist das biographische Werk: „Rudolf Kögel. Sein Leben [und] Wirken". 3 Bde., Berlin 1899—1904. Außerdem wurden uns we[rth]volle schriftliche Mittheilungen von der in Halle a. S. lebenden Wittwe [und] von Hrn. Pastor Gabriel in Oberschmon, einem treuen Schüler Herb[sts], dargeboten. Letzterer, dem ein Theil des Herbst'schen Briefwechsels zur [Ver]fügung stand, bereitete eine größere Biographie seines Lebens vor, die [wich]tige Mittheilungen über sein Gemüthsleben im Verkehr in seiner Fa[milie] und als Freund darbieten sollte, wurde aber an der Ausführung [des] Planes gehindert. Ed. Jac[obs].

Herder: Benjamin H., der jüngere Sohn des als Begründ[er der] großen Verlags- und Kunsthandlung in Freiburg im Breisgau wohlbek[annten] Bartholomaeus H., wurde am 31. Juli 1818 in Freiburg geboren. Au[—]

J. 1839 dieser und seine Gemahlin kurz nach einander starben, ergab sich, daß sich das ausgedehnte Geschäft in einer kritischen Lage befand. Durch Universitätsstudien und längere Beschäftigung in einer großen Pariser Buchhandlung wohl vorbereitet, theilte sich Benjamin H. mit seinem kaufmännisch gebildeten älteren Bruder Karl Raphael in die Leitung des Geschäftes, das sich rasch wieder zu anerkannter Bedeutung erhob. Als 1856 der ältere Bruder ausschied, um das Bad Krankenheil bei Tölz zu übernehmen, wurde Benjamin der alleinige Inhaber der Buchhandlung. Der Herder'sche Verlag gewann bald eine große Ausdehnung und erstreckte sich zuerst über alle wissenschaftlichen Disciplinen, concentrirte sich aber später, den Tendenzen seines Inhabers entsprechend, auf Theologie, politische Geschichte, Kunst- und Litteraturgeschichte, Pädagogik durchweg in katholisch-conservativem Sinne und nimmt zml gegenwärtig auf dem Gebiete der katholischen Litteratur die erste Stelle in Süddeutschland ein. Unterstützt von den namhaftesten katholischen Gelehrten und Schriftstellern gab die Firma, welche mit der Zeit eine Anzahl von Zweigniederlassungen in Straßburg, München, St. Louis, Wien u. a. gründete, eine große Reihe wissenschaftlicher Werke, Zeitschriften, Lehrbücher u. s. f. heraus. Ein 1874 erschienener Katalog, der seitdem durch Jahreskataloge regelmäßig ergänzt wird, weist sämmtliche seit 1801 im Herder'schen Verlag erschienene Schriften nach. Den großen Anstrengungen, welche die Leitung eines so bedeutenden Geschäftes erfordert, war die Gesundheit Herder's in seinen späteren Lebensjahren nicht mehr gewachsen. Nach mehrjähriger Kränklichkeit starb er am 10. November 1888, hochgeschätzt von Allen, die geschäftlich oder persönlich mit ihm in Beziehungen getreten waren.

Badische Biographien IV, 175 ff., wo auch die bedeutendsten Werke des Herder'schen Verlages aufgeführt sind.

v. Weech.

Hergenhahn: Theodor H., Oberlandesgerichtsrath, wurde zu Wiesbaden als Sohn des dort als Appellationsgerichtspräsident am 29. December 1874 verstorbenen August H. am 12. Februar 1833 geboren, besuchte das Gymnasium seiner Vaterstadt und bezog dann, zuerst um Theologie zu studiren, die Universität Heidelberg. Sehr bald wandte er sich jedoch dem Rechtsstudium zu und in Gießen zu. Er wurde nassauischer Hofgerichtsaccessist, verheirathete sich 1864 in Wiesbaden, wurde dann Assessor und 1868 Kreisrichter in Limburg a. d. L., 1869 der Staatsanwaltschaft in Hameln a. d. W. zugetheilt, 1870 an die Kronanwaltschaft in Hildesheim versetzt, wo er zum Obergerichtsrath befördert wurde. Auch hier blieb er nicht lang: er kam 1879 nach Koblenz und 1881 als Landesgerichtsdirector nach Limburg a. d. L. zurück, endlich 1886 als Oberlandesgerichtsrath nach Kassel. Nach sechsjähriger Thätigkeit ließ er sich wegen Schwerhörigkeit pensioniren und zog nach Eisenach, wo er am 12. November 1893 an einem Herzschlage verstarb. Ausgezeichnet durch einnehmendes Wesen und liebenswürdigen Humor, war er ein Jurist von scharfem Verstand, ein einsichtiger, eifriger Politiker, der namentlich nach 1866 die Interessen Preußens verfocht. Mit großer Wärme vertrat er die Bestrebungen des Protestantenvereins und war zehn Jahre lang Schriftführer des Vaterländischen Frauenvereins. An Auszeichnungen erhielt er den Rothen Adlerorden 4., dann 3. Cl. Besonders anerkennenswerth war seine schriftstellerische Thätigkeit, namentlich auf handelsrechtlichem Gebiete. Neben kleineren Schriften („Das Antragsrecht im deutschen Strafrecht", Berlin 1878; „Königthum und Verfassung", ebd. 1881 (Deutsche Zeit- und Streitfragen Hefte 105 u. 154); „Die Entwicklung des Preußischen Staates mit besonderer Hervorhebung seines

deutschen Berufs", 2. Aufl. Hildesheim 1881; auch dem größeren Werke „D
Eheschließungs- und Ehescheidungsrecht, dargestellt nach der Rechtsprechung d
deutschen Reichsgerichts" (zuerst im Magazin f. d. deutsche Recht d. Geg
wart, Hannover 1888), 2. Aufl. 1891—93, sind in dieser Richtung zu nenn
„Berufung und Thätigkeit der Generalversammlung der Actiengesellschaf
nach dem RG. vom 18. Juli 1884", Berlin 1888; „Das Reichsgesetz, b
die Commandit-Gesellschaften auf Aktien und Aktiengesellschaften vom 18. J
1884", ebd. 1891; „Das Reichsgesetz, betr. die Gesellschaften mit beschrän
Haftung vom 20. April 1892", ebd. 1892 (3. Aufl. von J. Liebmann 189
„Der Vorstand der Aktiengesellschaft", Lpz. 1893; mit Tuchatsch „Die off
Handelsgesellschaft (Art. 85—149 des Allgem. dtsch. H.G.B.)", Lpz. 18
„Rechtsprechung der höheren und höchsten deutschen Gerichtshöfe über Pro
bevollmächtigte und Rechtsanwälte", hsg. von O. Eccius, 2 Bde., Hanno
1894. Auch hatte er Renaud's rechtliche Gutachten in zwei Bänden (Ma
heim 1886) herausgegeben und viele Abhandlungen in der Monatsschrift
Aktienrecht und Bankwesen Bd. 1—4 veröffentlicht.

Nach gefl. Mittheilungen d. Verwandten. — Monatsschrift f. Akt
recht u. Bankwesen II, 407. — Grünhut's Zeitschr. VI, 779—82; XIV, 6
XVI, 760; XXV, 201. — Ztschr. f. dtschn. Civilprozeß XVI, 165; X
185; XX, 500 ff. — Ztschr. f. Handelsrecht Bd. 36, S. 361, Bd. 40, S. 28

A. Teichmann.

Hergenröther: Joseph H., Cardinal, Kirchenhistoriker, geboren
15. September 1824 zu Würzburg als Sohn des damaligen Professors
Medicin Johann Jakob H., † am 3. October 1890 zu Mehrerau. H.
solvirte die Gymnasialstudien zu Würzburg, studirte dann noch zwei Ja
1842—1844, Philosophie und Theologie an der Universität daselbst und t
im Herbst 1844 in das deutsche Colleg in Rom ein, um hier seine Stud
fortzusetzen. Durch den Ausbruch der Revolution verhindert, dieselben hier
zur Erlangung des Doctorgrades zu vollenden, empfing er am 28. März 18
noch die Priesterweihe, kehrte dann in die Heimath zurück, trat in das Wü
burger Priesterseminar und hörte noch während zweier Semester theologi
Vorlesungen an der Universität. Im März 1849 wurde er Kaplan
Zellingen, wirkte aber nur während eines Jahres in der Seelsorge, da
sein Bischof für das Lehramt in Aussicht nahm, bezog auf dessen Wunsch
Mai 1850 die Universität München und wurde daselbst am 18. Juli 1
Dr. theol. Im Mai 1851 habilitirte er sich an der Münchener theologis
Facultät als Privatdocent. Am 3. November 1852 wurde er zum auß
ordentlichen Professor der Kirchengeschichte und des Kirchenrechts in Würzb
ernannt, am 15. Mai 1855 zum ordentlichen Professor. Neben den Hau
fächern auch die Patrologie vertretend, wirkte er hier bis 1879 als her
ragender akademischer Lehrer, der mit Hettinger und Denzinger den Ruf
Würzburger theologischen Facultät mächtig hob. 1868 wurde er mit Hetti
als Consultor zur Vorbereitung des Concils nach Rom berufen. 1877
nannte ihn Papst Pius IX. zum päpstlichen Hausprälaten. Am 12. Mai 1
wurde er von Papst Leo XIII. zum Cardinal ernannt und siedelte nach R
über, wo ihm der Papst alsbald das Amt des Präfecten der Apostolis
Archive übertrug. In diesem Amte war er berufen, im Sinne des P
die Neuordnung des Vaticanischen Archivs und dessen Oeffnung für die w
schaftliche Forschung durchzuführen. Er war auch Mitglied der Congregat
des Concils, des Index, der außerordentlichen kirchlichen Angelegenheiten
der Studien. Auf der Rückreise von seinem letzten Besuche in Deutschlan
Sommer 1890 starb er in dem von ihm gern besuchten Cistercienser

hrerau am 3. October 1890 infolge eines Schlaganfalles. Er ist in der iftskirche daselbst begraben.

Die bedeutende und umfangreiche wissenschaftliche Thätigkeit Hergenröther's ginnt mit der patristischen Dissertation: „Die Lehre von der göttlichen Dreinigkeit nach dem heiligen Gregor von Nazianz, dem Theologen, mit Berücksichtigung der älteren und neueren Darstellungen dieses Dogma" (Regensburg 1850). Es folgt die Münchener Habilitationsschrift: „De catholicae Ecclesiae primordiis recentiorum Protestantium systemata expenduntur dissertatione historico-dogmatica" (Regensburg 1851). Mit der durch die Entdeckung und Veröffentlichung der Philosophumena (1851) neu in Fluß gebrachten Hippolytus-Frage befaßte sich die Arbeit: „Ueber die neu entdeckten Philosophumena" (Tübinger Theologische Quartalschrift 1852, S. 416 bis 441). Nachdem H. in den für den Ergänzungsband des Kirchen-Lexikons von Wetzer u. Welte (1856) verfaßten Artikeln Calixtus I. (S. 206—209), und Hippolytus (S. 569—572) eine kürzere Darstellung im Lichte der neuen Entdeckung und im Anschluß an das Werk Döllinger's gegeben hatte, kam er später nochmals eingehend auf die Vertheidigung der Autorschaft des Hippolytus zurück: „Hippolytus oder Novatian? Nochmals der Verfasser der Philosophumena'" (Oesterreichische Vierteljahresschrift f. katholische Theologie, II. Jahrg., 1863, S. 389—440). Den Hauptgegenstand seiner Studien in den fünfziger und sechziger Jahren bildeten sodann Photius und die Geschichte des griechischen Schismas. Als erste Frucht seiner Beschäftigung mit den Schriften des Photius seit 1854, für die er nicht nur gedrucktes Material, sondern insbesondere auch die Handschriftenschätze der bedeutendsten Bibliotheken heranzog, erschien 1857 seine Ausgabe der bisher unedirten Schrift: „Photii Constantinopolitani Liber de Spiritus sancti mystagogia, quem notis variis illustratum ac theologicae crisi subiectum nunc primum edidit" (Regensburg 1857); dazu die Abhandlung: „Die theologische Polemik des Photius in seiner Schrift vom heiligen Geist" (Theologische Quartalschrift 1858, S. 559—629). Derselbe Jahrgang der Quartalschrift (1858, S. 252 ff.) brachte die Abhandlung: „Die Amphilochien des Photius". Dann lieferte H. Beiträge zu der Migne'schen Ausgabe des Photius (Patrologia graeca T. 101—104, Paris. 1860), besonders zu der Ausgabe der Amphilochia; auch seine Ausgabe der Mystagogia Spiritus sancti wurde darin (T. 102) gegen seinen Willen wieder abgedruckt. Zu kritischen Auseinandersetzungen gab ihm das Werk von A. Pichler, Geschichte der kirchlichen Trennung zwischen dem Orient und Occident (München 1864 f.) Veranlassung; zur Kritik des 1. Bandes schrieb H.: „Neue Studien über die Trennung der morgenländischen und der abendländischen Kirche" (Chilianeum, Bd. V, 1864, S. 8—26, 56—70, 97—122; auch Separat, Würzburg 1864); vgl. ferner Chilianeum Bd. VI, 1865, S. 246—255, und Bd. VII, 1865, S. 20—33; und Archiv für kathol. Kirchenrecht Bd. XII, 1864, S. 471—474; Bd. XIV, 1865, S. 140—155. Eine Uebersicht über andere neuere Litteratur zur Geschichte des griechischen Schismas hatte er früher gegeben: „Studien und Kritiken über die neuesten Bestrebungen des katholischen Abendlandes für die Wiedervereinigung mit der orientalischen Kirche" (Chilianeum, Bd. III, 1863, S. 369—382). Endlich erschien als Frucht vieljähriger Arbeit das monumentale Werk: „Photius, Patriarch von Constantinopel. Sein Leben, seine Schriften und das griechische Schisma. Nach handschriftlichen und gedruckten Quellen" (3 Bde., Regensburg 1867—1869), „eine weit angelegte Monographie, die im Rahmen einer Geschichte der griechischen Kirche vom 4. Jahrhundert bis zur Befestigung der Kirchentrennung im 12. und 13. Jahrhundert mit Heranziehung eines großen ungedruckten Quellen-

materials geboten wird; Gründlichkeit, große Gelehrsamkeit und Objectiv sind anerkannte Vorzüge dieses Werkes" (A. Ehrhard in Krumbacher's schichte der byzantinischen Litteratur, 2. Aufl. 1897, S. 78). Als Ergänz schloß sich daran die Sammlung ungedruckter Schriftstücke: „Monumenta gr ad Photium ejusque historiam pertinentia" (Regensburg 1869). Von Her röther's übrigen Schriften bis 1870 ist an erster Stelle das Werk zu nen „Der Kirchenstaat seit der französischen Revolution. Historisch-statist Studien und Skizzen" (Freiburg i. Br. 1860; zuerst in einer Reihe Artikeln in den Historisch-politischen Blättern, Bd. 43 u. 44, 1859; französische Uebersetzung erschien Leipzig 1860); von kleineren Arbeiten: „ Zeitgeist und die Souveränetät des Papstes" (Katholik 1861, I, S. 513—5 „Die Reordinationen der alten Kirche" (Oesterreichische Vierteljahresschrift kathol. Theologie, I. Jahrg. 1862, S. 207—252, 387—456); „Die Re verhältnisse der verschiedenen Riten innerhalb der katholischen Kirche" (A für kathol. Kirchenrecht, Bd. VII, 1862, S. 169—200, 337—363; Bd. V 1862, S. 74—97, 161—200); „Spaniens Verhandlungen mit dem römis Stuhle" (Archiv für kathol. Kirchenrecht, Bd. X, 1863, S. 1—45, 185— Bd. XI, 1864, S. 252—263, 367—401; Bd. XII, 1864, S. 46—60, bis 430; Bd. XIII, 1865, S. 91—106, 393—444; Bd. XIV, 1865, S. bis 252; Bd. XV, 1866, S. 169—215); „Kirche — und nicht Pa Eine Antwort auf die jüngste Broschüre des Herrn Dr. Fr. Michelis" (W burg 1865; aus dem Chilianeum, Bd. VI, 1865, S. 8—26, 56 - 75); „ Irrthümer der Neuzeit gerichtet durch den heiligen Stuhl; nach vier Vortr über die Encyclica vom 8. Dec. 1864" (Chilianeum, Bd. VI, 1865, S. 192 208, 295—310, 337—348, 385—402, 425—437); „Die französisch-sardin Uebereinkunft vom 15. September 1864" (Frankfurt a. M. 1865; = Broschü Verein, 1. Jahrg., Nr. 3); „Die Marienverehrung in den zehn ersten Ja hunderten der Kirche" (Münster 1870; = Zeitgemäße Broschüren, Bd. Heft 8); „Das griechische Kirchenrecht bis zum Ende des neunten Ja hunderts" (Archiv für kathol. Kirchenrecht, Bd. XXIII, 1870, S. 185—2 Viele kleinere Aufsätze kirchenhistorischen, kirchenrechtlichen und apologetis Inhalts erschienen ferner insbesondere in der Würzburger „Katholischen Woc schrift" (herausgeg. von Himmelstein, 1853—1857), und im „Chilianeu (1862—1869). — In den aus Veranlassung des Vaticanischen Concils erhebenden Streitigkeiten stand H. in der ersten Reihe der Vertheidiger Concils und seiner Beschlüsse. Von ihm gemeinsam mit Hettinger verfaßt das von der bairischen Regierung verlangte, vom 7. Juli 1869 datirte „G achten der theologischen Facultät in Würzburg über fünf ihr vorgelegte Fra das bevorstehende ökumenische Concil in Rom betreffend" (Chilianeum, N Folge, Bd. II, 1869, S. 258—307; auch separat, Würzburg 1869); von allein das spätere, vom Ministerium nicht mehr eingeforderte und darum n eingereichte, aber im Druck veröffentlichte Gutachten: „Ueber das Vatican Concil. Entwurf einer Beantwortung der elf vom königl. bayerischen Sta Ministerium des Cultus den theologischen und juristischen Facultäten vorgele Fragen" (Katholik 1871, I, S. 129—180; auch separat, Mainz 1871; a im Pastoralblatt für die Erzdiöcese München-Freising 1871, Nr. 15 u. zum Abdruck gebracht). Dem Döllinger'schen „Janus" trat H. mit dem B entgegen: „Anti-Janus, eine historisch-theologische Kritik der Schrift: ‚ Papst und das Konzil' von Janus" (Freiburg i. Br. 1870). Es folgten kleineren Schriften: „Die ‚Irrthümer' von mehr als vierhundert Bischöfen u ihr theologischer Censor. Ein Beitrag zur Würdigung der von Herrn I v. Döllinger veröffentlichten ‚Worte über die Unfehlbarkeitsadresse'" (F

burg i. Br. 1870); „Die Conciliums-Briefe der Allgemeinen Zeitung" (Histor.-polit. Blätter, Bd. 65, 1870, S. 707—723, 737—761, 865—886; Bd. 66, 1870, S. 21—40, 132—157, 198—223, 421—447); „Die päpstliche Unfehlbarkeit vor dem vaticanischen Concil" (Histor.-polit. Blätter, Bd. 66, 1870, S. 500—526, 557—583, 653—681); „Die alten Gallikaner und die modernen Appellanten" (Histor.-polit. Blätter, Bd. 66, 1870, S. 721—735); „Das unfehlbare Lehramt des Papstes; drei Vorträge" (Passau 1871); „Kritik der v. Döllinger'schen Erklärung vom 28. März 1871" (Freiburg i. Br. 1871). Endlich das große kirchenpolitische Werk: „Katholische Kirche und christlicher Staat in ihrer geschichtlichen Entwickelung und in Beziehung auf die Fragen der Gegenwart. Historisch-theologische Essays und zugleich ein Anti-Janus vindicatus" (2 Abtheilungen, Freiburg i. Br. 1872; 2. Aufl. mit Litteraturbelegen u. Nachträgen, 1876; italienische Uebersetzung Pavia 1877 f., 2 Bde.; englische Uebersetzungen London 1876 u. Baltimore 1889).

Nach diesen Kämpfen verfaßte H. für die Herder'sche Theologische Bibliothek als Zusammenfassung seiner kirchenhistorischen Studien sein zweites großes Hauptwerk, das „Handbuch der allgemeinen Kirchengeschichte" (3 Bde., Freiburg i. Br. 1876—80; 2. Aufl. 1879 f.; 3. Aufl. 1884—86; als 4. Aufl. erscheint eine von Joh. Peter Kirsch unternommene Neubearbeitung, 1. u. 2. Bd. 1902, 1904; eine französische Uebersetzung war in Paris 1880 ff., eine spanische in Madrid 1883 ff. erschienen). Im J. 1877 übernahm H. die Redaction der zweiten Auflage des Kirchenlexikons von Wetzer u. Welte und leitete die Vorbereitungsarbeiten, bis er sich durch seine Berufung nach Rom genöthigt sah, die dann von Kaulen übernommene Thätigkeit niederzulegen. Von kleineren Arbeiten sind aus den letzten Würzburger Jahren außer Recensionen (in der Literarischen Rundschau, dem Archiv für Kirchenrecht u. a.) zu nennen: „Papst Pius IX. groß in seinem Wirken und in seinem Leiden" (Würzburg 1876); „Athanasius der Große" (in der Vereinsschrift der Görres-Gesellschaft für 1876 u. separat, Köln 1876); „Das Armuthsgelübde bei den orientalischen Mönchen" (Archiv für kathol. Kirchenrecht, Bd. 37, 1877, S. 20—28); „Cardinal Maury. Ein Lebensbild aus dem Ende des vorigen und dem Anfange des jetzigen Jahrhunderts" (Würzburg 1878; = Kathol. Studien, 4. Jahrg., Heft 3/4); „Abriß der Papstgeschichte" in dem von Leo Woerl herausgegebenen Papst-Album (Würzburg 1878; 2. Aufl. des Textes 1879); „Ueber den kirchenrechtlichen Begriff der Nomination" (Archiv für kathol. Kirchenrecht, Bd. 39, 1878, S. 193—214).

In Rom nahm H. die Herausgabe der Regesten Leo's X. in Angriff: „Leonis X. Pontificis Maximi Regesta e Tabularii Vaticani manuscriptis voluminibus aliisque monumentis collegit et edidit Jos. Card. Hergenröther" (T. I, = fasc. 1—6, Freiburg i. Br. 1884—85; den Anfang von T. II, fasc. 7/8, ließ 1891 sein jüngerer Bruder Franz Hergenröther folgen; damit ist das bis 1515 fortgeführte Werk einstweilen ins Stocken gerathen). Ferner übernahm er die Fortsetzung der Conciliengeschichte von Hefele, von der er noch zwei starke Bände erscheinen lassen konnte (Bd. VIII u. IX, Freiburg i. Br. 1887 u. 1890).

J. B. Stamminger, Zum Gedächtnisse Cardinal Hergenröthers (Freiburg i. Br. 1892; mit Porträt). — [Heinrich], Cardinal Hergenröther; Katholik 1890, II, S. 481—499. — Hollweck, Ein bayerischer Cardinal †; Histor.-polit. Blätter, Bd. 106, 1890, S. 721—729.

Lauchert.

Hergt: Karl H., geboren am 2. November 1807 in Tauberbischofsheim, ursprünglich Apotheker, verwandte diese genaue Kenntniß der Arzneikunde

später mit Vorliebe und großem didaktischem Erfolg in seinem ärztlichen Beru
in welchem das Bestreben, zu heilen und zu lindern, seine größte Leben
freude blieb. Nach vollendetem Studium besuchte er Wien, Paris, Montpelli
Marseille, Mailand, Pavia, Bologna, Florenz, Rom und Neapel, über
Hospitäler und Kliniken frequentirend. Zwei Jahre konnte er sich diesem Zwe
widmen, überall mit offenem Auge für Kunst und Natur, um so werthvoll
für ihn, da er später nie wieder Zeit und Gelegenheit fand, den Ort sein
Wirksamkeit anders als zum Zwecke der Begleitung leidender Angehörigen f
kurze Zeit in die Schweiz zu verlassen. 54 Jahre der Berufsthätigke
anfangs einige Jahre mit seinem Freunde Roller in Heidelberg, hielten i
dann dauernd in Illenau. Unter ihnen wurde Illenau in Bau, Administr
tion und innerem Leben rasch ein bewundertes Vorbild. Roller's Genie d
kräftigsten Willens einte sich Hergt's Genie des reichen Herzens; die modern
Anschauungen, daß die Irrenanstalt ein Krankenhaus sein müsse unter är
licher Leitung, wurden in Illenau langsam eingeführt; H. war buchstäbli
Tag und Nacht in den Abtheilungen thätig, was ihm als Unverheirathet
Erholung und Arbeit zugleich war. Alle Einzelheiten der Pflege und B
handlung leitete und überwachte er selbst. Sein kindlich-naives Naturell b
fähigte ihn, sich mit gebildeten und einfachen Leuten zurechtzufinden und ih
Interessen zu theilen. Der Typus des patriarchalischen Verhältnisses zwisch
dem Anstaltsleiter und seinen Kranken sowie Untergebenen bildete sich in
aus, wie er in jener Zeit bald auch in anderen Anstalten zu finden wa
Das Erziehen war seine große Kunst, die er auch nach der Entlassung a
der Anstalt noch manchen Kranken brieflich und bei Besuchen wieder zuwandt
er blieb ihr väterlicher Freund und geistiger Führer durchs Leben, oft i
stillen sie auch materiell unterstützend. Beharrliche Geduld, nie zu verzag
in der Behandlung, belohnte ihn oft mit schließlichen vollen Erfolgen. Se
Optimismus war gepaart mit scharfer Beobachtungsgabe und mit großer E
fahrung in allen Behandlungsmethoden, wobei seine großen Kenntnisse in d
Botanik und Arzneimittellehre ihn sehr unterstützten. Die vielen Besuch
Illenaus überraschte er auch noch in seinen späteren Lebensjahren durch d
jugendliche Begeisterung in und für seinen Beruf; übertriebene Tagesmeinung
bekämpfte er wol in aufflammender Lebhaftigkeit, im Grunde aber hatte
immer ein offenes Auge für jeden Fortschritt und freute sich herzlich über u
jungen Aerzte, die Illenau zahlreich besuchten. Zu schriftstellerischer Thät
keit blieb ihm nur wenig Zeit; die neuere „Illenauer Schule“ aber, wel
durch Gudden, Krafft-Ebing, Schüle und Kirn ihre bekanntesten Vertreter fa
trägt mehr oder minder den Stempel seiner Einwirkung. Nach dem T
seines Freundes Roller übernahm er die Direction, welche er noch 11 Jah
bis zu seinem Tode am 23. December 1889 behielt.

Schüle's Nekrolog in Allgem. Zeitschrift für Psychiatrie und psy
gerichtl. Medicin, Bd. 47 (1891), S. 199—209. — Literaturverzeich
in Laehr's Gedenktagen der Psychiatrie, 1893, S. 334.

Th. Kirchhoff.

Hermann: Johann H. von Hermannsdorf, k. k. Hauptman
geboren in Prag am 30. November 1781 als Sohn eines kaiserlichen G
bernialrathes, trat nach Absolvirung der Genieakademie am 16. Septemb
1799 als Cadet in das Geniecorps, in welchem er am 14. October 1800 zu
Oberlieutenant, am 1. Juli 1805 zum Hauptmann zweiter, am 25. Janu
1809 zum Hauptmann erster Classe befördert wurde. Nach dem Rückzuge d
Erzherzogs Johann aus Italien meldete er sich freiwillig, so wie Hauptman
Hensel (s. o. S. 205) zur Vertheidigung des wichtigen Forts Predil. Er ve

gte über 4 Officiere und 218 Mann des Szluiner Grenzinfanterieregiments
id 35 Artilleristen mit zehn Geschützen. Die Aufforderung der Franzosen
r Uebergabe lehnte H. ab und auch der Fall von Malborghet und die Vor-
hrung österreichischer Gefangenen, die ihm den grauenvollen Untergang der
esatzung jenes Forts zu schildern hatten, erschütterten den Entschluß Her-
ann's nicht. Der Angriff der Franzosen, der schon seit dem 15. Abends
s 18. Morgens ununterbrochen stattgefunden hatte, wurde nun mit aller
raft fortgesetzt. Die ganze Division Serras wurde zum Sturm herangezogen
id schon verzweifelten die Gegner an der Möglichkeit das Fort zu nehmen,
s eine Haubitzgranate im Holzwerk des Blockhauses zündete. Der Brand,
n einem heftigen Wind genährt, griff immer weiter um sich. Schon drohte
s Feuer die Pulverkammer zu ergreifen, und nun versuchte Hauptmann H.
nen Ausfall. Im Handgemenge wiederholt verwundet, bricht er endlich zu-
mmen und wird von feindlichen Bajonetten durchbohrt. Fast seine ganze
eldenschar fällt mit ihm, nur einzelne Verwundete, die nach der Einnahme
es Forts unter den Todten hervorgezogen wurden, geriethen in Kriegs-
fangenschaft. Ein Denkmal an jener Stelle, wo einst das Blockhaus stand,
ibt Kunde von dem Heldentod des Hauptmann H. und seiner Braven.

Wurzbach, Biogr. Lexikon. — Krones, Die Erstürmung d. beiden Block-
häuser Malborghet u. Predil durch d. Franzosen i. J. 1809. — (Hartwig)
Malborghetto u. Predil. — Teuffenbach, Vaterländisches Ehrenbuch II.

Criste.

Herpfer: Karl H., Genremaler, geboren am 30. November 1836 zu
Dinkelsbühl, ertrank am 19. Juni 1897 beim Baden im Wörthsee (bei
Starnberg). Sein Vater, welcher in der Heimath des bekannten Jugend-
schriftstellers Christoph v. Schmid ein Strumpfwirkergeschäft betrieb, wird von
den artistischen Bestrebungen seines Sohnes wenig erbaut gewesen sein. Dessen-
ungeachtet bezog H. im Alter von 18 Jahren die Münchener Akademie, trat
in das Atelier des Professors Philipp Foltz und des Freiherrn v. Ramberg,
dessen Meisterschaft in der Behandlung des Rococo für H. maßgebend wurde.
H. arbeitete mit colossalem Fleiße und löblichster Ausdauer; um Mittel zum
weiteren Studium zu gewinnen, malte er in den Ferien „Kreuzweg-Stationen
für Kirchen“ — ein meist sehr armselig bezahlter Artikel! Sein Eifer wurde
belohnt: seine Bilder gefielen. Sie folgten rasch, trotz ihrer exacten Durch-
führung, fanden bereitwillige Abnehmer und durch Photographie, Holzschnitt
und Farbendruck weite Verbreitung. So das vornehme „Mutterglück“ (in
Nr. 11 Ueber Land u. Meer 1872), die „Unterbrochene Verlobungsfeier“, die
„Ueberraschung nach der Jagd“ (Nr. 8 Ueber Land u. Meer“ 1875) und
mehrere in zopfigen Prunkgemächern und Antichambren spielende amouröse
Tändeleien, wozu die Prunkgemächer der Schleißheimer und Nymphenburger
Schlösser die entsprechenden Interieurs boten. Für weiteren Export nach
England und Amerika sorgte der Kunsthandel, welcher für Herpfer's Er-
zeugnisse Faible erregte. Als Muster seiner Bilder mag das durch einen
leichten Regen gefährdete „Kellerfest“ gelten (1885; als Holzschnitt in Nr. 50
Ueber Land u. Meer 1888), eigentlich eine nur im Costüm der Zopfzeit ver-
anstaltete Maskerade, die möglicher Weise auch am Rhein, in Franken und
Schwaben spielen könnte, da alle Gesichter modernes Gepräge zeigen und nur
die Bierkrüge altbairische Signatur tragen. Ebenso international geben sich
die bei einem Zöfchen der Gnädigsten versuchten Galanterien („Rose in Gefahr“)
oder die „Belauschte Liebeserklärung“, die Ankunft eines „Taufpathen“ oder
des „Brautwerbers“ (Nr. 32 Daheim 1892), die „Vorstellung eines Ver-
lobten“, eine „Dame am Kamin“ oder „Am Schachbrett“, wo zarte List den

Gegner doppelt „matt“ setzt. Gewöhnlich machten Herpfer's Darstellung keine besonderen Ansprüche an das Denken oder feinere Fühlen des Beschauer aber der ansprechende Vortrag, ein zierliches Colorit, insbesondere die möglich Ausführung alles Nebensächlichen, der Möbels und des architektonischen Hinte grundes ergaben ein nie seine Wirkung versagendes Ensemble. „Der jun Maëstro an der Orgel“ kann wol Mozart heißen (Nr. 13 Deut. Illustr. Zt 1885, II, 276). Die späteren Bilder, wie der „Polterabend“, die „Schmückun einer Braut“ (Illustr. Welt 1897, S. 161), das „Geständniß“, die „Grü in die Ferne“, eine „Verhaftung“ und ähnliche Costümbilder glitten ihm spät nur zu bereitwillig aus der Hand; ein guter „Herpfer“ wird indessen no längere Zeit für Sammler begehrenswerth bleiben. Seltsamer Weise wa als H. so unerwartet aus dem Leben schied, sein im Glaspalast ausgestellt Bild „Sein letzter Lorbeer“ betitelt. — Ein großer Theil seines Nachlass darunter alle Skizzen zu den sämmtlichen Bildern wurde am 1. December 18 durch Karl Maurer versteigert und eine am 10. December im München Kunstverein ausgestellte Serie von 180 Naturstudien und Zeichnungen sch verkauft.

Vgl. Fr. v. Böttiche r, 1895. I, 508. — Nekrolog in Nr. 170 Allgem. Zeitung vom 21. Juni 1897. — Kunstvereinsbericht f. 18 S. 71. — Bettelheim's Jahrbuch 1898. S. 176.

Hyac. Holland.

Herrig: Hans H., Dichter, vorzugsweise Dramatiker, wurde am 10. cember 1845 zu Braunschweig als Sohn eines Kammermusikus und Clav lehrers geboren, den er 1858 durch den Tod verlor, und der Luise Hu Bis dahin im heimathlichen Progymnasium, kam H. 1859 ins Haus sei Oheims, des bekannten Philologen und Schulmanns Prof. Ludwig H. (s. S. 2 zu Berlin, wo er nun das Friedrichsgymnasium besuchte. 1864 bis Ostern 1 studirte er die Rechte an der Berliner, danach zwei Semester an der Götti Universität, seit 1866 wieder an ersterer, wo er im Mai 1868 zum Dr. promovirte mit einer Dissertation: „De rebus agrariis suecicis et danic Einer seiner damaligen Opponenten, der nachher als Dichter, Litte historiker und Bibliophile bekannt gewordene Dr. Eduard Grisebach, schon Göttingen sein Hausnachbar gewesen, ward nunmehr auch Herrig's Col als „Auscultator“ (später Gerichtsreferendar) am Berliner Stadtgericht und b ihm in dauernder Freundschaft verbunden. 1872 trat H. aus der juristis Praxis, um hinfort, wie seit 1866 am Schreibtisch ohne die Oeffentlich seit 1871 journalistisch, als freier Schriftsteller thätig zu sein, schied je endgültig officiell erst aus dem Justizdienste, als er Feuilleton-Redacteur des e gegründeten „Deutschen Tageblatts“ wurde, 1881. Die Annahme die letzteren Postens an der deutschconservativen, etwas christlichsocial angehauch Berliner Zeitung großen Stils, die den herrschenden linksliberalen der Rei hauptstadt Paroli biegen sollte (was ihr freilich bis zu ihrem frühen U schwenken bezw. Eingehen nicht gelang), war wol kein Zufall. Denn in O Glagau's radical-antisemitischem und -chauvinistischem Journal „Der Cult kämpfer“ hatte er 1880 (in Heft IV, S. 1—9, und Heft IX, S. 1— „Die Aufgaben des deutschen Adels“ und „Die Werthlosigkeit des moder Parlamentarismus“ anonym in obigem Sinne erörtert, und 1882 ließ er dem selbst energisch jener Tendenz huldigenden Verleger desselben Journ und des Deutschen Tageblatts, Friedr. Luckhardt, anonym drucken: „Hera aus den Wirren! Die Nationalpartei der Zukunft! Ein Wort an a Vaterlandsfreunde“ (56 Seiten). Daß H. zehn Jahre vorher dem M arbeiterkreise des jüdisch-fortschrittlichen „Berliner Börsenkuriers“ angehört ha

erscheint damit bloß scheinbar ein unlösbarer Widerspruch; denn dieses geschickt alles Neue ins Publicum lancirenden Blattes bediente sich H. lange vor dem Einsetzen der antisemitischen Bewegung, nur zu seiner Propaganda für Richard Wagner (die der Gründer [1868] und Leiter des „B. B.", George Davidsohn, eifrigst betrieb), sowie für Schopenhauer, jedoch nur in der feuilletonistischen Wochenbeilage jener Zeitung namens „Die Station". Er war durchaus ein Mann von Charakter, der als Litterat jederzeit im Banne seiner festen Anschauungen verblieben ist, seit seinem 21. Lebensjahre, als — wie uns das Vorwort zu „Konradin" erzählt — durch das denkwürdige Jahr 1866 ihm die ganze Bedeutung der Geschichte, vornehmlich der vaterländischen, aufging und ihn erfaßte, so daß sie ihn fürder nie wieder freigeben sollte. Die folgerichtige Entwicklung seiner ästhetisch-nationalen und litterarischen Ideen führte ihn 1883 auf ein, äußerlich durch den Anlaß der Jubelfeier angeregtes Luther-Festspiel, das vielerorts mit großem Beifall aufgeführt ward und seinem Dichternamen weit rascher Geltung verschaffte als die vorher veröffentlichten Dramen und sonstigen Dichtungen. Doch verharrte er vorläufig noch bei seiner ausgedehnten publicistischen Thätigkeit, indem er, was ja auch aus dem lebhaften Drange hervorging, seinen einschlägigen Ansichten weiteste Verbreitung zu geben, in verschiedenen Zeitschriften zahlreiche Aufsätze ästhetischen, litterarischen, dramaturgischen Inhalts veröffentlichte. Er machte zwischendurch Mitte der achtziger Jahre eine italienische Reise, die in Feuilletons des Deutschen Tageblatts einen interessanten Niederschlag fand. Nachdem er 1888 die Redactionsführung an dieser Zeitung niedergelegt hatte, übersiedelte H., in Berlin vielfach unbefriedigt mit den Eindrücken seiner Poesien und enttäuscht, von Berlins Vorort Friedenau nach Weimar, um sich ganz und gar der Ausbildung und Verwirklichung seiner eigenthümlichen Gedankenwelt hinzugeben: nämlich einerseits der Neubelebung des religiösen Elements in volksmäßig-nationaler Färbung, andererseits der Förderung der damals mächtig aufstrebenden Pflege Schopenhauer'schen Geistes, die er schon 1870/71 an seinem Theile — wie Alles, was der leicht Feuer fangende und deshalb Extravaganzen nicht Ausschließende einmal ernstlich erfaßt — eifrigst gefördert hatte. Daselbst war ja auch seine Gattin, die Harfenistin Marie Stöhr, als Tochter eines Weimarer Capellmeisters daheim. Leider sollte weder der scharfe Denker, noch der phantasievolle Poet in der erinnerungsreichen Ruhe der classischen Ilmresidenz mehr dazu gelangen, auszugestalten, was seit lange in ihm gährte und nach lebendiger Form rang. Die 1878 durch einen bezeichnenden Prospect angekündigten „Grundlinien einer modernen Kunstanschauung" blieben ebenso unausgeführt wie mancherlei dramatische Pläne Herrig's, und an ganz Neuem trat zur Ueberraschung seiner Freunde nur „Das Kaiserbuch. Acht Jahrhunderte deutscher Geschichte von Karl dem Großen bis Maximilian I.", 1890/91 hervor. Inzwischen begann Anfang 1891 eine seinen genaueren Freunden schon seit etlichen Jahren voll erkennbare Gehirnerweichung, die seine dramatische Schaffenskraft bereits empfindlich beeinträchtigt hatte, als ernste Krankheit mit Lähmung des rechten Arms um sich zu greifen, dazu verlor er den Ortssinn; vergebens besuchte er eine Nervenheilanstalt zu Kassel und starb, erst 46½ Jahre alt, am 4. Mai 1892 zu Weimar. Die letzte Ruhestätte hat er, seinem Wunsche gemäß, in der Vaterstadt Braunschweig gefunden.

Ob H. von der warmherzigen und verständnißvollen Darlegung und Würdigung seiner ästhetisch-litterarischen Absichten in theoretischer und praktischer Hinsicht, welche Arnold Fokke zu Ostern 1891 zunächst für engere Kreise drucken ließ, noch Kunde und freudige Genugthuung empfangen hat, ist ungewiß. Uns aber muß es höchst angenehm berühren, daß ein heutiger deutscher Dichter,

der es mit der Kunst und seinem Antheile daran überaus ernst nahm, noch bei Lebzeiten einen so begeisterten, tief schürfenden Erklärer gefunden hat wie Fokke, und noch dazu in dem, meistens bloß rein pädagogischen oder weltabgekehrten streng fachgelehrten Studien bestimmten Rahmen eines Gymnasialprogramms.

Dieses letztere hat nun freilich infolge der Art seines Erscheinens kaum in weiteren Kreisen Aufmerksamkeit und Einsicht für seinen Helden gewinnen können, muß aber immerhin hier, wo Raummangels halber eine ausführlichere Charakteristik des planmäßigen überzeugungsvollen Strebens unmöglich ist, als Rückhalt genauerer Aufklärung genannt werden; bloß mit der Reserve, daß Fokke vielleicht etwas zu weit geht, indem er die auch ihm selbst an die Seele gewachsene Tendenz, in der Kunst die dualistisch auseinander ziehenden gegensätzlichen Kräfte — Stoff und Geist, Wissen und Glauben, Kopf und Gemüth — im Zeichen christlicher Ethik zu einer Einheit, zu harmonisch lebensfähigem Ausgleiche zu vermählen, überall bei H. als das „allwaltende Gesetz“ aufzeigen und in dieser Erkenntniß und Anschauung „seine dichterische Bedeutung“ erblicken will. Dessen ungeachtet gebührt diesen Darlegungen Fokke's erhebliches Verdienst, auch in allgemein ästhetischem Betracht, nicht weniger aber dem nachdrücklichen Hinweise auf die Thatsache, daß alle Dramen Herrig's historischen, und zwar trotz seiner nationalen Richtung nicht etwa nur vaterländischen Stoff verarbeiten. H. hält es da mit des Dramatikers Schiller programmatischer Aeußerung an Goethe vom 5. Jan. 1798: „Ich werde mir gesagt sein lassen, keine andre als historische Stoffe zu wählen.“ In H. kreuzen sich eben mehrere einschneidende Probleme, deren jedes allein schon eine Dichterkraft hätte absorbiren können. Sein reicher, auf vielen Tummelplätzen modernen Denkens thätiger Geist, mit mannichfaltigem Wissen gesättigt, verfällt leicht ins Grübeln, ohne logischer Schärfe zu entbehren, auch, wo Humor und Phantasie sein Empfinden rührig leiten, in Reflexion. Ohne Chauvinismus wandte er sich gegen die kritiklose Masseneinfuhr ausländischer Litteraturwaare und das Aufpäppeln undeutschen Litteraturgeists, wie sie die Décadence-Strömung hätschelte, und ward auch bei dem undogmatischen Ringen Paul de Lagarde's, Hein. v. Stein's, der „Deutsch-Socialen“ und Wagnerianer nach einem „deutschen Gott“ in den Achtzigern ein Rufer im Streit. Seine Religiosität ruht auf tiefem eigenen Grunde, und um sie ist es ihm nicht weniger heiliger Ernst wie um seinen unabhängigen deutschen Sinn und die ästhetischen Maximen, welche seine Feder mit immer eifrigerer Ausschließlichkeit verfochten und in der That umzusetzen versucht hat.

Dafür hat er schon früh das Theater als geeigneten Boden erkannt, sobald er nach 1866 mit Bewußtsein in die litterarische Arena hinabgestiegen. „Alexius“, die bekannte mittelalterliche Heiligenlegende, und „Geminianus“, ein Thema aus der Periode der Christenverfolgungen, sind in der vorliegenden Form von 1869 wol Herrig's controllirbare dramatische Anfänge, die er 188[illegible] kaum unabsichtlich mit der von dem Schweden A. Hallén componirten und in Leipzig und Stockholm sehr beifällig aufgeführten freien Bearbeitung des scandinavischen „Hagbarth und Signe“-Stoffs, „Harald der Wiking“, als „Drei Operndichtungen“ zusammenfaßte, ein ganz in Richard Wagner's Geleise gehendes Vorwort über das Verhältniß zwischen Poeten und Componisten vorausschickend. „Richard Wagner in treuester Anhänglichkeit zugeeignet 1871“, „In treuestem Gedächtniß 1888“ bei Gelegenheit der 3., umgearbeiteten Auflage (2. [Titel-]Auflage mit neuem Vorwort 1879) ist Herrig's eigentliches Erstlingsdrama „Alexander“, welche, durch das Leitmotiv, der Mensch verschulde durch Ueberschreiten des ihm seitens der Natur gesetzten Maßes sein tragisches Geschick, ver-

knüpfte Vorführung der Hauptmomente aus dem Leben des großen Macedonier-
königs bei der Kritik einer günstigen Aufnahme begegnete, wie drei Auflagen
bestätigten. Seinen übrigen dramatischen Leistungen, die sich über anderthalb
Jahrzehnte vertheilen, haftet ein Mangel an, der aus Leixner's Urtheil hervor-
blickt: sie seien durch den Ernst der Schicksalsauffassung ausgezeichnet, in ein-
zelnen Auftritten groß gedacht, aber in den entscheidenden Augenblicken, wo Leiden-
schaft mit ursprünglicher Kraft hervorbrechen dürfe, mache sich eine Dämpfung
des Gefühls bemerkbar. Sogar Herrig's innigster Verehrer Fokke spricht den
meisten seiner Schauspiele die zündende und fortreißende dramatische Kraft ab
und bezeichnet z. B. in „Nero“, für welches Stück er die Handlung demgemäß
besonders fein zersiebt, die klare consequente Durchführung der Idee, ohne die
streitenden Gegensätze durch eine Intrigue in ein gespannteres Verhältniß zu
einander zu bringen, als Hauptsache, weshalb auch hier, wenn auch nicht so
sehr in den ersten vier Acten, die Dramatik („d. h. was man augenblicklich
darunter versteht“) zurückstehen müsse. Zu den Dramen höheren Stils rechnen
ebenfalls Herrig's Erzeugnisse sämmtlich: sie verrathen durchweg eine theatralische
Begabung unverrückbar rhetorischer Farbe, konnten allerdings, jeder Pikanterie
oder den, oberflächlichen Wünschen des Durchschnittszuschauers schmeichelnden
Effecten geradezu peinlich ausweichend, das Rampenlicht entweder nicht ge-
winnen oder nicht behaupten. Dahin gehören: „Kaiser Friedrich der Rothbart“
(1873; 4., endgültige Ausgabe 1890); „Jerusalem“ (1874), das Judenthum
in seinem letzten Unabhängigkeitskampfe gegen die Römer, mit „Nero“ (1883)
die zwei ersten allein gebliebenen Glieder einer Tetralogie über die Grund-
gedanken des Christenthums in den Hauptmomenten seiner Entstehung; „Der
Kurprinz“ (als solcher reift der sogen. „Große Kurfürst“ von Brandenburg
im Haag; 1876, 2. Aufl. 1884); „Konradin“ (1881, 3. Aufl. 1885), dessen
von Act zu Act gesteigerte, doch ins Melodram verfallende poetische Stimmung
(vgl. Karl Bleibtreu's Anzeige im „Magazin f. Literatur“, 42. Jahrg., 1884,
S. 643—45) zuerst 1884 im Berliner Kgl. Schauspielhaus einen starken
Achtungserfolg erreichte; „Columbus“ (1887), mit welchem jüngsten seiner
Geschichtsdramen H. dem verdächtigenden Vorwurfe, er ziele mit seinen Fest-
spielen auf Abschaffung des stehenden Theaters, die Spitze abbrechen wollte.
Der Historiker des Columbusstoffs in der deutschen Poesie, Loevinson, weist auf
Richard Wagner's Vergleichung Beethoven's mit dem Amerika-Entdecker als von
H. (S. VIII) vermerkte Anregung hin. H. war inzwischen mit voller Wucht der
Bannerträger einer Bewegung geworden, die er mit Feuereifer gefördert hat,
ohne ihren Sieg erreichen, ihr schließliches Versanden verhindern zu können.
Das 400jährige Lutherjubiläum von 1883 gab einer Gruppe von Festspielen
das Leben, die nach Art der Volksstücke des Reformationszeitalters Bürger-
dilettanten darstellten „und unter denen das Spiel von H. die weiteste Ver-
breitung und Geltung erlangte“ (Meyer's Konversationslexikon[5] XI, 635
s. v. Luther): „Martin Luther. Ein kirchliches Festspiel, zur Feier des
400jährigen Geburtstages Martin Luthers in Worms gedichtet“. An die
Mysterienspiele des Mittelalters sich anlehnend, ersetzte H. den üblichen steigernden
Aufbau des Regeldramas durch abgeschlossene scenische Bilder mit knappen,
deutlichen Bericht-Einlagen: eine in ihrer Schlichtheit packende Lebensskizze der
weltgeschichtlichen Gestalt ohne theologischen Einschlag, deren volksthümliche
Farbe bei der Erstaufführung in der Wormser Dreifaltigkeits-Kirche durch
dortige Bürger tief wirkte, wie danach vielfach anderwärts. Das Werk er-
lebte nicht nur bis zu Herrig's Tode 21 Buchauflagen, sondern zog auch den
Bau eines in sechs Wochen entstandenen großartigen Festspielhauses für der-
artige volksthümliche Dramen in Worms nach sich, woran dem dortigen

Widmungsträger und mittelbaren Veranlasser der Herrig'schen Luther-Dichtung, Friedrich Schön (s. u.), der Löwenantheil gebührt. Herrig's heißes Sehnen, diesen geglückten Versuch, einst naiv und allverständlich gewesene Kunstübung unter dem Eindrucke einer mächtigen Zeiterinnerung neu zu beleben, eine volksthümliche Erneuerung oder wenigstens Ergänzung unseres Theaterwesens anzuknüpfen, blieb ein Traum dieses leidenschaftlichen Idealisten. Er ist fürder theoretisch wie praktisch energisch für diese seine Ueberzeugung eingetreten: die Flugschriften „Luxustheater und Volksbühne. Mit drei lithographischen Skizzen" (1887) und „Ueber christliche Volksschauspiele" (1890) schlossen sich direct an die im „Luther" verkörperten Ideen an, während das ‚Weihnachtsspiel für die Volksbühne' „Christnacht" (1887) sofort an mehreren Orten unter größter Theilnahme, doch auch nach heftigem Widerstande aufgeführt, und „Drei Jahrhunderte am Rhein. Schauspiel für die Volksbühne" (1889) schon unter vieler Mühe mit Friedr. Schön's Veranlassung und ständiger Correctur für die Eröffnungsaufführung (20. November) des Wormser Fest- und Spielhauses geschrieben und verwendet, diese bei veränderter Unterlage in die Praxis umsetzten.

Auf erzählendem Gebiete hat sich H. ebenfalls stets auf ernstem Boden, wenn auch scheinbar einmal mit halb heiterem Stoffe versucht. Geistreich und durchaus originell ist die Satire, bewußt in H. Heine's Stil (gemäß Herrig's Selbst-Auszug), die das philosophirende Gedicht „Die Schweine" (1876) gegen den platten Materialismus richtet. Zwei dem Schlachten geweihte Schweine retten sich allein von einem Schiffsuntergang auf ein paradiesisches Eiland, wo sie anfangs glücklich leben, bis ihre unzählige Nachkommenschaft Alles verwüstet und die Schweine die brutalste Zerstörungswuth gegen einander kehren. Der letzte Mensch, vor der rein materiellen Cultur im Ekel flüchtig, landet auf der öden Insel zum Tode resignirt; doch die Stimme des von ihm in seiner Sprache gelehrten Vogels, seines Begleiters, und die aufgehende, weltbeglückende Sonne machen den Sterbenden lächeln, frei von hoffnungslosem Haß und bewußt siegreich über Leben und Natur. Der Kehrvers „O wie selig bist du Mensch!" am Ende correspondirt mit demjenigen der ersten Capitel „O wie glücklich seid ihr Schweine!" Ein mit eigenstem Gedankeninhalt erfülltes Phantasieerzeugniß, dabei naturalistisch im guten alten Sinne. Daneben vertritt „Der dicke König. Ein Gedicht" (1885; 2. Aufl. 1888) das historische Epos in anziehender Weise. König Sancho von Leon, den Genußsucht überaus dick und regierungsunfähig gemacht hat, schaffen die Großen auf einem Lastwagen über die Grenze. In Cordova am Hofe des muhamedanischen Erbfeinds heilt ihn der gelehrte jüdische Arzt Cohn ben Levi von der Fettsucht, worauf auch sein Charakter dermaßen erstarkt, daß er den Thron wieder erobert und nun kräftig und weise herrscht. Obwol Stoff und Stil dieser bald liebenswürdig-humoristischen, bald — in der Charakteristik — fein satirischen Dichtung mannichfach an Cervantes' „Don Quixote" erinnern, so bezeugt sie eine besondere Seite in Herrig's poetischem Talent, deren Ausbildung sein lebhafter dramatisch-dramaturgischer Hang und Drang gehemmt hat. So hat es auf dem Felde epischer Kleinkunst, für die ihm eine ungewöhnliche Begabung eignete, bei dem schmächtigen Bändchen „Mären und Geschichten. Gesammelte kleinere Dichtungen" (1878; 2. Aufl. 1879) sein Bewenden gehabt, die, nach Inhalt und Form (reimlose und durchgereimte Strophen, solche mit Reim der geraden Verse, Reimpaare) abwechselnd, bald morgenländisch-mystische, bald mittelalterlich-germanische Sage und Legende zu Grunde legen. Die Darstellungsweise ist theils philosophisch angehaucht, wofür die sentimentale Balladenreihe „Buddha" (sein Erdendasein) ein schönes

Beispiel kräftig-persönlichen Empfindens (S. 4—24), theils launig oder spöttisch und gemahnt dann auch hier öfters an Heinrich Heine, bei ernsten wie bei heiteren Stoffen: man sehe das sarkastische grausig-humorvolle Ende der Maria Stuart im Versklange, der uns durch Wilhelm Busch geläufig, und dann die neben einander stehenden Nummern „Der Eisbär“ und „Maria die Katholische“. Eigentliche Lyrik fehlt übrigens ganz.

Um nun der Prosaschriftstellerei Herrig's ihr Recht zu gönnen, so weit sie außer der fleißigen publicistischen Wirksamkeit in Buchform vorliegt, so repräsentiren die betreffenden drei Bücher ganz verschiedene Interessen der vielseitig gebildeten Persönlichkeit. Das dünne Heft (57 Seiten) „Die Meininger, ihre Gastspiele und deren Bedeutung für das deutsche Theater“ (1879; 2., unveränd. Aufl. 1880/81), gleichsam ein theatergeschichtlich-dramaturgischer Begleiter zur officiellen Ausgabe des in demselben Verlage (R. v. Grumbkow) gleichzeitig erscheinenden „Repertoire des Herzoglich Meiningenschen Hoftheaters“ kennzeichnet Herrig's Standpunkt über die auf letzterem einstudirten verschiedenen Zweige und Blüthen des classischen Dramas und die grundsätzliche Bedeutung eines so intensiven Mäcenatenthums wie an Herzog Georg's II. Hofbühne (von der übrigens Herrig's Production nie etwas profitirt hat) rückhaltlos, aus einer Fülle kundiger Glossen über die selbstgeschauten Aufführungen heraus. „Das Kaiserbuch. Acht Jahrhunderte deutscher Geschichte von Karl d. Gr. bis Maximilian I. Mit farbigen Initialen, Randleisten, Tafeln und vielen Abbildungen im Text“, letztere von Theodor Kutschmann in Charlottenburg (1843—1901), der den Text zu den nach alten Originalen höchst lehrreich ausgewählten sauberen Zeichnungen des Anhangs selbst schrieb und mit H. „vor langen Jahren geplant, den Leser durch die deutsche Geschichte zu führen, indem wir ihm in Deutschland selbst zeigten, was von dieser Geschichte noch übrig ist [. Eine Anzahl von gleicher Liebe zum Vaterlande erfüllter Männer hat uns jetzt in den Stand gesetzt, unsere Absicht durchzuführen ....]“, ist ein großes Prachtwerk von fünftehalbhundert Seiten und in gleicher Weise eine buchhändlerisch-litterarische, eine künstlerische, eine national-volkspädagogische That, für die außer dem auch textlich für den, geistig gemach versagenden H. vielfach einspringenden Kutschmann — H. Schmerber's Nekrolog auf diesen im Biogr. Jhrbch. u. Dtsch. Nekrolog VI, 368 erwähnt von diesem ganzen Werke kein Wort — der Freund Herrig's Fr. Schön und Otto March in Charlottenburg (der Erbauer der Wormser Bühne) vor und nach dem Erscheinen (ohne Jahr, 1890; Vorwort datirt: „Weimar, 1. Mai 1889“) sich materiell stark eingesetzt haben. Endlich zeigt das Bändchen Nr. 3187 von Reclam's Universal-Bibliothek uns H. den idealistischen Pessimisten: „Gesammelte Aufsätze über Schopenhauer. Von Hans Herrig. Nach dem Tode des Verfassers herausgegeben von Eduard Grisebach“ (1894) mit der philologisch-bibliographischen Studie, die diesen vieljährigen Berufsconsul und Dichter als Litterarhistoriker auszeichnet, zumal hier als gewiegtesten Schopenhauer-Herausgeber und -Monograph des Verblichenen Freund, der den zu ihm 1884 von H. geäußerten Plan ausführte. Den Inhalt machen aus die vier selbständigen Aufsätze: „Wagner und Schopenhauer“, „Schopenhauer und Darwin“, „Zwei Schüler Schopenhauer's“ [Eduard v. Hartmann und Julius Bahnsen], „Schopenhauer und das Christenthum“, der letztere, zumal er auch an Richard Wagner und dessen Schopenhauer-Verehrung anknüpft, 1888 in d. „Bayreuther Blättern“ Hans v. Wolzogen's gedruckt, die ersten drei 1871 bezw. 1872 in der in unserer obigen Lebensskizze Herrig's dafür genannten Berliner Feuilletonbeilage. Auch in einigen Recensionen (Magaz. f. die Lit. des Auslds. 1872 Nr. 17, S. 217 bis 219; Die Gegenwart, 1881 Nr. 3 u. 7 u. ö.), die Grisebach a. a. O. S. 114 f.

auszieht, behandelte H. die Schopenhauer'sche Philosophie mit verehrende aber unabhängigem Urtheile. Nämlich seine Lebensanschauung und philosophisc auch ästhetisch zum Ausdruck gebrachte Grundansicht war keineswegs schlechtw pessimistisch (vgl. auch R. M. Meyer, Jhrsbrchte. f. neuere dtsch. Litteratu gesch. V, IV 5, 149), insbesondere schon durch seinen stark nationalen, späterh deutsch-evangelischen Zug modificirt. Herrig's sonstige gedruckte Prosa, littera historischen und verwandten, so cultur-, zumal reformationsgeschichtlichen I halts, ist nirgends gesammelt, wie er um Neujahr 1885 vorhatte, oder au findbar verzeichnet: mehrere wichtige Aufsätze älteren Datums über das Dran im „Magazin für die Literatur des Auslands", wo er mancherlei veröffentli hat, erwähnt Grisebach, „Die dtsch. Literatur seit 1770", S. 9, einen Brentan Säculartikel, „Allgem. literar. Correspondenz" 15. April 1878, Griseba „Das Goethe'sche Zeitalter der deutschen Dichtung" S. 132. Jahre la geplant, aber wol nie ausgeführt, jedoch wiederholt 1878—80 als „demnäc erscheinend" angekündigt waren „Grundlinien einer modernen [1880 bezeichne geändert: einer deutschen] Kunstanschauung. Aesthetische Anregungen", f welche Systematik seiner Ideen er folgendes Programm auf Umschlägen d „Mären und Geschichten" drucken ließ: „Der Verfasser geht in diesem We nicht darauf aus, das gegebene Kunstmaterial classificatorisch und begriffli zu behandeln; die moderne Kunstanschauung betrachtet vielmehr die Vergange heit nur, um von ihr für die Zukunft zu lernen. Dem vielfach verbreitet Pessimismus gegenüber, welcher meint, daß sich die Kunst, vor allem die Poesi bereits erschöpft habe, wird hier gezeigt, daß ihr noch weite Wege offen steh und unsere Kunstanschauung hinter der modernen Weltanschauung in ihr letzten und neuesten Consequenzen zurückgeblieben ist. Inmitten des politisch Wirrwarrs, angesichts des Niederganges des religiösen Gedankens ist d Kunst der letzte ideale Hort der Menschheit, und wenn man der modern Weltanschauung, vornehmlich den Lehren Schopenhauer's und Darwin's d Idealismus abspricht, so hat sie den Beweis zu führen, daß dieser dar Unrecht geschieht. Soll die Kunst aber dies, so wird zuerst ihr schöpferisch Selbstbewußtsein wieder zu heben sein." Als 1886—91 in 7 Bänden se „Gesammelten Schriften" erschienen, welche Ausgabe aber das Epische ga die Dramatik etwa zur Hälfte ausschloß, gab H. auf den Umschlägen der d letzten Bände anonym kurze Charakteristiken und Inhaltsangaben. Aller Pläne des das Beste wollenden, mehrmals mit unzulänglicher Kraft d Höchste erstrebenden Dichters sind in seinem letzten Jahrzehnt gescheitert, e Drama „Heinrich IV.", in dem sich seine dramatischen, nationalen, religiös Gedanken endgültig verdichten sollten, mit erlahmtem Griffel äußerlich i Manuscript vollendet worden.

Was das Urtheil über Herrig's Anlagen, Absichten und Leistungen betrif so dürfte die Mitte zu halten sein zwischen der ganz außerordentlichen Wert schätzung, die ihm sein Freund Ed. Grisebach — Vorwort zu den Schopenhaue Aufsätzen, besonders aber „Das Goethe'sche Zeitalter der deutschen Dichtung (1891), S. 85 f. u. 159 — und in beinahe verhimmelndem Tone Arnold Fokke (den A. v. Weilen, Jhrsberchte. f. neuere dtsch. Litteraturgesch. II, IV 4, 13 „einen orakelnden Apostel" Herrig's nennt) gründliche, liebevolle Monograph „Ueber Hans Herrig" (Gymnasialprogramm Wilhelmshaven 1891; als Bu Emden 1891) einer- und andererseits der schroff, fast höhnisch ablehnende modern-naturalistischen Kritik, wie sie O(tto) N(eumann)-H(ofer)'s Nach ruf „Magazin für Literatur", 61. Jahrg. Nr. 20, S. 318 f. verkörpert oder dem Votum „redlich, unzulänglich, verunglückt", wie die heutige typisch Litteraturhistorie ihre ebenso einseitige wie dictatorische Censur formuliren könnte

deutung wird durch die anerkennenden Stimmen von anderer Seite
h abgeschwächt. Einen Nekrolog, der gerecht Talent und Erfolg mit guter
des Herrig'schen Wirkens abzuwägen sucht, schrieb Ludwig Salomon
Illustrirt. Ztg." Nr. 2551, S. 561 (Porträt S. 563), einen engern
d. Berliner „Täglich. Rundschau" 1892 Nr. 120. Herrig's Leben
riftstellerei sind summarisch behandelt in Brockhaus' (14. Aufl., IX, 89,
hentischen Notizen Herrig's vom Unterzeichneten) und Meyer's (5. Aufl.
7) Konversationslex., bis zum J. 1882 in Bornmüller's Schriftstellerlex.
oberflächlich bei Ad. Bartels (dem er doch gerade sehr sympathisch
ite) „Gesch. d. dtsch. Liter." II, 642 u. 646 und „Die dtsch. Dichtung
enwart", S. 75, nach den Daten bei Brümmer, Lexik. d. dtsch. Dchtr.
des 19. Jhrhs.[5] II, 142, u. Hinrichsen, Das literar. Deutschland[2]
Leben, Einzel-Besprechung der Dichtwerke und Gedicht-Proben bei
, Die dtschn. Dchtr. d. Neuzeit u. Gegenw. III, 341—48. Die
storischen Handbücher der gesammten deutschen Literatur übergehen H.
ganz; man sehe demgegenüber die freundliche Würdigung in O. von
s G. d. d. L.[2], 1893, S. 1057 f. u. 1064 f., die sympathetische bei
rich, G. d. d. L. III, 1883, S. 729—30, die getheilte bei Vogt u. Koch
. L.[2], II, 506), während Ad. Stern's, wo er, zufolge Erdmann (s. u.),
der größten Lobredner auf Herrig's ‚Luther'" gewesen, Schweigen an
züglichen Stellen seiner Werke auffällt, zumal er 1882 „Lexik. d. dtsch.
alit." S. 6 u. 17 a u. b einzelne Dramen Herrig's bei ihren Stoffen an-
Die kleinen Handbüchlein des neuern deutschen Dramas von A. Klaar
und selbst noch 1904 G. Witkowski vergessen ihn; C. Heine, „Das Theater
tschland" (1894), S. 88 erwähnt ihn bei den Theater-Reformatoren,
ölß, Gesch. d. neuer. Dramas III, 2 (1886), 345 ganz flüchtig. Bio-
bliographisch sehr wichtig ist Ed. Grisebach's bevorworteter Nachlaßdruck
errig'schen Schopenhauer-Aufsätze (Handexemplar Grisebach's mit höchst
ollen Rand-Glossen nebst andern Angaben mir zur Verfügung gestellt)
risebach, „Katalog der Bibliothek eines deutschen Bibliophilen" Nr. 1568
70 (1569 mit Autogramm) und 1388—1402, auch ebendess. „Welt-
tur-Katalog", 1898, Nr. 1671 u. 1745/46 (in dessen 2. Aufl. 1905,
260—2279, zu vergleichen); bibliographisch von H. revidirt sind die
in „Kürschners Litteraturkaldr." bis mit Jhrg. 1892.

it Anlage und Idee des Luther-Festspiels, an denen der erwähnte er-
ch rührige Förderer Frdr. Schön vielfach betheiligt ist, soll H., laut
, durch Schön verbürgter Angabe, in den Anfängen zu Weimar Otto
nt (s. d.), seinen nachherigen Haupt-Wettbewerber, bekannt gemacht und
n erst zu seinem Festspiel „Luther. Historisches Charakterbild" (1883)
t haben. Betreffend Herrig's Luther-Stück erhielt ich interessante
che Mittheilungen über dessen Ursprung, Stätte, Aufführungen, Seiten-
und Folge-Erzeugnisse durch den Vater der „Fest- und Spielhaus"-Idee,
rdr. Schön in Worms, seit 1892 Rentner in München, dessen ebenhier in
m Kreise gehaltener interessanter Vortrag über diese Vorgänge leider
ckt geblieben. Man vergleiche über diese Bühne, ihr Problem und ihre
rungen, außer Herrig's eigener Schrift „Luxustheater und Volksbühne":
Schön, „Ein städtisches Volkstheater und Festhaus in Worms (1887);
l Löwenfeld, der Gründer und Director des verwandte Ziele ver-
en „Schiller-Theater" in Berlin, „Zur Eröffnungsfeier des Spiel-
sthauses in Worms", Offenbacher Zeitung Nr. 274 v. 21. Novb. 1889;
Vom Wormser Festspiel", Nationalzeitung 23. Novb. 1889, Morgen-
e; K. und F. Muth, „Festschrift zur Einweihung des Spiel- und Fest-

hauses zu Worms" (1889; die Festschrift des damaligen Redacteurs
„Wormser Zeitung", Oskar Canstatt, „Kunst und Wissen in Worms"; 18
liefert keinen unmittelbaren Beitrag); Hugo Kaatz, „Die Frage der Vol
bühnen" (1890), S. 9—20 (in den Fußnoten u. S. 46 mancherlei verfliege
Speciallitteratur angeführt); Rud. Genée, „Volksbühnen und Volksthümliche
Beilage 72 zur Allgem. Zeitung v. 26. März 1890 (vgl. auch Genée's e
schlägige bühnentechnische Schriften von 1877 u. 1889, wogegen seine N
über Lutherfestspiele in „Spemann's golden. Buch des Theaters", 19
Nr. 859, gar keine Autorennamen nennend, einseitig und flüchtig); Fritz Li
hard, „Deutsch-evangelische Volksschauspiele. Anregungen" (1901), S. 10 u.
Ueber das Luther-Werk Herrig's insbesondere sehe man: G. A. Erdma
„Die Lutherfestspiele. Geschichtliche Entwicklung, Zweck und Bedeutung
selben für die Bühne" (1888; bes. S. 94—124 u. 133—158, daneben 9,
53; S. 134 auf „zustimmende Broschüren einiger Geistlichen" und Ad.
brandt's Kritik der Herrig'schen Bühnen-Reformvorschläge verwiesen); L. Fe
abend, „Luther und das Herrig'sche Lutherfestspiel" (1888); Rich. Bärwi
„Das Lutherfestspiel von H. H. in seiner Bedeutung für die evangel
Kirche und für die nationale Kultur" (1888); A. Brandt, „Bericht
H. Herrig's Luther-Festspiel in Graudenz" (1893). Adolf Stern, „Wan
buch. Bilder und Studien"[3] (1890), S. 237—47; Notiz über die Verhinde
einer Trierer Aufführung 3. August 1892 im „Magazin f. Literatur", 61. J
Nr. 33, S. 534 b. Gelegentliches zu Herrig's Dramen bei H. Bultha
Dramaturgie des Schauspiels I[5], 291, IV[2], 596 u. 259. Herrig's „Columb
behandelt neben seinen Stoffpendants Ermanno Loevinson, Cristoforo Colo
nella letteratura tedesca (1893), S. 101—115. Das „Kaiserbuch" Herr
würdigten 1890 L. Pietsch, Vossische Ztg. Berlin, Nr. 215, Adolf Rosen
i. „Die Post" Berlin, Nr. 110. Unter namhaften frühern Mitarbeitern
„Berliner Börsenkuriers" zählt H. auf G. Dahms, Das lit. Berlin (18
S. 56, wo auch über dieser Zeitung Wagnerianismus (s. o. S. 234) zu
gleichen. Ueber Herrig's Erziehung durch seinen Oheim Ludwig H.
„Archiv f. d. Studium d. neuer. Sprche. u. Liter.", Bd. 82 (1889), S.
und XVI. Vgl. auch Gottschall, D. dtsch. Nationallit. d. 19. Jhrhs.[6]
151—53; II, 439.

Herrig's literarische Bedeutung hat nicht etwa nur sein verhältnißm
früher Hintritt verdunkelt, sondern auch sein überaus bewußt, fast trotzig
ständiges Auftreten als Dramatiker und Dramaturg, ja als Kunstreform
das ihn jeder journalistisch gestützten Richtung absichtlich fernhielt, hemmte
rechten Zoll der Anerkennung seitens der Kritik, der Theaterpraxis und
durch beide beeinflußten Publicums. Denn H. war in erster Linie Dramat
der seine Ideen und Besserungsvorschläge auf dem Boden der lebenden Bü
in die That hat umsetzen wollen. Praktisch ging er, betonen Grisebach
Neumann-Hofer, als Erbe in des früh geendeten kraftgenialischen Kleist-
Grabbe-Jüngers Grafen Hans Veltheim Spuren (s. A. D. B. XXX
587—93), auf den sein Aufsatz: „Ein unentdeckter Dramatiker" in d. „Stat
des „Berliner Börsenkuriers", abgedruckt „Braunschweiger Tageblatt", 1
Nr. 3—6, 4—8. Jan., aufmerksam machte. Wie L. Salomon seinen Nac
schließt: „Seine Bestrebungen, das deutsche Drama in neue Bahnen zu len
sind aber nicht vergeblich gewesen; er hat nicht nur weite Kreise, die sonst
Theater fernstehen, für das Theater begeistert, sondern auch zu weiterer P
des edlen Volksstücks und Festspiels angeregt. In der Geschichte des deut
Theaters und des deutschen Dramas wird daher sein Name unvergessen bleib
so läßt sogar Herrig's Verkleinerer Neumann-Hofer seine nekrologische Chara

wie folgt auslaufen: „Das, was H. immer fehlte, war der starke
er. Er ahnte das Neue und empfand seine Nothwendigkeit schmerzhaft;
er, dem die Eigenschaften eines talentvollen und hingebenden Gefolg=
es verliehen waren, konnte nicht Feldherr sein. Er war ein Opfer der
Neuem kreisenden Zeit. Ein künftiger Geschichtschreiber wird ihn vielleicht
en edelsten und verirrtesten Pfadsucher ansehen, der der jüngsten Periode
Erneuerung der litterarischen Ausdrucksmittel vorangegangen ist."

Ludwig Fränkel.

Herrig: Friedrich Christian Ludwig H., neusprachlicher Pädagog, Anglist
Freimaurerhaupt, wurde am 12. Mai 1816 zu Braunschweig als Sohn
Kammermusikus und Inhabers der Hofmusikalienhandlung geboren. Er
te das dortige Obergymnasium Katharineum als ein Lieblingsschüler des
nten Latinisten G. Th. A. Krüger, Directors desselben, dann Sommer
das, später in die Technische Hochschule verwandelte Collegium Carolinum,
, außer Altphilologie beim Leiter von dessen humanistischer Abtheilung
), bei Lectoren Französisch, Englisch, Italienisch und Spanisch trieb, auch
rofessor Frdr. Karl Griepenkerl (d. Ae.) Aesthetik, Psychologie und Be=
dleit hörte. 1834—37 studirte er in Göttingen und Halle classische
logie und lutherische Theologie, wandte sich aber mehr dieser zu und
, mit dem vom Vater vererbten, ihn lebenslang auszeichnenden Fleiße,
genau dreijährigem Studium in Wolfenbüttel am 1. September 1837
istliche Anstellungsexamen; des letzteren Zeugniß lobt sein Redetalent,
nicht nur sogleich daheim öfters auf der Kanzel, sondern auch später
hr= und Directoramte sowie innerhalb der Freimaurerei vielfach bewährt
Erst zur Aushülfe, seit 1. October 1838 (15. December promovirte er
bingen „De Pelagii doctrina", wo er die dem 5. Jahrhundert ent=
nden Ketzerdogmen des Pelagianismus, die kurz darauf Jacobi, „Die
des Pelagius", 1842 beleuchtete, bis Kant bis Hegel verfolgt), fest an=
— mit dem herkömmlichen Anfange von 200 Thalern — wirkte er in
stalt, der er die eigene Bildungsbasis verdankte, als Gymnasiallehrer
gnete sich, durch Professor Bultejus, unter dem er am Carolinum
Studien begonnen, angeregt, auf längerem Urlaube in England und
ich die Sprachen dieser Länder gründlich an, welchen Aufenthalt er
mmer wieder erneuert hat. 1841 heirathete er Johanna Zwilgmeyer,
treue Lebensgefährtin, ihn überlebt hat. Ende 1841 nahm er wegen
rer Verbesserung (800 Thaler) eine Oberlehrerstelle an der Real= und
schule in Elberfeld an, wofür er am 16. August 1842 in Bonn das
he Examen pro facultate docendi in Deutsch, Französisch, Englisch,
für alle, in Latein, Geschichte, Geographie für Mittelclassen bestand;
htrag des Bonner Lectors Nadaud rühmt seine Vertrautheit mit alt=
ufranzösischer Litteratur. Die neun Jahre Elberfelder Wirksamkeit
. auf seinem neuen Pfade weiter vorwärts gebracht. Am 2. Septbr.
orderte eine Schulrede Herrig's über Mittel und Zweck einer guten
ng Zusammenwirken von Schule und Haus. 1845 erschien im Schul=
m ein „Essay on Merlin the Magician". Die Hauptthat aber war
J. 1846 mit dem damals schon als Litterarhistoriker und Deutsch=
(1843—44: „Archiv für den Unterricht im Deutschen in Gymnasien,
len u. a. höheren Lehranstalten") bekannten Heinrich Viehoff (s. d.),
chem H. 1842 einen auf Gleichheit fortschrittlicher Ansichten in Politik,
, Litteratur, Wissenschaft, Pädagogik ruhenden Freundschaftsbund ge=
hatte, ins Werk gesetzte Begründung des „Archivs für das Studium
eren Sprachen (und Litteraturen)": dieses ältesten, nach mancherlei

Wandlungen in ununterbrochener Serie bis heute fortlaufenden neuphilol
schen Fachorgans, gemäß dem Vorwort aus der Erkenntniß entsprungen, „
das Studium der Sprachen und Litteraturen der modernen Culturvöl
wenn es auf die rechte Weise betrieben wird, wahres Humanitätsstudium
daß in ihm eine reiche Quelle echt menschlicher Bildung fließt". Bestimmt f
die neue Zeitschrift, anfangs vierteljährlich, seit Band 6 (1849), wo sie
immer an George Westermann's Verlag (Herrig's guten Freund und Ver
aller seiner Bücher) überging, in acht Heften, später wiederum in sta
Quartalheften erscheinend, für Lehrer der Realschulen, daneben anregend
die der Gymnasien sein, Wissenschaft und Schulunterricht fördern, die
modernen Hauptsprachen in erster Linie berücksichtigen, neben Abhandlu
und Recensionen Programmenschau, bibliographischen Anzeiger, Misc
bringen. 1846—49 hat H. dem „Archiv" eine Reihe von Abhandlungen
Entwicklung des englischen Dramas vor Shakespeare geliefert, darin kurz
Mirakel, Moralitäten und Anfänge der Komödie, ausführlicher über Marlowe
R. Greene redend, alles sehr willkommen in einer Zeit, als man für dies
auf englische Werke angewiesen war. Mit Jahrgang IV übernahm H.,
bis dahin der Hauptredacteur, die alleinige Herausgabe, dem Titelblatt zuf
unter besonderer Mitwirkung H. Viehoff's und R. H .Hiecke's. Als Mitarb
seiner Zeitschrift steuerte er nun sogleich Studien zur Geschichte der iri
Liederdichtung bei, darauf, wol infolge Häufung der Redactionsgeschäfte,
gelegentliche Besprechungen, ein kurzes Lebensbild P. B. Shelley's, von
er schon 1840 „Gesammelte Schriften. Deutsch bearbeitet von Ludwig He
und Ferd. Prössel. 1. (einziges) Bändchen (mit Shelley's Bildniß): Gedic
verdeutscht veröffentlicht hatte, einen Aufsatz über Ben Jonson, einen läng
über Beaumont und Fletcher, eine Serie dankenswerther über die erst we
bekannte Entwicklung der Litteratur, Sprache, höheren Schulen der Vereini
Staaten. Trotz der Zeit und Kraft, die Lehramt und Redaction beanspruch
hat H. in jenen Jahren etliche sehr brauchbare und thatsächlich vielgebrau
Bücher geschrieben: nach der schon frühern Verdeutschung von Reyno
Pickwick abroad die „Extracts from the German Literature collected
translated", Band I (1841), ein „Cahier de Littérature française" als L
faden zu Vorlesungen, die Beschreibung einer Reise nach London (Pseudon
H. Hamilton) als kurze, praktische Anleitung zum mündlichen Gebrauche
Englischen, ferner Aufgaben zum Uebersetzen aus dem Deutschen in
(12. Auflage 1880); schließlich sein Hauptwerk, zugleich das bekannteste
am meisten benutzte, das Herrig's Namen verbreitet hat soweit die weitest
sprochene Sprache unterrichtet wird, die Chrestomathie „The British class
authors. Select specimens of the National Literature of England f
G. Chaucer to the present time, poetry and prose", zuerst 1850 ersch
und bis zur Herrig'schen „Ausgabe letzter Band", der 64. von 1889, viel
umgearbeitet, wie auch bis zur neuesten, der 86. als Neubearbeitung
Max Förster 1904 herausgekommenen unablässig an diesem vollbewährten H
und Schulbuche im Sinne seines Verfassers gebessert worden ist. In spät
Auflagen hat H. biographical and critical sketches der Autoren, schlie
An historical outline of English Literature, sowie als Anhang Musterpr
des angloamerikanischen Schriftthums dem Grundwerke hinzugefügt, nach
Nichterfolge seiner, heutzutage freilich längst überholten, jedoch völlig
griffenen Sammlung „The American classical authors. Select specimen
the Anglo-american Literature. Preceded by an introductory essay on
origin and progress. With biographical and critical sketches", die
Nebentitel trägt: „Handbuch der nordamerikanischen National-Literatur. Sa

lung von Musterstücken nebst einer litterarisch-historischen Abhandlung über den Entwicklungsgang der englischen Sprache und Litteratur in Amerika" (XI u. 434 S.; 1854); man erinnere sich dabei der oben erwähnten Studien Herrig's, die das „Archiv" gebracht hat. Andererseits hat H. seit 1863 leichtern Stoff in ein „First English reading book. Englisches Lesebuch für mittlere Klassen höherer Lehranstalten" verwiesen, das ebenfalls eine außerordentliche, bis heute (24. Aufl. 1904) noch nicht abgerissene Verbreitung erlangte, gleich dem Parallelwerk „Premières lectures françaises" (seit 1863; 21. Aufl. 1904) und dem Pendant der „Br. cl. auth.", der 1854 mit G. F. Burguy (in Berlin) herausgegebenen großen Chrestomathie „La France littéraire. Morceaux choisis de littérature française ancienne et moderne recueillis et annotés", die desgleichen bis dato (48. Auflage in Neubearbeitung von Tendering, 1904) immer wieder durchgefeilt worden ist.

Herrig's Name hatte durch die Leitung des „Archivs" und seiner Publicationen darin rasch einen guten Klang erworben, und 1851 rief man ihn nach Berlin an die Friedrich-Werder'sche Gewerbeschule, mit einem, wie auch die Zeitungen hervorhoben, für einen Schulmann ungewöhnlichen Gehalt; er wurde auch sofort für die Dorotheenstädtische Realschule u. a. hauptstädtische Lehranstalten angestellt. Er ertheilte auch Unterricht an Mädcheninstituten, nahm, zu seinen Kindern und dem früh verwaisten Neffen, dem Dichter Hans H. (S. 233), in- und ausländische Pensionäre für Erziehung und Spracherlernung ins Haus, erhielt Juni 1852 den Professortitel, 1854 die neusprachliche Hauptlehrerstelle an Friedrichs-Gymnasium und -Realschule, an der er dann 1863—78 das Ordinariat der Prima führte, wurde daneben April 1853 als definitiver Oberlehrer an der Königl. Kadettenanstalt angestellt und Februar 1854 daselbst etatsmäßiger Professor. Noch andere Aemter gestalteten seine Lehrthätigkeit immer vielseitiger. Schon seit 21. April 1853 erlangte H. als außerordentliches Mitglied der wissenschaftlichen Prüfungscommission Brandenburgs für neuere Sprachen weitgehenden und nachhaltigen Einfluß auf die Lehrerwelt, bald darauf auch als Mitglied der Ober-Militärexaminationscommission. Letztere Function und die in den sechziger Jahren beginnende als Docent an der Berliner Kriegsakademie für höhern und freiern Gebrauch des Französischen hat er bis zum Tode beibehalten. Zu Ostern 1859 gründete H., theils mit fremdem, theils mit eigenem Gelde, das Viktoria-Institut zu Falkenberg in der Mark, wo er einmal in ländlicher Muße den Abend seines rastlosen Daseins zu beschließen hoffte, trat aber wegen der Nothwendigkeit einer Direction an Ort und Stelle und einer Organisationsänderung bald zurück. Dagegen hat er das aus seiner Initiative, durch Eingabe ans Cultusministerium vom Februar 1859, im Mai 1860 entstandene „Seminar für Lehrer der neueren Sprachen" zu Berlin 18 Jahre lang geleitet, auch Uebungen in diesem Institut (Besprechung französischer und englischer Ausarbeitungen von ihm vorgeschlagener und berathener Themata; Redeübungen über litterarische und pädagogische Stoffe; Uebersetzungen aus dem Deutschen, mit Vorliebe der beiden Dahlmann'schen Revolutionsdarstellungen; Hospitiren beim Unterricht und beaufsichtigte Ertheilung eines selbständigen) mit Hingabe und Erfolg abgehalten. Verwandt damit war die lange von ihm geplante „Akademie für moderne Philologie" zu Berlin, die Michaeli 1872 eröffnet, aber noch vor ihm zu Grabe getragen worden ist. In der genannten Eingabe von 1859 hatte H. bereits darauf hingewiesen, wie nothwendig Lehrstühle für moderne Sprachen an den Universitäten seien. Nachdem nun an der Berliner solche für Romanistik und Englisch errichtet wurden, konnte sich die „Akademie" — an der H. über Encyklopädie der modernen Philologie las und Chaucer und Spenser erklärte —

ungeachtet der Einleitungsvorlesungen und der über Lector-Darbietungen hina gehenden nicht halten. Eine weitere Centrale für den Kreis der Fachgenos zumal den immer mehr sich ausdehnenden Berlins, hat H. am 1. Decem 1857 mit der „Berliner Gesellschaft für das Studium der neueren Sprach ins Leben gerufen, deren Seele und auf allgemeinen Wunsch Vorsitzender mit unvergleichlichem Rede- und Präsidialgeschick bis an sein Ende geblieben

Wie er bei so vielen Gelegenheiten einen unermüdlichen Schaffensd bewährte, so ist H., der gewiegte Redacteur von „Herrig's Archiv" (wi meistens kurzweg bis heute heißt), auch vorübergehend Publicist gewo Aus dem entschieden Liberalen seines frühern Mannesalters allmählich servativer gemausert, besonders zum unbedingten Bewunderer Bisma übernahm er gern den Antrag, durch ein englisches Blatt das auslän Urtheil über die preußische Politik zu berichtigen: seit 16. Januar 1869 ga in Berlin mehrere Jahre zweimal wöchentlich „The North German Corres dent" heraus. Herrig's dienstliche Laufbahn erfuhr noch im August eine eingreifende endgültige Wandlung, als er bei Verlegung der preußi Hauptkadettenanstalt von Berlin nach Groß-Lichterfelde (vgl. Herrig's maliges Schriftchen „Die Hauptkadettenanstalt zu Lichterfelde") zum Ordin oder Studiendirector des 1. Bataillons ernannt wurde, weshalb er nach d Vorort übersiedeln und beständig zwischen da und Berlin hin- und herfa darum jedoch seine übrige Lehrthätigkeit außer der an der Kriegsakademie geben mußte. Letztere behielt er neben der Officiersprüfung bei, als er 1885 in den verdienten Ruhestand versetzen ließ und zu einem otium dignitate nach Berlin zurückzog. Aber ein längst beängstigendes, mit Ast verbundenes Herzleiden führte schon am 17. Januar 1889 den Tod des aus der Kriegsakademie Heimkehrenden herbei.

Und wie im Amte, so hatte H. auch litterarisch bis zuletzt ohne hören und Sichgenügen gewirkt. Sein Herzblatt, das „Archiv für das Stu der neueren Sprachen und Litteraturen", hat er als sicherer Pilot d mancherlei Fährlichkeiten und Mißgunst all die Jahrzehnte lang hind gesteuert und, während später entstandene Concurrenzunternehmen — dies z. B. direct vom „Jahrbuch für romanische u. engl. Literatur" (s. Ad. Eb Brief an F. Wolf v. 25. März 1855, Berichte d. Kgl. Sächs. Gesellsch Wissenschft. Philol.-Hist. Kl. 1899, S. 118; übrigens nahm Ebert [s. e S. 131 Brief v. 20. April 1858] Herrig's oben genannten „Compagn Burguy mit als Mitarbeiter in Aussicht) — einen bewußt höhern Standp einnahmen und dadurch zu Grunde gingen, durch Berechnung auf die dürfnisse der eigentlichen Lehrerwelt, freilich auch durch Nichthonorirung erst nach seinem Tode beseitigt worden ist) dies älteste Organ der sogen. philologie aufrecht erhalten. Seine englischen (und französischen) Schul-An logien hat er ständig vorsichtig revidirt. 1857 besorgte er eine Neubearbei von Wagner's Englischer Grammatik, dann leitete er eine „Sammlung lischer Schriftsteller mit deutschen Anmerkungen" in Th. Chr. Fr. Ensl Verlag, in der er selbst „Macbeth" und „The Merchant of Venice" ed 30 Jahre später schloß er seine schriftstellerische Wirksamkeit mit der Bernh. Tauchnitz' Buchhandlung veranstalteten „Students Series for Sch College, and Home", die 1886 unter Herrig's Leitung (und Antheil einem commentirten Ausschnitt aus Th. Carlyle's „French Revolution" „The Reign of Terror") anhob. Mit angeborener Intelligenz aus Intui viele Forderungen der jüngern neusprachlichen Reform vorwegnehmend gutentheils schon in der Praxis erfüllend, hat H., der auf der Universität s noch keine eigentlichen Fachstudien zu treiben die Möglichkeit gehabt,

immer mehr in die Breite sich dehnendes Wissenschaftsgebiet in verschiedenartigster Hinsicht gepflegt, namentlich aber zu Gunsten des von ihm zu Tausenden aufgezogenen jungen Nachwuchses, sei es, daß dessen Angehörige nur das Englisch und Französisch des Alltags oder die Grundlagen eines akademisch-neuphilologischen Studium aus seinem überaus anregenden und individuellen Unterrichte mit heimbringen sollten. Der von ihm mit geprüften und in die Praxis eingeführten Jüngerschar, der noch um ihre Ebenbürtigkeit und Gleichberechtigung ringenden Neuphilologie hat er unzählige Male mit seinem Ansehen und Einflusse durch Connexionen bereitwilligst stützend unter die Arme gefaßt. „H. gehörte einer Zeit des Werdens, des Uebergangs in seine Wissenschaft an. Er hat überall thätig zugegriffen und die Sache der modernen Philologie gefördert wie kaum ein Anderer, indem er ihr Anerkennung verschafft hat. Seine Erdenbahn ist weniger reich an Erlebnissen als an stiller, von Segen begleiteter Thätigkeit gewesen.“ So urtheilt am Ende seiner, leider nur bibliographisch weder genauen noch vollständigen, ausführlichen Lebens- und Charakterskizze Ludwig Herrig's — die für obigen Artikel die sachliche Hauptquelle bildet — im Archiv f. d. Studium der n. Sprch. u. Litt., Bd. 92 (1889), S. V—XXIV — sein Freund und directer College Prof. Dr. Immanuel Schmidt (12./8. 1823—12./5. 1900). Und was Herrig's am längsten fortdauernde Schöpfung, das „Archiv“, betreffs des öfters abfälligen Votums über dessen gelehrten Rang unter seiner Leitung anlangt, so ist bekannt, daß viele nachherige Leuchten der Wissenschaft einstmals froh gewesen sind, ihre erste litterarische Ernte in dieser Scheune abladen zu dürfen, wie es denn lange Zeit mit Recht ein Asyl für die Ausbeute stillen Gelehrtenfleißes, voran aus noch unbekannter Feder, gegolten hat. Ich selbst besitze dafür Belege in eigener Corresondenz mit H. aus seinen letzten Lebensjahren 1887/88.

In der Freimaurerei, der er schon, 23jährig, nach dem Vorbilde des Vaters in Braunschweig beigetreten, hat er es rasch in Elberfeld zum Redner, mit 32 Jahren ebenda zum Meister vom Stuhl gebracht, wozu ihn 1853 auch die Berliner Loge „Friedrich Wilhelm zur gekrönten Gerechtigkeit“ wählte. Wie er bereits in Elberfeld kräftig für eine Reform der Freimaurerei eingetreten war (vgl. „Freimaurer-Zeitung“ 1849, S. 305), so wirkte er nun auch während seiner langen Berliner Periode. 1852 als Vertreter der Großen Loge von England Mitglied der „Großen Loge von Preußen genannt Royal York zur Freundschaft“ in Berlin geworden, entdeckte er hier die Merkzeichen der Winkelloge der Gymnosophen à la vallée de Londres, wurde 1860 Großredner, 1881 Obermeister des Innern Orients, in welchem Amt er für historische Forschung und gegen die Hochgrade auftrat; 1873 wurde er Großmeister und damit Leiter der Lehrart von Royal York. In diesen Würden, zumal in seiner maßgeblichen letzten Position förderte er treu das maurerische Leben der Logen eifrigst, desgleichen deren Zusammenschluß zu fester Einheit. Sein Hauptverdienst in diesem bis zum Tode 1889 festgehaltenen Range ist neben dem Streben, die Bräuche vereinfachen zu lassen, das Festhalten am Grundgesetze von Royal York, daß das Religionsbekenntniß kein Hinderungsgrund zur Aufnahme in den Bund ist, also auch Israeliten (seit 1872 zu R. Y.) zuzulassen seien. Herrig's bezügliche Auffassungen (die sein nur ein Jahr amtirender Nachfolger Prof. Herm. Settegast noch, auch in Schriften 1892, 1895, 1896, 1898, wesentlich überboten hat) deckten sich in der Hauptsache mit denen des stellvertretenden Protectors, des Kronprinzen, späteren Kaisers Friedrich, der ihm unausgesetzt Gunst und Huld bezeugte, ganz besonders seit nach Errichtung des Deutschen Reichs eine einzige deutsche Großloge angestrebt wurde. Herrig's viele maurerischen Reden und Vorträge sind gedruckt erschienen. Am 10. November

1888 feierte man im festlich geschmückten Saale der Großloge Royal York
50jährige Lehrerjubiläum unter Theilnahme vieler Fachgenossen und Sch
Herrig's und angesehener Persönlichkeiten, am 21. Januar 1889 fand ebe
die seitens derselben Freimaurercorporation veranstaltete Trauerfeier statt,
die sich der Leichenzug und eine Beisetzung voll hoher Ehren anschlossen.
schöne Gebot des Maurerthums zu Humanität und Wohlthätigkeit hat
allzeit voll bewahrheitet, und darum darf J. Schmidt's Nekrolog wie f
auslaufen: „Durch stete Bereitwilligkeit zu helfen und Gutes zu thun, ha
Unzählige zu tiefgefühltem Danke verpflichtet, seine Familie hat ihn gera
vergöttert. Mögen manche Hoffnungen ihm fehlgeschlagen, nicht alle Blüt
träume gereift sein, er war ein glücklicher Mensch. Sein Andenken wird
gesegnet werden."

Die Arbeit J. Schmidt's über H. ist der Abdruck seiner Traue
bei der Gedächtnißfeier der Berliner Gesellschaft f. d. Studium der neu
Sprachen (s. Archiv f. d. Stud. d. n. Sprchn. u. Lit., 82. Bd., S. 46
470). — Man vergleiche übrigens betreffs redactioneller und fachlitterari
Wirksamkeit das von ihm selbst herausgegebene Generalregister von Band I
(1873) und das von Herm. Springer herausgegebene zu Bd. LI b
(1900) seines Archivs; für letzteres selbst haben seit Herrig's Tod
Herausgeber, die den wissenschaftlichen Charakter der alteingeführten
schrift zu heben trachteten, bis dato fungirt: Stephan Wätzoldt († 19
Julius Zupitza († 1895; s. A. D. B. XLV, 502 f.), Adolf To
Alois Brandl, Heinr. Morf, je zu zweien. — Ueber Herrig's freimaure
Thätigkeit unterrichtet J. F. A. Flohr, „Geschichte der Großen Loge
Preußen, genannt Royal York zur Freundschaft" (1898), II, 82; außer
nebst Lebensabrissen, Freimaurer-Zeitung 1889, S. 41, „Latomia.
Zeitschrift für Freimaurerei", Jhrg. 1889, S. 23, Allgem. Handbuch
Freimaurerei (1900; 3. Aufl. von Lenning's Encyklopädie d. Fr.) I, 4
u. 96 a.

Ludwig Fränke

Herrmann: Emil H. Was den Namen Emil H. der Nachwelt er
liegt auf dem Gebiete der wissenschaftlichen Lehre des Kirchenrechts nicht m
als auf dem der Kirchenpolitik. Am 9. April 1812 zu Dresden als S
eines Kriegsraths geboren, wurde er gleich nach Erwerb der juristischen Do
würde 1834 in Leipzig Privatdocent, 1836 außerordentlicher Professor.
einer kurzen Skizze seines Lebens, die von kundiger aber unbekannter
1872 entworfen wurde, wird berichtet, daß einer seiner damaligen Coll
seine Vorlesungen über Kirchenverfassung der evangelischen Kirche gehört
schon damals dieselben Grundgedanken wissenschaftlich vertreten fand, di
später verwirklichen sollte. Er galt zu jener Zeit als „ein feuriger ju
Mann, der ideale und doch zugleich praktische Zwecke verfolgt, nicht
Schroffheiten, aber lautersten Sinnes, voll Hingebung an die Sache, ja
Dienste derselben der größten Aufopferung und Selbstvergessenheit fäh
So scheint er sehr früh seinen innersten Beruf erkannt zu haben. Littera
war es aber zuerst das Strafrecht, dem seine kritische Arbeit und sein For
galt. Er liefert zunächst werthvolle Beiträge „Zur Beurtheilung des E
wurfs eines Kriminalgesetzbuches für das Königreich Sachsen" (1836).
fesselt ihn die Gestalt des berühmten Verfassers der Bamberger Halsgeric
ordnung, und er setzt „Johann Freiherr zu Schwarzenberg" (1841) ein
von Stintzing (Geschichte d. deutschen Rechtswissenschaft I, 612 ff.) übertroff
Denkmal. 1842 rückt er zum ordentlichen Professor auf und bleibt in
bis 1847. In dieser Zeit betheiligt er sich an dem Protest der neun Ki

Professoren gegen die dänischen vergewaltigenden Angriffe auf Schleswig. Sein schriftstellerisches Schaffen bewegt sich auch eine Zeitlang im Bannkreise des bürgerlichen Rechts. In der Ausgabe des Corpus iuris civilis, die die Gebrüder Kriegel veranstaltet hatten und die bis zu derjenigen von Mommsen, Krüger und Schoell die werthvollste war, hat H. den justineaneischen Codex bearbeitet und ferner mit J. N. Falck, Tönsen u. A. zusammen ein „Staats- und Erbrecht des Herzogthums Schleswig“ herausgegeben (1846). Erst mit seiner Berufung nach Göttingen im J. 1847 wendet er sich fast ausschließlich dem Kirchenrechte zu. Er schrieb — von kurzen Arbeiten über die Wiedertrauung Geschiedener, über Bekenntniß- und Lehrfreiheit, über Dissidenten und die Landeskirchen abgesehen — in seinem neuen Wirkungskreise über „Die Stellung der Religionsgemeinschaften im Staate“ (1849). In Göttingen gelangen seine organisatorischen Gedanken, seine religiöse und Weltanschauung zur Reife und befähigen ihn zu epochemachender Wirksamkeit. Er wird ein Auserwählter, nicht nur ein Berufener. Jetzt in Hannover thätig, galt ihm doch Preußen als die Zukunftshoffnung Deutschlands in Kirche und Staat. Allein es war nicht seine Art, sich den Pflichten zu entziehen, die der Tag an ihn stellte. Schon um das Jahr 1850 fertigte er im Auftrage von Minister Braun den Entwurf einer Verfassung für die hannoversche Kirche an. Erst fünfzehn Jahre später kam freilich durch sein und des Abtes Ehrenfeuchter Verdienst — trotz scharfer Spaltungen und vorhergehender Kämpfe — das kirchliche Verfassungswerk zu Stande. H. wurde auch Mitglied der Kammer und ihr Vicepräsident. Als im J. 1866 die Universität Göttingen sich in eine welfische und eine preußisch-deutsche Partei spaltete, schloß er sich eng an diese letztere an. Niemals aber verlor er das Ziel aus den Augen, das Preußen in kirchlicher Beziehung gesteckt schien. Er kämpft mit allen Waffen seines Geistes und mit der ganzen Wucht seiner Persönlichkeit für die Idee, daß der preußischen evangelischen Kirche eine feste, den Forderungen des 19. Jahrhunderts entsprechende Verfassungsreform zu geben sei, eine, die sich aus der geschichtlichen Entwicklung nothwendig ergab und ohne diese nicht zu verstehen ist. Ihre Grundzüge zu geben mag deshalb hier gestattet sein. Sie führen von selbst auf das Lebenswerk Herrmann's.

Das Ideal Luther's und Melanchthon's, die Kirche aus der Gemeinde, als dem geschlossenen Kreise der zur allgemeinen Priesterschaft berufenen Gläubigen, zu organisiren, blieb zunächst unerfüllt. Es ist eine, von vielen Ursachen bedingte, hier nicht weiter verfolgbare historische Thatsache, daß sich zwar in den größeren unabhängigen Städten ein, besonders von der schweizerischen Reformation (Zwingli, Calvin) betontes, Selbstverwaltungsrecht der Kirchengemeinde als solcher durchzusetzen vermocht hatte, nicht dagegen in den fürstlichen Territorien, für deren Herrscher jede volksthümliche Freiheit in der Entwicklung der Kirchenverhältnisse undenkbar, der Gedanke einer Theilnahme der Gemeinde an dem Erlaß der Kirchenordnungen, Besetzung der Kirchenämter, Mitwirkung bei der Kirchenzucht fremd war. Bureaukratisch wird die Kirche regiert von den dem Landesherrn und diesem allein unterstellten Beamten, nicht nur infolge der damaligen Auffassung von der Souveränität des Herrschers, sondern auch deshalb, weil die politische und geistige Unreife des einfachen Mannes eine demokratische Ausgestaltung der Kirchenverfassung nicht [...]te und weil seit dem Reichstagsabschied von Speyer 1526 die evange[lische] Kirche allein auf den Schutz der Territorialgewalten angewiesen war. [Eine] Zeitlang fühlen sich hier und dort die Landesherren zwar als die Ver[weser] der alten bischöflichen Gewalt, aber späterhin ist fast nur noch die [...] von dem landesherrlichen Kirchenregiment. Dieses schreitet zur Er-

nennung von Visitatoren (zuerst im Kurfürstenthum Sachsen 1527), aus de
sich die Einrichtung der Superintendenten entwickelt, weiterhin eines Collegiu
des Consistoriums. Zwar haben aus dem Ausland nach Deutschland
kommene, insbesondere französische Reformirte ihre sog. Presbyterial-Syno
verfassung — die die Einwirkung der Staatsmacht auf die Regelung
kirchlichen Gemeindeverhältnisse nicht anerkennt, alle Mitglieder für g
erachtet und ihre Angelegenheiten durch stufenweise aufsteigende Synoden ord
läßt — mitgebracht und vorübergehende Bedeutung erlangt, wie der Con
von Wesel 1568 und eine Synode von Emden 1571 beweisen. Allein schlie
bleibt seit dem Ende des 18. Jahrhunderts die allgemeine kirchliche Ver
tung den Consistorien, unter diesen den Aufsichtsbeamten niederer Inst
den Superintendenten, und endlich unter letzteren wieder den Pfarrern.
her wird von den drei Systemen, dem Episcopal-, Collegial- und Territo
system das letztere herrschend, kraft dessen der Landesherr der Souv
seiner — sich als sichtbare Gemeinschaft der Gläubigen darstellenden — U
thanen auch inbezug auf kirchliche Angelegenheiten ist. Es herrscht übe
Aufklärungszeit hinweg bis zum 19. Jahrhundert und wirkt auch bedeu
im Preußischen Allgemeinen Landrecht (Th. II, Tit. 11) nach. Erst
19. Jahrhundert hat, wie Beyschlag einmal ausführt, auf Seiten des St
wie der Kirche die erforderlichen Bedingungen gebracht, um eine wir
evangelische Kirchenverfassung, ein Sich-selbst-Ordnen und Verwalten
evangelischen Kirche im Staate möglich zu machen. Die mit dem Pr
der religiösen Toleranz verbundene Cultusfreiheit und die den Zuwachs
reicher katholischer Unterthanen bringenden politischen Umwälzungen der
volutionszeit haben bewirkt, daß die wesentliche Voraussetzung des
herigen Staatskirchenthums, die confessionelle Einheit der Bevölkerung, hi
Auch die Idee eines freien Staatswesens habe sich geregt und endlich
die in ihren seitherigen Formen wie abgestorbene Kirche neue Leben
geweht.

Speciell in Preußen wurde der ursprüngliche Hauptgedanke der C
sistorialverfassung, die Regierung des Landesherrn mittelst rein kirchl
Behörden, theilweise schon vor, hauptsächlich aber nach Erlaß des Allgeme
Landrechts infolge einer Ueberspannung des Territorialsystems aufgege
Nach dem Tilsiter Frieden wurden 1808 die selbständigen Consistorien sa
dem Oberconsistorium aufgehoben und die Kirchensachen dem Ministerium
Innern und den Regierungen übertragen. Richter hat (in seiner Gesch. de
Kirchenverfassung in Deutschland) unfreundlicher Vergangenheit einen Sat
rissen, den die Oberkirchenbehörde bei ihrer Auflösung, sich verwahrend, beto
„daß die Religionssache nicht dabei gewinnen werde, wenn dieselbe zwische
Polizei und das Cassenwesen eingeschoben und die Kirche nebst der S
unter der Kategorie von Bildungsanstalten selbst mit dem Theater in
rührung gesetzt werde“. Diese Verstaatlichung der Kirche konnte nicht
langer Dauer sein. Schon in demselben Jahre 1808 hat Schleiermacher
Plan einer presbyterialen und synodalen Kirchenordnung ausgearbeitet
die folgenden drei Jahrzehnte — in die 1817 das Jubiläumsjahr der Re
mation mit seinem dem Verfassungsgedanken verschwisterten Unionsgeda
Friedrich Wilhelm's III. fiel — zeitigten eine Fülle von (hier nicht we
verfolgbaren, etwa bei Dove in der Zeitschrift für Kirchenrecht II, 131
IV, 131 ff. und Schoen, Das evangelische Kirchenrecht in Preußen [19
S. 69 vortrefflich behandelten) Entwürfen (vgl. auch Stutz in Holtzend
Kohler's Encyklopädie 1904, Bd. II, S. 899 ff.) und von gesetzlichen M
nahmen in der Richtung der Befreiung der Kirche von der einseitigen

staatlichung, bis dann die rheinisch-westfälische Kirchenordnung von 1835 und eine Königliche Verordnung vom 27. Juni 1845 auf diesem Wege einen wesentlichen Schritt vorwärts bedeuteten. Jener Ordnung lag die Presbyterial- und Synodalordnung zu Grunde, die, wenn auch nicht consequent durchgeführt, doch über dem Presbyterium der Einzelgemeinden Kreise und über diesen Provinzialgemeinden mit synodaler Organisation schuf. Weitere Bestrebungen bewegten sich in der Richtung, der H. zum Siege verhelfen sollte. Eine Ueberspannung des in der synodalen Organisation liegenden, auf volksthümliche Mitwirkung der Gemeindemitglieder gerichteten zukunftreichen Gedankens würde ebenso gut eine Verkennung der geschichtlichen Entwicklung und der historisch gewordenen Nothwendigkeiten bedeutet haben, wie die Uebertreibung des Consistorialsystems allem widersprach, was das neu erwachte kirchliche Leben, die politische Neugestaltung der veränderten Zeitbedingungen verlangte. Es entspricht ganz der eigensten Gedankenrichtung Herrmann's, was in dem Entwurfe der ersten preußischen evangelischen Generalsynode 1846 enthalten ist und fruchtbar fortgewirkt hat: jene maßvolle Verbindung der beiden entgegengesetzt scheinenden Ordnungen. An den 1850 in Preußen neu errichteten Oberkirchenrath knüpfen sich auch Herrmann's Hoffnungen auf eine dem innersten Bedürfniß der evangelischen Landeskirche entsprechende Verfassungsreform. Unermüdlich ist H. in ihrem Interesse thätig gewesen. Seine Grundansichten kommen besonders in den beiden Schriften des Jahres 1861 „Ueber den Entwurf einer Kirchenordnung für die sächsische Landeskirche" und „Zur Beurtheilung des Entwurfs der badischen Kirchenverfassung" zum Ausdruck. Classische Formulirung haben sie gefunden in der Schrift „Die nothwendigen Grundlagen einer die konsistoriale und synodale Ordnung vereinigenden Kirchenverfassung" (1862). Ihr gebührt eine nähere Betrachtung.

Für H. ist es keine Frage mehr, ob der Dienst, den die Verfassung der Kirche begehrt, auf andere Weise, insbesondere durch bloße selbständige Gestaltung der Consistorien mittelst Beseitigung der Spuren des Territorialismus oder durch Wiederherstellung eines wahren Episcopats geleistet werden könne. Für ihn steht es fest, daß in der Verbindung der consistorialen und synodalen Ordnung die Aufgabe liegt, um welche sich die bauenden Kräfte zu scharen haben. Ihn beschäftigt bei diesen Auseinandersetzungen die Verfassung der Landeskirche als solcher, nicht die Verfassung ihrer Gliedtheile, der Gemeinden, nicht die Art der Einfügung der Landeskirche in den Gesammtkörper der evangelischen Kirche. Die Grundlage für die Verknüpfung der synodalen und consistorialen Ordnung könne nicht die bloß historische und deshalb äußerlich verbindende sein, derart, daß man an der Hand der Geschichte und Erfahrung durch Combination der beiden Verfassungstypen eine Einrichtung des evangelischen Kirchenregiments zu erreichen versucht, welche die eigenthümlichen Nachtheile eines jeden durch die Vortheile des anderen compensirt. Denn durch eine solche Verbindung würde der Widerspruch der beiden Typen nicht gelöst sein, sicher würde er schroffer in die Erscheinung treten. Anders sei es, wenn der Verbindung der beiden Ordnungen ein Princip zu Grunde gelegt werde. Daß es nicht das des „kirchlichen Constitutionalismus" (Richard Rothe) ist, sucht H. mit vielem Geschick nachzuweisen. Kurzerhand dürfe man nicht bei der analogen Anwendung des Constitutionalismus auf die Kirche stehen bleiben. Denn in der Kirchengemeinde schon organisire sich die Idee der Kirche, nicht aber in der bürgerlichen Gemeinde die Idee des Staates. Auch sei die Vorstellung völlig unhaltbar, nach der das landesherrliche Kirchenregiment und die consistoriale Ordnung die kirchliche Ausprägung des monarchischen, dagegen die Synode die des parlamentarischen Elementes sei. Denn das Kirchen-

regiment des Monarchen werde abgeleitet aus dem Rechte der Gemein
während Synode und parlamentarischer Körper nach Grund, Bestimm
Attributen, Organisationsprincip, Stellung zu den Organen der Regierung du
aus verschieden seien. Das wahre Princip der evangelischen Kirchenverfassung
insbesondere der Verbindung der consistorialen und synodalen Ordnung kö
nur ein individuell kirchliches, natürlich evangelisch kirchliches sein, das
genannte Gemeindeprincip. Die Landeskirchen seien organische Verbindun
von Gemeinden zu einem gemeinsamen Kirchenregimente auf territori
Grundlage, bei der es bleiben müsse, wenn der Landesherr als Organ auf
Dauer auch nicht sollte festgehalten werden können. Die Aemter in
Gemeinden sollen nicht in die Stellung von bloßen localen Ausführungsorga
der Landeskirche kommen. Für die Verbindung der consistorialen und sy
dalen Ordnung ergaben sich so einige Hauptforderungen. Der Träger
Kirchenregiments in der Landeskirche müsse als Subject eines kirchlichen Be
erscheinen, welcher aus dem objectiven Grunde des Ungenügens der Ein
gemeinde zu seiner Erfüllung ein eigenes selbständiges Organ bekommen
und deshalb auch die Mittel und Bedingungen seiner Führung über und g
die Einzelgemeinden in sich trägt. Das Kirchenregiment ist nicht nur Mand
der unter ihm verbundenen Gemeinden. Dieses Erforderniß erkennt die
synodale Verfassung ebenso wie die consistoriale an, nicht minder das wei
daß der Träger des Kirchenregiments, wie seine Function und Aufgabe
vorhanden, ständig sein müsse, also nicht bloß durch zeitweisen Zusammen
räumlich zerstreuter Personen gebildet wird. Hier kommt das Bedürfniß
dem sog. consistorialen Element zur Geltung. Endlich bedarf es der A
prägung des gemeindlichen Charakters der Verfassung; das Consistorium
lange die Synode, erst beide zusammen bilden den vollständigen, dem Prin
des landeskirchlichen Verbandes entsprechenden Organismus.

Immer klangvoller wird Herrmann's Name in der Gelehrtenwelt
in der evangelischen Kirche, immer größer die Achtung seiner Berufsgen
— mehrmals wählt ihn die Universität Göttingen zum Rector. Trotz
gelingt es 1868 der Universität Heidelberg, ihn zu gewinnen. Durch
Vertrauen des Großherzogs wird er zum Mitglied der Ersten Kammer
nannt, ist für wichtige Fragen als Berichterstatter thätig z. B. bei der
sichtlich des Zutritts Badens zum deutschen Strafgesetzbuch, bei der über
Zulässigkeit katholischer Orden für den Volksunterricht u. a. m. Das
1869 bringt noch eine Arbeit von staatsmännischer Weisheit und wissensch
licher Meisterschaft: „Das staatliche Veto bei Bischofswahlen nach dem R
der oberrheinischen Kirchenprovinz". In dem Streite über die Wahl
Erzbischofs von Freiburg hat er das Recht des Staates gegen ultramon
Ansprüche vertheidigt. Der aus den Arbeiten seiner langjährigen Docen
zeit entstandene „Grundriß zu Vorlesungen über das deutsche Strafre
bildet 1871 die letzte seiner litterarischen Leistungen als Professor. Denn 1
wird er — nach v. Bethmann-Hollweg und Nitzsch — zum Präsidenten
evangelischen Oberkirchenraths in Berlin ernannt und gilt als die Seele
jenigen Bewegung, deren Ziel es war, durch Ueberwindung der einseit
consistorialen und der presbyterial-synodalen Elemente ein Verbindungs
herzustellen, das für die evangelische Kirche am Ende des 19. Jahrhund
unentbehrlich schien. Die Kirchengemeinde- und Synodalordnung für die
vinzen Preußen, Brandenburg, Pommern, Posen, Schlesien und Sachsen
10. September 1873 gilt als sein Werk, ohne daß die verständnißvolle
treue Mitwirkung des Ministers Falk gering geschätzt werden dürfte.
Staatsgesetz vom 3. Juni 1876, betr. die evangelische Kirchenverfassung

den acht älteren Provinzen bedeutet die Krönung seines Lebenswerkes. Nicht lange konnte er sich dessen erfreuen. Seine Kirchenreform wurde von der sog. strengen Orthodoxie als zu liberal bekämpft. Seine Entlassung im März 1878 war die Folge von Machenschaften seiner erbitterten und kurzsichtigen Gegner. Er zog sich erst nach Heidelberg, dann nach Gotha zurück, wo er am 16. April 1885 starb.

Die Bedeutung seines Werkes ist aber, unabhängig von jedem religiösen Standpunkte, nicht hoch genug zu veranschlagen. Das, was die Reformatoren nicht erreichen konnten, nämlich der Kirche eine feste, zeitgemäße Verfassung zu geben, das war H. — freilich getragen von der Zeitströmung und dank mancher Vorarbeiten und Mithelfer — zu vollenden vergönnt. In der klaren Erkenntniß der geschichtlichen Bedingungen einer richtigen Vereinigung der consistorialen und der presbyterial-synodalen Elemente liegt auch die Kraft der neuen Verfassung. Mäßigung ist ihr Kennzeichen und ihre Concordanz auch mit den politischen verfassungsrechtlichen Zuständen unverkennbar. Mag H. es für nothwendig gehalten haben, nicht die Verwandtschaft des presbyterialen und des constitutionellen Elements, sondern ihre Unterschiede zu betonen, so war doch gerade jene in der Oeffentlichkeit mehr empfunden worden und diente zum Hebel für die Verwirklichung der Reform.

Ein Werk von solcher Tragweite konnte nur ein Mann von hoher geistiger Bedeutung vollbringen, der gleichzeitig eine lautere, hochragende Persönlichkeit war. Seiner wissenschaftlichen Werke ist bereits gedacht worden. Er war aber nicht nur Gelehrter, sondern auch ein beliebter, erfolgreicher Docent, galt lange als einer der ersten Kirchenrechtslehrer Deutschlands, den Wenigen, mit denen er verglichen werden kann, überlegen durch eine bei einem Juristen angeblich seltene Einsicht in Wesen und Princip des Protestantismus, durch seine nicht bloß historische Bildung, sondern durch seine lebendige Erfassung der Ideen der evangelischen Kirche und ihrer Aufgaben. Als ein schöpferischer, bauender, nicht bloß kritischer oder historisch referirender Geist wird er bezeichnet.

Seine Persönlichkeit kennzeichnet mit knappen Worten die schon eingangs erwähnte anonyme Skizze von 1872 dahin: „Er war ein Mann von schlichter aufrichtiger Gottesfurcht, wurzelnd in evangelischen Ueberzeugungen, aber ohne die Enge, vielmehr fähig und geneigt, das Gesund-Christliche in jeder Richtung zu ehren, wobei er von einem sehr ausgeprägten Gerechtigkeitssinn und seiner Abneigung gegen alles faktiose Parteiwesen unterstützt wird“. Abgerundet wird sein Bild durch eine dankenswerthe briefliche Mittheilung des Hrn. Oberconsistorialraths D. Th. Braun in Hildesheim. Sein Urtheil, das er sich in langjährigen, bis 1855 zurückreichenden Beziehungen, als Schüler und schließlich als Amtsgenosse im Berliner Oberkirchenrath gebildet hat, faßt er dahin zusammen: „Er war eine durch und durch edle, vornehme Natur, voll Thatkraft und Glaubensmuth, reichsten Wissens, ideal gerichtet, aber doch praktisch verständig; ein Mann, der auf alles Gemeine und Schlechte mit stolzer Verachtung herabsah und daraus allerdings auch kein Hehl machte. Er konnte bei Gelegenheit schroff sein und in einen für manchen vielleicht unsympathischen verletzenden Ton verfallen. Die Anfeindungen und Kabalen jedoch, mit denen er im Amte zu kämpfen hatte und denen er endlich ja auch unterlag, galten mehr seinen Tugenden als seinen Schwächen“.

Fritz Stier-Somlo.

Herter: Wilhelm H. von Dußlingen wurde um 1424 in Tübingen als Sohn Jakob's H. v. D. und der Anna v. Stetten geboren, war seit 1455 gräflich württembergischer Rath und Vogt zu Wildberg, hatte 1462 im

Feldzuge Graf Ulrich's des Vielgeliebten den Oberbefehl über sämmtli
württembergische Kriegsvölker, gerieth am 30. Juni bei Seckenheim in pfälzi
Gefangenschaft, war 1465—67 Hauptmann zu Mainz, seit 1467 zu Bischo
heim, trat aus württembergischem Dienste und in die Herzog Sigmund's r
Oesterreich, der ihm 1468 die Stadt Waldshut anvertraute. Als Her
Sigmund 1469 Waldshut dem Herzog Karl von Burgund überließ, verb
H. in seinem Amte. Als sein alter Herr, Herzog Sigmund 1474 dem B
gunder seinen Dienst aufsagte, hielt H. sich mit Recht der Dienstpflicht ge
letzteren entbunden und nahm am Aufstande gegen diesen Theil. Er er
den Oberbefehl über die Truppen Herzog Sigmund's, die Straßburger
die Schweizer, sowie auch die Basler und schlug die Burgunder am 14.
vember 1474 bei Héricourt, nahm im April 1475 an der Eroberung
Belagerung von Granson Theil, entwarf den Schlachtplan zur siegrei
Schlacht bei Murten am 22. Juni 1476, vermittelte im Juli zwischen
Eidgenossen und Savoyen und entwarf am 4. Januar 1477 den Schlacht
zur Schlacht bei Nancy, durch welche die Burgundermacht vernichtet w
Schon am 2. März 1477 erlag er in Basel im besten Mannesalter „
am Leibe, groß an Klugheit, groß an Weisheit und Beredsamkeit, von
betrauert, von Fürsten und Edlen, wie vom gemeinen Volk". Seit 146
Anna v. Heudorf vermählt, hinterließ er einen gleichnamigen, seit 1486
Elisabeth v. Wittingen, einer natürlichen Tochter Herzog Sigmund's von T
vermählten Sohn, der sich als herzoglich württembergischer Zeugmeister
1516) um das Geschützwesen des Landes große Verdienste erwarb.

Chronik des Johann Knebel I, 27; II, 61, 65, 71, 124, 145
Petermann Etterlin, Kronika von d. löbl. Eidgenossenschaft S. 209. —
sius, Annal. suev. Tom. III, lib. VII, p. 446, 447, 449. — Steinh
Wirtemb. Chronik III, 123, 138. — Johannes v. Müller, Geschi
schweizerischer Eidgenossenschaft IV, 565, 575; V, 1, 57, 67, 68, 70,
111, 119. — Sattler, Wirtemberg unter den Grafen III, 13, 58, 59
Ochs, Gesch. von Basel IV, 229. — Ch. F. v. Staelin, Wirt. Gesch
III, 542, 543, 558, 564, 579 Anm. 4. — Tuefferd, Histoire des co
souverains de Montbéliard, S. 258, 265. — Digot, Histoire de Lorr
III, 285, 329, 343—345. — Barante, Histoire des ducs de Bourg
II, 521, 524, 530, 535—538. — Kirk, Charles the bold III, 116—
394—399, 422, 426, 430, 468, 484, 485, 488. — Archiv f. schweiz.
schichte XI, 414; XIII, 309. — Eidgenössische Abschiede II, 380, 582,
596, 558, 601, 602, 603, 604, 605, 608 fl., 613, 615, 618, 619,
622, 625, 632, 636, 638. — Rodt, Die Feldzüge Karl's des Kühne
313, 318, 324, 360. — Oberrheinische Zeitschrift XX, 283; XLI, 29,
— Liebenau, Die Herren v. Baldegg, S. 75. — P. F. Staelin, Gesch
Württembergs I, 647. — Reutlinger Geschichtsblätter V, 1894, S. 77
81, 96—99; VI, 1895, S. 4—7, 21—23. Theodor Schön

Hertslet: William Lewis H., dieser ganz eigenartige und her
ragende Encyklopädist, am 21. November 1839 als Sohn des großbritannisc
Berufsconsuls W. J. Hertslet zu Memel geboren, trat jederzeit in seiner
scheidenen, ganz in der Sache aufgehenden Schriftstellerei hinter seines Flei
Ergebnissen in den Hintergrund, und so ist bei Lebzeiten der Name di
völlig eingedeutschten Sprossen englischen Blutes gar wenig genannt word
obwol er seinen litterarischen Veröffentlichungen, die zunächst Zeugnisse ei
ungewöhnlichen lexikalischen Genies waren, den Stempel seines Geistes u
seiner Klarheit sowie seines Wahrheitsdranges und erstaunlichst umsichti
Belesenheit aufgedrückt hat. Auch als er nach einem still theils im Eis

bahn- und Bankfache, theils, erst seit 1895, mit alleiniger Pflege vieljähriger Liebhaberstudien und deren litterarischer Verwerthung meistens, seit langer Zeit gänzlich in Berlin zugebrachten Leben am 2. Mai 1898 in Berlins freundlichem Vorort Friedenau einem Gehirnschlag erlegen war, vermochten sogar die zu zählenden üblichen Zeitungsnachrufe in Berlin wenig über ihn zu sagen. Ja, selbst nicht einmal der in Hertslet's letzter Zeit mit ihm correspondirende Verfasser des litterarischen Porträts, welches Bd. III des Biogr. Jahrbuchs und Dtschn. Nekrologs S. 63—66 ihm 1899 widmete, Alfred Frhr. v. Mensi, hat die äußern Lebensumstände Hertslet's aufhellen können — diese hat H. fast geflissentlich zeitlebens im Dunkel gehalten — und gab, nothgedrungen mit einigen Vermuthungen darüber hinweggehend, eine liebevolle und des stets im Factenbestande seiner Arbeiten peinlich genauen Mannes würdige Charakteristik der ihm bekannt gewordenen, fast durchweg repertorienartigen Veröffentlichungen. Auf diese Würdigung sei in Hinsicht der litterarischen Leistungen und der daraus erkennbaren persönlichen Originalität dieses Sammlers, Finders und Aufzeichners vorläufig verwiesen, während über die, übrigens sehr einfachen Hauptgeschehnisse seines 58jährigen Erdenwallens — das äußerlich abseits dem öffentlichen Leben verlief und ihm doch mit vollstem Antheile folgte — das „Gedenkblatt", nach Angaben von Verwandten vor der letzten, letztlich unveränderten, aber leider registerlosen) 5., posthumen Ausgabe seines Lieblingswerks „Der Treppenwitz der Weltgeschichte" Auskunft geben mag. Eine größere Studie über die schriftstellerische Wirksamkeit Hertslet's hat der Unterzeichnete fertiggestellt und wird sie sofort nach dem (Herbst 1904) erfolgten Erscheinen der 6., nebst Registern von Hans F. Helmolt „durchaus neu bearbeiteten" Ausgabe des eben genannten Buches drucken lassen. In einer Menge wärmstens anerkennender Zeitungsstimmen (auszugsweise hinter des letzteren 4., verkürzt hinter der 5. Auflage abgedruckt) kamen Hertslet's bezügliche bewundernswerthe Umsicht und anziehende Darstellung seiner Resultate zum Ausdrucke.

Verzeichnet seien darum nur seine selbständig hervorgetretenen Schriften, da man bis dato deren Titel nirgends vollständig zusammengestellt finden kann: eine ihrer Zeit sehr nothwendig gewesene „Alphabetische Zusammenstellung technischer Ausdrücke, welche besonders bei Eisenbahn-Bauten häufig gebraucht werden. Glossary of technical terms etc. Deutsch-Englisch und Englisch-Deutsch" (185 S., 1865), in sinngemäßer Uebersetzung, angelegt um den Verkehr englischer Ingenieure — zunächst der Ostpreußischen Südbahn [illegible]'s, wo H. amtirte — mit Behörden und Publicum zu erleichtern; „Die norddeutschen Werthpapiere auf dem Gebiete des Korporations-Kredites. Mittheilungen über alle norddeutschen Kreis-, Stadt-, Provinzial- und Deich-Obligationen u. s. w., sowie der von Kaufmannschaften und religiösen Korporationen emittirten Wertpapiere. Nach officiellen Quellen und Mittheilungen zusammengestellt" (1870), wol der Beginn seiner überaus erfolgreichen Bank- und Börsenschriftstellerei; aus den 1870er kleinen Anfängen des Börsenlitteraten Saling (vgl. G. Dahms, Das literarische Berlin, 1895, S. 154) wurden „Saling's Börsen-Papiere. 2. (finanzieller) Theil. Saling's Börsen-Jahrbuch. Ein Handbuch für Bankiers und Kapitalisten. Bearbeitet von W. L. Hertslet", von 1872—98 von H. alljährlich frisch redigirt und zu einem Compendium von größter Nutzbarkeit, Weltruf und fast officiellem Range hervorgehoben; „Hertslet's Coupon-Warner für Nord- und Süddeutschland und Oesterreich" („13., sorgfältig ergänzte" Auflage f. 1897/98); „(Der) Treppenwitz der Weltgeschichte" (zuerst 60 Seiten stark 1882; 4. Aufl. 1895, 5. A. o. J. [1898/99] 454, 6. Aufl. [1905] 509 Seiten Text), ein erstaunlich fleißig

angelegtes und anmuthendes Reservoir für die unter den — nach ‚esprit d
calier' selbstgeprägten — Titelbegriff fallenden historischen „fables convenu
ein, jedoch ganz selbständiges, Supplement zu Georg Büchmann's (s. A. D
XLVII, 322) berühmten „Geflügelten Worten"; „Schopenhauer-Regi
Ein Hülfsbuch zur schnellen Auffindung aller Stellen, betreffend Gegenstä
Personen und Begriffe sowie der Citate, Vergleiche und Unterscheidun
welche in Arthur Schopenhauer's Werken, ferner in seinem Nachlasse un
seinen Briefen enthalten sind" (1890; für S. 256 f. ergänzt durch Hertsl
Artikel „Ueber einige Citate in Arthur Schopenhauer's Werken", Frkf. Zei
Nr. 359 vom 24. Dec. 1892, 1. Mrgnbl. S. 2 f.), eine Sinn- und Ste
concordanz solch sorgfältigster Durchführung, wie wir sie beispielsweise
Goethe noch entbehren; „Spiegelungen zwischen Arithmetik und Geomet
eine nicht lange vor dem Tode gedruckte Broschüre (4 Seiten) rein mathemati
Stoffs mit Ausblicken auf Kant's „Metaphysische Anfangsgründe der Naturwi
schaft", Schopenhauer's „Tafel der Praedicabilia der Zeit, des Raumes
der Materie" und Friedrich Zöllner's „Natur der Kometen" (nicht im B
handel und hier nach Baron Mensi's Angaben notirt; Druck von Trowitz
Sohn in Berlin).

Man vgl. noch: Kürschner's Literaturkaldr. XX, 535 (ungenügend
Zurückhaltung Hertslet's); Liter. Centralbl. 1898, Sp. 791; Illustr.
110. Bd. Sp. 594 (nicht 592, wie Biogr. Jahrb. u. Dtsch. Nekrol. B
Todtenliste *28 zu lesen), wo falsch die Taufnamen-Initialen „W. H."
das Geburtsjahr 1811 heißen. Sogar A. v. Mensi's Artikel konnte
Vornamen noch nicht ausschreiben. Zur Weiterführung des „Saling"
Hinrichs' Fünfjahrs-Katalog II, 1896—1900, v. H. Weise, 1901, S. 10
Die Schopenhauer-Bildnisse, die H. besaß, gingen aus dem Nachlasse in
Eigenthum Eduard Grisebach's und dann in die 2. Auflage von dessen
„Schopenhauer's Gespräche" (1902) über (s. Vorwort dazu). Einen
für die allgemeine Aufnahme des Hertslet'schen Gattungsnamens „Trep
witz der Weltgeschichte" in den publicistischen Jargon s. Münchn. Nst. N
März 1904. Ludwig Fränke

Hertz: Heinrich Rudolf H., geboren am 22. Februar 1857 in H
burg als ältester Sohn des Rechtsanwalts, späteren Senators und Chefs
Justizverwaltung Gustav H., trat nach Vorbereitung in einer Bürgers
und im elterlichen Hause zu Ostern 1874 in die Oberprima der Gelehr
schule, des Johanneums, ein. Schon als Knabe zeigte er neben einem
staunlichen Gedächtniß vielseitige Anlagen, namentlich nach der naturwi
schaftlichen und technischen Seite hin. Eine Lieblingsbeschäftigung war ihm,
der Hobelbank oder der Drehbank, die er als Eigenthum im elterlichen H
besaß, zu arbeiten, wo er sich allerlei Instrumente zum Privatgebrauch
fertigte, z. B. ein vollständiges Spektroscop. Daneben zeichnete und malt
gern, trieb auch etwas Botanik. Aber nicht nur die Realien, auch die p
logischen Fächer betrieb er mit großem Eifer. Er konnte noch in spät
Jahren Seiten lang den Homer und die griechischen Tragiker recitiren. S
mit Sanskrit und Arabisch beschäftigte er sich privatim, sodaß einer se
Lehrer den Vater zu bereden versuchte, ihn Philologie studiren zu la
Ostern 1875 verließ er das Gymnasium mit dem Zeugniß der Reife.
zweifelte damals an seiner Befähigung für die reine Wissenschaft, un
widmete er sich zunächst dem Ingenieurfach. Ein Jahr lang arbeitete er p
tisch in Frankfurt am Main, dem Geburtsort seiner Mutter. Hier wurd
als Volontär beim städtischen Bauamt beim Bau der neuen Mainbrücke
schäftigt. Während des Sommersemesters 1876 studirte er am Polytechni

in Dresden. Alsdann diente er sein Jahr als Einjährig-Freiwilliger in Berlin beim Eisenbahnregiment ab. Im October 1877 bezog er die Universität München und entschied sich nun dafür, sich den reinen Naturwissenschaften zu widmen. Ein Brief an seine Eltern (datirt München, 1. November 1877) zeigt, mit welcher Klarheit der zwanzigjährige junge Mann seine Berufswahl traf. Er blieb ein Jahr lang in München. Das Wintersemester 1877—78 widmete er in aller Zurückgezogenheit dem Studium der Mathematik und Mechanik, wobei er meist zu den Originalwerken griff, wie die von Laplace und Lagrange. Im darauf folgenden Sommersemester verlegte er sich hauptsächlich auf die praktischen Uebungen im physikalischen Laboratorium, sowol an der Universität, wie an der technischen Hochschule in den von v. Jolly und v. Bezold geleiteten Instituten. Im October 1878 zog H. nach Berlin, um v. Helmholtz' und Kirchhoff's Schüler zu werden. Als er die Anschläge am schwarzen Brett in der Universität musterte, fiel sein Blick auch auf die Ankündigung einer Preisfrage der philosophischen Facultät nach der „Trägheit bewegter Elektricität". Er beschloß sich an ihrer Bearbeitung zu versuchen. Zahlreiche Briefe an seine Eltern geben uns über den Fortgang der Arbeit Aufschluß. Helmholtz hatte ihm Anleitungen gegeben; es wurde ihm ein eigenes Laboratoriumszimmer eingeräumt; am 31. Januar 1879 kann er den Eltern berichten: „Mit meiner Arbeit bin ich jetzt eigentlich ganz fertig". Die Ausarbeitung geschah dann während einer militärischen Uebung zu Freiburg. Seine Arbeit gewann den Preis; am 4. August 1879 berichtet er den Eltern: „Für mich war der Erfolg ein günstiger, ich habe nicht nur den Preis erhalten, sondern das Urtheil der Facultät war so lobend abgefaßt, daß mir dies den Werth des Preises fast auf das Doppelte erhöht". Im März 1880 wurde er auf Grund einer theoretischen Dissertation über die Induction in rotirenden Kugeln oder Hohlkugeln zwischen Magneten nach einem glänzend bestandenen Examen magna cum laude zum Doctor promovirt. Im October 1880 wurde H. Assistent bei v. Helmholtz. Es entstand nun eine Reihe von Schriften, zunächst eine theoretische Untersuchung „Ueber die Berührung fester elastischer Körper", dann eine Abhandlung „Ueber die Härte", ferner „Ueber die Verdunstung der Flüssigkeiten, insbesondere des Quecksilbers im luftleeren Raume", „Ueber den Druck des gesättigten Quecksilberdampfes"; besonders hervorzuheben aber ist die Abhandlung „Versuche über die Glimmentladung", mit der er wieder das Gebiet betrat, auf dem er dann seine großartigsten Triumphe feiern sollte. Diese Arbeit trug ihm auch ein besonderes Anerkennungsschreiben Helmholtz' ein. Allen diesen Arbeiten ist, wie Planck anmerkt, besonders nachzurühmen die besonnene Selbstkritik ihres Verfassers. Bemerkenswerth ist, daß viele der von ihm erhaltenen Sätze eine negative Form haben: „Es gibt keine lebendige Kraft der bewegten Elektrizität", „Die Glimmentladung ist nicht immer diskontinuirlich", „Die Kathodenstrahlen bezeichnen nicht den Gang des Stromes", u. s. w. Es zeigt dies, daß es ihm zunächst durchaus nicht darauf ankam, durch Aufdeckung neuer überraschender Thatsachen äußere Erfolge zu erringen, sondern vielmehr darauf, sich selber durch einwurfsfreie Methoden die nöthige Klarheit von dem Wesen der betreffenden Vorgänge zu verschaffen.

Im J. 1883 habilitirte sich H. an der Universität Kiel; er erhielt dort einen Lehrauftrag für theoretische Physik. Wohl mit die Lage des neuen Wohnortes führte ihn zu meteorologischen Untersuchungen, sowie zu Studien über das Gleichgewicht einer schwimmenden elastischen Platte, z. B. einer Eisdecke, auf dem Wasser. Dort begann er alsbald sich auch wieder mit der

Elektrodynamik zu beschäftigen, ein Gebiet, das er dann nicht wieder verlie
In Wiedemann's Annalen der Physik und Chemie veröffentlichte er 18
eine Abhandlung: „Ueber die Beziehungen zwischen den Maxwell'schen elektr
dynamischen Grundgleichungen und den Grundgleichungen der gegnerisch
[d. h. der Weber'schen und Neumann'schen] Elektrodynamik". Seine Thäti
keit in Kiel befriedigte indeß H. wenig; er war zu sehr Experimentalphysike
mit eigenen Mitteln schuf er sich in seiner Wohnung ein kleines Laboratoriu
und eben wollte er sich daran machen, mit Erlaubniß und Unterstützung d
Directors des Kieler physikalischen Instituts, Gustav Karsten, thermoelektris
Versuche anzustellen, als ihn ein ehrenvoller Ruf selber an die Spitze ein
solchen Instituts, nämlich am Polytechnikum in Karlsruhe, stellte, wohin
nun im Frühjahr 1885 übersiedelte. Hier lernte er auch seine zukünfti
Gemahlin, Elisabeth Doll, die Tochter des bekannten Geodäten Doll, kenne
Es begann nun die Reihe von Arbeiten über die elektrischen Schwingunge
die seinen Namen unsterblich gemacht haben. Sie sind im zweiten Ban
seiner gesammelten Werke als „Untersuchungen über die Ausbreitung d
elektrischen Kraft" zusammengefaßt; sie sind bekanntlich nicht nur für d
Praxis von größter Tragweite geworden, sondern auch von allergrößtem the
retischen Interesse, insofern durch sie die lange geahnte Identität zwisch
Licht und Elektricität erwiesen wird. Im J. 1889 wurde H. auf den Leh
stuhl von Clausius nach Bonn berufen. Hier hatte er sich u. a. als Organ
sator zu bethätigen. Das physikalische Institut mußte erweitert, die Räum
mußten neu ausgestattet, der Arbeitsplan der Praktikanten geändert werde
Daß er auch dieses Auftrags sich mit Umsicht entledigte, beweisen die mancherl
guten Arbeiten, die unter seiner Leitung und auf seine Anregung aus de
Institut während jener Zeit hervorgegangen sind. Hauptsächlich beschäftig
er sich in Bonn aber nunmehr mit dem theoretischen Ausbau der Maxwel
schen Theorie, wozu ihm ein Colleg, das er über denselben Gegenstand la
willkommene Anregung bot. Diese Untersuchungen führten ihn dann zu de
letzten und schwierigsten Fragen über die ponderable Materie und den Aeth
und deren gegenseitiges Verhalten. Es zeigte sich, daß die Theorie hier
einer völlig befriedigenden Lösung aller Fragen doch nicht ausreichte, nämli
nicht für die Classe der elektrochemischen Erscheinungen. Diese Forschunge
und das Bedürfniß, einen noch höheren Standpunkt für seine Naturauffassu
zu gewinnen, drängten ihn dann zur Beschäftigung mit den allgemein
Principien der Mechanik; dieses Werk vollendete er kurz vor seinem To
Es erschien mit einer Einleitung von v. Helmholtz. Den elektrischen u
magnetischen Erscheinungen, so schloß H., müssen Bewegungen im Aether
Grunde liegen, verborgene Bewegungen, in gewissem Sinne der Wär
bewegung der Atome vergleichbar. Helmholtz hatte gezeigt, wie man ü
solche unbekannten Bewegungen gewisse Aussagen machen könne, anknüpf
an das Princip der kleinsten Wirkung. Hertz' Arbeit war nun darauf
richtet, die Betrachtungsweise der ganzen theoretischen Mechanik so umzugestal
daß eine Verallgemeinerung jenes Princips als erstes und einziges an
Spitze trat. Aber auch hierbei blieb er nicht stehen. Er plante wieder
Experimente, diesmal mit Strömen von außerordentlich hoher Spann
sodaß die Seinen schon besorgt wurden wegen der damit verbundenen Gef
Er sollte zu diesen Versuchen nicht mehr kommen. Im Sommer 1892 ze
sich bei ihm, der sich bis dahin einer guten Gesundheit zu erfreuen h
eigenthümliche Krankheitserscheinungen, bestehend aus Anschwellungen der
und Schmerzen im Ohr, nach seiner eigenen Ansicht veranlaßt durch e
cariös gewordenen Zahn. Das Leiden wurde zunächst als ein harmlose

handelt; die Beschwerden steigerten sich indeß mit der Zeit derartig, daß schließlich eine Operation hinter dem Ohre nöthig wurde, welche zur Beseitigung einer im Felsenbein entstandenen Eiteransammlung führte. Ein Aufenthalt an der Riviera im Frühjahr und zu Reichenhall im Herbst des Jahres 1893 besserte sein Befinden; leider nicht auf die Dauer. Am 7. December mußte er seine bis dahin mit dem größten Energieaufwand fortgesetzten Vorlesungen unterbrechen; die letzten Wochen brachte er unter steigenden, zuletzt unsäglichen Schmerzen und immer bei klarem Bewußtsein hin, bis ihn endlich am 1. Januar 1894 der Tod von seinen Leiden erlöste. Er hinterließ eine Wittwe mit zwei Kindern.

Seine Abhandlungen finden sich in Crelle's Journal für Mathematik, Schlömilch's Zeitschrift für Mathematik, Wiedemann's Annalen und sind als „Gesammelte Werke" herausgegeben (Leipzig, Joh. Ambr. Barth).

Gesammelte Werke von Heinrich Hertz. — Heinrich Rudolf Hertz. Rede zu seinem Gedächtniß von Max Planck. — Chronik der Rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität zu Bonn. Jahrgang 19. 1894.

Rob. Knott.

Hertz: Karl Reimer H., geboren am 16. Juni 1817 und † am 11. Februar 1897 in Bonn; Besitzer und Leiter einer Privat-Irrenanstalt in Endenich, kann als der Typus eines Irrenarztes in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts angesehen werden. Eine patriarchalische Stellung zu Kranken und Angestellten einnehmend, machte er die Wandlungen der Zeit in der Behandlungsweise der Geisteskranken mit, in Praxis und Theorie den Fortschritten folgend. Schließlich stand „der alte Hertz" unter uns Jüngeren als ein ehrwürdiger, immer liebenswürdiger Vertreter der alten Zeit.

Nekrolog und litter. Verzeichniß in Allg. Zeitschr. f. Psych. u. psych. gerichtl. Medicin von Laehr, Bd. 54, S. 306—313 (verfaßt von Thomsen) — vgl. auch Register in Bd. 38 der genannten Zeitschrift —.

Th. Kirchhoff.

Hertz: Martin (Julius) H., namhafter classischer Philologe, ist geboren am 7. April 1818 in Hamburg als Sohn des Apothekers Johann Jakob H. aus dessen Ehe mit einer geborenen v. Halle. 1828 siedelte die Familie nach Berlin über und drei Jahre später bezog Martin H. das Gymnasium zum grauen Kloster, dessen Lehrer (Bellermann, Bonnell, Pape, Alschefski) in ihm die Liebe zum classischen Alterthum weckten. So hat er denn in seiner (durch eine hartnäckige Augenkrankheit auf sieben Jahre verlängerten) Studienzeit in Bonn Welcker, in Berlin Lachmann und Böckh, daneben auch Droysen, Panofka, Schöll, Trendelenburg u. A. mit Fleiß und Eifer gehört, nachhaltige Anregungen besonders von Lachmann empfangen. Zwar die Doctordissertation „De L. Cinciis" (1842) geht, obwol Lachmann gewidmet, von Niebuhr aus, aber wenn von da ab die Grammatiker unter Hertz' wissenschaftlichen Interessen in erster Reihe stehen, so hat sie nach Hertz' eigenen Aeußerungen Lachmann dahin gerückt. Material für kritische Ausgaben des Gellius, Priscian und der Germanicusscholien zu gewinnen war der Zweck der großen Studienreise, die H. im Herbst 1845 unmittelbar nach seiner Habilitation an der Berliner Universität antrat. Diese Reise führte durch Süddeutschland, Holland, Belgien, Frankreich, Italien und Oesterreich; die Verwerthung ihres wissenschaftlichen Ertrages hat H., obwol er die Ausgabe der Germanicusscholien anderen Händen überließ, sein ganzes Leben beschäftigt.

Die nach der Rückkehr von der erfolgreichen Fahrt einsetzende Lehrthätigkeit in Berlin hat bis in den Sommer 1855 gedauert. Eine Ablenkung brachte anfangs die 48er Bewegung, bei der der jugendlich temperamentvolle

H. als Mitglied des Studentencorps, Wahlmann der Nationalversamml
und energischer Vertreter der Rechte der Privatdocenten gegenüber den O
narien eine gewisse Rolle spielte. Danach aber bethätigte er sich umso un
lässiger als Lehrer und Forscher. In beiden Eigenschaften prägt er jetzt s
Eigenart aus, indem er sich ganz vorzugsweise der römischen Litteratur wid
Nach Lachmann's Tode übertrug ihm Böckh bis zur Berufung Haupt's
Mitdirection des philologischen Seminars; als Haupt selbst sie im J. 1
übernahm, gründete H. eine lateinische Gesellschaft, aus der eine An
tüchtiger Arbeiten über lateinische Autoren hervorgegangen sind. Auch H
Vorlesungen befaßten sich ausschließlich mit römischen Schriftstellern, römi
Litteratur und römischen Alterthümern. Nicht anders seine litterarische Thä
keit. Außer einer Reihe durchweg in der angegebenen Richtung sich bewe
der kleinerer kritischer und litterarhistorischer Schriften ließ H. als Vorlä
einer großen kritischen Edition 1853 eine Textausgabe des Gellius, fo
1855 den ersten Band seiner grundlegenden Ausgabe des Priscian erschei
Daneben fand er noch Zeit 1851 seinem verehrten Meister Lachmann
größeres biographisches Denkmal zu setzen.

Der Lohn dieser reichen Thätigkeit war seine Berufung als Ordina
nach Greifswald im J. 1855. Hier hat H. sieben Jahre gewirkt, den Pris
mit dem zweiten Band abgeschlossen, von seiner Textausgabe des Livius
Bände fertig gestellt (der vierte und letzte erschien erst während der Bresl
Zeit) und mit mehreren umfänglicheren Arbeiten dem großen Gellius pr
dirt. Der Lehrer aber schritt über die in Berlin inne gehaltenen Schra
hinaus: neben den in Berlin gelesenen Collegien trägt er über Sopho
Antigone und die Encyklopädie der Philologie vor, ja, da ihm vom R
und Senat die Leitung des akademischen Kunstmuseums und der Alterthü
sammlung übertragen wird, hält er mit frischem Muthe auch eine vierstün
Vorlesung über griechische Kunstgeschichte. Auch hier trägt seine Lehrthäti
erfreuliche Früchte in werthvollen Arbeiten seiner Schüler.

Der Sommer 1862 brachte H. den Ruf an die Universität Breslau,
er dann, trotz eines verlockenden Anerbietens von Tübingen, trotz eines
schlags in Heidelberg treu geblieben ist bis an sein Lebensende. Hier sind
wissenschaftlichen Arbeiten, die Berlin und Greifswald entstehen sahen,
Abschluß gekommen. Von Livius war schon die Rede; 1883 und 1885 fol
die zwei Bände der großen kritischen Ausgabe des Gellius, begleitet von e
Reihe litterarhistorischer, erläuternder, kritischer Arbeiten, die zum größeren
1886 in den „Opuscula Gelliana“ zusammengefaßt wurden, ein unverrückb
Fundament für alle weitere Thätigkeit an diesem Autor. Aber auch
wissenschaftliche Pläne wurden ausgeführt, Cicero mit kritischen Beiträgen
dacht, die Geschichte der Gedichte des Horaz an der Hand der Nachahmu
bis ins Mittelalter verfolgt; ja diesem seinem Lieblingsdichter widmete
1892 eine besondere Ausgabe mit ausgewähltem kritischem Apparat. Wa
kleineren Arbeiten in der Breslauer Zeit erschien, kann hier nicht aufgez
werden; aber Hervorhebung verdienen die Reden, Programme und Auf
mit denen H. für das Zustandekommen des „Thesaurus linguae latinae“
wirkt hat; wenn wir heute das große Werk kräftig heranwachsen sehen, dü
wir uns wol fragen, ob wir ohne Hertz' beständig wiederholte energische Ma
rufe so weit wären.

Seine Vorlesungen hat H. in Breslau eingeschränkt durch die Auf
des archäologischen Collegs, erweitert durch ein Colleg über Platon. Auch
hat er einen großen und die Anregungen des Lehrers in eigene litterari
Thätigkeit umsetzenden Schülerkreis gefunden, der dankbar an ihm hing: h

als Orden, Titel u. dgl., woran es nicht fehlte, hat H. die Gaben geschätzt, die ihm an seinem 70. Geburtstag und bei seinem 50jährigen Doctorjubiläum die Treue und Liebe seiner einstigen Hörer darbrachte, die Festschrift des Jahres 1888 und den Fonds, aus dem tüchtige junge Philologen unterstützt werden sollen. Des Lehramts hat er treu gewaltet bis Ostern 1893, wo die Beschwerden des Alters übermächtig wurden; seine Feder hat auch dann noch nicht geruht und am Arbeitstisch ist er am 22. September 1895 sanft entschlafen. Er wurde hinweggenommen aus der Mitte einer liebenden Familie, aus der ihm, wie jedem deutschen Gelehrten, die schönsten Freuden neben den wissenschaftlichen sproßten, hinweggenommen aus einem Kreis ihn mit Verehrung umgebender Collegen und Schüler.

Wer H. als Philologen würdigen will, muß das nicht vom heutigen Standpunkt der Wissenschaft versuchen. Anders sind unsere Probleme geworden, anders auch vielfach die Mittel, mit denen wir sie zu lösen streben. Wir versuchen die großen Zusammenhänge im Werden und Vergehen antiker Cultur, Litteratur und Sprache zu erkennen, und eng gesteckt erscheinen uns die Ziele einer Zeit, die in Text- und Wortkritik allermeist ihr Genüge fand. Es wäre wol gut, sich hin und wieder klar zu machen, daß unsere Arbeit nicht gethan werden könnte ohne jene Vorgänger mit ihrer oft rührenden Bescheidung: der Grammatiker, der Antiquar, der Litterarhistoriker verdankt der strengen Akribie, die Hertz' Gellius und Priscian auszeichnet, mehr als vielen noch so geistreichen modernen Hypothesen und Combinationen. Beim Thesaurus linguae latinae aber hat ihm selbst schon das Ideal vorgeschwebt, die antike Entwicklung der Worte zu zeichnen vom Anfang bis zum Ende.

Den Philologen Hertz schätzt gerecht nur wer ihn aus seiner Zeit heraus beurtheilt; den Menschen Hertz würdigt jeder, der ihn kannte, rückhaltlos. Die unbedingte Lauterkeit seines Charakters, seine sich nie genug thuende Gewissenhaftigkeit, seine freudige Anerkennung für die Leistungen Anderer, sein unermüdliches Wohlwollen für Freunde und Schüler, seine Milde, die über eine gewisse ohnehin im Verlauf seines langen Lebens mehr und mehr sich verlierende Schärfe schließlich immer den Sieg davontrug — sie sichern ihm ein unverlöschliches Andenken bei Allen, die ihm jemals nähergetreten sind.

R. Förster in der Chronik d. königl. Universität Breslau X, 1896, S. 118 ff. — F. Skutsch im Jahresbericht über die Fortschritte d. klass. Alterthumswiss. Bd. 107 (Biogr. Jahrbuch, 23. Jahrg. Lpz. 1901), S. 42 ff.

F. Skutsch.

Herwarth von Bittenfeld: Karl Eberhard von H., königl. preußischer Generalfeldmarschall, am 4. September 1796 zu Großwerther bei Nordhausen geboren, trat am 15. October 1811 bei dem am 14. Mai d. J. durch Abgabe von Mannschaften aus allen Infanterieregimentern aufgestellten Normalbataillone in den Dienst, ging, am 21. Februar 1813 zum Secondlieutenant befördert, am 10. Juni d. J. mit dem Bataillone in das neugebildete 2. Garderegiment zu Fuß über, nahm mit diesem am Kriege von 1813/14 und 1815 am Marsche nach Paris theil, wurde 1820 Hauptmann und Compagniechef, 1835 Major im Garde-Reserve-(Landwehr-), dem jetzigen Garde-Füsilierregimente, mit dem er der Truppenschau bei Kalisch beiwohnte, 1839 in das 1. Garderegiment zu Fuß versetzt, zu dessen Commandeur er 1847 ernannt ward und an dessen Spitze er den Straßenkampf vom März 1848 in Berlin mitmachte. In der Nacht vom 17./18. war er dort Commandant des Schlosses. Im Mai 1850 zum Commandeur der 16. Infanteriebrigade in Stettin befördert, erhielt er im Sommer das Commando einer, der bei Kreuznach zusammengezogenen Division unter dem General v. Bonin zugetheilten combi-

nirten Infanteriebrigade, gehörte mit ihr im Herbst zu dem in Hessen einrückenden Corps des General v. der Groeben, erhielt dann das Commando der preußischen Truppen in Frankfurt a. M., wurde, seit 1852 Generalmajor, 1854 für einige Zeit Commandant von Mainz, woneben er das Commando der 31. Infanteriebrigade und der Infanteriebrigade dieser Bundesfestung führte, bis er die letztere Stellung 1856 mit der als Commandeur der 7. Division in Magdeburg und diese, zum Generallieutenant aufgerückt, wieder mit der an der Spitze der 13. Division zu Münster vertauschte, wo er am 28. Juni 1860 zum commandirenden General des VII. Armeecorps und am 17. März 1863 zum General der Infanterie ernannt wurde.

Das Jahr 1864 brachte ihm einen größeren Wirkungskreis. Am 18. Mai wurde er, an des mit dem Oberbefehle der verbündeten Armee betrauten Prinzen Friedrich Karl von Preußen Stelle, als Commandeur der preußischen Truppen auf den Schauplatz des Krieges gegen Dänemark berufen. Für den Fall, daß die Versuche der Londoner Conferenz, den Frieden zu vermitteln, sich zerschlagen sollten, beabsichtigte man deutscherseits die Feindseligkeiten mit einem Angriffe auf die Insel Alsen von neuem zu eröffnen. Am 26. Juni war der Waffenstillstand abgelaufen, aber schon am 19. Juni hatte General v. H. in Schleswig den Befehl erhalten, sein Armeecorps am 25. im Sundewitt zu versammeln, am 28. Nachmittags gab er im Schlosse zu Gravenstein die Dispositionen zum Uebergange nach der Insel Alsen aus und am 29. Vormittags konnte er vom Sonderburger Brückenkopfe aus dem Könige melden, daß das Unternehmen gelungen, die Insel erobert sei. Der Orden pour le mérite und das Ritterkreuz des österreichischen Militär-Maria-Theresienordens waren die höchsten unter den Auszeichnungen, durch welche H. belohnt wurde. Nach Friedensschlusse blieb er in den Elbherzogthümern, bis er am 29. Juni 1865 zum commandirenden General des VIII. Armeecorps in Coblenz ernannt wurde.

Ein Jahr darauf stand er von neuem im Felde. Aus seinem Armeecorps und einer Division des VII. war eine Elbarmee gebildet, deren Commando ihm übertragen wurde. Er führte es zuerst selbständig und besetzte am 20. Juni Dresden, trat aber nach dem Ueberschreiten der böhmischen Grenze unter die Befehle des Prinzen Friedrich Karl von Preußen, des Oberbefehlshabers der I. Armee. Am 26. bestanden seine Truppen bei Hünerwasser das erste Gefecht, am 28. fochten sie bei Münchengrätz, bei dem Entscheidungskampfe von Königgrätz am 3. Juli bildete die Elbarmee den rechten Flügel der preußischen Schlachtlinie. Inbezug auf die Verwendung der Elbarmee und das Unterlassen der Verfolgung werden der Führung von der Kritik mancherlei Vorwürfe gemacht. H. erhielt indessen den Schwarzen Adlerorden und eine Dotation. Am Kriege gegen Frankreich hat er nicht mehr theilgenommen. Als das Heer mobil gemacht wurde, war er bereits um den Abschied eingekommen. Er wurde nun an der Spitze des VIII. Armeecorps, dessen Commando er weitergeführt hatte, durch General v. Goeben ersetzt und zum Generalgouverneur im Bereiche des VII., VIII. und XI. Armeecorps ernannt, auch ward ihm der Charakter als Generalfeldmarschall verliehen. Dienst hat er bis zu seinem am 2. September 1884 zu Bonn, wohin er seinen Wohnsitz verlegt hatte, erfolgten Tode nicht mehr gethan. Seinen Namen führte seit 1873 das zu den jetzt aufgelassenen Befestigungen von Sonderburg-Düppel gehörende frühere Fort Engelshöhe und trägt seit dem 27. Januar 1889, bleibend das 1. Westfälische Infanterieregiment Nr. 13.

Seine Persönlichkeit wird von einem seiner Generalstabsofficiere (Major Wiebe) mit nachstehenden Worten gezeichnet: „Sehr bestimmt, streng im Dienst,

wohlwollend, gewöhnt sich mündlich und schriftlich präcise auszudrücken, außerordentlich redegewandt, klarer Verstand, treffendes Urtheil, stattliche Erscheinung, gewinnende Formen, konnte recht deutlich, sogar derb werden" (Th. Krieg, Wilhelm von Doering, Berlin 1899, S. 106).

Militär-Wochenblatt Nr. 78, Berlin, 20. September 1884.

B. v. Poten.

Herwegen: Peter H., Maler, Zeichner, Lithograph, geboren am 15. Februar 1814 zu Köln a. Rh., † am 28. December 1893 in München, erhielt in seiner Heimath den ersten Unterricht im Zeichnen und Malen bei E. Mengelberg 1826—1830, wobei er sich frühzeitig auf eigene Füße stellte. Im Jahre 1837 kam H. über Frankfurt nach München, angezogen von der damals hochflorirenden Aera, welche sich gern im Spitzbogenstil erging, eine Richtung, die Herwegen's ganzes Sinnen und Trachten mit der freudigen Begeisterung eines echten Kölners erfaßte. Sein erfindungsreicher, origineller Geist schuf eine fast zahllose Reihe von Gedenkblättern, Diplomen, Geschäftsanzeigen, Adressen, Visitenkarten, die er theilweise im Sinne mittelalterlicher Miniaturmalerei auf Pergament ausführte oder durch Steinstich, Radirung und Farbendruck zur Vervielfältigung brachte. So arbeitete H. längst schon vor Gründung des „Kunstgewerbe-Vereins", wozu er übrigens in erster Reihe wesentlich beitrug und zu dessen thatkräftigsten und anregendsten Mitgliedern er lange gehörte, an der Veredlung des Geschmacks, indem er bereitwillig für Handwerker und Gewerbemeister strenge, stilgerechte Zeichnungen entwarf. Dabei ging er als Praktiker beim Bau seines in der Heustraße gelegenen Hauses, dessen Aussicht damals noch die ganzen Alpenkette beherrschte, mit dem besten Beispiele voraus, da, nach dem vollsten Sinne des Wortes, jeder eingeschlagene Nagel nach seiner Zeichnung gefertigt war. Ebenso wurden alle, die Innenwände schmückenden Teppiche und Tapeten, die ganze Schreiner-, Glaser-, Schlosser- und Steinmetzarbeit genau nach seinen Mustern ausgeführt — ein unvergleichliches, freilich nicht immer bequemes, aber liebenswürdiges, trautes und anheimelndes Bijou. Auch durch kluge Berechnung aller Verhältnisse und die gewissenhafteste Ausnützung derselben wußte er ganz besondere Effecte zu erzielen, so daß ein beziehungsweise kleiner Raum doch noch als „Rittersaal" überraschte.

Obwol ein feuriger Bannerträger der Gothik, welche er nach dem Vorbilde von Friedrich Hoffstadt (s. A. D. B. XII, 618) und Daniel Ohlmüller (ebd. XXIV, 185) viel gründlicher erfaßte als andere fanatische Anhänger dieser nur zu bald wieder ins Kraut schießenden und insbesondere in der religiösen Kunst schnell verholzenden Richtung, bequemte er sich doch auch zur Pflege anderer Stilarten, ohne deshalb seinen Idealen treulos zu werden. Zu seinen besten Leistungen gehören die Zeichnungen zum kunstreichen Schrein für das sog. König-Ludwig-Album, zwei Werke, welche bei der Enthüllung des Riesenstandbildes der „Bavaria" dem hochgefeierten Maecen überreicht wurden und nach dem Tode des Monarchen als sehenswerthe Zierstücke dem Kupferstich- und Handzeichnungscabinet einverleibt wurden. Herwegen's unermüdliche Hand lieferte eine Menge Entwürfe zu Standarten, Pokalen, Prunk- und Hausgeräth, welche im Wetteifer mit Eugen Neureuther und Franz Seitz in die Welt gingen. An allen Fragen und Angelegenheiten der Münchener Kunstgenossenschaft nahm H. den regsten Antheil; die decorative Einrichtung der Kneipherberge zum alten „Stubenvoll" am Anger und die architektonische Inscenirung des darauf folgenden Künstlerheims im sogenannten „Café Schafroth" waren größtentheils sein Werk. Für Dr. Trettenbacher, den kunstsinnigen praktischen Arzt, lieferte H. die Zeichnungen zu einem originellen

Arbeitspult, ebenso sämmtliche Entwürfe zu dessen Gartenhäuslein
Wunderwerk subtiler Invention. H. zeichnete außer zahlreichen Porträts
viele Bildnisse, z. B. die „Pilgerfahrt des Herzogs Eberhard" nach G
bauer (1848) und Schraudolph's „Ruth" (1863 für den Salzburger K
verein) auf Stein, dann lieferte er Blätter zu den Prachtwerken üb
Münchener Ludwigskirche, für G. Pezolt's „Hohen=Salzburg", gravirt
Rheingruber u. A. die Glasgemälde der Auerkirche und publicirte eine
von kunsthistorischen Denkmalen aller Art. Zu seinen eigensten Leist
gehören beispielsweise das Erinnerungsblatt an die sechste Säcular=Fei
Grundsteinlegung zum Kölner Dom (1868), die goldene Chronik von Rö
das Blatt „Zum Cannstatter Volksfest" (1852), die prachtvolle „Aufn
Urkunde zum Stubenvoll" (1848), welche dann häufig als Zimmers
unter Glas und Rahmen bei den Mitgliedern prangte; das köstliche G
blatt an den großen zur Enthüllung des Bavaria=Standbildes am 9. O
1850 veranstalteten Künstlerfestzug; zur Eröffnung der Industrieausst
(1854) und das Diplom aus Anlaß der 7. Säcular=Feier der Stadt Mü
(1858), zum Schützenfest (1863) u. s. w. Seinen Bemühungen gelang
die Errichtung eines freilich sehr bescheidenen „Senefelder=Denkmals" au
Sendlingerthorplatz (1877), wobei H. als Festredner hervortrat.

Im J. 1869 traf ihn der harte Schlag, seinen einzigen Sohn Er
(geb. 1845), welcher völlig in die Fußtapfen seines Vaters zu treten
sprach, durch raschen Tod zu verlieren, doch ersetzte die Lücke alsbald in
raschender Weise die Kunstbegabung seiner Tochter Veronica Maria H.
am 30. November 1851), welche als geistvolle Architekturmalerin, au
coloristischen Sinne als Schülerin Lindenschmit's, mannhaft sich herv
und einen achtungsvollen, ausgezeichneten Namen gewann. — Zu Herw
besonderen Eigenschaften gehörte eine unerbittliche Geradheit, womit er
Meinung und Ueberzeugung stets laut und vernehmlich kundgab. Es
ihm nicht gegeben, gleich Moriz v. Schwind, mit eleganter Grazie sei
weilige Laune sprudeln zu lassen; H. ließ seinen Unwillen dick heraus, s
Jakob Heinrich v. Hefner=Alteneck, der auch bisweilen, immer aber sehr
sichtig in diesem Artikel sich bethätigte und dann jedes Mal zuerst seine
Person in scurriler Manier einführte, über H. herausplatzte, derselbe
seiner Kunst zwar ein Zuckerbäcker, sonst aber ein Grobschmied. Gleich
Wiener Porträtmaler Fr. Amerling erschien H. stets in Sammtjacke mit
quastengezierten hellen Schlapphut; eine kleine, später etwas embonpoir
stadtbekannte Persönlichkeit. Zu seinen neidenswerthen Vorzügen ge
nie durch eine Krankheit behelligt zu werden, bis endlich doch eine h
Lungenentzündung nach kurzer Qual sein kräftiges Leben brach. Kurz
war es ihm noch beschieden, das Fest seiner goldenen Hochzeit zu f
— Die richtige Aussprache seines Namens war, zu seinem großen Verd
nicht Jedem gegeben; das Wort war weder als Daktylus, noch als An
noch weniger als Cretikus oder Antibachius, sondern als echter Moloss
betonen. Sein Andenken bleibt gewiß immer als das eines Ehrenmann
treuer Erinnerung. Sein schöner Garten und sein köstliches Haus ve
durch Vorbauten bald die reizende Fernsicht, schließlich mußte auch das
unvergleichliche Anwesen der Straßenerweiterung und stattlichen Neub
weichen. Eine bloße Ahnung des Kommenden hätte ihm zu Lebzeiten
Herz zersprengt.

Vgl. Vincenz Müller, Handbuch f. München, 1845, S. 137. — M
Kölner Künstler, 1850, S. 176. — Maillinger's „Bilderchronik" regi
(1876) an vielen Stellen, insbesondere II, 4163 ff. über 40 meist

blätterige Nummern und Werke, ohne nur annähernd eine Vollzähligkeit zu erreichen. — Nagler's Monogrammisten, 1861, III, 534 ff. (Nr. 1356) verzeichnen nur 11 Blätter. — Seubert, 1878. II, 213 thut den ganzen Mann mit 7 Zeilen ab; in H. A. Müller's Biogr. Künstler-Lexikon 1882 fehlt der Name ganz; sehr kurz behandelt ihn Fr. v. Bötticher, 1895. I, 514 und Merlo-Firmenich-Richartz in Kölner Künstler, 1895, S. 346. — Vgl. die gleichlautenden Nekrologe in Nr. 361 d. Allgem. Ztg., 30. December 1893 und im Kunstvereinsbericht f. 1893, S. 77. — Luise von Kobell erwähnt einen Entwurf für die geplante Burgcapelle auf Neuschwanstein, als Albumblatt (König Ludwig II. u. die Kunst, 1898, S. 453).

Hyac. Holland.

Herxheimer: Salomon H., hervorragender Theologe, geboren am 6. Februar 1801 zu Dotzheim bei Wiesbaden, † am 25. December 1884 zu Bernburg. Den ersten Unterricht erhielt H. vom Lehrer des Ortes und von seinem Vater, der trotz seiner anstrengenden Erwerbsthätigkeit ihm seine Mußestunden widmete. In seinem 13. Lebensjahr kam er nach Mainz, wo sich seiner R. Herz Scheyer annahm. Gehörte er dort auch nicht zu den scharfsinnigsten Schülern seines Meisters, so zählte er doch zu den fleißigsten und erfreute sich wegen seines anmuthigen witzigen Wesens allgemeiner Beliebtheit. In Mainz wirkte damals auch Michael Creizenach, zu dessen Schülern auch H. gehörte. 17 Jahre alt, übernahm er die Stelle eines Lehrers in Herborn, woselbst er 1818—1824 segensreich wirkte und lange Zeit in dankbarer Erinnerung blieb. In seinem 21. Jahre bezog er die Universität Marburg, woselbst er Philosophie, Geschichte, Pädagogik und orientalische Sprachen mit Fleiß und Eifer studirte. Nach dreijährigem Aufenthalte daselbst bezog er, mit einem Herzoglich Nassauischen Stipendium versehen, die Universität Göttingen. Am 8. Mai 1827 bestand er die Rabbinatsprüfung bei dem Provinzialrabbiner zu Marburg, und am Rüsttage des jüdischen Neujahrsfestes 1827 trat er die Stelle eines Religionslehrers in Eschwege an, woselbst er auch in der Synagoge Predigten hielt. Nachdem er auch durch den Rabbiner J. B. Levita in Rotenburg zum Rabbiner diplomirt war, wurde ihm das Kreisrabbinat in Eschwege übertragen. Am 16. November 1830 erlangte er in Marburg die philosophische Doctorwürde. In Eschwege ist sein nachmals in zahlreichen Auflagen erschienenes, weitverbreitetes und sehr geschätztes Schulbuch „Jesode ha Thora“, Glaubens- und Pflichtenlehre, erschienen. 1831 wurde H. nach Bernburg als anhaltischer Landrabbiner berufen, welche Stelle er am 3. August desselben Jahres antrat und bis zu seiner am 1. September 1879 erfolgten Pensionirung inne hatte. H. hat sich große, bleibende Verdienste um die Hebung der Volksbildung und um die Verbesserung des Jugendunterrichtes erworben, und unter seinem Einfluß wurden Juden, mehr wie früher dem Handwerk und der Landwirthschaft zugeführt. Sein Hauptwerk, durch das er in weiteren Kreisen populär geworden, ist sein 1841 erschienenes Buch „Der Pentateuch im hebräischen Texte mit wortgetreuer Uebersetzung und fortlaufender Erklärung“, dem 1841—1848 „Die Propheten und Hagiographen“ gefolgt sind. In seinem Bibelcommentar popularisirte er die wissenschaftlichen exegetischen Resultate der bedeutendsten Forscher auf diesem Gebiete und finden in demselben neben Talmud und Midrasch, neben den Ansichten von Raschi, Ibn …, Kimchi, Nachmaides und Abrabanel auch die von Rosenmüller, Hitzig, …len, Ewald, Delitzsch u. A. Beachtung und Berücksichtigung. Auch hat er … Bibel durch eine Reihe trefflicher homiletischer Bemerkungen für den Prediger …bar gemacht. Er hat es verstanden in seinen Predigten, in welchen er sich christliche Meister wie Reinhard, Ammon, Zollikofer, Draeseke, Schleier-

macher u. A. anlehnte, seinem Fühlen und Denken volksthümlichen Ausdruck zu verleihen und ihnen ein jüdisches Gepräge zu geben. Er nahm auch an den Rabbinerversammlungen in Braunschweig 1844, Frankfurt a. M. 1845, Breslau 1846 thätigen Antheil und gab im J. 1869 auf der Synode zu Leipzig ein mustergültiges Referat über den jüdischen Religionsunterricht, erstattet auf Grund seines gründlichen Wissens und seiner reichen Erfahrung auf diesem Gebiete. Am 26. September 1877 feierte er sein fünfzigjähriges Amtsjubiläum, aus welchem Anlaß durch den Deutsch-Israelitischen Gemeindebund die „Herxheimer-Stiftung" ins Leben gerufen wurde, welcher ihn an seinem 80. Geburtstage in Anerkennung seiner großen Verdienste zu seinem Ehrenmitglied ernannte.

Ein Vorkämpfer des modernen Judenthums, Vortrag gehalten im Mendelssohn-Verein zu Frankfurt a. M. am 15. December 1884 von D. S. Salfeld. — Brüll's Pop.-wiss. Monatsblätter, Jahrg. V, S. 25, 50, 80. Adolf Brüll.

Herz: Henri H., geboren am 6. Januar 1803 zu Wien, † am 5. Januar 1888 zu Paris. Ein beim großen Publicum einst außerordentlich beliebter Modecomponist, der gut ein halb Jahrhundert den Spielstoff der Damenwelt beherrscht hat. Schon sehr jung zeigten sich seine bedeutenden Anlagen zur Musik, und kaum 8 Jahre alt, trat er schon als Claviervirtuose auf. Hierauf brachte ihn der Vater nach Paris aufs Conservatoire de musique, wo er Pradher's Clavierclasse zugewiesen wurde und in kurzer Zeit den ersten Preis erlangte. Ebenso machte er in der Compositionsclasse unter Dourlen reißende Fortschritte, so daß er schon 1818 Variationen und ein Rondo eigener Composition herausgab. Der überraschende Erfolg dieser Erstlinge verleitete ihn, auf der begonnenen oberflächlichen Bahn fortzufahren, aus der er sich kaum in größeren Werken, wie in seinen Concerten mit Orchester, herauszureißen im Stande war. Als Virtuose errang er sowol in Frankreich, wie 1831 und 1834 in Deutschland und England unbestrittene Erfolge. Als speculativer Kopf und im Verlangen reich zu werden, betheiligte er sich an der Pianoforte-Fabrik von Klepser als Theilhaber, gerieth aber in Verlust und gründete eine eigene Fabrik, doch gelang es ihm nicht, den erhofften Gewinn herauszuschlagen, daher unternahm er 1845 eine große Concerttour in den Vereinigten Staaten Amerikas und 1849/50 in Californien und Südamerika. Zurückgekehrt nach Paris, begann er nun im großen zu fabriciren und brachte die Fabrik auch in der That zu hoher Blüthe, die seinen Säckel nach Wunsch füllte. Dabei vergaß er nicht das Fabriciren von Variationen, Rondos, Polkas, Transcriptionen italienischer Opernmelodien, Phantasien u. A. und fand stets willige Verleger, die hohe Honorare zahlten. Hofmeister's Handbuch von 1828—1871 verzeichnet Opus 1—218 neben einer langen Reihe von allerhand Clavierpiècen ohne Opuszahl. Noch 1875 werden die beiden Clavierconcerte Nr. 5 opus 180 und Nr. 8 opus 218 neu aufgelegt (Mainz bei Schott, seinem Hauptverleger). Dennoch hat H. für die Jugend manches brauchbare Werk geschrieben, und sein Heft „Gammen und Fingerübungen auf 5 Tönen" bilden heute noch für den Anfänger den ersten Unterrichtsstoff.

Riemann's und Mendel-Reißmann's Lexikon. — Urtheile in der Berliner Musikztg. 2, 212; 4, 281 ꝛc. — In der Leipziger Allgem. Musik-Zeitung sehr reichlich vertreten, siehe die Generalreg., sein Porträt in Bd. 42 als Titelblatt nebst seiner Hdſ. in Nr. 1. Rob. Eitner.

Herzl: Sigmund A. H., lyrischer Dichter unter den Pseudonymen Ibnum, Franz Emil von Rudolf und besonders Alfred (nicht Adolf) Teniers,

urde am 26. Mai 1830 als Sohn des jüdischen Kaufmanns Adam H. in ien geboren, den er noch vor dem Schulantritte verlor. Er besuchte die utschen Volksschul- und Realclassen, übersiedelte jedoch am 25. October 1845 ach Ungarn. Für den Kaufmannsstand bestimmt, widmete er sich diesem it Ernst und Eifer, hing dabei aber, wenn auch in größern Zwischenräumen itterarischen Neigungen nach. Nach mannichfachen Reisen und gründlichen prachstudien, vor allem im Französischen und Italienischen, brachte er es zu nabhängiger geschäftlicher Stellung im Bankfache. Zeitweise war er als ein- eimischer Beamter der Wiener französischen Botschaft unter dem Herzog von ramont zugetheilt. Seit dem Jahre 1873 zog sich H. infolge nicht näher eststellbarer trauriger Ereignisse — hängen die 1874 veröffentlichten „Lieder ines Gefangenen" intimer damit zusammen? — in die Einsamkeit zurück nd beschäftigte sich, um sich herauszureißen, fast ausschließlich mit kauf- männischen Arbeiten. Im März 1886 erkrankte er schwer, suchte in Baden ei Wien und anderwärts Genesung und lebte nun, wo die alte Lust zur oesie neu und bisweilen stark erwacht war, als Privatmann, vielfach kränkelnd, u Wien, das überhaupt auch den größten Theil des Mannesalters sein eimathsort gewesen. Hier endete das innerlich zerrissene, äußerlich ganz ormale Dasein „des im Leben todunglücklichen Dichters" (wie Kohut sagt) m 9. Februar 1889.

Außer Feuilletonbeiträgen verschiedenartigen Inhalts zu vielen öster- eichischen und süddeutschen Zeitungen, Reiseschilderungen und Kritiken hat H. orzügliche Uebersetzungen aus dem Magyarischen und Französischen ins Deutsche eliefert; so eine neueste, wohlgelungene der Gedichte von Alexander Petöfi (1887, n Hendel's „Gesamtliteratur"), über welchen magyarischen Nationalpoeten er schon 1866 eine kleinere biographische Schrift verfaßt hatte. Als wesentlich lyrischer Dichter tritt H. meistens unter der Maske „Alfred Teniers" hervor in den Büchern: „Liederbuch eines Dorfpoeten" (1853), „Lieder eines Gefangenen" (1874; anonym), „Prager Elegieen" (1880; „von Alfred Teniers"), letzteres ur als Manuscript gedruckt, während die für 1887 angegebene Anthologie „Für Lebemänner" überhaupt zurückgehalten worden zu sein scheint. Zwei Jahre nach seinem Tode wurden „Alfred Teniers' gesammelte Dichtungen erausgegeben von Gustav Andreas Ressel", einem jungen (geboren 1861) Wiener Beamten und Litteraten, und diese Zusammenfassung der poetischen Erzeugnisse eines Dichters, der sich in den Vierzigern seines unbefriedigenden Lebens des Umgangs mit bekannten Meistern der Muse, wie Anastasius Grün, Graf Schack, Dranmor (F. v. Schmidt) hatte erfreuen dürfen, ist sogar 1895 n 2. Auflage nochmals herausgekommen.

Das „Liederbuch eines Dorfpoeten", die Sammlung der lyrischen Aus- eute seiner Jugend, enthält noch mancherlei Unreifes, läßt aber die ent- schiedene lyrische Ader des Dichters deutlich zur Geltung gelangen. Als Stimmung herrschte schon in diesem ganzen Bändchen Sentimentalität, während eine reiche spätere Lyrik in der Hauptsache sogar der Melancholie untersteht. Im „Liederbuch" sind die Lieder „An Emma", die nach kurzer Freude den Verlust, und die „verwehten Blätter", die den Tod der Geliebten betrauern, as Charakteristische. Was unter „Balladen und Romanzen" darin vereinigt teht, beweist, daß dem Dichter für die Epik und epische Lyrik höhere Anlage fehlt. Die Sammlung „Lieder eines Gefangenen" führt mit stark subjectiver Farbe Bilder härtester Noth und des Elends, durch die nur selten als Sonnenstrahl Hoffnung oder Erinnerung brechen, vor, aus der Seele des Gefangenen heraus esungen, weltschmerzlich verzweifelnd, andererseits oft in drastischer Parallele zwischen dem Aufschwunge des idealistischen Dichterdrangs und dem äußern

Druck des Kerkers zu schreiender Dissonanz ausklingend. Das im Buch
nicht zugängliche Bändchen „Prager Elegieen“ führt seinen Namen vo
Umstande, daß sein ganzer Inhalt während des halben Novembers 18
Prag entstanden ist: ein Zeichen für des Verfassers Vermögen, den i
thätigen seelischen Schwingungen in kürzester Frist eine entsprechende künstl
Fassung zu verleihen. Es gehören allerdings keineswegs alle Nummern darin
die Gattung Elegie. Beim neuen Liederfrühling, der in den letzten J
über Herzl-Teniers gekommen war, steigert sich der derbe und herbe Re
lismus jener „Lieder eines Gefangenen“, häufig in der Weise Heinrich H
mit kaustischem Witze die Wirkungen der Poesie zerstörend, theilweise
Alles in Allem ist Herzl-Teniers eine durchaus beachtenswerthe litter
Gestalt, die in ihrer Eigenthümlichkeit nicht bloß den rauhen Gegensatz
von Haus aus weichen Poetengemüths mit einer innerlich völlig enttäusch
durch Leiden und trübste Erfahrungen noch mehr verbitterten äußern
ausdrückt, sondern auch den harten socialen, nationalen, religiösen Zwi
an dem das moderne Oesterreich-Ungarn krankt. Wie hier die Gesamm
so findet auch der Dichter Teniers im Menschen Herzl nicht die Brüd
Harmonie.

Lebensskizze bei Brümmer, Lex. d. dtsch. Dichter u. Prof. d. 19. Jh
II, 148 f., ausführlichere mit litterarischen Notizen und Proben bei Lei
Die dtsch. Dichter der Neuzeit u. Gegenwart III, 366—9, beide nach
weise denselben authentischen Mittheilungen des Dichters, die daher
hier zu Grunde liegen. — G. A. Ressel's verdienstliche Sammelausg
jünger als diese Biographie. — Ad. Kohut, Berühmte israelitische M
und Frauen (1900) II, 107; der daselbst für eine Beilage angekü
bezeichnende Brief (Facsimile) des Pessimisten H. an den Schriftstelle
Herzberg-Fränkel (geboren 1827) fehlt. Brümmer und Kohut gebe
richtig „Adolf Teniers“ an. — Kürschner's Literaturkalender X (1888),
— Blätter f. lit. Unterh. ꝛc. Ludwig Fränk

Herzog: Johann Jakob H. wurde am 12. September 1805 als
einer angesehenen Kaufmannsfamilie in Basel geboren. Früh verwai
suchte er erst ein Institut in Neuveville und später das Pädagogium
Vaterstadt. Während seiner sechssemestrigen theologischen Studien in
übte de Wette den entscheidenden Einfluß auf ihn aus. In Berlin, wo
mit seinem Freunde Abel Burkhardt gegangen war, schloß er sich Sch
macher und Neander an. Was ihn an ersteren fesselte, waren wenig
wissenschaftlichen Gedanken als die mächtige Persönlichkeit und die
Eigenart, welche auch den Schüler in erster Linie nach Selbständigkeit
hieß. Hingegen bot Neander seinem früh erwachten Interesse für die Ki
geschichte reiche Nahrung. Dem Candidatenexamen folgten in Basel ra
Licentiatur und die Habilitation. Da H. sich bald darauf auch verhei
hatte, so dauerte ihm die Wartezeit des Privatdocenten in Basel zu
Er nahm deshalb 1835 eine provisorische, 1838 die definitive Anstellun
Professor der historischen Theologie an der Akademie in Lausanne an.
deutsche Gelehrte war so anders geartet als seine französischen Collegen
er sich selbst neben einem Alexander Vinet mit Ehren zu behaupten vern
Denn er brachte neben staunenswerthem Wissen ein gemüthliches Wese
vermöge dessen er rasch in persönliche Beziehungen zu den Studenten
Auch war er mit Glück bestrebt, seine Schüler nicht nur zu kirchenhisto
Vorlesungen, sondern auch in seinem Hause zu theologischen Uebungen u
zu versammeln. Die gleichzeitige litterarische Thätigkeit ging von den J
essen des Landes aus. Er vertheidigte Zwingli gegen den Vorwur

ristischen Dualismus, behandelte Calvin in einem mit innerer Theil-
abgefaßten populären Schriftchen und widmete dem Baseler Reformator
mpadius nach einem kleineren Aufsatz die bekannte zweibändige Mono-
ie. Sie ist inhaltlich erschöpfend, von großem Zug in der allgemeinen
und klar in der Darstellung. Daneben verfolgte H. das kirchliche
der Schweiz und speciell des Waadtlandes mit regem Interesse. Die
nf auftretenden Irvingianer beschäftigten ihn nicht minder wie die Con-
welche in Zürich über die Berufung von David Friedrich Strauß ent-
n. An die Evangelische Kirchen-Zeitung berichtete er über derartige
he Vorgänge durch mehrere Jahre. An bevorzugter Stelle unter diesen
n stehen seine kritischen Schilderungen des um sich greifenden Dar-
s. Indessen sollte er rasch genug selbst in die kirchenpolitischen Conflicte
aadtlandes mit hineingezogen werden. Seit den zwanziger Jahren war
h in der Schweiz gegen den vom 18. Jahrhundert hinübergreifenden
alismus zu einer religiösen Erweckung gekommen, die in ihren ersten
gen freilich nicht ohne methodistischen Beigeschmack war. Sie hatte von
an den Spott des Pöbels und die Intoleranz der liberalen Regierung
sich. Die letztere brachte, um von vornherein alle hierarchischen oder
ren Bestrebungen unmöglich zu machen, durch das Kirchengesetz von
die waadtländische Kirche in eine drückende Abhängigkeit vom Staate
b zugleich die helvetische Confession als bindende Bekenntnißschrift auf,
kirchlichen Kreise nicht minder verstimmte. Die Lage verschlimmerte
s mit der Revolution von 1845 der Liberalismus dem Radicalismus
mußte. Man eiferte mit gleicher Schärfe gegen „Aristokraten" wie
Methodisten". Anlaß gegen die letzteren vorzugehen boten die außer-
enstlichen, wenngleich öffentlichen Gebetsversammlungen, in denen
ol das neue religiöse Leben pulsirte wie in ihnen die krankhaften Be-
heinungen vornehmlich zu Tage traten Es kam zu rüpelhaften Straßen-
rationen unter dem Schutze der Regierung, welche den Geistlichen sogar
ilnahme an diesen Versammlungen untersagte, während der Große
reits auf Entziehung des Gehaltes bei den Widerstrebenden drang.
u sollten noch diese selben in ihrer persönlichen Freiheit beschränkten
am 3. August 1845 von der Kanzel eine Proclamation verlesen, welche
e sie schwer drückende demokratische Verfassung öffentlich empfahl. Die
ese Zumuthung hervorgerufene Separation von 185 Pfarrern wurde
laß zur waadtländischen Freikirche. So lange man die Facultäts-
er unbehelligt ließ, hatte H. keinen Anlaß gehabt, zu diesen Vorgängen
e Stellung zu nehmen. Erst als er vom Staatsrath am 17. Februar
m Mitglied einer neu gegründeten Commission ernannt wurde, welcher
, Ordination und Anstelluug der landeskirchlichen Pfarrer oblag,
r sich fragen, ob er durch den Eintritt in diese Commission das Recht
nwärtigen radicalen Regierung und ihre brutalen Freiheitsverletzungen
iren dürfe. Er entschied sich für das Gegentheil und lehnte ab, in-
zugleich seine Professur niederlegte. Der Unabhängigkeit der Kirche
eigenen Angelegenheit brachte H. damals gern seine sociale Stellung
pfer, obwol er von Hause aus ein principieller Anhänger der Ver-
g von Staat und Kirche und ein entschiedener Gegner des individualistischen
enthums war. Deshalb lag es ihm auch durchaus fern, mit seinem
reunde Vinet in die waadtländische Separation einzutreten. Lieber ging
nehr auf die Wünsche seines Freundes Tholuck ein, der ihn für Preußen
innen suchte. Binnen Jahresfrist erhielt er denn auch schon einen Ruf

nach Halle, und im Herbst 1847 siedelte er als Professor der Kirchengeschich
und neutestamentlichen Exegese dorthin über.

In die sieben Jahre seiner Halleschen Thätigkeit fallen Herzog's Arbeit
über die Waldenser. Das Interesse für dieselben hatten ihm zwei in Lausan
studirende Piemontesen eingeflößt. Er unterwarf die älteste Litteratur d
Waldenser einer Kritik, deren Ergebniß war, daß die wichtigen Schriften vo
Antichrist, vom Fegefeuer, vom Anrufen der Heiligen, sowie der Katechismu
und das Glaubensbekenntniß vom 12. in das 16. Jahrhundert herabgerü
werden mußten. Reisen durch die europäischen Bibliotheken, besonders na
Genf und Dublin, vermehrten in wünschenswerther Weise den Bestand d
Quellenmateriales, so daß er den Ertrag dieser Forschungen, von kleinere
Artikeln abgesehen, 1853 in einem abschließenden größeren Werke niederleg
konnte. Im Gegensatze zu Dieckhoff, der ihm mit einer gleichen Darstellu
um zwei Jahre zuvorgekommen war, scheidet er in den waldensisch
Schriften zwischen einer kleineren älteren Schicht und der großen Masse vo
Originalen bezw. Bearbeitungen, welche der husitischen oder gar erst d
reformatorischen Bewegung ihren Ursprung verdanken. Und er constatirt die
Scheidung entsprechend, daß das Waldenserthum trotz seines Biblicismus d
mittelalterlich-katholischen Boden doch erst unter dem Einflusse von Hus bez
der Reformatoren verlassen hat.

Wenn H. trotz der angenehmen Verhältnisse in Halle und ungeach
seiner Freundschaft mit Tholuck und Julius Müller gleichwol 1854 einen R
nach Erlangen annahm, so gab diesmal die Aussicht auf eine ausgesproch
reformirte Professur, welche Herzog's confessionellen Wünschen besser entspra
den Ausschlag. Der specifisch schweizerischen und der wissenschaftlich walden
schen Periode reiht sich die encyklopädische Periode im Leben Herzog's a
Bereits von verschiedenen Seiten war erwogen worden, wie der Ertrag d
wissenschaftlichen Forschung seit dem Erwachen des kirchlichen Lebens in ein
großen theologischen Sammelwerke festgelegt werden könne; indessen hatte d
Ungunst der politischen Verhältnisse diesen Gedanken immer wieder zurü
gedrängt. Dazu war Schneckenburger, den man für die Leitung anfangs
Aussicht genommen hatte, unerwartet früh gestorben. Tholuck brachte nunme
seinen Freund H. in Vorschlag, der Alles zu besitzen schien, was zu ei
solchen Aufgabe nöthig war: wissenschaftliche Productivität bei sicherem Urth
und vielseitigem Wissen, confessionelle Weitherzigkeit neben energischer Gelte
machung seines kirchlich positiven und gläubigen Standpunktes, dazu eine rei
Fülle von persönlichen Beziehungen, welche der liebenswürdige Mann gesch
zu pflegen wußte. Somit konnte man wagen, das Werk in Angriff zu nehm
Den ersten Band dieser „Real-Encyklopädie für protestantische Theologie u
Kirche“ hat H. noch 1854 in Halle herausgegeben, der 22. erschien 1868
Erlangen. H. hat zu dieser ersten Auflage von sich aus über fünfhund
Artikel beigesteuert und es noch erlebt, daß eine zweite Auflage nöthig wur
welche er mit Unterstützung erst von Gustav Plitt, dann von Albert Hauck
den Jahren 1877—1882 bis zum zehnten Bande fördern konnte. Gleich
fand er in den Erlanger Jahren noch Zeit für eine Fülle von kleineren A
sätzen, Vorträgen und Predigten. Zeigte indessen schon das Bedürfniß
Redactionsgeschäfte der zweiten Auflage der Encyklopädie mit einer jün
Kraft zu theilen die Abnahme der Leistungsfähigkeit bei H., so stand erst
sein gleichzeitig unternommenes „Lehrbuch der Kirchengeschichte“ nicht meh
der Höhe. Ein Schlaganfall gab ihm den Anlaß, sich vom Katheder zur
zuziehen; das neue litterarische Unternehmen sollte ihm ein Ersatz für
mangelnde Lehrthätigkeit sein. Dasselbe hat in drei Bänden seinen Absch

erreicht, blieb aber um seines compilatorischen Charakters willen ohne alle Bedeutung und veraltete sofort. Es ist eben doch nicht jedem Specialforscher beschieden, auf der Höhe seines Lebens einen Ueberblick über das ganze Gebiet in seiner vollen Weite zu gewinnen. Am 30. September 1882 endigte nach mehrmonatlicher Krankheit der Tod ein Gelehrtenleben, das ebenso geordnet verlaufen war, wie es harmonisch abschloß; Gattin, Sohn und Tochter trauerten an Herzog's Grabe.

Herzog's Schriften aus Basel und Lausanne: „Dissertatio exegetica de loco Paulino Rom. 3, 21—31", Basil. 1830; „Johannes Calvin, eine biographische Skizze", Basel 1843; „Das Leben Oekolampad's und die Reformation der Kirche zu Basel", 2 Bde. Basel 1843. — Aus Halle: „De origine et pristino statu Waldensium secundum antiquissima eorum scripta cum libris Catholicorum eiusdem aevi collata", Halis 1848; „Die romanischen Waldenser, ihre vorreformatorischen Zustände und Lehren, ihre Reformation im 16. Jahrhundert und die Rückwirkungen derselben, hauptsächlich nach ihren eigenen Schriften dargestellt", Halle 1853. — Aus Erlangen: „Real-Encyklopädie für protestantische Theologie und Kirche", 22 Bde. Hamburg (Gotha) 1854—68. 2. Aufl., 18 Bde. Leipzig 1877—88 (Bd. 10 1882); „Abriß der gesammten Kirchengeschichte", 3 Theile. Erlangen 1876—1882; Ergänzungsheft: „Kirchengeschichte des 19. Jahrhunderts von G. Hoffmann", 1887; „Die Rückkehr der vertriebenen Waldenser in ihre Thäler im J. 1689" (Sechs Vorträge gehalten zum Besten der Herberge zur Heimath in Nürnberg). Erlangen 1876.

Biographische Artikel über Herzog von F. Sieffert in der Beilage zur Allgemeinen Zeitung 1883, Nr. 31 und in der Real-Encyklopädie für protestantische Theologie und Kirche, 2. Aufl., Bd. 18; 3. Aufl., Bd. 7.

Friedrich Wiegand.

Hese: Johann H. (auch Hesse oder Helt, in der Berliner Handschrift seines Werkes Johann Witte de Hese genannt), Verfasser einer fabelhaften, aber im Reformationszeitalter viel gelesenen Reise in die Morgenländer, lebte nach der wahrscheinlichsten Annahme gegen Ende des 14. Jahrhunderts als Priester im Utrechter Kirchsprengel. Ueber seine Lebensumstände ist nichts bekannt, auch hat sich sein Name bisher nicht urkundlich nachweisen lassen. Er scheint vom Niederrhein zu stammen, da er in seinem Buche bei der Beschreibung einer orientalischen Stadt Köln zum Vergleiche heranzieht. Das einzige Werk, das sich unter seinem Namen erhalten hat, führt in der ältesten Ausgabe den Titel „Itinerarium ad Jerusalem per diversas mundi partes". Handschriften finden sich in Berlin, Gießen, München, Prag, Wien, Gent und Cheltenham. Von Drucken, fast sämmtlich in Quartformat, sind aus dem 15. und 16. Jahrhundert acht bekannt, die vielfach abweichende Lesarten enthalten. Die beiden ältesten erschienen etwa 1489 oder später ohne Angaben über Ort, Jahr und Drucker, der eine wol bei Quentell, der andere bei Guldenschaff in Köln. Zwei andere, vermuthlich der Zeit um 1500 angehörend, kamen bei Gottfried Bad in Antwerpen, zwei bei Robert Gourmont in Paris heraus. Drei datirte gingen aus den Pressen von Deventer hervor, zwei in den Jahren 1499 und 1505 aus der des Richard Pafraet, eine 1504 aus der des Jakob v. Breda. Weiterhin veröffentlichte der Dichter und Geschichtschreiber Nikolaus Mameranus [15]65 auf Grund einer jetzt verschollenen Handschrift eine Octavausgabe bei Johannes Withagius in Antwerpen. Im 19. Jahrhundert hat Gustav Oppert [in] seiner Abhandlung über den Priester Johannes 1864 einen Neudruck des [Tex]tes von 1504 veranstaltet und die abweichenden Lesarten der Berliner [Han]dschrift beigefügt. Auch Friedrich Zarncke hat in seinem Buche über den

Priester Johannes 1876 einen Abdruck der Berliner Handschrift gegeben. holländische Uebersetzung, die Johann Voet, Priester zu Utrecht, 1398 ver hat de Vries 1845 in den Verslagen en Berichten der Vereeniging voor Nederl. Letterkunde theilweise publicirt. Obwol das Werk keine w vollbrachte Reise beschreibt, sondern ohne Zweifel von Anfang bis En funden ist, muß es doch als culturhistorisch interessant bezeichnet werde es in anschaulicher Weise erkennen läßt, wie man sich gegen Ende des 14. hunderts in Deutschland die Zustände im Orient vorstellte, und da es nam eine Menge damals für wahr gehaltener Nachrichten über den sagen Priester Johannes mittheilt. Nach der Behauptung des Verfassers besu im Frühjahr 1389 (in der Ausgabe von 1504 ist infolge eines Druck 1489 angegeben, während Pez in seinem Thesaurus anecdotorum 1, LX irrthümlicher Weise sogar das Jahr 889 setzt) Jerusalem und die heilige der Umgegend. Im Mai zog er nach dem Jordan, wanderte dann ans Meer, wo ihn die große Zahl der fliegenden Fische in Verwunderung und traf schließlich in Hermipolis, der Hauptstadt Aegyptens ein. Vo aus durchquerte er die Sinaihalbinsel, besichtigte das altberühmte Cath kloster, begab sich vorübergehend nach Chaldäa und kehrte dann an d zurück, auf dem er bis Damiad fuhr. Nachdem er diese Stadt wied lassen hatte, reiste er zur See nach Aethiopien, hörte hier von Zwerg und einäugigen Menschen, vom Magnetberg und Lebermeer berichten un endlich in der großen Stadt Andronopolis in Indien an, wo viele Th christen wohnten und ein König Brandicanus unter der Oberhoheit des Pr Johannes herrschte. Er hielt sich hier nicht lange auf, sondern segelte 3(hindurch weiter bis zu den Hafenorten Beliad und Gadda, dann ab 24 Tage bis nach Edissa am Tigris, der Hauptstadt des Priesters Joh dem 11 christliche und 7 heidnische Könige gehorchten. Er besuchte prächtigen Palast und beschreibt ihn ziemlich eingehend. Dann pilg nach Hulna oder Ulua in Mesopotamien zum Grabe des Apostels Th Von hier aus trat er eine wunderbare Fahrt durch allerlei Fabelländ Er gelangte an die unübersteigliche Mauer des Paradieses, besuchte de des Fegefeuers, wo er das Geschrei der gequälten Seelen hörte, lande einem Kraken, den er für eine Insel hielt und der ihn sammt seinem beinahe in die Tiefe gezogen hätte, und erblickte den Felsen der Si deren Gesang ihn ergötzte. Endlich kam er glücklich wieder in Jerusale Hier bricht die Erzählung ab. Das Buch ist lediglich aus älteren Sc fabelhaften Inhalts compilirt. Als wichtigste dieser Quellen erscheinen n auch sonst in der spät mittelalterlichen Litteratur vielfach benutzte Schrif wie die Epistola Presbyteri Joannis, der Tractatus de decem nati Christianorum, der Liber de infantia Mariae und der Bericht De a Patriarchae Indorum ad Urbem sub Calixto Papa secundo. Einze sind aus der Reisebeschreibung des heiligen Brandanus, dem Volksbuch Herzog Ernst und verschiedenen Gedichten oder Romanen aus dem Gebi Gralsage entlehnt.

Beckmann, Litteratur der Reisebeschreibungen. Göttingen 1810. 2, 39 u. 561. — Barante, Histoire des Ducs de Bourgogne. Brüssel 5, 425—37. — Oppert, Der Presbyter Johannes. Berlin 1864. S. 18 — Van der Aa, Biographisch Woordenboek der Nederlanden. Haarlem 8, 706. — Zarncke, Der Presbyter Johannnes. Lpz. 1876. S. 1 171. — Röhricht, Bibliotheca geographica Palaestinae. Berlin S. 92—93 u. 160.

Viktor Han

[...]ekiel: Ludovica Karoline Albertine Emanuele H., verehelichte [...] als Schriftstellerin „Ludovika Hesekiel“, älteste Tochter des Dichters [...]riftstellers George H. (s. A. D. B. XII, 270 ff.); sie wurde geboren [...]li 1847 in Altenburg. Bei ihrer Taufe waren Ludwig Tieck und [...] Geibel unter den Pathen, darum trug sie beider Dichter Namen. [...]d dem Hause Hesekiel persönlich näher und gab den Anlaß, daß [...]. 1848 nach Berlin übersiedelte, wo er die Redaction des aus-[...] Theils der neugegründeten „Kreuzzeitung“ übernahm. Ueber die [...]r kleinen L. brausten die Schrecken der Revolution hin. Sie mußte [...]weil das Haus des als Reactionär bei den Republikanern verhaßten [...]droht war, von einer Schwester ihrer Mutter über die Straße durch [...]ändischen hindurch in Sicherheit gebracht werden. So wurde die [...]n für sie ein Schreckgespenst bis in ihre Kindesträume hinein und [...]ch der früh geistig geweckten und geistig erregten Kleinen als das [...]n zumeist zu hassende ein. Ihr haftete von daher etwas scheues [...] Außenwelt an, zugleich aber erfaßte sie früh eine fast abgöttische [...]g für ihren Vater, die ihr bis ans Ende geblieben ist. Im Hause [...]rs in Berlin, wo er mitten in die Hochfluth des politischen Treibens [...]ellt war, verkehrte alles was mit conservativer Politik, auch aber [...] der schönen Litteratur in Berührung kam. So wurde auch das [...]r früh von dem bewegten Treiben der Poesie und Litteratur berührt. [...]r sie in geistiger Entwicklung ihren Jahren weit voraus. Sehr früh [...] die Schule geschickt, lernte sie spielend und setzte oft genug durch [...]re Fragen, oft genug auch durch allerlei altkluge Bemerkungen Lehrer [...]erinnen in staunende Bewunderung. Besonders auffallend waren ihre [...]en auf dem Gebiet fremder Sprachen, wie der Geschichte und Litteratur. [...]wölfjährig, mußte sie der Schule entnommen werden; das Pensum [...]olvirt. Sie arbeitete nur noch privatim, dadurch erhielt ihre Er-[...] und Denkweise eine gewisse Einseitigkeit. Auch auf die Redaction [...]r Vater sie jetzt schon mit. Sie hatte hier unter den vielen schreiben-[...]en ihren eigenen Tisch; Niemand störte sie und sie ließ sich auch nicht [...] Sie machte Auszüge aus ausländischen Zeitungen, übersetzte kleine [...]und bereicherte ihre Kenntnisse nach allen Seiten. Nebenbei wurde [...]cherlei gesammelt, was dem Vater bei der nächtlichen Abfassung seiner [...] dienen konnte. Ihm kleine Dienste erweisen zu können, war ihr [...]Stolz und mächtig fühlte sie sich gehoben als der Vater sie eines [...]i der redactionellen Arbeit „mein lieber junger College“ anredete. So [...] die Grundstimmung ihres Gemüthes war, so bekam sie doch durch die [...]chule und Disciplin des Vaters eine feste Geschlossenheit.

[...]ßen Stolz empfand L. besonders dann, wenn der Vater sie in ge-[...]Mission in die Wilhelmstraße schickte, um dem großen Leiter der Politik [...]tige Correspondenz zuzutragen oder ihm diesen und jenen Artikel aus [...]eich der hohen Politik im ersten Bürstenabzug zur Correctur vorzu-[...]d sein Placet oder seine Randglossen in Empfang zu nehmen. Dabei [...] auch wol einmal, wenn der „Eiserne“ gerade in guter Stimmung [...] kleine schmeichelhafte Bemerkung für die niedliche Ueberbringerin ab. [...]r L. des Vaters rechte und linke Hand. Er konnte sie so wenig ent-[...] wie die Mutter das jüngere Töchterchen die Lise, die im Haushalt [...]raktisch wie L. ungeschickt war. Kochen hat sie nie gelernt, obwol sie [...]m etwas epikureisch angelegten Vater zusammen ein interessantes Koch-[...]faßte und herausgab: „Speise und Trank — Ein deutsches Kochbuch [...]rge und Ludovica Hesekiel“.

Sehr ernst nahm L. die Vorbereitung auf ihre Confirmation durch der
alten ehrwürdigen Generalsuperintendenten Büchsel. Außer ihrem Vater ha
wol L. in ihren Jugendjahren keinen Mann so hoch verehrt wie diesen ihren
Seelsorger. Daß der Vater ihr zur Confirmation das Büchlein der Augs-
burgischen Confession schenkte, darf als charakteristisch für den Geist des Hese-
kiel'schen Hauses erwähnt werden. Es kamen die ersten kleinen Sommer
reisen mit ihren Eltern in den Harz, zu den Kreideklippen Rügens. Dann
schickten die Eltern sie, damit sie doch etwas haushälterische Fähigkeiten sich
aneigne, in ein ländliches Pfarrhaus der Provinz Sachsen zum Bruder des
Vaters. Die ländliche Idylle dünkte sie ein wahres Paradies, doch aber kehrte
sie nach einigen Monate gerne wieder zu ihren Büchern und Schriften in ihr
„Sanctuarium" nach Berlin zurück.

Schon in früheren Jahren hatte L. einige nicht üble Uebersetzungen ge-
liefert, 1868 trat sie mit dem dreibändigen Roman „Eine brandenburgische
Hofjungfer" in die Oeffentlichkeit. Sensationell wirkte die Novität nicht gerade;
ihre Erfindungsgabe war überhaupt nicht groß, aber die Arbeit zeigte ein
liebenswürdiges Talent, warme Empfindung und Anschaulichkeit der Zeichnung;
die weitverbreitete Lesewelt des Vaters kam der Tochter freundlich entgegen.
Schon war L. mit den Entwürfen ihres zweiten Romans „Lenz Schadewach
fertig, da unterbrachen öffentliche und private Verhältnisse die Ruhe d
Schaffens. Der französische Krieg war ausgebrochen und daheim nahm j
die Liebesthätigkeit für die im Felde Stehenden und die verwundet He
kehrenden Herz und Hände der Frauenwelt in Anspruch. Mit vollster H
gebung stellte sich auch die zarte Schriftstellerin in den aufreibenden Di
der Baracken und des Vaterlandes. Ihre Thätigkeit in den Berliner La
rethen beschrieb sie in dem Buche „Barackenleben" (Berlin 1872). Wie
monatelang die schwere Arbeit auszuhalten vermochte, ist kaum zu begrei
Aber die Tochter des Schreibers der Soldatengeschichten fühlte auch sich se
hier im Soldatendienst und leistete ihn mit voller Treue; mit stolzer Fre
durfte sie dafür die erste ihr verliehene Decoration anlegen.

Aber andere schwere Prüfungen folgten unmittelbar nach. Ein zar
Herzensverhältniß, welches sich angeknüpft hatte, fand durch das Verschul
des anderen Theils eine schmerzliche Lösung und zugleich trübten sich and
tief eingreifende Beziehungen. Bismarck vollzog seinen Bruch mit der Kre
zeitungspartei. Hesekiel, bisher sein treuer Bannerträger, der an dem P
gramm der Kreuzzeitung festhielt, konnte den neuen Bahnen des gewalti
Staatsmannes weder politisch noch kirchenpolitisch folgen. Unter schwe
Seelenkämpfen löste er sich von dem bisher Bewunderten los. Es ist
denkbar, daß dies zum ersten Nagel zu seinem Sarge ward. Erst 55jäh
schloß er am 6. Februar 1874 die Augen. Bald nach seinem Tode sied
die Mutter mit den Töchtern nach Potsdam über, wo sie in der Jägera
ein kleines Haus besaßen. Viel Vermögen hatte der Vater ihnen nicht hint
lassen, trotz seiner nicht unbedeutenden Einnahmen bei der Kreuzzeitung
der Honorare für die mehr als 140 Bände seiner Schriften. Jetzt wurde
damals 26jährige L. gewissermaßen Chef des Hauses. Sie nur konnte
Vaters Nachlaß ordnen; ihr bestes Erbe war die Feder des Vaters; sie al
war im Stande den Haushalt, wenn auch unter bedeutenden Einschränkun
weiterzuführen. Des Vaters Segen ruhte auf ihrem tapferen Muth
ihrer Geistesarbeit. Hatte der Alte einmal geschrieben: „'s wird nicht a
ausgesungen, manches wird nur angeklungen", so war es nun der Toc
schöner Beruf, Vieles auszusingen von dem, was der Vater in seinen
danken und Elaboraten nur leise hatte anklingen lassen. Ihre Muse die

dem Broterwerb, wir wollen sie aber darum nicht minderwerthig schelten. Ein großer Theil ihrer späteren Romane erschien zuerst im Feuilleton der Kölnischen Zeitung gegen ein Honorar von 4—5000 Mk. und darüber, zu dem dann noch der Ertrag der Buchausgabe kam. So konnte die kleine Familie nicht nur ganz behaglich leben, indem mindestens jedes Jahr ein größerer Roman erschien, sondern es blieben auch noch Mittel für vielerlei Wohlthätigkeitsbestrebungen übrig. Es konnten aber auch noch allsommerlich kleinere und größere Reisen gemacht werden, meistens Reisen zu Studienzwecken für die Romane, auf denen L. bald von der Mutter, bald von der Schwester begleitet ward. Auch wenn L. ihre Erzählung in alte Zeiten verlegte, suchte sie sich eine lebhafte Anschauung der Oertlichkeiten und Verhältnisse zu schaffen, welche sie zu schildern vorhatte. Dadurch wußte sie ihren Erzählungen ein frisches locales Gepräge zu geben, wie sie überhaupt mit großer Gewissenhaftigkeit den jeweiligen Stoff ihrer Darstellung durchzuarbeiten und zu ergründen bestrebt war. Ihre Reisen führten sie recht weit umher, bis nach Dänemark, Norwegen und Schweden, nach Frankreich und den Niederlanden, wie in die Gebirgswelt des Südens. So im Sommer, und ihre winterliche litterarische Thätigkeit hatte in diesen 12 Jahren mehr als 40 Bände an historischen Romanen wie einfach vaterländischen Geschichten und Erzählungen auf den Büchermarkt gebracht. Da stellte ihr im J. 1887 Fürst Heinrich Reuß j. L., den Antrag ein Lebensbild der verewigten Fürstin Agnes Reuß zu schreiben und lud sie dafür in das Schloß zu Schleiz ein, wo sie das Material erhielt. Hier schrieb sie, von fürstlicher Gastfreiheit geehrt, in ungefähr fünf Wochen das Buch der Fürstin Reuß, für das sie neben hohem Honorar zu ihren bisherigen preußischen Decorationen die goldene Medaille für Kunst und Wissenschaft erhielt. Dann aber gab ein anderer Antrag ihrem Leben eine ganz neue Wendung. Ihr blühte ein später Frühling, dessen Glückes sie aber nicht lange mehr froh werden sollte. Ein verwittweter coburgischer Geistlicher, der Diakonus Johnsen in Neustadt bei Coburg, den sie im Sommer 1886 im Harz hatte kennen lernen, trug ihr seine Hand an und sie folgte ihm 1887 in die neue Heimath, wo sie drei Knaben und ein kleines Mädchen, das der ersten Mutter das Leben gekostet hatte, an ihr treues, warmes Herz nahm. Mit ihr zog neuer Sonnenschein und Freude in das Pfarrhaus ein. Auch der Gemeinde ward die treue Gattin und Mutter bald eine Trost und Segen spendende Wohlthäterin. Aber dies schöne neue Glück war ihr und den Ihrigen nur kurz bemessen. Sie hatte ihrer zarten Constitution schon zu viel zugemuthet, zu viel gearbeitet, zu viel auch gelitten. Und auch hier im Pfarrhaus setzte sie trotz lähmender Kopfschmerzen ihre Schriftstellerei fort. Außer der anmuthigen Erzählung „Der Musterschreiber“ aus der Zeit des Frundsbergs und kleinen Novelletten wie „Der lustige Gascogner“ schrieb sie im Neustädter Pfarrhaus noch den gehaltvollen Roman „Andernach und Clairveaux“.

Der erste Winter in Thüringen hatte ihrer Gesundheit sehr geschadet; im Sommer zog sie mit Mann und Kindern zum Besuch der Mutter und Schwester ihrem lieben Potsdam zu. Im folgenden Winter kränkelte sie und ihre sonst so rastlose Feder mußte gänzlich ruhen. Da traf sie am 1. April 1889 ein Schlaganfall, dessen Folgen sie schon am 6. April erlag. „Fromm und feudal“, das ist das eine große Thema ihres Lebens, das uns in ungezählten Variationen und Stimmungsbildern wiederkehrte wie ein Wagnerisches Leitmotiv. Fromm und feudal, so steht ihr eigenes Bild im Kranz der Treuen und in diesem Colorit wird es ein Vermächtniß sein für das deutsche Volk und seine Fürsten.

Ein Verzeichniß der Schriften Ludovica Hesekiel's findet sich in Bri
mer's Lexikon der deutschen Dichter und Prosaisten des 19. Jahrhunde
(Nach einem uns gütigst zur Verfügung gestellten ausführlicheren Lebe
bilde von der Hand des noch heute zu Neustadt, Sachsen-Coburg, leben
Oberpfarrers Johnsen.)

Hesselloher: Hans H., Dichter des 15. Jahrhunderts. Ueber s
äußeren Lebensumstände geben uns theils Wiguleus Hundt's Stammenb
theils Urkunden einigen Aufschluß. Vermuthlich war er zu Wolfratsha
(Oberbaiern) geboren. Sein Vater Niklas H. ist dort 1410—1421 als La
richter, 1423 als herzoglicher Zöllner zu München, 1430—1436 als La
richter und Pfleger zu Pähl und Stadtrichter zu Weilheim beurkundet;
starb 1453, wie noch ein Grabstein im Friedhof des Dorfes Pähl anze
Dessen Söhne „Andre und Hans die Hesselocher zu Päl" tauschten im glei
Jahre 1453 zwei Höfe und ein Lehen zu Rösselsberg ein. Aus dem Na
dieses letzteren Gutes, das im Thal unter dem südlich vom Ammersee sich
hebenden mächtigen Bergschloß Pähl liegt, erklärt sich das Hesselloher'
Wappenbild: ein doppelter Pferdekopf, als Schachfigur („Rössel") gestal
Im J. 1460 verliehen Herzog Johann und Sigmund von Baiern den „
brüdern Anndre und Hans H. die pfleg Päl ir lebenlanng, irer getre
diennst halb, die sy Irem anherrn, vatern und Inen gelaistet". Wegen di
„gefreiten Sitzes" wurden sie „in die Landtafel beschriben" (Recht zur M
wirkung am Landtag). In Urkunden der Jahre 1453—1472 begegnet H
H. (wie früher sein Vater) als Pfleger (Verwalter des landesherrlichen
sitzes) zu Pähl, 1466—1483 als Land- und Stadtrichter zu Weilheim.

Seine Lieder geben meist heitere Schilderungen des Bauernlebens, ähn
wie jene Neidhart's von Reuenthal. Durch des Letzteren Eigenart offen
beeinflußt, erscheint H. doch nicht als bloßer Nachahmer, sondern als sel
ständiger Fortsetzer. Den späten Vertretern mittelhochdeutscher Dichtu
Oswald von Wolkenstein und Hugo von Montfort reiht er als jüngster
an und bildet so einen der allerletzten Ausläufer höfischen Minnesangs, de
strenge metrische Form und Sprache er freilich nicht mehr bewahrt. N
Wiguleus Hundt hat er „viel schöner deutscher lächerlicher und artlic
(= komischer und ernster) Lieder gedichtet". Doch sind uns nur inbezug
sechs oder sieben dieser Lieder zuverlässige Nachrichten überliefert. Von v
derselben besitzen wir einen ganz oder beinahe vollständigen Text.

Das erste („Wes sol ich beginnen? Die fröd wil mir zerrinnen") st
sich mit dem aus den Minnesängern und insbesondere aus Neidhart gewohnt
Natureingang (Strophe 1 und 2) zunächst als Winter- oder Herbstlied b
ist dann (Str. 3—15) die spöttische Beschreibung eines verliebten und eitl
jungen Bauern, woran sich aber eine derbe humoristische Selbstkritik d
Dichters (Str. 16—17) und zuletzt (Str. 18) ein freundlicherer Zuruf an
Geliebte des vorher durchgehechelten Bauern (die „schöne Ell") anschlie
Das zweite Lied: „Tantzen het ich mich vermessen (verabredet), Da man
Hesseloher sprang" führt uns in den beiden ersten Versen auf ein dam
schon als Tanzweise verbreitetes Lied unseres Dichters hin. Er erzählt da
wie er zwei junge Damen adeligen Standes („Hofejungfrauen") zum Ta
auffordernd von ihnen abgewiesen wurde, was er nun durch neckende V
rächt. Doch auch hier schließt er mit einer versöhnlichen Wendung: „
schult die wär wol halbe mein . . . Das leg sie mir aus zum besten!" D
dritte Lied: „Mir ist gesagt von einem gatten (= gättling, mhd. gete
Geselle, Bursche) Wie er an dem tantz künn watten" schildert wieder ei
ländlichen Stutzer (Ueberschrift: „Eßellocher von dem pawrenknecht zu S

wing"). Das beste dieser interessanten Lieder ist das vierte („Von üppiglichen dingen So will ichs heben an"), welches in erzählender Form ein aus der Wirklichkeit gegriffenes sehr einfaches Stückchen Dorfgeschichte, die bei einem Tanze entstandene Schlägerei, auf höchst lebendige und dramatische Weise vor Augen führt. So streng hier die Thorheiten übermüthiger Bauern gerügt werden, so läßt sich doch eine belehrende Absicht für das Volk und damit ein gewisses Wohlwollen gegen dasselbe nicht verkennen. Das fünfte Gedicht ist ein Minnelied, von dem aber nur der Anfang vorliegt: „Es taget von dem Helnstein" . . . „das ist einer Jungfrau dieß Namens zu Ehren von ihrem Freyer Hensel Heseloher gemacht". Das sechste Stück bringt wieder die Selbstironie des Verfassers: „Item auch ein Lied von Jme selbs, anfachent, Hännsl Heseloher wie lanng wilt leppisch sein, ꝛc." In einer jetzt verschollenen Handschrift des 15. Jahrhunderts, 1815 durch J. C. v. Fichard herausgegeben, findet sich ein Gedicht: „Ich weiß ein dörppel, heißt der Glantz; Er springt gar höfflich an dem dantz ꝛc." Der Urheber ist nicht genannt, aber das Versmaß stimmt vollständig mit dem obigen ersten Lied überein; Inhalt, Ton und Sprache machen es sehr wahrscheinlich, daß auch dieses Gedicht von H. verfaßt ist.

Ein Druck vom Anfang des 16. Jahrhunderts, das Volksbuch „Neidhart Fuchs" enthält neben wenigen echten viele angebliche Neidhart-Lieder. Eines der letzteren: „Der mei ist wider in daz land" wird ebenfalls Neidhart zugeschrieben („Hie nach sagt Neidhart von dem hoffertigosten törpel, den er ie gesehen hat"), bildet aber in Wirklichkeit eine Umarbeitung von Heselloher's „Mir ist gesagt von einem gatten" (oben Nr. 3). Besonders große Verbreitung fand das Lied „Von üppiglichen Dingen" (oben Nr. 4). Hierauf deutet schon der Umstand, daß acht von Späteren stammende Gedichte dessen Versmaß oder Melodie und einen gleichen oder ähnlichen Anfang haben. Von Heselloher's Lied selbst sind noch aus dem 16. Jahrhundert vier Drucke vorhanden. Die älteste Handschrift, welche Lieder von ihm enthält, ist aus dem Jahre 1454. Daß uns der wol größere Theil seiner Dichtung, namentlich die „artlichen" (ernsten) Lieder verloren gegangen, bedauern wir umsomehr, wenn wir das Lob vernehmen, welches ihm ein Zeitgenosse, der bairische Dichter und Maler Ulrich Füterer spendet. Letzterer sagt im Epilog zum „Abentewr vom herr Lohergrim", H. übertreffe ihn so weit, daß er „aus scham kunsthalb erröte" . . . „fürwar sein ticht an künsten ist nicht klaine".

In seiner Jugend zog H. als fahrender Sänger umher, wie er selbst scherzhaft andeutet („Wo ich in dem land umbsapp, So hat man mein genug" Lied 2) — zunächst im heimischen Baiern („im land"), kam aber auch in größere Ferne, wenn das obige Lied (7) wirklich von ihm stammt, worin er auf den hochgewölbten Rittersaal des Stuttgarter Grafenschlosses anspielt. Er sang wol meist in Burgen des Adels, dessen Widerstand gegen das stolze Emporstreben der Bauernschaft seine Dichtung ebenso, wie die Herrn Neidhart's, spiegelt. Wir sehen ihn aber auch gleich diesem an Bauernreigen seiner Heimath theilnehmen: „Ich wand (wähnte), es war die selbig Ell, Da vor offt mit tantzet han Auff dem kirchtag ze Pel" (Lied 2).

Wie bemerkt, erscheint H. urkundlich zuletzt 1483 als Landrichter in Weilheim; 1486 ist seiner als verstorben gedacht. Er wurde nebst seinem Bruder Andreas in der von Beiden gestifteten Allerheiligencapelle des Klosters Andechs bestattet. Nahe dem Schlosse Rösselsberg (s. o.) steht auf der Wiese eine hohe Steinsäule von hübschen gothischen Formen. Der obere Theil bildet eine sogenannte Todtenleuchte; er zeigt in einer Nische der Vorderseite die plastische Darstellung von Jesus am Kreuze mit Johannes und Maria, auf

der Rückseite das Heselloher'scher Wappen, auf einer der Seitenwände die Jahrzahl 1483. Nachdem Hans Hesellohers's Tod in den Zeitraum von 1483 bis 1486 fallen muß und die Figur des Apostels Johannes an den Vornamen unseres Dichters erinnert, so wird diese Betsäule wol seinem Andenken gewidmet sein.

Hans Hesellohers's Lieder. Von August Hartmann (Texte und Abhandlung mit Uebersicht der bis dahin erschienenen Litteratur) in „Festschrift Konrad Hofmann zum 70sten Geburtstag 14. November 1889 gewidmet von seinen Schülern“ (= Romanische Forschungen hsg. v. K. Vollmöller, Bd. 5) S. 449—518. Auch als Sep.-Abdr. Erlangen 1890, Verlag von Fr. Junge. — Johannes Bolte, Der Bauer im deutschen Liede, S. 46—53 (aus Acta Germanica I, 3) Berlin 1890. — F. W. Hoffmann, Gotische Betsäule bei Schloß Rösselsberg (mit Abbildung) in „Altbayerische Monatsschrift“ I, 158—161. München 1899.

August Hartmann.

Heß: Heinrich Georg August H., einer der hervorragendsten Wasserbautechniker, wurde am 20. Mai 1827 in Lüneburg geboren. Seine Schulbildung erhielt er auf dem Gymnasium in Lüneburg und später in Verden. Nach Absolvirung des Gymnasiums besuchte er drei Jahre hindurch die Polytechnische Schule in Hannover und zwei Jahre das Polytechnikum in Karlsruhe, von wo aus er mehrere größere Studienreisen in die Schweiz, Italien und Oesterreich unternahm. Darauf studirte er noch fünf Semester auf der Universität Göttingen. Hier veröffentlichte er bereits ein beachtenswerthes Werk: „Die Leuchtthürme“ (Berlin 1851). Nachdem er das erste Staatsexamen im Wasserbaufach bestanden, wurde er am 1. April 1851 zum Bauführer ernannt und der Wasserbauinspection Neuhaus a. d. Oste zugewiesen. Hier wurde er vorwiegend mit Meliorationssachen beschäftigt und das war wol entscheidend für seine späteren Arbeiten. Außerdem nahm er auch an den Geschäften der Wasserbauinspection Neuhaus theil und führte namentlich die Reparatur der durch Sturmfluthen entstandenen Schäden der Otterndorfer Canalschleuse aus und leitete den Bau des Neuhauser und Basbecker Canals.

Nach wohlbestandenem zweiten Staatsexamen wurde H. am 12. Juni 1857 zum Wasserbauconducteur ernannt und zur Bearbeitung größerer Meliorationsprojecte, namentlich der Entwässerung des Wietzenbruchs in die Wasserbauinspection Celle versetzt. Am 1. Mai 1858 wurde ihm diese Inspectio[n] übertragen. Der Bezirk umfaßte 11 Aemter und die drei Städte Celle, Bur[g]dorf und Gifhorn, das Gebiet der Aller von der Braunschweiger Grenze b[is] zur Grenze des Amts Verden. Hier bot sich ihm Gelegenheit zur Projectiru[ng] und Ausführung einer ganzen Reihe von Landesmeliorationen, namentlich der Umgegend von Celle und Meinersen, welche von um so größerer Bedeutu[ng] für die Landescultur waren, als in den meisten Ortschaften zur Hebung Landwirthschaft auch die Hebung der Wiesencultur unumgänglich erforder[lich] war. Es wurde jetzt auch von ihm das Project der Entwässerung des Wietz[en]bruch nach Ausführung der umfassenden Vorarbeiten speciell bearbeitet veranschlagt. Die Fläche betrug 1000 ha, die Kosten der Ausführung wur[den] auf 2 141 000 Mk. berechnet. Es war jedoch bei der geringen Intelligenz dortigen Bevölkerung nicht möglich eine Majorität für die Ausführung Projectes zu gewinnen. H. wurde damals auch zu den Commissionsberathu[ngen] behufs Revision des Gesetzes über Ent- und Bewässerung und Erhaltung natürlichen Wasserzüge berufen. In den Jahren 1860—1863 führte H. Oberleitung über die Correction der Oberaller vom Drömling bis Dichb[orst]. Nach Angabe Sachkundiger trat eine Verzinsung des Baucapitals von ½ Million Mk. von 33⅓ % ein. 1861 unternahm H. im Auftrage

auf Kosten der hannoverschen Regierung eine Reise zum Studium größerer Meliorationsanlagen in Deutschland, Belgien und Holland und im J. 1864 in gleicher Weise eine Reise nach Belgien, Holland und Frankreich zum Studium der Schifffahrtscanäle und des Einflusses derselben auf die Landwirthschaft. In den Jahren 1864—1866 leitete er die Vorarbeiten zu einem Project des Rhein-Weser-Elbe-Canals in der Provinz Hannover und führte die Bearbeitung des Projects und den Kostenanschlag aus. Ebenso bearbeitete er das Project der Entwässerung des Geester Moores bei Osterholz im Kreise Fallingbostel und leitete die Ausführung desselben. Während der Verwaltung der Stelle eines Oberbauraths bei der Landdrostei Lüneburg vom 1. Januar 1870 bis 1. April 1871 bearbeitete er neben den Dienstgeschäften die Melioration der Alpe-Niederung im Auftrage des Ministers für Landwirthschaft. Sie umfaßte eine Fläche von 4500 ha und wurden die Kosten auf rund 1 Million Mk. berechnet. „Die Melioration der Alpe-Niederung“ (Hannover 1871). Zugleich veröffentlichte er in der Zeitschrift des Architekten- und Ingenieurvereins zu Hannover Bd. XVII eine interessante Arbeit über „Die künstliche Entwässerung bedeichter Küstenmarschen mittelst der Fluth“.

Am 1. April 1871 nahm H. das Anerbieten, in die landwirthschaftliche Verwaltung überzutreten, an und siedelte als Meliorationsbauinspector nach Hannover über. Sein Bezirk umfaßte die Landdrosteien Hannover, Hildesheim, Lüneburg und Stade. Die beiden anderen Landdrosteien Aurich und Osnabrück wurden damals noch von Münster aus verwaltet, doch kamen sie am 15. Juli 1887 ebenfalls unter Heß' Aufsicht, so daß er von dieser Zeit ab das Meliorationswesen der ganzen Provinz zu verwalten hatte. In seiner neuen Stellung erwartete ihn eine Fülle von Arbeiten. Zunächst setzte er seine Thätigkeit in Beziehung auf Meliorationen mittlerer Größe namentlich in der Gegend von Celle fort. Ferner bearbeitete er in Gemeinschaft mit dem Baurath Michaelis in Münster auf Grund seines ersten Projectes ein neues Project für den Rhein-Weser-Elbe-Canal und veröffentlichte dasselbe. Ferner wurde er im Juni 1871 nach Ungarn berufen, um ein Gutachten über die projectirte Verbesserung des Franzenscanals zwischen Donau und Theiß, sowie über die geplante Bewässerung einer an demselben belegenen Fläche von 400 000 Joch abzugeben. Infolge dieser Arbeiten, welche von der ungarischen Regierung volle Anerkennung fanden, sprach ihm der Minister Tisza den Wunsch aus, die Superrevision verschiedener großer Canal- und Meliorationsprojecte zu übernehmen und er wurde zu diesem Zwecke mehrfach nach Ungarn, Kroatien, Nieder-Oesterreich und Mähren berufen. Es handelte sich um Meliorationen, die zu den größten Europas gehören und deren Kosten 70—80 Millionen Mk. betrugen. Von dem Ministerium für Landwirthschaft wurde ihm in dieser Zeit auch die Oberleitung der Ausführung der Magdeburger Elb-Umfluth übertragen. In den folgenden Jahren bearbeitete er das Project eines Schifffahrtscanals zwischen Rostock und Berlin: „Das Project des Rostock-Berliner Schifffahrts-Kanals“ (3 Hefte, Rostock 1873, 1874 und 1875) und „Die Bedeutung des Rostock-Berliner Schifffahrts-Kanals für die landwirthschaftlichen Interessen“ (Rostock 1878). Bemerkenswerth ist noch eine kleine Arbeit: „Bemerkungen über Feststellung der Normaldimensionen für Schifffahrtskanäle“ (Hannover 1874). In diesen Jahren unternahm er mit einem Zuschuß vom Ministerium für Landwirthschaft eine Reise in die Schweiz zum Studium der Wildbäche und im folgenden Jahre eine Reise nach Oberitalien zum Studium der Bewässerungsanlagen. Die Resultate legte er nieder in „Die Bewässerungs-Anlagen Ober-Italiens“ (Hannover 1874). Am 16. Mai 1879 wurde H. zum Baurath ernannt.

Der Ansicht, daß die Ueberschwemmungen durch Sammelteiche gemildert

oder gar beseitigt werden können, trat H. in ihrer Allgemeinheit entgege
seinen „Bemerkungen über die Anlage von Sammelteichen“ in der Zeit
des Architekten- und Ingenieur-Vereins zu Hannover, Band XXVIII,
1883 unternahm er eine Reise nach Jütland und Schweden, namentlich
Studium der größeren Bewässerungsanlagen in Jütland und der Seesenk
in der Nähe von Stockholm. In demselben Jahre veröffentlichte er:
Bewässerungs-Anlagen im südlichen Theile der Landdrostei Lüneburg,
besondere die Müden-Nienhofer Melioration“ (Hannover 1883). In
Jahren bearbeitete H. noch die Projecte der Geeste-Brinkumer Melior
der Melioration im Amte Bruchhausen, Syke und Thedinghausen un
Correction der Ilmenau, veröffentlichte über dieselben eingehende Erörter
und Gutachten und führte sie aus.

Als Mitglied des Architekten- und Ingenieur-Vereins zu Hannove
er 15 Jahre lang in der Zeitung des Vereins über 45 Fachzeitschrift
fünf Sprachen Bericht erstattet. Für das „Handbuch der Ingenieurw
schaften“ bearbeitete er das Capitel über Landesmeliorationen. Am 1.
1891 legte er sein Amt als Meliorations-Bau-Inspector nieder, aber e
sich der wohlverdienten Ruhe nicht hin, sondern arbeitete rastlos weiter.
veröffentlichte er noch eine bemerkenswerthe Schrift: „Fortschritte im M
rationswesen“. Außer mehreren kleineren Projecten bearbeitete er noch
Project einer Canalisation der masurischen Seeen in Ostpreußen, zu we
Zwecke er eine längere Reise in diese Gegend unternahm. Am 11.
1894 ging die vollendete Arbeit nach Königsberg ab und am folgenden
machte ein Schlaganfall seinem Leben ein Ende.

Wenn auch nicht alle der zahlreichen Meliorationen, welche er ausge
hat, den Erwartungen völlig entsprochen haben, so sind doch Tausende
Hektaren unfruchtbaren, sumpfigen Landes durch ihn in üppige Wiesen
wandelt und noch spätere Geschlechter werden die Früchte seiner rastlosen Th
keit ernten. Das Ausland hat auch die große Bedeutung der von ihm
geführten Meliorationen dadurch anerkannt, daß eine ganze Reihe von Cu
ingenieuren aus fast allen Ländern Europas zum Studium der Anlage
ihm gesandt wurde. Als Mensch hat sich H. bei allen, die ihn näher kan
hohe Verehrung und Werthschätzung erworben. Er war ein Charakter
Falsch. Ein Fehler war vielleicht seine zu große Bescheidenheit, welche
hinderte, mehr hervorzutreten. In ihm hat, wie das Centralblatt der
verwaltung sagt, das Meliorationswesen seinen Altmeister verloren.

W. He

Heß: Georg H. Geboren am 15. December 1613 in Gotha als
eines geachteten Bürgers, wurde privatim vorbereitet, besuchte von 162
das unter dem berühmten Rector M. Andreas Wilke 1592—1631 (A.
XLIII, 234) stehende Gymnasium Illustre in Gotha und genoß den
lichen und privaten Unterricht des M. Peter Fuldnerus und des Conre
M. Joh. Weitz, in Prima den Wilke's. 1631—34 studirte er in Jena
logie bei Major, Gerhard und Himmel, die Humaniora bei Horstius,
torius, Slevogt, Stahl, Hofmann, Dilherr und Zeisold. Im Hause de
kannten Prof. Medicinae Dr. Zacharias Brendel war er eine Zeitlang
lehrer. 1634—35 besuchte er die Universität Erfurt, wo er Zapf, Gro
und Schwarz hörte. 1635—36 war er Informator in der Familie
Kriegscommissars Reinhard v. Wangenheim in Gotha; 1636 wurde er P
substitut in Hayna, eine Stelle, die er aber wegen der Pest und des Kr
— Bannier fiel ins Land — bald verlassen mußte. 1636—37 hielt er
als Informator in Eisenach auf. Im September 1637 erhielt er die

als Conrector am Gothaer Gymnasium, die er bis 1673 treu bekleidete. Das ihm mehrmals angebotene Rectorat des Lyceums in Ohrdruf schlug er immer aus. Nach dem Tode des Gothaer Rectors M. Andreas Reyher (1641—73) wurde ihm 1673 trotz seines hohen Alters von Herzog Friedrich I. das Rectorat des Gothaer Gymnasiums übertragen, das er bis 1694 bekleidete, seit 1692 durch M. Rumpel, 1693 durch M. Vockerodt unterstützt. † am 28. August 1694. Verheirathet war er mit einer Tochter des Professors der Mathematik und Physik M. Mich. Wolf in Jena, einer Enkelin von Andreas Wilke. Sein gesammtes Vermögen vermachte er, da seine 10 Kinder gestorben, zu wohlthätigen Stiftungen: 1. zu einem Wittwen- und Waisenfiskus der Lehrer des Gothaer Gymnasiums, 2. zur Vermehrung der Gymnasialbibliothek, der er auch seine eigene Bücherei schenkte, 3. zu einem Stipendium für Studirende, 4. zu einem Legate für arme Leute der Stadt u. s. w. Seine Werke sind: „Disputatio physica de igni elementari“ 1635; „Parentatio M. Joh. Weitzii“ 1642; „Suada Gothana Latialis: Andreae Wilkii Orationes“ 1657; „Festa Christiana“ desselben in 2 Bänden 1676 herausgegeben; „De causis nigredinis lusus poeticus denuo editus“ 1690.

Vgl. Leichpredigt von Tob. Dürfeld mit der von Heß selbst bis 1692 verfertigten Vita. Gotha 1694 fol. — Vockerodt, Sermones Panegyrici p. 58 bis 93. — Jöcher II, 1570. — Sagittarius, hist. Gothana, p. 212—217. — Ludovici, historia Rectorum I, 22. — Rudolphi, Gotha diplomatica III, 116; IV, 227 ff. — Gelbke, Kirchen- u. Schulenstaat I, 93, 191. — Stuß, Schola Gerontotrophos, Progr. 1763. — Schulze, Gesch. d. Gymnasiums zu Gotha, 1824, S. 180—87. — Eichstädt, Opusc. Orat.[2] p. 133. — Beck, Gesch. d. Goth. Landes II, 517; — ders., Ernst d. Fr. II, 31. — M. Schneider, Das Coenobium beim Gymn. Illustre. Gymn.-Progr. 1895, S. 39; — ders., Die Lehrer d. Gymn. Illustre zu Gotha (1524—1859). Progr. 1901, S. 10; — ders. in d. Zeitschr. „Aus der Heimath“ II, 99 u. ausführl. ebd. III, 129—150: D. Leben d. Rektors Georg Heß u. die an ihn gerichteten Briefe i. d. Bibl. d. Hzgl. Gymnasiums. Max Schneider.

Hessemer: Friedrich Maximilian H., geboren zu Darmstadt am 24. Februar 1800, † zu Frankfurt am 1. December 1860. Er machte in seiner Vaterstadt mehrere Jahre den Cursus des Gymnasiums durch, trat dann aber in die großherzoglich hessische Artillerie ein, wo er theils lernend, theils lehrend an der Militärschule Gelegenheit hatte, sich in seinem Lieblingsfach, der Mathematik, zu vervollkommnen. Noch in dieser Stellung benutzte er zwei Jahre großen Urlaub, um zu naturwissenschaftlichen und philosophischen Studien die Universität Gießen zu besuchen. Dann, nach Darmstadt zurückgekehrt, trieb ihn der Einfluß und nähere Verkehr mit seinem Oheim Gg. Moller (geboren 1786 in Hoya, 1810 Hofbaurath in Darmstadt, † 1852) zur Ergreifung seines Fachstudiums, der Baukunst. Um seinem Drange nach weiterer künstlerischer Ausbildung zu genügen, unternahm er im J. 1827 eine auf zwei Jahre berechnete Reise nach Italien und Sicilien mit Malta und Kreta. In Rom erhielt er den Antrag zur Uebernahme des Lehramts der Architektur am Städel'schen Kunstinstitut in Frankfurt. Er nahm die Stelle an, mit dem Vorbehalt jedoch, vorher eine Reise nach Aegypten ausführen zu dürfen, was von der Administration des Städel'schen Instituts acceptirt wurde, so daß H. im August 1830 sein Lehramt antrat. Veranlassung zur Reise nach Aegypten, wobei H. bis zur Insel Philä vordrang, gab der englische Kunstfreund Gally-Knight, welcher gut ausgeführte Zeichnungen arabischer Bauten gesammelt wünschte, um Belege seiner künstlerischen Ansichten in einem größeren Werke herausgeben zu können, doch währenddem veränderten sich die

Verhältnisse des Engländers, die Herausgabe des vorerwähnten Werkes u
blieb, und alle die schön ausgeführten Hunderte von Zeichnungen bliebe
veröffentlicht in Hessemer's Hand; sie kamen nach seinem Tode in die Samm
der Handzeichnungen des Städel'schen Kunstinstituts. Das Werk „Altitali
und arabische Bauverzierungen" (Berlin, Reimer 1840. Mit 120 Tfln.
Zweite Aufl. 1853) beruhte theils auf den gelegentlich jener ersten, thei
den 1838 bei einer zweiten Reise nach Italien gesammelten Studien.
1838 an ihn ergangenen Ruf an die Bauschule in Dresden lehnte H. a
blieb dem Städel'schen Institut bis zu seinem Tode getreu. 1835 veri
lichte H. zu Mainz „Vorlegeblätter für den ersten Unterricht im Zeich
44 Tafeln. 4°. Zu dem Archiv für Frankfurts Geschichte und Kunst h
mehrere Arbeiten über Bauwerke geliefert, worunter vor allem sein Aufsatz üb
Pfarrthurm und dessen alte Baurisse (im dritten Heft) zu nennen ist.
seinen in Frankfurt ausgeführten Bauwerken erwähnen wir die kurfü
hessische Grabcapelle auf dem Friedhof. H. war eine poetisch reich b
Natur. Er hat veröffentlicht: 1) „Saul und David". Frankfurt
2) „Deutsch-christliche Sonette". Frkft., litterarische Anstalt, 1845. 3) „
und Nafisse", Gedicht. Ebenda 1847. 4) „Lieder der unbekannten Geme
Leipzig 1854. 5) „Neckische Tanzgespräche". Frankfurt, litterarische A
1858. 6) „Ring und Pfeil", Gedicht. Frankfurt, Verlag für Kunst
Wissenschaft, 1859.

Fünfter Bericht über das Städel'sche Kunstinstitut, 1863. — Fam
nachrichten. W. Strick

Heßler: Franz H., Arzt und Indologe, geboren am 15. October
in Krombach in Baiern und als Mitglied der k. bairischen Akad. d. Wi
München, 91 Jahre alt, am 17. Juni 1890 verstorben, war der Sohn
facher Bauersleute, besuchte bis 1822 das Gymnasium in Würzburg, st
in Heidelberg und Erlangen Medicin und erwarb am 18. October 182
philosophische Doctorwürde mit der Abhandlung: „De antiqua, inter Al
drinos quae viguit, Philologiae indole". 1828 trat er als Assistenzarz
vierten Stadtdistrictes in Würzburg ein, bestand 1830 die Proberelatio
der Prüfungscommission in Bamberg mit der Abhandlung: „De antiqu
Hindorum medicina et scientiis physicis quae in Sanscritis operibus exst
einer Schrift, die bereits die Richtung seiner künftigen Studien bezeic
Studien, die die spätere Lebensaufgabe und den eigentlichen Ruhmestitel Heß
bilden. 1833 wurde H. Gerichtsarzt in Miesbach und war später in Wer
(seit 1834), seit 1862 als Bezirksarzt II. Classe in Geisenfeld thätig, b
1873 in den Ruhestand trat, den er in München in Zurückgezogenheit leb
in wissenschaftlicher Beschäftigung verlebte. Heßler's Name ist mit der
maligen lateinischen Ausgabe des litterarischen Hauptdenkmals der ind
Medicin verknüpft. Das betreffende Werk, durch das H. trotz mancher M
sich ein großes, unsterbliches Verdienst erworben hat, führt den
„Susrutas Ayurvedas. Id est medicinae systema a venerabili d'
vantare demonstratum a Súsruta discipulo compositum. Nunc primu
Sanskrita in Latinum sermonem vertit, introductionem, annotation
rerum indicem adjecit" etc. (Erlangen 1844—1855, 5 Bde.). Es verschaf
1848 die Ernennung zum correspondirenden, 1852 die Auszeichnun
ordentliches Mitglied der k. bair. Akad. d. Wissenschaften. Zu den
handlungen dieser Körperschaft lieferte H. noch etwa fünf Beiträge: „
die Materia medica des ältesten indischen Arztes Tscharaka" (1883); „
Entwickelung u. System der Natur nach Gangâdhara, dem Scholiaster
Tscharaka" (1884); „Ueber Naturgeschichte der alten Inder" (1887);

träge zur Naturphilosophie der alten Hindu“ (1888); „Generelle Uebersicht der Heilmittel in dem Ayurvêda des Súsrutas“ (1889).

v. Kerschensteiner in d. Münchn. Medic. Wochenschr. 1890.

Pagel.

Hettinger: Franz H., katholischer Theologe, geboren am 13. Januar 1819 in Aschaffenburg, † am 26. Januar 1890 in Würzburg. Er besuchte das Gymnasium in seiner Vaterstadt und von 1836—39 die damals dort bestehende philosophisch-theologische Lehranstalt; die Aufhebung der theologischen Section derselben veranlaßte ihn, seit Herbst 1839 seine Studien in Würzburg fortzusetzen. Auf Veranlassung des Professors und späteren Bischofs Stahl trat er im Herbst 1841 in das deutsche Colleg zu Rom ein, wo er in vier Jahren seine Studien vollendete, am 23. September 1843 die Priesterweihe empfing und 1845 Doctor der Theologie wurde. Eine ausführliche Schilderung dieser Jahre enthält der 1. Band seines Werkes: „Aus Welt u. Kirche“. Nach seiner Heimkehr wurde er zunächst am 3. October 1845 Kaplan in Alzenau. Am 25. October 1847 wurde er vom Bischof als Assistent an das Clericalseminar in Würzburg berufen und am 20. Mai 1852 zum Subregens desselben ernannt. Am 1. Juni 1856 wurde er außerordentlicher, am 16. Mai 1857 ordentlicher Professor der Patrologie und der theologischen Einleitungswissenschaften an der Universität Würzburg; am 1. Januar 1867 übernahm er die Professur der Apologetik und Homiletik mit der Leitung des homiletischen Seminars; seit 1871 hielt er an Stelle des erkrankten Denzinger auch Vorlesungen über Dogmatik, und nach dessen Tode wurde ihm am 16. December 1884 das Ordinariat der Dogmatik übertragen. In den Jahren 1862/63 und 1867/68 bekleidete H. das Rectorat der Universität. 1859 ernannte ihn die Würzburger philosophische Facultät zum Ehrendoctor der Philosophie; 1866 wurde er Ehrenmitglied des Doctoren-Collegiums der theologischen Facultät zu Wien, 1867 Ehrendoctor der Theologie von Löwen, 1885 Ehrenmitglied der Academia religionis catholicae in Rom. 1868 wurde er mit Hergenröther als Consultor zur Vorbereitung des Concils nach Rom berufen. Am 21. November 1879 ernannte ihn Papst Leo XIII. zum päpstlichen Hausprälaten.

Unter den Vorzügen der schriftstellerischen Arbeiten Hettinger's sind der philosophische Geist, die universale Bildung des Verfassers und die geradezu classische Sprache besonders hervorzuheben. Sein Hauptarbeitsfeld war das der Apologetik, sein Hauptwerk die „Apologie des Christenthums“ (2 Bände in 5 Abthlgn., Freiburg i. B. 1863—67), von welcher während seines Lebens noch fünf weitere Auflagen erschienen (2. Aufl. 1865—67; 3. Aufl. 1867—69; 4. Aufl. 1871—73; 5. Aufl. 1875—80; 6. Aufl. 1885—87; weitere Auflagen gab nach seinem Tode einer seiner Schüler, der Straßburger Professor Eugen Müller heraus: 7. Aufl. 1895—98; 8. Aufl. 1899 f.); ein Werk, das bei seiner allgemein verständlichen Darstellung nicht bloß für Theologen, sondern auch für weitere gebildete Kreise bestimmt ist. Demselben folgte später das strenger fachwissenschaftliche „Lehrbuch der Fundamental-Theologie oder Apologetik“ (2 Theile, Freiburg 1879; 2. Aufl. 1887). Mit Vorliebe beschäftigte sich H. mit Dante; aus seinem Studium desselben gingen die folgenden Schriften hervor: „Grundidee und Charakter der göttlichen Komödie von Dante Alighieri“ (Bonn 1876); „Die Theologie der Göttlichen Komödie des Dante Alighieri in ihren Grundzügen dargestellt“ (Köln 1879); „Die göttliche Komödie des Dante Alighieri nach ihrem wesentlichen Inhalt und Charakter dargestellt. Ein Beitrag zu deren Würdigung und Verständniß“ (Freiburg 1880; 2. Aufl. 1889); „De theologiae speculativae ac mysticae connubio in Dantis prae-

sertim trilogia“ (Wirceburgi 1882); „Dante und Beatrice“ (Frankfurt 188 „Dante's Geistesgang“ (Köln 1888). Eine Frucht seiner wiederholten A enthalte in Rom und Italien und seiner sonstigen Ferienreisen in verschiede Gegenden Deutschlands, Oesterreichs (besonders Tirols), der Schweiz und Fr reichs ist das schöne Werk: „Aus Welt und Kirche. Bilder und Skizzen“ (2 B Freiburg 1885; 2. Aufl. 1887; 3. Aufl. 1893; 4. Aufl. 1897). Die einzel Reiseskizzen, aus denen dasselbe großentheils besteht, waren theilweise vo in verschiedenen Jahrgängen der Historisch-politischen Blätter zuerst erschie Von seinen übrigen Schriften (abgesehen von einigen Gelegenheitspredig sind noch zu nennen: „Das Priesterthum der katholischen Kirche. Prir predigten“ (Regensburg 1851; 2. Aufl. herausgegeben von Eugen Mül 1897); „Die kirchlichen und socialen Zustände von Paris“ (Mainz 1852); „ Idee der geistlichen Uebungen nach dem Plane des heil. Ignatius von Loyo (Regensburg 1853); „Herr, den du liebst, der ist krank. Ein Kranken- Trostbuch“ (Würzburg 1855; 3. Aufl. 1878); „Die Liturgie der Kirche und lateinische Sprache“ (Würzburg 1856); „Der Organismus der Universitä wissenschaften und die Stellung der Theologie in demselben“ (Rectoratsr Würzburg 1862); „Die Kunst im Christenthum“ (Rectoratsrede. Würzb 1867); „Die kirchliche Vollgewalt des Apostolischen Stuhles“ (Freiburg 18 2. Aufl. 1887); „Der kleine Kempis. Brosamen aus den meist unbekann Schriften des Thomas von Kempis“ (Freiburg 1874; 2. Aufl. 1900); „Da Friedrich Strauß. Ein Lebens- u. Literaturbild“ (Freiburg 1875); „Thom von Aquin und die europäische Civilisation“ (Frankfurt 1880); „Die ‚Kri des Christenthums‘, Protestantismus und katholische Kirche“ (Freiburg 188 „Dreifaches Lehramt. Gedächtnißrede auf den Heimgang des hochw. He Heinrich Joseph Dominicus Denzinger“ (Freiburg 1883); „Aphorismen ü Predigt und Prediger“ (Freiburg 1888); erst nach seinem Tode erschien s letztes Werk: „Timotheus. Briefe an einen jungen Theologen“ (Freiburg 189 2. Aufl. besorgt von Albert Ehrhard, 1897; spanische u. englische Uebersetzu Freiburg 1901. 2). Zahlreiche Aufsätze und größere Abhandlungen, zum Th Vorarbeiten seiner größeren Werke, ließ er ferner in verschiedenen Zeitschrif erscheinen („Katholik“, „Historisch-politische Blätter“, Würzburger „Katholis Wochenschrift“, Würzburger „Chilianeum“, Linzer „Theologisch - prakti Quartalschrift“, „Oesterreichische Vierteljahresschrift f. kath. Theologie“ u. A

Gedenkblatt an den hochw. Herrn Dr. Franz Ser. Hettinger. Würzbu 1890. (Mit Porträt.) — Renninger, Prälat Hettinger, ein Lebensbil Katholik 1890, I, S. 385—402. — Jahresbericht der Görres-Gesellsch für 1890, S. 25—29 (Atzberger). — Eugen Müller im I. Bd. der v ihm besorgten 7. u. 8. Aufl. der Apologie des Christenthums. — Fr. Ka mann, Franz Hettinger, Erinnerungen eines dankbaren Schülers. Fra furt a. M. 1891. Lauchert.

Hettstedt: Louise H., geb. Beil, Schauspielerin, wurde am 1. Decem 1829 in Mannheim als Tochter des Souffleurs, Bibliothekars und Hül regisseurs am Mannheimer Hoftheater Karl Beil geboren. Ihr Großva war Johann David Beil, der Freund und College Beck's und Iffland's a der Mannheimer Zeit. Frühzeitig regte sich das großväterliche Talent ihr, sie debutirte daher schon im J. 1845 in ihrer Vaterstadt und kam da über Darmstadt, Hanau und Aschaffenburg nach Weimar, wo sie am 18. Mä 1849 als Parthenia im „Sohn der Wildniß“ auftrat. Seit dieser Zeit bl sie der Weimarer Hofbühne treu und entwickelte sich an ihr zu einer d besten deutschen Helden- und Charakterdarstellerinnen, die sich vor allem Shakespeare'schen Rollen bewährte. Sie betheiligte sich im J. 1864 an d

ersten Aufführung des Cyklus der Shakespeare'schen Königsdramen und erntete namentlich als Königin Margarete von Anjou in Heinrich V. und Richard III. großen Beifall. Auch in anderen Shakespeare'schen Rollen fühlte sie sich ganz zu Hause und wußte sogar die Rolle des Puck im „Sommernachtstraum" erfolgreich zu gestalten. Von dem Jahre 1850 bis zum Jahre 1892 war sie mit dem Weimarer Hofschauspieler Karl Hettstedt vermählt. Sie starb in Weimar am 1. September 1893.

Jahrbuch d. Deutschen Shakespeare-Gesellschaft, 29. u. 30. Jahrgang. Weimar 1894, S. 270, 277. — Neuer Theater-Almanach. Hsg. von d. Genossenschaft Deutscher Bühnen-Angehöriger, 5. Jahrgang. Berlin 1894, S. 201—203. — L. Eisenberg's Großes Biographisches Lexikon d. Deutschen Bühne im 19. Jahrhundert. Leipzig 1903, S. 429.

H. A. Lier.

Hetz: Johann Karl H., Genremaler und Professor, geboren am 11. November 1828 zu Kulmbach, † am 5. August 1899 in München; Sohn eines Instrumentenmachers und Schreinermeisters, zeigte er in frühester Jugend besondere Anlage zu technischen Arbeiten, mußte aber Lehrer werden nach dem Wunsche der Eltern. Seine Neigung zur Kunst zog ihn 1858 nach München, wo er das Polytechnikum besuchte und an der Akademie bei Arthur v. Ramberg Aufnahme fand. Einen Ruf an die Kunstgewerbeschule nach Heilbronn lehnte H. ab, wirkte dann in Neuburg und in München (1864), seit 1868 als Professor der Zeichnungs- und Modellirabtheilung der Kunstgewerbeschule bis 1893, jeden freien Augenblick im Landschaft- und Porträtfach thätig und die Ferienzeit zu weiteren Studienreisen nach Tirol, Dalmatien, Bosnien und der Herzegowina ausnützend. Noch 1897 brachte er eine stattliche Anzahl von Aquarell-Veduten aus diesen südlichen Ländern. Seine Genrebilder behandelten in guter Zeichnung und ansprechender Farbe ziemlich harmlose Stoffe aus dem Volks- und Kinderleben. Dazu gehören ein „Confirmations-Morgen", „Vergebliche Strafpredigt", ein „Angebinde" und „Ostergeschenk der Pathin", der „Kindertanz in einem Tiroler Wirthshaus" (in „Blätter für den häuslichen Kreis", 1874, S. 80), Kartenspiel mit dem „Schwarzen Peter", ein „Schenkenmädchen" aus der durch ihre Würste und Bier berühmten Eisenbahnstation „Kulmbach"; Kinder begrüßen mit einem „Guten Tag Caro!" einen Leonberger Hund; drei Kinder erwarten „In gespannter Erwartung" das Mittagessen u. s. w. Eine schöne „Dalmatinerin" erschien zuerst in der „Gartenlaube" (1893, Nr. 18) und 1898 als Oelbild im Münchener Kunstverein.

Vgl. Fr. v. Böttticher, 1895. I, 523 und Singer, 1896. II, 173.

Hyac. Holland.

Heubner: Heinrich Leonhard H. wurde am 2. Juni 1780 als Sohn des Pfarrers in Lauterbach bei Marienberg im Erzgebirge geboren. Den Keim der Frömmigkeit legte dem frühzeitig seines Vaters Beraubten die Mutter ins Herz. Von seinen Lehrern in Schulpforta zog ihn besonders der vielseitige Mathematiker J. G. Schmidt an, der, ein Schüler des Bengel'schen Apokalyptikers Christian August Crusius (s. A. D. B. IV, 630), den Anstrich eines Sonderlings hatte (s. F. C. Kraft, Vita Caroli Davidis Ilgenii. Altenburgi 1837, S. 204 f.). Auf der Universität Wittenberg (seit 1799) ... den meisten Einfluß auf ihn aus der Kirchenhistoriker Schröckh (siehe A. D. B. XXXII, 498) und der Kantianer Karl Ludwig Nitzsch (XXIII, ...). Des letzteren formaler Supernaturalismus vertiefte sich ihm durch Studium der Schriften des ehemaligen Wittenberger Professors und nunmehrigen Oberhofpredigers Reinhard in Dresden (XXVIII, 32). Infolge durch einen Studienfreund ihm vermittelten Bekanntschaft mit der Brüder-

gemeinde und den Schriften Zinzendorf's gestaltete sich seine Frömmigkeit zur innigsten Gemeinschaft mit dem Herrn, der sich ihm auch zu erkennen gab. Nach bestandener Candidatenprüfung habilitirte er sich 1805 als Privatdocent mit der Dissertation „Historia antiquior dogmatis de modo salutis tenendae et justificationis seu veniae peccatorum a Deo impetrandae instrumentis" (Viteb. 1803). Als Adjunct der philosophischen Facultät (seit 1807) verfaßte er eine gegen die natürliche Wundererklärung gerichtete Abhandlung („Miraculorum ab Evangelistis narratorum interpretatio grammatico-historica asserta contra eos, qui e naturae causis illa deducere conantur et ab ipsis scriptoribus sacris deducta esse affirmant", Viteberg. 1807). Im J. 1808 wurde er zum dritten Diakonus an der Stadtkirche, 1811 auch zum außerordentlichen Professor der Theologie ernannt. Er hat sein geistliches Amt, in welchem er 1825 zum Archidiakonus, später zum Superintendenten und Consistorialrath aufrückte, während der Belagerung Wittenbergs 1813 und 1814 treu und muthig verwaltet, und es ist ihm so theuer gewesen, daß bei seinem Verlust ihm zu Muthe sein würde, als hätte ihn der Herr von seinem Angesicht verstoßen. Für die Erhaltung der Wittenberger Hochschule hat er zu Gott gefleht, und als dieselbe 1816 gleichwol aufgehoben und mit Halle vereinigt wurde, da war es ihm, als habe Gott sich von ihm gewendet. Die Umwandlung des Universitätsgebäudes in eine Kaserne begleitete er mit den Worten: ubi olim Musae habitarunt, nunc Bellona resonat. Am dritten Jubelfeste der Reformation war aus dem Universitätsfonds das evangelische Predigerseminar gestiftet und eröffnet worden („Das königliche Predigerseminar in Wittenberg", Berlin 1862. „Lebenslauf der sämmtlichen Mitglieder des k. Predigerseminars zu Wittenberg vom 1. Juli 1817 bis Ende December 1866. Stuttg. 1868). H. wurde Ephorus und dritter, nach Nitzsch's und Schleusner's (s. A. D. B. XXXI, 474) Heimgang (1832) erster Director desselben. Seine Seminaristen (unter ihnen Liebner, R. Stier) verehrten ihn als ihren geistlichen Vater. Auch bei seinen Mitbürgern, unter denen er umherging „als ein wandelndes Gewissen" (Tholuck), genoß der Vater Heubner, wie er allgemein genannt wurde, unbedingte Verehrung. Durch seine Autorität ward die lichtfreundliche Bewegung, welche Uhlich in Wittenberg entfachen wollte, im Keime erstickt, und die politische Bewegung des Jahres 1848, ihm als Abfall von Christo erscheinend, ging still an Wittenberg vorüber. Durch Jesu Gnade für sich ein Plätzchen im Himmel, ob auch nur auf der Armensünderbank, erhoffend, ist er entschlafen am 12. Februar 1853. Ein Nachruf der Seminargemeinschaft hebt mit den Worten an: „In Zion ist ein Held gefallen, ein Rüstzeug in des Herren Hand".

Heubner's Stärke liegt nicht auf dem Gebiete der Wissenschaft, sondern in der durch seine gesalbte Persönlichkeit getragenen geistlichen Praxis. Nicht im Schreiben — so lautet ein Ausspruch von ihm — ist das wahre Verdienst eines Menschen, sondern im Handeln, und in einem Briefe an Neander (1843) bemerkt er: „Eins ist was christliche Herzen bindet, Jesum lieben, das Ihnkennen für die Wissenschaft aller Wissenschaften halten und sich seines Namens, seines Kreuzes, seines Blutes vor dieser Welt nicht schämen". Mit den Erweckten in Nord- und Süddeutschland (Kottwitz, Barth, Schubert) stand H. in enger Fühlung, er selbst „eine eherne Säule in der Zeit des herrschenden Unglaubens, festgewurzelt wie eine Ceder Libanons, ein Lichtpunkt in den Finsternissen dieser verweltlichten Zeit". Er hat eine Höllenfahrt in das eigene Herz gefordert, bis an sein Lebensende fromme Seelen zu häuslichen Bibelstunden um sich versammelt, hinter den schwärmerischen Bewegungen in Pommern den lebendigen Christus vermuthet. Mit seinen Seminaristen hat

er mehr Andachtsübungen als gelehrte Studien getrieben. Bibelkritische Untersuchungen dünkten ihm Kärrnerarbeit, geistlich Unlebendigen zu überlassen. Das innere Zeugniß sei mehr werth, als die Argumente der Wissenschaft. Die Frage, warum Jesus nichts Schriftliches hinterlassen habe, beantwortete er dahin: das Schreiben wäre unter seiner Würde gewesen. Der neueren, von Schleiermacher und Hegel beeinflußten Theologie stand er mißtrauisch gegenüber. Schleiermacher hat er nur als Philosophen gelten lassen wollen, Herder ein Großmaul genannt, auch die Theologie seines Schwagers R. Rothe nicht unbedenklich gefunden. Wenn er auch, wie die Erweckten insgemein, die christliche Frömmigkeit nicht an eine bestimmte Confession gebunden achtete, so war es doch für den „urechten Erben des vom großen Reformator nachgelassenen Vermächtnisses" (Niedner), „das brennende und scheinende Licht auf dem Leuchter Wittenberg" (G. Rietschel), naturgemäß, daß sein Pietismus lutherisch accentuirt war. Er hat sich daher, wenn auch unbrüderlicher Parteigeist ihm fern lag, gegen die Union und den Genuß des Abendmahls nach unirtem Ritus gesträubt. J. A. Dorner nennt H. das Musterbild eines Lutheraners in supernaturalistischer Gestalt, imponirend nicht durch Wissenschaft, aber durch schlichte, gesunde Frömmigkeit, durch Lauterkeit des Charakters, Würde des Gemüthes und feurigen Eifer im Predigtamt, Seelsorge und Vorbildung der Seminaristen auf ihren praktischen Beruf. Von pietistischen Staatsmännern (Geheimrath Nikolovius in Berlin und Graf Einsiedel in Dresden) ist bei Besetzung theologischer Professuren und geistlicher Stellen sein Rath „unter Garantie völliger Verschwiegenheit" eingeholt worden.

Von Heubner's litterarischen Arbeiten sind zu nennen die von ihm besorgte 5. Auflage von Reinhard's „Versuch über den Plan, welchen der Stifter der christlichen Religion zum Besten der Menschheit entwarf" (Wittenberg 1830). Sodann die neubearbeitete 6. Auflage von Büchner's „Biblischer Real- und Verbal-Handconcordanz" (Halle 1840). Noch auf der 23. Auflage (Berlin 1899) steht zu lesen: „durchgesehen und verbessert von Dr. L. Heubner". Aus seinem handschriftlichen Nachlaß hat A. Hahn die „Praktische Erklärung des Neuen Testamentes" (4 Bde., Potsdam 1855—68), H. Heubner „Predigten über freie Texte" (Potsdam 1857) und „Katechismuspredigten" (2. Auflage, Halle 1865) sowie eine „Christliche Topik oder Darstellung der christlichen Glaubenslehre für den homiletischen Gebrauch" (Potsdam 1863) herausgegeben.

(Schmieder) Nekrolog in der Evangel. Kirchenzeitung 1853, Nr. 30 f. — Zum Gedächtniß Heubners. Hsg. von den Mitgliedern des k. Predigerseminars. Wittenberg 1853. — G. Rietschel, Predigt bei der Gedächtnißfeier des hundertjährigen Geburtstags H. L. Heubners. Wittenberg 1880. — Wachs, Erinnerungen an Vater Heubner. Wittenberg 1880. — Einige Züge aus dem Leben des unvergeßlichen Vaters Heubner (1881). — A. Koch, H. L. Heubner. Züge und Zeugnisse aus und zu seinem Leben u. Wirken. Wittenberg 1885. — Tholuck und G. Rietschel in: Realencyklopädie für protestant. Theologie und Kirche. 3. Aufl. VIII, 19. — A. Hausrath, Richard Rothe und seine Freunde (Berlin 1902) I, 158 ff.

G. Frank.

Heubner: Otto Leonhard H., Jurist und Politiker, wurde am 17. Januar 1812 in der sächs. Kreisstadt Plauen i. Voigtlande geboren. Sein Vater ... Leonhard H., ein Mann von klarem Verstand und fester Willenskraft, von heftiger, leicht erregbarer Gemütsart, war Advocat, Gerichtsdirector, Mitglied des Stadtrathes, später auch Bürgermeister und Abgeordneter der Stadt auf den alten ständischen Landtagen, wo er mit unerschrockenem

Freimuth für die Grundforderungen des Liberalismus eintrat und sich m
Umsicht und Gründlichkeit an der Berathung der noch heute geltenden Lande
verfassung betheiligte. Da ihn seine vielseitige und angestrengte berufliche u
öffentliche Thätigkeit völlig in Anspruch nahm, lag die Erziehung der Kind
fast ausschließlich der energischen und feingebildeten Mutter ob. Der Kna
war in seiner frühesten Jugend ein zwar äußerst lebhaftes, aber in körp
licher Hinsicht zartes und schwächliches Kind, so daß er keine öffentliche Sch
besuchen konnte, sondern von einem Privatlehrer unterrichtet werden muß
Erst in seinem 12. Lebensjahre war er soweit gekräftigt, daß er Ostern 18
in die Fürsten- und Landesschule zu Grimma aufgenommen werden konn
Hier gehörte er nach dem einstimmigen Urtheil seiner Lehrer zu den bes
Schülern. Die schöne Lage und Umgebung des Ortes erweckte in ihm ein
ausgeprägten Sinn für Naturschönheit, der ihn bis in sein höchstes Al
nicht verließ. Seine gründliche Beschäftigung mit den Dichtern des classisch
Alterthums förderte die in ihm schlummernde, vom Vater geerbte poeti
Begabung und regte ihn schon früh zu dichterischen Versuchen an, die
nicht unglücklich zu bezeichnen sind. Michaelis 1829 nahm er mit einer la
nischen Elegie auf den Tod des Socrates, den er als einen Märtyrer sei
Ueberzeugungen pries, von der Schule Abschied und bezog die Universi
Leipzig, um sich der Rechtswissenschaft zu widmen. Seine Studienjahre fie
in eine politisch tief bewegte, gährende Zeit. Die großen Ereignisse je
Jahre, namentlich die französische Julirevolution, die belgische Erhebung,
polnische Aufstand und das Ueberhandnehmen demokratischer Bestrebungen
Deutschland verfehlten nicht, den für Vaterland und Freiheit begeister
Jüngling mächtig anzuregen. Er beschloß, sein Leben der Sache des Vol
und der deutschen Einheit zu widmen. Allerdings setzten sich seine St
mungen vorläufig nicht in Thaten um, sondern er begnügte sich, sie in G
dichten auszudrücken. Einige von diesen veröffentlichte er in verschieden
Zeitschriften unter dem Decknamen Otto Leonhard, so einen „Gruß an Lafayet
(1830), ein „Lied an den polnischen Landsturm“ (1831) und einen schwun
vollen Aufruf „An das deutsche Volk“ (1832). Besondere Anregung empf
seine poetische Begabung durch seinen häufigen Verkehr mit dem voigtländisch
Dichter Julius Mosen, der damals in einem Dorfe unweit Leipzig als Act
angestellt war.

Michaelis 1832 verließ H., noch nicht 21 Jahre alt, nach wohlbest
dener Prüfung die Universität und kehrte in das Elternhaus nach Pla
zurück, um sich hier unter Anleitung seines Vaters in dessen Anwal
expedition in die juristische Praxis einzuarbeiten. Da der Vater sehr st
und vielseitig beschäftigt war, fand der Sohn reichliche Gelegenheit, se
Kenntnisse zu verwenden und sich auf allen Gebieten der privaten und öffe
lichen Rechtspflege zu vervollkommnen. So wurde er dem Vater bald eine
verlässige Stütze. Da ihn seine Berufsarbeit den ganzen Tag in Anspr
nahm, fand er auch jetzt noch keine Zeit zu politischer Bethätigung. D
Freuden des Familienlebens, der Umgang mit der Natur und die Liebe z
Dichtkunst füllten seine wenigen Mußestunden aus. Um seine Gesundh
durch die sitzende Lebensweise nicht zu schädigen, gab er sich mit Eifer u
Ausdauer dem Turnen hin, das er aus den Schriften Friedrich Lud
Jahn's kennen gelernt hatte. Er richtete den Garten seines Vaters zu ein
Turnplatz her, und die Uebungen, die er bei schönem Wetter mit s
jüngeren Geschwistern daselbst vornahm, lockten viele Zuschauer an.
stellten sich Freunde und Bekannte als Theilnehmer ein, allmählich ve
sammelte sich die ganze turnlustige Jugend der Stadt, und H. ertheilte ni

nur in seinem Garten, sondern auch in mehreren Schulen, namentlich im Lehrerseminar, unentgeltlich Turnunterricht. Er veranstaltete auch Turnfahrten, turnerische Wettkämpfe und Turnfeste, die er durch begeisterte Reden und selbstgedichtete Turnerlieder verschönte. Allmählich entwickelte sich ein Turnverein, das fröhliche Treiben der Turner erregte die wohlwollende Aufmerksamkeit der Behörden, und es wurde eine städtische Turnanstalt errichtet, von der aus sich das Turnwesen über das ganze Voigtland und nach andern Theilen Sachsens verbreitete. H. erfreute sich in den Kreisen der Turner allgemeiner Beliebtheit, er wurde als der Turnvater Sachsens gepriesen und blieb der Turnsache bis an sein Ende treu.

1834 siedelte sein Vater nach dem einige Stunden von Plauen gelegenen Städtchen Mühltroff über, wo man ihm eine einträgliche Stellung als Justitiar angeboten hatte. Da er aber seine Expedition in Plauen nicht aufgeben wollte, übertrug er seinem Sohne die dortigen Amtsgeschäfte. Bald aber wurde der Vater kränklich, und der Sohn mußte ihn immer häufiger auch in Mühltroff vertreten. Als rüstiger Wanderer legte er den vierstündigen Weg zwischen beiden Orten meist zu Fuße zurück. Auf diesen einsamen Gängen entstanden viele seiner besten Gedichte. Als die Kränklichkeit des Vaters immer mehr zunahm, wurde der Sohn als Vice-Gerichtsdirector für Mühltroff verpflichtet, und als der Vater 1838 im 70. Lebensjahre starb, verlegte H. seinen Wohnsitz dahin und trat ganz an des Vaters Stelle, doch behielt er seine Expedition in Plauen bei und erledigte daselbst jede Woche einen bis zwei Tage hindurch die laufenden Geschäfte. Da ihm seine vielseitige Thätigkeit reichliche Einnahmen gewährte, beschloß er einen eigenen Hausstand zu gründen und verheirathete sich 1842 mit Cäcilie Dietsch, der siebzehnjährigen Tochter eines wohlhabenden Kaufmanns. Seine hervorragende Tüchtigkeit, die er namentlich bei der glänzenden Durchführung schwieriger Criminaluntersuchungen bewährte, lenkte bald die Aufmerksamkeit des Ministeriums auf ihn, und man suchte ihn für den Staatsdienst zu gewinnen. Im Herbst 1843 wurde er als Kreisamtmann nach Freiberg berufen, und da die bevorstehende Aufhebung der Patrimonialgerichte die Sicherheit und Einträglichkeit seiner bisherigen Stellung wesentlich erschüttert hätte, vertauschte er sie gern mit der neuen. In Freiberg nahm er an allen gemeinnützigen Bestrebungen regen Antheil und wirkte namentlich eifrig für die Turnsache. Da er aber auch anfing, sich um politische Angelegenheiten zu kümmern und liberale Ideen zu vertreten, zog er sich das wachsende Mißfallen seiner Vorgesetzten. Als das verhängnißvolle Jahr 1848 herangekommen war, gab er vielfach in Vereinen und Volksversammlungen seiner Sehnsucht nach einem einigen deutschen Vaterlande begeisterten Ausdruck. Da man in der ganzen Gegend seine glänzende rednerische Befähigung und die einwandfreie Lauterkeit seines Charakters schätzte, wurde er im Mai vom Wahlkreis Frauenstein zum Abgeordneten für die Nationalversammlung in Frankfurt gewählt. Er schloß sich hier der Fraction der Linken vom Deutschen Hofe an und nahm an den meisten Sitzungen theil, trat aber nicht als Redner hervor. Mit Ende des Jahres legte er sein Mandat nieder, weil ihn die Bezirke Freiberg, Mohorn und Oederan zum Abgeordneten für die erste Kammer des sächsischen Landtags gewählt hatten und weil er glaubte, im engeren Vaterlande der deutschen Sache besser dienen zu können als in Frankfurt. In der Kammer hielt er sich zur Partei der gemäßigten Linken, die damals die Majorität innehatte. Seine begeisternde Beredsamkeit, mit der er namentlich für die von der Nationalversammlung geschaffene deutsche Reichsverfassung eintrat, die er nicht nur gegen die reactio-

nären Gelüste der Rechten, sondern auch gegen die radicalen Angriffe der äußersten Linken vertheidigte, erwarb ihm den Beifall seiner Gesinnungsgenossen, und so wurde er bald als der einflußreichste Führer der Partei betrachtet. Auch im ganzen Lande gewann er bald große Popularität, besonders als er am 12. April den von der Kammer fast einstimmig angenommenen Antrag auf sofortige Anerkennung und Durchführung der Reichsverfassung einbrachte. Leider fand seine parlamentarische Thätigkeit bereits am 30. April 1849 durch die Auflösung der Kammern einen vorzeitigen Abschluß.

Trauernd über die schwierige Lage des Vaterlandes, aber in der frohen Hoffnung, nach so vielen Anstrengungen im Kreise seiner Familie Ruhe und Erholung zu finden, kehrte er nach Freiberg zurück. Er wurde hier von der Bevölkerung feierlich empfangen, und die städtischen Behörden ernannten ihn in Anerkennung seiner Verdienste zum Ehrenbürger. Noch an demselben Tage aber kam aus Dresden die Kunde, daß der König die Anerkennung der Reichsverfassung abgelehnt und das Volk sich deshalb gegen ihn erhoben hatte. In Freiberg wurde alsbald eine Volksversammlung abgehalten und von dieser H. aufgefordert, im Interesse der nationalen Sache sogleich nach Dresden zurückzukehren und dort mit Rath und That für die Durchführung der Verfassung einzutreten. H. glaubte sich diesem dringenden Wunsche seiner Mitbürger nicht entziehen zu dürfen. Er fuhr die ganze Nacht hindurch und kam am Morgen des 4. Mai erschöpft und aufgeregt in Dresden an, wo die Bevölkerung im offenen Aufstand begriffen war und den Bau von Barrikaden begonnen hatte. Als er hörte, daß sich mehrere ebenfalls von auswärts eingetroffene Mitglieder der aufgelösten Kammern auf dem Rathhause versammelten, begab er sich auch dahin. Auf die Nachricht von der Abreise des Königs und der Minister nach dem Königstein, die man als Flucht zu deuten geneigt war, wurde beschlossen, eine provisorische Regierung einzusetzen, welche die Durchführung der Reichsverfassung übernehmen sollte. Zu Mitgliedern dieser Regierung wählte man H. als Vertreter der gemäßigten Linken, den Geheimen Regierungsrath Todt als Vertrauensmann des Centrums und den Advocaten Tzschirner als das Haupt der äußersten Linken. Die Rechte war nicht vertreten. H. nahm die Wahl an, da die anderen Führer seiner Partei nicht erschienen waren, doch verhehlte er sich nicht, daß er in diesem verhängnißvollen Augenblick seine gesicherte Existenz, seine geachtete öffentliche Stellung und das Glück seiner Familie aufs Spiel setzte. Die erste Regierungshandlung des Triumvirats war der Erlaß einer Proclamation, durch welche Sachsen unter den Schutz der Reichsverfassung gestellt und der Zuzug von bewaffneten Freischaaren aus allen Orten des Landes nach Dresden angeordnet wurde. Die Thätigkeit Heubner's bei dieser Regierung dauerte vom 4. bis 9. Mai. Mit dem Aufgebot aller Kräfte des Körpers und des Geistes hielt er während dieser Zeit aus und suchte namentlich jede Gewaltthätigkeit nach Möglichkeit zu vermeiden, um der Bewegung ihren reinen und idealen Charakter zu wahren. Daß der Aufstand nicht ohne Zerstörungen und Blutvergießen verlief, war nicht H., sondern hauptsächlich dem Auftreten des russischen Revolutionärs Bakunin zuzuschreiben. Als durch das Eingreifen preußischer Truppen die Lage der provisorischen Regierung unhaltbar wurde, ergriffen Todt und Tzschirner die Flucht und entkamen glücklich in die Schweiz. Auch H. sah sich am 9. Mai gezwungen, der Uebermacht zu weichen. Mit Bakunin und den Resten der Freischaaren begab er sich über Freiberg nach Chemnitz. Da er sich hier im Kreise von Freunden und Gesinnungsgenossen zu befinden glaubte, wollte er sich einige Ruhe gönnen und Abgeordnete des Landes zusammenrufen, um die Sache des Volkes weiter zu berathen, doch wurde er am 10. Mai durch einige ent-

schlossene Gegner seiner Bestrebungen verhaftet und zunächst nach Dresden, dann auf den Königstein ins Gefängniß gebracht. Während der langwierigen Untersuchungshaft suchte er sich hauptsächlich durch dichterische Versuche zu erheitern. Zwei Sammlungen seiner Gedichte, theilweise Uebersetzungen aus dem Griechischen, Lateinischen, Englischen und Französischen enthaltend, wurden von seinen Brüdern zum Besten der ihres Ernährers beraubten Familie veröffentlicht: „Gedichte", mit der Lebensbeschreibung und dem Bilde des Verfassers (Zwickau 1850), und „Neuere Gedichte aus der Gefangenschaft" (ebd. 1850).

Nachdem er mehrere Monate in strenger Abgeschlossenheit von der Außenwelt zugebracht hatte, wurde ihm die Anklageschrift zugestellt. Diese bezeichnete ihn als einen der Haupturheber des Dresdner Aufstandes und warf ihm vor, auf gewaltsamen Umsturz der Verfassung und auf Einführung der Republik hingearbeitet zu haben. Auch ließ sie durchblicken, daß man ihn als mitverantwortlich für die stattgefundenen Brandlegungen betrachtete, durch welche das königl. Opernhaus und das Naturaliencabinet mit seinen unersetzlichen Schätzen vernichtet worden waren. H. reichte alsbald eine Selbstvertheidigung ein, in welcher er alle diese Beschuldigungen zurückwies und behauptete, daß er lediglich beabsichtigt habe, die sächsische Regierung zur Anerkennung und Durchführung der von der Nationalversammlung angenommenen und dadurch rechtsgültigen deutschen Reichsverfassung zu veranlassen. Er betrachtete die Erhebung lediglich als eine Nothwehr des Volkes gegen ungesetzliche Handlungen der Regierung und darum als straflos. Das Dresdner Appellationsgericht sah indessen für erwiesen an, daß er die persönliche Sicherheit und die Regierungsfähigkeit des Staatsoberhauptes bedroht und gegen die Staatsverfassung in der Absicht, sie umzustürzen, einen gewaltsamen Angriff unternommen habe. Es verurtheilte ihn demgemäß, trotzdem es die Lauterkeit seiner Beweggründe anerkannte, am 14. Jan. 1850 auf Grund von Artikel 81 des sächsischen Criminalgesetzbuches wegen Hochverraths zum Tode. H. nahm dieses harte Urtheil mit männlicher Ruhe und Würde entgegen, legte aber, überzeugt von der Reinheit seiner Bestrebungen, sogleich Berufung ein und arbeitete eine neue Vertheidigungsschrift aus, die später im Druck erschien. Er verlangte darin, vor ein in voller Oeffentlichkeit verhandelndes Schwurgericht gestellt zu werden und beantragte seine Freisprechung. Das Oberappellationsgericht schloß sich indessen allenthalben den Entscheidungsgründen der Vorinstanz an und bestätigte das Urtheil, doch wurde die Todesstrafe auf ein vom Vertheidiger Heubner's mit dessen Zustimmung eingebrachtes Gesuch durch landesherrliche Gnade in lebenslängliche Zuchthausstrafe umgewandelt. Bei dem lebhaften Interesse, das der Proceß sowol wegen der Person als wegen der That des Verurtheilten erregte, sowie wegen der juristischen und staatsrechtlichen Wichtigkeit der in beiden gerichtlichen Erkenntnissen erörterten Fragen entstand eine umfängliche Litteratur über den Fall. Die Gattin und Mutter Heubner's suchten beim König um eine Audienz nach, um eine Milderung des Urtheils zu erbitten, doch wurde ihr Gesuch abgelehnt. Ebenso vergeblich waren ihre Bemühungen, auf dem Gnadenwege eine Umwandlung der Zuchthausstrafe in Festungshaft oder Landesverweisung zu erlangen. Am ... Juli 1850 wurde H. nach dem Landeszuchthause in Waldheim überführt, wo sich schon viele der Maigefangenen befanden. In Kleidung und Nahrung wurde er den übrigen Züchtlingen gleichgestellt, doch gestattete man ihm, sich literarisch zu bethätigen. Während der neun Jahre, die er im Zuchthaus verbrachte, beschäftigte er sich mit dem Studium der modernen Sprachen, namentlich des Englischen, sowie mit poetischen Versuchen. Die Ergebnisse

seiner Arbeiten schickte er an seine Brüder, die sie zum Besten der vaterlo
Familie veröffentlichten. So erschienen einige Bände Erzählungen, die er f
seine Kinder geschrieben hatte, damit sie ihn nicht vergessen sollten: „Kle
Geschichten für die Jugend“ (Leipzig 1852, 2. Aufl. 1860), „Herr Goldschr
und sein Probirstein, Bilder aus dem Familienleben“ (Leipzig 1852, 2. A
1859), sowie später „Schau's an, lern' dran! Bilderbüchlein mit Versen,
Kindern von den Müttern vorzusagen“ (Dresden 1862), ferner unter d
Titel „English Poets“ eine Auswahl englischer Dichtungen von 125 Verfass
von Chaucer bis Tennyson mit deutscher Uebersetzung (Leipzig 1856), end
„Klänge aus der Zelle in die Heimath“ (Dresden 1859).

Am 28. Mai 1859 wurde H. bei Gelegenheit der Vermählungsfeier
Prinzen Georg von Sachsen vom König begnadigt. Nach seiner Befreiung wen
er sich zunächst nach Mühltroff, um hier im Kreise seiner Familie wieder auf
leben. Später siedelte er nach Dresden über, wo er bei der Sächs. Hypothe
versicherungsgesellschaft zuerst als Commissar, dann als Director Anstell
fand. Nachdem 1865 eine allgemeine Amnestie für alle wegen des Mai-A
standes Verurtheilten ergangen war, wurde er wieder in die Liste der Ad
caten aufgenommen und eröffnete 1867 in Dresden eine Anwaltsexpediti
Bald sandte ihn das Vertrauen seiner Mitbürger in die 2. Kammer der sä
sischen Ständeversammlung und in die evangelisch-lutherische Landessyn
Anfang 1869 trat er auch in das Stadtverordnetencollegium zu Dresden
und nahm an allen communalen Angelegenheiten regen Antheil. Im Som
1871 wurde er zum besoldeten Stadtrath erwählt und ihm die Leitung
städtischen Schulwesens übertragen. Dasselbe gelangte unter ihm zu ho
Blüthe. Die durch das sächsische Schulgesetz von 1873 bedingte Neuordnu
besonders die Einrichtung der durch dieses Gesetz geforderten Fortbildun
schulen ging unter seiner kräftigen Mitwirkung rasch und befriedigend v
statten. Auch entwarf er eine neue, im wesentlichen noch heute gültige Loc
schulordnung für die evangelischen Volks- und Fortbildungsschulen der Sta
Ebenso verdanken ihm das städtische Kirchenwesen und die Turnvereine
ganzen Gegend vielfache Anregung und Förderung. Im Sommer 1887 wu
er in Anbetracht seines hohen Alters auf seinen Antrag in den Ruhest
versetzt. Die letzten Jahre seines Lebens verbrachte er in körperlicher u
geistiger Frische in seinem Landhause in Blasewitz bei Dresden, wo er, na
dem er 1892 im Kreise der Seinen den 80. Geburtstag und das gold
Ehejubiläum gefeiert hatte, am 1. April 1893 starb. Sein Grab befin
sich auf dem alten Annenfriedhofe in Dresden.

Der Leuchtthurm, herausgegeben von Ernst Keil, 4. Jahrg., Leip
1849, S. 592—596 (mit Bild). — Gedichte von O. Heubner. Zum Bes
seiner Familie herausgegeben von seinen Brüdern. Mit der Lebensbeschr
bung und dem Porträt des Verfassers. Zwickau 1850. — Selbstverthei
gung von O. Heubner in seiner auf Hochverrath gerichteten Untersuchu
Zum Besten seiner Familie herausgegeben von Angehörigen des Verfasse
Zwickau 1850. — O. L. Heubner und seine Selbstvertheidigung über se
Theilnahme an den Vorfällen zu Dresden im Mai 1849. Für das deut
Volk bearbeitet von Eduard Sparfeld. Zwickau 1850. — Entscheidung
gründe des Königl. Oberappellationsgerichts in Untersuchungssachen wi
O. L. Heubner und Michael Bakunin. Dresden 1850. — Die Erkenntni
in der gegen den Kreisamtmann O. L. Heubner geführten Untersuchu
Mit Genehmigung des Kgl. Justizministerii aus den Jahrbüchern für sä
sisches Strafrecht besonders abgedruckt. Leipzig 1850. — Nekrologe in d
Dresdner Tagesblättern vom 2. bis 5. April 1893. — Deutsche Tur

zeitung 1893, S. 141 ff. u. 254. — E. Isolani, O. L. Heubner, Lebensbild eines deutschen Mannes. Dresden 1893 (mit Bild). — Das Ecce der Fürsten- u. Landesschule Grimma in d. Jahre 1893. Grimma 1893, S. 28—42. — C. Euler, Encyklopädisches Handbuch des gesammten Turnwesens. Wien und Leipzig 1894. I, 497. — Dresdner Rundschau 1900, IX, 44 (mit Bild). — H. Rühl, Deutsche Turner. Wien und Leipzig 1901, S. 110—111 (mit Bild).

Viktor Hantzsch.

Heusinger: Johann Friedrich Christian Karl H. von Waldegg, Arzt und Professor der Medicin, geboren zu Farnroda (einem Dorf zwischen Eisenach und Ruhla) am 28. Februar 1792 und als Veteran der deutschen Aerzte und Gelehrten am 5. Mai 1883 in Marburg verstorben, stammte aus einer alten Gelehrtenfamilie. Er studirte seit 1809 Medicin und Naturwissenschaften in Jena und gewann hier bereits eine besondere Vorliebe für vergleichende Anatomie. Nachdem er 1812 die Doctorwürde erlangt hatte, setzte er seine Studien in Göttingen fort, hier besonders mit Forschungen über den Bau der Milz beschäftigt, die er später fortsetzte. Im Befreiungskriege von 1813 trat er als Militärarzt in preußische Dienste und machte die Feldzüge in Deutschland, Holland und Frankreich mit. Erst nach einem dreijährigen Aufenthalt in Thionville, und nachdem er im Februar 1818 Paris besucht und 1819 ein Hospital in Sedan geleitet hatte, kehrte er nach Göttingen zurück, wurde Assistent an der Klinik von Himly und erhielt bereits 1821 auf Empfehlung Blumenbach's einen Ruf als außerordentlicher Professor nach Jena. Von hier siedelte er 1824 als Nachfolger Döllinger's und ordentlicher Professor der Anatomie und Physiologie nach Würzburg über und folgte schließlich 1829 einem Ruf als Professor der praktischen Medicin und Director der Klinik als Nachfolger von Bartels nach Marburg, wo er bis zu seinem Lebensende verblieb. 1867 zog er sich von seinem Lehramt ins Privatleben zurück, 1876 wurde er in den Adelstand erhoben. H. war ein außerordentlich vielseitiger Gelehrter und fruchtbarer medicinischer Schriftsteller. Knüpft sich auch keine eigentlich epochemachende Leistung, keine neue Entdeckung an seinen Namen, so hat er doch durch seine Arbeiten sich ein großes Verdienst erworben. Von ihnen verdienen besonders diejenigen zur Geschichte der Medicin, zur Geographie der Pathologie resp. Epidemiographie, eine Reihe anatomisch-physiologischer Forschungen (über den Bau der Milz, der Nieren, über Pigmentbildung, Haarbildung), vergleichend-anatomische, klinisch-casuistische, medicinisch-topographische Publicationen Anerkennung. Nicht ohne Nutzen ist auch heute noch Heusinger's „Grundriß der Encyklopädie und Methodologie der Naturheilkunde“ (Eisenach 1839; 2. Aufl. 1868), ferner sein Werk: „Recherches de pathologie comparée“ (Kassel 1844), mit einer darin enthaltenen, werthvollen „Histoire comparée de la médecine vétérinaire“. H. war Mitarbeiter am großen Virchow'schen Handbuch der speciellen Pathologie und erstattete für viele Jahre umfang- und inhaltreiche Referate über medicinische Geographie und geographische Nosologie in dem großen Canstatt'schen Jahresbericht. Eine fast vollständige Zusammenstellung von Heusinger's Arbeiten gab der Unterzeichnete im Biogr. Lex. herv. Aerzte hsg. von A. Hirsch u. E. Gurlt III, 191—93.

Pagel.

Heuß: Eduard von H., Dr., großherzoglich hessischer Hofrath und Maler, geboren am 5. Juli 1808 zu Oggersheim (Rheinpfalz), † am ... October 1880 in Bodenheim bei Mainz. Sein Vater war erst Advocat zu Oggersheim, Kreisdirector zu Alzey, dann Obergerichtsrath in Mainz. Nachdem Eduard H. schon als Dreizehnjähriger zu

Mainz mit Zeichnen und Lithographiren sich beschäftigt hatte, setzte er
Uebung, sogar mit Wiedergabe anatomischer Präparate, am Gymnasium
München fort, nach dessen Absolvirung er, gemäß dem Wunsch seiner Mu
zum Studium der Medicin überging, in der ausgesprochenen Absicht, selb
bald wie möglich mit der Kunst zu vertauschen. Während H. für den
rühmten Physiologen Döllinger viele pathologisch-anatomische Zeichnungen
tigte, betrieb er mit dem für den Zauber der Farbengebung beflissenen A
Riedel allerlei Malertechnik, zeichnete zahllose Bildnißskizzen seiner Stu
genossen und Freunde und benutzte die dazwischen liegenden Ferien zu Ausfl
die sich in der Herbstvacanz zu einer Fußtour mit dem nachmals so gefei
Louis Agassiz und Anderen durch Italien und Sicilien ausdehnten. Da es
an Mahnungen fehlte, sein Fachstudium wieder aufzunehmen, so legte der
horsame Sohn „Pinsel und Palette unter Schloß und Riegel und bezog
Krankenhaus mit dem festen Vorsatz, nicht eher wieder den Tempel der M
zu betreten, bis dem Aeskulap der geforderte Tribut gezollt“. Bald war
Nöthige nachgeholt und die Hochschule 1829 mit der Note der Auszeichn
absolvirt. Während der zum Prosector ernannte junge Doctor am Scheide
stand, erging an ihn eine Einladung des Ministers v. Montgelas zu ei
lebensgroßen Bildniß, das ein gleiches für den Großherzog Ludwig II.
Darmstadt nach sich zog. Von da eilte H., mit besten Empfehlungen
gestattet, nach Rom, wo er in den blühenden Künstlerkreis der Thorwald
Cornelius, Overbeck, Veit, Jos. Ant. Koch, Reinhart u. s. w. eintrat.
Sterne erster Größe funkelten diese hochbegnadeten Lieblinge, von göttl
Hand an den ewig blauen Himmel Italiens geheftet, in das weichende Du
der darniederliegenden Kunst. Der schlummernde Marmor von Carrara
wachte von den pochenden Meiselschlägen des großen Dänen, die kahlen Wä
der Villa Massimi schmückten sich mit den unsterblichen Fresken eines Phi
Veit und Jos. Koch, unter deren Pinsel Virgil und Dante ihre Auferste
feierten. Dort lebte in kleinem Körper der titanische Geist (Cornelius), in wel
die Bibel, Homer, die Nibelungen, Goethe und Shakespeare ihren Meilen lan
Schatten (?) werfenden Illustrator fanden. Overbeck, der sanfte, edle, g
Meister, nahm hier aus der unerschöpflichen Quelle der Religion Nahrung
seine hohen Werke. Reinhart war der Meister der heroischen Landscha
Dieser emphatische Erguß mag als Heuß' Programm für seine Kunst, se
Stil und Charakter gelten. Als echter Epigone und Eklektiker trat er in
Fußstapfen, hatte von jedem etwas, entbehrte aber in Zeichnung und Fa
der gründlichen Schulung, blieb also bei aller Anerkennung seines tüchti
selbsteigenen Vorraths von Talent und Genie doch auf dem halben W
autochthonen Dilettantismus haften. Die Diagnose der Fachleute lautete
H. wie in Lessing's Fabel das Urtheil des Adlers und des pfeilschne
Rennthiers über die Flug- und Lauffähigkeit des Vogel Strauß: ersterer
den Strauß und sprach: das Laufen des Straußes ist so außerordentlich e
nicht, aber ohne Zweifel fliegt er desto besser; ein ander Mal sah der A
den Strauß und sprach: fliegen kann der Strauß wol nicht; aber ich gla
er muß gut laufen können! — Seine glänzende Salonfähigkeit und
oberflächliche Treffsicherheit gewannen ihm die oberen Regionen, de
bereitwillige Gunst ihn wenig förderte, aber bei den Künstlern blassen N
erregte, umso mehr, da H. seine gesellige Ueberlegenheit den artistis
Genossen nur zu fühlbar machte, welche dann nur zu sehr sich rev
chirten. Eine ähnliche Doppelstellung wurde Hermann Allmers (gebo
am 11. Februar 1821 zu Rechtenfleth, † am 9. März 1902 ebendaselbst)
Dichter und Landschafter zu theil. — H. malte den prägnanten Kopf

lustigen J. A. Koch, wobei derselbe wahrscheinlich mithalf, während die anderen Porträts nach Philipp Veit, den beiden Plastikern Hermann Wilhelm Bissen (geboren 1798 zu Schleswig, † am 10. März 1868 zu Kopenhagen) und Thorwaldsen denselben flauen, süßverschwommenen Ausdruck tragen, welcher allen anderen Werken Heuß', auch seinem Selbstbildnisse eignet. Unter den Damenporträts erscheint auch Mademoiselle Dumont und „omen et nomen“ die durch ihre Schönheit und stattliche Männerreihe berühmte Tochter des Admiral Henry Digby, die taubenäugige Lady Ellenborough, die als Gattin des Karl Freiherrn v. Venningen 1832 für die König-Ludwigs-Schönheiten-Gallerie verewigt, vielen anderen bekannten Diplomaten ihre entzückende milchweiße Hand reichte und endlich bei ihrem neunten Gatten, dem syrischen Scheich Abdul von Palmyra 1873 zu Damascus ihre vielbewegte Laufbahn schloß. Sie hat außer Balzac und Edmond About viele Biographen gefunden, wie Freiherr v. Maltzan („Wallfahrt nach Mekka“, 1865. II, 189) und L. Hevesi („Glückliche Reisen“, 1895, S. 334 ff.); die berühmtesten Maler und Kupferstecher, darunter Thom. Lawrence und viele Andere weihten ihr den entzückten Pinsel. So lebte in Bild und Wort, um mit dem biederen Kater Hidigeigei zu sprechen, die entschwundene Schöne „lang' noch in der Nachwelt Klatsch!“

H. war drei Mal im gelobten Lande Italia; dahin hatte ihn auch die Hochzeitsreise mit seiner Gattin Amalia, der Tochter des Mainzer Stadtrathes J. Krätzer, geführt. Außerdem besuchte H. auf vielen Reisen Holland, Paris und London, theils um alte Meister an Ort und Stelle zu studiren oder eigene Werke zu hinterlassen. In München, wo er eine Ausstellung seiner Arbeiten veranstaltete, malte H. ein Bildniß König Ludwig I. und trat auch mit dem Kronprinzen Maximilian in Fühlung; in Darmstadt verlieh ihm der Großherzog für den „Raub der Europa“ das Ritterkreuz Philipp des Großmüthigen. Ehren und Auszeichnungen begleiteten ihn auf allen Wegen. In Rom entstanden auch mehrere Architekturbilder: Interieurs aus dem Palazzo Colonna; andere Ideen wurden zur Ausführung für spätere Zeiten zurückgelegt. Anfangs wählte er Mainz mit dem benachbarten Edelsitz zu Bodenheim zum bleibenden Aufenthalt, von wo er nach dem Tode seiner Gattin 1853 für längere Jahre nach München übersiedelte. Gewöhnlich begab er sich zur Ausführung seiner Porträts an Ort und Stelle, wodurch ein unruhiges Wanderleben entstand. Seine Thätigkeit blieb unermüdlich, man staunt über die Menge von Arbeiten, welche allein 1844 entstanden; freilich unterlief dabei auch viel Flüchtiges und manche Oberflächlichkeiten. Da waren, meist in wiederholt wechselnden Etat, die Bildnisse des Fürsten Metternich, der Erzherzoge Karl, Stephan und Johann, der Barone Rothschild, des Bürgermeisters Rabecka, B. v. Kübeck's, Graf Kolowrat's, des Fürsten von Leiningen-Amorbach, des Grafen Schönborn-Wiesentheid. In London malte er mehrere Bildnisse für die Königin Victoria, copirte, nach Reynolds und Lawrence, auch viele Köpfe aus den Raphael'schen Tapeten zu Hampton-Court; in Paris hatte H. die Bildnisse Guizot's, Soult's und der Madame Adelaide vollendet, als ihn über dem Porträt Louis Philipp's die Revolution vertrieb. Dann entstanden religiöse Stoffe: Christus als Tröster der Kranken, und mancherlei Altarbilder, die der Maler an arme Kirchen verschenkte, die Bildnisse vieler Kirchenfürsten und Bischöfe (Vicari, Frhr. v. Ketteler), eine Kreuzigung, Heimsuchung, ein Cyklus mit 5 religiösen Genrestoffen, welchen der Maler in die Neue Pinakothek stiftete und hiefür als Recompense, auch auf Grund seines Güterbesitzes, die erbliche Nobilisirung erhielt. Sein nie rastender Geist ersann eine ganze Reihe von Compositionen über die Schöpfung, die Kindheit Jesu, den Weg des Kreuzes, die Geheimnisse des Rosenkranzes, das

Ammergauer Passionsspiel. Auch im Gebiet der Landschaft bewegte sich mit freierfundener, meist an italische oder französische Motive sich anlehnen Inscenirung. Dann wendete er sich wieder zur Ilias, zu Goethe's Fa dessen Gedichten und anderen deutschen Lyrikern. Viele seiner Entwürfe er durch jüngere Kräfte, wie durch den Tiroler Jos. Ant. Mahlknecht (geb 1827 zu Rifeils in Gröden, † am 6. April 1869 zu München) vergrö und in Farbe setzen. — Einer seiner Söhne Ferdinand v. H. promovirte Arzt, wendete sich aber gleichfalls zur Malerei und betrieb auch die B hauerkunst (Colossalbüste seines Vaters).

Der reiche Nachlaß von Ed. v. H., in welchem sich auch vier Origi Aquarelle von Jos. Anton Koch zur Divina Commedia befanden, wurde 1 zu Mainz, 1901 und 1903 durch Hugo Helbing in München ausgestellt zur Auction gebracht. Die betreffenden Kataloge waren mit einer Biogra und vielen Reproductionen nach den Arbeiten des Künstlers ausgestattet.

Vgl. Raczynski, 1840. I, 305; II, 441—442. — Beil. 32 u. 33 Augsburger Postzeitung vom 21. u. 25. Juli 1883. — Fr. v. Bötti 1895. I, 524. — Singer, 1896. II, 174 (9 Zeilen!).

Hyac. Holland

Heyde: Georg Moritz H., Director des Kgl. Stenographischen Instit zu Dresden, geboren am 22. Januar 1810 zu Dresden, † daselbst am 20. 1886. Nach dem Besuch der Kreuzschule in Dresden studirte H. seit 18 in Leipzig Theologie und Philologie, promovirte 1833 zum Dr. phil. u bestand 1835 in Dresden das Candidatenexamen. Seit 1836 bildete er unter Wigard's Leitung als Stenograph aus und wurde vom November 18 ab als Landtagsstenograph des sächsischen Landtags beschäftigt. Eine Zeitl arbeitete er daneben als Hülfsarbeiter bei der Kgl. Bibliothek in Dresd gab diese Stelle aber 1849 auf und widmete sich ausschließlich der Ste graphie. 1850 wurde er Stenograph erster Classe im Kgl. Stenographisch Institut und erhielt 1857 den Professortitel. Am 1. Januar 1866 wu ihm die Vorstandschaft des Kgl. Stenographischen Instituts mit dem Ti Director übertragen; diese Stelle bekleidete er bis zum 1. October 1878, er seine Pensionirung nachsuchte und zum „Ehrenmitgliede" des Institu ernannt wurde. H. war ein bedeutender stenographischer Praktiker und au im sächsischen Landtage in vielen parlamentarischen und anderen Versam lungen als Stenograph thätig; u. a. wurde er 1859 nach Kopenhagen rufen, um die Reden der deutschen Reichstagsmitglieder aufzunehmen. A als stenographischer Schriftsteller und Lehrer war er geschätzt. 1863 hielt als Wanderlehrer im Auftrage des Instituts und der Gabelsberger'schen V eine neue stenographische Unterrichtscurse in Hannover und Braunschweig und gründete den Stenographenverein in den Städten Hannover und Brau schweig. In den Jahren 1854 und 1855 gab er mit dem Institutsmitgli Dr. Krause die Zeitschrift „Stenographische Mittheilungen" heraus, 1863 d „Echo", 1870 mit Krieg die „Stenographische Militärzeitung"; von 1856 b 1878 leitete er die Zeitschrift des Instituts, das „Correspondenzblatt", das auch abwechselnd mit Rätzsch und später mit Krieg autographirte. Außerde veröffentlichte er 1853 in Gemeinschaft mit den Institutsmitgliedern Dr. Kra und Steinmann ein „Lehrbuch der Gabelsberger'schen Stenographie", 18 ein Lesebuch, 1858 zusammen mit Rätzsch das Lesebuch zur Preisschrift, d vielfach aufgelegt wurde (36. Tausend, Dresden 1894), 1875 mit Zeib „Stenographische Lehrstunden" im „Illustrirten Familienjournal" und Payne's „Panorama des Wissens und der Bildung" (Leipzig 1875). B den Systemberathungen des Stenogr. Instituts in den Jahren 1854—18

und an den Commissionsberathungen des Jahres 1857 zu Dresden, in denen das Gabelsberger'sche Stenographiesystem einer umfassenden Regelung unterzogen wurde (sog. „Dresdner Beschlüsse"), war H. hervorragend betheiligt; ebenso hatte er dem 1863 gegründeten Systemausschuß der Gabelsberger'schen Schule eine Anzahl Anträge zur Vereinfachung der Vocalbezeichnung der Gabelsberger'schen Stenographie unterbreitet, die neuerdings meist angenommen worden sind. In mehreren Aufsätzen trat er für die weiteste Verwendung der Stenographie ein.

Vgl. Correspondenzblatt des k. stenogr. Instituts 1864 u. 1886, Nr. 4. — Festschrift des k. stenogr. Instituts. Dresden 1889, S. 70, 77 u. 80. — Trachbrodt, Illustr. Ztg. 1879, S. 100. — Deutsche Stenographenzeitung 1886, S. 245. — Krumbein, Entwickelungsgesch. d. Schule Gabelsbergers, 1901, S. 241. — Ein Verzeichniß d. Bücher u. Aufsätze Heyde's bei Näther, Stoffregister f. Vorträge u. Abhdlgn. stenogr. Inhalts. Dresden 1890, S. 10.

Johnen.

Heydebrand: Tassilo (nicht Tassilone) von H. und der Lasa wurde geboren am 17. October 1818 zu Berlin (oder in Potsdam?), wohin seine Eltern, nach ihrer Vermählung, von Breslau übergesiedelt waren.

Er ist der Stammvater der jüngeren Linie dieses alten schlesischen Adelsgeschlechtes, die zum Theil evangelisch wurde, zum Theil aber römisch-katholisch geblieben oder wieder geworden ist. Er selber war evangelisch und der einzige Sohn des späteren preußischen Generalmajors a. D. Heinrich Joseph Karl v. H. u. d. L. (geboren am 4. Mai 1790, † zu Warmbrunn am 29. September 1868), der im Ruhestande von 1843 bis 1856 die Herrschaft Klein-Tschunkawe im Kreise Militsch bewirthschaftete. Dieser hatte sich als Premierlieutenant im 1. schlesischen Cürassierregiment und designirter Rittmeister im Regiment Garde du Corps, geschmückt mit dem Eisernen Kreuz der Befreiungskriege, am 18. Januar 1818 zu Breslau vermählt mit Emilie geb. Thomann, verwittweten Frau v. Kleist. Sie war fast fünf Jahre älter als ihr zweiter Gatte und überlebte ihn länger denn sechs Jahre (geboren zu Hirschberg am 6. Juli 1785, † zu Warmbrunn am 30. Januar 1875).

Ein drei Jahre älterer Vetter (d. h. Vaters-Bruders-Sohn) Oskar Ernst Sylvius v. H. u. d. L. (geboren zu Militsch am 21. Januar 1815, † zu Kl.-Tschunkawe am 24. April 1888) wurde der Stammvater der älteren, ausschließlich protestantischen Linie des Hauses.

Der Beiname „und der Lasa", obwol nicht urkundlich, hat zu der unhistorischen Contraction: „v(on) d(er) Lasa" geführt; eine Kürzung, deren sich auch Tassilo als Autor sehr oft bedient hat. In wichtigen Fällen, z. B. bei Unterschriften, brauchte er aber die volle Form: „v. H. u. d. L.". Auf dem Titelblatt seines Hauptwerkes steht: „T. von der Lasa". Die ältere Schreibung des Vornamens („Thassilo") wird noch im Handbuch für den Preußischen Hof und Staat consequent bevorzugt. Auf jener Kürzung und der durch sie hervorgerufenen irrigen Annahme zweier Personen, mag die Anekdote beruhen, der zufolge Wilhelm I. seinen Diener mit der scherzhaften Anrede zu begrüßen pflegte(!): „Guten Tag, lieber Heydebrand! Was macht von der Lasa?"

Mehrere Jugendjahre verbrachte Tassilo mit den Eltern in Potsdam. Später bezog er das Friedrich-Wilhelms-Gymnasium in Berlin, welches er als Abiturient zu Michaelis 1838 mit dem Zeugniß der Reife verließ. Ursprünglich zum Verwaltungsdienste bestimmt, studirte er in Bonn und Berlin Jura und Cameralia. Das Militärjahr ward bei den Garde-Ulanen in Potsdam abgeleistet. Seit 1845, in welchem Jahre v. H. nach bestandenem zweiten Examen bei der Regierung in Trier arbeitete, erschloß sich ihm in regel-

rechter Folge der staffelförmige cursus honorum einer langen und überaus wirkungsreichen, zuerst preußischen, dann reichsdeutschen Beamtencarriere. Noch im J. 1845 erfolgte der Uebertritt in die diplomatische Laufbahn. Zuerst war v. H. Attaché in Wien, wo er die Angelegenheiten des deutschen Bundes gründlich kennen gelernt haben mag. Dann rückte er zum Legationssecretär auf und wurde als solcher während der nun folgenden Jahre bei den preußischen Gesandtschaften in Stockholm, Frankfurt a. M. und Brüssel beschäftigt. König Friedrich Wilhelm IV. ernannte ihn 1851 zum Kammerherrn; im folgenden Jahre wurde er Legationsrath. In die Nähe der europäischen Küste ward er 1857 verschlagen durch seine Wirksamkeit bei der Gesandtschaft im Haag. Im nächsten Jahre ging er dann zum ersten Male über das große Wasser, und zwar nach Rio de Janeiro in Brasilien, als Geschäftsträger und designirter „Ministerresident“. In Rio mag v. d. L. seine spanischen und romanischen Sprachkenntnisse erweitert haben, was ihm bei seinen historischen Schachstudien später zu Gute kommen sollte. Den Portugiesen Damiano hatte er allerdings damals schon edirt (mit R. Franz, Berlin 1857).

Zwei Jahre später finden wir v. d. L. wieder in Deutschland, wo nun eine glückliche Häuslichkeit sich begründete. Am 24. April 1860 vermählte er sich zu Baden-Baden mit der protestantischen Anna v. Helldorf (geboren zu Weimar am 11. December 1831, † zu Baden-Baden am 21. November 1880). Sie war die Tochter des königlich preußischen Kammerherrn Bernhard v. Helldorf auf Gleina in der Provinz Sachsen und seiner Gemahlin Therese, einer geborenen Köhne.

Der zwanzigjährigen ungetrübten Ehe ist nur ein Sohn entsprossen: der jetzige königlich preußische Kammerherr Heinrich v. H. u. d. L. (geboren zu Baden-Baden am 6. October 1861), welcher der protestantischen Religion seiner Eltern folgte.

Nach seiner Vermählung wurde Tassilo v. H. u. d. L. als außerordentlicher Gesandter und bevollmächtigter Minister an den Hof zu Weimar gesendet, wo das glanzvolle Leben auf dem altclassischen Boden, wenn auch ruhiger geworden als vordem, die ersten Jahre der Ehe auf das günstigste inaugurirte. Häufig weilten die Gatten zu Besuch bei den Schwiegereltern in Baden-Baden.

Die „deutsche Frage“ spitzte sich während der ersten Jahre seiner Ehe immer schärfer zu. Sie nahte ihrer Lösung durch Bismarck.

Während des dänischen Krieges war v. d. L. in den Elbherzogthümern beim Obercommando thätig. Nach dem Friedensschlusse vertraute ihm der König das verantwortungsvolle Amt des preußischen Gesandten in Kopenhagen an; gewiß ein hoher Beweis für das diplomatische Geschick, den feinen Takt und die reichen Erfahrungen v. Heydebrand's. In der dänischen Hauptstadt vertrat v. d. L. während der folgenschweren Ereignisse von 1866 und 1870/71 mit politischem Scharfblick die Interessen Preußens; connivent und doch energisch. Seine Persönlichkeit ist dadurch in Oesterreich, wie auch in Frankreich nicht unbeachtet geblieben. Auch nachdem der Friede von Versailles geschlossen war, blieb v. H. auf seinem Kopenhagener Posten, jetzt als Gesandter des Deutschen Reiches. Im J. 1878 folgte als äußere Anerkennung der geleisteten Dienste die Verleihung des Titels: „Wirklicher Geheimer Rath“, mit dem Prädicate „Excellenz“, von Seiten des Reiches.

Bevor v. H., der im J. 1880 seine Gattin und mit ihr die Lust am Herrendienste verlor, sich nach der „Pensionopolis“ Wiesbaden, das er auf seinen Reisen liebgewonnen hatte, ins Privatleben zurückzog: — kurz vor

seiner Pensionirung also ist v. d. L. noch etwas über ein Jahr (1878—80) am königlich württembergischen Hofe zu Stuttgart beglaubigt gewesen.

Im „Ruhestande“ unternahm v. H. einige Weltreisen; die letzte 1887/88, auf welcher er auch den fünften Erdtheil Australien kennen lernte. Er starb an Altersschwäche im 81. Lebensjahre, ohne Krankheit sanft hinüberschlummernd, auf Storchnest im Kreise der Seinigen am 27. Juli 1899.

Der Verstorbene war Ehrenritter des Johanniterordens (von der Ballei Brandenburg). Er besaß den preußischen Rothen Adlerorden 2. Classe mit dem Stern und Eichenlaub, sowie den preußischen Kronenorden 1. Classe; nebst vielen hohen ausländischen Orden.

Die militärische Laufbahn v. d. Lasa's blieb auf seine Zugehörigkeit zum Beurlaubtenstande, zur Reserve und Landwehr, beschränkt. Er wurde zuerst geführt beim 20. Landwehrregiment Cavallerie 1. und 2. Aufgebots, zuletzt bei der Cavallerie des 22. Landwehrregiments. Hier sei daran erinnert, daß ein Bruder von ihm, der Major a. D. Leopold v. H. u. d. L., werthvolle hippologische Schriften verfaßt hat.

Ueber die politische Thätigkeit v. Heydebrand's ruht gewiß noch viel unveröffentlichtes Material in den Acten des Auswärtigen Amtes zu Berlin. Nicht ausgeschlossen, wenn auch unwahrscheinlich, ist der Fund eigener Aufzeichnungen im handschriftlichen Privatnachlaß, welchen der Sohn des Verstorbenen verwaltet. Seine ganze schriftstellerische Thätigkeit war eben ausschließlich seiner Privatneigung, dem Schach gewidmet. Die Erfahrungen, die er als Beamter seines Königs sammelte, hat er zeitlebens als „Dienstgeheimniß“ angesehen und für sich allein behalten. Auch diese fast subalterne, direct vorbildliche Treue ist ein Zug, der in seinem Bilde nicht fehlen darf. Es widerstrebte ihm, seine Person in den Vordergrund zu rücken.

Die Schachthätigkeit v. Heydebrand's kann man in drei Theile zerlegen: in die praktische, die theoretische und die historische Periode. Als Wissenschaft, und nicht anders, hat v. H. die Schachspielkunst stets behandelt. Er hat dieses Studium als ein philologisch und bibliothekarisch geschulter Fachmann betrieben. v. H. war dabei allerdings in der glücklichen Lage, über große Mittel verfügen zu können. Es ließe sich fragen, ob das Schachspiel eine Wissenschaft, eine Kunst oder nur ein Sport sei. Es gibt bereits eine Litteratur über diese Frage, eine ernsthafte und eine scherzhafte; die letzte überwiegt wol. Es sei von dieser Art hier nur eine Probe gestattet: „Nichts ist subjectiver als die Urtheile, welche man gewöhnlich über das Schachspiel fällen hört. Wer mit tüchtigen Geistesgaben ausgestattet, ein wenig allzusehr in diesem Mikrokosmus sich verloren hat, citirt Leibniz und setzt Alles daran, eine ‚Schachwissenschaft‘ zu construiren; wer es nicht so weit zu bringen vermag, behauptet, daß er es nur ‚zum Vergnügen‘ spiele, und wer endlich ganz unglücklich mit seinen Versuchen bleibt, der citirt Lessing und sagt, ‚daß das Schach für ein Spiel zu ernst und für Ernst zu viel Spiel sei‘ — wobei er freilich aus der Noth eine Tugend macht und sich obendrein darin irrt, daß das fragliche Dictum nicht Lessing, sondern Montaigne zum Urheber hat“ (G.[ottl.] Sch.[napper], Vom Frankfurter Schachcongreß. Frkf. Ztg., Feuill. v. 11. Aug. 1878, mitgetheilt von Johannes Minckwitz, Die Schachcongresse zu Düsseldorf, Köln und Frankfurt a/M. u. s. w. Leipzig 1879, S. 91 ff.).

Die Wechselbeziehung zwischen dem Beruf und der Erholung ist uns heute beim Schach gänzlich verloren gegangen. Professions- und Gelegenheitsspieler stehen einander jetzt scharf gegenüber. Das war früher anders. Im 18. Jahrhundert, und noch später, betrachteten in Europa die Militärs und die Diplomaten, besonders wol bei den Franzosen und Engländern, das edle

Schachspiel als eine ihres Berufes würdige, weil ihm verwandte, Beschäftig
für die Mußestunden. Man denkt etwa hierbei an das „Kriegsspiel“, das
den Officiercasinos außerdienstlich, aber doch halb-officiell betrieben wird.
ähnlicher Weise interessirten sich Diplomaten und höhere Staatsbeamte
das Schachspiel. Es ist vielleicht kein Zufall, daß die „Analyse nouvelle
ouvertures du jeu des Echecs“ I/II, Leipzig und Petersburg 1842/43,
Lehrbuch des Schachspiels, das namentlich in Rußland und Frankreich
vorbildlicher und maßgebender Nachschlage-Codex angesehen wurde, von ein
russischen Hofrath, dem Professor der Mechanik C. F. v. Jaenisch († 187
verfaßt worden war (der Titel nach Philidor's Analyse v. J. 1749).

Für Deutschland war etwas ähnliches noch nicht geleistet worden, d
fehlte es nicht an guten Vorarbeiten. Am besten war immer noch die „N
theoretisch-praktische Anweisung zum Schachspiel“, von dem Oesterreicher J
hann Allgaier († 1826), Wien 1795 und öfter, zuletzt 1841 erschienen; n
v. d. L. ein „vorzügliches Lehrbuch“ (Zur Gesch. u. Lit. des Schachspie
S. 243 f.), welches jedoch nun veraltet sei (Handbuch[4], 1864, S. 42 a).

Hier waren seit der dritten Auflage (1811) die Spiele in Tabellen d
gestellt, was sehr übersichtlich war und später von A. Alexandre in sei
Encyclopédie des Echecs, Paris 1837, noch vollkommener ausgeführt wu
(51 Tabellen, mit Partieen aus ungefähr 30 Autoren). Alexandre bedie
sich zwar bereits der algebraischen Notation; aber sein Werk sollte internatio
sein, und deshalb ließ er die Bezeichnung der Figuren fort. Dies erschwe
die Uebersicht und hat der Verbreitung des Werkes sehr geschadet. (Vgl. Z
Gesch. u. Lit., S. 257 f.) So behauptete Allgaier's Buch mit sieben Auflag
das Feld. Die algebraische Notation, nebst Bezeichnung der Figuren, wu
seitdem in Deutschland und den deutschredenden Ländern allgemein üblich; i
Gegensatz zu England und Frankreich, die noch heute an ihrer umständliche
gewissermaßen ausmalenden oder umschreibenden Notation festhalten, bei d
obendrein immer auf die Stellung des Brettes, d. h. auf die Lager der Weiß
und Schwarzen, Rücksicht genommen werden muß. (Wenig bekannt ist übrigen
daß die algebraische Notation eigentlich auf die hundert Endspiele des Syre
Philipp Stamma, Paris 1737, zurückgeht.) Allgaier's verdienstliche „A
weisung“ wurde einem größeren Publicum nutzbar gemacht durch Joh. Fr
Wilh. Koch, Die Schachspielkunst, Magdeburg 1801, Elementarbuch der Scha
spielkunst, ebenda 1828; ferner durch die Arbeiten von Hirsch Silberschmi
(1826—45, vgl. darüber Handbuch[4], S. 45 a f.).

Indessen genügten in der deutschen Schachwelt gegen die Mitte d
19. Jahrhunderts alle diese Werke nicht mehr, und die Analyse nouvelle d
russischen Meisters v. Jaenisch, mit dem v. d. L. übrigens eng befreundet w
(vgl. Z. Gesch. u. Lit., S. 258 mit Anm. [1]) sollte für Deutschland durch ei
ähnliches Werk ersetzt, nicht aber aus Deutschland verdrängt werden, denn s
war dort wol kaum jemals eingebürgert. Die sog. „ältere Berliner Schule
ist es gewesen, aus deren Mitte die Anregung zur Abfassung eines derartige
Buches ganz unwillkürlich durch die Spielpraxis hervorging. Junge Leu
aus den verschiedensten Ständen versammelten sich an bestimmten Wochentage
des Abends regelmäßig, aber zwanglos, im „Blumengarten“ in der Potsdame
Straße; etwa seit dem Ende der dreißiger Jahre. Im Sommer 1837 wurd
v. H. durch Bledow eingeführt. Adlige und Bürgerliche, Officiere, Beamt
und Künstler verkehrten hier miteinander, freundschaftlich, ungezwungen. Da
Schach mischte die Stände, was in der „vormärzlichen“ Zeit ein Ereigniß wa
Auch Studenten hatten Zutritt. In diesem bunten Kreise fühlte sich v. H
stets am wohlsten. Er ist niemals exclusiv gewesen, im Gegentheil hat er vo

seiner Mutter eine ausgesprochene Vorliebe für das bürgerliche Element geerbt. Im späteren Leben ist es ihm durch seine hohe Stellung oft erschwert worden, mit Schachspielern und in Schachclubs zu verkehren; im In- wie im Auslande aber hat er diese Vorurtheile stets siegreich zu überwinden gewußt. Der Kreis im Blumengarten ging noch auf den alten Mendheim zurück, der sich aber mehr für das Problemfach interessirt hatte, welches später etwas zurücktrat. Die Spielpraxis wurde nun bald fast ausschließlich gepflegt, am eifrigsten von dem „Siebengestirn", von der „Berliner Plejade". Der glänzendste dieser Sterne war der Mathematiker Ludwig Bledow († 1846), ein Gymnasiallehrer, dessen Spielstärke bekannt und gefürchtet war. v. H., der 1837 noch Gymnasiast war, bekennt sich dankbar als seinen Schüler.

Bledow ist das eigentliche Haupt, der Begründer der älteren Berliner Schule; seine Thätigkeit als Organisator ist nicht hoch genug zu bewerthen. Seine auswärtigen Beziehungen waren beträchtlich. Die anderen Mitglieder dieses Kreises, sowie auch die damals beliebten und unbeliebten aufkommenden und abkommenden Spiel-Eröffnungen, hat uns v. H., der stets mit großer Liebe bei dieser Jugendperiode verweilte, mehrfach geschildert. (v. d. L., Berliner Schacherinnerungen, Leipzig 1859. [Mit Berliner Spielen aus den Jahren 1837—43.] Brief an den Breslauer Landsmann und Coaetanen Adolf Anderssen zum 50jährigen Schachjubiläum, bei Emil Schallopp, Der Schachkongreß zu Leipzig im Juli 1877, Leipzig 1878, S. 58—65; Z. Gesch. d. Lit., S. 256 f.) Eine höchst beachtenswerthe Trias, wenn auch wol weniger stark am Brette als Bledow, war: der spätere Regierungsrath W. Hanstein († 1850), sein Vetter, der nachmalige Stadtgerichtsrath Karl Mayet († 1868) und der Künstler Horwitz, der später nach England ging († 1885). Etwas ferner stand der Maler Schorn († 1850). Als sechster und siebenter kamen v. d. Lasa und sein früh (1840) verstorbener Freund Paul Rudolf v. Bilguer hinzu (s. A. D. B. II, 635 f., ferner v. d. L. im Vorwort zur vierten Auflage des Handbuches, Leipzig 1864; daselbst auch das Porträt v. Bilguer's).

Mit dem Lieutenant v. Bilguer, auf den die Idee des neuen Lehrbuches zurückzuführen ist, war v. H. intim befreundet. Er hat den handschriftlichen Nachlaß des Verstorbenen, die Vorarbeiten zum „Handbuch", kritisch gesichtet. In pietätvoller Weise ließ v. H. seinem verstorbenen Freunde auf dem Titelblatte, und auch sonst immer, den Vortritt, während er selber die Hauptarbeit führte. Im Texte heißt es stets: „Wir", worunter die Autoren, v. Bilguer und v. d. Lasa, zu verstehen sind. Für die Anlage des Ganzen, welche auf der Allgaier'schen Tabellenmanier fußte, war speciell vorbildlich die kurz vorher erschienene Abhandlung v. Bilguer's: Zur Theorie des Schachspiels. Das Zweispringerspiel im Nachzuge. Berlin 1839. (Mit 11 Tabellen in 4°.) Im Jahre nach v. Bilguer's Tode erschien das Werk zum ersten Male unter dem Titel: „Handbuch des Schachspiels. Entworfen und angefangen von P. R. v. Bilguer. Fortgesetzt und herausgegeben von seinem Freunde v. d. Lasa". Berlin, Veit & Co., 1843. Auf dem Titel der zweiten („durchaus verbesserten") Auflage (Berlin, Veit, 1852), fehlt der Zusatz: „von seinem Freunde", und ebenso in den folgenden Auflagen, die dann später, nach v. Heydebrand's Tode, durch Andere besorgt wurden. Bis zur 5. Auflage incl. (Berlin 1873) hat v. H. das Handbuch noch persönlich geleitet. Die 7. Auflage (Leipzig 1891) hat Emil Schallopp redigirt. Die 8. Auflage erschien seit 1901 in Lieferungen. Die Anordnung nach den Eröffnungen ist sehr übersichtlich. Am Schluß ist auf die Endspiele Rücksicht genommen; vorn auf die Spielregeln, die damals noch sehr schwankend waren. Es ist dies ein Hauptverdienst des Herausgebers, das viel zu wenig gewürdigt wird. Durch die Festsetzung all-

gemein gültiger Spielregeln (wol nach englischem Muster), die später vo „Deutschen Schachbunde" acceptirt wurden, hat v. H. überhaupt erst das Zu standekommen der heutigen großen internationalen Meisterturniere ermöglich Deutschland gewann auf diesem Gebiete die Führung. Anderssen's London Siege (1851 und 1862) stärkten das patriotische Gefühl. Die Schachcongres zuerst in den 60er Jahren im Rheinlande beginnend, sowie auch die in d größeren Städten gegründeten Schachclubs, haben ihre Bedeutung für Deutsc lands innere Geschichte ebenso gut gehabt, wie die Turner=, Schützen= u Sängerfeste. Auch die Schachspalten in den Familienzeitschriften beginnen j zu erscheinen. Es fehlte nur noch an einem gemeinsamen periodischen Orga in welchem sich die deutschen Schachfreunde gegenseitig über ihre Angeleg heiten aussprechen konnten. Dieser Mangel ist ebenfalls durch v. H. besei worden, indem er 1846 die Anregung zur Gründung der Berliner Sch zeitung gab, in welcher er dann selber oft das Wort ergriff (vgl. die un citirte Zusammenstellung von Max Lange). Hervorragend betheiligt an die Unternehmen waren der Obertribunalsrath v. Oppen, der 1856 zu Berlin, Benutzung von Bledow's Nachlaß, die Endspiele Stamma's herausgege hatte, und ein Berliner Schachfreund Namens Lehfeldt. Auch Bledow daran betheiligt, als Präsident der Berliner Schachgesellschaft. Der Verlag d bis heute lebensfähig gebliebenen Zeitschrift ist später nach Leipzig übergega (Veit & Co.). Bald wird der 60. Jahrgang erscheinen. Redacteur war la Zeit der verstorbene Schachmeister Johannes Minckwitz. Jetzt sind die Hera geber Johann Berger und Karl Schlechter. Die erwünschte Möglichkeit e schnelleren Berichterstattung über Turniere u. s. w. hat inzwischen das „Deut Wochenschach" ins Leben gerufen (bisher 20 Jahrgänge, Potsdam, A. Ste Verlagsbuchhandlung). Die „Berliner Schachzeitung" ist mit diesem Bl vereinigt worden. Leiter des „Wochenschach" ist Heinrich Ranneforth. hatten auch die Deutschen ihr Organ; wie die Franzosen ihren Palamède, Engländer ihr „The Chess Players Chronicle".

Sehr bald wußte England auch auf dem schachlichen Gebiete das „M in Germany" sehr wohl zu schätzen; wie der Titel des nach dem Bil (aber kürzer), von keinem Geringeren als von Howard Staunton, bearbeit Werkes deutlich verräth: „The Chess-Players Handbook", London 18 2. Aufl. 1848. Die Tabellenform war jedoch hier nicht mit herübergenomm da sich die englische Notation nicht gut für dieselbe eignet. Dies hat der Ue sichtlichkeit des englischen Buches Abbruch gethan, und viele Engländer, auch Franzosen, benutzten damals schon, und jetzt natürlich noch viel me dankbar das deutsche Werk, den „großen Bilguer", direct.

Als „kleinen Bilguer" könnte man den „Leitfaden für Schachspieler" zeichnen, den v. H. ganz allein herausgab; zuerst Berlin 1848, 2. Aufl ebenda 1857. Die 5. Auflage hat Constantin Schwede bearbeitet, Leip 1880. In der 6. Auflage, Leipzig 1894, ist dieses kleine Werk durch Ba leben und Mieses mit der modernsten Spielführung nachträglich bereic werden. Der 75jährige Autor widmete sich damals schon fast ausschließlich historischen Studien. Der „kleine Bilguer" gibt den Extract des „groß auch die Endspiele, läßt aber die werthvolle chronologische Litteraturübers am Anfang, sowie die geschichtliche Einleitung fort. Das Buch war für Anfänger bestimmt, für den es aber doch wol zu hoch ist. Es scheint eine neigung v. Heydebrand's bestanden zu haben, Musterpartien mitzutheil später ist er selber dem Verlangen der Leser entgegengekommen, mehr noch Bearbeiter seiner Werke. Ein Lehrbuch bekommt gleich einen frischeren durch die enge Berührung von Praxis und Theorie; es braucht deshalb n

nicht so populär gehalten zu sein wie z. B. „Das A B C des Schachspiels“ von Johannes Minckwitz. Der Anfänger will vor allen Dingen die Partien berühmter Meister nachspielen, dann erst analysiren.

Bei v. Heydebrand war nun aber durch das Spielen im Blumengarten die Praxis direct in die Theorie hinübergeflossen. Manche Partieen waren, vielleicht die meisten, nur gewechselt worden, um den Werth gewisser Eröffnungen zu erproben. So kam es denn, daß v. H. in jeder praktischen Partie nur eine Analyse sah, die bis zu einem gewissen Punkte gleich in den Tabellen untergebracht werden konnte. Auch wissen wir von ihm zufolge einer gelegentlichen Aeußerung, mitgetheilt von Oskar Cordel, Analysen und Analytiker, Deutsches Wochenschach, 15. Jahrgang, Berlin 1899, S. 20, daß seine Spielstärke durch das häufige Analysiren ungünstig beeinflußt worden sei. Immerhin blieb seine praktische Stärke am Brett wol Zeit seines Lebens eine recht respectable. Mit Anderssen und Staunton hat er sich erfolgreich gemessen.

Bledow (geb. 1795) gehörte, wenn er auch das moderne Schach inaugurirt hat, noch zum alten Stamm der Philidorischen Schule. Das zeigt sich z. B. in der Zurückhaltung, die er beobachtete, wenn es galt, sich über die Quellen zu äußern, aus denen er seine Kenntniß neuer Eröffnungen und Endspiele geschöpft hatte. Dieser mittelalterliche Turnierrest hatte sich im Zeitalter der internationalen Schachwettkämpfe merkwürdig lange conservirt. (Staunton = St. Amant; Mac Donnell = Labourdonnais. [Letzterer wurde im J. 1846 Commandant der Tuilerien!]) Man denke auch an die Correspondenzpartien, die zwischen den Clubs großer Hauptstädte z. B. Paris = Petersburg, Edinburg = London, Berlin = Posen gewechselt wurden. Die Kriegslisten durften bei Leibe nicht verrathen werden! (Bledow's Schachbücherei ist übrigens zum Theil in den Besitz der kgl. Bibliothek zu Berlin übergegangen.)

Mit diesem alten Vorurtheil der Schachspieler hat v. H. gründlich aufgeräumt, womit er die Schachspielkunst aus den Schranken der nationalen Eitelkeit (vgl. z. B. die Bezeichnungen: französische, englische, spanische, italienische Partie) zum Range einer kosmopolitischen, freien Wissenschaft erhob. Das ist ihm um so höher anzurechnen, als er durch seinen diplomatischen Beruf von Hause aus nur auf die Reservirtheit angewiesen war. Sein vorsichtiges Urtheil ist ein Beweis hierfür; nicht minder sein Stil, der sich gern in Hypothesen, Conjunctiven und umschreibenden Hülfszeitwörtern äußert. Allerdings kann man diese Eigenthümlichkeit auch vielleicht auf sein bescheidenes Wesen zurückführen. Alle diese Rücksichten ließ er jedoch außer Acht, wenn es die Freiheit der Wissenschaft galt. So sagt er ausdrücklich (Vorwort zur ersten Auflage des „Handbuches“, Berlin 1843, S. VII): „Abweichend von dem Gebrauche der meisten Schriftsteller, welche sich fast immer mit dem eigenen Urtheile sehr zurückhaltend zeigen, wagen wir es, vor jedem Abschnitte unumwunden unsere Ansicht auszusprechen und dann die Ausführung folgen zu lassen. Wir wissen zwar, daß wir uns dadurch der Kritik mehr bloßstellen, als wenn wir den Leser unsere Meinung aus den verschiedenen Resultaten einzelner Spiele errathen ließen. Vielleicht dürfen wir aber dem Tadler des Dichters Worte zurufen: (folgt ein Citat aus der sog. Ars poëtica des Horaz.) . . . .“ Und noch deutlicher heißt es (im Vorwort zur 2. Auflage, Berlin 1852, S. VII): „Abweichend von dem fast allgemeinen Gebrauche, sich mit dem eigenen Urtheile zurückhaltend zu zeigen, wagen wir, überall unsere Ansicht auszusprechen. Wir glauben dem Leser diese uns vielleicht manchmal bloßstellende Offenheit zur möglichsten Erleichterung seines Studiums, nach dem Plane des Werkes, schuldig zu sein. Aus demselben Grunde suchen wir sowol das Nutzen der älteren oft nicht gut geordneten Quellen, wie der gleichzeitigen

Schriftsteller, durch häufige Citate bequemer zu machen, und geben dabei, wenn wir Stellen in fremder Sprache aufnehmen, wenigstens den Sinn derselben auch deutsch an". Hier ist bereits der Historiker zu erkennen, der dem Praktiker und Theoretiker zur Seite steht.

Die historischen Studien v. d. Lasa's gingen Hand in Hand mit dem Wachsen seiner Bibliothek, über die ein als Manuscript in zwei Auflagen gedruckter, mehrere tausend Nummern umfassender Katalog Auskunft gibt. Derselbe ist eine unentbehrliche Ergänzung des Buches von Antonius van der Linde († 1898): Das erste Jahrtausend der Schachlitteratur. Berlin 1881. Der Katalog verzeichnet auch mehrere Manuscripte, allerdings meist Abschriften. Ferner hingen aber die historischen Studien v. d. Lasa's aufs engste mit seinen, oft nur zum Zwecke der Durchforschung von Bibliotheken unternommenen Reisen zusammen. Die eingehende gerechte Würdigung dieser ganzen streng gelehrten Thätigkeit muß aber nothwendig einer fachwissenschaftlichen Monographie vorbehalten bleiben, welche ich präparire. Dabei wird es sich empfehlen, die Annalen- oder Regestenform heranzuziehen. So erst wird man auch sein monumentales Lebenswerk zu begreifen im Stande sein, das den Titel führt: „Zur Geschichte und Litteratur des Schachspiels. Forschungen von T. v. d. Lasa". Leipzig 1897. (Verlag von Veit & Co.) Dieses Buch ist nun seinerseits wiederum eine Ergänzung des werthvollen Quellenwerkes von Antonius van der Linde: Geschichte und Litteratur des Schachspiels. I/II. Berlin 1874.

In Heydebrand's Werk ist die Disposition straff, aber doch harmonisch. Der gelehrte Apparat wird meist in die Anmerkungen verwiesen, um die Lectüre nicht gar zu sehr zu erschweren. Die Darstellung ist schlicht und sachlich, manchmal fast trocken; sie schreitet gleichmäßig vom Alterthum über das Mittelalter bis zur neuesten Zeit. In der Polemik, die übrigens nur sehr sparsam gehandhabt wird, tritt zuweilen ein gutmüthiger Humor zu Tage, eine „feine Ironie" (vgl. O. Koch, Tröchtelborn, Deutsches Wochenschach 15, Berlin 1899, S. 334), die den Gegner nicht verletzt, aber doch gründlich ad absurdum führt. So ergänzen sich die beiden Werke gegenseitig auf das glücklichste. Erstaunlich reich ist der Inhalt des v. Heydebrand'schen Buches. Ueber den indisch-persisch-arabischen Ursprung des Schachs; über die Benennung und die Gangart der einzelnen Figuren, sowie über die Spielregeln bei den verschiedenen Völkern und in den verschiedenen Zeiten; über Vierschach und früheres Problemwesen; über die Schicksale der alten Autoren und ihrer Werke: — über dieses und vieles andere werden wir bei v. d. Lasa in einer leichtflüssigen Schreibart angenehm belehrt. Besonders die alten Autoren, namentlich die italienischen, hat er uns näher gerückt, was Koch, Allgaier und Silberschmidt theilweise noch versäumt hatten. Ueber den Portugiesen Damiano sprachen wir bereits (siehe oben S. 298). Den Italiener Greco und den Spanier Lucena finden wir bereits in den „Berliner Schacherinnerungen". Von den später behandelten sind wol die wichtigsten der Spanier Ruy Lopez und der mittelalterliche, lateinische Moralist Jacobus de Cessoles. Ueber manchen Autoren, wie z. B. über dem ‚Bonus Socius' schwebt noch ein geheimnißvolles Dunkel, das sich hoffentlich einst lichten wird. Jedenfalls hat v. d. L. das Verdienst, alle diese Räthsel ihrer Lösung bedeutend näher gebracht zu haben.

Zur Genealogie vgl. nebst den bekannten Adelslex. u. Wappenbüchern Joh. Sinapius, Des Schles. Adels anderer Theil (1728), S. 675. — Zur Biographie und amtlichen Laufbahn: Illustr. Zeitung, 5. April 1873 S. 251: „Die Vertreter des Deutschen Reiches im Ausland", m. Porträt

— Genealog. Taschenbuch d. adl. Häuser (Brünn), 1882, S. 186 f., 616 f.; 1888, S. 225 f., 642 f.; 1893, S. 223 f., 655.

Zum Schachspiel: Illustr. Zeitung, 7. Juli 1894, Nr. 2662, S. 21, m. Porträt. — J. B. (Joh. Berger?) in: Deutsche Schachzeitung 54 (1899) Nr. 8, S. 225 ff., 254. — Münch. Allgem. Zeitung 1899, Nr. 174. — Osc. Cordel in: Deutsches Wochenschach (Berlin 1899), Nr. 31/32. — O. Koch, Tröchtelborn: Der Altmeister des deutschen Schach, Herr von Heydebrand und der Lasa in seiner Bedeutung für seine und unsere Zeit, in: Wochenschach 1899, Nr. 39, 40/41 (mit einer guten Zusammenstellung der wichtigsten Schriften u. Aufsätze). — W. Uhl, „v. d. Lasa", m. Porträt nach einem Familienbilde, in: Wochenschach 20 (1904) Nr. 1. — Schachaufsätze von v. Heydebrand u. d. Lasa (in d. Schachzeitung 1846—1887). Als Mscr. gedruckt. (Von M. Lange. Nur die Titel.) — Dazu Mittheilungen der Familie und von Hrn. Joh. Kohtz. W. Uhl.

Heydemann: Heinrich Gustav Dieudonné H., Archäologe. Er ward am 28. August 1842 in Greifswald geboren, wo sein Vater Gustav H. Rechtsanwalt war, siedelte aber schon bald mit seiner Familie nach Stettin über. Zehnjährig kam er auf das dortige Gymnasium, dem er neun Jahre angehörte; unter den Lehrern gewannen namentlich Franz Kern und K. E. A. Schmidt, auch Ludwig Giesebrecht, auf ihn Einfluß. Nach bestandenem glänzendem Abgangsexamen ging er im Herbst 1861 nach Tübingen. Anfängliche Neigungen zur Germanistik traten bald zurück und wirkten nur noch in einer selbstgeschaffenen Orthographie nach, an der H. trotz mancher Abmahnungen fest festhielt und durch die er das Lesen seiner Arbeiten unnöthig erschwerte. Unter den Tübinger Lehrern war es besonders Bursian, von dem er lebhafte Anregungen empfing: von ihm ward er auch in die alte Kunstgeschichte eingeführt. Im Herbst 1862 ging H. nach Bonn und trieb dort vorwiegend philologische Studien bei Ritschl und Jahn, an dessen archäologischen Studien er auch theilgenommen zu haben scheint: er erreichte durch seine philologischen Studien das leichte Verständniß der alten Classiker und eine gute Orientirung in der Litteraturgeschichte. Durch Anton Springer ward er gleichzeitig in die neuere Kunstgeschichte eingeführt. Mit der Absicht, die Kunst, besonders die antike Kunst, zum Hauptgegenstande seiner Studien zu machen, begab sich H. im Herbst 1863 in seine Vaterstadt Greifswald, wo er zugleich seiner Dienstpflicht genügen wollte; ein Beinbruch machte ihn freilich bald dienstunfähig. Mit großem Fleiß ergab er sich den archäologischen Studien unter der Leitung von Ad. Michaelis, mit dem er ein bleibendes Freundschaftsverhältniß schloß; daneben setzte er die philologischen Studien bei Schömann und Usener fort. Wiederum nach Jahresfrist, Herbst 1864, siedelte H. nach Berlin über und fand nach vier Semestern den Mittelpunkt seiner Studien in den archäologischen Uebungen bei Eduard Gerhard und in dem Verkehr mit dem blinden Greise, woneben Friederichs' Einfluß zurücktrat. Gerhard's staunenswerthe Monumentenkenntniß und ebenso umfassende und sichere Bekanntschaft mit der antiken Schriftwelt wie mit der archäologischen Fachlitteratur begegneten bei H. verwandten Neigungen, neben denen bei ihm wie bei seinem Lehrer die künstlerische Seite der antiken Denkmäler in die zweite Reihe zurücktrat. Dieser Richtung entsprachen auch Heydemann's zwei erste Schriften, seine Dissertationsschrift „Analecta Thesea" (Berlin, 24. Juli 1865) und „Iliupersis auf einer Trinkschale des Brygos" (Berlin 1866), seinen heißgeliebten Eltern zur silbernen Hochzeit gewidmet, eine gelehrte und gründliche Arbeit, deren ausgebreitete Denkmälerkenntniß bei einem Anfänger überraschen konnte.

Inzwischen war H., nach einem kurzen Ausflug zu den Museen in Stoc
und Kopenhagen (Arch. Anz. 1865, 147* ff., Arch. Ztg. 1866, 13
im Herbst 1865 bei Gerhard als Amanuensis eingetreten und half ih
der Redaction der Archäologischen Zeitung, bei der Drucklegung von Gerh
Akademischen Abhandlungen und Etruskischen Spiegeln, als Vorleser
Secretär bei einer sehr ausgedehnten Correspondenz. Manche Klippen
schwierigen Stellung mied H. mit Hülfe der warmen Verehrung, die er
den blinden alternden Lehrer wie für dessen treffliche Gattin Emilie, geb.
Rieß, empfand, wie denn überhaupt Treue und hingebende Liebe zu den schön
Charakterzügen Heydemann's gehörten.

Noch ehe Gerhard starb (12. Mai 1867), hatte H. mit seinen Lehrjah
abgeschlossen und sich auf die Wanderschaft nach Italien gemacht (Nov. 18
Der Schüler Gerhard's suchte in besonderem Maße seinen Anschluß bei de
Stiftung, dem Archäologischen Institut in Rom, und bei dessen erfahren
Leiter Henzen; Brunn war kurz zuvor nach München übergesiedelt. H. fa
auf dem Capitol einen größeren Kreis von „ragazzi“ vor, jungen Männe
die dort archäologische, epigraphische, philologische Studien betrieben. Gela
es dem empfindsamen, leicht etwas weiblich erregbaren H. auch nicht,
Allen sich gut zu stellen (es bildeten sich sogar manche Mißverhältnisse,
lange nachwirkten), so gewann er doch auch wahre Freunde, von den
Eugen Bormann, ebenfalls ein ehemaliger Amanuensis Gerhard's, Karl Ju
und Otto Donner ihm besonders nahetraten. In üblicher Weise schrieb
sich in „das capitolinische Fremdenbuch“ ein durch mancherlei Beiträge zu
Schriften des Instituts, unter denen eine Untersuchung über das Kottab
spiel (Annali 1868) und der Nachweis, daß die vielgedeutete „mystische“ Lei
auf unteritalischen Vasen ein Musikinstrument sei (Ann. 1869), hervorgeho
sein mögen. Mit einer gründlichen Orientirung in Rom und seiner weite
Umgegend verband H. eine wiederholte Bereisung des monumentenrei
Unteritaliens, wo ihn vor allem die jener Gegend eigenthümlichen bema
Vasen anzogen. Als Schüler Gerhard's und Jahn's fühlte er sich verpfli
eine genaue Denkmälerkenntniß durch Katalogisirung oder Zeichnen des
streuten Materials zu fördern. In Ruvo verschaffte ihm seine stete Di
bereitschaft die Freundschaft Giov. Jatta's und die Erlaubniß in dessen re
Vasensammlung nach Herzenslust zu zeichnen (Herbst 1867); eine Fr
dieses Aufenthaltes bot die „zur Erinnerung an Winckelmann's hun
jährigen Todestag“ (8. Juni 1868) herausgegebene Schrift „Ueber eine n
euripideische Antigone“ auf einer Vase jener Sammlung (Berlin 1868).
Neapel verwandte H. den Sommer und Herbst 1868 auf die Katalogisi
der sehr umfangreichen dortigen Vasensammlung, gewann aber als sch
Frucht dieses arbeitsvollen Aufenthalts seine Verlobung mit Aline Reic
Tochter des Berliner Anatomen (12. Sept. 1868). Das nächste Jahr fü
H. über Sicilien, wo er wiederum die Vasen in Palermo katalogisirte (A
Ztg. 1870 f.), nach Athen, das damals noch kein deutsches Institut be
wol aber von einer Anzahl deutscher junger Gelehrten besucht ward, die
um Ulrich Köhler scharten. Binnen dreier Monate war H. auch hier n
Maß für die Katalogisirung zerstreuter Sculpturen thätig und suchte
zeichnen, was ihm von bemalten Vasen vorkam; die Frage nach dem V
hältniß der attischen zu den in Italien gefundenen Vasen stand damals ge
auf der Tagesordnung.

Im Mai 1869 kehrte H. nach Deutschland zurück und habilitirte sich
November in Berlin für Archäologie. Da diese bereits von E. Curtius u
K. Friederichs vertreten war, blieben ihm meist nur kleinere Nebencolleg

, die er gründlich und mit Begeisterung hielt und in denen er sich dank-
Zuhörer erwarb, ebenso wie in Damenvorlesungen, die er theils im
um, theils im Victorialyceum hielt. Daneben begab er sich an die Ver-
ung seiner südlichen Ausbeute. Die zuerst erschienenen „Griechischen
bilder“ (Berlin 1870), dem Andenken Ed. Gerhard's gewidmet, hatten
ihren nicht eben kunstmäßigen Abbildungen (H. war als Zeichner
Dilettant, dabei mehr auf den Inhalt als auf getreue Wiedergabe des
bedacht) einen schweren Stand neben Benndorf's gleichzeitig begonnenem
und trefflich ausgeführten Werke über griechische Vasen. Langsam im
gefördert folgte 1872 das umfangreiche Verzeichniß der „Vasensamm-
des Museo Nazionale zu Neapel“ (Berlin), nach dem Vorbilde von
ahn's Münchener Vasenkatalog angelegt und dem Andenken dieses seines
gewidmet. Im nächsten Jahre bearbeitete er einen weiteren Katalog:
Marmor-Bildwerke in der sog. Stoa des Hadrian, dem Windthurm des
ikus, dem Wärterhäuschen auf der Akropolis und der Ephorie im
ministerium zu Athen“ (Berlin 1874). Neben Kekulé's Verzeichniß der
uren im sog. Theseion machen diese zerstreuten Brocken attischer und
r Sculptur keine anziehende Figur, aber deshalb war die Ausfüllung
tücke doch verdienstlich. Ein drittes Bändchen, in dem Matz die Bild-
er Akropolis katalogisiren wollte, blieb unausgeführt. Neben diesen
bigen Büchern gingen zahlreiche Arbeiten her, theils für die römischen
schriften (z. B. über die Neapler Perservase Annali 1873), theils für
als von E. Hübner redigirte Archäologische Zeitung, die H. geneigt
s eine Art besonderen Vermächtnisses Gerhard's zu betrachten; auch
er für die Archäologische Gesellschaft das 30. Winckelmannsprogramm
ristische Vasenbilder“, 1870). Je mehr er sich als den pietätvollsten
Gerhard's fühlte, desto schwerer empfand er es, daß nach Hübner's
t die Leitung der Zeitung nicht ihm übertragen ward, sondern er nur
oldeter Gehülfe der neuen Redacteure mitwirken sollte, was zu einem
igen Fernbleiben von der Zeitung führte. Auch die Hoffnung, nach
ichs' Tode (Oct. 1871) das archäologische Extraordinariat zu erhalten,
ehl; ebenso zunächst die Aussicht, als Friederichs' Nachfolger am Anti-
als Assistent einzutreten, wozu er von dem Director E. Curtius
lagen worden war. Diese Mißerfolge kränkten den leicht erregbaren
der sich im Mai 1870 sein eigenes Haus begründet hatte, tief. Er
alle seine Sorgen einen treuen väterlichen Vertrauten an dem bejahrten
des Münzcabinets Jul. Friedländer, dem er auch seinen athenischen
widmete. Endlich, im Sommer 1873, bekam H. zunächst provisorisch,
istentenstelle, in die er sich mit ganzem Eifer hineinarbeitete; als die
aber nach einem halben Jahre definitiv ward, stand bereits eine
Aenderung vor der Thür.

Ostern 1876 war Heydemann's Reisegenosse Friedr. Matz als Nach-
on Friederichs nach Berlin berufen worden, und das von ihm in Halle
e Extraordinariat für Archäologie ward nunmehr H. übertragen. Mit
selbständigen Wirkungskreis änderte sich seine ganze Thätigkeit. Er
etzt seine Vorlesungen auf das ganze Gebiet der Archäologie aus und
sonderes Gewicht auf die archäologischen Uebungen, in denen er den
n Theilnehmern nahetrat. Mit großer Hingebung widmete er sich der
rung der von Ludwig Roß begründeten, dann besonders von Conze
twickelten Abgußsammlung, der er einen archäologischen Apparat an
e stellte. Die beschränkten Mittel des Instituts, mit denen man den
ichen Ausgrabungen jener Zeit (Olympia, Pergamon, Delos) nicht

folgen konnte, wußte er durch wiederholte öffentliche Vortragreihen zu erhöh
durch die er zugleich das Interesse für die alte Kunst weiteren Kreisen v
mittelte. Einen besonders liberalen Gönner gewann er in dem Bankier H. L
mann; seine Freundschaft mit O. Donner führte zur Erwerbung einer guten Co
der sog. aldobrandinischen Hochzeit. Alljährlich beging er nach römischer u
Berliner Sitte, auch hierin Gerhard's Beispiel getreu, eine Feier von Winc
mann's Geburtstag (9. December), zunächst im eigenen Hause im Kreise
Fachgenossen und Freunde, zu denen er in herzlichem Verhältnisse stand,
dann durch Herausgabe von „Hallischen Winckelmannsprogrammen", de
dreizehn erschienen sind (1876—1888). In zweien von ihnen veröffentli
er, wiederum in Katalogform, die Beobachtungen, die er auf seinen einzi
späteren Reisen, nach Ober- und Mittelitalien (1877) und nach Paris (188
in den dortigen Museen gemacht hatte: (3) „Mittheilungen aus den Antik
sammlungen in Ober- und Mittelitalien", Halle 1879, und (12) „Par
Antiken", 1887. Die anderen Programme behandeln meistens Gruppen
haltlich oder stilistisch zusammengehöriger Denkmäler: (1) „Zeus im Gigant
kampf", 1876; (2) „Die Knöchelspielerin im Palast Colonna zu Rom", 187
(4) „Verhüllte Tänzerin, Bronze im Museum zu Turin", 1879; (5) „Sat
und Bakchennamen", 1880; (6) „Gigantomachie auf einer Vase aus Al
mura", 1881; (7) „Terracotten aus dem Museo Nazionale zu Neape
1882; (8) „Alexander d. Gr. und Dareios Kodomannos auf unteritalisch
Vasenbildern", 1883; (9) „Vase Caputi mit Theaterdarstellungen", 188
(10) „Dionysos' Geburt und Kindheit", 1885; (11) „Jason in Kolchi
1886; (13) „Marmorkopf Riccardi", 1888. Dazu das Festprogramm
Universität zur fünfzigjährigen Feier des Archäologischen Instituts „Nerei
mit den Waffen des Achill", 1879. Nebenher gingen zahlreiche andere A
beiten, z. B. der wohldurchdachte Aufsatz „Heroisirte Genrebilder auf bemal
Vasen" in den Commentationes philol. in honorem Th. Mommseni script
1877; mehrere Beiträge zu den Berichten der sächsischen Gesellschaft der Wiss
schaften (Niobedenkmäler 1875. 1877. 1883, „Bildnisse aus dem Fajum
1888) und zu anderen Zeitschriften. Seit der Reorganisation der Institut
schriften arbeitete H. auch wieder mit an dem zuerst von Fränkel, dann v
Conze redigirten Jahrbuch (z. B. „Ueber Phlyakendarstellungen auf bemalt
Vasen", 1886) und an den Römischen Mittheilungen (z. B. über die So
rentiner Basis, 1889). Zum Abschluß einer größeren Arbeit über ant
Kinderspiele, zu der er reichen Stoff gesammelt hatte, ist H. nicht mehr g
kommen.

Heydemann's energische und anregende akademische Thätigkeit fand, na
mehrfachen Fehlschlägen, im J. 1882 die ersehnte Anerkennung durch Ve
leihung der ordentlichen Professur. Um dieselbe Zeit dehnte er, der ehemali
Schüler Springer's und warme Verehrer der Kunst der Renaissance, sei
Thätigkeit auch auf die heimische mittelalterliche Kunst aus, als Leiter d
betreffenden Abtheilung der hallischen Industrieausstellung von 1881, a
Mitbegründer und Vorstandsmitglied des Kunstgewerbevereins (1882—87
als Mitglied des Ausschusses für das Provinzialmuseum; überall entfaltete
Thätigkeit und verbreitete Anregung. Dabei war er von zarter Gesundhei
mancherlei Krankheiten, namentlich einem peinlichen Ohrenleiden, unterworfe
aber seine körperliche und geistige Spannkraft behielten immer die Oberhan
Ein äußerst glückliches Familienleben, durch drei Kinder verschönt (den jüngere
Sohn nannte er Gerhard), zuletzt im eigenen Hause, bot ihm Erholung un
Erfrischung; als der Wünsche Ziel plante H. eine Reise mit der ganze
Familie nach seinem geliebten Italien. Da zeigten sich im Frühjahr 188

die ersten Anzeichen eines schweren Magenleidens. H. führte im Sommer mit Schmerzen und zunehmender Schwäche seine Vorlesungen zu Ende, versuchte eine Cur in Kissingen, mußte sie aber bald aufgeben: das Leiden erwies sich als unheilbar und er erlag ihm am 10. October 1889. Die Gedenkblätter, die sein College und Freund W. Dittenberger zum nächsten Winckelmannstage seiner Wittwe und seinen Freunden darbot, rühmen als Grundzug in Heydemann's Wesen einen hohen lauteren Idealismus. „Unbedingte Wahrhaftigkeit, felsenfeste Treue, Unterordnung aller persönlichen Wünsche und Interessen unter das Gebot der Pflicht, uneigennützige und rückhaltlose Hingabe seiner ganzen Person an den Dienst des Guten und Schönen waren ihm selbstverständliche Dinge. Und bei diesem erhabenen Schwung der Seele war doch nichts Herbes und Strenges in ihm; im Gegentheil, eine gewinnende Liebenswürdigkeit, eine rührende Güte, eine überaus zarte Rücksicht und Aufmerksamkeit, grenzenlose Bereitwilligkeit Anderen zu nützen und zu helfen erwarben ihm die allgemeine Liebe und Verehrung." Ganz im Sinne des Verstorbenen hat die Wittwe Heydemann's ganzen Apparat von Durchzeichnungen (darunter viele Inedita) und Kunstblättern dem Archäologischen Museum der Universität Halle geschenkt, und als dieses am 9. December 1891 in neuen, von ihm ersehnten und erstrebten, aber erst nach seinem Tode erbauten Räumen eröffnet ward, schmückte die Vorhalle des Gebäudes ein Marmorrelief Heydemann's, von Rob. Cauer ausgeführt und von Freunden gestiftet.

Ad. Michaelis in d. Zeitschr. f. bild. Kunst, N. F. I, 1890, S. 71 ff. — W. Dittenberger, H. H. Ein Gedenkblatt f. seine Freunde (handschriftlich gedruckt z. 9. Dec. 1889), umgearbeitet u. bedeutend erweitert in Bursian-Müller's Biogr. Jahrbuch f. Alterthumskunde XIII, 1890, S. 53 ff.

Ad. Michaelis.

Heyden: Karl Heinrich Georg von H., geboren am 20. Januar 1793 zu Frankfurt a. M., † am 7. Januar 1866 ebendaselbst, bedeutender Naturforscher und Sammler, entstammte einem alten Adelsgeschlecht und war Mitglied der adeligen Gesellschaft Frauenstein. Sein Vater war der Schöffe Heinrich Dominicus v. H., seine Mutter Luise v. Cloz. Nach damaliger Sitte von Hofmeistern unterrichtet, erhielt H. die ersten Anregungen für die Naturbeobachtung durch den Mitherausgeber der wetterauischen Flora Dr. med. Scherbius und seine ersten entomologischen Anschauungen durch die berühmte Sammlung des Herrn v. Gerning. Von 1810—1812 studirte er die Forstwissenschaften unter dem berühmten Naturforscher Bechstein zu Dreißigacker bei Meiningen und bis 1813 besuchte er die Universität Heidelberg. In diesem Jahre aber trat er bei den Freiwilligen Jägern ein, machte die Feldzüge gegen Frankreich mit, wurde 1815 Oberlieutenant und blieb nach seiner Rückkehr als Officier im Frankfurter Linienbataillon, bis er im J. 1827 zum Senator erwählt und als Deputirter zum Kriegszeugamt und Forstamt bestimmt wurde. Im J. 1836 war er jüngerer Bürgermeister, 1837 Schöff, und die Stelle eines regierenden Bürgermeisters bekleidete er in den Jahren 1845, 1848, 1850 und 1852. Besonders im J. 1848 trat er viel in Beziehung zu den damals maßgebenden politischen Persönlichkeiten, dem Erzherzog Johann von Oesterreich und dem Prinzen von Preußen, dem nachmaligen Kaiser Wilhelm I. H. war vermählt mit der Tochter des Oberjägermeisters Frhrn. ...mberg und hinterließ zwei Söhne und eine Tochter. Die beiden Söhne ...ten sich dem Officiersberuf und der älteste von ihnen, Professor Dr. Lukas ...den, Major a. D., setzte die bedeutenden Sammlungen des Vaters in ...nswerther Weise fort.

v. Heyden's hervorragende Bedeutung liegt auf dem Gebiet der Natur-

wissenschaften; er war einer jener treuen und gewissenhaften Beobachter
lebenden Natur, die, angeregt durch tieferes wissenschaftliches Interesse,
Sammlungen nur als Mittel zum Zweck ansehen. Daher sind die von i
hinterlassenen überaus reichhaltigen Sammlungen von besonders hohem Wer
denn überall sind den Objecten genaue biologische und andere Notizen beigefü
Vorzugsweise Entomologe, beschäftigte er sich hauptsächlich mit den Kle
schmetterlingen und ihren biologischen Verhältnissen, sodaß er bald eine
erkannte Autorität auf diesem Gebiet war. Aber auch die übrigen Insect
ordnungen waren Gegenstand seiner ausgebreiteten Forschungen und Sam
lungen, und bald konnte er vielen Specialisten in uneigennütziger Weise
reichhaltiges Material zu weiterer Verwendung zur Verfügung stellen, wodu
er der Entomologie außerordentlich wichtige Dienste leistete.

Wie vielseitig er aber sein Interesse bethätigte, zeigen seine Abhandlun
über die Reptilien in Rüppell's Atlas zur Reise im nördlichen Afrika (182
und über Insecten in der Braunkohle, die er in Gemeinschaft mit sein
Sohne Lukas v. Heyden in v. Meyer's Palaeontographica herausgab. D
Zahl der von ihm veröffentlichten größeren und kleineren Schriften aus d
verschiedenen Gebieten der Biologie beträgt 64. Die entomologischen A
beiten (34) finden sich verzeichnet in Hagen, Bibliotheca entomologica Bd.
S. 363. 364, die übrigen in der Berliner entomologischen Zeitschrift, 186
S. 314 ff.

v. H. war Mitbegründer der Senckenbergischen naturforschenden Gesellsch
(1817), des Physikalischen Vereins (1824) und des Vereins für Geograp
und Statistik (1836) zu Frankfurt a. M., sowie der Versammlung deutsch
Naturforscher und Aerzte (1822). Gerühmt wird auch seine Thätigkeit
Verein für Geschichte und Alterthumskunde in Frankfurt a. M. Einem solch
auch von seinen politischen und wissenschaftlichen Gegnern hochgeachteten Ma
der durch sein feines, biederes und freundlich entgegenkommendes Wesen
Jedermann Eindruck machte, konnte es an Anerkennung nicht fehlen. Fü
unddreißig wissenschaftliche Gesellschaften und Vereine zählten ihn zu ih
Mitgliede, die Universität Gießen ertheilte ihm 1861 die Doctorwü
honoris causa und 3 Gattungen und 33 Arten von Thieren und Pflan
tragen ihm zu Ehren seinen Namen. Die Senckenbergische naturforsche
Gesellschaft wählte ihn wiederholt für mehrere Jahre zum Mitgliede i
Direction.

Vgl. Zoologischer Garten, 1866, S. 40. — Mittheilungen d. Ver
für Geschichte und Alterthumskunde III, 56. — Jahrbuch des Nassau
Vereins für Naturkunde, Heft 19 und 20, S. 511—516. — Ber
entomologische Zeitschrift, Jahrgang X, 1866, S. 314.

Reichenbac

Heydrich; Gustav Moritz H., Dramatiker und Dramaturg, wurde
13. März 1820 zu Dresden geboren. Er studirte, auf der altehrwür
Thomasschule zu Leipzig vorgebildet, ebenda sowie zu Berlin Philologie,
schichte und Litteratur, obwol ihn schon im 17. Jahre ein Nervenleiden h
gesucht hatte, das seitdem nicht bloß auf seine geistig-litterarischen Bestrebu
hemmend einwirkte, sondern ihm auch die Fähigkeit zu jeder praktischen Th
keit benahm. Dies verhinderte ihn namentlich auch seine von früh an
das dramatische Kunstgebiet gerichtete Schaffenslust dauernd und intensi
pflegen. Nachdem er mehrere Jahre abwechselnd in Hamburg, Berlin
Leipzig zugebracht hatte, ließ er sich 1852 im lieblichen Loschwitz bei Dre
gesundheitshalber nieder und hier gelang es ihm in verhältnißmäßiger
rückgezogenheit sein ziemlich freudeleeres Dasein bis zum 27. Januar 1

nzuhalten. Das Gefühl eines verpfuschten Lebens ist er wohl nie los ge-
rden.

Zwischen 1851 und 1857 schrieb und veröffentlichte H. seine ersten Dramen. ie anhaltende Kränklichkeit veranlaßte dann eine Pause und erst 1861 konnte wieder einige Stücke vollenden. Seine theatralischen Arbeiten greifen in rschiedene Stoff- und Stilgebiete und verdienen als eifrig gefeilte und ühsam einem hinderlichen Körperzustande abgerungene Erzeugnisse eines annes, der es mit dem dramatischen Schaffen sehr ernst nahm, eine Be-htung bei den Litterarhistorikern, welche nicht einmal seiner unten zu be-rechenden Herausgeberschaft Gerechtigkeit widerfahren lassen. Große Hoff-ungen hatte namentlich „Tiberius Gracchus, geschichtliches Trauerspiel in nf Aufzügen" erregt, wie der Jahrzehnte lang in Heydrich's Sphäre lebende ramaturg Robert Prölß mittheilt; es wurde 1861 gedruckt, im selben Jahre as recht frische, doch weil seiner Natur abliegende, mißlungene Stück „Prinz ieschen, Posse in 3 Aufzügen", in der Manier der vorvorigen Generation schrieben, das ebenfalls damals großen Beifall erntete. Der oben ab-etrennten jüngeren Periode gehören an die nur als Manuscript gedruckten Theaterstücke: „Die schöne Magelone", ein Zaubermärchen, der Operettentext Der Pastetenbäcker", das Liederspiel „Der Schatz", welche drei er 1861 privat rucken ließ. Sein Debüt war 1851 das, gemäß H. Laube zu wilde und ähe historische Trauerspiel „Leonore von Portugal". Zur Feier des 50jähr. Ehejubiläums seines Landesvaters König Johann von Sachsen mit der bairischen Prinzeß Amalie Auguste am 10. November 1872 dichtete und veröffentlichte er n diesem Jahre das Festspiel „Goldene Hochzeit". Dazu kommt die Gedicht-ammlung „Sonnenschein auf dunklem Pfade", Ende 1869 mit der Ziffer 1870 erschienen; dies lyrische Bändchen zeigt schon im Titel die in ihm vor-waltende elegische Stimmung des unbeachteten und nicht zur Sonnenhöhe der Anerkennung Gelangenden. „Dramaturgische Skizzen" eröffnete 1. „Lilla von Bulyovszky, K. Sächs. Hofschauspielerin" 1861.

Am meisten genannt wird Heydrich's Name in Verbindung mit der durch n besorgten Drucklegung der Nachlaßbände des genialen Dramatikers Lud-wig, in dessen Nähe und „langjährigem vertraulichen Umgange" (Ludwig, Skizzen und Fragmente, hrsg. von H., S. 3) als Freund H. eine Reihe on Jahren gelebt hatte. 1871 bezw. 1874 sind diese beiden Bände heraus-ekommen, die mit außerordentlicher Hingabe und Verehrung für den hoch-riginellen dramatischen Speculirer und verbitterten Einsiedler dessen theore-ische Reflexionen und den, rein litterarisch genommen, unbedeutenden drama-ischen Torso zugänglich gemacht haben. Der erstere Band enthält die seitdem unter seiner Titelaufschrift „Shakespeare-Studien" bezeichneten, theils fein-kritischen, theils übermäßig grüblerischen dramaturgischen Glossen und Er-gänzungen, die außer allgemeinen Betrachtungen zur Theorie der dramatischen Kunst besonders über Shakespeare und Schiller Eigenartiges, Scharfes dar-bieten und so H. ein erhebliches Verdienst weit über die „Otto Ludwig-Philologie" (um einen Ausdruck Karl Reuschel's, der eigentlich mit Heydrich's Publicationen ansetzen sollte, zu gebrauchen) hinaus erworben. Daß diese Nieder-schriften O. Ludwig's in Erich Schmidt's und Adolf Stern's vollständiger Re-vision der „Gesammelten Schriften" — Bd. V (s. das. S. 3—32) und VI, als „Studien", 1892 — reichhaltiger und in vielen Einzelheiten berichtigt vorgelegt worden, vermag den an H. schuldigen Dank nicht zu beeinträchtigen. H. hat übrigens den „Shakespeare-Studien" eine mit mancherlei fesselnden Auslassungen durchwobene Einleitung vorangeschickt. Viel mehr an eigenen Urtheilen und dramatisch-ästhetischen Auseinandersetzungen liefert der um drei Jahre jüngere

andere Band: „Otto Ludwig, Skizzen und Fragmente. Mit einer biographis Einleitung und sachlichen Erläuterungen von Moritz Heydrich“. Dies m würdige Buch ist aus einem Abdrucke der wenig umfänglichen Entwürfe Pläne aus Otto Ludwig's Dichterwerkstatt nebst Bericht über die äu Ueberlieferung dieser Fragmente zu einer ausgedehnten Charakteristik Dramen und dramatischen Bruchstücke — wobei die letzteren natürlich, Unbekanntes bietend, ausführlicher bedacht sind — angeschwollen, während ziemlich breit angelegte „biographische Skizze“ (S. 6—122) vorausläuft, wie auch die charakterisirenden Abschnitte über den Dramatiker, viel in Kenntniß der ringenden herben und kräftigen Poetennatur Ludwig's rathen. Aus Briefen, Tagebuchblättern, Gesprächen, alten Heften hebt vieles und Interessantes allenthalben heraus. Wenn die Herausgabe „Shakespeare-Studien“ eine, schon wegen der außerordentlich anregungsrei Nachwirkungen, hochwillkommene That war und als solche zu würdigen ist, stellen die fast 500 Seiten unter der Aufschrift „Otto Ludwig, Skizzen Fragmente“ einen theils erstaunlich liebevoll zergliedernden, theils biograph Aufschlüsse spendenden psychologisch-litterarhistorischen Commentar über dabei mit eröffneten vereinzelten Blätter von Ludwig's Schreibtisch dar: ihrer Art ein Muster pietätvollen Sichversenkens eines Dichter-Biograp trotz vielfachen, auch bei den „Studien“ nachgewiesenen Mangels philologis Akribie (welche eben Schmidt's und Stern's erwähnte Gesammtausgabe n holen sollte) und öfters auch Mangels tieferer Kritik.

Die Lebensabrisse in Meyer's Konversationslexikon, Bornmülle Schriftstellerlexikon (1882) S. 334 f., Brümmer's Lex. d. dtsch. Dichter Pros. d. 19. Jahrhs.[5] II, 156 f. (falscher Titel „Die schöne Magdalena“ geben auch die Werke an, Brümmer die Ludwig-Bücher nicht. Aus pers licher Bekanntschaft stammt die Anm. 4 bei R. Prölß, Gesch. d. moder Dramas II 2, 344. — Zur Edirung der „Shakespeare-Studien“ vgl. R. Meyer, Die dtsch. Literatur d. 19. Jahrhs. S. 328, der aber in sein bibliograph. Ergänzungsapparat (Grundriß z. Gesch. d. dtsch. Lit. d. 19. J S. 136 f. Nr. 2287—2301a) Heydrich's beide Ludwig-Bände ebenso todtschwe wie die ältern in seinem kritischen Erguß über „Otto Ludwigs Shakespea studium“ Jahrb. d. dtsch. Shakespeare-Gesellsch. Bd. 37, 59—84 (s. 6 Dagegen ist Heinrich Bulthaupt, wenn auch nicht dem Dramatiker Heydr — den er wol gar nicht kennt — wol aber dem Otto Ludwig-Biograph und -Herausgeber in seiner „Dramaturgie des Schauspiels“ gerecht g worden, wie deren Register ausweisen. Die Römertragödie „T. G.“ bespri mit ziemlich starkem Lobe, die Posse „P. L.“ dagegen setzt sehr herab d von Heinrich Kurz, Gesch. d. dtsch. Lit. IV, 490 f. gegebene Resumé beide Die zwei verdienstlichen Veröffentlichungen zur Vervollständigung und g naueren Kenntniß von O. Ludwig's Schaffen, die wir Heydrich's Liebe z Person wie zum Gegenstande verdanken, hat der Verlag Herm. Gesenius i Halle a. S. unverändert erneuert. — „T. G.“ lobt Gottschall, D. dts Nationallit. d. 19. Jhs.[5] III, 547. — W. Haan, Sächs. Schriftsteller-Le S. 131 Bibliographie (Selbstbiographie, Dramen, litterar- u. theatergesc Aufs. nie gedruckt). Ludwig Fränkel.

Heyer: Eduard H., Dr. phil., Forstmann, geboren am 27. Febru 1819 in Gundernhausen (bei Dieburg), † am 9. Mai 1898 in Darmstad Er war das zweite Kind des am 6. Januar 1856 verstorbenen großherzogli hessischen Forstmeisters Friedrich H. zu Ober-Ramstadt (s. A. D. B. XII, 364 welcher durch seine hervorragende cultivatorische Thätigkeit, insbesondere dur rationelle Begründung und Behandlung von Mischbeständen, für viele Fors

männer in Hessen zum Vorbild geworden ist. Er besuchte das Gymnasium zu Darmstadt und bezog im Frühjahr 1836 nach abgelegter Reifeprüfung die Universität Gießen, wo er unter der Leitung seines Onkels, des berühmten Karl Heyer (s. A. D. B. XII, 364) vom Sommersemester 1836 bis zum Sommersemester 1840 incl. Forstwissenschaft studirte. Hier bestand er im Herbst 1840 die sog. Facultätsprüfung, kurze Zeit darnach das specielle Oberförsterexamen und 1842 die allgemeine Prüfung für den Staatsforstdienst in Darmstadt. Hierauf war er als Forstcandidat unter Einschluß des vorschriftsmäßigen Accesses, im ganzen ca. sieben Jahre lang mit Betriebsregulirungen und Waldtheilungen beschäftigt, wozu er besondere Neigung und Befähigung an den Tag legte. Am 24. December 1847 erhielt er seine erste Anstellung als Oberförster der Oberförsterei Nieder-Eschbach (bei Homburg v. d. H.). Am [illegible]. April 1857 wurde er in gleicher Eigenschaft nach Gießen versetzt, und durch Decret vom 12. Mai wurde ihm zugleich — als Nebenamt — die Stelle eines zweiten Lehrers der Forstwissenschaft an der Universität übertragen. Auf Grund seiner früheren Facultätsprüfung erwarb er sich am 3. Juni bei der philosophischen Facultät die für seine Stellung als akademischer Docent erforderliche Doctorwürde. Er wirkte hier neben seinem Vetter und Schwager Gustav Heyer, welcher das Ordinariat für Forstwissenschaft bekleidete und zugleich als Director des akademischen Forstinstituts (eine bloße Verwaltungsstelle) fungirte, hauptsächlich durch Abhaltung praktischer Curse über Forstvermessung, Waldwegebau und Waldbau. In Verbindung hiermit standen zwar auch einige Kathedervorträge, allein diese hatten mehr den Charakter einer Einleitung zu den genannten Cursen, bezw. einer theoretischen Ergänzung der praktischen Uebungen, weil der theoretische Unterricht in allen Zweigen der Forstwissenschaft in der Hand seines Vetters Gustav H. lag.

Nachdem aber dieser infolge eines an ihn ergangenen Rufes als Director an die neu gegründete Forstakademie zu Münden am 7. März 1868 aus dem hessischen Staatsdienste ausgeschieden und die hierdurch erledigte erste Professur der Forstwissenschaft dem Verfasser dieser Biographie übertragen worden war, erfolgte eine anderweite Vertheilung des Lehrstoffes. H. erhielt nunmehr auch gewisse theoretische Lehrvorträge über forstliche Betriebsfächer (Waldwerthrechnung incl. Forststatik, Waldwegebau, Holzmeßkunde, Forstvermessung und Waldtheilung), unter Beibehaltung des zugehörigen praktischen Unterrichts, zugewiesen. Hingegen trat er dafür den praktischen Unterricht in den forstlichen Fächern, welche das Vorlesungs- und Forschungsgebiet des Ordinarius ausmachten (Waldbau, Holzarten, Forstschutz, Forstbenutzung, Forsttechnologie, Waldertragsregelung) an diesen ab. Diese naturgemäße, noch heute in Kraft stehende Arbeitstheilung, welche es ermöglichte, die zu jeder einzelnen forstlichen Disciplin gehörigen praktischen Unterweisungen den betreffenden theoretischen Vorträgen sachlich und zeitlich auf das engste anzupassen, war für beide Lehrer und die studirende Jugend von entschiedenem Vortheil, was die Erfahrung bestätigt hat. Nach fast 16jähriger Lehrthätigkeit wurde H. am 3. Februar 1873 zum Forstmeister des Forstamtes Reinheim mit dem Wohnsitze in Dieburg ernannt. Er blieb auch daselbst, nachdem infolge von Organisationsveränderungen das Forstamt Reinheim aufgehoben worden war, unter Beibehaltung seines Titels, als Verwalter der Oberförsterei Dieburg. Am 1. Mai [illegible] wurde ihm die Leitung des Forstamtes Lorsch übertragen. Aus dieser (letzten) amtlichen Stellung schied er erst 1892 im Alter von 73 Jahren [illegible] Uebertritt in den Ruhestand, in welchem ihm später noch der Titel „[illegible]forstmeister“ verliehen wurde. Seit April 1848, also gerade ein halbes [illegible]hundert, war er mit seiner Cousine Emilie Heyer, Tochter Karl Heyer's

und Schwester Gustav Heyer's, in glücklichster — wenn auch kinderlose
Ehe verheirathet, da er in seiner Gattin eine verständnißvolle Theilnehm
aller seiner Gedanken, Arbeiten und Bestrebungen und vortreffliche Berath
gefunden hatte.

H. war ein Forstmann von umfassenden und zugleich äußerst gründli
Kenntnissen in fast allen Zweigen der Forstwissenschaft. Außerdem besa
auch eine vorzügliche allgemeine Bildung, welche besonders für einen Docen
der auf einer Universität zu wirken hat, unerläßlich ist. Sein Haupt
bildeten die forstmathematischen Fächer, die er mit voller Hingebung pfl
und förderte. Unter seinen forstlichen Zeitgenossen war er jedenfalls e
der besten Kenner der Mathematik — insbesondere der höheren — und
herrschte deren Anwendung auf die Praxis in vorzüglicher Weise. Aber
in anderen forstlichen Betriebszweigen — Waldbau, Forstschutz, Forstbenutzun
besaß er hervorragende Kenntnisse und Erfahrungen, wie zahlreiche Abha
lungen (vorwiegend in der Allgemeinen Forst- und Jagdzeitung erschien
beweisen. Es ist geradezu bewunderungswürdig, daß ein Mann mit di
Vielseitigkeit doch eine solche Gründlichkeit bis ins kleinste Detail zu verbin
im Stande war. Hierzu kommt, daß er von Haus aus nicht zu den Natu
gehörte, welche mit rascher Auffassung begabt, wie z. B. sein Vetter Gustav
gleichsam spielend Kenntnisse und Fertigkeiten sich aneignen. Er bedurfte
bei seinem bedächtigen, langsamen und etwas umständlichen Wesen —
und ernstes, angestrengtes Studium, bis er einen Gegenstand nach allen Se
hin erfaßt und sich systematisch zurecht gelegt hatte. Aber bei seiner p
lichen Gewissenhaftigkeit ließ er nicht nach, bis er eine in sein Lehrge
einschlagende oder ihn sonst interessirende Materie gründlich beherrschte.

Seine selbständigen Schriften erstrecken sich vorwiegend auf die forstli
Betriebsfächer und sind in chronologischer Anordnung folgende: „Die W
ertrags-Regelungsverfahren der Herren Dr. Carl Heyer und H. Karl
ihren Principien geprüft und verglichen" (1846); „Beitrag zu näh
Würdigung des Flächenfachwerks" (1852); „Flächentheilung und Ertr
berechnungsformeln" (1859); „Ueber die praktische Ausbildung der F
eleven, mit besonderer Berücksichtigung des Unterrichts auf der Forstlehran
zu Gießen" (1860); „Zur Holzmassen-Ermittelung, Bonitirung und K
der Taxations-Methoden ein Beitrag" (1861); „Anleitung zum Bau
Waldwegen, welche zum Forstproducten-Transport auf der Axe dienen.
16 Figuren-Tafeln" (1864); „Ueber Messung der Höhen sowie der Du
messer der Bäume im Allgemeinen, besonders aber bei forststatischen Un
suchungen, nebst einleitenden Bemerkungen über Bildung der Massen-
Ertragstafeln. Mit 3 lithographirten Tafeln" (1870); „Tafeln zur
massen-Berechnung beim Bau der Waldwege, nebst Anleitung zum einfac
Verfahren in besonderen Fällen" (1879).

Sein Hauptwerk ist ohne Zweifel die „Anleitung zum Bau von W
wegen". Diese Schrift ist ein höchst werthvoller Beitrag zum wissenschaftli
Ausbau der Lehre vom Waldwegebau und — was die mathematische Begr
dung betrifft — von einer Ausführlichkeit und Gründlichkeit, wie sie
zweites Buch über diesen Fachzweig besitzt. Nur ist dem baulichen Theile, b
der Technik des Wegebaues nicht in entsprechendem Umfang Rechnung getra
Die Schrift hat wol aus diesen Gründen bei den praktischen Forstwirthen,
im allgemeinen nicht für lange Formeln und weitschweifige mathemat
Deductionen schwärmen, nicht die Verbreitung gefunden, welche sie eigen
verdient hätte. Auch seine anderen Werke und Abhandlungen in den f
lichen Zeitschriften blieben mehr auf die Kreise der betreffenden Fachgeleh

chränkt, da zu ihrem vollen Verständniß eine Vertiefung in den Inhalt hörte, die bei der dem Verfasser eigenen, etwas schwerfälligen und oft über=eben schematisirenden Darstellungsweise eine große Ausdauer voraussetzte.

Erwähnung verdient noch, daß H. eine Baumkluppe und ein Hypsometer nstruirt hat, mit welch' letzterem man sogar die Höhe schief stehender Bäume chtig, und zwar sehr genau, ermitteln kann.

Als Lehrer entwickelte H. in seinen Vorträgen und auch bei seinen prak=schen Cursen eine Gründlichkeit — um nicht zu sagen Weitschweifigkeit —, elche den Durchschnittsstudenten leider fast abschreckte. Dies um so mehr, s er in seinen Vorträgen der anregenden, ja geistreichen Darstellungsweise tbehrte, welche seinen gleichzeitig mit ihm lehrenden Vetter Gustav Heyer so hohem Grade auszeichnete. Wer aber die Willenskraft besaß, bis zur tzten Vortragsstunde und letzten praktischen Uebung bei ihm auszuharren, er brachte ein tüchtiges Stück gründliches Wissen mit nach Hause und wird — namentlich bei der späteren Verwendung seiner Kenntnisse im praktischen Dienste — auch dem Lehrer ein dankbares Andenken bewahren.

Er verband mit einem vortrefflichen Charakter und einer durch und durch lauteren Gesinnung eine vollendete Herzensgüte. Seinen Untergebenen ein ohlwollender Vorgesetzter, seinen Collegen und Fachgenossen ein treuer Freund, inen Schülern inbezug auf Eifer, Fleiß, Kenntnisse, Erfahrungen und Pflicht=gefühl ein Vorbild, ein Gelehrter in des Wortes bester Bedeutung, erwarb er ch bei allen Kreisen, mit denen er verkehrte, die höchste Achtung und innigste Zuneigung.

Fr. v. Löffelholz=Colberg, Forstliche Chrestomathie, II. S. 280, Nr. 587c, S. 372, Nr. 673; IV. S. 151 und 152, Nr. 2699; S. 215, Nr. 2793; S. 234, Nr. 2847. — Bernhardt, Geschichte des Waldeigenthums 2c. III. S. 287, 289 und 290. — Richard Heß, „Der forstwissenschaftliche Unter=richt an der Universität Gießen in Vergangenheit und Gegenwart", 1881, S. 27, 30, 31 und besonders S. 91, 92 (Biographie). — Allgemeine Forst= und Jagd=Zeitung, 1898, S. 413 (Nekrolog von Wimmenauer). — Zeitschrift für Forst= und Jagdwesen, 1899, S. 364 (Forstliche Totenliste). — Universitäts=Acten und persönliche Kenntniß. R. Heß.

Heyer: Friedrich Casimir Gustav H., Dr. phil., Forstmann, ge=boren am 11. März 1826 in Gießen, † (verunglückt) am 10. Juli 1883 bei Fürstenfeldbruck (in Oberbaiern). Dieser hervorragende Gelehrte, welcher auf forstlichem Gebiete nahezu dieselbe Bedeutung erlangte, wie Liebig für die Chemie, erreichte hiernach nur ein Alter von nur 57 Jahren.

Er war der älteste Sohn des berühmten Professors der Forstwissenschaft Dr. Karl Heyer (s. A. D. B. XII, 364) und widmete sich gleichfalls dem forstlichen Berufe. Nachdem er das Gymnasium seiner Vaterstadt im Alter von 17½ Jahren mit der Note I absolvirt hatte, studirte er vom Sommer=semester 1843 bis incl. Wintersemester 1846/47, im ganzen also 8 Semester, Forstwissenschaft und die einschlagenden Grund= und Hülfswissenschaften unter der Leitung seines Vaters an der Universität Gießen, die als forstwissenschaft=liche Bildungsstätte schon damals einen guten Klang hatte, und promovirte im März 1847 als Dr. phil. Hierauf absolvirte er bis Ostern 1848 den vorgeschriebenen einjährigen Cursus bei der damaligen Oberforst= und Do=mänendirection zu Darmstadt, welchem ein ebenfalls einjähriger praktischer Cursus in der Oberförsterei Schiffenberg bei dem Oberförster Dr. Draudt (s. A. D. B. XLVIII, 73) zu Gießen folgte. Im Herbst 1849 habilitirte er sich als Privatdocent der Forstwissenschaft an der Universität Gießen und eröffnete im Wintersemester 1849/50 seine Vorlesungen. Am 1. Juli 1853

wurde er zum außerordentlichen Professor der Forstwissenschaft ernannt, u
nach dem Tode von Zimmer (1854) rückte er in die hierdurch erledigte zwe
Lehrerstelle der Forstwissenschaft auf, mit der Verpflichtung, vorzugsweise
praktischen Fächer zu lehren. Neben seinem Lehramte verwaltete er v
Frühjahr 1854 ab bis dahin 1857 die Oberförsterei Gießen. Am 29. Ap
1857 erfolgte seine Beförderung zum ordentlichen Professor, unter Entbind
von seiner praktischen Thätigkeit. Bereits 1860 wollte ihn das Eidgenössi
Polytechnikum zu Zürich für eine forstliche Professur gewinnen. Die Li
zur Heimath und seine ausgesprochene Vorliebe für das Wirken an ei
Universität, die er von jeher für die allein richtige Bildungsstätte auch
den Forstmann erkannt hatte, veranlaßten ihn, den ehrenvollen Ruf abzulehn
Aus demselben Grunde lehnte er auch den 1865 an ihn ergangenen Ruf
Vorstand der Forstschule des großh. badischen Polytechnikums zu Karls
ab. Hingegen folgte er am 7. März 1868 einer Berufung als Director
die neu gegründete königl. preußische Forstakademie zu Münden, theils we
der verlockenden äußeren Anerbietungen, insbesondere der mit dieser Stell
verbundenen pecuniären Vortheile, theils weil er befürchtete, daß die sc
damals zusammengeschmolzene Frequenz in Gießen (15 Studirende der Fo
wissenschaft) infolge der Gründung und reichen Dotirung der neuen — in
Nähe Gießens befindlichen — Anstalt noch eine weitere Schmälerung erlei
würde. Im J. 1872 wurde ihm der Charakter „Geheimer Regierungsra
ertheilt. 1875 suchte ihn die österreichische Regierung unter glänzenden pe
niären Bedingungen als o. Professor der Hochschule für Bodencultur — u
zwar für die Lehrkanzel der forstlichen Betriebsfächer — zu gewinnen; al
er nahm — nach langem Kampfe — auch diese Berufung nicht an. Für die
Entschluß waren wol ausschlaggebend theils seine Freude an der herrlic
Umgebung Mündens, theils der Umstand, daß er nach manchen Verdrießli
keiten, die ihm namentlich anfangs durch seine Stellung als Director berei
worden waren, auch die Früchte seiner reformatorischen Thätigkeit genieß
wollte, nicht zum letzten auch der Gedanke, daß die in Deutschland imm
mehr Boden gewinnende Universitätsrichtung schließlich auch in Preußen
einer Wandlung, d. h. zu einer Verschmelzung der Forstakademie mit der U
versität, führen werde.

Als aber die Universität München, dem Beispiele Gießens folgend,
Sommer 1878 die Forstwissenschaft als vollständig ebenbürtiges Glied in d
Kreis der akademischen Wissenschaften aufnahm und ihm die ordentliche P
fessur für Betriebslehre (Waldertragsregelung mit praktischen Beispiel
Waldwerthrechnung und Forststatik) anbot, konnte er, als ein entschieden
Anhänger der Universitätsbildung für die Forstwirthe, nicht widerstehen u
siedelte im October mit seiner Familie dorthin über. Befreit von der lästig
mit so vielen Unannehmlichkeiten verknüpften und mit Verwaltungsgeschäft
reich belasteten Directorial-Stellung, fühlte er sich, von neuem den Pulsschl
der universitas fühlend und durch größere Muße zu wissenschaftlicher Geist
arbeit, in der freieren Stellung des Gelehrten hoch beglückt. Allein e
tückisches Geschick bereitete ihm schon nach 5jähriger Thätigkeit ein übera
jähes und beklagenswerthes Ende.

Am 10. Juli 1883 begab er sich, um seinem Lieblingsvergnügen, d
Angelfischerei, nachzugehen, mit dem Frühzuge in die Nähe von Bruck an d
Amper (bei München). Für den Nachmittag hatte er eine Vorlesung a
beraumt. Als er zum Abend noch nicht nach München zurückgekehrt wa
bemächtigte sich seiner Familie eine begreifliche Unruhe. Es wurden alsba
Nachforschungen nach seinem Verbleiben von seinen Freunden und College

am Amperfluß, einem schmalen und seichten Gebirgswasser, angestellt. Nach längerer Zeit fand man daselbst erst seinen Hut, später eine im Schilf verwickelte Angelschnur, daneben ein Täschchen, sowie die Fußbekleidung. Erst am 14. Juli entdeckte man bei Emmering, etwa 1/4 Stunde von Bruck, die über mehrere Wehre getriebene, entsetzlich verstümmelte Leiche des hochverdienten Gelehrten im Wasser. Nach ärztlichem Gutachten und dem Sectionsbefund ist anzunehmen, daß ihn ein Herzschlag in dem kalten Wasser getroffen haben muß, während er — barfuß und mit aufgestülpten Hosen — im Begriff war, die Angelschnur zu lösen. Die Beisetzung der Leiche fand unter großartiger Theilnahme von nah und fern am 15. Juli auf dem nördlichen Friedhof in München statt. Der Verfasser dieser Biographie hatte der Bestattung seines ihm unvergeßlichen Freundes zugleich als Vertreter der Universität Gießen beizuwohnen.

H. gehört mit zu den hervorragendsten Fachgelehrten. Mit ausgezeichneten Kenntnissen — namentlich auf forstmathematischem Gebiete — ausgerüstet, besaß er eine geradezu einzige Klarheit im Denken, Sprechen und in seinen Schriften. Auch seine naturwissenschaftlichen Kenntnisse waren umfassend und dabei gediegen.

Als Lehrer eroberte er sich wegen seines streng wissenschaftlichen, logisch geordneten, klaren, formvollendeten und fesselnden Vortrages, sowie wegen seiner Liebenswürdigkeit — zumal der Jugend gegenüber — die Herzen aller seiner Zuhörer im Fluge. Als Meister des Stoffes überwand er die schwierigsten Fragen gleichsam spielend. Seiner Redegabe gelang es, die Waldformen und ...lichen Wirthschaftsverfahren, die er schildern wollte, zu plastischer Anschaulichkeit herauszuarbeiten; selbst der trockensten Materie verstand er Geist einzuhauchen und ihr hierdurch eine interessante Seite abzugewinnen. Sein Lehr- und Forschungsgebiet war hauptsächlich Waldertragsregelung und Waldwerthrechnung. Er hatte aber während seiner langen Docententhätigkeit in Gießen auch die auf naturwissenschaftlicher Grundlage beruhenden forstlichen Productionsfächer (Waldbau, Forstschutz und Forstbenutzung) mit vorzutragen, worüber er — wie aus der späteren Aufzählung hervorgeht — höchst anerkennenswerthe Werke verfaßte.

Auf den Gebieten der Waldwerthrechnung und Forststatik schuf er als Schriftsteller ganz neue Bahnen. Neben Preßler und Judeich muß er entschieden als Mitbegründer der Bodenreinertragstheorie bezeichnet werden. Er lieferte zu deren Fundamentirung und weiteren Vervollkommnung so werthvolle Bausteine, daß man ihn als den Begründer einer besonderen Richtung dieser Lehre bezeichnen kann, die später — durch seine Schüler fortgebildet und verbreitet — immer weitere Kreise erfaßt hat. Seine bezüglichen Schriften, die unten in chronologischer Reihenfolge aufgezählt werden sollen, sind inbezug auf Inhalt und Form wahre Meisterwerke.

In der forstlichen Unterrichtsfrage stand er streng auf dem Universitätsstandpunkt. Durch die Annahme der Directorstelle an der Forstakademie Münden gewann es zwar den Anschein, als ob er diesem Standpunkte untreu geworden sei. Er motivirte aber die Annahme seiner Berufung damit, „daß ...er Beweis für die Richtigkeit seiner Ansichten über den forstlichen Unterricht ... durch zähes Ausharren auf seiner seitherigen Stelle (d. h. in Gießen) ...ringen sei; daß hingegen die große preußische Monarchie mit ihrem ...reichthum ihm einen viel ausgedehnteren Wirkungskreis gewähren und ...elegenheit bieten werde, dasjenige, was er in seiner Wissenschaft als ...und nützlich erkannt, einer weit größeren Schülerzahl mitzutheilen" (...meine Forst- und Jagd-Zeitung, Aprilheft 1868, S. 121).

Obschon er sich nur kurze Zeit auf dem forstpraktischen Gebiet ben
hatte, war es ihm, bei seiner großen Verstandesschärfe und vortrefflichen
obachtungsgabe, sowie bei seinem raschen Orientirungsvermögen doch gelun
sich auch das für den Docentenberuf erforderliche Maß praktischer Kennt
und Erfahrungen anzueignen. Wenn auch sein Sinn und ganzes Wese
erster Linie der wissenschaftlichen Forschung zugewendet war, so fehlte
doch keineswegs das Verständniß für die praktische Seite seines Berufes,
sich schon dadurch kund gab, daß er (unter Beihülfe des Mechanikers S
dinger in Gießen) eine der besten und nach ihm benannten Kluppenconst
tionen erfunden hat.

Durch reiche Beiträge seitens seiner zahlreichen Schüler, Freunde
Verehrer wurde es ermöglicht, ihm auf seinem Grabe in München ein Denk
in Form einer wohlgetroffenen Marmorbüste zu errichten. Ein Gypsab
hiervon hat in der kleinen Aula des Universitätsgebäudes zu Gießen geeig
Aufstellung gefunden.

Aus Heyer's Feder stammen folgende Werke: „Grundsätze über den E
wurf von Holzschadenersatztarifen". Doctor-Dissertation (1849). Diese Ar
bezeugte bereits die Befähigung des Verfassers zu streng wissenschaftlicher u
eigenartiger Vertiefung in ein schwieriges Thema. „Das Verhalten der Wa
bäume gegen Licht und Schatten". Mit 2 Tafeln in Farbendruck (185
Hier findet sich die Lehre von den gemischten Beständen nach ihren Grundlag
Vorzügen und Regeln in mustergültiger Weise entwickelt. Die Schrift wu
1856 von Aloys de Loes in das Französische übersetzt. Es folgte als er
forstmathematische Schrift: „Ueber die Ermittlung der Masse des Alters u
des Zuwachses der Holzbestände". Mit 19 lithographischen Tafeln (185
Lediglich dem Umstande, daß dieses Werkchen inbezug auf mathematische Vo
kenntnisse und Bildung ziemlich hohe Ansprüche stellt, ist es zuzuschreiben, da
es weniger zum Gemeingut der im allgemeinen formelscheuen Forstwirt
wurde, wie Heyer's andere Publicationen. „Lehrbuch der forstlichen Boden
kunde und Klimatologie". Mit 183 in den Text eingedruckten Holzschnitte
einer lithographirten schwarzen und zwei Farbentafeln (1856). In diese
Werke zeigt sich der ganze reiche Umfang seiner naturwissenschaftlichen Kenn
nisse auf den Gebieten der Mineralogie, Chemie, Physik und im angewandte
Theil auch der Physiologie. Seine hervorragendste Leistung ist aber un
zweifelhaft die „Anleitung zur Waldwerthrechnung. Mit einem Anhang: Zu
forstlichen Statik" (1865). 2. Aufl. (1876; hier fehlt dieser Anhang). 3. Au
Mit einem (erweiterten) Abriß der forstlichen Statik (1883). Eine viert
theilweise neue und umfangreichere Bearbeitung ist unter demselben Titel vo
seinem Schüler Karl Wimmenauer herausgegeben worden (1892). Die 2. Au
lage ist 1878 in das Russische, Italienische und 1882 in das Kroatische übe
setzt worden. Das Buch muß als eine streng wissenschaftliche, objective, kla
systematische und ausgezeichnet logisch disponirte Darstellung bezeichnet werde
es enthält eine Fülle origineller Gedanken und Beweisführungen. In nah
Zusammenhang mit der ersten Auflage steht die weitere classische Schr
„Handbuch der forstlichen Statik. I. Abtheilung. Die Methoden der fo
lichen Rentabilitätsrechnung" (1871). H. verstand unter der forstlichen Sta
die Hundeshagen als Meßkunst forstlicher Kräfte und Erfolge aufgefaßt ha
die Rentabilitätsberechnung forstlicher Wirthschaftsverfahren. Auch dieses W
wurde in mehrere fremde Sprachen übersetzt. 1872 erschien eine Uebersetz
in spanischer Sprache von Professor Francisco de P. Arrilaga (Madrid)
1878 eine in russischer (St. Petersburg). Beabsichtigt waren — in V
bindung mit mehreren Fachgenossen (wozu auch der Schreiber dieser Ze

gehörte) — noch zwei weitere Abtheilungen. Die II. Abtheilung sollte die Statistik der Erträge und Productionskosten umfassen. Die III. Abtheilung sollte wirkliche Bemessungen liefern, d. h. Vergleichungen der Effecte von Wirthschaftsverfahren, insbesondere auf Grund statistischen Materials. Leider unterblieb die Bearbeitung dieser beiden Theile aus Mangel an Muße und infolge seines frühzeitigen Ablebens. Außerdem besorgte H. die späteren Auflagen der beiden Hauptwerke seines Vaters. Eine zweite Auflage der „Waldertrags-Regelung" erschien 1862, eine dritte 1883. Dies war sein letztes Werk, dessen vollständigen Druck er nicht mehr erlebte. „Der Waldbau oder die Forstproduktenzucht" von Karl Heyer wurde vom Sohn in 2. Auflage (1864) und 3. Aufl. (1878) herausgegeben. Eine 4. wesentlich erweiterte Auflage rührt von dem Verfasser dieser Biographie (1893) her. An diesem weit verbreiteten classischen Werke, welches gleichfalls in verschiedene fremde Sprachen übersetzt worden ist, haben also die drei auf einander folgenden Inhaber der ordentlichen Forstprofessur in Gießen ihre Kräfte erprobt — gewiß ein seltener Fall, da ja oft genug der Nachfolger einreißen möchte, was der Vorgänger aufgerichtet hat. Die beiden späteren Herausgeber haben sich hingegen aus Pietät bemüht, dem Karl Heyer'schen Waldbau sein eigenartiges Gepräge möglichst zu erhalten.

Die Zahl der von H. in die Allgemeine Forst- und Jagd-Zeitung, welche er von 1856 ab bis zu seiner Uebersiedelung nach München im Herbste 1878 redigirte, gelieferten Abhandlungen ist zwar nicht groß, allein dieselben sind zum größten Theil von einer fundamentalen Bedeutung. Die wichtigsten sollen daher im Nachstehenden angeführt werden: „Unsere Aufgaben in der nächsten Zeit" (1857, S. 1); „Einige Anwendungen der Wahrscheinlichkeitsrechnung auf Gegenstände des Forststrafwesens" (1857, S. 161); „Forstliche Reinerträge" (1858, S. 1 und 1859, S. 1); „Ueber den praktischen Unterricht in der Forstwissenschaft" (1858, S. 253); „Beim Jahreswechsel" (1860, S. 1); „Ueber die Größe der Probeflächen" (1861, S. 399); „Ueber Wirthschaftsregeln" (1862, S. 1); „Sonst und Jetzt", Artikel I und II (1862, S. 409 und 1863, S. 1); „Ueber die Bestimmung des mittleren Alters ungleichaltriger Holzbestände (Supplemente, IV. Band, 1863, S. 30); „Die Wahl der Umtriebszeit" (1866, S. 1); „Zur forstlichen Statik. Offenes Sendschreiben an Herrn Oberforstmeister von Manteuffel zu Colditz" (1866, S. 469); „Ueber die Bestimmung der einträglichsten Abtriebszeit abnormer Bestände" (1872, S. 104); „Ueber die Aufstellung von Holzertragstafeln" (1877, S. 185). In allen diesen Abhandlungen zeigt sich sein hoher wissenschaftlicher Sinn und sein ernstes Bestreben, an Stelle der damals in forstlichen Kreisen noch vielfach üblichen einfachen Beobachtung die auf vergleichenden Beobachtungen und Untersuchungen beruhende exacte Forschung einzubürgern. Dabei ist die Darstellung des bearbeiteten Themas so klar, so durchsichtig und so fesselnd, daß das Studium zum Vergnügen wird. Wahrhaft köstlich sind seine hier und da eingestreuten feinen satirischen Bemerkungen, die namentlich in der Polemik gegen den Oberforstrath Pfeil (s. A. D. B. XXV, 648), seinen größten Antipoden, und in den beiden Artikeln „Sonst und Jetzt" zu Tage treten. Letztere betreffen eine Entgegnung auf die gleichnamige Abhandlung des Oberforstrathes von ... (Monatschrift für das Forst- und Jagdwesen, 1862, S. 121 und 161), ... der den forstlichen Universitätsunterricht (damals bloß in Gießen vorhanden) in einer leidenschaftlichen Weise angegriffen hatte. Auch diese Abhandlungen trugen mithin — nicht minder wie seine selbständigen Schriften — zu einer wesentlichen Klärung hochwichtiger Fragen (Umtriebszeit, Versuchswesen, Reinertragstheorie, Unterrichtsthema 2c.) bei. Sie wirkten mächtig

anregend auf seine Zeitgenossen und sind noch heute eine Fundgrube für seine Schüler und sonstigen Verehrer, die — theilnehmend am Kampfe der Wissenschaft — seine Lehren und Grundanschauungen durch Wort und Schrift weiter verbreitet haben und noch verbreiten.

Zum Abschluß dieses Lebensbildes des hochverdienten Gelehrten noch einige Bemerkungen nach anderer Richtung hin.

H. war eine fein angelegte, tactvolle Natur von diplomatischer Befähigung und weitem Ausblick. Dabei kümmerte er sich aber auch um die kleinsten Dinge. Seine Vorsorglichkeit nach allen Richtungen hin bewährte sich namentlich während seiner Dienstzeit als Director in Münden. Als warmer Freund der Natur, zumal des Waldes, benutzte er die ihm sogar in den Ferien nur spärlich zugemessene Muße zu Studienreisen, welche ihn bis in die Wälder von Schweden und Norwegen führten. Sein Familienleben war ein äußerst glückliches. Seine Frau und eine (bei ihm wohnende) Schwägerin nahmen sogar thätigen Antheil an seinen wissenschaftlichen Arbeiten, indem sie ihm manchen Fingerzeig gaben, den er weiter verfolgte. Als Freund der Geselligkeit versammelte er, so oft es Zeit und Umstände erlaubten, gern einen Kreis von ihm nahe stehenden Personen, auch Schülern, um sich. Durch zündenden Witz und musikalische Vorträge auf einer großen Ziehharmonika, die er meisterhaft handhabte, wirkte er gern als belebendes Element. Als Grundzüge seines Charakters sind Einfachheit, Bescheidenheit und eine nahezu fascinirend wirkende Aufopferungsfähigkeit sowie Liebenswürdigkeit gegenüber seinen Schülern und anderen jungen Fachgenossen, die er als besonders befähigt erkannt hatte, zu erwähnen. Allen war er ein trefflicher Rathgeber, Vielen ein treuer Helfer. Gar mancher Schüler verdankt ihm seine Stellung. Allerdings verlangte er dann in wissenschaftlicher Hinsicht strenge Gefolgschaft; das Gegentheil verzieh er niemals. Mit vollem Rechte konnte sein früherer Schüler Professor Lehr, als er die erschütternde Trauerkunde von Heyer's jähem Dahinscheiden vernahm, ausrufen: „Er war mir Lehrer und wohlwollender Freund, ja er war mir mehr als Freund, er war mir ein zweiter Vater!“

Fraas, Geschichte der Landbau- und Forstwissenschaft, 1865, S. 603, 611 und 626. — Fr. von Löffelholz-Colberg, Forstliche Chrestomathie, II. 1867, S. 179 und 284; IV. 1868, S. 102, 126, 150, 151, 201 u. 235; V. 1874, S. 55, 57, 76 und 137. — Allgemeine Forst- und Jagd-Zeitung, 1868, S. 121 (Uebersiedlung der Redaction der Allgemeinen Forst- und Jagd-Zeitung von Gießen nach Münden); 1878, S. 331 (Der forstliche Unterricht an der Universität München); 1879, S. 40 (Biographie); 1883, S. 288 (Todesnachricht), S. 353 (Nekrolog, von Lehr). — Ratzeburg, Forstwissenschaftliches Schriftsteller-Lexikon, 1874, S. 243. — Bernhardt, Geschichte des Waldeigenthums &c. III. 1875, S. 201, 241, 286, 287, 290, 297, 299—301, 305, 310, 322, 323, 357, 382 und 393. — Forstliche Blätter, N. F. 1875, S. 255 (Berufung nach Wien); 1883, S. 285 (Nekrolog). — R. Heß, Der forstwissenschaftliche Unterricht an der Universität Gießen in Vergangenheit und Gegenwart, 1881, von S. 26 ab und besonders S. 83 (Biographie). — Centralblatt für das gesammte Forstwesen, 1883, S. 416 (Nekrolog, von v. Seckendorff) u. S. 548 (Gustav Heyer und seine neueste Publication). — Forstwissenschaftliches Centralblatt, 1883, S. 484 (Todesanzeige). — Zeitschrift für Forst- und Jagdwesen, 1883, S. 458 (Nekrolog, von Danckelmann). — Kölner Zeitung, Nr. 199, Erstes Blatt vom 20. Juli 1883. — Schwappach, Handbuch der Forst- und Jagdgeschichte Deutschlands, 2. Band, 1888, S. 815, 820, 822, 834, 848 und 859. — Universitätsacten. — Eigene Kenntniß.

R. Heß.

Heyßler: Moritz H., einer der verdientesten österreichischen Rechtsgelehrten neuerer Zeit, wurde als Sohn eines Bankalassessors in Wien am 25. October 1814 geboren und verstarb in demselben Stadttheile (Landstraße) nach 67 Jahren am 21. März 1882. Seine juridisch-politischen Studien begann er an der Wiener Universität 1832/33 und beendete sie mit ausgezeichnetem Erfolge Ende des Studienjahres 1835/36, promovirte am 30. Juli 1838 zum Doctor beider Rechte und erhielt am 16. März 1840 seine Ernennung zum Assistenten der Lehrkanzel für Naturrecht und österreichisches Criminalrecht an der k. k. Theresianischen Ritterakademie, an der damals Hye lehrte, zwei Jahre später an die Universität übergehend. H. wurde schon am 2. April 1844 ordentlicher Professor des natürlichen Privat- und öffentlichen Rechts, sowie des österreichischen Criminalrechts. Inzwischen hatte er die Prüfung zur Erlangung einer Fiscaladjuncten-Stelle und darauf die Advocatenprüfung mit nicht gewöhnlicher Auszeichnung bestanden. Von der daneben bekleideten Stelle bei der k. k. Hof- und niederösterreichischen Kammerprocuratur wurde er am 16. April 1844 entbunden. Während der Jahre 1847 und 1848 führte er, zuletzt mit Moriz v. Stubenrauch, die Redaction der „Wiener Zeitung". Nach Aenderung des juristischen Unterrichtswesens wurde er auffälligerweise nicht an die Universität berufen, sondern am 31. Mai 1850 in den Ruhestand versetzt, sodaß er sich eine neue Lebensbahn eröffnen mußte. Er wurde am 30. December 1850 k. k. Notar der innern Stadt, welche Stelle er bis 1856 versah, dann bis 1864 als Hof- und Gerichtsadvocat amtirend. Am 13. Juli d. J. wurde er zum ordentlichen Professor der Rechtsphilosophie an der Wiener Universität ernannt. Zu diesem Fach trat später das civilgerichtliche Verfahren, zeitweilig auch Handels- und Wechselrecht. Seit November 1864 Examinator der judiciellen k. k. Staatsprüfungscommission, übernahm er nach Haimerl's Tode (1868) die Stelle des zweiten Vicepräses, legte sie jedoch schon 1873 nieder, nachdem er am 1. Juli 1872 zum ständigen Referenten des Reichsgerichts gewählt worden war, dem er seit 9. Juni 1869 angehörte. Decan der juridischen Facultät war H. 1868/69 und 1874/75, eine Zeit lang 1867 Mitglied des Unterrichtsrathes, ferner Mitglied des Ausschusses und des schiedsgerichtlichen Comités im Wiener juridischen Doctorencollegium, Mitglied des akademischen Senats, Superintendent der Kallmünzer'schen Universitätsstiftung u. s. w.; er erhielt in Anerkennung seiner ausgezeichneten Wirksamkeit am 19. Juni 1881 Titel und Charakter eines Hofrathes. Einer Nierenkrankheit erlag er am 21. März 1882. Er wird als Prototyp eines eleganten Juristen im besten Sinne des Wortes geschildert, in politischer Beziehung unwandelbar deutsch und liberal, dabei einer der treuesten, edelsten Söhne Oesterreichs, von fleckenlosem Charakter. Die sehr oft wechselnden äußeren Verhältnisse brachten es mit sich, daß seine den verschiedensten Rechtsgebieten angehörigen wissenschaftlichen Publicationen weder sehr zahlreich noch sehr umfangreich waren. Nur wenige Früchte emsiger Arbeit, wie „Das Civilrecht und seine Formen", Wien 1870, brachte er zur Veröffentlichung, vieles andere hielt er schüchtern zurück, wie sein sehr umfangreicher wissenschaftlicher Nachlaß bewies (vgl. eine solche Arbeit in dem 11. Bande der Zeitschrift von Grünhut S. 14—42). Hervorgehoben seien sein „Handbuch für die Geschworenen im österreichischen Strafverfahren", Wien 1850, und seine Beiträge zu der Zeitschrift von Grünhut in Bd. 1, 3, 5—8.

Nekrolog von Schrutka-Rechtenstamm in der Zeitschr. von Grünhut X, 770—778. — Zeitschr. f. Notariat u. freiwillige Gerichtsbarkeit 1882,

Nr. 13. — Gerichtshalle 1882, Nr. 132. — Juristische Blätter 188 Nr. 13 u 14. — Wurzbach's Biogr. Lexikon XI. Bd. s. v. Stubenrau — Helfert, Die Wiener Journalistik im J. 1848. Wien 1877, S. 10, 2 51, 70, 74, 86 ff. — Haimerl's Magazin II, 325—440. — v. Mol Geschichte u. Literatur der Staatswissenschaften I, 102. — Verhandlung des 5. deutschen Juristentages 1864 Bd. I, 43—53. — Gesch. d. Wien Universität von 1848 bis 1898. Wien 1898, S. 155, 158, 163.

A. Teichmann.

Hildebrand: Rudolf H., deutscher Philolog und Volkserzieher (1824 1894). Heinrich Rudolf H. wurde am 13. März 1824 in Leipzig als So eines armen Schriftsetzers geboren. In einem fragmentarischen Lebensabriß (Berlit S. 555 f.) erzählt er, wie der Tod über dem Hause in der „Bett gasse", wie die Johannisgasse im Volksmund hieß, lastete und den Vat aber dadurch auch ihn selbst zum Hypochonder machte. „Ich habe später tiefsten Hebel der Philosophie an meine Seele setzen müssen, um mein fre Gemüth aus dem Schutte einer finstern Menschen- und Weltanschauung h auszuholen." Jene Abneigung gegen alles Verdüsternde, jene Dankbark selbst für den kleinsten Spaß, die seiner Persönlichkeit eigen ist, beruhte a auf tiefster eigener Erfahrung. — Schon auf der Schule trieb er dilettantis Sprachvergleichung. Der berühmten Thomasschule hat er wiederholt sei dankbare Erinnerung bezeugt, vor allem auch ihrem Rector Stallbaum; n vermißte er selbst bei den anregendsten Lehrern jede Beziehung zur W unserer Classiker, vor allem Goethe's (vgl. Beiträge S. 109). Er selbst dicht damals gern und legte vor allem schon damals zu seiner erstaunlichen, v einem bewundernswerthen Gedächtniß gestützten Belesenheit den Grund (Ber S. 559). — Auf der Universität ging er bald von der Theologie zur Phil sophie und Philologie über; die größte Macht auf ihn gewann sein Land mann Moriz Haupt, dem er auch in gleichmäßigem Studium der classisch und deutschen Philologie nachzufolgen hoffte (Aufsätze S. I; vgl. Berlit S. 562 Dann ward er zwanzig Jahr lang Lehrer derselben Anstalt, der er die eige Bildung verdankte, und der mit Eifer und Herzenswärme gepflegte Beru ward ihm die wichtigste Vorschule für seine spätere Pädagogik größeren Stils Die Lehrerarbeit half ihm auch das feine Gefühl für individuelle Ausdrucks weise entwickeln, das später allerdings öfter neben allgemeineren Gesichts punkten zurücktreten mußte. 1869 ward er außerordentlicher, 1874 ordent licher Professor an der Universität, ohne sich der Eigenart des akademische Lehrvortrags näher anzupassen. Die engere Umgebung Leipzigs hat er kaum verlassen; wie anderen sächsischen Hochschullehrern — ich nenne Fechner un vor allem Drobisch — genügte auch ihm das Spazieren oder allenfalls Reise innerhalb eines innig vertrauten Bezirks. Hier aber suchte er Verkehr mi aller Art Volk und neben dem Gelehrten und Studenten war ihm die Wasch frau oder der Landmann eine willkommene Quelle der beiden Dinge, die e im Gespräch suchte: Belehrung und Erheiterung. Uebrigens hat er ziemlic einsam gelebt, still im Schooß der Familie und der Schüler, die ihm leich Vertraute wurden; den früh verstorbenen österreichischen Volksdichter Fran Michael Felder sah er als seinen einzigen eigentlichen Freund an.

Moriz Haupt, der Begründer des Deutschen Wörterbuches, hatte seine Schüler sofort als Helfer für dies Werk gewonnen, für das er ja auch wi kein Anderer berufen war, und Jakob Grimm zeichnete ihn sofort unter alle Mitarbeitern aus. Nach Wilhelm Grimm's Tod rückte er zur Hauptarbe ein; zum Buchstaben D hatte er viel beigesteuert, K und G, soweit diese umfänglichste Band vollendet wurde, gehören ihm ganz und zwar in eine

[...]e, wie keinem zweiten Bearbeiter ein Theil des Riesenwerks gehört. [...] jetzt an war Wortkunde und Wortgeschichte sein Lebensberuf. [...] 1863 erleichterte der Rath der Stadt Leipzig, vor allem auf Franz [...]er's Bitte, seine Arbeitslast am Gymnasium; bei Uebernahme der Pro[...] fiel sie ganz fort. Er hielt mit lebhaftem Antheil Vorlesungen, doch [...]stens später so, daß sie ihn von dem Arbeitskreis des Wörterbuchs nicht [...]rnen durften. Während der letzten Jahre gab er wegen schwerer Leiden [...] Collegia auf. Am 13. März 1892 feierte er unter vielseitiger Theil[...]e seinen 70. Geburtstag, den insbesondere auch Genossen und Schüler [...]iner inhaltreichen Festgabe (Forschungen zur deutschen Philologie. Leipzig [...], Veit & Co.) ehrten. Bald darauf, am 28. October, ist er sanft ent[...]fen.

Rudolf H. nimmt unter den Meistern der deutschen Philologie eine [...]aus eigenartige Stellung ein — eigenartig durch sein Arbeitsgebiet und [...] seine Arbeitsweise. Beides aber hatte in seiner Lebens- und Berufs[...]ssung die individuellen zwingendsten Bedingungen.

In der „Wortkunde" hat man mit vollem Recht seine eigenthümliche [...]utung gesucht (Laube S. 96 f.). Das Wort spielt für H. eine ganz [...]re Rolle als für unsere anderen bedeutenden Lexikographen, unter denen [...]ach Benecke und Schmeller neben Schade der letzte war; er überragt sie hierdurch alle. Für die andern war die Kenntniß der Worte eine rein [...]matische Disciplin, mochte nun Benecke der Synonymik, Schmeller der [...]artlichen Deutung oder Schade der Etymologie das Hauptaugenmerk zu[...]en. H. hingegen nimmt die Wortkunde als litterarhistorische, fast als [...]rhistorische Disciplin. Die Sprache ist ihm vor allem Kunst — eine [...] allerdings, die dem Aermsten im Volk mit den vornehmsten Geistern [...]n ist, ja an der die Kleinen auch schaffend mehr Antheil haben als die [...]n und fast so viel wie die Höchsten. Ja gerade diese Frage: wie der [...]e moderne Deutsche in seinem Denken und Empfinden mit dem Volke [...]menhänge, erklärt Burdach (S. 6) für den Mittelpunkt seiner Forschung [...]ehre. Das einzelne Wort nun ist ihm ein greifbares Stück aus diesem [...]ahrhunderten geschmiedeten und aufgeschmückten Schatz und es hat ihm [...]tung vor allem insoweit, als es ein Kunstwerk ist. Wie ihm der Sprach[...]icht wesentlich Denkübung ist, so ist ihm auch die Sprache eigentlich nur [...]nst, Gedanken zu formen, und das Wort ist ihm Concentration eines be[...]ten Gedankens oder noch lieber Anschauungsinhalts. Daher kommt es, daß [...]prachforschung, wo sie sich zwanglos bewegt, fast völlig eine Philologie der [...]ntiva ist, während J. Grimm, der mehr das Fließen und die Entwick[...]elbst als ihre Ergebnisse im Auge hat, die Verba stärker betont. Das [...]ist für H. vor allem ein lebendiger Geschichtschreiber, der von nationalen [...]ungen, historischen Eindrücken, individuellen Anschauungen erzählt; H. [...] diesen Bericht mit allen Hülfsmitteln: Etymologie, Vergleichung, in [...] Linie aber durch das Verhör classischer Zeugen. Aber was das Wort [...], bleibt ihm Hauptsache; oder vielmehr auch dies nicht, sondern was [...]m Inhalt der Wortgeschichte sich für die Geschichte des nationalen Em[...]s, der Volksseele ergibt. Ich habe deshalb H. einmal dahin charakte[...] er sei im Sinn der gewöhnlichen Terminologie weder ein „Wortphilo[...] noch ein „Sachphilolog"; ein „Gemüthsphilolog" müsse er heißen.

Diese Freude an dem geistigen und gemüthlichen Ertrag der Wortforschung [...] an andern Seiten der Grammatik immer gleichgültiger vorbeigehen. Der [...] zwar hat er gerade auch in den letzten Jahren werthvolle Untersuchungen [...]net; aber doch auch dies hauptsächlich im Interesse jener Grundanschauung,

daß die Kunst des nationalen Ausdrucks vom Kindervers bis zu Goethe's Rhythmen innerlich gleichartig sei. Gerade hier ist er dann auch in der Ueberschätzung des Goldes, das auf der Straße liegt, mit einem gewissen freudigen Trotz zu weit gegangen und hat in dem Ausruf der Leipziger „Gebackenesausträger" (Beiträge S. 223) wichtige rhythmische Aufschlüsse, wie in Kinderliedchen und Zaubersprüchen (Aufsätze S. 174 f., 209; Vorrede zu Albrecht S. IV—V) mythologische oder historische Hintergründe wol auch da gesucht, wo vielleicht nur eine spielende Willkür vorlag.

Im allgemeinen ging er aber gern entfernt von den rein formalen Gebieten der Grammatik einher und verfolgte die Kunst der Sprache da nicht, wo sie am staunenswürdigsten ist und die breiteste volksthümlichste Grundlage benutzt: im Sprachbau selbst, im Aufbau der Flexionen; wie er denn Systeme überhaupt nicht liebte (Beiträge S. V). Er entfernte sich dadurch auch von der Art seines verehrten Meisters Jacob Grimm und seine Neigung, das Wort gewissermaßen als Frucht vom Baum zu pflücken, diesen aber nur als Fruchtträger zu würdigen, hat bei geringeren Nachfolgern zu schädlicher Isolirung der Worte geführt. Freilich aber ward sie bei ihm durch glänzende Versuche vergütet. H. Grimm konnte selbst von den älteren Theilen des Deutschen Wörterbuchs urtheilen, daß seine Beiträge „wie köstliches Gestein inmitten des übrigen schlichten Mauerwerks hervorglänzen". Man lese nicht nur die berühmten Artikel „Geist" und „Gemüth", sondern auch kleinere wie etwa „Geld", „kehren", „Kraut", um zu begreifen, daß J. Grimm sich das Wörterbuch als Familienlesebuch dachte. Noch reicher sind seine freieren Aufsätze, in denen etwa plötzlich die Erklärung des Wortes „original" (Beiträge S. 151) oder die culturhistorischen Deutungen von „Geselle", „der Beste", „helfen", „dringen" (Aufsätze S. 40 f.) neues Licht über scheinbar bekannte Dinge ergießen, oder die Wortgeschichten vom „Geschmack" (Beiträge S. 314) und „Charakter" (ebd. S. 289) großartige Zusammenhänge eröffnen.

Er plante ein umfassendes Handbuch (Sprachunterricht, 2. Aufl., S. IV); aber seine Abneigung gegen System und Definition (Materialien S. 1) hätte wol auch hier jene scharfe Eintheilung vermissen lassen, die den reichsten Artikeln Hildebrand's eine sicherere und leichtere Benutzung verschafft hätte. Sehr hübsch hat man seine Methode als die des „angelehnten Sprachunterrichts" (Laube S. 108) bezeichnet. Denn er, dem nach seinem eignen Zeugniß Herder's Weltanschauung angeboren war, scheute wie dieser große Prophet des historischen Sinns alles Mechanische und wollte die Erkenntniß wie die Dichtung nur unter dem Drang einer besondern Gelegenheit reifen lassen. An Worterklärungen in der Schule, wie sein „Sprachunterricht" und spätere Aufsätze sie reichlich darbieten, hat seine ganze Art sich herangebildet und seine vier Leitsätze (Sprachunterricht S. 5) haben in dieser Anknüpfung an den bestimmenden Anlaß ihre gemeinsame Wurzel. Der Unterricht soll mit der Sprache ihren Inhalt erfassen; soll nichts lehren, was der Schüler aus sich finden kann; soll auf die gesprochene Sprache das Hauptgewicht legen; soll das Hochdeutsch an die Volkssprache anschließen.

Diese Hauptsätze lassen Hildebrand's Lebensanschauung und Berufsauffassung klar erkennen. Abgesehen ist es vor allem auf eine Ausbildung des Empfindungsvermögens (Beiträge S. 156) und zwar bei Lehrer und Schüler. Vor allem das Lautlesen, die Ausbildung des Gehörs ist H. (wie nach ihm sein Verehrer Otto Schroeder) nicht müde geworden zu predigen. Dieser Ausbildung wird nun aber doch nicht, wie zu erwarten wäre, völlige Freiheit der individuellen Entwicklung gelassen; vielmehr wird vorausgesetzt, daß sie zu bestimmten Idealen führe, die H. als Wiedergewinnen der eigenen Natur

Materialien S. 3), als Rückkehr zur echt deutschen Art auffaßt. Dem unbedingten Individualismus war er durchaus abhold; er sah mit Altersgenossen wie Karl Goedeke auch in der Kunst das Volksthümliche als Gipfel an und stellte (Materialien S. V) das Volkslied unmittelbar neben Shakespeare. Dabei blieb nun aber (vgl. Materialien S. 1 f.) das Wesen des Volksthümlichen ziemlich unbestimmt und wurde oft lediglich im Gegensatz zur „Ueberbildung" aufgefaßt; wie denn dem Großstädter H. doch der Arbeiter und die städtische „Frau aus dem Volk" mehr als der Bauer den Begriff des „Volkes" nahebrachten. Es kam dazu, daß diese einfache Scheidung in Volksthümliches und Modern-Verbildetes auch auf der Seite der Kunstdichtung eine schärfere Zeichnung immer entschiedener ausschloß: wie der ihm vielfach verwandte Ludwig Richter aus Dresden ließ er es sich in liebenswürdig-unbestimmten Umrissen allgemeiner Typen gern genügen und fügte individuellere Beobachtungen lieber anhangsweise („dabei von einer bedeutsamen Eigenheit in Goethe's Denk- und Sprachweise" Beiträge S. 149) als in selbständiger Untersuchung hinzu. Daher auch sein oft, übrigens in freundlichem Ton, hervorgehobener Gegensatz zu dem scharf individualisirenden Scherer, dessen Schlagwort „physiologisch" (Aufsätze S. 127 u. ö.) ihm einen Abweg der neueren Forschung überhaupt zu bezeichnen schien. — Diese Verwischung der persönlichen Eigenheiten, diese aus seiner versöhnlichen Natur dictirte Ausgleichung von Volks- und Kunstdichtung, von volksthümlicher und Goethe-Schillerischer Weltanschauung also ließ ihn auf die Entwicklung des Schülers und des Volkes fest vertrauen; er sah in seinen Fehlern, oft selbst in den Abwegen der Sprache (Beiträge S. 311) nur Schuld falscher Leitung! War er doch geneigt, überhaupt zu bestreiten, daß es da etwas völlig Falsches oder Verkehrtes gebe (Aufsätze S. 133). Wenn man nur in der Schule Empfindung und Gefühl wecke und das Denken übe, so werde die Jugend schon auf den rechten Weg kommen oder wieder kommen. Denn darin stimmte der freisinnige Pädagog doch mit Leipziger Schulhäuptern wie Gottsched und Adelung überein, daß er die sonst abgelehnte Regelung des Sprachgebrauchs (Beiträge S. 64) und der litterarischen Entwicklung gegenüber „modernen Auswüchsen" für durchaus geboten hielt; insbesondere zur Abwehr der Fremdwörterei (Sprachunterricht S. 113 f. u. a.). Von neuerer Litteratur erkannte er überhaupt, trotz seiner Verehrung des Vorfechters Wienbarg (Aufsätze S. 309) wenig an, verlor wol auch die Fühlung mit ihr und beurtheilte sie (wie sein Schüler Wustmann) zu ausschließlich auf Grund der eifrig studirten Zeitungen. Auf diese Weise kam er, der freie Ausbildung zu lehren glaubte, durch den Gegensatz zu dem herrschenden Ton doch zu einem stark gesetzgeberischen Auftreten. Freilich unterschied sich seine Art in ihrem herzlichen Klang und ihrer geistvollen Ausführung weit von der engherzigen Pedanterie seiner Vorgänger. Man hat für seine Mahnungen und Empfehlungen das schöne und treffende Wort von der „nationalen Seelsorge" (Berlit S. 574) geprägt. H. gehört in diesem Sinn mit Männern wie P. de Lagarde, Fr. Th. Vischer, Treitschke eng zusammen, wie er denn auch eifriger Politiker war und jubelte, von der Sprachgeschichte als der „fast noch einzig reinen und schmerzlosen Darstellung unseres armen großen Vaterlandes" (Berlit S. 571) zur Verehrung Bismarck's (ebd. S. 568) fortschreiten zu dürfen. Wie aber seine Art der nationalen Seelsorge nicht bloß durch seine Person, sondern auch durch den Stoff besonders individuell bedingt war — wo er sich von diesem loslöste, wie in den schönen „Tagebuchblättern", hat er viel geringere Erfolge erzielt — so war auch die Nachahmung bei seinen Schülern mit allen Gefahren verbunden, die beim „Verfliegen des Geistes" sich zu ergeben pflegen.

Bei H. selbst aber wirkte alles harmonisch zusammen. Selbst d
einer Zusammenfassung so wenig kam, wie sein gleich ihm im Sam
gelegentlichen Mittheilen glücklicher Landsmann Reinhold Köhler, h
Gute, ihm jederzeit die Frische unmittelbarer Gelegenheitsdeutung zu b
Immer auf ein geistiges Nachschaffen (Aufsätze S. 133) bedacht, im
Liebe zum Großen bei aller „Andacht zum Unbedeutenden" ward er
bildliche Gestalt und aus seiner Lehrthätigkeit wie aus seinen Sch
wuchs die „stille Macht seiner Person" (vgl. Burdach, Festgabe S. 323
noch als auf die Forschung hat er auf die Schule gewirkt, wie
(freilich seinem Einfluß wol auch davon Unabhängiges zuschreibend) a
dargethan hat. Aber auch die Schriftsteller- und nicht zum weni
Lesewelt ist von ihm zu feinerem Aufmerken, zu sorgfältigerem Sprach
vor allem zur Freude an der deutschen Sprache selbst unmittelbar
durch seine Nachfolger erzogen worden. Deshalb durfte Sievers ihn im
einen „praeceptor Germaniae" nennen. Das Deutsche Wörterbuch
seinem großen Sinn nicht fortgeführt werden; aber sein anderes Le
der Sprachunterricht im höchsten Sinne des Wortes wird von Rudol
immer eine neue Epoche datiren.

Zusammenfassend charakterisiren wir den Nachfolger Ludwig
(dem man auch in Nachbildung der Widmung von Lachmann's „Wal
den Dichter auf sein Grabmal schrieb: „Zum Dank für deutsche G
Forschung und Lehre") und J. Grimm's mit Burdach's schönen
„Durch eine lichtarme enge Jugend, durch Druck und Sorge hat er s
Weg bahnen müssen, aber im täglichen Kampf um die materielle
des Daseins, den er bis ins Mannesalter führen mußte, verließ ih
Augenblick der angeborene Idealismus, der grenzenlose Enthusiasm
innersten Natur, der unverwüstliche naive Optimismus seines gütigen
Das Kind des Volkes ist ein Gelehrter geworden, aber immer behie
Fühlung mit dem Volke, fortwährend war er bemüht, mit liebevoll
ständniß seiner Eigenart in Rede, Sang und Brauch nachzugehen.
bewußt, durch eine unwiderstehliche Macht kam er zu dem Beruf seine
Früh von den großen Meistern der Philosophie tief ergriffen, warf er
der jungen Wissenschaft vom deutschen Alterthum in die Arme, d
Grimm und Lachmann begründet hatten. Als ein begeisterter pe
Schüler Moriz Haupts gedachte er eine Zeit lang, die antike und die
Welt zu umfassen. Gereift und selbständig geworden, hat er später
Zweiter geschichtliches Denken geübt und gelehrt auf dem Gebiet der
wie auf dem der Litteratur. Und im Gegensatz zu Jacob Grimm b
er auch die neuere Zeit gleich der alten. Aber er war und blieb, tr
philosophischen Jugendneigungen, der einsam spekulirende Weltweise, de
und Kenner von Spinoza, Leibniz, Meister Eckhard. In einziger W
band er historische und ethische Betrachtung. Er übertrug etwas
reformatorischen Idealismus Schillers und Fichtes in die Deutsche P
Der Erbe und Mitarbeiter der Brüder Grimm, der Schüler Haup
zugleich die sittlichen Schätze, den Ertrag der Gedankenarbeit des 18.
in Umlauf bringen. Denn ihn leitete bei jedem Wort, das er lehren
und sprach, der tief eingewurzelte Trieb zur nationalen Pädago
ihm in seiner Jugend einst nahe gelegt hatte, Journalist zu werde
das Studium Goethes, den er kannte gleich wenigen, trieb er nur i
Sinne. Die Wissenschaft, wie er sie verstand, sollte dem national
dienen, und dieses wiederum dachte er sich immer als reinen Accor
Harmonien der Menschheit".

Schriften: „Vom deutschen Sprachunterricht in der Schule und von deutscher Erziehung und Bildung überhaupt", Leipzig 1867, 4. Aufl. 1890; „Soltaus Historische Volkslieder, Zweites Hundert", Leipzig 1856; „Gesammelte Aufsätze und Vorträge zur deutschen Philologie und zum deutschen Unterricht", Leipzig 1890; „Tagebuchblätter eines Sonntagsphilosophen", Gesammelte „Grenzboten"-Aufsätze, Leipzig 1896; „Beiträge zum deutschen Unterricht", Leipzig 1897 (enthält auch verschiedene schon in den „Aufsätzen" abgedruckte Artikel aus der Zeitschrift für deutschen Unterricht). Aus dem Nachlaß noch: „Materialien zur Geschichte des deutschen Volkslieds" herausg. von Berlit I (nicht mehr erschienen), Leipzig 1900; „Ueber Walther von der Vogelweide." Eine Jugendarbeit (1848) hrsg. von G. Berlit, ebd. 1900. Ferner gab H. 1853 J. Weiske's „Sachsenspiegel" mit Glossar heraus und leitete 1881 K. Albrecht's „Leipziger Mundart" ein (vgl. Aufsätze S. 122 f.).

G. Berlit, R. H. Ein Erinnerungsbild. Leipzig 1895. — K. Burdach, Zum Gedächtniß R. Hildebrand's. Rede. Bamberg 1895 (Sonderabdruck aus der Zeitschrift „Euphorion" III). — R. M. Meyer, Die Literatur des 19. Jhs., S. 887. — R. Laube, R. H. und seine Schule. Leipzig 1903.

Richard M. Meyer.

Hildebrandt: Johann Maria H., Afrikaforscher, geboren am 19. März 1847 zu Düsseldorf, widmete sich zuerst dem Maschinenbau, bis der Verlust eines Auges infolge einer Explosion ihn zwang, einen anderen Beruf zu wählen. Er wurde Gärtner, ging 1872 als Sammler nach Arabien, von Aden nach Massaua, begleitete Munzinger nach Nordabessinien, besuchte 1873 den Assalsee und den Vulkan Pertale. Ausgeraubt kam er zur Küste, ging nach Aden und besuchte von da mit Hauptmann v. Kalckreuth das nördliche Somaliland, wo er bis zum Ahlgebirge gelangte, und machte von Sansibar Ausflüge am Wami und Kingani. Krankheit zwang ihn, 1874 nach Europa zurückzukehren. Ende 1875 ging er, unterstützt von der Berliner Gesellschaft für Erdkunde und der Afrikanischen Gesellschaft, von neuem an die Somaliküste, besuchte die Komoreninsel Johanna, und drang auf dem Weg zum Kenia bis Kitui vor, wo er infolge der feindseligen Haltung der Massai umkehren mußte. 1879 ging er im Auftrag derselben Gesellschaft nach Madagaskar, stellte an der Westküste die Umstände des Todes des jungen Bremer Reisenden Rutenberg fest, der 1878 bei Beravi ermordet worden war, drang ins Ambargebirge vor, und machte von Antananarivo aus mehrere Vorstöße in Centralmadagaskar. Nach mehreren heftigen Krankheitsanfällen starb er am 29. Mai 1881 in Antananarivo.

H. hat die Berliner Museen mit großen naturgeschichtlichen und ethnographischen Sammlungen bereichert, über die in den Fachzeitschriften von Bastian, Beyrich, Kersten u. A. berichtet worden ist; seine Erlebnisse und Beobachtungen hat er in Berichten niedergelegt, die leider niemals zu einem Ganzen vereinigt worden sind. Die wichtigsten derselben sind: „Ausflug in die nordabessinischen Grenzländer im Sommer 1872" (Z. d. Berl. G. f. Erdkunde 1873); „Erlebnisse auf einer Reise von Massúa in das Gebiet der Afar und nach Aden" und „Ausflug von Aden in das Gebiet der Wer Singelli-Somalen" (ebd. 1875); „Naturhistorische Skizze der Comoro-Insel Johanna" (ebd. 1876); „Von Mombassa nach Kitui" (ebd. 1879); „Westmadagaskar" und „Ausflug zum Ambergebirge in Nordmadagaskar" (ebd. 1880); „Skizze zu einem Bild central-madagassischen Naturlebens im Frühling" (1881). Reich an neuen Beobachtungen waren auch Hildebrandt's Berichte über die Wakamba und ihre Verwandten und die Somali in der Berliner Zeitschrift für Ethnologie. Kleinere Aufsätze brachte besonders der „Globus".

Hildebrandt's Reiſeſchilderungen zeichnen ſich durch große Lebendigkeit, vielſeitige Beobachtung, feines Naturgefühl aus. Wäre es H. vergönnt geweſen, ſeine Erlebniſſe in einem Buche niederzulegen, ſo würden wir ihn zu den hervorragendſten Reiſebeſchreibern, Natur- und Völkerſchilderern aus der claſſiſchen Zeit der deutſchen Afrikalitteratur zählen. Seine beſten Abſchnitte erinnern an Schweinfurth. Leider ſind dieſe weitzerſtreuten Aufſätze und Abhandlungen viel zu raſch vergeſſen worden. Aber ein Juwel der Schilderungskunſt, wie die „Skizze zu einem Bilde centralmadagaſſiſchen Naturlebens im Frühling“ darf nicht ganz in Vergeſſenheit gerathen. H., der auf ſeinen erſten Ausflügen nur unvollkommen für Meſſungen ausgerüſtet geweſen war, hat auf der Keniareiſe und in Madagaskar werthvolle Meſſungen angeſtellt. Siehe darüber Kerſten's Bericht in der Berliner Zeitſchrift 1879. Doch liegen ſeine beſten Ergebniſſe auf dem botaniſchen und ethnographiſchen Gebiet.

Nekrolog in den Geogr. Mittheilungen 1882. — Mittheilungen über ſeine Reiſen in der Berliner Ztſchr. f. Erdkunde, deren „Verhandlungen“ und dem „Globus“.

Friedrich Ratzel.

Hilderich, König der Vandalen, a. 523 bis Auguſt 533, aus dem Hauſe der Aſdingen, Sohn Hunerich's (a. 477—484, ſ. den Artikel) und der Kaiſertochter Eudokia, Enkel Geiſerich's. Nach dem von dieſem unter Zuſtimmung des Volkes eingeführten (den eingebornen Berbern abgelernten) Seniorat, gemäß dem ſtets der älteſte Mann des Geſchlechts, ohne Rückſicht auf Linie und Gradnähe der Verwandtſchaft mit dem letzten Inhaber, zur Thronfolge berufen ward, war H., als ſein Vater König Hunerich ſtarb, von ſeinen älteren Vettern, Gunthamund (a. 484—496) und Thraſamund (a. 496—523, ſ. die Artikel), den Söhnen Genzo's, ausgeſchloſſen worden.

Stamuttafel der Aſdingen:

Godigiſel † 406
|
Guntherich † 429, Geiſerich † 477
|
Hunerich † 484, Genzo, Theoderich
|
Hilderich † 533, Godagis, Gunthamund † 496, Thraſamund † 523, Gelarich
|
Gelimer Tzazo, Ammatas.
geſtürzt 632,

Zum ſchwerſten Schaden des Reiches hatten ſeine Könige ſchon ſeit Geiſerich den Katholicismus — zuweilen grauſam — verfolgt: zum Theil aus politiſchen Gründen, da die katholiſchen Unterthanen, die Römer, der Herrſchaft der ketzeriſchen — arianiſchen — Barbaren widerſtrebten und der Befreiung durch Byzanz entgegenhofften, zum Theil in Wiedervergeltung der vom Kaiſer über ſeine arianiſchen Unterthanen verhängten Verfolgungen.

Der eifrig arianiſche Vorgänger Hilderich's, Thraſamund, beſorgte von dem ſchwachen Sohn der katholiſchen Kaiſertochter Eudokia allzuſtarke Hinneigung zu Byzanz und unvorſichtige Hinneigung zu den Katholiken; er ließ ſich daher noch auf dem Sterbebett verſprechen, H. werde, ſo lange er König ſei, den Katholiken die entzogenen Kirchen und Rechte nicht zurückgeben. Das Verſprechen umging H. in einer der Jeſuiten würdigen Schlauheit: er rief die verbannten Biſchöfe zurück und verſtattete Wiederbeſetzung der erledigten Stühle, noch bevor er den Königsnamen annahm. Dieſes echte Pfaffenſtücklein kennzeichnet die Art des ganz von den Prieſtern beherrſchten Königs, deſſen Milde zwar die Feinde ſeines Volkes zu Byzanz und in Afrika rühmten,

dessen Schwäche aber den Untergang des Reiches des gewaltigen Geiserich vorbereitete. Thörigerweise verwandelte er die für dies Reich so wichtige Freundschaft mit dem mächtigen Ostgothenreich durch die Ermordung von Theoderich's des Großen Schwester Amalafrida (s. A. D. B. XLV, 761) in bitterste Feindschaft, so daß das ostgothische Sicilien für den alsbald erfolgenden Angriff der Byzantiner den wirksamsten Stützpunkt gewährte. H. verkannte völlig die von dorther drohende Gefahr, neigte vielmehr ganz zu Justinian, mit dem er schon vor dessen Thronbesteigung befreundet war und Briefe und Geschenke wechselte. Diese verderbliche Unterordnung unter Byzanz, die sich selbst in der Münzung (nur mit dem Bilde des Kaisers) ausdrückte, erweckte den Verdacht, H. plane die Auslieferung des Reiches an den Kaiser unter Ausschluß des nach dem Senioratgesetz zur Thronfolge berufenen Gelimer, eines Urenkels Geiserich's (s. A. D. B. VIII, 539). Dieser tapferste Held seines Volkes befehligte jetzt statt des durchaus unkriegerischen Königs das Heer der Vandalen; nach einem Sieg über die Mauren, der seine Beliebtheit noch erhöhte, scharte der ehrgeizige, aber auch die Freiheit und das Volksthümliche in dem Reich vertretende Mann die Gleichgesinnten eng um sich, ließ H. und zwei andere Asdingen gefangen setzen und sich selbst zum König ausrufen (a. 530). Als der Krieg mit Byzanz ausbrach (a. 533) — Justinian hatte zuerst versucht, Gelimer zum Rücktritt, dann zur Entlassung Hilderich's nach Byzanz zu bewegen — ließ Gelimer, während er Belisar entgegenzog, seine Gefangnen hinrichten.

Quellen und Litteratur: Dahn, Die Könige der Germanen I. München 1861 (daselbst weitere Litteratur); — Dahn, Prokopius von Caesarea. Berlin 1865; — Dahn, Urgeschichte der germanischen und romanischen Völker II, 2. Auflage. Berlin 1899. Dahn.

Hildesheimer: Israel H., Dr., hervorragender Theologe, geboren am 20. Mai 1820 zu Halberstadt, † am 12. Juni 1899 in Berlin. Den ersten Unterricht erhielt H. in der Hascharoth-Zewi-Schule seiner Vaterstadt. Siebzehn Jahre alt, kam er nach Altona, woselbst er die talmudische Hochschule des Rabbiners Jakob Ettlinger besuchte und gleichzeitig auch das Studium der classischen Sprachen und profanen Wissenschaften mit Fleiß und Eifer betrieb. Nach zehnjährigem Aufenthalte daselbst kehrte er nach Halberstadt zurück und besuchte daselbst das Domgymnasium. Nach dem Tode seines Vaters R. Löb Gilse, der in ihm die hingebende Liebe zum traditionellen Judenthum erweckte, hatte seine verwittwete Mutter zu kämpfen, um ihrem begabten Sohne die weitere Fortbildung zu ermöglichen. Durch die Verlobung mit der Tochter des damaligen Chefs des Hauses Aaron Hirsch und Sohn, Joseph Hirsch, war H. aller materiellen Sorgen enthoben und konnte sich ganz seinen Studien widmen. 1840 bezog er die Universität in Berlin und war daselbst besonders eifrig philosophischen Studien hingegeben. Später besuchte er die Universität Halle, an der damals Gesenius und Rödiger lehrten und erhielt daselbst 1844 die philosophische Doctorwürde auf Grund seiner Inauguraldissertation „Ueber die rechte Art der Bibelinterpretation“. Er nahm dann wieder seinen Aufenthalt in Halberstadt, wo er ohne jeden Beruf einzig und allein seinen Studien lebte und war daselbst auch mit der Copirung Grabsteine des historisch wichtigen Friedhofes der jüdischen Gemeinde tigt und mit Studien über die Septuaginta (vgl. seine Materialien zur theilung der LXX, Orient, 1848, Nr. 30 ff.). 1851 folgte er einem als Rabbiner der israelitischen Gemeinde nach Eisenstadt in Ungarn und in diesem Lande neben seinen Kämpfen mit den Neologen auch solche

mit den Orthodoxen zu bestehen, die, entgegen seiner Anschauung, tradition
Judenthum und moderne Bildung für unversöhnliche Gegensätze hielten.
gründete in Eisenstadt neben einer Gemeindeschule auch eine solche zur He
bildung von Rabbinern und entfaltete an derselben eine vielseitige Thätig
indem er nicht bloß Bibelexegese, hebräische Grammatik und Talmud, son
auch deutsche Sprache und Litteratur, Geschichte, Mathematik und class
Sprachen unterrichtete. 1869 folgte er einem Rufe an die in Berlin
Leben gerufene orthodoxe Separatgemeinde „Adath-Jisrael“ und gründete
selbst 1873 ein Rabbinerseminar, aus welchem Theologen hervorgingen,
auch die jüdische Wissenschaft mit Erfolg pflegen und nicht in so schro
Gegensatze zu den modernen Strömungen im Judenthume sich befinden,
die Anhänger von S. R. Hirsch, obwol sie selbst persönlich auf streng or
doxem Standpunkte stehen. Von den wissenschaftlichen Arbeiten Hildesheim
sind neben vielen in Zeitschriften zerstreuten Aufsätzen besonders zu erwähn
„Die vaticanische Handschrift der Halachoth Gedoloth besprochen und in A
zügen mitgetheilt“ (Berlin 1886); „Halachoth Gedoloth. Nach dem Text
Handschrift der Vaticana, herausgegeben und mit kritischen Noten verseh
(Berlin 1888) und „Mufteach (Schlüssel) und Indices zu den Halachoth G
loth“ (Berlin 1892). Hervorzuheben wären noch die Willenskraft, die
gebende Selbstlosigkeit und die rastlose Thätigkeit im Dienste der Wohlthä
keit und Menschenliebe, die ihm, dem hervorragenden Vertreter des orthodo
Judenthums, auch in gegnerischen Kreisen die Hochachtung und Würdig
brachten, die er verdiente. Adolf Brüll

Hille: Christoph Werner H., unter dem Beamtenthum Fried
Wilhelm's I. von Preußen eine der markantesten Persönlichkeiten, auf de
Wirken zuerst Ranke hingewiesen, dann in noch eingehenderer Weise Schmo
und Koser. Ueber das Geburtsjahr und die Jugendzeit Hille's wissen
nicht das geringste; nach einem Bildniß des Mannes ist noch neuerdings
gebens geforscht und gesucht worden (vgl. Petersdorff, Friedrich der Gr
1902, Vorrede S. IV). H. tritt uns zum ersten Mal in bedeutsamer Stell
entgegen als Steuerrath in Frankfurt a. O., wo er seit 1717 eine neue Ep
städtischen Lebens, Handels und Wandels herbeiführte, der Stadt, den Mes
ja auch der Universität mit großem Erfolge vorstand, unbeirrt von den
kalischen Künsten der Zeit die Verwaltung führte und die Messen dadurc
die Höhe brachte, daß er dem Handel möglichst geringen Zwang anthat
selbst falsche Angaben der Fremden bei der städtischen Accise durchließ,
nur nicht von dem Besuche des neben Leipzig und Breslau kühn aufstrebe
Handelsplatzes abzuschrecken. H. war dann in die Cüstriner Kammer
Kammerdirector eingetreten, und er hat bis zu seinem Tode, 1740, bedeuten
ja nicht selten ausschlaggebenden Einfluß auf die auswärtige und die in
Handels- und Gewerbepolitik des preußischen Staates geübt; seine Sti
wog in diesen Dingen weit mehr als es sein Rang würde vermuthen la
In den handelspolitischen Kämpfen und Reibungen zwischen Stettin
Frankfurt, die, aus Jahrhunderte langer Verfeindung beider Städte
rührend, auch in die Zeit Friedrich Wilhelm's I. noch so bedeutsam hir
spielen, hat H. als der Wortführer der Frankfurter Interessen leidenscha
Partei ergriffen; gegenüber den Versuchen der Oesterreicher und Schlesier,
theil am Oderhandel zu gewinnen, freie Fahrt in die Ostsee zu erreichen,
es H., der die jahrelangen Bestrebungen des österreichischen Gesandten in Be
des Grafen v. Seckendorff in handelspolitischer Beziehung durchkreuzte, hing
freilich seine weitergehenden Absichten des offenen Zollkrieges mit Oesterreic

Friedrich Wilhelm I. 1728 nicht durchsetzte. Während H. Oesterreich gegenüber zum Handelskriege entschlossen war, rieth er umgekehrt Sachsen gegenüber zu einem Handelsvertrag, und er hat als preußischer Bevollmächtigter 1728 jenen preußisch-sächsischen Handelsvertrag in Leipzig geschlossen, der, auf sechs Jahr geschlossen, dann stillschweigend verlängert in der Hauptsache bis 1748 bezw. 1755 in Geltung war und den Verkehr beider Staaten mit einander sehr erleichterte. Bei den handelspolitischen Berathungen über die preußisch-polnischen Handelsbeziehungen 1724 und 1734/35 hat H. zu einer milden Praxis hinsichtlich der auf dem polnischen Getreide ruhenden preußischen Einfuhrzölle gerathen und hat — im Gegensatz zu den in Berlin herrschenden Anschauungen — den polnischen Transithandel durch Preußen zu heben gesucht. Im J. 1727 ist auf Hille's Antrieb die Beseitigung der Zollschranken erfolgt, die der sog. neue Kornzoll bisher in dem Complex der mittleren Provinzen Preußens aufgerichtet hatte: es war eine der bedeutsamsten Etappen auf dem Wege der Verschmelzung der mittleren Provinzen Preußens zu einem festen Staatsganzen, zu einem einheitlichen Handelsgebiet, in dem Augenblicke, wo die scharfe handelspolitische Absperrung und Absonderung gegen das Ausland ihren Höhepunkt erreichte.

Auch in Handwerks- und Gewerbesachen war H. nahezu die erste Autorität damals in Preußen. Immer wieder wird er von Berlin aus um sein Gutachten ersucht; er ist die treibende Kraft für das deutsche Reichsgewerbegesetz von 1731, und in der von ihm so eifrig geförderten preußischen Innungsreform glaubte H. eine Art innerer Freizügigkeit und Gewerbefreiheit erreicht zu haben. H. erscheint unter den Beamten Friedrich Wilhelm's I. nicht nur als einer der fähigsten, sondern auch als ein Mann von selbständigem Urtheil, der nach eigenen Ideen denkt und handelt und in seinen Reformplänen seiner Zeit oft weit vorausgreift. Nicht selten ist er in Widerspruch mit den herrschenden Anschauungen und mit der von Berlin aus dictirten Politik. Alles in allem erscheint er als ein entschiedener Anwalt der kaufmännischen und industriellen Interessen des Landes; aber nicht frei von einer stark localpatriotischen Färbung zu Gunsten seiner eigensten Schöpfung, der Stadt Frankfurt. Nach dem Urtheil des Kronprinzen Friedrich von eingefleischtem Adelshaß, hatte H. jedenfalls für die agrarischen Interessen des Landes bei weitem nicht das Verständniß und die Vorliebe wie für die mercantilen und die industriellen Interessen; und wenn Friedrich Wilhelm I. ein Industrie und Landwirthschaft gleichmäßig förderndes Solidarschutzsystem befolgte, so hat umgekehrt H. Industrie und Exporthandel zur Basis der Wirthschaftspolitik Preußens machen wollen.

1730 und 1731 ist H. in Küstrin der Lehrer des Kronprinzen in der Staatswirthschaft gewesen; und seine Vorträge über preußische Handelspolitik haben damals großen Eindruck auf seinen jungen reichbegabten Hörer gemacht: die Denkschrift, die Friedrich 1731 niederschrieb: „Plan wegen des Commercii nach Schlesien" (Oeuvres de Frédéric le Grand 27, 3. 35 ff.) spiegelt ganz die Gedankenwelt Hille's wieder. H. besaß, nach dem Urtheil des Kronprinzen, einen feinen für alles empfänglichen Geist, reiche Kenntnisse, eine große persönliche Liebenswürdigkeit; er war von allgemeiner, auch philosophischer Bildung, und so fand sich Friedrich in den Cüstriner Tagen mit dem Kammerdirector auch auf dem gemeinsamen Boden der litterarischen Bildung und er hat sich selbst in seinen religiösen Anschauungen von ihm damals beeinflussen lassen.

H. kam später von Cüstrin als Kammerdirector nach Stettin; und sofort

nach seinem Regierungsantritt hat Friedrich den Mann, an dem er „das eigenartige Genie" für alle Fragen der Handelspolitik bewunderte, in seine Nähe ziehen wollen: er gedachte ihm die Stellung eines Geheimen Finanzraths in dem am 27. Juni 1740 neu begründeten 5. Departement des Generaldirectoriums für Handel und Gewerbe einzuräumen. Gewiß, daß Hille's Kenntnisse und Fähigkeiten hier ein neues reiches Feld der Thätigkeit gefunden hätten. Aber der bereits stark kränkelnde Mann lehnte den Posten ab; er starb im October 1740.

Der Einfluß Hille's auf Friedrich hat dann noch Jahre hindurch nachgewirkt; und die Oderschifffahrtspolitik, die Friedrich nach dem ersten schlesischen Kriege begann, sie ist einerseits von eigenen Entwürfen und selbständigen Neigungen Friedrich's getragen, daneben aber ist auch der Einfluß unverkennbar dessen, was dem Kronprinzen einst in Cüstrin der Kammerdirector H. immer wieder vor Augen geführt und womit er damals Sinn und Geist des Thronerben erfüllt hatte.

Ranke, S. W. 27, S. 123 ff.; S. 289. — Schmoller, Das Städtewesen unter Friedrich Wilhelm I. (Zeitschr. f. Preuß. Gesch. 1874, S. 529, 530); — Schmoller, Die Erwerbung Pommerns und der Handel auf der Oder und in Stettin bis 1740 (Jahrb. f. Gesetzgebung u. s. w. 1884, VIII, 397, 417); — Schmoller, Die preuß. Wirthschaftspolitik im Herzogthum Magdeburg 1680 bis 1786, hauptsächlich das Transitzollsystem (Jhrb. f. Gesetzgebg. u. s. w. 1886, X, 700 ff.); — Schmoller, Das brandenburgisch-preußische Innungswesen von 1640 bis 1800, hauptsächlich die Reform unter Friedrich Wilhelm I. (Umrisse und Untersuchungen zur Verfassungs-, Verwaltungs- und Wirthschaftsgeschichte, besonders des Preußisch. Staates im 17. u. 18. Jahrhundert, 1898, S. 356 ff.). — Koser, Friedrich der Große als Kronprinz, 2. Aufl. 1901, S. 75 ff., 249 ff.; — Koser, Briefwechsel Friedrich's mit Grumbkow (Publicationen aus den Preußischen Staatsarchiven, Bd. 72, 1898, S. 9, 69). — Naudé, Die Getreidehandelspolitik und Kriegsmagazinverwaltung Brandenburg-Preußens bis 1740, 1901 (Acta Borussica, Getreidehandelspolitik, Bd. 2, S. 241, 333); — Naudé, Die merkantilistische Wirthschaftspolitik Friedrich Wilhelm's I. und der Küstriner Kammerdirector Hille (Histor. Zeitschr. Bd. 90, 1902, S. 1 bis 55). — Abdruck der beiden bisher bekanntesten großen Denkschriften Hille's: 1) über den Handel der Kurmark 1725 bei Schmoller, Die russische Kompagnie in Berlin 1724—1738 (Zeitschr. f. Preuß. Gesch. 20, 71 ff.), 2) über den polnischen Handelsverkehr 1734 bei Naudé (Acta Bor. Getreidehandelspolitik 2, 445 ff.). — Ueber Hille's letzte Schicksale unter Friedrich dem Großen: Hintze, Einleitende Darstellung der Behördenorganisation und der allgemeinen Verwaltung in Preußen beim Regierungsantritt Friedrichs II. (Acta Borussica Behördenorganisation VI, 1, 388). — Weiteres Material über Hille passim bei Ludo M. Hartmann, Preußisch-österreichische Verhandlungen über den Crossener Zoll (1901) und bei Wuttke, Die schlesische Oderschifffahrt in vorpreußischer Zeit. Urkunden und Aktenstücke. (Codex diplomaticus Silesiae 1898). — Der Grundriß Hille's für den Unterricht des Kronprinzen in der Staatswirthschaft: „Kurzer Bericht von dem Finanzwesen in der Neumark und incorporirten Kreise" ist gedruckt bei Graevell, Drei Briefe über Preßfreiheit und Volksgeist, 1815, S. 131 ff. — Ueber die Oderschifffahrtspolitik Friedrich's nach dem ersten schlesischen Kriege bringt das nähere der in der Vorbereitung begriffene 3. Band der „Getreidehandelspolitik" in den Acta Borussica.

W. Naudé.

Hillebrand: Karl H., hervorragender Essayist, Kritiker und Historiker, geboren am 17. September 1829 in Gießen, † am 18. October 1884 in Florenz.

H. war der Sohn des Philosophen, Litterarhistorikers und Scholarchen Joseph Hillebrand (s. A. D. B. XII, 415). Von dem Vater erbte er wohl die jederzeit stark betonte Abneigung gegen den Ultramontanismus (vgl. z. B. Reumont, Charakterbilder S. 286), die liberale Weltanschauung, die der Sohn freilich stark in aristokratischem Sinn modificirte, und besonders die Hochschätzung der Philosophie, die ihn alle bloße Empirie verachten ließ. Kunst und philosophische Speculation galten ihm unbedingt als „die höchsten Tätigkeiten des Menschengeistes" (Essays 5, 366). Im übrigen liegt zwischen der Schrift des Vaters über „Deutschlands Nationalbildung" (1818) und dem Bildungsideal des Sohnes natürlich die ganze Entwicklung der Zeit, die ja schon Joseph Hillebrand selbst von dem Schillercultus jenes Werkes (S. 104) zu den oft harten Urteilen über unsern Nationaldichter in seiner „Deutschen Nationallitteratur" (2. Ausg. 2, 413 u. o.) geführt hatte. Wenn aber der Vater ein Gelehrter von specifisch deutschem Gepräge war, so ist der Sohn trotz seinem starken, ja leidenschaftlichen Patriotismus ein Schriftsteller von kosmopolitischem Anstrich; noch 1870 hat er geradezu Deutschland und Frankreich als „seine beiden Vaterländer" bezeichnet (Villari S. 4). Nichts konnte deshalb ungerechter sein, als der gegen ihn von Rothan (Souvenirs diplomatiques. L'Allemagne et l'Italie Vol. 2, S. 261) 1871 erhobene Vorwurf, er habe nach dem Krieg seinem Adoptivvaterland die Aufnahme mit chauvinistischem Haß vergolten — eine Beschuldigung, die P. Villari sofort in der „Rivista storica" ausführlich und glänzend widerlegte.

Ueber Hillebrand's Jugend berichtet ein Freund und Schulkamerad, Herr Geh. Med.-Rath Weber in Darmstadt, daß das Haus des Professors und Gymnasiarchen Joseph H. den Mittelpunkt des geistigen Lebens in Gießen bildete, bis durch Liebig's Berufung ein Schisma zwischen philosophisch-ästhetisch und naturwissenschaftlich gerichteten Kreisen entstand — ein Gegensatz, der in Karl Hillebrand's theoretischen Aufsätzen unzweifelhaft nachklingt. Vier Söhne und drei Töchter — eine später die bekannte Schulvorsteherin Marie H. (vgl. über sie Jean Roland, Marie H. Gießen 1895) — wurden früh in die Bildung und die Interessen der Zeit eingeführt; Karl H. hat beides stets als einen selbstverständlichen Besitz angesehen, für dessen Mangel weder Fachgelehrsamkeit noch Talent, weder vornehme Herkunft noch großes Ansehen entschädigen könnten. Der „schöne, blonde Knabe (später nannte ihn Bülow seiner röthlichen Haarfarbe wegen gern ‚volpe', Fuchs) mit angenehmen, weichen Gesichtszügen, etwas aufgeworfenen aber scharf geschnittenen Lippen, großen, hellblauen Augen und treuem Blick" war eine heitere Natur, dem besonders das Erlernen von Sprachen leicht fiel. Als Lieblingslectüre schon des Gymnasiasten wird neben Börne und Heine, Goldsmith, Bulwer, und zum Theil auch Shakespeare, besonders die französische Roman- und Geschichtslitteratur genannt. Fielding hat er immer unter die größten Meister gerechnet. In Mathematik und Physik stand er dagegen hinter den Mitschülern zurück. Körperlich nicht sehr kräftig, in Körperübungen sonst wenig geübt, war er doch ein unermüdlicher Schwimmer.

Ein lebensvolles Bild dieser jugendlichen Zustände gibt Dernburg aus eigener Erinnerung. Er hebt schon in den Knabenjahren einen litterarischen Zug hervor. Cooper's „Letzter Mohikaner" wurde nachgelebt oder in dem nahen Wetzlar an Wertherstätten Homer gelesen. So früh wäre das Einfühlen in Dichtungen, das den Kritiker H. auszeichnet, in ihm vorgebildet gewesen! Denn soll Bulwer's „Pelham" ihm die Richtung auf den „Gentleman" gegeben haben, die Freude an der Eleganz der Erscheinung, die er selbst in der

revolutionären Zeit der Calabreserhüte und Heckerbärte aufrecht gehalten h
In der Studentenzeit spürt D. Einflüsse des „Wilhelm Meister“ auf; jedenf
ist hier alles für die litterarische Doppelexistenz der 48er Jugend charakterist
Als Corpsbursche ward er auch mit Otto Roquette befreundet und dich
natürlich selbst.

Fast unerklärlich trat plötzlich in dies glatt gebahnte Leben ein
hängnißvolles Ereigniß, zuerst durch den Waffenstillstand von Malmö, d
durch die Ablehnung der Kaiserkrone seitens Friedrich Wilhelm IV. (D
burg IV, VI); erregt lief er als neunzehnjähriger Student mit den Freisch
nach Baden (vgl. Bamberger, Schriften 2, 141 f.), nachdem er schon vorhe
Frankfurt auf den Barrikaden gestanden hatte, ward bei der Capitulation
Rastatt (vgl. zu dieser Corvin, Erinnerungen aus meinem Leben 2, 240)
fangen genommen und wäre unzweifelhaft wie Kinkel zum Tode verurth
oder „zu Zuchthaus begnadigt“ worden. Aber seine Schwester Marie wußte
ins Spital zu bringen und von hier ward er durch einen anderen Freischä
ins Freie gebracht und auf einem französischen Kahn nach Straßburg gere

So hatte auch Hillebrand's Leben seinen „Bruch“ wie das so vieler Alt
genossen, G. Keller's voran; aber mit wunderbarer Kunst wußte er das
glück sich zum Segen zu wenden. Der sonst vielleicht ein stiller, kaum beme
deutscher Professor geworden wäre, ward einer jener großen, noch kei
wegs genügend gewürdigten Völkervermittler, einer jener kühnen Vorbere
einer neuen europäischen Bildung; und im specifischen Sinn der vertie
Cultur hat er seine revolutionären Schicksalsgenossen wie Bamberger, Ka
Karl Blind u. s. w. alle überragt.

Er ging nach Paris und ward Heine's Secretär. Er dachte des Dich
jederzeit mit freundlicher Dankbarkeit (Brief bei H. Hüffer, Aus dem Le
H. Heine's S. 156 f.) und hat für seine Würdigung der Arbeit aus Form und
gewiß hier viel gelernt. Dann bereitete er sich in Bordeaux auf ein französi
Lehramt vor und legte 1862 mit einer Arbeit über den italienischen Histo
Dino Compagni sein Examen ab („Dino Compagni, Etude historique
littéraire sur l'époque de Dante“) — einer culturhistorisch angelegten Sch
durch die er den lebhaften Kampf um die Echtheit von Dino's Chronik
regte, der schließlich in Hillebrand's Sinn mit der Anerkennung des bedeuten
Schriftstellers Dino Compagni endete (vgl. noch Essays 5, 309).

Die Arbeit wurde gleichsam fortgesetzt in den „Etudes historiques et l
raires: Tome I Etudes Italiennes“ 1868 (mehr ist nicht erschienen).
geistreiche Buch handelt über Epos (Dante, Karolingische Epik) und Dr
(Italienische Komödie), wie er denn auch 1863 eine Preisschrift über die Ep
der „bonne comédie“ in Frankreich verfaßt hatte, die gekrönt wurde.
„Etudes“ zeigen bereits jene Meisterschaft psychologischer Charakteristik (z.
Macchiavells S. 316 f.) und jene breite Entfaltung des culturhistori
Hintergrundes (etwa für die Mediceer S. 207), jene Neigung zu vö
psychologischen Parallelen (das Volksepos S. 96 f.), die für ihn bezeich
sind. 1863 war er Professor der romanischen Litteratur in Douai gewor
hielt sich aber viel in Paris auf, besonders seit ihn (Bamberger S. 147)
politische Interesse wieder gepackt hatte.

Seine Aufgabe, zwischen den Culturnationen zu vermitteln, übernahm
nun gleichsam officiell. Ein Buch „La Prusse contemporaine“ 1867 sollte
seit Sadowa grollende Frankreich mit dem werdenden Deutschland versöhnen
mit seinen Kräften bekannt machen; er faßte die Aufgabe mehr im descri
culturhistorischen Sinne, die gleichzeitig Bamberger in „Mr. de Bisma
vom politischen Standpunkt glänzend löste. Es folgten in der „Revue

ondes“ Aufsätze „De la société de Berlin 1798—1815“ (analysirt
berger S. 151).
r mitten in die Veröffentlichung fiel der Ausbruch des Krieges. H.
Paris eingebürgert, in den besten Salons zu Hause; gleichwohl ent=
sich natürlich sofort, sein wahres Vaterland wieder aufzusuchen. Un=
er Weise reichte er einen nach Darmstadt adressirten Brief aus dem
ncoupé einem Schaffner und wurde darauf als „Spion“ von der Menge
issen, bis der tüchtige Präfect ihn in Sicherheit brachte. Er kehrte
ch nicht dauernd nach Deutschland zurück, sondern lebte seit 1871 in
dessen Klima, das eigentliche wie das culturelle, dem feingebildeten
erer der Renaissance am meisten zusagte. Berufungen an deutsche
täten (Bamberger S. 157) und das italienische Istituto di studi
i (Homberger S. 185) lehnte er ab. Er schuf sich eine ganz neue
: persönlich als Mittelpunkt und anerkanntes Haupt jener glänzen=
schen Colonie in Florenz, der Adolf Hildebrand, Arnold Böcklin, Hans
es, K. Bayersdorfer, später auch Isolde Kurz angehörten; schriftstellerisch
yist großen Stils. Wie er schon früher französisch geschrieben hatte
solchem Erfolg, daß die akademisch strenge „Revue des deux mondes“
Pforten öffnete, so schrieb er auch englisch für die größten Zeitschriften
an thoughts“, nach Vorlesungen, 1879 erschienen), weniger italienisch.
wird seine Sprachmeisterschaft gerühmt (Bamberger S. 162); freilich
freie Beherrschung mehrerer Sprachen gerade in jenem Kreis der Rudolf
, Bamberger, Georg v. Bunsen u. s. w. häufiger, als sie es jetzt ist.
chtete auch regelmäßig für Zeitungen, z. B. über die Eroberung Roms
ir die „Times“ (vgl. Homberger, Essays S. 183) und konnte sich bald
icherter Grundlage ein glückliches Heim gründen, indem er eine seit lange
, in Florenz lebende Engländerin heimführte. Die Ehe blieb kinderlos;
h in voller Geisteskraft lebenden Wittwe bin ich für gütige Mitteilungen
richtigungen verpflichtet.
tzt begann erst Hillebrand's große Zeit. Zwar mußte die Zeitschrift
“ (1874—77) bald eingehen, die „ein Jahrbuch zur Verbindung der
zwischen Italien und Deutschland“ sein sollte. Aber 1874 erschienen
e geistsprühenden „Zwölf Briefe eines ästhetischen Ketzers“, anonym
eshalb, weil sie gleichsam ein officielles Manifest der ganzen deutsch=
nischen Künstlergenossenschaft waren (Bayersdorfer, Leben und Schriften
). Sie vertreten zuerst jene Anschauung, die später durch Nietzsche,
, Langbehn, Helfferich 2c. mit so viel Glück verfochten wurde: daß das
aß wissenschaftlichen Betriebes und volksthümlicher Bestrebungen der
gefährlich werde, und daß eine echte Cultur nur auf aristokratisch=
her Basis möglich sei. Die „Museomanie“, das bürgerliche Mäcenaten=
die leere Virtuosität werden schroff abgelehnt. Das Schriftchen hat
t wie ein Blitz eingeschlagen. Man versteht bei seiner Lectüre leicht,
der erste bedeutende Schriftsteller Deutschlands war, der (Essays 2, 291,
uf Nietzsche rühmend hinwies.
r sich selbst vertrat er die gleichen Anschauungen in seinem Hauptwerk,
en Bänden gesammelter Essays, die unter dem Gesammttitel „Zeiten,
und Menschen“ (1872—1882) erschienen. (Eingehende Analyse bei
ger S. 154; über Hillebrand's Bedeutung für den deutschen Essay
ger S. 124, R. M. Meyer, Deutsche Litteratur des 19. Jahrhunderts
f.; Vergleichung der einzelnen Bände bei Reumont S. 280 f.). Es sind
sche, psychologische, culturhistorische Einzelstudien, auf Grund eingehendster
(vgl. Bamberger S. 150 und besonders Homberger S. 280 f.) mit

leichter Hand und sicherer Kunst entworfen. Ich möchte nicht mit Bamberg(er) (S. 169) sagen, daß H. hier „eine vergleichende Wissenschaft von den social(en) Verhältnissen der großen Culturvölker“ schaffe; dazu sind die Essays vor alle(m) viel zu actuell gemeint. Durchaus sind sie aufzufassen als abwehrende od(er) werbende Manifeste des einer neuen Culturblüthe vor allem Deutschlands m(it) Leidenschaft vorarbeitenden Mannes.

Aristokrat ist er auch hier, in der strengen Auslese des Besten (vgl. d(en) charakteristischen Briefe an S. Schott, Biographische Blätter 1, 452) wie i(n) der Abneigung gegen alles schwer pathetisch, streng sachmäßig Auftretende, d(ie) ihn gern die „Unzünftigen“ bevorzugen läßt, Schopenhauer (2, 353), Varnhag(en) (2, 389, 5, 344), die Gräfin Hahn (2, 394) und die ihn dem Dilettantismu(s) immer noch mehr Gunst zuwenden läßt als dem Specialistenthum (2, 44 Anmerkung). „Er verkörperte das Recht der unzünftigen Litteratur“, sa(gt) Reumont (S. 270) von ihm selbst. Die „schönste Zeit“ ist ihm die d(er) Restauration, wenn er auch einschränkend hinzufügt: „in vieler Beziehung“ (2, 242 vgl. 4, 88 und 5, 346, 359); einer neuen deutsch-nationalen Cultu(r) von ähnlicher Feinheit strebt er (2, 337) entgegen und sucht besonders au(ch) seine schon im französischen Staatsdienst unternommenen Studien zur Schul reform (Bamberger S. 149) in den Dienst dieses Ideals zu stellen (6, 362 f.) Demokratie (6, 152) und Halbbildung (6, 365) scheinen ihm die schlimmste(n) Feinde; der historische Sinn (2, 311 f.) ist ihm wie Nietzsche ein gefährliche(r) Mitarbeiter an der Untergrabung der Individualität (Ketzerbriefe S. 77 u. o.) die ihm die selbstverständliche Basis aller echten Cultur ist.

Diese praktische Absicht leuchtet überall unverkennbar durch, und wen(n) Ste Beuve (5, 354 f.) ihm das Ideal des Kritikers war, gilt das der Redlich keit, dem Fleiß, der Kunst des großen Litterarpsychologen mehr als seine Objectivität. Verliert doch H. zuletzt in dem paradox-geistreichen Aufsatz „Vo(m) alten und neuen Roman“ (7, 168 f.) alle Unparteilichkeit so weit, daß er de(n) Verfasser des „Wilhelm Meister“ gegen die angeblich überall herrschend(e) moralistische Absicht der modernen Romanschriftsteller ausspielt und sich einseiti(g) immer nur auf Fielding bezieht, dem doch der Moralist Goldsmith zur Seit(e) steht. (Anderswo verkannte er dessen herrschendes sociales Interesse keineswegs 5, 67.) Und hat die Tendenz, die an „Madame Bovary“ so heftig getade(lt) wird, Cervantes gehindert, ein Meisterwerk zu schaffen?

Aber diese Absichtlichkeit und Parteilichkeit des aristokratischen, lebens freudigen, formstrengen Schülers Goethe's und der Franzosen hat ihn allerding(s) nie gehindert, in feiner eingehender Analyse zahlreiche glänzende Charakte(r) bilder zu entwickeln, die originellen, ihm verwandten Naturen wie Carly(le) oder Mérimée, Rahel oder Mme de Rémusat mit Sympathie, die steifer selbstgerechten wie Guizot oder Gervinus, Metternich oder (nach seiner Vo(r) stellung) Zola mit Antipathie (vgl. Homberger S. 204 f.), alle aber mit au(f) richtigem Bedürfniß zu verstehen und verstehen zu lehren. Die unübersehba(re) Gemäldegalerie, die besonders die Renaissance, das 17. und den Anfang de(s) 19. Jahrhunderts bei den vier großen Culturnationen fast vollständig in Type(n) und Persönlichkeiten vorführt, versetzt H. in die Reihe jener letzten geschich lichen Polyhistoren, die noch einmal allen Reichthum des historischen Charakte(r) vorraths zusammenfassen, wie Ranke und Droysen vom universalhistorische(n) Burckhardt und Buckle vom culturhistorischen Standpunkt; man denke etwa a(n) die ungeheure Mannigfaltigkeit der Vortragsthemata Burckhardt's! Doch herrsch(t) bei H. eben immer doch eine gewisse Beschränkung durch jenen Hinblick auf d(ie) Culturnoth der Gegenwart: was dazu nichts zu sagen hat, interessirt ih(n) wenig. Gerade diese lebhaft anregende und oft anreizende Auffassung mach-

Meister des Essays. „In der Kunst des historischen Essays", urtheilt
[e]brecht (S 225), „werden ihn wenige erreichen". Seine Anforderungen
Stil entwickelt besonders der Aufsatz gegen Gervinus (2, 205 f.), an
ßloser Heftigkeit freilich wohl auch der Mensch H. Antheil hat: es
ihn, daß man seines Vaters Werk über der Geschichte der deutschen
itteratur des so gründlich unphilosophischen Gervinus vergaß. Doch
r freilich so recht sein Antipode in engherzig politischer Befangenheit,
der Lebensfülle über magern „Gesetzen", Formlosigkeit, und Mangel
rcht vor wahrer Größe.
brand's eigenem Urtheil war Augustin Thierry der größte Geschichts=
2, 215 u. o.; 5, 278). Er schätzte den Anteil der Kunst an der
schreibung sehr hoch ein (2, 218 u. o.) und interessirte sich für die
g mindestens so sehr wie für das Dargestellte. Spät rief ihn eine
ufforderung (vgl. Giesebrecht S. 224) zu einem großen Werk: der
e Frankreichs von der Thronbesteigung Louis Philipps bis zum Falle
s III." für die Heeren=Ukert'sche Sammlung. Nur zwei Bände
8 umfassend) sind 1879 erschienen; fünf waren geplant (Bamberger
und für den dritten lag das Manuscript fast druckfertig vor (Hom=
191); das Vorwort ließ Villari in der Rivista storica abdrucken.
r den dauernden geschichtlichen Werth des Werkes urtheilt einer unserer
enden Kenner französischer Geschichte, Professor R. Sternfeld: „In
de entschuldigt sich der Verfasser, daß dieser 1. Band so umfangreich
n, obwol er nur bis 1837 gehe. Er motiviert dies, indem er die
von 1830—1870 mit einem großen Drama vergleicht und im 1. Acte
bniß beansprucht, wie in einer Exposition ausführlich die dramatis
einzuführen. Grade deshalb vermißt man eine Einleitung, die in
uge die Juli=Revolution und ihre Ursachen darlegen mußte: auf der
ite ist Louis Philipp bereits König. Was man zweitens hier ver=
e Darstellung „der geistigen Bewegung der 30er Jahre", verspricht
sser für den zweiten Band; und hier hat er in der That im ersten,
Seiten umfassenden Drittel ein großes Bild der geistigen Entwicklung
s bis 1848 gegeben. In diesen Capiteln — worin der Verfasser die
t, die litterarische, religiöse, sociale, wirtschaftliche, legislative und
tive Bewegung nacheinander umrissen hat — zeigt sich H. in seinem
nnen; hier kann er seine intime Bekanntschaft mit der französischen
eit und seine langjährigen Erfahrungen vom gesellschaftlichen Leben
n. Die andere Hälfte des 2. Bandes ist dann angefüllt durch die
Geschichte von 1837—48; ziemlich kurz ist endlich die Darstellung
ar=Revolution und die Schlußbetrachtung ausgefallen.
die Quellen zu der Darstellung der politischen Ereignisse anbetrifft,
seine Aufgabe sehr ernst genommen. Er hat nicht nur alles gedruckte
benutzt und sorgfältig gesichtet, daß ihm nichts entgehe, sondern auch
anziehung ungedruckter Archivalien, besonders aus den Archiven von
Berlin, Karlsruhe, die Forschung bereichert. Sein litterarischer Ge=
wahrt ihn in der Anwendung dieser Quellen davor, zu weitschweifig
; so ist z. B. die Darstellung der „spanischen Heirathen" von 1846
r dafür, wie man eine Reihe höchst verworrener diplomatischer Intrigen
d eines reichen Materials knapp und richtig auseinandersetzt.
die allgemeine historische Auffassung kam es H. sehr zu statten, daß
en Jahre nach dem deutsch=französischen Kriege — die richtige Distanz
hatte; wie so mancher Achtundvierziger war er ein Verehrer Bismarck's

geworden und konnte so mit nüchternem Urtheil den Werth der Institution trachten, die jener französischen Periode vor 1848 das Gepräge aufgedrückt des Parlamentarismus und seines Verhältnisses zum Bürgerkönig, der herrsc aber nicht regieren sollte. „Erkannte er die Schwächen und Unwahrheiten j constitutionellen Doctrinen, besonders im napoleonisch-centralisirten Frankr so bewahrte ihn doch die Anerkennung und Zuneigung zu dem Lande, in er so lange gelebt hatte, vor dem entsprechenden Tadel, den so viele an deutsche Kritiker jener Epoche zu theil werden ließen . . ."

Als lernender Laie möchte ich diesem sachkundigen Urtheil hinzufügen, H. mit seiner Darstellung mir nicht erreicht zu haben scheint, was er (2, 2 mit besonderem Nachdruck von dem Geschichtswerk fordert: daß sich dem L die großen Linien der Ereignisse für immer ins Gedächtniß prägen. Er bl auch als Historiker zu sehr Essayist und schafft freilich glänzende Portraits von Lafayette und Lamartine; aber die im liberal-conservativen Sinn schriebene (oder, wie H. selbst es nennt, vom Standpunkt des „höh Conservativismus", Essays 5, 66 vgl. 342 aufgefaßte), Casimir Périer noch mehr fast Martignac als unvergleichliche Staatsmänner feier Schilderung überrascht uns durch eine plötzliche Wendung, die eigentlich alles der Charte Geschehene als überflüssig oder schädlich ansieht. Auch schädig den Verfasser zuweilen seine ästhetischen Idiosynkrasien. Geht es an, bei Herzogin von Berry von der verzeihlichsten der Sünden zu sprechen, wenn Fürstin ihr Kind und die Ehre ihres Geschlechts einer Schäferstunde opfe Und wenn man hier etwas mehr von der moralischen Entrüstungskraft Schlosse gewünscht hätte, sieht man mit doppeltem Erstaunen der Presse und Agitatoren gegenüber ein Maaß von Entrüstung aufgewandt, das der elegante Corruption der höheren Stände vielleicht mit größerem Recht zugemessen wü

Hillebrand's großer Anspruch auf Unsterblichkeit werden die Essays bleib so schwer er auch selbst daran trug, daß seine „Geschichte Frankreichs" Fr ment blieb. 1881 brach der bis dahin kerngesunde Mann, überarbeitet, sammen; erbliche Anlage scheint (Bamberger S. 168) mitgewirkt zu hab „Er trug sein Leiden heiter und philosophisch, murrte nur gegen die Abhalt von der Arbeit, die er aber nicht aufgab, bis ihn im letzten Sommer die Kr verließen." Todkrank kam er aus Baden Baden in seiner Häuslichkeit an starb sanft am 18. October 1884. Die Feuerbestattung fand in Rom 27. October statt; der berühmte Historiker Pasquale Villari, der H. auch mä lich gegen Angriffe Rothan's und anderer (vgl. Homberger S. 183 Anmerku vertheidigte, brachte die Aschenurne nach Florenz (Notiz des „Berliner Ta blatts" vom 26. October 1884). Die neue Heimathstadt stiftete an sein H eine schöne Inschrifttafel (bei Homberger S. 220 Anmerkung), in der sie „bene merito del popolo italiano" nannte. Aber der geistreiche Vermitt zwischen vier Culturnationen und zwei durch eine tiefe Kluft (Ketzerbriefe 2, geschiedenen Generationen hat sich wohlverdient gemacht vor allem um eigene Volk, dem er neben Herman Grimm die Kunst des Essays neu gesch hat und für dessen Zukunft jede Zeile seiner Schriften seit dem großen Kri wirken wollte.

Außer der bereits im Text citirten Litteratur, besonders den Aufsä von Bamberger (Schriften 2, 137) und Homberger (Essays S. 180), A. v. Reumont, Charakterbilder aus d. neueren Geschichte Italiens, S. 267. F. Dernburg, Nationalzeitung, März 1885: „Erinnerungen an K. Hi brand" I—IV. — W. v. Giesebrecht, Berichte der Kgl. Bayr. Akad. d. Wissen 28. März 1885, S. 220 f. — Mario Pratesi, Illustrazione Italiana, 16. M *1884*, S. 310 f. — Persönliche Mittheilungen von H. Geh. Med.-Rath We

in Darmstadt und Frau Jessie Hillebrand. — Den Abdruck von Briefen verbot H. ausdrücklich; nur die Briefe an Schott (s. o.) und auf eine vom Großherzog von Weimar gewünschte Anstellung bezügliche Aeußerungen sowie zwei Briefe an H. v. Bülow (Br. 4, 357, 532) machten eine Ausnahme.

Richard M. Meyer.

Hillebrand: Wilhelm H. wurde in Paderborn geboren. Er studirte Medicin und Naturwissenschaften. Nachdem er promovirt und das medicinische Staatsexamen bestanden hatte, begab er sich 1844 nach Honolulu auf den Hawaii-Inseln. Hier erwarb er sich bald eine umfangreiche Praxis, benutzte aber seine freie Zeit, um sich seiner Lieblingswissenschaft, der Botanik, zu widmen. Er entdeckte zahlreiche neue Pflanzen, welche von Bentham, Hooker u. A. beschrieben wurden. Durch seine Entdeckungen und sorgfältigen Beobachtungen wurde unsere Kenntniß dieser merkwürdigen Flora wesentlich bereichert. Oliver nannte nach ihm eine Begoniazeen-Gattung, welche H. entdeckt hatte, „Hillebrandia“. Um die Bewohner der hawaiischen Inseln erwarb er sich nicht nur durch Einführung neuer Culturpflanzen, sondern auch durch Einrichtung von Wohlfahrtsanstalten große Verdienste. Veranlaßt durch seine geschwächte Gesundheit verließ er 1872 Honolulu und begab sich nach Madeira und Teneriffa. Auch hier sammelte er eifrig Pflanzen und entdeckte verschiedene neue Arten, namentlich aber arbeitete er an einer ausführlichen Flora der hawaiischen Inseln, wobei ihm seine umfassenden Sammlungen ausreichend Material boten. Er hat diese Arbeit zwar im Manuscript vollendet, doch war ihm die Veröffentlichung nicht vergönnt, da ihn der Tod vorher hinwegraffte. Er starb am 13. Juli 1886.

Botanische Zeitung v. 6. Aug. 1886. Heß.

Hiller: Ferdinand (von) H., ein hervorragender Componist, geboren am 24. October 1811 zu Frankfurt a. M., † am 10. Mai 1885 zu Köln, Sohn eines jüdischen Kaufmanns, erhielt er eine sorgsame wissenschaftliche Erziehung nebst Unterricht in der Musik. Letztere wurde ihm durch Aloys Schmitt und Vollweiler erteilt. Schon mit zehn Jahren begann er zu componiren, sowie als Clavierspieler Bedeutendes zu leisten, so daß alle Sorgfalt auf seine musikalische Ausbildung gelegt wurde. Im J. 1825 brachte ihn der Vater zu Hummel in Weimar, wo er sich zum Virtuosen ausbildete und Hummel's Compositionen zur Aufführung brachte. 1827 begleitete er seinen Lehrer nach Wien, trat daselbst als Pianist auf und gab bei Haslinger sein Opus 1, ein Clavierquartett heraus. Von hier kehrte er ins Elternhaus zurück, trat öfter öffentlich auf, wurde Begleiter am Clavier im Schelble'schen Gesangvereine und benützte zugleich die Gelegenheit, seine Gesangscompositionen singen zu lassen. 1829 begab er sich nach Paris, wurde Lehrer der Theorie am Choron'schen Musikinstitut, trat als Virtuose auf, verband sich 1835 mit dem Violinisten Baillot und gab mit demselben eine Reihe Kammermusikconcerte, brachte im Conservatorium eine Sinfonie zu Gehör und erregte in jeder Hinsicht in Paris Aufsehen. In diese Zeit fallen die Compositionen von opus 5: ein Clavierconcert, und opus 15: 24 Etüden für Pianoforte. 1836 kehrte er nach Frankfurt a. M. zurück und leitete in Vertretung des erkrankten Schelble den Cäcilienverein, ging im folgenden Jahre nach Italien und brachte die Oper „Romilda“ auf die Bühne, die aber total Fiasko machte, dagegen wurde er durch die Leipziger Aufführung seines Oratoriums „Die Zerstörung Jerusalems“ glänzend entschädigt, welches sowol dort wie in anderen Städten Deutschlands mit stets gutem Erfolge zur Aufführung gelangte. In den Jahren 1839/40 lebte er in Leipzig, ging 1841 abermals nach Italien, besuchte Rom und lernte durch den Capellmeister Baini die alten italienischen

Gesangswerke eines Palestrina, Lotti, Caldara u. A. kennen und vertiefte
in ihre wundervollen Meisterwerke. 1842 lebte er wieder in Deutschl
vertrat 1843/44 den in Berlin weilenden Mendelssohn als Dirigent der
wandhausconcerte, veranstaltete darauf in Dresden Abonnementsconc
brachte seine Oper „Conradin“ auf die dortige Bühne, die aber ebenso du
fiel wie in Mailand die Romilda. 1847—1849 leitete er in Düsseldorf
Orchesterconcerte und in letzterem Jahre erhielt er von Köln den An
städtischer Capellmeister zu werden und die Errichtung sowie die Direc
eines zu gründenden Conservatoriums zu übernehmen. 1850 trat er
vielfach verantwortliche Stellung an und behielt sie bis zum Jahre 1884
dem er am 1. October pensionirt wurde. In den 60er Jahren traten
Zerwürfnisse ein. Man warf ihm vor, daß er seine Pflichten vernachläs
nicht genügend Proben mit dem Orchester abhalte und sich um das Conse
torium zu wenig kümmere, sondern Monate lang sich auf Reisen befinde, t
als Virtuose auftrete, theils seine Werke in anderen Städten aufführe,
man drohte ihm mit Entlassung, wenn er nicht bindende Versprechungen g
Ehe er sich weiter band, kam er nach Berlin, gab ein Concert, wurde bei
empfangen und hoffte auf eine einträgliche Stellung; da sie aber ausb
gab er in Köln nach und verpflichtete sich von neuem.

Hiller's musikalische Begabung war keine gewöhnliche, er besaß eine
giebige Erfindungskraft, hatte tüchtige Studien gemacht, doch fehlte ihm di
nothwendige Selbstkritik, so daß sich in seinen Compositionen neben Bedeu
dem viele Gemeinplätze finden, die zum Schaden des Werkes sich breit ma
An diesem Mangel der Selbstkritik, die unsere Altmeister in so hohem G
besaßen, gehen die meisten Genies unter. So lange sie ihren persönli
Einfluß geltend machen können, der oft recht bedeutend ist, werden ihre W
gespielt, gesungen und aufgeführt, sobald er aber durch ihren Tod auf
verschwinden ihre Werke in kurzer Zeit und Niemand frägt mehr nach ih
kaum daß sich ein oder das andere Werk auf Staatsbibliotheken rettet.
war auch ein gewandter Feuilletonist, und zahlreich finden sich seine Ar
in Zeitschriften und in eigenen Schriften, doch ergeht es ihnen wie se
Compositionen, sie sind für den Augenblick geschrieben und verschwinden
ihm. Von seinen Compositionen erschien schon in den 20er Jahren opu
ein Quartett für Pianoforte, Violine, Viola und Violoncell in Wien,
sich in schneller Folge Trios und Streichquartette anschlossen, also sämm
Werke der classischen Form. Diesen folgten Concerte für Pianoforte, klei
Stücke, Etudenwerke, zahlreiche Lieder für eine und mehrere Stimmen.
J. 1886 erschienen als nachgelassene Werke opus 206: 3 Stücke für Violine
Pianoforte, und opus 207: ein Trio für Violine, Viola und Violoncell in Lei
Von seinen Schriften in Buchform sind zu nennen: „Uebungen zum Stud
der Harmonie und des Contrabasses“, 2., veränderte Aufl., Köln 1860, gr.
3 u. 145 S. Das Lehrbuch zeigte sich so brauchbar, daß es bis 189
16 Auflagen erschien; „Die Musik und das Publikum“, Vortrag, ebd. 1
gr. 8°, 34 S.; „Aus dem Tonleben unserer Zeit. Gelegentliches“, 2 Th
Leipzig 1868, 8°, 9 u. 602 S. Neue Folge, mit Hiller's Porträt, Lei
1871, 8°, 9 u. 189 S.; „Ludwig van Beethoven. Gelegentliche Aufsä
Leipzig 1871, gr. 8°, 5 u. 112 S.; „Felix Mendelssohn-Bartholdy. Br
und Erinnerungen“, Köln 1873, 8°; „Briefe von M. Hauptmann an S
und andere Komponisten“, 1876; „Musikalisches und Persönliches“, Lei
1876, 8°; „Briefe an eine Ungenannte“, Köln 1877, 8°; „Künstlerleb
ebd. 1880, 8°; „Wie hören wir Musik?“, Leipzig 1880, 12°; „Goet
musikalisches Leben“, Köln 1882, 8°; „Erinnerungsblätter“, ebd. 1884,

Biographien in Mendel-Reißmann's Lexikon, in der Rhein. Musikztg. 3, 929; in der Bock'schen Musikztg. 1885, S. 116; Klavierlehrer von Breslauer 1885, S. 111; Hallelujah, Musikztg. 1885, Nr. 19, z. Erinnerung. Eine Beurtheilung in Bagge's Dtsch. Musikztg. Wien 1861, S. 193, 201.

Rob. Eitner.

Hiltalinger: Johannes H., Bischof von Lombès, † 1392. — Johannes Hiltalinger (auch Johannes von Hiltelingen, Johannes von Basel, Johannes Angelus genannt) war im zweiten Jahrzehnt des 14. Jahrhunderts zu Basel geboren. Er trat in den Augustinerorden, zu dessen hervorragendsten Gliedern er in der Folge zählte, studirte zu Paris und erwarb dort 1371 den theologischen Magistergrad. Wie er der Vertraute und Rathgeber des Ordensgenerals Thomas von Straßburg († 1357) gewesen war, so wurde ihm von seinem Ordensbruder Jordan von Sachsen († 1380) dessen Werk „Vitae fratrum ordinis s. Augustini“ gewidmet. Längere Zeit war er Lector des Straßburger Augustinerklosters, 1371—77 und wiederholt 1379 Provincial der rheinisch-schwäbischen Ordensprovinz, dazwischen Generalprocurator seines Ordens. Bei Ausbruch der großen Kirchentrennung trat H. sofort auf die Seite des Gegenpapstes Clemens VII., dessen Dienst er sich bis zu seinem Tode mit hingebender Treue widmete. Am 18. September 1379 übertrug ihm Clemens VII. nach Absetzung des bisherigen Augustinergenerals das Regiment des Augustinerordens, der alsdann auf dem Generalcapitel des Jahres 1381 H. zum Ordensgeneral erwählte. Bis zum Jahre 1389 hat H. dieses Amt bekleidet, daneben aber bedeutsame Verwendung im diplomatischen Dienste der Curie gefunden. So treffen wir ihn im J. 1381 in Südwestfrankreich, 1384 als Gesandten an den englischen Hof und an die niederländischen Prälaten und gleichzeitig beauftragt, als Prediger den Urbanisten in der Provinz Rheims, das heißt wol in den flandrischen Bisthümern Doornik und Terwaan, entgegenzutreten. Als nach dem Tode Herzog Leopold's III. in der Schlacht bei Sempach (1386) der Verlust der bisher der Obedienz von Avignon zugehörenden vorderösterreichischen Gebiete zu befürchten stand, wurde H. von Clemens VII. entsandt, um an den zwischen Herzog Albrecht III. von Oesterreich und Philipp dem Kühnen von Burgund geführten Verhandlungen theilzunehmen, die zur Vermählung des jugendlichen Herzogs Leopold's IV. von Oesterreich mit Katharina von Burgund führten (Sept. 1387). Wenn Leopold IV. in der Folge der Obedienz von Avignon die weitgehendste Duldung in seinem Lande gewährte, so hat man wol nicht mit Unrecht diese Haltung auf Hiltalinger's Einfluß zurückgeführt. Auch zwischen den Herzogen von Burgund und Lothringen, heißt es, habe H. Frieden gestiftet. Als 1388 für den österreichischen, zur Obedienz Clemens' IV. haltenden Theil der Konstanzer Diöcese ein besonderes Kirchenregiment errichtet wurde, finden wir H. daselbst als päpstlichen Vertrauensmann wiederholt in leitender Stellung. Am 10. März 1389 zum Bischof von Lombès (westlich von Toulouse) ernannt, ist H. auch in dieser Stellung fortgesetzt mit diplomatischen Aufträgen bedacht worden. Im J. 1390 wurde er nach Spanien entsandt; im gleichen Jahre ist er für den Anschluß der Straßburger Diöcese an Avignon mit Erfolg thätig gewesen, zu Ende des Jahres 1391 wird er mit der Entscheidung in der Ehescheidungs-·egenheit des Markgrafen Bernhard I. von Baden beauftragt, im Mai führt er Verhandlungen über die Aussöhnung Berns mit der Curie Avignon. Im gleichen Jahre ist H. hochbetagt in Freiburg im Breisgau ben. Von seinen Schriften werden genannt: „Scriptum in quatuor atiarum libros; sermonum diversorum volumen; orationes et colla-

tiones plures ad clerum, sed et multae coram papa et collegio cardinalium dictae".

M. Fr. A. Höhn, Chronologia provinciae Rheno-Suevicae ordinis f. eremitarum s. p. Augustini (Würzburg 1744), S. 65 ff. — H. Haupt, Johannes Malkau, in Zeitschr. f. Kirchengesch. VI, 334 ff., 385; — derselbe, Das Schisma des ausgehenden 14. Jahrhunderts in seiner Einwirkung auf die oberrheinischen Landschaften, in Zeitschr. f. d. Gesch. d. Oberrheins, N. F. V, 291, 296, 318 f.; N. F. VI, 212, 231. — C. Eubel, Die Provisiones praelatorum während des großen Schismas, in der Römischen Quartalschr. f. christl. Alterthumsk. u. Kirchengesch. Bd. VII (1893), S. 412 und Bd. VIII (1894), S. 261 f.; — derselbe, Die Avignonesische Obedienz der Mendikanten-Orden (Paderborn 1900), S. XII und Nr. 57—59, 64, 96, 159 f., 166, 321, 342, 357, 435, 559, 579, 613. — N. Valois, La France et le grand schisme T. II (1896), S. 287, 293, 305—307, 367. — Denifle-Chatelain, Chartularium universitatis Parisiensis T. II (1891), S. 684 und T. III (1894), S. 302, 319, 395, 411 ff. — Die Angaben der älteren bibliographischen Werke über Hiltalinger sind zum Theil höchst irreführend. Noch H. Hurter, Nomenclator liter. recent. theologiae cathol. T. IV (1899), S. 555, 609 macht aus H. zwei verschiedene Persönlichkeiten. Herman Haupt.

Himpel: Felix H., katholischer Theologe, geboren am 28. Februar 1821 zu Ravensburg, † am 18. Februar 1890 zu Tübingen. Er studierte in Tübingen, wurde am 4. September 1845 zum Priester geweiht, 6. August 1847 Präceptorats-Verweser in Rottenburg, 12. Mai 1849 Gymnasial-Professor und Vorstand des Convicts in Ehingen, 8. September 1857 ordentlicher Professor der alttestamentlichen Exegese und der orientalischen Sprachen an der Universität Tübingen. In der für den katholischen alttestamentlichen Exegeten herkömmlichen Weise vertrat er hier neben seinem Hauptfache insbesondere das Armenische. Im Studienjahre 1871/72 war er Rector der Universität. — Himpel's früheste Schriften sind die Gymnasialprogramme: „Geschichte, Entwicklungsformen, Ursprung und Bedeutung der Sigfritssage" (Ehingen 1851); „Die Unsterblichkeitslehre des alten Testaments" (Ehingen 1857). Als Tübinger Professor legte er, ohne zur Ausarbeitung eines größeren Werkes zu kommen, die Früchte seiner Studien größtentheils in der Tübinger Theologischen Quartalschrift nieder, aus welcher die Arbeiten zu nennen sind: „Politische und religiöse Zustände des Judenthums in den letzten Jahrhunderten vor Christus" (Jahrgang 1858, S. 63—85); „Die Messianischen Weissagungen im Pentateuch" (1859, S. 195—256; 1860, S. 41—116, 654—681); „Selbstständigkeit, Einheit und Glaubwürdigkeit des Buches Josua" (1864, S. 385—448; 1865, S. 227—307); „Ueber angebliche makkabäische Psalmen" (1870, S. 407—473); „Erklärung der Inschrift des Moabitischen Königs Mesa aus dem 9. Jahrh. v. Chr. Ihr Ertrag für die politische und Religionsgeschichte Israels" (1870, S. 584—661); „Ueber Wesen des Mosaismus und Bedeutung desselben für die frühere Zeit der Geschichte Israels" (1873, S. 286—324); „Ueber Widersprüche und verschiedene Quellenschriften der Bücher Samuels" (1874, S. 71—126; 237—281); „Ursprung und älteste Wohnsitze der Hebräer und ihnen verwandten Völker. Mythischer oder historischer Charakter der Anfänge ihrer Geschichte in den Patriarchen?" (1875, S. 539—577); „Einiges über die wissenschaftliche Bedeutung und theologisch kirchliche Stellung des sel. Professors Dr. Aberle" (1876, S. 177—228); „Ueber Jesaia c. 40—66" (1878, S. 294—334; 463—527); „Das Fragment der Apologie des Aristides und eine Abhandlung über Luc. 23, 42. 43. Aus dem Armenischen übersetzt

und erläutert" (1880, S. 109—127); „Der abstrakte Einheitsbegriff Gottes und der Heiligencult im Islam" (1882, S. 86—113, 206—244); „Der geschichtliche Abschnitt Jes. c. 36—39. Erläuterungen desselben durch assyrische Keilinschriften" (1883, S. 582—653); dazu zahlreiche, zum Theil sehr umfangreiche Recensionen. In dem Archiv für wissenschaftliche Erforschung des Alten Testaments von Ad. Merx erschien: „Bemerkungen über die Bedeutung der Stele des Mesa für die Geschichte der hebräischen Sprache und Schrift" (Bd. II, Heft 1, 1871, S. 96—104). Werthvoll sind auch seine zum Theil sehr umfangreichen Beiträge zu den sieben ersten Bänden der 2. Auflage des Kirchen-Lexikons von Wetzer und Welte, insbesondere aus den Gebieten der biblischen Alterthumskunde, der nicht-christlichen Religionsgeschichte und der armenischen Litteratur, unter denen erwähnt seien: „Armenische Sprache, Schrift und Litteratur" (I, 1344—1353); „Brahmanismus" (II, 1180—1192); „Buddhismus" (II, 1403—1433); „Chronologie, biblische" (III, 309—335); „Fetischismus" (IV, 1448—1464); „Götzendienst" (V, 816—831); „Hebräische Sprache" (V, 1552—1559); „Jüdische Philosophie des Mittelalters" (VI, 1978—1986).

Keppler, Zur Erinnerung an Felix von Himpel; Theol. Quartalschrift 1890, S. 531—559. — Neher, Personal-Katalog der Geistlichen des Bisthums Rottenburg (3. Aufl., Schw. Gmünd 1894), S. 97 f.

Lauchert.

Hinrichs: Johann Conrad H., Buchhändler, aus Harburg a/E. gebürtig, † am 8. September 1813. H. trat am 1. Juli 1796 in die seit 1. August 1791 von August Lebrecht Reinicke geführte Buchhandlung als Gesellschafter ein, die unter der Firma Reinicke & Hinrichs bis zum 1. Juni 1801 bestand. In dieser Zeit übernahm H. das Geschäft für eigene Rechnung unter seinem Namen, seine Wittwe Christiane Wilhelmine H. geb. Reinicke führte es nach seinem Tode fort, zunächst mit J. G. Herold (später in Fa. Herold'sche Buchhandlung in Hamburg), dann, seit 1816, mit ihrem Neffen Christian Friedrich Adolf Rost, der am 1. August 1819 Theilhaber der Firma wurde, die seitdem „J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung" lautet. Adolf Rost wurde 1840 alleiniger Besitzer, am 1. Januar 1850 nahm er seinen einzigen Sohn Hermann Rost als Theilhaber auf, wurde aber schon am 3. September 1856 dem Leben entrissen. Hermann Rost (geb. 1822), von 1857 bis 1868 von Adolf Nefelshöfer in der Führung des Sortimentsgeschäfts unterstützt, später von Gustav Herre, nahm am 1. Januar 1887 seinen zweiten Sohn, Adolf Rost, seit 1891 den dritten, David Rost, als Mitbesitzer auf. Hermann Rost starb am 24. Mai 1896.

Die J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung ist eine der wenigen alten, größeren Firmen, die neben dem Verlag noch ein umfangreiches, allgemeines Sortiment betreiben. Den Grundstock ihrer Publicationen bilden die bibliographischen, 1798 mit dem „Verzeichniß neuer Bücher, die seit Michaelis 1797 bis Juli 1798 wirklich erschienen sind", begonnen. Diesem für den Buchhandel und die Gelehrtenwelt unentbehrlichen Halbjahrskatalog schlossen sich an seit 1842 die „Allgemeine wöchentliche Bibliographie", seit 1846 der „Vierteljahrskatalog aller neuen Erscheinungen" rc., seit 1849 der „Weihnachtskatalog", seit 1861 (bez. 1850) der ...jährige Bücherkatalog, seit 1866 die „Wissenschaftliche Uebersicht bedeutender Erscheinungen", seit 1871 das von A. Büchting begründete „Repertorium über die nach den halbjährlichen Verzeichnissen erschienenen Bücher, Landkarten" rc. ... in den ersten Jahren unternahm die Firma die Herausgabe vieler ...werke, denen Karten beigegeben wurden, so auch einer großen Karte

von ganz Deutschland in 30 Blatt. Hieraus entwickelte sich der „Neue
der ganzen Erde für die Gebildeten aller Stände", welcher 1814 in
1879 in 35. Auflage erschien. Hieran schloß sich 1808 C. G. D. S
„Handbuch der Geographie und Statistik", 1872 in 7. Auflage und 1
theilungen vollendet. Bald war die Firma auch auf den Gebieten st
Wissenschaft thätig, in Jurisprudenz, Staatswissenschaften, Geschichte si
Werke von Dirksen, Hänel, Haubold, v. Langenn, Pölitz u. A. noch
nicht vergessen. Hermann Rost begründete vor allem die Disciplinen
die Firma neben der Bibliographie jetzt fast ausschließlich pflegt: Th
und Orientalia, speciell: Erforschung der ersten christlichen Jahrhu
Aegyptologie und Assyriologie. Insbesondere sind zu nennen: die Rea
klopädie für protestantische Theologie und Kirche (3. Aufl. seit 1896
ca. 350 Mitarbeitern), die Texte und Untersuchungen zur Geschichte de
christlichen Litteratur (seit 1882, mit etwa 130 Einzelarbeiten), die Gried
Christlichen Schriftsteller der ersten 3 Jahrhunderte (seit 1896, auf 50 Bä
gr. 8° berechnet), die Theologische Litteraturzeitung (seit 1876), P. H
internationales Bibelwerk (die sog. Regenbogenbibel, seit 1893), Zeitschri
ägyptische Sprache und Alterthumskunde (seit 1863), Untersuchungen zu
ägyptischen Geschichte (seit 1896), die Assyriologische Bibliothek (seit 1
die Beiträge zur Assyriologie (seit 1889), die Veröffentlichungen der De
Orient-Gesellschaft (seit 1900), der Alte Orient (seit 1899). Dazu eine
liche Zahl von Einzelwerken.

Verlagskataloge von 1799, 1803, 1828, 1845, 1864, 1874,
— Zur Erinnerung an den 1. August 1891. — Vorwort zum
jahrskatalog 1898, I. K. Fr. Pfa

Hinschius: Paul H., Rechtsgelehrter, wurde geboren in Berli
25. December 1835. Sein Vater, der spätere Geheime Justizrath Franz
August Hinschius († am 4. December 1877) war Rechtsanwalt und
und gehörte als solcher zu den hervorragendsten Praktikern des preu
Rechts. Er besaß aber auch wissenschaftliche Interessen, die er später, zusa
mit dem Sohn, durch die Herausgabe der preußischen Anwaltszeitung
bis 1866) und der Zeitschrift für Gesetzgebung und Rechtspflege in P
(1867 und 1868) bethätigte; die Berliner Juristenfacultät hat ihn de
zu ihrem Ehrendoctor ernannt. In beiden Eigenschaften wirkte Franz H
den Sohn ein, der vom Vater nicht bloß die glänzende juristische Bega
sondern auch eine selten tüchtige praktische Schulung empfing, doch so, da
gleich die vorwiegend wissenschaftlichen Neigungen des Sohnes durch den
die verständnißvollste Förderung erfuhren, der unter anderem die Kosten
jähriger großer Reisen für wissenschaftliche Zwecke bestritt.

Seine Schulbildung empfing Paul H. auf dem Gymnasium zum G
Kloster in Berlin; erst 16¼ Jahr alt ging er, nachdem er als eine
besten die Reifeprüfung bestanden hatte, Ostern 1852 ab, um an der
versität Rechtswissenschaft zu studiren. Zwei Sommersemester (1853 und
brachte er in Heidelberg zu, die übrigen in Berlin. Hier löste er wä
seiner Studienzeit eine römisch-rechtliche Preisaufgabe über die Berechnu
falcidischen Quart bei doppelten Testamenten. Der Romanist Friedrich L
Keller hatte es eben auch ihm angethan; zeitlebens sprach er gleich m
Andern von Keller's juristischer Schärfe und Eleganz sowie von dem Ei
seiner Vorlesungen und Uebungen nur mit aufrichtiger Bewunderung.
entscheidenden Einfluß auf die Richtung von Hinschius' Studien gewann
dieser, sondern ein anderer Berliner Rechtslehrer, nämlich Aemilius L
Richter. H. hat nach dessen Tod im Jahrgang 1864 der Zeitschri

Rechtsgeschichte IV, S. 351 ff. die wissenschaftliche Bedeutung dieses Gelehrten vortrefflich charakterisirt und gezeigt, daß und weshalb der Aufschwung, den das Kirchenrecht seit den vierziger Jahren des 19. Jahrhunderts nahm, trotz der vorbereitenden Thätigkeit Eichhorn's und Walter's wesentlich Richter's Werk war; höchstens das wäre dazu etwa noch nachzutragen, daß auch die Zeitereignisse (Kölner Wirren!) viel dazu beitrugen, das lange vernachlässigte Kirchenrecht wieder in den Vordergrund des wissenschaftlichen Interesses zu rücken. H. hat aber vor allem in schönen, warmen Worten ausgeführt, worauf der große Lehrerfolg Richter's beruhte, der wie kein Anderer seither, und wie Wenige vor ihm auf dem Gebiete des Kirchenrechts Schule machte. Er hat bekannt, mit welch' unwiderstehlicher Gewalt die Persönlichkeit des Lehrers, sein irenischer und gerechter, einfach frommer, kirchlich gerichteter und dabei doch durch und durch staatstreuer und vom wärmsten wissenschaftlichen Eifer getragener Sinn und nicht zuletzt die angeborene Liebenswürdigkeit die Schüler anzog, an deren geistiger Entwickelung Richter regen Antheil nahm, bald durch wohlwollende Berichtigung, bald durch liebevolle Belehrung, bald durch freundliche Aufmunterung und ermuthigenden Beifall. Und er rühmt dem Lehrer ganz besonders die namentlich in kanonistischen Uebungen bethätigte Fähigkeit nach, „die Blicke seiner Zuhörer, sobald die ersten Schwierigkeiten geebnet und die nothwendigsten Fundamentalkenntnisse erworben waren, auf selbständig zu bearbeitende leichtere Themata hinzulenken, um ihnen durch die Freude an dem ersten, eigenen geistigen Schaffen neuen Mut und neuen Eifer einzuflößen.“ So erwarb sich denn auch Paul H. durch eine von Richter sehr günstig beurtheilte Dissertation: De jure patronatus regio kaum neunzehnjährig am 10. Februar 1855 magna cum laude zu Berlin die Würde eines Doctors beider Rechte.

Dann wandte er sich, der altbewährten Uebung folgend, zunächst der Praxis zu, um in ihr als Auscultator (März 1855), Referendar (1. December 1856) und Gerichtsassessor (1. December 1859) bis zu seiner Beurlaubung am 1. Februar 1860 thätig zu sein. Auch später noch hat er gerne praktisch gearbeitet, nicht nur, wie wir noch sehen werden, im Spruchcollegium der Facultät und in der Verwaltung der Universität, sondern auch als stellvertretender Vorsitzender des litterarischen und Mitglied des gewerblichen Sachverständigenvereins und als vielbegehrter Gutachter für das preußische Cultusministerium, für andere deutsche Regierungen, für deutsche Bischöfe und — in Patronatssachen — auch für Private. Es wird berichtet, er habe sich noch in späterer Zeit einmal mit dem Gedanken getragen, den Lehrstuhl mit dem Sitz in einem höchsten Gerichtshof zu vertauschen, und ohne Zweifel würde er dank seinem eminent praktischen Sinn, seiner souveränen Beherrschung des praktischen Apparats, dem raschen und sicheren Blick für das im Einzelfall Entscheidende sowie vermöge seiner Unabhängigkeit und Arbeitskraft eine Zierde des Richterstandes geworden sein. Die Kirchenrechtswissenschaft freilich, unter deren auch damals nicht allzu zahlreichen Jüngern es seinesgleichen nicht mehr gab, kann von Glück sagen, daß er sich entschloß, der Lehr- und Forschungsthätigkeit treu zu bleiben.

Am 10. December 1859 nämlich hatte er sich mit einer Schrift „Beiträge zur Lehre von der Eidesdelation mit besonderer Rücksicht auf das kanonische ..., die 1860 im Drucke erschien, für Kirchenrecht und Civilproceß an der ...er Universität habilitirt. Auch Richter vertrat die seither selten ge...e Verbindung dieser beiden Fächer, ohne freilich im Gebiet des zweiten ...tarisch thätig zu werden. Außer diesem Vorbild mag die voraufgegangene ...s und der Einfluß des Vaters mitgewirkt haben, die ihn nachmals auch

das preußische Civilrecht in seinen Arbeitsbereich ziehen ließen, indeß er deutsche Rechtsgeschichte, Handelsrecht und zuletzt auch Familienrecht des Bürgerlichen Gesetzbuchs weniger aus innerem Beruf vortrug, als weil es, wenigstens ze[illegible] weise, sein Lehrauftrag ihm auferlegte.

Denn seine Beförderung ließ nicht lange auf sich warten, vielmehr w[illegible] ihm eine rasche und glänzende Laufbahn beschieden. Schon am 18. April 18[illegible] wurde er mit Wirkung vom 1. October desselben Jahres zum außerordentlich[en] Professor für Kirchenrecht, deutsches Recht und Civilproceß an die Universit[ät] Halle berufen. Dann kam er am 15. Juni 1865 in gleicher Eigenschaft n[ach] Berlin. Aber bereits am 29. Juni 1868 wurde er zum Wintersemester [als] ordentlicher Professor für preußisches Civilrecht und Handelsrecht an [die] Universität Kiel befördert. Von da sollte er, nachdem er schon einen ehre[n]vollen Ruf nach Freiburg i. Br. abgelehnt hatte, als Ordinarius an die ne[ue] Straßburger Universität gehen, für die er bereits verpflichtet war. Da ho[lte] der Cultusminister Falk, der durch den ersten Band des großen Kirchenrecht[s]handbuchs und namentlich durch zwei Schriften gegen das Vaticanum („D[ie] Stellungen der deutschen Staatsregierungen gegenüber den Beschlüssen d[es] vatikanischen Conzils“, Berlin 1871 und „Die päpstliche Unfehlbarkeit und d[as] vatikanische Conzil“, Vortrag, Kiel 1871) auf den Gelehrten aufmerksam g[e]worden war, H. unterm 27. März 1872 als ordentlichen Professor wieder [an] die Universität Berlin. Dort hat er dann 53 Semester, bis zum Schluß d[es] Sommers 1898, gewirkt, sodaß er im ganzen nur 8½ Jahre seines Lebe[ns] außerhalb seiner Vaterstadt zugebracht hat; aus Preußen ist er, außer auf nic[ht] sehr zahlreichen Reisen, überhaupt nicht herausgekommen.

In seinen Universitätsstellungen war H. auch als Mitglied der bei d[en] Juristenfacultäten damals noch bestehenden Spruchcollegien thätig, in Hal[le] vom 9. November 1863 ab als außerordentliches, in Kiel und Berlin a[ls] ordentliches; besonders zu Anfang wurde er durch die Abfassung von Urtheil[s]entwürfen stark in Anspruch genommen. Sehr gesucht war der vielgewandt[e] nie ermüdende Mann für die Besorgung der Verwaltungsgeschäfte, die da[s] Leben unserer Universitäten in wachsender Zahl mit sich bringt. Mehrma[ls] bekleidete er das Dekanat, und für das Jahr 1889/90 berief ihn das Ve[r]trauen seiner Collegen zum Rectorat der größten deutschen Hochschule; in sei[ner] Eigenschaft als Rector der Berliner Universität sprach er am 15. Octob[er] 1889 über Svarez, den Schöpfer des preußischen Landrechts (auch in d[en] Preuß. Jahrb. LXV 1889, S. 289 ff.), nicht ohne Bezug zu nehmen a[uf] den ein Jahr zuvor veröffentlichten ersten Entwurf zu einem Bürgerlich[en] Gesetzbuch, an dem auch er scharfe Kritik übte (das Personenrecht der Ehegat[ten] im Entwurf eines B. G. B. für das Deutsche Reich im Archiv für civil[.] Praxis LXXIV 1889, S. 55 ff.), und für den er sehnlichst einen zwei[ten] Svarez zu gründlicher Umgestaltung herbeiwünschte. Aber auch den Universit[äts]richter vertrat und im Senat saß er lange Jahre; dazu war er Vorsitzen[der] der Professoren-Wittwen- und Waisencasse und gehörte dem Vorstand der [von] ihm und unter seinem Rectorat begründeten Hilfscasse zum Besten der Hin[ter]bliebenen der Docenten und Beamten der Berliner Universität mit an. [In] all diesen Stellungen bekundete er seine werkthätige Collegialität und das [leb]hafteste Interesse an Ansehen, Wohl und Gedeihen wie der Berliner Univers[ität] so überhaupt des deutschen Hochschulwesens. Schon das hätte ihn, als er [an]läßlich einiger viel umstrittener Einzelfälle im Jahre 1896 ein Rechtsgutac[hten] abgab betreffend „die Disciplin über die Privatdocenten an den preußis[chen] Universitäten“, das in manchen Universitätskreisen Anstoß erregte, wenig[stens] vor persönlicher Mißdeutung und Anzweifelung des guten Glaubens sch[ützen]

sollen; man konnte über die Schlüssigkeit seiner Ausführungen verschiedener Ansicht sein, durfte es ihm aber unter keinen Umständen verübeln, wenn er, wie immer, dem, was er als positives Recht erkannt zu haben glaubte, unbedingt sich unterordnete und, ohne Rücksicht auf Beifall oder Tadel, freimüthigen Ausdruck gab. Uebrigens hat die Berliner theologische Facultät, als sie ihn am 16. Februar 1897 anläßlich der Melanchthonfeier honoris causa zum Doctor der Theologie promovirte, es ausdrücklich ausgesprochen, daß diese Ehrung nicht blos dem erfolgreichsten Erforscher des Kirchenrechts, dem berühmten Schriftsteller und gefeierten Lehrer gelte, sondern auch dem Collegen, der um das Wohl der Berliner Universität während langer Jahre große Verdienste sich erworben hatte.

Ueberhaupt fehlte es H. an äußerer Anerkennung nicht. Von amtlichen Auszeichnungen sei nur die unterm 13. Februar 1884 erfolgte Verleihung des Charakters als Geheimer Justizrath erwähnt. Auch Doctor der Universität Bologna wurde er, als er 1888 die Berliner Universität bei der Jubelfeier dieser einstigen Pflanzstätte der Rechtswissenschaft vertrat.

Die Geschicke seines preußischen und des deutschen Vaterlandes hat H. mit beeinflußt, als er in den Jahren 1872—1876 unter Falk an den Entwürfen der kirchenpolitischen Gesetze mit arbeitete. „An der technischen und stofflichen Ausarbeitung der Maigesetze von 1873 und des Personenstandgesetzes von 1875 hatte er hervorragenden Antheil“ (Seckel). Im einzelnen würde es sich natürlich erst an der Hand der Acten feststellen lassen, wie weit seine Mitarbeit ging, sowie ob und in welchen Punkten er gesetzgeberische Maßnahmen auch angeregt hat. Die technische Durcharbeitung der Gesetze war allerdings vorzüglich; man begreift es, daß H. angesichts der Abänderungsgesetze der achtziger Jahre die Vernachlässigung dieser Seite der Arbeit scharf rügte. Ja, es muß wohl geurtheilt werden, daß gerade in juristischer Folgerichtigkeit des Guten zu viel gethan wurde im Kampf gegen eine Weltanschauung, deren Grundlagen doch nur zum Theil auf politisch-rechtlichem Gebiete ruhen; man wurde infolge dessen weiter getrieben, als man wohl ursprünglich zu gehen dachte, und griff zu Mitteln, die Bismarck in seinen „Gedanken und Erinnerungen“ scharf, aber nicht ganz ohne Unrecht als „juristischen Zwangapparat für widerstrebende Priester“ gebrandmarkt hat, freilich ohne vor dem Forum der Geschichte seine Mitverantwortlichkeit mit Erfolg ablehnen zu können. Verfehlt waren aber vor allem die Voraussetzungen, von denen man ausging. Und in dieser Beziehung theilte H. aus vollster Ueberzeugung die Anschauungen der Culturkämpfer, wenn auch seine von niemanden übertroffene Vertrautheit mit dem katholischen Kirchenrecht und sein nie mit Bewußtsein hintangesetzter Gerechtigkeitssinn ihn vor dem blinden Eifer und manchen Ausschreitungen Anderer bewahrten. Zwar wenn er praktisch und, in seiner 1883 (bei Marquardsen, Handbuch des öffentlichen Rechts der Gegenwart I, S. 187 ff.) erschienenen, 1892 ins Italienische übersetzten „Allgemeinen Darstellung der Verhältnisse von Staat und Kirche“, auch theoretisch den Standpunkt der staatlichen Kirchenhoheit vertrat und demgemäß die Sonderung des kirchlichen Gebiets von dem der staatlichen Aufgaben forderte, dem Staat aber die Grenzziehung und, im Interesse der Friedensbewahrung sowie der Glaubens- und Bekenntnißfreiheit, die Aufsicht über die Kirchen zuwies, die für das weltliche Gemeinwesen nur als Körperschaften im Staat in Betracht kommen sollten, so sind das Principien, zu denen mit H. jeder vorbehaltlos sich bekennen wird, der auf dem Boden des modernen Staates steht, und Leitsätze, mit denen unser heutiges deutsches Staatsrecht steht und fällt. Und wenn er weiterhin anerkannte, daß der Staat nicht omnipotent sei, und daß nicht alles Recht

vom Staate ausgehe, so vertrat er dabei Anschauungen, die zwar seit
Zusammenbruch des Absolutismus und des Naturrechts und seit der
richtung des constitutionellen Rechtsstaates, sowie seit dem Siege der histo
positiven Schule für alle andern Gebiete der Rechtswissenschaft und P
zum fast unangefochtenen Gemeingut geworden sind, während im Bereich
Verhältnisses von Staat und Kirche noch heute Manchem der Muth f
solche Grundsätze anzuerkennen. Aber freilich noch bei H., dem hiernach ob
Bekenntniß als ein wahres Verdienst anzurechnen ist, blieb der Satz von
Selbständigkeit auch des Kirchenrechts theoretisch und noch mehr praktisch
totes Capital. Die verderbliche Folge davon war eine bedenkliche Un
schätzung des Gegners; nicht immer blieb H. dessen sich bewußt, daß auch
der anderen Seite ein positives Recht ihm gegenüberstand, das von einem
stets wachsendem Leben erwachenden Rechtsbewußtsein getragen wurde, und
allzu leicht fiel er in die Anschauung früherer Zeiten zurück, wonach dem
auf staatlicher Seite zu findenden Recht lediglich widerstrebende kler
Herrschsucht und Unbotmäßigkeit entgegentrat. Und doch hätte der Histo
in ihm, der sonst so erfolgreich dem Juristen zur Seite stand, ihm s
müssen, daß es sich von jeher im Verhältniß der beiden Gewalten lediglich
einen bald mehr persönlich, bald mehr sachlich zugespitzten Machtkampf han
in dem freilich vorwiegend ethische Kräfte und der jeweilige Gesammtcul
zustand den Ausschlag geben, indeß die vom einen oder vom anderen T
ausgehenden Rechtsnormen, die jeder auch dem Gegner aufzuerlegen bes
ist, nur eine untergeordnete Rolle zu spielen vermögen. Jedoch da kam
bei H. der alte Landrechtsjurist zum Vorschein und daneben der akadem
Doctrinär, der gerade bei der Auseinandersetzung zwischen Staat und Ki
bei der auf staatlicher Seite eine nüchterne Realpolitik mehr als ander
noth thut, schon so oft unabsehbaren Schaden gestiftet hat; nicht umsonst
bereits von Justus Möser Professoren für derlei Beschäftigungen als wen
geeignet erklärt worden, weil sie alles durch ein Vergrößerungsglas sä
An H. bewahrheitete sich dies bei der Beurtheilung des Vaticanums. A
er war der Meinung, daß die päpstliche Unfehlbarkeit und der Univer
episcopat, die doch nicht nur schon geraume Zeit zuvor in der Luft lagen, sond
auch nach ihrer Definition und Declaration thatsächlich das Verhältniß
katholischen Kirche zum modernen Staat in keiner Weise zu verschieben
mochten, den Gegner praktisch gefährlicher machten; auch er half deshalb
die leitenden Staatsmänner zu ihrer bekannten Stellungnahme gegenüber
neuen Dogma zu veranlassen, die er sich sogar noch energischer gewün
hätte. Und doch trug er dadurch mit dazu bei, ungezählte Katholiken, de
die religiöse Seite des Katholicismus, wenn auch auf ihre Weise, durch
im Vordergrund stand, denen in die Arme zu treiben, die er bekämpfen wo
und wirkte er so mit, die breite Masse gebildeter und ungebildeter Katho
vom politischen Katholicismus noch mehr abhängig zu machen, die, wenn g
die staatliche Kirchenpolitik nicht so leicht darauf rechnen kann, von ihnen
anerkannt und offen unterstützt zu werden, doch als zum mindesten pra
staatstreue Unterthanen mit ihrem tacitus consensus für den Staatsl
ein werthvoller Rückhalt sind, falls dieser mit ihnen durch sichere Ko
Fühlung zu gewinnen vermag. Aber gerade solche Fühlung scheint, wie m
höher Stehendem, auch H. gefehlt zu haben, der eben Zeit seines Le
nur in rein protestantischen Gegenden gelebt und den Katholicismus wese
darnach eingeschätzt hat, wie er in der Presse und sonst an die Oeffentli
trat. Auch das führte zur Unterschätzung. Nicht minder folgendes: H.
soweit sich darüber urtheilen läßt, nicht eigentlich eine religiöse Natur;

otestantische Sohn des katholischen Vaters, in dessen geistigem Leben zudem Verstandesthätigkeit des voraussetzungslos nach wissenschaftlicher Wahrheit chenden Forschers durchaus überwog, hatte kaum religiöse Bedürfnisse. Freilich r er im Verhältniß von Mensch zu Mensch von größter Duldsamkeit. anche katholische Theologen traten, um unter seiner Leitung zu arbeiten, mit m in Berührung; er nahm sie nicht nur, sondern er setzte sie ohne weiteres raus, wie sie waren, und kam, zumal wenn sie in der ganz protestantischen ngebung auch ihn sein ließen, wie er war, vortrefflich mit ihnen aus. Aber ch religiös oder sonst andersdenkende Protestanten ertrug er nicht nur, sondern handelte sie sogar mit ausgesuchtem Wohlwollen, besonders wenn sie ebenso en und entschieden wie er zu ihrer Anschauung sich bekannten, wenn auch t der Bescheidenheit, die dem Schüler und jungen Manne gegenüber dem jahrten Lehrer ziemte. Gerade das hat ihm in den verschiedensten Lagern nchen aufrichtigen und treuen persönlichen Verehrer verschafft. Jedoch in r Kirchenpolitik rechnete er nicht ernstlich mit der Religiosität; wie er selbst n wesentlichen Ordnungschrist war, so hielt er auch die Anderen dafür, wenn cht geradezu für Leute, welche die Religion nur zu politischen Zwecken ge- er vielmehr mißbrauchten. Unrecht aber würde man ihm thun, wenn man streiten wollte, daß seine theoretische und praktische Stellungnahme in chenpolitischen Dingen nicht ganz und gar von idealen Beweggründen be- immt war. Wenn manche Aeußerungen in und außer der Vorlesung den nschein erweckten, als ob seine Gegnerschaft gegenüber der katholischen Kirche it dem Vergnügen entspringe, das raffinirteste aller Rechtsgebilde, das anonische Recht, mit überlegenem Verstand zu durchschauen und vernichten zu elfen, so handelte es sich dabei doch nur um Stimmungen, die beim einen oder nderen Einzelfall mit wirksam sein mochten, aber H. nicht in der Tiefe seines Denkens bewegten. Ihn trieb vielmehr, trotz aller entgegenstehenden theoretischen Aeußerungen, wenn auch unbewußt, im letzten Grunde jene altlutherische Anschauung, die der moderne, nichtreformirte Protestant angesichts der veränderten Verhältnisse erst langsam sich abgewöhnen muß, nämlich daß alle äußere Ordnung Sache des Staates sei. Und ihn beseelte jener staatliche Idealismus, dem der souveräne Staat, von dem er auch alles erwartet, das Ein und Alles bedeutet, eine Geistesrichtung, die ja gewiß einseitig ist, die aber Preußens und Deutschlands Größe geschaffen hat und dazu unentbehrlich war.

Unter diesen Umständen begreift es sich, daß H. für den Abbruch des kirchenpolitischen Kampfes, in dem er den Staat unmittelbar vor einem vollen, dauernden Erfolge angekommen wähnte, kein Verständniß besaß. Vielmehr schrieb auch er ihn der politischen Kurzsichtigkeit der nationalliberalen Partei, der Zollpolitik und der Laune des Fürsten Bismarck zu. Wohl gab er theoretisch die Möglichkeit einer Waffenruhe zu. Aber er hielt den Augenblick hierfür erst nach der, wie er meinte, mit Sicherheit zu erwartenden Niederwerfung allen Widerstandes für gekommen, und konnte sich außerdem mit der Art nicht befreunden, wie der Ausgleich herbeigeführt wurde, Anschauungen, denen er alsbald auch auf dem Katheder unerschrocken Ausdruck gab. Dem abgegangenen Kampfesminister Falk aber widmete er in dankbarer Erinnerung an die Jahre, da er unter ihm und für ihn thätig gewesen, 1883 den vielleicht am besten gelungenen und besonders wichtigen dritten Band seines Kirchenrechts.

Es war nur natürlich, daß ein Mann, der solchen Einfluß auf den Gang der öffentlichen Angelegenheiten ausübte, auch parlamentarisch thätig wurde. 1872—1878 und von 1880—1881 saß er im Reichstag als Abgeordneter Flensburg-Apenrade. Die Universität Kiel sandte ihn 1871—1872 als

ihren Vertreter ins Herrenhaus, in dem er später, nämlich von 1889 bis seinem Tode, die Universität Berlin vertrat. Als Reichstagsabgeordneter hat 1873 einen von ihm und Dr. Völk eingebrachten Entwurf zu einem Gesetz üb die bürgerliche Eheschließung und dann auch über die Beurkundung des Persone standes ausgearbeitet, der schon am 28. März 1874 in dritter Lesung a genommen wurde, und nach einer im Verein mit den verbündeten Regierung vorgenommenen Umarbeitung eben zum Reichspersonenstandsgesetz auswuchs.

Auch den verschiedenen Vertretungskörpern der evangelischen Kirche g hörte der berühmte Kirchenrechtslehrer selbstverständlich an. In Berlin saß in der Gemeindvertretung der Zwölf-Apostel- und der Lutherkirche, 1871 w er Mitglied der Provinzialsynode zu Rendsburg, später saß er in der Syno der Provinz Brandenburg. Seiner dogmatischen Ueberzeugung und kirchlich Richtung nach zählte er zur liberalen Partei, die er z. B. auf der erwähnt Rendsburger Provinzialsynode geradezu führte.

Seit dem Jahre 1876 zog er sich mehr und mehr von der Politik a seine Forschungs- und Lehrthätigkeit zurück, um hier das Größeste zu leiste

Ein Jahr nach seiner Promotion gab H. unter dem Titel: „Das lande herrliche Patronatrecht gegenüber der katholischen Kirche", Berlin 1856, sei Doctorschrift auch deutsch, als selbständige, Richter gewidmete Abhandlu heraus, wofür ein wirkliches Bedürfniß vorhanden war, da die objectiv g haltene und nach strenger juristisch-historischer Methode verfaßte Schrift si vortrefflich dazu eignete, in dem gerade damals über diese Frage hefti tobenden Oberrheinischen Conflict klärend zu wirken. Wenn bald nachher d landesherrliche Patronat im technischen Sinne aufgegeben wurde, so ist da mit das Verdienst von H., wozu freilich bemerkt werden muß, daß nach d neuesten Forschung der Begriff historisch besser begründet erscheint, als H. na dem damaligen Stande der Wissenschaft es darstellte. Ueber die Successio in Patronatrechte säcularisirter geistlicher Institute veröffentlichte H. mit Rüc sicht auf den sog. Kölner Patronatsstreit eine Untersuchung im 2. Jahrga der Zeitschrift für Kirchenrecht 1862, S. 412 ff., hierbei Fragen, die er sch in seiner Erstlingsschrift erörtert, weiter verfolgend. Auch sonst hat er sich Specialarbeiten und Gutachten eingehend mit dem Patronatrecht befaßt, de historisch-dogmatische Darstellung denn auch ein Glanzpunkt seines Kirch rechtes (2. u. 3. Band) geworden ist. In diesen Zusammenhang gehört fer eine gleichfalls in das Handbuch (Bd. 2) übergegangene Untersuchung „Ue die Geschichte der Incorporation und des Patronatrechtes", Berliner Festga für Heffter zum 3. August 1873, worin er zum ersten Mal den historisc Zusammenhang beider Einrichtungen klarstellte und für spätere und weitergeh kirchenrechtsgeschichtliche Forschungen die Bahn brach.

Seinen wissenschaftlichen Ruf begründete H. mit seiner Ausgabe falschen Decretalen Pseudoisidor's. Von Anfang 1860 bis Ende 1861 h er zu ihrer Vorbereitung eine große wissenschaftliche Reise durch Ita Spanien, Frankreich, England, Schottland, Irland, Holland und Bel unternommen, die er 1862 im Herbst durch eine solche in die Schweiz gänzte. Das Erscheinen der „Decretales Pseudo-Isidorianae et Capi Angilramni", Lipsiae 1863, fiel zusammen mit seiner Ernennung zum au ordentlichen Professor in Halle. Um die Ausgabe, der er eine vortref praefatio vorausschickte, gruppiren sich eine Reihe von kleineren Aufsätzen, in den ersten Bänden der Zeitschrift für Rechtsgeschichte und derjenigen Kirchenrecht erschienen. Ich hebe nur hervor die scharfsinnige Untersuch über den Beinamen Mercator in der Vorrede Pseudo-Isidor's, Zeitschrift Kirchenrecht Bd. VI, 1866, S. 148 ff., worin H., an die Stelle verfeh

Erklärungshypothesen wissenschaftliche Gewißheit setzend, nachwies, daß der Beiname von der Benutzung des in der ersten Hälfte des 5. Jahrhunderts wirkenden Marius Mercator herrühre, ein Nachweis, dem jüngst noch eine Untersuchung von Joh. Friedr. v. Schulte in den Sitzungsberichten der Wiener Akademie, phil.-hist. Cl. CXLVII 1903, eine späte, aber darum nicht weniger willkommene Bestätigung verschaffte. Ueber die Ausgabe selbst, die bisher die einzige geblieben, und deren Einleitung auch in Punkten, über die seither eine reiche Litteratur sich verbreitete, im großen und ganzen nicht überholt worden ist, urtheilt der berufenste unter den lebenden Kennern der älteren kirchlichen Quellen- und Litteraturgeschichte und zugleich Schwiegersohn von H., Emil Seckel, daß sie ein höchst verwickeltes textkritisches Problem glücklich gelöst, einen ungeheuren Fleiß erfordert und der Sachkunde des Herausgebers ein glänzendes Zeugniß ausgestellt habe. Nur in einem Punkte werde sie den zu stellenden Ansprüchen nicht voll gerecht: „sie giebt die Konzilien und echten Dekretalen in erster Linie nach den gedruckten Texten echter Sammlungen (Hispana u. s. w.), während Maaßen in seinen Pseudo-Isidor-Studien nachgewiesen hat, daß Pseudo-Isidor eine eigentümliche Redaction der Hispana benutzte, die von ihm selbst bereits mit Verfälschungen und falschen Stücken durchsetzt war“. Seit der Veröffentlichung dieser wichtigen Edition hat sich H. nur noch gelegentlich mit handschriftlichen und textgeschichtlichen Studien abgegeben. Vielmehr schied er mit Rücksicht auf das allerdings bedauerlicher Weise in den Anfängen stecken gebliebene quellen- und litteraturgeschichtliche Werk von Maaßen und auf die Arbeiten v. Schulte's diese Aufgaben von seinem Arbeitsbereich aus.

Mit seiner kirchenpolitischen Thätigkeit hängen zusammen die Ausgaben und Commentirungen der preußischen Kirchengesetze von 1873 und 1874 und 1875; in Nachtragsheften dazu behandelte er in entsprechender Weise die Gesetze von 1876, 1878, 1880, 1886 und 1887, indeß er in der Zeitschrift für Kirchenrecht XVII, 1883, S. 166 über das preußische Gesetz betreffend Abänderung der kirchenpolitischen Gesetze vom 31. Mai 1882 in seiner Einwirkung auf die bisherige staatskirchliche Gesetzgebung Preußens sich verbreitete. Andere hierher gehörige Aufsätze finden sich in Hartmann's Zeitschrift für Gesetzgebung und Praxis auf dem Gebiete des Deutschen öffentlichen Rechtes, Bd. I und II, 1875 und 1876, und im 4. Supplementband von Holtzendorff's Handbuch des deutschen Strafrechts, Berlin 1874. Die Schrift über die Orden und Congregationen der katholischen Kirche in Preußen (vgl. auch Preußische Jahrbücher XXXIV, 1874, S. 117 ff.) wurde durch Decret vom 11. Decbr. 1874 von der römischen Indexcongregation verurtheilt und kam auf den Index (vgl. neueste revidirte Ausgabe von 1900, S. 156), was H. nicht ohne sichtliches Vergnügen in den Vorlesungen gleich dem Umstand festzustellen pflegte, daß sein Hauptwerk von ängstlichen katholischen Autoren nur mit einem Sternchen aufgeführt werde, und daß ihn dies doch nicht davor schütze, gerade von dieser Seite weidlich geplündert zu werden, ein Loos, das allerdings — übrigens zu seinem Ruhme — wol wenigen Schriftstellern in so reichlichem Maße wie ihm beschieden war. Gleich 1874 hatte er auch einen Commentar zum preußischen Personenstandsgesetz vom 9. März dieses Jahres herausgegeben, dem er dann 1875 einen ebensolchen zum entsprechenden Reichsgesetz vom 6. Februar 1875 folgen ließ; schon 1876 erlebte dieser eine zweite, 1890 eine dritte Auflage. Den Grundstock des preußischen Kirchenrechtes bildeten aber damals noch in weit höherem Maße als heute die Bestimmungen von Theil II, Titel 11 des preußischen Allgemeinen Landrechts. Es war darum für die Abrundung von Hinschius' eigenen particular-kirchenrechtlichen Ar-

beiten wie für die Wissenschaft gleich bedeutsam, daß er 1874 ff. in die Re der Nachfolger Koch's für die Commentirung dieses wichtigen Gesetzbuches trat. Die Frucht davon war schließlich „Das Preußische Kirchenrecht im biete des Allgemeinen Landrechts", Abdruck aus der 8. Auflage von Ko Commentar, Berlin 1884, ein Werk, das sich durch praktische Brauchbar und vortreffliche Einarbeitung der zahlreichen neueren Gesetze auszeichn- wozu allerdings auch Niemand so berufen war wie H., der Urheber ei Theils von ihnen. Während manche, zumal neuere Commentare die Ar sich leicht machend und die eigenthümliche Aufgabe dieser juristischen Litterat gattung verkennend, mit bloßen Umschreibungen des Gesetzestextes sich begnüg verstand H. es ausgezeichnet, die an den einzelnen Paragraphen sich anknüpf den praktischen Möglichkeiten und Fragen zu erörtern, und erwies er sich so Meister auch in einer litterarischen Behandlungsweise, die sonst dem Theo- tiker eher fernliegt.

Schon der Umstand, daß die zahlreichen staatlichen Gesetze, mit denen sich beschäftigte, auf die evangelische Kirche sich mit bezogen, brachte es sich, daß H. auch auf das evangelische Kirchenrecht seine Studien mit erstre In der von ihm stets in erstaunlichem Umfang betriebenen Lectüre, wel die Litteratur auch derjenigen kirchenrechtlichen Gebiete, auf denen er ni oder noch nicht thätig war, ja darüber hinaus die wichtigsten Erscheinung des außerkirchenrechtlichen juristischen Schriftwesens bewältigte, hat er d evangelische Kirchenrecht aufs aufmerksamste verfolgt. Monographische Arbeit darüber veröffentlichte er allerdings nur wenige; ich nenne z. B. die Beiträ zur Geschichte des Desertionsprocesses nach evangelischem Kirchenrecht in d Zeitschrift für Kirchenrecht II, 1862, S. 1 ff., die Schrift über die Evang lische Landeskirche in Preußen und die Einverleibung der neuen Provinze Berlin 1867, in welchem Jahre auch anonyme Aufsätze aus seiner Feder üb den Einfluß der neuen Gebietserwerbungen auf die Union und die lutheris Kirche in der Neuen Evangelischen Kirchenzeitung erschienen, endlich sein Beitrag über die Juristische Persönlichkeit der Synodalcassen in der evang lischen Landeskirche der älteren preußischen Provinzen in den Juristischen Ab handlungen der Berliner Facultät für Beseler, 1885, S. 31 ff. Daß er da neben seinen anderen Arbeiten noch die Zeit und die innere Sammlung fan war fast ebenso erstaunlich, wie daß er zahlreiche Artikel für die 2. un 3. Auflage der Realencyklopädie für protestantische Theologie und Kirche vo Herzog (Hauck), für v. Holtzendorff's Rechtslexikon, für Ersch und Gruber' Allgemeine Encyklopädie der Wissenschaften, und namentlich für v. Stengel' Wörterbuch des deutschen Verwaltungsrechts, sowie nicht wenige Besprechunge für die Zeitschrift für Kirchenrecht, für Rechtsgeschichte, der Savigny-Stiftun für Rechtsgeschichte, für die Historische Zeitschrift und für mehrere Litteratur- blätter verfaßte, seiner Arbeiten über Civil-, speciell auch Urheberrecht und über Proceß- und Verwaltungsrecht, die z. Th. schon oben erwähn wurden, gar nicht zu gedenken. Man kann jedenfalls nicht behaupten, da H. nicht auch auf dem Gebiet des evangelischen Kirchenrechtes Großes zu leiste im Stande gewesen wäre, und daß sein Interesse und seine Begabung einseitig auf dem Gebiet des katholischen Rechtes gelegen haben. Seine Anfänge, die erwähnten Erinnerungen an Richter und einige andere Arbeiten weisen auf das Gegentheil hin, wenn auch zugegeben werden mag, daß für Naturen, die, wie H., zu kirchlichen Fragen lediglich in einem wissenschaftlichen, juristisch- historischen Verhältniß stehen, große Theile des auf geschlossener dogmatischer Grundlage ruhenden, juristisch fein durchgebildeten und auf eine Vergangenheit von bald 2000 Jahren zurückblickenden katholischen Kirchenrechts ein besseres

Feld der Thätigkeit geben als manche Materien des evangelischen Rechts, das, wie alles Evangelische, wenigstens in seinen Hauptgegenständen innere, religiöse Stellung- und Antheilnahme erfordert. Jedoch die großen kirchenrechtlichen Schlachten werden doch auf dem Gebiet des katholischen Rechtes geschlagen und auf demjenigen des Staatskirchenrechtes, soweit es sich auf die katholische Kirche bezieht. Und so ist es auch wissenschaftlich nicht sowohl zu bedauern als dankbar hinzunehmen, daß H., als er es unternahm, ein großangelegtes Kirchenrecht der Katholiken und Protestanten zu schreiben, und es sich herausstellte, daß die Arbeit eines Mannes selbst von seiner selten erreichten, kaum jemals übertroffenen Arbeitskraft nicht im Stande sei, die Riesenaufgabe zu bewältigen, seine rastlose Thätigkeit bis zu seinem vielleicht gerade infolge solcher Arbeit verfrühten Ende so energisch fortsetzte, daß wenigstens ein stattlicher Theil des wichtigen katholischen Rechtes von Grund aus neu aufgeführt wurde.

Richter hatte Weihnachten 1863, nicht lange vor seinem Hinscheiden, die Absicht geäußert, im Verein mit H., der dann 1865 aus dem Nachlaß des verstorbenen Lehrers wenigstens Beiträge zum preußischen Kirchenrecht herausgab, sein Lehrbuch gründlich umzugestalten und war mit ihm bereits ans Werk gegangen. Der Umstand, daß es aus Gründen, die nicht im Mangel an Bereitwilligkeit auf Seiten von H. lagen, doch nicht zu einer von diesem bearbeiteten Neuauflage kam, dürfte der Anlaß gewesen sein, dem wir das großartigste und bedeutendste kirchenrechtliche Werk des 19. Jahrhunderts verdanken.

Das Kirchenrecht der Katholiken und Protestanten in Deutschland, d. h. fünfeinhalb Bände System des katholischen Kirchenrechts mit besonderer Rücksicht auf Deutschland, erschien in Berlin, Bd. I 1869, Bd. II 1878, Bd. III 1883, Bd. IV 1888, Bd. V, Abth. 1 1893, Bd. V Abth. 2 1895, Bd. VI Abth. 1 1897; es umfaßt nach der Zählung von Seckel 4600 Seiten großen Formats und engen, durch einen gewaltigen Anmerkungsapparat noch reichhaltiger gemachten Drucks.

Von Richter's ungleich kleiner angelegtem Werk, das eben nur ein Lehrbuch sein wollte, unterscheidet es sich auf den ersten Blick dadurch, daß es auch nicht ein Theilstück von Rechtsgeschichte vorausschickt, vielmehr den ganzen Stoff auf ein System bringt, und daß es das katholische und das evangelische Recht nicht nach Instituten durcheinandergewürfelt, sondern getrennt darstellen will. Letzteres bedeutete wissenschaftlich entschieden einen Fortschritt, wenn auch vielleicht für den Lehrvortrag die althergebrachte Gegenüberstellung der entsprechenden Materien manches für sich hat. Es hätte sogar bei so breiter Darstellung ruhig noch weiter gegangen und das Staatskirchenrecht als dritter Bestandtheil ausgeschieden werden können und sollen. Daß dies nicht geschah, daß vielmehr bei jedem Gegenstand anhangsweise das staatliche Recht, welches je nachdem das kirchliche freigibt, beschränken oder nicht zur Geltung kommen lassen will, mit dargestellt wurde, muß freilich jetzt, nachdem der Verfasser über der Arbeit gestorben ist, als ein wahres Glück bezeichnet werden; so sind wenigstens die in Angriff genommenen Stoffe nach jeder Richtung hin behandelt. Sehen wir von einem Einleitungsbande ab, der die Grundbegriffe und das Verhältniß von Staat und Kirche im allgemeinen erörtern, sowie eine Uebersicht über die Geschichte der Verfassungsentwicklung und einen Abriß der Quellen- und Literaturgeschichte geben sollte, den aber H. schon im Vorwort zum ersten Bande nur in entfernte Aussicht zu stellen wagte, so sollte zunächst das katholische Kirchenrecht in den zwei Haupttheilen: „Die Hierarchie und die Leitung

der Kirche durch dieselbe" sowie „Die Rechte und Pflichten der Kirchenglieder"
gewandelt werden. Bis zum zweiten Haupttheil ist H. gar nicht gelangt; beson
daß er das katholische Ordensrecht nicht im Stile dieses Werkes bearbeitet
wird sich noch auf lange hinaus unangenehm fühlbar machen. Vom er
Haupttheil fehlen bloß zwei Capitel. Für das allerdings sehr wichtige ki
liche Vermögensrecht sind viele Vorarbeiten Anderer da, auch ist dessen
handlung in mehreren, innerlich zusammenhängenden Monographien von ei
Schüler von H. in Angriff genommen. Das nächste, das H. zu bearbe
gehabt hätte, wäre die Verwaltung der Gerichtsbarkeit in streitigen kirchli
Angelegenheiten gewesen; gerade dabei ist es besonders zu bedauern, daß
der zugleich ein gewiegter Processualist war, die Feder aus der Hand l
mußte. Auch sonst ergaben sich im Verlauf der Arbeit gewisse Abweichun
von dem hergebrachten System, namentlich im vierten Band, mit dem
Darstellung des kirchlichen Verwaltungsrechtes anhebt, wo die Lehren von
heiligen Sachen und vom Asylrecht, die sonst beim kirchlichen Vermögens
zur Darstellung gelangen, Unterkunft in dem die Verwaltung des
schildernden Capitel fanden.

Damit soll übrigens keineswegs behauptet werden, daß in der Systen
das Hauptverdienst von Hinschius' Werk zu finden sei. Hierin war
mehr schon Eichhorn der Bahnbrecher, demgegenüber die Spätern und so
H. nur als Besserer erscheinen. Ja in einer Hinsicht wirkte die rastlose
reihung allen Stoffes auf ein System sogar eher nachtheilig, nämlich bei
geschichtlichen Partien.

Schon das Vorwort hatte eingehende dogmengeschichtliche Einleitungen
heißen. Der erste Band brachte sie noch in verhältnißmäßig bescheidenem
fang. Dann aber traten sie mehr und mehr in den Vordergrund. Nicht
ob darüber die Dogmatik vernachlässigt worden wäre. Vielmehr mündet
Geschichte jedes einzelnen Instituts in eine erschöpfende Behandlung des gel
den Rechtes aus, das dadurch, daß es als Abschluß und Krone der Entwickl
erscheint, erst recht verständlich wird. H. hat aber auch nicht die Gesch
zur Magd der Dogmatik herabgewürdigt, wie es so Manche thun, die ein
historische Material für ihre dogmatischen Zwecke zurechtstutzen und vergewalti
um sich dann gewöhnlich noch recht viel auf ihre im besten Fall von M
verständnissen freie rechtsgeschichtliche Arbeit einzubilden. Im Gegensatz hie
war H. ein echter und rechter Rechtshistoriker, der die Vergangenheit
Rechtes zwar als Theil des Werdegangs auffaßte, aus dem die Gegenw
entsteht und die Zukunft hervorgehen soll, der sie aber um ihrer selbst wi
studirte und aus ihr selbst heraus verstehen lernen wollte. Daher auch der
waltige Umfang, den manche historische Abschnitte seines Werkes annahm
Man vergleiche etwa die meisterhafte Geschichte der Bischofswahlen im zwei
Band, die auf lange hinaus grundlegende der Synoden und des kirchlic
Gesetzgebungsrechtes im dritten, und dann vor allem die im vierten anhebe
und bis in den sechsten hinein sich erstreckende historische Entwicklung des ki
lichen Strafrechts und Strafverfahrens; letztere leistet, selbst über die A
forderungen hinaus, die an eine Monographie zu stellen wären, in der
schöpfenden Benutzung des gesammten Materials so Erstaunliches, daß mit d
von H. Gebotenen mit Leichtigkeit mehrere umfassende und wirkungsvolle Ein
arbeiten geschrieben werden könnten. Aber freilich näherte sich auf solcher W
das Werk stark einer Summe von Monographien an: nur ein solche Ma
bezwingender Geist wie H. vermochte ihm nicht nur äußerlich sondern auch
Innern die Einheit und zwar bis in die kleinsten Einzelheiten zu wahr
während es dem Leser und Benutzer, zumal in Ermanglung eines ausführlic

Registers, erst bei langjähriger Vertrautheit mit dem Werk möglich wird, jeden Gegenstand nach all den Richtungen, nach denen er — jeweilen am passenden Platze — im Text oder in den zahllosen, umfangreichen Anmerkungen behandelt ist, durch das Riesenwerk hin zu verfolgen. Und der große Ueberblick über das Werden des kirchlichen Rechtes im Ganzen sowie der Einblick in das Zusammenfallen und Zusammenwirken der verschiedenen historischen Einschläge ging bei dieser systematischen Verzettelung des geschichtlichen Stoffes verloren. Zwar H. selbst übersah bei der Bearbeitung des einzelnen Gegenstandes kaum einen Zusammenhang; vielleicht hätte auch der Einleitungsband in etwa ihm und dem Leser die vermißte Zusammenfassung vermittelt. Aber in seiner ganzen überwältigenden Größe scheint H. der stolze Werdegang des kirchlichen Rechtes doch nicht vor die Augen getreten zu sein, sonst hätte er uns bei irgend einer Gelegenheit wenigstens einen Act dieses historischen Dramas sondergleichen in machtvollem Zusammenspiel schauen lassen. Die aufbauende Phantasie und der große Stil des Geschichtsschreibers, der in seinem Geiste stufenweis die Vergangenheit zu neuem Leben wieder erstehen läßt und die Triebkräfte ihres Werdens mit einer die Einsicht des Zeitgenossen in den Schatten stellenden Klarheit erschaut, um sie dann mit so starken Farben seinen Lesern vorzuführen, daß auch sie mit ihren stumpferen Augen sie wahrzunehmen vermögen, das war weniger die Gabe von H., der mehr als Geschichtsforscher sich auszeichnete. Man erkennt dies, wenn man die erwähnte allgemeine Darstellung des Verhältnisses von Staat und Kirche und zwei zusammenfassende Bearbeitungen des Kirchenrechts vergleicht, die er, die eine für die fünf ersten Auflagen von Franz v. Holtzendorff's Encyklopädie der Rechtswissenschaft, die andere für Birkmeyers ähnliches Unternehmen schrieb. An letzterem Ort hat er auf die Behandlung der kirchlichen Rechtsgeschichte so gut wie ganz verzichtet, bei Holtzendorff gab er davon kaum einen kurzen Abriß, und auch die geschichtlichen Theile des an erster Stelle genannten Werkes fielen ihm so aus, daß kaum Jemand den alle Andern überragenden Erforscher und Wiederbeleber der dort behandelten Dinge als Verfasser vermuthet hätte. Muster von Präcision und von meisterhafter Beherrschung des Gegenstandes sind freilich alle diese in größter Kürze wunderbar vollständigen Zusammenfassungen; aber der Reichthum der Beobachtung, der im Hauptwerk förmlich überquillt, ist mehr, als es die abgekürzte Behandlung mit sich bringen mußte, versiegt, und der Ton ist, statt kräftiger zu werden, fast völlig verblaßt. Nur darum durfte es schon bald nach des Meisters Tode ein Schüler wagen, an dem einen der genannten Orte des Lehrers Arbeit durch eine neue zu ersetzen. Die Pietät gegen den Verstorbenen forderte recht eigentlich zu diesem Unternehmen heraus, ließ sich dabei doch hoffen, daß es trotz im übrigen ungleich schwächerer Kräfte doch gelingen werde, gerade das historische Lebenswerk von H. für diejenigen wirkungsvoller als bisher herauszuarbeiten, die nicht gleich dem Verfasser täglich in die unergründlichen Schächte des „Kirchenrechts der Katholiken und Protestanten" zu gewinnreicher Arbeit einzufahren im Stande sind.

Denn darin liegt das Gigantische dieses Buches, und deshalb bildet es seit Jahrzehnten die Grundlage fast aller katholischrechtlichen Forschung, ja wird es wohl noch auf Menschenalter hinaus bilden, daß es den Stoff trotz dessen
dender Fülle auf Grund eigener, man kann wohl sagen, sachlich erschöpfen-
enntniß der Quellen nach allen Seiten hin gemäß den Regeln juristischer
historischer Methode gleichmäßig gründlich behandelt. Dadurch ist es zu
unbestritten führenden Werke geworden. Was Richter blos skizzenhaft an-
n konnte, hat H. fertig ausgebaut. Die Vollständigkeit, die Andere in

schwerem Ringen nur für kleine Theile erzielen können, hat er, so weit er g
kommen ist, fast mit Leichtigkeit für das Ganze erreicht.

Er hatte es nicht zum voraus durchgearbeitet, weshalb er auch für di
noch nicht bearbeiteten Theile nichts als einige Litteraturnotizen hinterlie
Nachdem er sich an monographischer Arbeit erprobt und anläßlich der Heraus
gabe Pseudo-Isidor's einen großen Theil der Quellen kennen gelernt hatt
machte er sich kühn sofort an die Ausarbeitung des Einzelnen. Nur eine
knappen Gesammtplan entwarf er, den er, eben in Holtzendorff's Encyklopädi
vorläufig mit dem, was ihm an Wissen zur Zeit zu Gebote stand, und wi
es ihm sich bot, gewissermaßen als Programm veröffentlichte, um dieses dan
Schritt für Schritt abzuarbeiten und an Stelle des ersten Entwurfs die fertig
Ausführung zu setzen. Wie genau ihm aber im Kopf das Weitere bis i
alles Beiwerk hinein vorschwebte, zeigen die zahlreichen Verweise nach unte
die er zuversichtlich anbrachte und zum Theil auch eingelöst hat. Im übrige
arbeitete er so, daß er für jeden größeren Abschnitt die Quellen, namentli
auch die Concilien, diese an Hand von Mansi, von den Zeiten des Urchristen
thums an bis herab auf die neuesten Entscheidungen der römischen Congr
gationen und die Erlasse der deutschen Bischöfe und Staatsregierungen hinte
einander durchlief, dann den Abschnitt disponirte, hierauf den Quellen- un
Anmerkungsapparat zubereitete und zuletzt den Text dazu schrieb. Letzter
ging meist im Fluge. Mit Entwürfen und Umarbeitungen durfte er sich nic
aufhalten. Daß dabei kleine Unebenheiten mit unterliefen und die Sätze bi
weilen etwas schwerfällig wurden, ist weniger verwunderlich, als daß er tro
dem stets den treffendsten und klarsten Ausdruck fand. Zweifel darüb
was gemeint ist, hat man bei ihm nie. Aber auch die Materialbeschaffu
und -bearbeitung ging ihm mit fast unheimlicher Behendigkeit von statten. N
dadurch, sowie durch seine fabelhafte Ausdauer und seine einzig dastehen
stets wachsende Fähigkeit, sich auf dies eine große Werk zu concentriren, erklä
es sich, daß er das Buch in diesem Maßstab überhaupt so weit brachte. Er hi
Colleg, wohnte Sitzungen bei, ließ sich von Studirenden und Andern mit d
verschiedenartigsten Dingen behelligen, trieb Lectüre, ja er machte zwischen hindu
Gutachten oder andere, die Anspannung aller Kräfte erfordernde Arbeit, u
dann wieder zu seinem Kirchenrecht zurückzukehren, und da, wo er aufgehö
sofort, sammelnd oder producirend, mit vollem Erfolg von neuem einzusetz

Erholung gönnte er sich kaum. Besonders nach Naturgenuß hatte
darin ein echtes Kind der Großstadt, nur ein beschränktes Bedürfniß. Wen
Wochen weilte er im Sommer fern von Berlin, in den letzten Jahrzehnt
meist auf Sylt, wohin ihm aber oft genug Correcturbogen von einem Umfa
und in einer Zahl nachliefen, daß ihre Bewältigung, die ihm fast wie e
Erholung erschien, für Andere eine schwere Arbeit gewesen wäre. Daneb
spielte er dann vergnügt seinen Skat und rauchte mit noch mehr Behagen
sonst seine geliebte Cigarre.

H. war von durchdringendem Scharfsinn und besaß die Gabe eines rasch
und sicheren Urtheils. Auch verfügte er über ein selten starkes Gedächtn
Daraus und aus seiner Gewissenhaftigkeit selbst im Kleinsten erklärt sich
ungewöhnliche Zuverlässigkeit seiner Werke, in denen Versehen sogar geri
fügigster Art eine Seltenheit sind. Die todten, aber auch die lebenden Sprac
Europas, besonders das Italienische, waren ihm vollkommen geläufig In
Jurisprudenz, namentlich aber auch in der Geschichte und deren Hülfswiss
schaften, deren Kenntniß er sich wesentlich durch rastloses Selbststudium
worben hatte, war er gleichmäßig bewandert. Vor allem aber beherrschte
die juristische wie die historische Methode meisterhaft. Die nie versagen

scharfe juristische Durcharbeitung und sichere Construction ging Hand in Hand mit freier, die Quellen und ihre Thatsachen nie verkürzender oder vergewaltigender historischer Behandlung.

Das Zusammenwirken juristischer und historischer Denkweise, sowie der in Hinschius' Charakter wurzelnde Gerechtigkeitssinn ließen ihn als Forscher einen ungewöhnlich hohen Grad von Objectivität erreichen. Nie verleugnete er seinen Standpunkt auch nur im Geringsten. Aber in die dazu in schroffstem Gegensatz stehenden Voraussetzungen des katholischen Kirchenrechts lebte er sich für dessen wissenschaftliche Behandlung wie nur irgend Einer ein, und meisterlich verstand er es, daraus dann die rechtlichen Folgerungen zu ziehen. Man konnte ihm deßhalb nicht selten den Vorwurf machen hören, er arbeite dem Gegner geradezu in die Hände. Und in der That hat das Hinschius'sche Kirchenrecht an der das 19. Jahrhundert erfüllenden Wiederbelebung des katholischen Kirchenrechts in so fern einen nicht unerheblichen Antheil, als es manches Stück von dem dafür erforderlichen wissenschaftlichen Rüstzeug lieferte, wie z. B. ein Blick in eine neuste, von curialer, ja jesuitischer Seite ausgehende Gesammtdarstellung lehrt. Jedoch ist dies gering anzuschlagen im Vergleich mit den Vortheilen, die eine von apologetischen und dogmatisch-moraltheologischen Trübungen befreite, wahrhaft juristische Erkenntniß des katholischen Rechtes zeitigt. Erst sie macht die erfolgreiche Abwehr dessen möglich, was daran mit dem modernen Staatsleben sich nicht verträgt und dem gleichberechtigten Dasein andersgläubiger Einzelwesen und Kirchen im Wege steht. Erst sie lehrt aber auch den Nichtkatholiken, die abweichende Ueberzeugung und die ihm fremden Einrichtungen seiner katholischen Mitbürger, soweit es ohne Selbstaufgabe geschehen kann, so hinzunehmen, daß ein ehrlicher modus vivendi sich anzubahnen vermag. Und jedenfalls bedeutet die objective Forschung von H. und ihr Erfolg einen Triumph für die Wissenschaft, die frei und ohne andere als in ihr selbst und in dem menschlichen Verstand liegende Schranken der Wahrheit zustrebt, unbekümmert darum, welcher religiösen oder politischen Richtung, welcher Tages- oder Zeitströmung ihre Ergebnisse zu gut kommen.

Nur bei sehr ausgedehntem wissenschaftlichem Gesichtskreis und entsprechend allseitiger wissenschaftlicher Ausrüstung lassen sich im Kirchenrecht größere Erfolge erzielen; gerade deßhalb sind der Arbeiter auf diesem Gebiet von alters her immer so wenige gewesen. Dafür hat dann aber auch die kirchenrechtliche Forschung eine Tragweite wie nicht leicht andere rechtswissenschaftliche Arbeit. Ueber die Grenzen der Jurisprudenz hinaus gewinnen ihre Ergebnisse für die allgemeine Geschichte und deren Theildisciplinen wie für die Kirchengeschichte und die angrenzenden theologischen Fächer weitgehende Bedeutung. Für sie alle hat deshalb auch H. mitgearbeitet. Ein Blick in die Fachlitteratur, besonders in die kirchengeschichtliche, lehrt, welche Fülle von Anregung nach allen Seiten hin von dem Hinschius'schen Kirchenrecht ausgegangen ist. Zu ernsthaften Besprechungen seiner einzelnen Bände ist nicht einmal der Versuch gemacht worden; eine kritische Auseinandersetzung mit ihm hätte ja selbst auch wieder Bände erfordert. Aber besser als das Lob der Recensenten es gekonnt hätte, verkündet die Thatsache den Ruhm des Buches, daß es der Erörterung der von ihm behandelten Fragen auch in der nichtjuristischen Litteratur überall zu Grunde liegt. Darum war auch Hinschius' Name in der gelehrten Welt Deutschlands und des Auslandes so bekannt wie nur wenig andere. Darum wurde H., wenn ihn auch der eine oder andere zeitgenössische Jurist an Geist, schöpferischer Kraft und glänzender Darstellungsgabe überragte, von keinem an Breite und Tiefe des gemeinwissenschaftlichen Einflusses

übertroffen, der noch dazu nach den bisherigen Erfahrungen ungewöhnlich nachhaltig zu werden verspricht.

Den großen Gelehrten suchten als Lehrer von Nah und Fern alle diejenigen auf, die ihren Studien mit Bedacht die Richtung auf das Kirchenrecht hin gaben. Aber auch sonst wurde H., zumal in Berlin, viel und gern gehört. Seine Vorlesungen standen freilich, besonders was ihre Form betraf, nicht ganz auf der Höhe seiner litterarischen Leistungen. Von seinem Heft machte er sich fast nur für die scharfen und oft mit beißendem Sarkasmus gewürzten Auseinandersetzungen los, die er in seinem naturgemäß weit subjectiver als das Buch gehaltenen Colleg mit den von ihm befehdeten kirchlichen und kirchenpolitischen Ansichten anstellte, oder wenn er von seinen stets mit Beifall aufgenommenen Witzen und Anecdoten etwas zum Besten gab. Sonst dictirte er rasch und viel, wodurch er seinen Vortrag des überwältigenden Eindrucks beraubte, den die in Gegenwart des Hörers erfolgende schöpferische Reproduction auch des wohl vorbereiteten Gedankens unfehlbar macht. Freilich auch sein College Goldschmidt befolgte die Dictirmethode, und doch gab es keine Vorlesung, die mehr den Eindruck frischer Unmittelbarkeit hinterließ. Aber Goldschmidt verstand es auch, mit seinem in fortwährendem Fluß befindlichen Dictat den jugendlichen Hörern das erhebende Bewußtsein beizubringen, daß vor dem Forum seines Collegs stets die neuesten Fragen des Handels- und Civilrechts durch die berufenste Autorität feierlich entschieden würden. Mit nicht weniger Grund hätte H. es mit dem Kirchenrecht ebenso halten können. Doch er war, vielleicht weil er von dem kirchenrechtlichen Interesse der studentischen Masse auf Grund langer Erfahrung nicht eben sehr hoch dachte, nicht der Mann, der das, was ihn gerade wissenschaftlich beschäftigte, womöglich noch in voller Gährung aufs Katheder brachte. Lieber vermittelte er ohne Sang und Klang dem Hörer eine schlichte und schmucklose, aber vollständige und präcise Darstellung seiner Disciplin, die wol nur den Fehler hatte, daß sie etwas abstract und zu sehr dem Bedürfniß des Durchschnittsstudenten angepaßt war. Auch im Seminar, in dem er sich naturgemäß freier und ursprünglicher gab, mußte er viel Zeit darauf verwenden, dem Theilnehmer „die nothwendigsten Fundamentalkenntnisse beizubringen"; es gereichte der Studentenschaft zum Lob und zeugte beredt von der unbedingten Hochachtung, die H. als Lehrer genoß, daß sich stets zahlreiche Theilnehmer zu seinen kanonistischen Uebungen drängten, obschon der aller docentischen Popularitätshascherei durchaus abholde Mann die strengsten Anforderungen stellte und vorhandene Blößen schonungslos aufdeckte. In diesen Uebungen gewährte H. auch von Zeit zu Zeit dem Studierenden einen Einblick in seine wissenschaftliche Werkstatt und brachte er mitunter schwierigere Fragen zur Behandlung, an die sich nur Vorgerücktere wagen durften. Schule hat er freilich nur in bescheidenem Maaße gemacht. Das lag jedoch zum guten Theil an den Verhältnissen. H. selbst hat in seiner Berliner Rectoratsrede bitter über „die noch heute zum Theil in Preußen herrschend gebliebene Anschauung" geklagt, der zu Folge „das wissenschaftliche Studium des Rechts für den jungen Juristen unfruchtbar und unpraktisch sei, und er das, was er in der juristischen Praxis brauche, überhaupt erst in dieser erlerne und auch dort erlernen könne". Und in der That ist, während der praktischen Vorbereitung eine Zeit gewidmet wird, die in keinem Verhältniß zu dem steht, was darin gelernt werden soll, geschweige denn wird, das akademische Studium in Preußen immer noch auf 6 Semester bemessen. Das mochte genügen zu einer Zeit wie der, da H. studierte, wo das Rechtsstudium noch im wesentlichen Pandektenstudium war, und erst schüchtern auch andere Fächer Anspruch auf das Interesse und das Studium des angehenden Juristen erhoben. Heutzutage reicht es

kaum dazu aus, dem Durchschnitt, und was über ihm steht, mit vieler Noth einen encyklopädischen Ueberblick über die Rechtswissenschaften zu vermitteln. Die Folge ist, daß die wissenschaftliche Bildung in weiten Kreisen unseres Juristenstandes nicht den Fortschritten der Wissenschaft und den Anforderungen des Lebens entsprechend zunimmt, und daß namentlich die Auslese für den akademischen Beruf nicht nach inneren Gründen, sondern nach Zufall sich vollzieht. Denn ein wirkliches Verhältniß zur Rechtswissenschaft gewinnt nur der, der wenigstens in einen Zweig derselben in längerem Studium sich zu vertiefen und womöglich — und wäre es auch nur in bescheidenen Grenzen — selbstthätig an ihrer Förderung mitzuarbeiten vermag. Dazu kommt es jedoch heute fast nur noch in den seltenen Fällen, wo bei den Studirenden und den Eltern die weise Einsicht zusammentrifft, daß eine gründlichere wissenschaftliche Vorbildung mehr werth sei als das höhere Dienstalter von einem oder zwei Jahren, und wo auch die Mittel da sind, diese Einsicht zu bethätigen. Im übrigen spielt ein noch größerer Zufall, die praktische Verwendung am Universitätsort, starke persönliche Eindrücke u. s. w. mit. Auch H. hat unter diesen Verhältnissen sehr gelitten, obschon ja gerade der Kirchenrechtslehrer in der besonders glücklichen Lage ist, von den noch nicht mit solcher Hast studirenden angehenden Theologen und Historikern Zuzug zu erhalten. Zum Theil lag der beschränkte Schulerfolg von H. freilich auch an seiner Persönlichkeit und seinem Wesen. Die Initative ergriff er nicht, Schülern nach-, und auf sie einzugehen lag ihm eigentlich ferne. Er war im wesentlichen durch sich selbst geworden, was er war, und liebte die Leute, die gerade so sicher und selbständig ihren Weg machten. Jedenfalls aber ließ er alles erst an sich herankommen. Dann freilich nahm er sich dessen, von dem er den Eindruck eines ernsten Strebens erhielt, mit größter Bereitwilligkeit und lebhaftestem Interesse an und ging ihm mit Rath und That an die Hand. Dann ließ er es auch an Aufmunterung und an warmer Anerkennung nicht fehlen, die um so höher geschätzt wurden, als man wußte, daß sie aus dem Munde des berufensten, aber auch unbestechlichsten und unerbittlichsten Beurtheilers kamen. Durch solche wissenschaftliche Mitarbeit konnte man sogar, was sonst nicht eben leicht war, dem Menschen Hinschius nahe kommen und zu ihm in ein inneres Verhältniß treten, das er seinerseits mit wahrer Herzlichkeit und rührender Treue erwiderte.

Denn zu den Personen, die alsbald jedermann gewinnen, gehörte H. an sich nicht. Im Gegentheil seine eher rauhe und ausfällige, aber jedenfalls gerade und rückhaltlose Berliner Art hielt, zumal von den feineren Naturen, manche von ihm fern. Und doch war er ein trefflicher Charakter von unbedingter Zuverlässigkeit und wohnten Güte und Wohlwollen in seinem Herzen, dessen Regungen er nur fast ängstlich vor der Außenwelt verbarg. Auch zeichnete er sich durch sittlichen Ernst und durch starken, in langjähriger, glücklicher Ehe bethätigten Familiensinn aus. Dem Körperbau nach war er eher klein, aber mittelkräftig: an seiner Erscheinung fiel namentlich sein lebhaftes, kluges und alles durchdringendes Auge auf.

Am 13. December 1898 entschlief Paul H. nach längerem, schwerem aber mit Stärke und Fassung ertragenen Leiden. Schon jetzt darf auf Grund des oben über sein Hauptwerk und dessen Erfolg Beigebrachten geurteilt werden, daß durch ihn die Kirchenrechtswissenschaft des 19. Jahrhunderts ihren Höhepunkt erreichte, und daß mit ihm einer von jenen Männern aus dem Leben schied, denen es zu danken ist, wenn mit dem militärisch-politischen Aufschwung Preußens und Deutschlands in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts ein nicht weniger achtunggebietender wissenschaftlicher Hand in Hand ging.

Emil Seckel, Art. Hinschius in der Realencyklopädie für protestantisch Theologie und Kirche von Herzog-Hauck. 3. Aufl., VIII, 1900, S. 90—9 wo auch ein vollständiges Schriftenverzeichniß und eine Aufzählung d unter andern von Friedberg, Ruffini, Seckel und Stutz herrührende Nekrologe zu finden ist. Dazu seither noch Teichmann im Biographische Jahrbuch und Nekrolog für 1898, herausgegeben von Bettelheim, III, 190 S. 51—53 und Stutz, Die kirchliche Rechtsgeschichte, 1905, S. 7—13.

Ulrich Stutz.

Hipler: Franz H., ein hervorragender, selten fruchtbarer und erfolgreich Historiker Altpreußens, zumal des Ermlandes, geboren zu Allenstein in O preußen am 17. Februar 1836, † als ermländischer Domherr zu Frauenbu am 17. December 1898. Einer wohlhabenden, aber streng kirchlicher Richtu zugeneigten Familie entsprossen, faßte er, dem Beispiele von fünf Schwester folgend, schon als Knabe den Entschluß, sich dem geistlichen Stande zu widme Mit ausgezeichneten Geistesgaben ausgestattet und von einem eisernen, v früh ab auf feste Ziele gerichteten Fleiß getrieben, konnte er die Vorbereitu auf dem Gymnasium (zu Braunsberg) schon in der Mitte des 18. Lebensjah abschließen. Bei seinen Universitätsstudien, deren erstes Triennium er Breslau und auf den Lyceen in Münster und in Braunsberg abmachte, schränkte er sich durchaus nicht auf sein Lebensfach und was diesem zunächst l sondern betrieb in ganz erstaunlicher Weise, überall den bedeutendsten und gelehrtesten Lehrern aufs engste sich anschließend, vorzugsweise philosophis (alt- und auch neu-) philologische und vor allem historische Studien. N Ablegung des theologischen Examens erhielt er im August 1857 zu Frau burg die niederen Weihen und genau ein Jahr später vom Bischof die Priest weihe. Nachdem H. sodann gemäß einer bischöflichen Anordnung eine ku Zeit priesterlicher Thätigkeit obgelegen hatte, ging er im Mai 1859 noch ein nach Münster und zu Ostern 1860 nach München, wo die für seine damalig Zwecke überreiche Hofbibliothek seine Thätigkeit ganz besonders in Anspru nahm; hier wurde er auch im Januar 1861 zum Doctor der Theologie prom virt. Nach zweijähriger Abwesenheit heimgekehrt, war er noch, bevor er en lich eine feste Stellung in Braunsberg erhielt, zwei Jahre als Caplan b schäftigt, davon die allermeiste Zeit in Königsberg, wo er wieder die Biblioth und ganz besonders das Staatsarchiv in seiner freien Zeit für seine besonder Zwecke ausbeutete. Im August 1863 wurde H. mit der Leitung des bischö lichen Knabenconvicts in Braunsberg betraut, aber schon im folgenden Früh jahr als Subregens des dortigen Priesterseminars angestellt, wodurch au seine akademische Lehrthätigkeit am Lyceum Hosianum, an dessen theologische Facultät er sich inzwischen als Privatdocent habilitirt hatte, vielfach wiede unterbrochen wurde. Kaum war H. zu Ostern 1870 endlich Regens de Seminars und zugleich Professor der Moraltheologie am Lyceum geworde als die großen Ereignisse der Zeit ihm dauernde Unterbrechungen auflegte Zunächst begleitete er seinen Bischof auf die vaticanische Kirchenversammlun wo er sich zuerst im Widerspruch und dann in der Unterwerfung ganz de deutschen Bischöfen anschloß, sodann wurde er nach Berlin berufen, um bei de französischen Gefangenen die Seelsorge auszuüben, und endlich bedrohte de „Kulturkampf" das Lyceum fast mit der völligen Auflösung. Der letzte groß Wandel in seinem Leben trat endlich für H. im Jahre 1886 ein, als der neu gewählte Bischof ihn in seine bisherige eigene Domherrnstelle nach Frauenburg berief, und in dieser verblieb H., nach den verschiedensten Richtungen hin amt lich thätig, bis zu seinem Lebensende. — Dieser einfache Rahmen des äußern Lebenslaufes umschließt ein farbenreiches, wechselvolles, wahrhaft glänzendes

Bild geistiger Thätigkeit und Arbeit. Hipler's sämmtliche schriftstellerischen Arbeiten, die schon mit der Studentenzeit beginnen und unter denen die kleineren wol nach Hunderten zählen, hier aufzureihen verbietet sich von selbst, ist doch z. B. der Inhalt des Pastoralblattes für die Diöcese Ermland, welches H. von 1869 ab bis unmittelbar vor seinem Tode herausgegeben hat, abgesehen von den amtlichen Mittheilungen fast ausschließlich seiner Feder entflossen — kleine Arbeiten aus allen Gebieten und aus allen Zeiten des Bisthums. Dabei erhielten auch andere Zeitschriften, vor allen die Zeitschrift für die Geschichte Ermlands, dann die Mittheilungen des ermländischen Kunstvereins, die Altpreußische Monatsschrift u. a., reiche Beiträge von H., die sich vom Preußenapostel Adalbert bis auf den Fürstbischof Joseph von Hohenzollern (Anfang des 19. Jahrh.) erstrecken. Von selbständigen, größeren Arbeiten Hipler's seien erwähnt: de b. Dorothea vidua inclusa, die bekannte Klausnerin Dorothea von Montau (in den Acta Bollandiana XIII), die geistlichen Gedichte des Johannes Dantiscus, das Spicilegium Copernicanum (der große ermländische Astronom hat H. immerfort beschäftigt), die gewaltige Arbeit der Briefsammlung des Cardinal-Bischofs Stanislaus Hosius, des Wiederherstellers des Katholicismus im Ermland, welche H. zusammen mit einem polnischen Gelehrten herauszugeben begonnen hat, ein Abriß der ermländischen Litteraturgeschichte; auch ein ermländisches Schriftsteller-Lexikon hat H. geplant und vorbereitet. In seiner frühesten Zeit hatte sich H., von seinen philosophischen, zumal neuplatonischen Forschungen ausgehend, insbesondere der an den Namen Dionysius anknüpfenden „areopagitischen“ Frage zugewendet, nachdem er aber seine fleißigen und tief eindringenden Untersuchungen mit seiner Doctorarbeit „Dionysius der Areopagite“ (1861), deren Hauptresultat der bisherigen Auffassung scharf widerspricht, zum Abschluß gebracht hatte, hat er dieses Problem zwar niemals ganz aus dem Auge verloren, es aber im wesentlichen nicht mehr berührt, seine ersten eigenen Ergebnisse hat er jedoch später in offenem Eingeständniß ihres Irrthums zurückgenommen. — Für die ermländische und die altpreußische Geschichte wird H. immerdar als eine der festesten Stützen bestehen bleiben und allseitig gern anerkannt werden.

Dittrich, Dr. Franz Hipler, Domcapitular in Frauenburg. Skizze eines Gelehrtenlebens (Zeitschrift für die Geschichte und Alterthumskunde Ermlands, XII 2, 1898, S. 383—427). K. Lohmeyer.

Hirsch: August (vor der Taufe Aron Simon) H., Arzt und Historiker der Medicin, geboren als Sohn eines Kaufmanns in Danzig am 4. October 1817, fand bereits als Knabe besonderen Gefallen an historischer und geographischer Lectüre, Reisebeschreibungen u. dgl. Anfangs vom Vater für den Kaufmannsstand bestimmt, trat er mit 15 Jahren in ein Berliner Handlungshaus als Lehrling ein, gewann jedoch gegen den kaufmännischen Beruf eine Abneigung und nahm infolgedessen nach dreijähriger, wenig erfolgreicher Thätigkeit den Schulbesuch auf dem Gymnasium in Elbing wieder auf, das er 1830 absolvirte, um dann Medicin in Leipzig und Berlin zu studiren. An letztgenannter Universität erlangte er mit einer umfangreichen, an litterarhistorischen Notizen außerordentlich reichhaltigen, seinem Gönner Wilhelm Baum, damals noch Oberarzt in Danzig, gewidmeten Inauguraldissertation „De laryngostasi exsudativa vulgo Croup vocata“ 1843 die Doctorwürde. Nach Beendigung seiner Studien und Prüfungen ließ sich H. zunächst als Arzt in Elbing nieder. Von hier aus beabsichtigte er anfangs in holländisch-indische, dann, nachdem ihm hiervon von privater ärztlicher Seite abgerathen war, in englisch-ostindische Dienste als Arzt zu treten. Auch dieser Plan zerschlug sich

jedoch, und H., der mittlerweile nach Danzig übergesiedelt war, setzte hier
schon früher für den erwähnten Plan zwecks wissenschaftlicher Vorbereitu
begonnenen Studien über historisch-geographische Pathologie fort. Als Erge
niß derselben erschien nach mehreren kleineren, in Virchow's Archiv und ander
Zeitschriften veröffentlichten Abhandlungen (über Malariafieber, typhöse Kra
heiten, Ruhr, indische Pest, Friesel, Madura-Fuß u. a.) das große „Handb
der historisch-geographischen Pathologie" (2 Bde., Erlangen 1859—64, 2. Au
3 Bde., Erlangen 1881—86), das dem Verfasser einen Weltruf begründ
und zugleich 1863 einen Ruf als ordentlicher Professor der Pathologie u
medicinischen Geschichte und Litteratur nach Berlin verschaffte, wo H. bis
seinem am 28. Januar 1894 erfolgten Ableben in segensreichster Weise a
Lehrer, Forscher und Schriftsteller wirkte, nachdem er nur in den letzten Lebe
monaten wegen Krankheit seine Thätigkeit hatte einstellen müssen. Hirsc
Hauptwerk ist das vorhin genannte Handbuch, das mit Recht Aufsehen erre
Es steht in seiner Art wegen der überwältigenden Fülle litterarhistoris
Notizen, die sich nach einer Zählung des Unterzeichneten auf gegen 15 000
laufen, wegen einer großen Reihe ätiologischer Aufschlüsse und vor allem
erste, systematische und vollständige Bearbeitung des Gegenstandes noch he
unübertroffen da und wird für immer seinen Werth behalten, obwol inzwisc
durch die von der Bacteriologie ausgegangene Umwälzung der Anschauun
manche darin niedergelegte Lehren als veraltet gelten müssen. Als ein Denk
deutschen Gelehrtenfleißes und in der Art, wie Verfasser es verstanden hat,
ein „vir ex libris doctus" ohne Experiment, ohne Section, ohne Mikros
ohne Laboratorium lediglich auf dem Wege gesunder Kritik und einer ratione
Empirie auf Grund statistischer und anderweitiger litterarischer Mittheilun
mit vielem Scharfsinn über einzelne Krankheiten sehr wichtige Aufschlüsse
gewinnen bezw. zu erhärten (z. B. über Malaria, Kindbettfieber, mening
cerebrospinalis epidemica) verdient das Werk die höchste Bewunderu
Weitere, nicht minder gediegene Arbeiten von H. zur Geschichte sind s
„Geschichte der Augenheilkunde" (Leipzig 1877 als Bd. VII von Gra
Saemisch, Handbuch der Augenheilkunde); „Geschichte der medicinischen Wis
schaften in Deutschland" (München und Leipzig, 1893, im Auftr. der his
Commission der Münchener Akad. d. Wissensch.), seine Habilitationsschrift ü
die Anatomie der Hippokratiker (Berlin 1864), seine Ausgabe von Heck
kleineren seuchengeschichtlichen Schriften (ebd. 1865), sein großes, zusammen
Gurlt herausgegebenes „Biographisches Lexikon hervorragender Aerzte a
Zeiten und Völker" (Wien und Leipzig 1884—88), seine schöne, zur Stiftun
feier der Kaiser-Wilhelm-Akademie für Militärmedicin am 2. August 18
gehaltene Rede über die historische Entwicklung der öffentlichen Gesundhe
pflege u. a. m. Auch um den letztgenannten Zweig hat sich H. in der v
bacteriellen Zeit wesentliche Verdienste erworben. Er bereiste 1865 im A
trage der Regierung die von Meningitis cerebrospinalis heimgesuchte Prov
Westpreußen und veröffentlichte über die Ergebnisse dieser Studien eine Mo
graphie (Berlin 1866), veranlaßte zusammen mit v. Pettenkofer die 1873
folgte Bildung der „Cholera-Commission für das deutsche Reich", bereiste
deren Mitglied die Provinzen Westpreußen und Posen, nahm 1874 als De
girter des deutschen Reichs an den Berathungen der internationalen Chole
Conferenz theil, ging 1879 im Auftrage der Reichsregierung zusammen m
Sommerbrodt und Küßner zu Studien über die im Gouvernement Astrac
herrschende Pest nach Rußland und veröffentlichte auch hierüber die betreffen
Berichte (Berlin 1880), wurde Begründer und hervorragendes Mitglied
1872 zu Berlin ins Leben getretenen „Deutschen Gesellschaft für öffentli

sundheitspflege", deren erster Vorsitzender er bis 1885 war und zu deren
Ehrenmitglied er 1886 ernannt wurde.

Vgl. Pagel, Deutsche Med. Wochenschr. 1893, Nr. 7 und ebenda 1894,
Nr. 5 sowie Deutsche Vierteljahrsschr. f. öffentl. Gesundheitspfl. 1894.

Pagel.

Hirsch: Samson Raphael H., geboren am 20. Juni 1808 zu Ham-
burg, † am 31. December 1888 in Frankfurt a. M., hervorragender Theologe,
Pädagoge und Kanzelredner. Ursprünglich für den Kaufmannsstand bestimmt,
verließ er diesen ihm nicht zusagenden Beruf schon nach einigen Jahren und
kam, nachdem er anfangs in seiner Vaterstadt bei den durch seine Kämpfe
gegen die Reform des Judenthums bekannten Chacham Bernays theologischen
Studien oblag, später nach Mannheim, woselbst er ein Schüler Jakob Ett-
linger's wurde, der daselbst Klausrabbiner war. Später bezog er die Uni-
versität in Bonn und stand dort in freundschaftlicher Beziehung zu dem gleich-
falls die dortige Universität besuchenden Abraham Geiger, dem späteren
hervorragenden Wortführer der Reform des Judenthums. Geiger und H.
gründeten in Bonn in Gemeinschaft mit anderen jungen jüdischen Theologen einen
Rednerverein, in welchem letzterer die erste Predigt hielt und waren sich beide
damals noch ihrer Gegensätzlichkeit in der Auffassung des Judenthums nicht
recht bewußt. 1830 wurde H. als Landrabbiner nach Oldenburg berufen,
woselbst der jüdische Geschichtschreiber Graetz unter seiner Leitung heranwuchs,
der später zu ihm eine gegnerische Stellung einnahm. 1841 trat H. die
Landrabbinerstelle in Emden an und folgte 1847 einem Rufe als Landrabbiner
von Mähren und Schlesien mit dem Sitze in Nicolsburg, woselbst er bis zum
Jahre 1851 verblieb, in welchem er die ihm angebotene Rabbinerstelle an der
neu gegründeten „Israelitischen Religionsgesellschaft" in Frankfurt a. M. an-
nahm und wo er bis zu seinem Lebensende mit unermüdlichem Eifer und mit
unbeugsamer Festigkeit seine hervorragenden Geisteskräfte in den Dienst des
orthodoxen Judenthums stellte, dessen bedeutendster Wortführer er gewesen.
Aufsehen erregten seine 1836 pseudonym erschienenen „Neunzehn Briefe". Er
trat in denselben gegen die fortschrittlichen Bestrebungen im Judenthum auf
und stellte in seinem 1837 erschienenen „Choreb" Versuche über Jissroels
Pflichten die historische Entwicklung nicht anerkennend, in sonderbarer Weise
die Uebung aller überkommenen religiösen Bräuche für alle Zeiten als Norm
des Judenthums auf und versuchte durch eine oft zu weit getriebene Symboli-
sirung und Allegorisirung den aus der Zeit entstandenen verschiedenen äußeren
Gestaltungen des Judenthums unbedingte, immerdauernde Geltung und An-
erkennung zu verschaffen, was ihm aber im allgemeinen nur wenig gelang,
weil seine dahingehenden Ausführungen, wenn auch geistvoll gehalten, den
Stempel des Unnatürlichen an sich tragend, vor dem Forum der Wissenschaft
nicht Stand halten konnten. 1855 gründete H. eine Monatsschrift zur Förderung
jüdischen Geistes und Lebens „Jeschurun" (1855—1869), in der neben seinen
geistvollen, nach Form und Inhalt gleich bedeutenden Predigten, auch seine
heftigen, vom Fanatismus nicht freien Ausfälle gegen die reformistischen
Richtungen Platz fanden, was besonders stark hervortrat in den gegen das
1854 ins Leben gerufene erste jüdische theologische Seminar in Breslau ge-
richteten Angriffen und gegen den, um das Judenthum und seine Wissenschaft
verdienten Leiter desselben, Dr. Zacharias Frankel. In Frankfurt a. M.,
wo H. in einer von der Hauptgemeinde getrennten orthodoxen Gemeinde
wirkte, fand er ein reiches ergiebiges Feld für seine Thätigkeit und hat sich
durch Gründung der israelitischen Realschule, der höheren Töchterschule und
der jüdischen Volksschule um das Aufblühen seiner Gemeinde bleibende Ver-

dienste erworben, wie er denn auch in Consequenz seiner Richtung an
Zustandekommen des Austrittsgesetzes thätigen Antheil nahm und jede
bindung mit einer Gemeinde, die nicht auf seinem Standpunkte stand, für religi
gesetzlich verboten erklärte. Nebstdem entfaltete H. in Frankfurt a. M.
reiche wissenschaftliche Thätigkeit. 1867 gab er einen Commentar zum Pentat
heraus, dem 1882 einer zu den Psalmen folgte. Wenn diese Arbeiten
nicht den Forderungen, die man an eine streng wissenschaftliche Exegese st
entsprachen (vgl. Raphael Kirchheim: die neue Exegetenschule, eine krit
Dornenlese aus S. R. Hirsch, Erklärungen der Genesis, Breslau 1867),
haben sie doch durch die hervorragend geistige Begabung des Verfassers vi
Kreisen eine mächtige Anregung gegeben und große Anerkennung und n
Verbreitung gefunden. 1895 wurden aus dem Nachlasse Hirsch's Isr
Gebete übersetzt und erklärt herausgegeben und wurden 1894 die „Neun
Briefe" und 1899 der „Choreb" neu aufgelegt. Von der Ausgabe von S
Hirsch, „Gesammelte Schriften", sind zwei Bände, herausgegeben von sei
inzwischen verstorbenen Sohne Justizrath Naftali Hirsch, bis jetzt erschiene

Adolf Brül

Hirsche: Georg Karl H., lutherischer Theologe, bekannt wegen se
Arbeiten über Thomas von Kempen, wurde als Sohn eines Bäckers
19. April 1816 in Braunschweig geboren und starb am 23. Juli 1892
emeritirter Senior des geistlichen Ministeriums und Hauptpastor zu Hamb
Er besuchte die gelehrten Anstalten, das Obergymnasium und das Colleg
Carolinum, seiner Vaterstadt und studirte dann Theologie in Göttingen
Berlin. In Göttingen hatte vor allem Friedrich Lücke (s. A. D. B. X
357) auf ihn Einfluß; H. nannte sich gern und dankbar einen Schüler Lüc
In Berlin war er nur wenige Monate im Sommer 1836, sodaß er Schl
macher († 1834) nicht gehört hat; auch hat Schleiermacher's Theologie
nicht beeinflußt. Am 4. November 1836 bestand er die erste und am 7. Au
1840 die zweite theologische Prüfung in Wolfenbüttel; zwischen beiden wa
eine Zeitlang bei Adolph Monod in Montauban, wo er als Lehrer an e
Knabenpension thätig war. Im November 1840 machte er noch ein Sc
amtsexamen und ward darauf im October 1841 Lehrer an der Bürgers
in Holzminden. Am 13. October 1846 ward er in ein Pfarramt nach Osnab
berufen; er konnte dieses Amt erst im Sommer 1848 antreten, weil
königliche Bestätigung der Wahl so lange auf sich warten ließ. Es hatte näm
eine größere Anzahl von Gemeindegliedern gegen Hirsche's Wahl protest
weil sie an seiner Wahlpredigt wohl nicht ganz mit Unrecht Anstoß genom
hatten. Die Bestätigung erfolgte, als im Frühjahre 1848 Braun in Hann
Cultusminister geworden war, und galt als ein Sieg des Liberalismus
die Orthodoxie. Im März 1855 wurde er in seine Heimath zurückgerufen
Director der Bürger- und Freischulen und des Schullehrerseminars in Wol
büttel. In dieser Stellung hat H. sich mit den Aufgaben des Volksschulwe
eingehend beschäftigt; seine Thätigkeit als Leiter desselben fand vielfache
erkennung, auch über den Kreis seiner engern Heimath heraus; und in
dieser Anerkennung geschah es denn auch, daß man in Hamburg, wo man
staatliche Ordnung des Volksschulwesens beabsichtigte, bei der Besetzung e
Hauptpastorates an ihn dachte. Denn die Hauptpastoren waren ver
ihres Amtes damals noch Scholarchen, d. h. Leiter des Schulwesens.
15. Februar 1863 wurde H. zum Hauptpastor zu St. Nicolai in Haml
gewählt; er nahm den Ruf an und ist sodann noch beinahe 29 Jahre in d
Stellung thätig gewesen. Als infolge der Umgestaltung des Schulwesens
Beaufsichtigung und Leitung desselben im Jahre 1871 eine neue Obers

irde eingesetzt wurde, ward er wieder Mitglied derselben; um dieselbe Zeit d er auch Mitglied des Kirchenrathes, und in beiden Behörden verblieb bis ihn die Abnahme seiner Kräfte und vor allem eine fast völlige Erdung am Schluß des Jahres 1891 zur Niederlage aller seiner Aemter igten. Im Jahre 1879 war er vom Kirchenrath zum Senior des geistn Ministeriums erwählt. In allen seinen amtlichen Stellungen hat er sich h seine sachliche Beurtheilung der Verhältnisse und sein großes persönliches hlwollen Achtung und Liebe erworben; in vielen Kreisen der Bürger und nentlich auch bei den Lehrern stand er in großem Ansehen. Aber weit über mburgs Grenzen heraus ist er bekannt geworden durch seine Arbeiten über omas von Kempen, auf die er wenigstens während seiner Hamburger Zeit seine Muße verwandte. Das Ergebniß dieser seiner Studien legte er nieder einem weitläufig angelegten Werke: „Prolegomena zu einer neuen Ausgabe Imitatio Christi nach dem Autograph des Thomas von Kempen," dessen Band 1873 (bei Carl Habel in Berlin) und dessen 2. Band 1883 (ebenda) chien. Zwischen diesen beiden Bänden erschien die Ausgabe der Imitatio bst (1874 in demselben Verlage, 2. Auflage 1890), und der große Artikel ber „Die Brüder des gemeinsamen Lebens" im 2. Bande der 2. Auflage der rotestantischen Realencyklopädie von Herzog und Plitt, 1878. Auch diese tere Arbeit, die mit den Studien über Thomas eng zusammenhing, darf als eine bahnbrechende bezeichnet werden. In Anerkennung dieser Forschungen ernannte ihn im Jahre 1881 die theologische Facultät in Gießen honoris causa zum Doctor der Theologie. Leider ward es ihm nicht vergönnt, den dritten und letzten Band seiner Prolegomena zu vollenden und selbst herauszugeben. Er hatte sich durch seine Beschäftigung mit den meistentheils sehr klein geschriebenen Manuscripten des Thomas ein Augenleiden zugezogen, das allmählich in fast völlige Blindheit überging und ihm unmöglich machte, selbständig weiter zu arbeiten. Er hat dieses große Leiden in wahrhaft christlicher Geduld getragen. Nachdem er wegen desselben auch seine sämmtlichen Aemter auf den 1. Januar 1892 niedergelegt hatte, lebte er in ländlicher Zurückgezogenheit nur noch wenige Monate und starb wenige Tage, nachdem ihn ein Schlagfluß getroffen, am 23. Juli 1892. Soweit der dritte Band der Prolegomena sich in Hirsche's Nachlaß druckfertig vorfand, hat der Unterzeichnete ihn im Jahre 1894 herausgegeben. Als feststehendes Resultat der Forschungen Hirsche's darf ein Doppeltes angesehen werden, einmal der Nachweis, daß Thomas von Kempen wirklich der Verfasser des jetzt unter dem Namen Imitatio Christi („Von der Nachfolge Christi") bekannten Werkes ist, und sodann die Entdeckung, daß sich in diesem Werke Rhythmus und Reime finden. Von diesem Rhythmus gibt Hirsche's deutsche Uebersetzung des ersten Buches der Imitatio, die im dritten Bande der Prolegomena abgedruckt ist, dem Leser, der das Original nicht in Hirsche's Ausgabe lesen kann, einen Begriff; diese vortreffliche Uebersetzung ist die letzte Arbeit Hirsche's gewesen; er hat sie, als er schon selbst garnichts mehr lesen konnte, seiner Frau dictirt.

Vgl. den Artikel über Hirsche im 8. Bande der 3. Aufl. der Protestantischen Realencyklopädie, 1900.

Carl Bertheau.

Hirschfeld: Cristian Cay (Cajus) Lorenz H., geboren zu Nüchel bei Eutin am 16. Februar 1742, † in Kiel am 20. Februar 1792, idyllisch-moralischer Schriftsteller und Theoretiker des Gartenbaus, nimmt in beiderlei Hinsicht unter seinen Zeitgenossen eine hervorragende Stellung ein. Er hatte seit 1760 in Halle und Kiel studirt und wurde Lehrer der Prinzessin Hedwig Elisabeth Charlotte von Holstein-Gottorf und ihrer Brüder Wilhelm August

und Peter Friedrich Ludwig (denen er auch den „Versuch über den großen Ma
gewidmet hat). Die Reise, die er als ihr Begleiter unternahm, führte
nach Bern, wo er bis 1767 seine Studien fortsetzte; der Aufenthalt in
Schweiz und der Umgang mit den feingebildeten Berner Patriciern,
Tscharner, Bonstetten u. s. w. machte augenscheinlich Epoche in seinem L
Nach der Heimkehr ward er 1769 als Professor der Philosophie und der sch
Wissenschaften nach Kiel berufen, wo er fortan blieb, wie es scheint,
verheirathet.

H. entwickelte seitdem eine lebhafte populär-wissenschaftliche Thäti
Der Prinzenerzieher sucht in dem „Versuch über den großen Mann“ (I 1
II 1769) oder den „Gedanken über die moralische Bildung eines jungen Prin
(1768) in die herkömmlichen Declamationen über Tugend und Größe ein m
Empirie zu bringen, ohne sich doch wesentlich über die umlaufenden S
geschichten von großen Männern und ein paar Citate aus La Bruyère, Bo
Addison und Abbt zu erheben. Auch andere Schriften („Betrachtungen
die heroischen Tugenden“ 1770, „Vom guten Geschmack in der Philosop
1770 u. a.) zeigen ihn lediglich als einen Genossen jener mild zurede
Laientheologie und Weltphilosophie, als deren bester Vertreter etwa Garv
nennen wäre.

Aber der etwas weichliche Optimismus dieser Richtung ermöglichte es
eine vorteilhafte Specialität zu finden. Schon 1767 erschien sein Haupt
„Das Landleben“, das dann wiederholt gedruckt wurde. H. will nach sei
eigenen Zeugniß nicht Schilderungen, sondern die Moral des Landlebens g
— eine Moral, die etwa auf den Satz herausläuft, daß „für den Weiser
ganze Welt ein unermeßlicher Schauplatz von Vergnügungen ist“. Wenn
etwa Sulzer diesen Standpunkt der Natur gegenüber mit steifer Lehrhafti
durchführt, weiß H. ihn mit wirklicher Anmuth zu erfüllen. Das noch l
lesbare Büchlein bringt freilich keine neuen Gedanken — solche hat H.
besessen —, aber es gleicht den von ihm gepriesenen Gärten mit den ge
zu Aussichtspunkten führenden Wegen, mit dem ungezwungnen Zierrath ma
Dichterstellen aus Kleist, Hagedorn, Uz und Geßner, mit der freun
temperirten Heiterkeit des Tons. In der Beobachtung mancher Farbennua
zeigt sich sogar eine gewisse Modernität; auch gehört H. zu den Ersten,
eine ausführliche Schilderung des Sonnenaufgangs versuchten, später ein
liebte Uebung. — Es folgte „Der Winter“ (1769), eine schwache Vertheidi
der rauhen Jahreszeit, von der der moderne Leser sich etwa aus Lubb
„Pleasures of life“ und ähnlichen Lebensempfehlungen für die gutsitu
Kreise eine Vorstellung machen mag. Angenehm wirkt nur die Human
die auch z. B. in der „Apologie für die Menschheit“, „Von der Gastfre
schaft“ (1777) seinem Lieblingsphilosophen Home gegenüber den angebor
Fremdenhaß des Menschen empirisch-declamatorisch leugnet.

Hirschfeld's doppelte Neigung, den Sinn für das Schöne in der N
zu schärfen, und praktische Pädagogie zu treiben, veranlaßte ihn seit 177
seiner erfolgreichsten Specialisirung: er ließ eine Reihe von Schriften
Gartenkunst und Landhäuser erscheinen (besonders „Anmerkungen über die L
häuser und die Gartenkunst“ 1777, „Theorie der Gartenkunst“ 1779—85),
bezeichnet sich selbst als den ersten Theoretiker Deutschlands auf diesem G
Mit Eifer tritt er für den natürlicheren englischen Geschmack gegen franzö
Steifheit und italienische Ueberladung ein. Wie weit er auf die gr
praktischen Leistungen der neuen deutschen Gartenkunst in Dessau, Wei
Muskau und Branitz Einfluß geübt hat, entzieht sich meiner Kenntniß;
scheint wenigstens Fürst Pückler direct auf die englischen Theoretiker zu

gegangen zu sein, unter denen besonders der gefeierte Kritiker Home für H. Autorität ist. Jedenfalls hat H. das Verdienst, die große Wendung im Geschmack an der cultivirten Natur vorausgefühlt und befürwortet zu haben.

H. war bei Lebzeiten ein vielgelesener Autor. Die „Gartenkunst“ ward durch Fr. de Castillon, den Secretär der Berliner Akademie der Wissenschaften, ins Französische übersetzt, mehrere andere Bücher ins Holländische. Anthologien bringen Naturschilderungen von H.; aber schon die ausgezeichnete von G. Schwab kennt ihn nicht mehr. Die Biographen Bonstetten's und Zimmermann's nehmen keine Notiz von dem Autor, der auf die „Briefe über ein schweizerisches Hirtenland“ und die „Einsamkeit“ gewiß Einfluß ausübte. Die englischen Landsitze, die er schon recht hübsch beschreibt, mußte Pückler von neuem entdecken. Ein gewisser Nachruhm sollte dem liebenswürdigen Verfasser des „Landlebens“ und der „Anmerkungen über die Landhäuser“ billig gegönnt werden, wenn auch die süßlichen Illustrationen seiner Bücher leider nicht selten zum Text passen.

Meusel 5, 535 (mit vollständiger Bibliographie). — Goedeke, 2. Aufl. 4, 50 (Auswahl). — Für den „Versuch über den großen Mann“ vgl. Dessoir, Gesch. d. deutschen Psychologie, 1. Aufl., S. 339.

Richard M. Meyer.

Hirschfeld: Oscar Gustav H. ist als Sohn eines wohlhabenden jüdischen Kaufmanns am 4. November 1847 zu Pyritz in Pommern geboren. Nachdem er zuerst Privatunterricht genossen hatte, besuchte er seit 1859 das Gymnasium seiner Vaterstadt und bezog dann im Herbst 1865 die Universität Berlin, die er nach einem Jahre mit Tübingen vertauschte. Dann studirte er zwei weitere Semester in Leipzig und schließlich noch ein Jahr in Berlin. Dort promovirte er am 20. Mai 1870 mit der Abhandlung „De titulis statuariorum sculptorumque Graecorum capita duo priora“, welche im folgenden Jahr in sehr erweiterter Form als Buch erschien. Seine Neigung gehörte wol von Anfang an der Archäologie, während er im übrigen seine Studien zunächst sehr schweifen ließ. Bereits in seinen ersten Berliner Semestern hat er bei Friedrichs gehört, in Tübingen hörte er, abgesehen von philosophischen Collegien, bloß bei Michaelis; in Leipzig hat er zwar Vorlesungen bei G. Curtius und Ritschl besucht, aber es war doch hauptsächlich Overbeck, der ihn fesselte. Auch während seines zweiten Berliner Aufenthalts trat die eigentliche Philologie stark zurück, mit der er sich zeitlebens nicht sehr befreundet hat. Dagegen fand er hier in Ernst Curtius auf archäologischem Gebiete einen immer aufs neue von ihm gepriesenen Lehrer, der die großen Talente des Zwanzigjährigen früh erkannte und den etwas Flüchtigen und Zerfahrenen, der seine Gabe rascher Auffassung und gewandter Darstellung schnellfertig zu verwerthen geneigt war, in ernste und strenge wissenschaftliche Arbeit einführte. Neben der Archäologie trieb H. namentlich unter der Leitung Kirchhoff's epigraphische Studien.

Im Januar 1871 unternahm er seine erste Reise nach dem Süden, wobei er nach einigen Monaten durch ein Stipendium des archäologischen Instituts unterstützt wurde. Er besuchte Bologna, wo damals Zanoni seine berühmten Ausgrabungen begonnen hatte, und Ravenna und ging dann nach Athen, von wo aus er eine Reihe von Ausflügen nach Attika, dem Peloponnes und den benachbarten Inseln machte. Neben einer Anzahl kleinerer Arbeiten war die Frucht dieser Reisen namentlich die in den Annali dell' Instituto von 1872 erschienene „Lettera ad A. Conze“ über die Dipylonvasen. Im August traf er in Constantinopel mit Curtius zusammen und nahm unter seiner Führung mit Stark, Adler, H. Gelzer und dem Major Regely an jener Wanderung durch die westlichen Küstengegenden von Kleinasien theil, der wir so werthvolle

Aufschlüsse verdanken. Das Interesse Hirschfeld's wandte sich hier insbeson
den topographischen Arbeiten zu, deren Technik er sich vollständig zu ei
machte, und die Reise wurde entscheidend für seine spätere Studienrichtu
Nach Athen zurückgekehrt, begann er sofort eine topographische Untersuch
der Häfen, deren Ergebnisse 1878 in dem „Topographischen Versuch über
Peiraieusstadt" veröffentlicht worden sind. Das folgende Jahr verbrachte e
Rom, Unteritalien und Sicilien, wesentlich mit archäologischen Studien
schäftigt, ging dann nochmals nach Nordgriechenland und dem Peloponnes
nahm endlich, im Sommer nach Deutschland zurückgekehrt, noch einen läng
Aufenthalt in London zum Studium der dortigen Kunstschätze. Der Ged
an die Erforschung Kleinasiens und seiner reichen antiken Ueberreste hat
nicht wieder losgelassen. Auch Curtius, dem er auf der Reise sehr nahe
treten war, hatte seine große Begabung für ein solches Unternehmen erka
und seinem Einflusse war es zuzuschreiben, daß H. bereits im Frühjahr 1
von der Berliner Akademie zusammen mit dem damaligen Baumeister Eg
mit der Erforschung eines Theiles des südwestlichen Kleinasiens betraut wu
Die Reise ging von Adalia über Termessos nach Pamphylien und dann
Side durch das Melasthal nach dem noch fast unbekannten innern Hochpla
Hier wurde der westliche Rand des Beischehr-Sees festgelegt und nach ei
schwierigen Uebergang über den Anamar-Dagh gelangten die Reisenden an
Südende des Sees von Ejerdir. Von dort ging es südlich nach Kremna, d
wieder nordwärts nach Isbarta, wo sich H. von seinem Begleiter trennte,
durch das Maeanderthal nach Aïdin ging, während er selbst durch Pisidien n
Apameia Kibotos vordrang, dessen Lage er aufnahm, und das er später e
gehend besprochen hat. Von dort zog er zuerst in südlicher, dann in süd
licher Richtung nach dem Grenzgebirge zwischen Lykien und Karien, das
einem bisher unbekannten Passe überschritten wurde. In Karien besuchte
Aphrodisias und ging dann durch bisher unbekannte Gegenden nach Strato
keia, um von da aus über Lagina und Alabanda Aïdin zu erreichen. Da
schlossen sich dann noch einige Ausflüge an der Westküste von Kleinasien u
eine Durchforschung der Insel Teos, die ebenfalls nicht ohne wissenschaftl
Ausbeute blieben.

Die Ergebnisse dieser Expedition waren sehr bedeutend. Die Wege, wel
H. eingeschlagen hatte, waren zum großen Theil von früheren Reisenden n
nicht betreten, und die zahlreichen antiken Ruinenstätten meist noch ni
systematisch untersucht worden; H. hatte die gesammte Route in großem Ma
stab croquirt, zahlreiche Pläne aufgenommen und eine Fülle von Inschrif
copirt, während Eggert die Monumente gezeichnet und photographirt hat
Dabei hatte sich H. als einen für solche Reisen ganz ungewöhnlich veranlag
Gelehrten bewährt. Mit rastlosem und zielbewußtem Forschungseifer verba
er ein immer fröhliches Naturell, das sich mit glücklichem Humor über a
Fährlichkeiten und Mißgeschicke hinwegsetzte. Sein Körper erwies sich als je
Anstrengung und Strapaze gewachsen, gewandt und ausdauernd, obwol se
untersetzte Gestalt etwas zur Beleibtheit neigte; sein großes Sprachtalent ha
ihn zu dem Neugriechischen, das er schon vollkommen beherrschte, sich rasch auch d
Türkischen bemächtigen lassen; in allen praktischen Dingen zeigte er ein groß
Geschick und daneben entwickelte er eine außerordentliche Gabe, mit Mensch
jeden Standes und jeder Nationalität umzugehen und sie seinen Zwecken gene
zu machen.

Als daher das deutsche Reich im Jahre 1875 die Ausgrabungen v
Olympia beschloß, erschien H. mit Recht als der geeignetste Mann, um dies
große Unternehmen ins Werk zu setzen. Zwei Winter, vom 4. October 187

bis zum 26. Mai 1877 hat er hier im „Deutschen Hause“ bei Druwa geweilt und die Ausgrabungen geleitet, unterstützt zuerst von Adolf Bötticher, dann nach dessen Erkrankung durch Emil Streichert und K. Steinbrecht, den heutigen Baumeister der Marienburg, zuletzt auch durch Richard Weil. In der zweiten Campagne begleitete ihn seine junge Gattin, Margarethe, geb. Bredschneider, eine Ostpreußin, mit der er sich am 15. Juli 1876 in Berlin vermählt hatte. Mit dem Fortschreiten der Ausgrabungen kamen bald auch gelehrte und ungelehrte Besucher von Nah und Fern, darunter wiederholt Curtius als hochgeehrter Gast. Von dem heiteren und fröhlichen Leben, das sich damals in Olympia entfaltete, hat Ludwig Pietsch in seiner „Wallfahrt nach Olympia“ (Berlin 1879) ein anschauliches und anziehendes Bild entworfen. Unter Hirschfeld's Leitung wurden die wichtigsten topographischen Punkte der Altis festgelegt, der Zeustempel ganz und das Heräon zum größten Theile ausgegraben; die hervorragendsten Kunstwerke, welche er entdeckt hat, sind die Giebelfiguren des Zeustempels, die Nike des Paeonios und der Hermes des Praxiteles.

Nach dem Schlusse der zweiten Arbeitsperiode hat H. mit der Mehrzahl seiner Genossen der weiteren Thätigkeit in Olympia entsagt. Es waren ernste Differenzen mit gewissen Richtungen und Strömungen in der Berliner Centralleitung entstanden. H. hat die daraus erwachsene Verstimmung nie verwunden; von einer der in Berlin damals maßgebenden Persönlichkeiten konnte er nie ohne bitteren Hohn reden. Nach kurzem Aufenthalte in Deutschland ging er zunächst wieder nach London, wo er zu Newton in enge Beziehungen trat, und nach Paris, mit der Absicht, sich nachher in Leipzig zu habilitiren. In dieser Zeit hat er sich auch taufen lassen. Schwerlich aus äußerlichen Motiven. Er war zeitlebens eine tief religiös angelegte Natur und dem Judenthum sehr früh entfremdet. Kirchlich ist er aber so wenig gewesen, daß viele seiner Freunde lange Jahre hindurch nicht mit Sicherheit zu sagen wußten, welchem Glaubensbekenntnisse er formell angehörte.

Ehe er indessen noch zur Habilitation gelangte, wurde H. auf den Antrag der Facultät als Nachfolger Blümner's zum außerordentlichen Professor der Archäologie in Königsberg ernannt, wo zwei Jahre später ein ordentlicher Lehrstuhl für ihn geschaffen wurde.

Die Zahl der Studirenden der Alterthumswissenschaft in Königsberg war damals zwar ziemlich groß und im Wachsen begriffen, das Interesse an Gegenständen, welche nicht unbedingt zum Examen erforderlich waren, aber bei den dortigen eigenthümlichen Verhältnissen nur gering. Allein H. verstand es durch seine außerordentlich anziehende Vortragsweise und seine lebendige und immer anregende Persönlichkeit, dem von ihm vertretenen Fach die gebührende Stellung im Unterrichtsbetriebe zu verschaffen und auch einen anhänglichen Kreis speciellerer Schüler zu archäologischen und epigraphischen Uebungen um sich zu versammeln. Seine Vorlesungen umfaßten das ganze Gebiet der Kunstarchäologie, mit Einschluß der Numismatik; daneben las er über griechische Epigraphik und über Geographie und Topographie von Griechenland und Kleinasien. Seine öffentlichen Vorlesungen, namentlich über berühmte Kunststätten des Alterthums und über die Ergebnisse der neuern Ausgrabungen, wurden auch von vielen Studirenden anderer Fächer besucht. Sein Vortrag verband klare Verständlichkeit mit glänzender Form; selbst immer von der Anschauung ausgehend, wußte er auch bei den Zuhörern deutliche Anschauung zu erwecken, der echte, niemals nebelhafte Enthusiasmus, von dem seine Ausführungen getragen waren, theilte sich auch ihnen mit. Das trat namentlich auch bei den

Vorlesungen über antike Kunstgeschichte hervor, die er in spätern Jahren v
einem größeren, nicht akademischen Publicum gehalten hat. Gehemmt wu
seine Thätigkeit leider vielfach durch die beschränkten Räumlichkeiten und
zum Theil dadurch bedingte Mangelhaftigkeit der akademischen Sammlung
für die er sich vergebens bemüht hat, eine geeignetere Stätte zu erlangen.

Seine persönlichen Verhältnisse waren trotz mancher Störungen, wel
das nicht immer erfreuliche akademische Leben mit sich brachte, sehr angeneh
Er sammelte einen großen Kreis von Freunden um sich, die er durch seine u
gewöhnlichen geselligen Gaben nicht minder entzückte, wie vordem seine griechi
und occidentalische Umgebung in Olympia. Immer hatte er etwas Neu
Unerwartetes, Anmuthiges und Anregendes vorzubringen, aber er verstand
auch stets, dankbar auf das einzugehen, was Andere boten. Im Grunde ei
ernste Natur, war er doch immer der Fröhlichste der Fröhlichen, und sei
Unterhaltung sprühte von Geist und Witz.

So fruchtbringend Hirschfeld's akademische Thätigkeit war, so läßt
doch bezweifeln, ob seine Talente nicht anderweitig entsprechender hätten v
werthet werden können. Seine Stellung sagte ihm zwar in jeder Hinsicht
aber es trieb ihn doch immer wieder hinaus. Schon 1880 war er wieder
Italien und in Griechenland, namentlich auch in Olympia. Dann aber unterna
er vom Juli bis October 1882 mit Unterstützung der Berliner Akademie u
der preußischen Regierung eine neue Forschungsreise nach Kleinasien, dies
nach der Nordküste, dem alten Paphlagonien mit den angrenzenden Teilen
Phrygien und Galatien, einem Gebiet, das fast für unbekannt gelten kon
Er erforschte von Ineboli aus zunächst das Gebiet des Devrikian Irmak, g
dann östlich an der Küste vor und gelangte, indem er sich darauf nach S
wandte, in das Thal des Halys, das sich als ganz anders geartet erwies,
man sich bis dahin vorgestellt hatte und auf eine weite Strecke hin festge
werden konnte. Die Reise ging dann weiter südlich, über Oejuk und Bog
nach Iskelib. Von hier unternahm H. einen Ritt in südöstlicher Richt
nach Amasia, um das Gebiet der Iris aufzuklären, und dann weiter
Tokat und Niksar. Daran schloß sich endlich die Erkundung des bisher
an seiner Mündung bekannten Thermodon. Die auf mehr als 1500 Kilom
ausgedehnte Landreise schloß in Samsun, von wo H., nachdem er noch ei
Ausflug nach Trapezunt unternommen hatte, nach Constantinopel zurückke
Der Ertrag der Reise war nicht nur in geographischer und topographi
Beziehung ein sehr reicher, auch die archäologische Ausbeute war groß. Nam
lich wurden zahlreiche Felsengräber und Sculpturen aus der kleinasiati
Frühzeit entdeckt, die der wissenschaftlichen Forschung einen reichen neuen S
und manches auch heute noch nicht gelöste Räthsel darboten. Eine eigent
Entdeckungsreise hat H. nachher freilich nicht mehr unternommen, aber er
doch nicht dazu gemacht, still am Schreibtisch zu sitzen. Er besuchte St. Pete
burg und Paris, er war wiederholt in London, im Sommer 1888 bereist
Spanien, 1889 ging er noch einmal nach Griechenland und Constantino
immer mit reichem Ertrag für seine Anschauungen, während er auch se
in der Fremde fruchtbare Anregungen gab. Seine Eindrücke hat er mehr
auch in größeren oder kleineren Aufsätzen zusammengefaßt.

In Hirschfeld's schriftstellerischer Thätigkeit trat seit der Uebersiedelung n
Königsberg die classische Archäologie mehr und mehr zurück, wenn ma
einigen meisterhaften populären Aufsätzen absieht, welche, ursprünglich in
schriften zerstreut, nach seinem Tode mit anderem Verwandten unter dem T
„Aus dem Orient" gesammelt worden sind. Eingehende Studien hat er
gegen den zum guten Theil ja erst von ihm selbst entdeckten Felsengräbern

Felsenreliefs von Kleinasien gewidmet. Bedeutend und umfangreich sind ferner seine Arbeiten auf dem Gebiete der griechischen Epigraphik, die in ihrer ganzen Behandlungsweise vielfach als Muster dienen können; die umfangreichste dieser Publicationen ist der vierte Theil der „Collection of ancient Greek inscriptions in the British Museum“, welcher die Inschriften von Knidos, Halikarnassos und Branchidae mit ausführlichem Commentar enthält.

Mehr und mehr concentrirten sich indessen die Arbeiten Hirschfeld's auf geographische Fragen. Sein Interesse an diesen Dingen war sehr ausgebreitet, wie er auch als langjähriger Vorsitzender der Königsberger geographischen Gesellschaft bewies; aber für ihn persönlich stand die Geographie im Sinne Karl Ritter's und seines eigenen Lehrers Curtius im Vordergrunde, die von den fertigen Umrissen der Erdoberfläche ausgeht und ihre Wirkung auf den Menschen und ihre Wandlungen als Wohnstätte unseres Geschlechts verfolgt. Er ist auch öffentlich wiederholt für die hohe Bedeutung dieser Betrachtungsweise und dafür eingetreten, daß ihr im Unterricht auf Universitäten und höheren Schulen ihre Gleichberechtigung gegenüber der heute vorzugsweise gepflegten naturwissenschaftlichen Richtung gewahrt bleibe. So wenig er indessen ein einseitiger Liebhaber des Alterthums war — wie er denn z. B. den im Orient so lange vernachlässigten mittelalterlichen Ueberresten lebhaften Antheil entgegen brachte, so lag es doch nahe, daß er sich mit Vorliebe mit den Ländern der antiken Cultur beschäftigte, um so mehr, als ihm mit Recht nirgends der Zusammenhang zwischen Natur und Geschichte deutlicher hervorzutreten schien als hier. Er hat in Wagner's geographischem Jahrbuch drei Berichte über die Fortschritte unserer geographischen Kenntniß der alten griechischen Welt geliefert. Sein Hauptinteresse blieb immer der Erforschung Kleinasiens zugewandt. Er hat hier, wie früher durch seine eigenen Reisen, so später nicht nur durch Studien zur vergleichenden Topographie, sondern insbesondere auch durch die Zusammenfassung und Kritik fremder Ergebnisse ungemein förderlich gewirkt. Mancherlei Unternehmungen zur allseitigen Erforschung des Landes hat er angeregt und unterstützt; der Versuch, Einsicht in die Berichte der englischen travelling consuls zu erlangen, um mit ihrer Hülfe ein Gesammtbild der Halbinsel zu construiren, ist freilich trotz aller Bemühungen an militärischen Widerständen gescheitert.

Er blieb indessen bei der bloßen Erforschung des Einzelnen nicht stehen; sein lebhafter Geist drängte nach Combination und Vergleichung. So entstanden die beiden grundlegenden Abhandlungen über die „Typologie der griechischen Ansiedlungen“ und die „Entwicklung des Stadtbildes“; in der letzteren hatte er bereits weit über die Grenzen der griechischen Welt hinausgegriffen.

Mitten aus rüstigster Thätigkeit und sich immer weiter ausbreitenden Studien wurde H. durch eine furchtbare Krankheit, ein Sarkom des Beckens, herausgerissen. Schon 1891 hatten sich die ersten Spuren gezeigt, seit 1893 war die Unheilbarkeit erkannt. Er selbst wollte freilich die Hoffnung lange nicht aufgeben, und es sieht fast so aus, als ob er durch seinen energischen Willen zum Leben das entfliehende länger festgehalten habe, als ihm sonst vergönnt gewesen wäre. Unter furchtbaren Schmerzen hat er 1893 den Druck der Inschriften des Britischen Museums und die Einleitung und die Anmerkungen zu der neuen Ausgabe von Moltke's Briefen aus der Türkei bearbeitet, welche immer eins seiner Lieblingsbücher gewesen waren, dann fuhr begleitet von seiner tapferen Gattin, sogar noch nach New-York, um dort durch ein angepriesenes neues Heilverfahren Rettung zu finden. Hoffnungslos zurückgekehrt, nahm er zuerst seinen Aufenthalt in der Schweiz und dann in

Wiesbaden, wo er am 20. April 1895 gestorben ist, immer noch geistig th
und von den mannichfachsten Interessen bewegt. Seine Leiche wurde
seinen Wunsch nach Königsberg übergeführt und dort bestattet.

Vita der Doctordissertation. — Ernst Curtius, Zur Erinnerung
Gustav Hirschfeld (Deutsche Rundschau, Bd. 84 [1895], S. 377 ff.).
Hans Prutz, Gustav Hirschfeld (Altpreußische Monatsschrift, Bd. 32 [18
S. 311 ff.). — Max Lehnerdt, Gustav Hirschfeld (Jahresbericht über
Fortschritte der classischen Alterthumswissenschaft, 1898, Nekrologe, S. 65
Dabei ein vollständiges Verzeichniß von Hirschfeld's Schriften.

Franz Rühl

Hirt: Johann H., Bildhauer, geboren am 4. März 1836 zu Fü
† am 19. August 1897 in München, erregte schon in der Volks- und
werbeschule seiner Heimath Aufsehen durch seine auf schärfster Beobacht
beruhenden, mit Prämien belohnten Zeichnungen. Sein Vater, ein bür
licher Kammmacher, brachte ihn bei einem Kunstdrechsler in die Lehre;
schnitzte der Junge viel in Elfenbein und gewann mit einem Becher auf
Pariser Exposition sein erstes Diplom. Seit 1855 auf der Münchener Akade
war H. bald unter den Besten, erhielt bei einer Concurrenz den Preis, n
auf er unter Professor Max Widnmann die classische Plastik studirte.
lieferte er mehrere Büsten, insbesondere aber viele anmuthigen und zierli
Statuetten und Gruppen: einen etwas opernhaften „Faust und Gretchen",
neckisches Duett „der verweigerte Kuß", eine Spinnerin, ein Haiderösl
„Hermann und Dorothea", eine Lady Macbeth, Aschenbrödel, eine lausche
Amazone; „Jäger und Fischerin" aus Oberbaiern; ein Ritterfräulein mit
Laute und einen mittelalterlichen Flötenspieler als Gegenstück. Besonde
Beifall fanden eine große „Charitas" (1872), ein mit seinem Hunde spiel
des Kind, ein „Mädchen mit Zicklein" (1873), einige sehr sinnige Grabfigu
In einem Cyklus schilderte H. die vier Jahreszeiten (vgl. Nr. 1844 Illu
Ztg., Lpz., 2. Nov. 1878). Wie so viele andere Künstler begeisterte ihn
Scheffel's „Ekkehard" zu einer Gruppe, wie der junge Mönch die in nur
jugendlicher Schönheit prangende, in Wahrheit schon etwas ältliche herzogl
Witib über die Klosterschwelle trägt. Besonders aber gelang ihm
Wiedergabe des ganzen Zaubers frisch knospender, unberührter Mädchensch
heit, der unschuldigen „naked purity" und der vollen majestätischen Frau
gestalt. Dazu gehört eine unter verschiedenen Benennungen öfter wiederh
viel bewunderte „Quellen-Nymphe" (vgl. Lützow's Zeitschr. 1882. XVII,
wovon eine Variante für die Sammlung des Münchener Kunstvereins
gekauft, aber leider in einem Winkel aufgestellt wurde, wodurch die gl
mäßig durchgearbeitete Schönheit der Ausführung nur theilweise dem Besch
zugänglich bleibt. Ihr folgte die vom Schlangenbiß verwundete „Euryd
(1879 als lebensgroßes Gipsmodell auf der Internationalen Kunstausstell
zu München und 1881 in Carraramarmor für Köln), eine gefes
„Andromeda" und die im herrlichen Linienrhythmus durchgeführte, um
quickende Regenspende bittende „Arethusa" (nach dem Tode des Künstlers
Staatskosten im Februar 1898 für die kgl. Glyptothek angekauft), welche
einem „David" und der wohlgerundeten Gruppe „Nessus und Dejanira" 1
auf der Münchener Ausstellung erschien. Mit Recht rühmte die Kritik: „
reine Geist, mit welchem der Künstler die entzückenden Formen des We
wiedergegeben und ihr die ganze Fülle des verlockenden sinnlichen Reizes
liehen hat, während doch der hohe Adel der Auffassung dem Beschauer
möglich macht, einer niederen Regung auch nur für einen Augenblick Ra
zu geben, kann nicht hoch genug gepriesen werden". Weitere Schöpfun

ser Art waren eine „Klytia", eine pfeilgetroffene „Niobide", eine trauernde
[illegible]va", büßende „Magdalena", eine dem Amor im Pfeilschießen Unterricht
[illegible]heilende „Venus" und die Gruppe „Fischer und Nixe". Dazu ersann seine
[illegible]mer schaffende Phantasie eine Anzahl kleiner, reizender Erosspielereien: wie
[illegible] kleine Schelm mit dem Blasebalg ein Feuerchen anfacht, am Schleifstein
[illegible] mit der Feile seine Waffen schärft und zu größerer Fährlichkeit glättet,
[illegible]e ganze Serie von zierlichen Entwürfen, welche aus Hirt's Nachlaß die
[illegible]nstgewerbeschule erstand. Für die historische Galerie des Nationalmuseums
[illegible]tte H. früher schon die Statue Kaiser Ludwig's des Baiers und das Stand-
[illegible]d des Herzogs Johann Wilhelm (1680) geliefert, auch allerlei mythisch-
[illegible]egorische Figuren zu den Prachtbauten König Ludwig's II. und für viele
[illegible]dere Gebäude Münchens, in mehr oder minder ausgesprochenem Decorations-
[illegible]l. — H. erhielt viele Ehrenauszeichnungen und Medaillen, er war Mitglied
[illegible]r Akademie und kgl. Professor, Ritter des Verdienstordens vom hl. Michael
[illegible] s. w. Sein zahlreicher, über 200 Nummern umfassender Nachlaß mit
[illegible]riginalarbeiten in Marmor und Bronze, Gipsmodellen, Entwürfen und
[illegible]izzen wurde am 7. Februar 1898 versteigert; der deshalb von E. A.
[illegible]äschmann's Hofkunsthandlung herausgegebene Katalog ist mit dem Bildniß
[illegible] Facsimile Hirt's ausgestattet, dabei aber das Todesjahr irrthümlich mit
[illegible]96 (statt 1897) angegeben.

Vgl. die Nekrologe im Abendblatt Nr. 230 d. Allg. Ztg., 20. Aug.
1897; „Kunst für Alle" v. 15. Sept. 1897, S. 397 (mit Porträt) und
Kunstvereinsbericht für 1897, S. 72 ff. — Bettelheim, Jahrbuch 1898,
S. 175. — Singer 1896. II, 183. — Die Wittwe Hirt's stiftete in das
Museum der Stadt München fünf werthvolle Modelle.

Hyac. Holland.

Hirzel: Heinrich H., schweizerischer Theologe und Träger gemeinnütziger
Bestrebungen, geboren am 17. August 1818 zu Zürich, † ebendaselbst am
29. April 1871. Sohn des 1792 geborenen, 1851 verstorbenen Johann
Kaspar H., der in seiner Schrift: „Wanderungen in weniger besuchte Alpen-
gegenden der Schweiz" (1829) und als Sammler von Mineralien sich vor-
theilhaft bekannt gemacht hatte, auch im Jahr 1831 für kurze Zeit Mitglied
des Regierungsrathes geworden war, stammte H. durch seine Mutter als Enkel
von Hans Konrad Escher von der Linth (s. A. D. B. VI, 365—372), von
dessen thatkräftigem Geiste vieles auf ihn übergegangen ist. Schon in der
Jugend zeigte H. seine Willenskraft, indem er den Namen des Spielgefährten,
durch dessen Unachtsamkeit beim Spiele der Knaben er auf einem Auge die
Sehkraft verloren hatte, niemals verrieth. Die in Zürich begonnenen theo-
logischen Studien setzte er insbesondere in Tübingen in der Baur'schen Schule
fort. Nach einem Vicariat bei dem wohl erfahrenen, als Tacitus-Kenner ge-
schätzten Pfarrer Gutmann in Meilen, am Zürichsee, kam H. 1847 in die
[illegible] schwierige Stellung eines Pfarrverwesers in der Berggemeinde Sternen-
berg, an der Ostgrenze des Kantons Zürich. Durch Vernachlässigung von
Seite der Gemeindevorsteherschaft, durch ökonomische Belastung und Theuerung
der Lebensmittel war eine außerordentliche Ueberwachung für Sternenberg
nothwendig geworden, und der Regierungsrath beauftragte damit, neben einem
[illegible]issar, eben den jungen Verweser des Pfarramtes. Die Reorganisation
[illegible]hauptsächlich sein Verdienst, indem er, wo es nothwendig war, auch mit
[illegible]ge eingriff. Er suchte die Einwohner moralisch zu heben, die Thätigkeit
[illegible]bringend zu beleben, die Ausgaben zu regeln, und als der Commissar
[illegible]übergroßen Anstrengungen erlag, war nun vollends nach dessen Tode H.
[illegible]räger aller dieser Arbeit. So stiftete er auch einen Armenverein, der

selbst rathend und helfend eingriff, aus Jünglingen aller Theile der wei
zweigten Gemeinde. Doch 1850 folgte er einem Rufe an die Kirche
Höngg, einem Dorfe bei Zürich. Im gleichen Jahre trat er auch als
glied des Großen Rathes in das politische Leben ein. Von Höngg wurd
1857 als Diakon an die St. Peters-Kirche der Hauptstadt Zürich gew
zu deren Pfarramte er 1870, kurz vor seinem Tode, vorrückte; sein A
genosse an der Kirche war zuletzt sein gleichgesinnter Freund Lang (s. A. D
XVII, 598—600). — Blösch nennt — in seiner „Geschichte der schweize
reformirten Kirchen" — den „warmherzigen und edel denkenden Pfarre
St. Peter", „der, wie kaum ein zweiter, mit persönlich aufopferndem Wi
die praktisch-socialen Aufgaben des kirchlichen Amtes zu lösen unternom
hat", „das Ideal eines Reformers". Der Thatendrang Hirzel's konnte
da in Zürich alsbald auch in der Neugestaltung des städtischen Schulwe
darthun; er selbst hielt am 7. Mai 1861 in seiner Kirche bei Eröffnung
neu organisirten Stadtschulen die Eröffnungsrede; und ebenso entsprach es
gleichen Jahre seiner regen Theilnahme an der Hülfsthätigkeit für das
gebrannte Glarus (s. A. D. B. XLVII, 27), daß er auf dem dortigen L
gemeindeplatz am Rande der großen Brandstätte seine ergreifende Pred
„Gott hilft" hielt. Ueberhaupt war sein gemeinnütziges Wirken, sowol in
dafür bestehenden Vereinigungen, als in seiner eigenen Kraft, ganz umfas
in vollster Hingebung, die er persönlich muthvoll bei der gefährlichen Chol
Epidemie 1867 in Zürich bewährte. Dabei bestand für H. keine Differen
Glaubensansichten, und so zählte er zu den wärmsten Förderern Gu
Werner's (s. A. D. B. XLII, 50—56), der in seinen eine Zeit hind
großen ökonomischen Verlegenheiten auf Hirzel's Antrieb hauptsächlich
Zürich Hülfe empfing; ebenso hatte es ganz der Sinnesart Hirzel's
sprochen, daß eine an Wärme des Gefühls ihm gleichstehende Schwester,
ihren Angehörigen ein Wort zu sagen — erst nach ihrem Tode fanden
den abschlägigen Antwortbrief aus Stuttgart —, sich an die höchsten k
lichen Behörden Württembergs gewandt hatte, um — freilich vergeblich
die Bitte für Zurücknahme der Streichung Werner's aus den Dienern
Kirche des Königreichs auszusprechen. Zu Hirzel's Thaten zählt auch
Entdeckung des Bauerndichters Franz Michael Felder, zu Schopernau
Bregenzer Walde, für weitere Kreise, dessen Empfehlung an den Verl
Salomon Hirzel in Leipzig. Im übrigen freilich gehörte H. als Theo
völlig der Richtung der durch Lang redigirten „Zeitstimmen aus der re
mirten Kirche der Schweiz" an; diese brachte er auch 1860 gegenüber Th
bei allem Wunsche, das Gemeinsame gegenüber dem ihm 1859 in der
sammlung der Schweizer Predigergesellschaft bekannt gewordenen Vertreter
entgegengesetzten Lagers zu betonen, in der in weiteren Kreisen Aufmerksam
erregenden „Rechenschaft von unserem Glauben" zum Ausdruck. Hatte Th
in seiner auf Hirzel's „Gruß in die Ferne" gegebenen Antwort dessen
gabe an das Amt, die begeisterte Beredsamkeit und seelsorgerische Thätig
wie solche einem jeden im Dienste der Kirche Stehenden nur zu wünschen
ganz anerkannt, aber an Hirzel's Theologie Kritik geübt, so war Hirz
Gegenrede „schwungvoll und begeistert", „ein Einsetzen der ganzen Persön
keit", so daß Finsler (s. A. D. B. XLVIII, 558) in seiner streng objecti
„Geschichte der theologisch-kirchlichen Entwicklung in der deutsch-reformi
Schweiz seit den dreißiger Jahren" geradezu urtheilte: „Ich weiß nicht,
im ganzen Verlaufe unseres theologischen Streites etwas Besseres zu Gun
der neueren Theologie geschrieben worden ist". So war H. in seinem ga
öffentlichen Auftreten, thatkräftig, im Kampfe auch zuweilen rücksichtslos

gewaltsam eingreifend, aber als Mensch gewinnend und nach Versöhnung strebend. Diese Gesinnung bewies er auch in dem schweren körperlichen Leiden, das dem muthig erwarteten Tode vorausging.

Nekrologe erschienen nach dem Tode in der Neuen Zürcher Zeitung, Lang's Zeitstimmen aus der reformirten Kirche der Schweiz, bes. Altheer's Religiösem Volksblatt, der Schweizerischen Zeitschrift für Gemeinnützigkeit (1871: S. 290—306). — Vgl. weiter G. Schönholzer, Pfarrer Heinrich Hirzel von St. Peter genannt „der Helfer" (Zürich-Enge 1894) (als Mscr. für Freunde gedruckt). Dazu persönliche Erinnerung.

Meyer von Knonau.

Hirzel: Joh. Kaspar Heinrich H., Alterthumsforscher. H. ward am 8. Juli 1840 in Leipzig geboren. Sein Vater Kaspar, ein älterer Bruder des Verlegers und Goetheforschers Salomon H., war schweizerischer Generalconsul, seine Mutter Therese eine geborene Lampe. Der ebenso geweckte wie liebenswürdige Knabe erhielt seit dem Herbst 1851 seine Ausbildung an der Nicolaischule, erkrankte aber im Frühjahr 1853 so ernsthaft, daß er für mehrere Jahre die Schule verlassen mußte und sich nur im Rollstuhl bewegen konnte. Durch Privatunterricht weitergebildet, konnte H. im Frühjahr 1856 in die Secunda wieder eintreten und verließ die Schule Ostern 1858 mit einem glänzenden Zeugniß, das ihm in allen Fächern den ersten Grad zuwies. Seine philologischen Studien begann er alsbald in Zürich, von wo er nach einem Jahre nach Göttingen übersiedelte. Hier übten besonders Ernst Curtius und Sauppe tiefen Einfluß auf ihn aus und er gewann ihre warme Zuneigung. Den Abschluß seiner Studien bildete ein Jahr in Bonn. Ritschl, Jahn und Springer waren seine Lehrer, und die Kunst gewann in seinen Studien ihren Platz neben der Philologie. Inmitten einer Schar gleichstrebender Genossen, unter denen Benndorf, K. Dilthey und der frühverstorbene Philosoph Zöpperitz ihm besonders nahe traten, nahm er an den Arbeiten und den Freuden dieses Freundeskreises lebhaften Antheil, ebenso geliebt von seinen Genossen wie hochgeschätzt von seinen Lehrern. Im Sommer 1862 bestand H. seine Doctorprüfung mit ausgezeichnetem Erfolge. Seine Arbeit „De Euripidis in componendis diverbiis arte" (Bonn 1862), Sauppe und Curtius gewidmet, war ein scharfsinniger Beitrag zu der damals viel erörterten Frage nach dem Einflusse der Symmetrie und gleichmäßiger Zahlenverhältnisse auf den Bau der dialogischen Partien der griechischen Tragödie. Ausgehend von sicheren Beispielen geregelter Responsion suchte H. mit strenger Methode diese als Gesetz nachzuweisen und mit ihrer Hülfe schwierigere und verderbte Theile des Dialogs kritisch zu heilen. Ist auch die Philologie seitdem ganz andere Wege gegangen, damals lag diese Lösung in der Luft, und z. B. August Nauck (Euripid. Studien II, 187 ff.) sowie Aug. Meineke begrüßten Hirzel's Arbeit mit lebhafter Anerkennung. Am 9. August 1862 promovirte H., am selben Tage mit Benndorf. Das folgende Jahr brachte H. in vielseitigen Studien, die ihn für eine Reise nach dem Süden vorbereiten sollten, im Elternhause zu; auch ein vierwöchiger Aufenthalt in Berlin diente dem gleichen Zweck.

Im August 1863 brach H. auf, widmete ein paar Wochen den antiken Ueberbleibseln der Provence, und langte Anfang October (einem „wunderschönen Monat, wie zum Verrücktwerden") in Rom an, wo er auf dem Capitol in der casa prussiana, dem damaligen Sitze des Archäologischen Instituts, seine Wohnung und einen regen Kreis von Studiengenossen, darunter Ulr. Köhler und Helbig, fand. Im Winter ließ er sich dankbar durch Brunn in die Antikenschätze der römischen Museen einführen und begann auch alsbald mit eigenen Arbeiten sich „in das Fremdenbuch der Institutsschriften einzu-

zeichnen“ (Annali 1863, S. 397 ff. über ein Mosaik aus Tusculum; 186
S. 68 ff. über zwei Adonissarkophage). Im archäologischen Seminar zu Bo
hatte er einst durch methodische Analyse, ohne von Brunn's Entdeckung
wissen, in einem tanzenden Satyr des lateranischen Museums den Marsy
Myron's erkannt; jetzt glaubte er die zugehörige Athena in einer capitoli
schen Statue wiederzufinden (Annali 1864, S. 235 ff.). Der Sommer 18
führte H. nach Sicilien (Bullettino 1864, S. 89 ff. berichtete er über A
grabungen in Syrakus) und Neapel, sodann nach Florenz, wo ihm die ga
Herrlichkeit der Renaissance aufging. Ungern verzichtete er wegen der dam
unsicheren Verhältnisse auf einen Besuch Griechenlands und kehrte im He
nach Rom zurück, wo bald auch Benndorf zu gleichen Studien eintraf. A
um die Weihnachtszeit ergriff den lebens- und schaffensfrohen Jüngling
Typhus, der ihn rasch dahinraffte (28. December). Der Verlust des von A
geliebten Freundes traf die ganze capitolinische Jugend schwer. Er ward
der Cestiuspyramide bestattet, nahe dem Grabe eines vor 5½ Jahren in R
verstorbenen, ihm sehr nahestehenden Vetters Fritz H. Seine Bücher stift
die Eltern der Bibliothek des Instituts, dessen Leiter einem grade im D
befindlichen Aufsatze Hirzel's (über eine kürzlich in Pästum gefundene V
mit der Darstellung des rasenden Herakles, Annali 1864, S. 323 ff.) e
ehrenvollen Nachruf hinzufügten: „Von seinen Freunden wegen seines offe
Charakters, seines stets heiteren und munteren Gemüths, seines frischen
aufgeweckten Sinnes geliebt, hatte er sich durch sein tiefes Wissen sowie d
die strenge Methode und solide Kritik in seinen Arbeiten bereits die H
schätzung der Fachgenossen erworben“. Die klaren, offenen Züge des Verstorbe
bewahrt eine Lithographie von G. Feckert in Berlin.

C. Keller-Escher, Die Familie Hirzel von Zürich, Leipzig 1899, T
VIII. — Die vita hinter Hirzel's Promotionsschrift. — Mittheilungen a
den Acten der Nicolaischule in Leipzig, vermittelt durch J. H. Lipsius.
Briefe Hirzel's an O. Benndorf.

Ad. Michaelis.

Hirzel: Ludwig H., Litterarhistoriker, entstammte einer Zürcher G
lehrtenfamilie. Sein Großvater, der Zürcher Chorherr Heinrich H. (1766
1833) gab die Briefe Goethe's an Lavater heraus. Sein Vater, Ludwig
war Professor der Theologie am Zürcher Karolinum. Drei seiner Brü
darunter Salomon, der Goethekenner und Verlagsbuchhändler, lebten in Leip
Ludwig H. wurde geboren am 23. Februar 1838 in Zürich. Nach des Gat
Tod 1841 zog seine Mutter nach Leipzig. Dort wurde der Knabe erzo
und erfuhr namentlich die Einwirkung seines Oheims Salomon. Nach B
endigung der Schulzeit studirte Ludwig in Zürich classische Philologie u
Sprachwissenschaft. Mit Vischer, Köchly, G. Keller, Herwegh und Rich
Wagner verkehrte er persönlich. Sein Lehrer war Schweizer-Sidler. Da
ging er nach Jena zu Schleicher, Göttling und Kuno Fischer; hierauf n
Berlin zu A. Kuhn. Er promovirte in Zürich mit der 1862 gedruck
Dissertation: „Zur Beurtheilung des äolischen Dialektes“. 1863 erschien n
eine sprachwissenschaftliche Arbeit in Kuhn's Zeitschrift: „Zum Futurum
Indogermanischen“. Im October 1862 kam H. als Gymnasiallehrer n
Frauenfeld (Thurgau), 1866 nach Aarau an die Kantonsschule. Jetzt wan
er sich zu litterargeschichtlichen Arbeiten. 1866 erschien sein Aufsatz über d
Schweizer Humanisten Dasypodius, 1871 der Vortrag über Goethe's ital
nische Reise und das Programm: über Schiller's Beziehungen zum Alterthum
1874 erhielt H. einen Ruf an die Hochschule in Bern, wo er bis zu seine
Tode am 1. Juni 1897 wirkte.

H. entfaltete als Lehrer und Gelehrter eine reiche Thätigkeit und that mit Aufbietung aller Kraft seine Pflicht, auch wenn Trauer und Krankheit über ihn kamen. 1876 schrieb er ein Buch über den Luzerner Karl Ruckstuhl, einen Bundesgenossen Goethe's gegen romantische Deutschthümelei und Frömmelei. 1882 kam sein Hauptwerk heraus: die Ausgabe von Haller's Gedichten mit einer biographischen Einleitung. 1883 folgten Haller's Tagebücher, die von Hirzel neu erschlossenen Quellen. 1884 gab er Salomon Hirzel's Verzeichniß einer Goethebibliothek mit musterhafter Ergänzung neu heraus. 1888 behandelte er im Zürcher Neujahrsblatt Goethe's Beziehungen zu Zürich, wo Barbara Schultheß mit großer Liebe geschildert wird. Das Buch „Wieland und Martin und Regula Künzli" 1891, ist für die ganze Zeitgeschichte wichtig, indem Wieland's Schweizer Beziehungen trefflich beleuchtet werden. Wieland's „Geschichte der Gelehrtheit", die H. 1891 herausgab, zeigt des Dichters ernsthafte pädagogische Bemühungen. 1894 gab er eine sorgsame Schilderung von Zschokke, dem damals in Aarau ein Denkmal errichtet wurde. H. war ein Mann von ernstem, strengem Charakter, von lauterer Gesinnung, selbständig und unabhängig. Treu den Ueberlieferungen seines Hauses suchte er mit Vorliebe seine Aufgabe darin, die Beziehungen der großen deutschen Dichter zur Schweiz, überhaupt die geistigen Wechselwirkungen zwischen Deutschland und der Schweiz darzustellen.

Vgl. Daniel Jacoby, Goethejahrbuch 19, 320 ff. — Deutscher Nekrolog 2, 401 ff. — Ferd. Vetter, Euphorion 4, 830 ff. — v. Greyerz, Verhandlungen der Schweizer Gymnasiallehrer 28, 33 f.

Wolfgang Golther.

Höchl: Anton H., Architekturmaler, geboren am 20. Februar 1820 zu München, † am 21. Februar 1897 ebendaselbst. Sein Vater Jakob Höchl (geboren am 5. März 1777, † zu München am 6. Januar 1838) hatte in jungen Jahren die kurfürstliche Akademie besucht und sich der Baukunst gewidmet, auf vielfachen Reisen insbesondere nach Italien sich gebildet und eine große Anzahl kostbarer, fachwissenschaftlicher Werke zusammengebracht, trat als Stadtbaumeister in die Dienste seiner Heimath, wo er, ein tüchtiger Praktiker, eine Menge von öffentlichen und Privatbauten führte, dann aber bei der neuen, unter dem Kronprinzen und nachmaligen König Ludwig I. beginnenden Aera bei den vielen neuen Schöpfungen, als ausführende Hand von Leo v. Klenze und Fr. v. Gärtner als Maurermeister sich bethätigte und sowol auf diesem Wege als auch durch selbst geführte Bauunternehmungen und Nützlichkeitsprojecte, in unausgesetzter, umsichtigster Thätigkeit ein schönes, höchst ansehnliches Vermögen erwarb. Beinahe der ganze Baukörper der Ludwigstraße war sein Werk, auch die Anlage neuer Straßen und ihre Ausschmückung durch gefällige Zinshäuser wußte H. zu bewerkstelligen. So entstanden zahlreiche neue Ansiedlungen vor den damaligen Thoren und Mauern Altmünchens, beispielsweise auf dem riesigen Complex an der Karlstraße, wo der seiner Zeit berühmte „Frohsinn" mit einem allerliebsten Theater, großen Tanz- und Musiksaal alles vereinte, was damals zum guten Ton der mittleren Gesellschaft gehörte. Als dann das erst lustig prosperirende Unternehmen sich auflöste, gestaltete H. das Ganze zu einer Anzahl von schönen und heiteren Miethwohnungen, die trotz der erstaunlich [illegible]n Preise mit der Zeit zu einer wahren Goldgrube heranwuchsen. Jedes [illegible]rnehmen gelang dem umsichtigen Mann, welcher mit Recht sagen konnte, [illegible]abe nächst dem Könige wacker mitgeholfen, das Antlitz der Stadt zu ver[illegible]ern und ihren Bestand über das Doppelte zu erweitern. H. war ein [illegible]mann im ganzen Sinne des Wortes, ein Bürger von echtem, altem

Schlag, wie der alte Pschorr, der Hunderten und Hunderten von Menschen schäftigung und guten Lohn gab, der die höchste Ehre in echte, solide Ar setzte, und der alles auf festen Grund baute und den deshalb niemals der ringste Unfall betraf. Da er überall mit dem besten Beispiel voranging, langte er das Gleiche von jedem, insbesondere von seinem einzigen Sohne. der Vater die Ansicht hegte, daß nicht die Arbeit, sondern der Müßigg schände und jeglichen Lasters Anfang bilde, jedes ehrsame Handwerk aber ei goldenen Boden besitze, so sollte sein Sohn von der Pike auf dasselbe grü lichst nach allen Seiten prakticiren. So mußte der reiche Bürgersohn frühze als Lehrling Mörtel rühren, Wasser und Steine tragen als Maurer, jeder andere im wöchentlich ausbezahlten Tagelohn sich zum „Palier" du arbeiten, wacker zeichnen, Listen führen, Voranschläge berechnen, Grundrisse Durchschnitte anfertigen und alles als praktischer Techniker kennen lernen üben. Der alte Herr hatte auf dem Höhenzuge des rechten Isarufers, ehedem schon Görg von Haselbach das Material zum Bau seiner weitragen Frauenkirche gewann, ein ganzes Königreich des trefflichsten, unergründli Lehmbodens erworben, Ziegeleien und Brennöfen etablirt, die das herrli Material billigst zu liefern vermochten. Alles verstand und erfaßte der Ju prächtig, insbesondere das Rechnen; über dem Zeichnen kam seine künstleri Anlage zum Durchbruch, welche sich in anerkennendster Weise geltend ma So fertigte der „junge Herr" die Modelle zu dem aus gepreßter Ziegel bestehenden Prachtthore des Salinengebäudes in der Ludwigstraße. Man damals nahe daran, in die Fußtapfen der della Robbia zu treten, verfo aber das Princip dieser naheliegenden chromoplastischen Methode nicht wei nicht einmal die glattglänzenden Vorsatzziegel fanden an einem anderen Verwendung, nur die Pflasterstein-Terrakotten kamen später zur Geltu Anton Höchl's technischer Eifer erlahmte nach dem Ableben des Vaters (de schwerfälliges Grabdenkmal auf dem Südlichen Friedhof entwarf Fr. v. Gärt wozu der Bildhauer Peter Schöpf das Portrait-Medaillon lieferte); schüttelte die widerwillig getragene Last ab und wendete sich nun zu den län im Stillen betriebenen Fächern der Musik und Malerei. Der Musik, we als allgemeines Bildungsmittel vom Programm des Vaters nicht ausgeschlo war, hatte schon der Zehnjährige enthusiastisch gehuldigt, und das Spiel Cello, der Bratsche und Flöte nach Möglichkeit cultivirt. Auch gehörte es seinem seligsten Vergnügen, einen Theil des sauerverdienten Wochenlohnes Theater zu tragen und von den Höhen des dortigen Olymp, wo ja die Wirk am herrlichsten erklang, die Freuden eines Concerts oder einer Oper von We Gluck und Mozart zu genießen. Dazu machte er sich, besser Bescheid wiss von „Pamina und Tamino" als Hermann der Wirthssohn vom goldenen Löw „schön" wie die dieser, um am nächsten Morgen im Arbeitskittel am Baup oder im „Bureau" zur Freude des Vaters als der Erste zu erscheinen. Geschäftliche überließ er nunmehr einem wohl erprobten Verwalter und Bu führer, welchem die Mutter, die wie ein Mann ihrem „Seligen" (auch Ru lieb's Pathin gebrauchte schon im X. Saeculum denselben Ausdruck [he von ihrem verstorbenen Gatten) zeitlebens in Rath und That beistand, secundi Die Mutter, die nach außen herb und fahrig, nach dem Tode ihrer frühe v heiratheten und bald verstorbenen Tochter, den einzigen, mit den innigs Diminutiven behandelten Sohn in ihr Herz schloß. Der „Tonerl" beh das Geschäft in der Hand und im Auge, brachte der Führung desselben pers liche Opfer, athmete jetzt aber doch aus freierer Brust, wenn er täglich mehr Stunden unter Leitung des unvergleichlichen Michael Neher (s. A. D. B. XXI 388) die Architekturmalerei zum dilettantischen Lebensberuf erwählte. D

überaus fleißige Lehrer klagte freilich, daß sein Schüler etwas spät sich zur Kunst gewendet und keinen „guten Sitz“ d. h. nicht die gehörige Ausdauer habe, seiner Leistung den gleichmäßigen Schliff der Vollendung zu geben, wogegen H. die Obliegenheiten des „Geschäfts“ betonte, dessen oberste Leitung er treu den Traditionen des Hauses nicht aus der Hand gab. In kleinen Oelbildern und zahlreichen Aquarellen schilderte H. mit derselben diplomatischen Gewissenhaftigkeit wie sein Meister M. Neher, aber mit geringerer Durchbildung des Detail und ohne die Feinheit der Farbe und die weihevolle Stimmung desselben zu erreichen, das alterthümliche Winkelwerk des früheren München; die etwas unebenen und hügeligen Straßen mit dem malerisch verschobenen Durcheinander des kleinlichen, philisterhaften Häusergedränges und dem wechselreichen Façadenschmuck und Zierrath. Auch auf andere kleinere Städte und Märkte, auf die Schlösser und Burgen Altbaierns und Frankens erstreckte H. diese seine Vorliebe. Wenn es ihm nun gelang, das Interesse eines Sammlers, Kunstfreundes, Kenners oder gar eines Kunstvereines oder Bilderhändlers zu erregen, so kannte seine Freude ob solcher artistischen Anerkennung keine Grenzen und das dadurch erworbene Honorar dünkte ihn köstlicher als ein Silberfund oder der Nibelungenhort. Uebrigens geizte er nicht mit seinen Erzeugnissen, er verwendete sie zum beglückten Austausch mit anderen namhaften Collegen oder beschenkte den historischen Verein von Oberbaiern, dessen Bestrebungen seine volle Theilnahme fesselten, das National-Museum und andere Sammlungen auf das freigebigste. Nach dem Aufkommen der Photographie sendete H. oftmals gute Operateurs oder weniger beschäftigte Künstler nach verschiedenen Gegenden zur Aufnahme von interessanten Grabdenkmalen, Sculpturen und Bauwerken von geschichtlicher Bedeutung; er stellte sogar Anfragen an den Ausschuß des „Historischen Vereins von Oberbaiern“ nach etwaigen Wünschen, deren Erfüllung auf seine Kosten ihm besonderes Vergnügen bereitete. Reproductionen davon stiftete er an andere Vereine und wissenschaftliche Sammlungen mit unermüdlicher Liberalität. Wenn dann, was leider auch vorkam, bisweilen der wohlverdiente Dank ausblieb, so entschuldigte er selbst die Herren Vorstände und Directoren durch ihre dringlichen Geschäfte und Arbeitsüberladung. Ein weiterer, höchst beachtenswerther Zug war, daß H. aus reiner Fürsorge für die Arbeiter, seine Ziegeleien auch bei gemindertem Absatz, solange weiter betrieb, bis ihn die neueste Concurrenz und die riesig veränderte Technik auch von dieser herkömmlichen Praxis ablenkten. Dieser geschäftlichen Thätigkeit wegen, wozu wohl auch eine mit dem Alter zunehmende Bequemlichkeit mithalf, verzichtete er auf eine lange geplante Studienreise nach Venedig. Im Jahre 1847 machte H. mit E. Schleich, Spitzweg, Morgenstern u. A. einen Ausflug an den Rhein, wobei H. fleißig zeichnete; ein sorgfältig geführtes Tagebuch berichtet hierüber. Später wagte er mit seiner jungen Frau — er hatte zur Freude seiner Mutter ein ganz armes braves Mädchen erwählt — eine Fahrt nach Paris; die prächtige Stadt mit ihrem rauschenden Leben gewährte für H. gar keine artistische Ausbeute. Dagegen legte H. eine große Gallerie von kleinen Bildern an, worin er fast alle seine Zeitgenossen mit meist sehr werthvollen Arbeiten in handsamer, lehrreicher Weise vereinte. Hierbei mag ihm bisweilen wohl auch die Charitas manches Stück geliefert haben. Einem braven Künstler, welcher ein gutes Bild vergebens ausgeboten hatte, kaufte H. dasselbe ab und bestellte dazu noch ein Gegenstück. Für solche Bestrebungen hatte er zeitweise eine höchst freigebige, aber doch nicht immer glückliche Hand. Einem vergessenen Marinemaler griff er bei dessen Atelier- und Garderobe-Nöthen mannhaft unter die Arme, wußte das Interesse anderer Kunstfreunde darauf zu lenken und hielt denselben buchstäblich über dem Wasser,

ein Verfahren, welches dem Betroffenen wohl nie zum Bewußtsein kam. Außer dem pflegte H. eine gemüthliche Hausmusik, wozu er kundige Meister einlu und mit überraschend tiefer Empfindung mitspielte. Auch geschichtlichen Studie oblag er gern, durch ein nie versagendes, treues Zahlen- und Datengedächtni unterstützt. H. hatte sich ein am Reste eines ehedem gewaltigen, weitverzweigte Stadtwaldes liegendes, einsames, zu seiner Ziegelei gehöriges Herrenhaus „Am Priel" (bei Bogenhausen) zu einem friedlichen Tusculum etablirt, von wo au er täglich „zu seinen Leuten sah" d. h. seine Arbeiter und Bauten zu Pferd oder in einem Landwägelchen inspicirte und seine Mutter in ihrem in de Stadt befindlichen Wittwensitz besuchte. Die Abende verbrachte er meist im stillen „Tivoli" des sogen. Englischen Gartens, wo er zu einer frugalen Collation einige Collegen oder weiteren Freunde sammelte, welche oft in späte Nacht mit Laternen bewaffnet in die Stadt zurückstapfen mußten, während e in sein stilles Haus heimfuhr. In ziemlich regelmäßigen Zwischenräume gastete H. bei den allen Betheiligten unvergeßlichen abendlichen Symposien i Palais des Herzogs Maximilian, welcher den sonst so stillen Mann seiner g diegenen Eigenschaften wegen schätzte und seine Theilnahme auch auf dess alte Mutter übertrug, welche er alljährlich dreimal durch seinen Besuch b glückte und die solche gnädige Attention mit derselben Freude aufnahm, w die „Frau Rat" und „Aya" in Frankfurt die weimarischen Hofbesuche. Ei mal veranstaltete H. auch eine glänzende hausmusikalische Soirée, die sich z allgemeinen Freude in eine Matinée extemporisirte, sodaß der Herzog erst Morgen den fröhlichen Kreis verließ. In seinem vielhundertjährigen Wa heiligthum stellte H. eine von Heinrich Natter gemeißelte, originelle Wuot Statue auf, welche merkwürdiger Weise Glück und Namen des Künstlers gründete. Trotz Höchl's prosaischer Aeußerlichkeit saß ihm doch ein feiner, künstlerischer Kobold im Nacken, der aber durch einige Zwischenfälle verdrä wurde. Auf einer seiner mit pünktlicher Pedanterie eingehaltenen nächtli Heimfahrten aus der Stadt, überfielen den Wagen des harmlosen Mannes, keinen Feind zu haben wähnte, vier Strolche, vor deren Hinterlist nur die Geis gegenwart des Kutschers seinen nie bewaffneten Herrn rettete, der nun plötz verschüchtert, sich doch nicht entschließen konnte, seine immer bereitstehende St wohnung zu beziehen, sondern sich ganz in seine ländliche Einsamkeit abschloß, der 1893 erfolgte Tod seiner Gattin alle seine bisherige Lebensweise lähm H. verschwand ganz in der Stille seines Hauses, besuchte nicht einmal m seinen weitläufigen Garten, noch weniger den nahe liegenden Waldfrieden, ka einigen Auserwählten und diesen nur bisweilen einen kurzen Zutritt gewähre vielfach geplagt von den wirklichen oder auch eingebildeten Zufällen und Lau des Alters, bis er ohne besondere Krankheit den unabänderlichen Gesetzen Natur erlag.

Sein umfangreiches Vermögen und die Verwaltung desselben hatte i sicherlich mehr Kummer, Sorgen und Verdruß als Vergnügen oder Genuß reitet. Zu seinen weiteren Charakterzügen gehörte eine ausgebreitete, a vielfach mißbrauchte oder schlechten Dank einbringende Mildthätigkeit, die trotz den ärgerlichsten Erfahrungen doch nicht einstellte. Dann die unerhö Noblesse, daß er die zahlreichen Insassen seiner Häuser in der Wohnung miethe niemals steigerte. Mit großer Gewissenhaftigkeit pflegte er seit sei frühesten Jugend bis in seine letzten Monate ein Tagebuch zu führen, welches er stets das jeweilige Wetter, etwaige Todesfälle berühmter oder b kannter Personen eintrug, immer mit äußerster Bündigkeit eine stets zutreffen Charakteristik verbindend. Dazu wurden Naturereignisse und Brände ve zeichnet; der Besuch von Concerten, Opern und Schauspielen; die Grundstei

egung und Hebeweinfeier der väterlichen Bauten; die Reihe seiner eigenen Bilder und deren Käufer u. s. w. Sie bilden in doppelter Redaction eine leine Bibliothek, welche H. nebst vielen anderen Büchern und Werken aus dem Nachlasse seines Vaters dem Historischen Verein von Oberbaiern vermachte. Eine Bearbeitung und Herausgabe dieser Tagebücher ist beabsichtigt. Sein ausführliches Testament verzeichnet eine Menge kleiner Legate an Vereine und nützliche Gesellschaften. Seinen Waldfrieden mit der Wuotan-Statue erbte der Magistrat; die vorerwähnte Bildergalerie überließ H. großmüthig zur beliebigen Auswahl der im Privatbesitze des königl. Hauses stehenden „Neuen Pinakothek", welche mit den Hauptstücken derselben ein ganzes Cabinet ausstattete.

Vgl. Abendblatt 54 „Allgemeine Zeitung" vom 23. Februar 1897. — Kunstvereinsbericht f. 1897, S. 73 ff. — Morgenblatt 91 „Neueste Nachrichten" 25. Februar 1897. — Bettelheim, Jahrbuch 1898, S. 183 ff.

Hyac. Holland.

Hodermann: Richard H., Litterar-, Theater- und Culturhistoriker, wurde am 8. Novbr. 1868 zu Gotha als Sohn eines eingesessenen angesehenen Buchbindermeisters geboren. Er genoß daselbst eine vortreffliche Erziehung und erhielt als Gymnasiast bleibende Eindrücke von seinem Geschichtslehrer Prof. Schulz, welcher ihm später für das große Sammel-Prachtwerk über „Thüringen" sein eigenes Kapitel „Thüringer Schlösser" übergeben hat, sowie von dem geistvollen philosophischen Kopf Prof. Kurd Laßwitz, seinem Mathematiklehrer. Regelmäßiger Besuch des ausgezeichneten Hoftheaters und nähere Beziehungen zu dessen sowie zu der vielseitigen herzoglichen Kunst-, Alterthümer- und Büchersammlungen leitenden Persönlichkeiten, in Summa das gesammte reiche geistige Leben der Vaterstadt hatten den Gesichtskreis des lebhaften Geistes schon geweitet, als ihm seit 1888 nach ehrenvollst absolvirtem Maturitätsexamen das Studium der „schönen Wissenschaften" — wie er selbst gern sagte — d. h. der deutschen Sprache, Litteratur, Geschichte und Culturgeschichte an der Universität Leipzig eine ganz neue Welt eröffnete. Namentlich Rudolf Hildebrand's, des geist- und kenntnißreichen Germanisten, Belehrung, zumal in seinem Privatissimum, hat Hodermann's wissenschaftlicher Anschauungsweise die Richtung gegeben. Im übrigen nutzte H. die so verschiedenartigen litterarisch-künstlerischen Anregungen, deren das Bildungscentrum „Pleiß-Athen" so viele birgt, nach Kräften aus und genoß in fidelem, nichts weniger als einseitigem Burschenkreise auch das gesellige Leben in vollen Zügen. Noch als Leipziger Student 1889 stellte er als Bändchen I einer geplanten Serie „Bilder aus dem deutschen Leben des 17. Jahrhunderts" die prächtig gelungene Erneuerung „Eine vornehme Gesellschaft. (Nach Harsdörffer's Gesprächspielen.) Mit einem Neudrucke der Schutzschrift für die Teutsche Spracharbeit" (1890) zusammen. Diese den theuern Eltern zur Silberhochzeit dargebrachte Erstlingsprobe seiner innigen Beschäftigung mit deutscher Sprache, Poesie und Art veranlaßte den „Pegnesischen Blumenorden" zu Nürnberg, ihn bei Gelegenheit des 250 jährigen Jubiläums zum correspondirenden Mitglied zu ernennen. Nach einer Reise durch Sachsen und die Sächsische Schweiz ging er Ostern 1890, wie anfänglich ein Semester, an seine Landesuniversität Jena, wo beide Vertreter der Germanistik, Friedrich Kluge und Berthold Litzmann, sehr wohlthätigen Einfluß auf seine etwas ungeregelte Arbeitsweise gewannen. Aus des ersteren Seminar ging die Doctordissertation über „Universitätsvorlesungen in deutscher Sprache um die Wende des 17. Jahrhunderts" (1891) hervor, eine an sprachlichen Beobachtungen und culturhistorischen Schlüssen übervolle gedrängte Bearbeitung eines fleißig gesammelten Stoffes, die ihm im Mai 1891 den philosophischen Doctorgrad zu Jena verschaffte und 1895 in einem umsichtigen Nachtrag „Universitätsvorlesungen in

deutscher Sprache. Christian Thomasius, seine Vorgänger und Nachfol
in den „Wissenschaftlichen Beiheften zur Zeitschrift des allgemeinen deut
Sprachvereins". Heft VIII, S. 99—115, kundig ergänzt wurde. Aber
damals nagte die furchtbare Krankheit an seinem Lebensmarke, die dem frisc
frohgemuthen Jünglinge so früh den Tod bringen sollte: von Decem
1890 bis März 1891 lag er im Landeskrankenhaus zu Jena und hoffte d
Koch's Tuberculin in den ersten Stadien der Schwindsucht noch geheilt
werden. Mit einem Reisestipendium Herzog Ernst's II., seines Landesh
von 300 Mark ausgerüstet, reiste er 1891 nach Italien und Sicilien,
darauf, nachdem er in Gotha seine Studien fortgesetzt, zum zweiten M
mußte jedoch in Palermo, vom Fieber gepackt, rasch heimkehren. Seitdem
er sich auf die Dauer in der Heimathstadt niedergelassen und ihr seine g
Liebe und Anhänglichkeit bezeugt, indem er die Ueberzahl seiner außeror
lich vielen und vielseitigen litterarischen Arbeiten an Gotha und dessen geist
Leben in Vergangenheit wie Gegenwart angeknüpft hat. Das Lungenlei
zu dessen Beseitigung er das südliche Klima vergebens aufgesucht hatte,
fürder nicht locker, warf ihn wiederholt für länger aufs Krankenlager,
daß er sich ergeben wollte. Unter aufopferndster Pflege seiner zärtlich
ehrten Mutter erholte sich der junge Kämpfer für Schönheit und Wärm
Cultur und Leben scheinbar immer wieder, bis auch ihm die gesteigerte
artigkeit des Zustands jede Hoffnung benahm und er im Vollbewußtsein se
traurigen Schicksals am 16. September 1897 gefaßt verschied, noch
29 Jahre alt; am 14. abends hatte er einen Aufsatz über die ehrwür
Herzogin Alexandrine mit seinen letzten Schriftzügen abgeschlossen: „Die L
währet ewiglich!"

In rastloser, bisweilen erstaunlich weit ausschauender Arbeit hat der h
fliegende und doch hinwiederum sich liebevoll ins Kleine vertiefende Geist di
hervorragend begabten Litterar- und Culturhistorikers sich getummelt.
den litterarischen, künstlerischen, überhaupt allen schöngeistigen Bestrebun
Gothas, auch mit dessen öffentlichem Leben, besonders auf humanitärem
localgeschichtlichem Gebiete, war H. aufs engste verknüpft und hat da als
ermüdlicher, ebenso sachbewanderter wie feinsinniger Kritiker, Chroniqu
rückschauender Historiker eine höchst fruchtbare publicistische Wirksamkeit
faltet. Vor allem im „Gothaischen Tageblatt", daneben in den „Got
Neuesten Nachrichten" u. a. einheimischen Zeitungen, auch Coburgs, haben
Neunziger Jahre ungezählte kürzere und längere Beiträge obenbezeichneter
aus seiner Feder gestanden. Der „Wartburg-Herold. Mitteilungen ü
Thüringer Land und Leute" hat 1896/97 von H. nette Aufsätze über „Got
Schlösser und Schlößchen" und „Aus dem alten Schloßtheater zu Got
gebracht. Auch die „Illustrierte Zeitung", „Ueber Land und Meer", „Wie
Kunstchronik", „Der Sammler", „Musikalisches Wochenblatt" u. a. Journ
öffneten dem fesselnden und gewandten Schriftsteller bereitwillig ihre Spal
Denn leider mußte er sich öfters längere Zeit auf derartige Kleinarbeit
schränken, da die Rückfälle in seiner schwankenden Gesundheit die mehrmalige A
sicht bei Kunst- und Alterthümersammlungen (Coburg, Nürnberg) oder Bib
theken (Gotha, Coburg) ins Amt zu treten, immer zerstörten und auch
vorschwebenden umfänglicheren litterarischen Publicationen wiederholt hint
hielten. Doch ist's ihm immerhin gelungen, ein paar abgerundetere Arbei
abzuschließen und in Druck zu bringen. Das sind nach der originellen Dicht
mit litterarhistorischen Anmerkungen „Goldener Hochzeitszauber. Epilog zur g
denen Hochzeit des Weimarer Fürstenpaares" (1892), das wie eine Plauderei fl
heruntergeschriebene, originelle Büchlein über „Schloß Friedenstein 1643—189

(1893), den imposanten erinnerungsstrotzenden Gothaer Residenzbau; [Gothaer] „Theatergeschichtliche Erinnerungen" von [1669]; dann seine Hauptleistung, die überaus gründliche und materialienreiche „Geschichte des Gothaischen Hoftheaters 1775—1779. Nach den Quellen", in der Monographien-Sammlung seines akademischen Lehrers B. Litzmann „Theatergeschichtliche Forschungen" Band X, eine actengetreue Darstellung eines höchst merkwürdigen Abschnitts deutscher Bühnenhistorie, in der Ekhof, daneben Iffland u. a. bedeutsame Rollen spielen; endlich „Georg Benda. Eine Gelegenheitsschrift. Mit Benutzung des Oberhofmarschallamtsarchives zu Gotha. Im Anhang: Seyler's Contract und Benda's Verzeichniß seiner Gothaer Werke" (1895), eine Studie über den Gothaer Hofcapellmeister G. Benda († 1795) in der Musikgeschichte. Auf Grund der vorstehenden Veröffentlichungen wurde H. eingeladen, die Coburger Hoftheater-Gesellschaft bei ihrem Gastspiel in London als Correspondent zu begleiten, und er berichtete über die Theilnahme an dieser glänzend verlaufenen Tournée im Juni und Juli 1895 in regelmäßigen Briefen vornehmlich in der „Coburger Zeitung"; Herzog Alfred verlieh H. dafür die Medaille für Kunst und Wissenschaft und die Hoftheaterintendanz erkannte ausdrücklich die geschickte und taktvolle Lösung der schwierigen Aufgabe an, der eine Reihe vortrefflicher Stimmungsbilder aus der Riesenmetropole an der Themse entsprungen sind. Auch als Gelegenheitspoet bei Theater- und Wohlthätigkeitsvorstellungen der Heimath hat der dichterisch mit Schwung und Ideenfülle Begabte seine Muse reden lassen. Dabei kam die ihm innewohnende geniale Art wiederholt deutlich zum Durchbruch, die sonst der Ernst culturhistorischer u. ä. Auseinandersetzung, wenn nicht der Druck körperlicher Qual zurückgehalten hat. Was hätte der Wissens- und Plänevolle noch schaffen können!

Die verstreuten kleinen Aufsätze und Artikel nebst Lebensdaten u. s. w. wurden mir, dem Leipziger Studienfreunde, durch Hodermann's Mutter zugänglich. Würdige Lebens- und Charakterskizze im „Gothaischen Tagebl." Nr. 217 (16. Spt.) 1897; kurzer Nachruf mit wärmster Anerkennung seiner Leistungen i. d. „Beil. z. Allg. Ztg." 1897 Nr. 210 (18. Spt.) S. 8; Lebensdaten bei Frz. Brümmer, Lex. d. dtsch. Dicht. u. Pros. d. 19. Jhs.[4 u. 5] II, 178 u. 516; Bibliographie Kürschner's Litteraturkldr. XX, 555. Zu den Werken, die vielfach besprochen und durchweg hoch gelobt wurden, vgl. L. Fränkel für das Debüt, das Harsdörffer-Büchel, i. d. Ztschr. f. d. dtsch. Unterr. IV, 393; für die „Gesch. d. Goth. Hoftheaters" statt aller die Inhaltsbesprechung i. „Litteraturbl. f. germ. u. rom. Philolog." XVIII, Sp. 158 ff. Vgl. Grenzboten 49, 136; D. Protest.bl. 26, 117. Ludwig Fränkel.

Hofer: Johannes Ludwig H., Bildhauer, geboren am 20. Juni 1801 in Ludwigsburg. Aus dürftigen Verhältnissen hervorgegangen kam der kunstbegabte Knabe als Lehrling in das Atelier des noch aus den Zeiten Herzog Karl Eugen's übrig gebliebenen Hofbildhauers Isopi. Von dort kam H. als Stuckatorgeselle im J. 1814 nach München, wohin der Bau der Glyptothek viele Arbeiter anzog. Der Architekt derselben, Klenze, der den jungen Mann als Ornamentformer zu schätzen wußte, veranlaßte ihn, sich auch als Steinbildhauer beschäftigen zu lassen, was auch geschah; ein Streithandel mit einem Italiener trieb ihn 1823, obwol er noch lohnende Arbeit hatte, nach Rom in Gemeinschaft des Dannecker-Schülers Th. Wagner. Dort gelang es ihm unerwartet schnell in dem Atelier Thorwaldsen's Beschäftigung zu erhalten und sich vom Former und Gießer zum Marmorarbeiter und Künstler aufzuschwingen. Fünf Jahre blieb er in diesem Verhältniß; in dieser Zeit schuf er seine erste selbständige Arbeit, ein Basrelief mit Achill und Chiron, welches 1827 der württembergische Kunstverein angekauft hat. 1838 kehrte er in die Heimath

zurück und brachte eine Arbeit „Psyche“ mit, welche König Wilhelm ankaufte. Damit hatte er sein Glück gemacht; der König, welcher bis dahin den größeren Theil seiner Aufträge dem Bildhauer Wagner zugetheilt hatte, der inzwischen Professor an der Stuttgarter Kunstschule geworden war, wandte seine Gunst nunmehr dem Neuankömmling zu. Schon länger plante der König, nach dem Vorbild der Dioskuren von Monte Cavallo, Pferdegruppen im kgl. Schloßgarten aufstellen zu lassen. H. erhielt den Auftrag im J. 1842. Anderthalb Jahre verwendete er auf die Modelle, wozu ihm die schönsten Thiere des kgl. Privatgestüts zur Verfügung standen. Zur Ausarbeitung in Marmor brachte H. drei Jahre in Carrara zu. Die Ueberführung der fertigen Werke zu Schiff von Livorno über Rotterdam, den Rhein und Neckar herauf bis Cannstatt war schwierig, gelang aber ohne Zwischenfälle; 1848 wurden die Gruppen aufgestellt, fanden aber beim Publicum nur getheilten Beifall. In der That verdient aber das Werk, besonders als treffliche Leistung inbezug auf die Charakterisirung der arabischen Pferderassen alles Lob. Zugleich mit den Pferdegruppen brachte H. aus Carrara die Hylasgruppe mit, welche 1850 ebenfalls im kgl. Schloßgarten am untern See aufgestellt wurde.

Mit den bisher aufgeführten Arbeiten hatte sich der Künstler in der Gunst König Wilhelm's so befestigt, daß er zum Hofbildhauer ernannt wurde. Ein weiterer schöner Auftrag erfolgte 1853, indem ihm der König die Ausführung einer ganzen Reihe von Marmorcopien nach Antiken und einiger moderner Werke übertrug, welche ebenfalls im Schloßgarten aufgestellt wurden. Ferner erhielt er die Bestellung für eine Reiterstatue Herzog Eberhard's im Bart, welche der König 1859 im Hofe des kgl. Residenzschlosses aufstellen ließ, die aber später auf Befehl des Königs Karl in das alte Schloß versetzt wurde. In die letzten Lebensjahre König Wilhelm's fällt noch die ursprünglich als Victoria gedachte Concordia auf der Jubiläumssäule (1863) und der nach dem Originale von Giovanni di Bologna modellirte Mercur auf dem ehemaligen Wasserthürmchen an der Nordostecke der „Alten Kanzlei“.

Nach dem Tode des Königs beschäftigte sich der Meister mit allerlei Entwürfen und führte unter anderem eine Proserpina-Gruppe aus, die er dem König Karl zum Geschenk machte. Ein neues Werk unternahm der 70jährige, der an den deutschen Siegen 1870/71 regen Antheil nahm, mit der Schöpfung einer Kriegergruppe, zu der ihm der Tod der beiden Grafen v. Taube in der Schlacht von Champigny Anlaß bot. Das Werk wurde 1885 als Kriegerdenkmal im Geburtsort des Vaters des Künstlers, Pleidelsheim, aufgestellt. Der Stadt Ludwigsburg schenkte H. 1882 eine Schillerstatue, die ursprünglich für Marbach bestimmt war, dort aber keinen Anklang fand. 1884 wurde im Hofe des kgl. Kunstgebäudes in Stuttgart, die Reiterstatue K. Wilhelm's enthüllt, welche der Künstler zum Andenken an seinen königlichen Gönner in München in Erz gießen ließ. Die kurze Zeit der völligen Ruhe verlebte der Greis ohne schwerere Beschwerden des Alters. Noch im Sommer 1886 sahen ihn seine Freunde in Baden-Baden in voller Munterkeit des Geistes. Doch von da an nahmen seine Kräfte allmählich ab, am 6. März 1887 traf ihn ein Schlaganfall, welcher zwei Tage darauf seinem Leben ein Ende machte.

H. besaß ein starkes Künstlerbewußtsein, das sich aber nach seinen eigenen Aeußerungen mehr auf seine Technik, als auf die Einbildung schöpferischer Kraft stützte. Vor den größten Meistern seiner Kunst beugte er willig sein Haupt; über technisches Unvermögen mancher neuerer Kunstgenossen konnte er mit scharfer Zunge reden. Seine näheren Freunde rühmen sein gutes Herz, seinen in den verschiedensten Lebenslagen unverzagten Sinn. Die Kunstgeschichte muß ihn als Marmorarbeiter neben die neueren Italiener stellen;

erdebildner wird sie ihm unter den Künstlern aller Zeiten einen ehren-
Rang anweisen.

Wintterlin, Württembergische Künstler in Lebensbildern, 1895.

Max Bach.

oefer: Karl Gustav Albert H., Forscher auf den Gebieten der ver-
nden Sprachwissenschaft und der deutschen, besonders der niederdeutschen
ogie, geboren zu Greifswald am 2. October 1812, † daselbst am 9. Ja-
1883. (Vgl. den folgenden Artikel Edmund H.) Als zweiter Sohn des
gerichtsdirectors Dr. Karl Andreas H. und seiner Frau Christiane Sophie
geb. Waldeck, der Schwägerin von K. G. Gauß, erhielt er im elterlichen
vielfache Anregung, besonderen Einfluß übte seine Großmutter, die geist-
Hofräthin Waldeck auf ihn. Das Gymnasium seiner Vaterstadt verließ
t dem Zeugnisse der Reife am 17. April 1832. Gerühmt werden sein
her Ernst, seine Zurückgezogenheit, sein gleichmäßiger musterhafter Fleiß,
seine ausgezeichneten, fast gelehrten Kenntnisse der alten Sprachen.
ger günstig lautet das Urtheil im Deutschen: „Er hat sich oft die Auf-
für seine Kraft zu hoch gesteckt und sie hat mehr das Wollen als das
en bekundet. Gedankengehalt im Einzelnen und Ordnung im Ganzen
nie gefehlt. In dem Vortrage und in den Sprachformen sind mehr und
ger Dunkelheit, Ueberflüssiges und sonst Verfehltes zu rügen gewesen".
udirte darauf je zwei Semester in Greifswald und Göttingen, dann noch
Semester in Berlin Sprachwissenschaft, classische und orientalische, indische
deutsche Philologie, besonders angeregt von Schoemann, Kosegarten, K. O.
er, H. Ewald, J. Grimm, G. F. Benecke, A. Boeckh, K. Lachmann und
Bopp. Letzterem widmete er 1836 seine Erstlingsarbeit, Untersuchungen
den Prakritdialekt, auf Grund deren (propter eximiam literarum orien-
n cognitionem dissertatione de pracrita dialecto comprobatam) er am
April 1837 von der philosophischen Facultät der Universität Königsberg
Doctor promovirt wurde. Am 1. August 1838 habilitirte er sich mit
Vorlesung „De studio etymologico recte instituendo" an der Berliner
ersität für Sanskrit, Sprachvergleichung und altdeutsche Philologie. 1839
n sein erstes größeres Werk „Beiträge zur Etymologie und vergleichenden
mmatik der Hauptsprachen des Indogermanischen Stammes. I. Band:
Lautlehre", „den Manen Wilhelm von Humboldts in Ehrfurcht gewidmet",
das er sich aufs vortheilhafteste als feinsinniger Sprachforscher aus der
le Fr. Bopp's und J. Grimm's einführte. Daher wurde er schon am
uli 1840 zur „Anerkennung seiner bisherigen wissenschaftlichen Leistungen
seines beifallswerthen wissenschaftlichen Strebens" als außerordentlicher
essor für das Fach der orientalischen Sprachen, der vergleichenden Sprach-
nschaft und der altdeutschen Philologie nach Greifswald berufen. Ungern
ß er Berlin, nachdem er seine etymologisch-syntaktische Abhandlung vom
nitiv, besonders im Sanskrit, die als Probe und Vorläufer einer Sans-
ntax auftrat, druckfertig gemacht. Gleich nach dem ersten Semester in
fswald ließ er sich beurlauben und ging mit einem Staatsstipendium nach
on, um an den Schätzen des East India House seine Sanskritstudien zu
itern und zu vertiefen. Er war bis zum Herbste 1842 in England, wo
ch bleibende Verdienste um die indischen Studien erwarb. Unterstützt von
n Gönnern, A. v. Humboldt und J. v. Bunsen, bewirkte er es, daß
g Friedrich Wilhelm IV. die werthvollen Sanskrithandschriften des Sir
ert Chambers für die kgl. Bibliothek in Berlin ankaufte, die so eine der
tendsten Sammlungen von Sanskrithandschriften gewann. Die Katalogi-

sirung dieser Handschriften beschäftigte H. bis zum Herbste 1844 in Ber
Seine wohlgelungenen Uebersetzungen aus dem Indischen, der „Urwasi K
dasas“, 1837, und die „Indischen Gedichte in Nachbildungen“, 1841 u. 18
fanden bei den Kennern und bei dem größeren Publicum großen Beifall.
galt als einer der Hauptvertreter der indischen Philologie und hatte A
sichten, der Nachfolger des damals kränkelnden Bopp zu werden. Da
diese Hoffnung nicht erfüllte, mußte H. mit dem Wintersemester 1844/5 s
Greifswalder Lehrthätigkeit wieder aufnehmen. Er begründete in Greifsw
1845 die erste „Zeitschrift für die Wissenschaft der Sprache“, für die
Beiträge der angesehensten Fachgenossen zuflossen. Leider scheiterte der vi
Band 1853 an der Theilnahm- oder Mittellosigkeit des Verlegers.
15. Mai 1847 wurde H. in Greifswald ordentlicher Professor und zwar
das Fach der orientalischen Sprachen und der vergleichenden Sprachwissensch
Mit ausgesprochener Vorliebe hielt er grammatische Vorlesungen auf dem
biete des Sanskrit, Lateinischen und Deutschen, erklärte ausgewählte Pro
aus dem Althochdeutschen, dem Mittelhochdeutschen, das Nibelungenlied,
Gedichte Walther's von der Vogelweide, Hartmann's Gregorius, den Beow
und den Heliand. Knappe litterarhistorische Bemerkungen eröffneten d
Interpretationsvorlesungen, zu einer eingehenden Behandlung der deutsc
Litteraturgeschichte konnte er sich nie entschließen. Als Mitglied der wiss
schaftlichen Prüfungscommission wirkte H. fast zwanzig Jahre hindurch
großer Milde und Sachlichkeit, die er auch in seinem Decanat 1858/9 und
seinem Rectorat 1860/61 bethätigte. 1873 veranlaßte er durch seine Ablehn
einer ferneren Betheiligung an der wissenschaftlichen Prüfungscommission
Begründung eines Ordinariates für deutsche Philologie an der Universi
Greifswald. Am 24. April 1878 entschloß er sich, seine definitive Entlass
zu fordern. In seiner Eingabe heißt es: „Ich bin allmählich je älter d
kränker und müder geworden und fühle deutlich, daß ich meinem Amte n
mehr vorstehen kann und mag. Denn ich leide u. A. an Brust und H
und vermag lange schon nicht ohne Beschwerde anhaltend zu sprechen. Un
diesen Umständen, von allem Anderen ganz abgesehen, schien es mir län
unabweisbare Pflicht und Nothwendigkeit, meine definitive Entlassung zu f
dern und ich muß auch jetzt bei diesem Entschlusse beharren, es wäre de
daß Ew. Excellenz mir zunächst noch versuchsweise für das ohnehin k
Sommersemester einen vollständigen Urlaub gewähren wollten, der sich ja v
leicht doch für meine Gesundheit besonders vortheilhaft erweisen möchte“.
Rücksicht auf seine Gesundheit zwang H., sich immer aufs neue beurlauben
lassen, bis er am 30. November 1880 auf seinen Antrag von allen akade
schen Verpflichtungen dispensirt wurde. Er lebte seitdem, soweit seine Le
es gestatteten, seinen niederdeutschen Studien, durch die er sich ganz besond
Beachtung werth gemacht hat.

Schon früh wandte H., der von frühester Jugend an in seinem Elt
hause plattdeutsch sprechen und lieben gelernt, seine volle Aufmerksam
der niederdeutschen Volkskunde zu. Nach umfassenden Untersuchungen
das gesammte Niederdeutsche wollte er zunächst ein Pommersches Idiot
veröffentlichen. Herbst 1838 forderte er in Nr. 72 der Sundine zur
gemeinen Unterstützung dieses Unternehmens auf, das den im Munde
Volkes erhaltenen Sprachschatz in möglichster Vollständigkeit umfassen und
der Hand des fleißigen und sorgsamen „Platt-Deutschen Wörterbuchs nach
alten und neuen Pommerschen und Rügischen Mundart“ von J. C. Däh
sprachwissenschaftlich bearbeiten sollte. Im Anhang sollten alte Sprichwör
Aberglauben, Lieder und dergleichen beigefügt werden, als Proben der Mu

d als Beitrag zur Geschichte der Entwicklung und Fortbildung des
n Volksliedes. Fast gleichzeitig trat J. G. L. Kosegarten mit dem
ines „Allgemeinen Wörterbuchs der niederdeutschen oder plattdeutschen
e älterer und neuerer Zeit" hervor, deren erste Lieferung aber nicht
wie versprochen, sondern erst 1856 herauskam. H. ließ jetzt seine
chen Pläne, das Pommersche Idiotikon und ein mittelniederdeutsches
buch bei Seite und beschränkte sich auf die Veröffentlichung der sicheren
isse seiner niederdeutschen Forschungen in verschiedenen wissenschaftlichen
iften. Von seiner Arbeit über Entstehung und Entwicklung des deut-
olksliedes erschien nicht einmal der geplante Vorläufer „Das Lied von
i Königskindern in 15 verschiedenen germanischen Sprachen und Mund-
als Probe historisch-kritischer Behandlung des Volksliedes". Um der
enten Nichtachtung des Niederdeutschen entgegenzuwirken, begründete H.
die „Denkmäler der niederdeutschen Sprache und Litteratur nach alten
 und Handschriften", die aber schon nach dem zweiten Bändchen infolge
ergielosigkeit des banausischen Verlegers ins Stocken geriethen. Später
tigte H. noch eine Sammlung von Erzählungen aus Korner's nieder-
er Chronik nach der hannoverschen Handschrift herauszugeben. Seine
e Genauigkeit ließ ihn auch hier nicht zum Abschluß gelangen. Am
 ist zu beklagen, daß er infolge zunehmender Kränklichkeit seine schönen
schen Pläne nicht verwirklichen konnte. Selten ist jemand während
Lebens so falsch beurtheilt worden wie H. Auch er war von Hause aus
bensfrohe offene Natur, zog sich aber infolge mancher Enttäuschungen
über Lebenserfahrungen je länger je mehr zurück. Eine unerwiderte
sneigung, der er seit seiner Göttinger Studienzeit treu geblieben, ver-
 seit 1844 sein Leben. So erklären sich leicht die folgenden Strophen
der zweiten Lese seiner „Indischen Gedichte in deutschen Nachbildungen":

> Blumen hab' ich hier und dort gelesen,
> In der Heimath, fern am heil'gen Flusse,
> Nicht zu prunken, nein! das liebste Wesen
> Zu erfreun mit holdem Frühlingsgruße.
>
> Hab' Ihr manchen bunten Strauß gewunden,
> Dacht' Ihr manche reife Frucht zu brechen,
> Sonnenlicht, wie bald bist du verschwunden!
> Früchte hofft' ich, wo nun Dornen stechen.

eb unverheirathet. Seine einzige Freude war die emsige, unablässige
, bis schwere körperliche Leiden ihm auch diesen Trost nahmen. Er be-
 für sich wenig und war beglückt in dem Gedanken, durch seine Erspar-
uch nach seinem Tode noch wohlzuthun.

Nach Briefen und Tagebuchaufzeichnungen Alb. Hoefer's. — Vgl. meine
rologe im Biographischen Jahrbuch f. Alterthumskunde, hsg. von Iwan
ller, VII (1885), S. 99 ff., im Jahrbuch des Vereins f. niederdeutsche
rachforschung X (1885), S. 148 ff. Al. Reifferscheid.

Hoefer: Edmund Franz Andreas H., einer der besten Novellisten aus
weiten Hälfte des 19. Jahrhunderts und namhafter Litterarhistoriker,
n am 15. October 1819 zu Greifswald, † am 22. Mai 1882 zu
tatt. Jüngerer Bruder des Vorigen, von dem er sich in jeder Hinsicht
chied. Während jener ernst und verschlossen sich und Anderen das Leben
hig erschwerte, dabei leicht empfindlich und mißtrauisch war, hatte dieser
ichtes und frohes Gemüth und gewann sich ohne Mühe durch seine
heit und Herzlichkeit die Zuneigung und das Vertrauen Aller, mit denen

das Leben ihn zusammenführte. Er verband in seinem ganzen Wesen d
poetische Natur der Mutter und die edle Humanität des Vaters. Direct üb
die Mutter, die stets leidend und ernstlich krank war, keinen Einfluß a
ihren jüngsten Sohn, der sich umso mehr an den Vater, soweit es desse
Beruf erlaubte, anschloß. Der Vater betrieb neben seiner Fachwissenschaf
Geschichte und Philologie mit Hingebung, war ein leidenschaftlicher Samml
von Curiositäten und daneben ein großer Naturfreund, als Richter war
überaus milde und suchte stets die streitenden Parteien zu versöhnen. Edmun
verherrlichte ihn später in der Person des alten Friedensherrn, des Senator
und langjährigen Stadtrichters Michael Wohlgemut seines Romans „Ei
Findling". Die Schilderung des Frühaufstehens, der kostbaren Liebhabereie
Wohlgemut's, besonders seiner Vorliebe für lebendige Wesen aller Art, di
seine Wohnräume zu einem zoologischen Garten machten, ihn aber trotz ihre
furchtbaren Lärmens weder bei der Unterhaltung noch bei der Arbeit störten
paßt genau auf Hoefer's Vater. Der Bau des Hauses entspricht in allen
wesentlichen dem des Elternhauses Hoefer's. Wie dort für Emmerich, wir
es auch für diesen der stolzeste Tag seines Lebens gewesen sein, als er an
seinem neunten Geburtstage zum Premierminister des ganzen Vogelreiche
ernannt wurde. So lassen sich ungezwungen eine ganze Reihe wichtiger Züg
und Motive in Hoefer's späteren Erzählungen auf eigene Erlebnisse zurück
führen. Er begleitete den Vater auf seinen zahlreichen Ausfahrten und wurd
von ihm, der Pflanzen und Gethier wie ein Fachmann kannte, in das voll
Verständniß des Lebens der Natur eingeführt und zu genauen Beobachtunge
angeleitet. So lernte er frühe seine Heimath, die Eigenart von Land und Leute
richtig kennen und beurtheilen. Weniger gefielen ihm anfangs seine Gymnasial
studien, er unterbrach sie sogar, um in Ludwig Bamberg's Buchhandlung al
Lehrling einzutreten. Allein dort behagte es ihm noch weniger und er kehrt
daher bald zum Gymnasium zurück, das er am 15. März 1839 mit de
Zeugnisse der Reife verließ. Er war allmählich ein musterhafter Schüler ge
worden, der sich stets der Liebe und Achtung seiner Mitschüler sowol als seine
Lehrer zu erfreuen hatte. Wiewol mit guten Anlagen ausgestattet, hatte e
doch in den oberen Classen mit einer gewissen Unklarheit und daraus hervor
gehender Schwerfälligkeit des mündlichen und schriftlichen Ausdrucks zu kämpfen
die er jedoch durch seinen regen und anhaltenden Fleiß größtentheils über
wunden hatte. Von seinem deutschen Stil heißt es dann: „er ist höchst einfa
und trocken und in dieser Einfachheit im wesentlichen correct und nicht un
gefällig, wiewol die Gedanken nicht Rundung genug haben und schiefe un
matte Ausdrücke mitunterlaufen". Am wenigsten befriedigten seine gramm
tischen Kenntnisse in den fremden Sprachen. H. verdankte es also seine
eisernen Fleiße und seiner energischen Ausdauer, daß er als Schriftsteller üb
einen tadellosen und schönen Stil verfügte. Die dichterische Thätigkeit Hoefer
beginnt schon 1831. Im J. 1838 lagen ihm 84 eigene Gedichte, meist
Balladen vor, die er später als bloße Stilproben unbeachtet ließ. Angebl
sollen mehrere seiner besten lyrischen Gedichte, einige Liebeslieder, dem Ja
1837 angehören. Das ist ein böser Irrthum, sie stammen in Wirklichkeit
den Jahren 1845—46, tragen aber in einer Handschrift Hoefer's Daten
dem Jahre 1837, weil sie dort in Verbindung mit einer Erzählung gebr
sind, die, um persönliche Beziehungen zu verschleiern, ins Jahr 1837 ver
worden. Vom Sommer 1839 an hörte H. zwei Semester in Greifsw
eins in Heidelberg, drei in Berlin philologische und geschichtliche Vorlesung
wol wie Franz „Auf der Universität" nicht allzu regelmäßig. Wie die
ging er nach Heidelberg, um die anziehendsten Gegenden Deutschlands leich

n zu lernen und überhaupt in ein etwas weiteres und bewegteres Leben hineinzufinden. Rückhaltlos schreibt er aus Heidelberg dem Vater von n Ausflügen, bei Tag und Nacht, mit seinen Freunden, in die Nähe in die Ferne, ebenso, daß er halbe Tage lang auf einem grünen sonnigen im Walde liegt, oder stundenlang unter der Neckarbrücke in seinem Kahn die Angel im Wasser. „Wenn dann die Sonne sich zum Untergang neigt das Wasser glühend roth ist, wenn sie so die letzten Streiflichter über tiefblauen Neckar wirft, so daß er fast chamois aussieht, wenn der Himmel nkelblau und die Berge so grün und bunt sind und besonders das rothe oß in merkwürdiger Farbenpracht dasteht — dann kommts über mich mit sonst nie gefühlten Traurigkeit und ich muß dann so bald als möglich Hause." Kein Wunder, daß er dann wieder stundenlang am Fenster all die Eindrücke verarbeitend und seine Gedanken fortspinnend. Solche nbare Unthätigkeit brachte ihm dann die schönsten Früchte, die aber noch zur Reife bedurften. Zum Sommer 1842 war H. wieder in seiner rstadt. Er mußte jetzt seiner Militärpflicht genügen und hatte reichlich genheit für seine späteren Erzählungen aus dem Soldatenleben den Stoff ammeln. Um die wahrgenommenen argen Mißstände freimüthig darstellen önnen, verlegte er die meisten dieser Erzählungen wohlweislich in viel ere Zeit. Wie sein „Alter Mann" überragte er damals und später seine ebung bedeutend an Bildung, Kenntnissen und vor allem an freiem, m, unbefangenem Geist. Man mißachtete ihn aber; wie „Eberhard bow", da er keine Stellung und kein Amt hatte und auch garnicht darstrebte. Daß die Feder sein Amt und der Kopf sein Titel war („Kriegs- im Frieden"), erkannte man nicht. Zum Entsetzen braver Staatsbürger e er, wie der Erzähler „Im Erker", nichts verlangender auf und liebte s herzlicher als abenteuerliche Menschen und gute Weine. Grund genug die Kleinstädter ihn völlig aufzugeben. So folgte er gerne den Einngen seiner Freunde, die ihn zu würdigen verstanden, aufs Land. Bes oft und lange brachte er auf dem Rittergute Boltenhagen bei Ziemssens wo er sein „Skizzenbuch aus Norddeutschland, Schwanwiek" vorbereitete. kehrte immer wieder nach Greifswald zurück, um seinem kränkelnden Vater Vorlesen die unfreiwillige Muße zu erleichtern. Erst 1854, nachdem Vater gestorben, konnte er frei über sein Schicksal und seinen Wohnort heiden. Rechtzeitig bahnte er sich seinen Weg, wie es seiner Eigenart und bung entsprach.

Im Herbste 1844 schickte H. seine erste Erzählung „Anno zweiundzig", die erste Tambourgeschichte, an Cotta's Morgenblatt ein. Sie wurde angenommen, Januar 1845 ohne den Namen des Verfassers gedruckt fand in ihrer Einfachheit und ihrem gesunden Realismus vielen Beifall. Wunsche der Redaction, daß er auch ferner in ähnlicher Weise dem enblatte seine schätzbare Theilnahme schenken möge, entsprach H. und in den nächsten Jahren alle seine Erzählungen, wie sie entstanden, an Morgenblatt ein, das sie aufs bereitwilligste aufnahm. Cotta selbst suchte 1. September 1851 die Ehre der Bekanntschaft Hoefer's schriftlich nach, sächlich, um ihm für die trefflichen Beiträge zum Morgenblatt zu danken. e ihn wie seinen Freund Hauff damit wahrhaft erfreut. Er möge nftig an dem Blatte lebendigen Antheil nehmen, die Cotta'sche Buchg werde sich freuen, mit ihm in Verbindung zu bleiben. Darauf ach H. im Winter desselben Jahres den Wunsch aus, daß sein Name die Erzählungen im Morgenblatt gesetzt werde. Der Vater, der bis von der schriftstellerischen Thätigkeit seines Sohnes nichts erfahren

durfte, hatte sich damals wol, veranlaßt durch den allgemeinen Beifall,
sie gefunden, mit ihr ausgesöhnt. Der Verleger A. Krabbe in Stuttg
machte H. damals den Antrag, eine Sammlung seiner Erzählungen zu v
anstalten. Cotta, der ähnliches beabsichtigte, trat zu Gunsten Krabbe's zur
Einem Nicht-Stuttgarter würde er nicht nachgestanden sein, unter keiner
dingung. Wenn man aber in derselben Stadt neben einander wohne, so
es dem vom Glück Begünstigteren schwer dem ärmeren, mit der Lebensexist
ringenden Mitbürger einen Wunsch abzuschlagen, auf dessen Erfüllung er gr
Hoffnungen setze. In der That brachte die Verbindung Beiden, Hoefer u
Krabbe, große Vortheile, der eine hatte dem anderen sein Glück zu verdank
Frühjahr 1852 erschienen die ersten acht Geschichten Hoefer's bei Krabbe un
dem Titel „Aus dem Volk. Geschichten von Edmund Hoefer". Dieser ers
Sammlung folgten bald darauf aus demselben Verlage weitere. Als 18
die Greifswalder Hochschule ihr vierhundertjähriges Stiftungsfest feierte, schic
H. die vier Sammlungen „Aus dem Volk", „Aus alter und neuer Zei
„Bewegtes Leben", „Erzählungen eines alten Tambours" an Rector u
Senat ein „als ein äußerliches Zeichen seiner Anhänglichkeit zugleich und sein
Strebens". Wenn es auch nicht die Wissenschaft sei, der er sein Streben
weiht, so habe er doch in diesen Bänden das Beste niedergelegt, was
in sich trage. Mit offenem herzlichen Danke spreche er es aus, was er a
dem von ihm erwählten Felde erreicht habe und erreichen werde, schulde
zum größten und besten Theile der Heimathsuniversität, die auch ihn einm
in ihre ernste und liebevolle Zucht genommen. Die Universität konnte st
sein auf H. Er war damals anerkannt als Meister der deutschen Erzählu
und als sachverständiger Kritiker schönwissenschaftlicher Werke. 1854 hatte
einem Rufe Krabbe's nach Stuttgart Folge geleistet und dort mit F. W. Ha
länder zusammen eine neue Zeitschrift die „Hausblätter" begründet, an d
die angesehensten Schriftsteller gerne mitarbeiteten. Sie hielt sich bis zu
Jahre 1868. H., der alle Redactionsarbeiten allein besorgte, trat zu d
meisten Mitarbeitern in nähere, freundschaftliche Beziehung. Er veröffentlich
in der Zeitschrift eine große Zahl seiner Erzählungen und besprach die wic
tigsten Erscheinungen sachkundig und freimüthig.

Von den größeren Geschichten, die in mehreren Bänden musterhaft durc
geführte Romane waren, nenne ich die, welche die größte Anerkennung g
funden: „Norien. Erinnerungen einer alten Frau", II, 1858; „Der gro
Baron", II, 1861; „Unter der Fremdherrschaft", III, 1863; „Tollenack", II
1864; „Altermann Ryke", IV, 1864, sowie seine vortreffliche plattdeutsche G
schichte „Pap Kuhn" 1878. Eine Sammlung seiner „Erzählenden Schriften
die 12 Bände umfaßte, veranstaltete er selbst, 1865. Eine andere, „Au
gewählte Schriften", erschien 1882.

Wirkliches Verdienst um deutsche Volkskunde erwarb sich H. durch
Sammlung urwüchsiger sprichwörtlicher Redensarten „Wie das Volk spricht
die er seit 1855 in mehreren verbesserten und vermehrten Auflagen ve
öffentlichte.

Lange Jahre trug er sich mit dem Gedanken eine umfassende Goeth
biographie zu schreiben, für die er aufs eifrigste alles, was mit Goethe zu th
hatte, sammelte. Leider fand er keine Muße dazu. 1876 gab er, von seinem Ve
leger dazu aufgefordert, eine deutsche Litteraturgeschichte für Frauen herau
die von seinem feinen Verständniß für geistige Entwicklung und Eigena
zeugt. Mit rühmenswerther Unbefangenheit urtheilte er sachverständig üb
lebende Dichter, wie auch seit 1873 einige Jahre lang in seinem „Literatu
freund". 1878 verfaßte er eine treffliche Schrift über Goethe und Charlot

v. Stein, wozu er, ein ebenso gewiegter Goethe- wie Frauenkenner, besser als der pedantische Düntzer berufen war.

Einmal hatte H. sich auch mit strengwissenschaftlicher Arbeit befaßt, mit einer Untersuchung über griechische Colonien auf Sicilien, wozu ihn August Boeckh angeregt hatte, als er, dem Wunsche seines Vaters folgend, sich den Doctorgrad erwerben wollte. Da Barthold in Greifswald die Arbeit nicht zu würdigen wußte, begnügte sich H. 1854 mit dem Doctordiplom aus Jena.

Er kannte genau seine Begabung und ließ sich nicht von Andern aus der gewählten Bahn herausbringen. So forderten ihn 1855 F. Wallner wie L. Schücking vergebens auf, sich im Fache des feineren Lustspiels der Bühne zuzuwenden. Ebensowenig ließ er sich 1869 dazu bewegen, die Redaction einer belletristischen Wochenschrift in Leipzig zu übernehmen. Er war mit Stuttgart seit seiner Verheirathung mit Elise, der Tochter des Rittergutsbesitzers Ch. v. Rodbertus zu Granscbieth in Pommern so verwachsen, daß er die neue Heimath nicht mehr verlassen mochte. Er stand dort im anregendsten geselligen Verkehr mit Gelehrten, Schriftstellern und Künstlern, u. a. mit J. G. Fischer, F. Freiligrath, K. Gerok, F. W. Hackländer, W. Lübke, K. Mayer, dem Germanisten Fr. Pfeiffer, G. Pfizer, W. Raabe, Frau Emma v. Suckow (E. Niendorf), L. Walesrode. Die letzten Jahre seines Lebens brachte H. in Cannstatt zu, von mancherlei Krankheit schwer heimgesucht. Lange quälte ihn ein Husten, der ein Herzleiden zur Folge hatte. Im J. 1881 befiel ihn die Wassersucht, im Juli Gehirnkrämpfe, sodaß seine geistige Klarheit zeitweilig gestört wurde. Gebrochen an Geist und Körper ließ sich der unermüdliche Frühaufsteher noch immer morgens um 5 Uhr an seinen Schreibtisch bringen. Trotz aller Versuche brachte er das vor ihm liegende Manuscript auch nicht eine Zeile weiter. Am 22. Mai 1882 erlöste ihn ein sanfter Tod.

Aus ungedruckten Briefen, die mir zur Verfügung stehen, schließe ich einige Urtheile über H. an, geordnet nach der Zeit, in der sie gefällt worden. Am 21. Mai 1852 schreibt Adolf Stahr: „Seit langem hat mich nichts so frisch und poetisch angemuthet, wie diese ‚Geschichten‘ des Hrn. Edmund Hoefer, wahrhafte Poesie in edel-schlichter, einfach angemessener Sprache, kräftig und gesund wie reines Gebirgsquellwasser“; derselbe am 8. Februar 1857: „Wir beide, Frau Fanny und ich, haben uns an Ihrer letzten Dichtung ‚Das Haus von der Roos‘ wahrhaft erfreut. Diese Dichtung ist fast durchweg ein Meister- und Musterstück, und gewisse Scenen sind darin von einer so wundervollen Pinselführung, daß wenige lebende Dichter es unternehmen dürften, Aehnliches zu malen. Unvergleichlich ist alles Lokale geschildert, hier ist jeder Pinselstrich Poesie und von sicherster Wirksamkeit. Gemälde wie die des alten Hauses des patricischen Handelsherrn v. d. R. sind in der ganzen neueren Litteratur wenig vorhanden“. Fanny Lewald-Stahr hat die Schilderung des ‚Thurm und Rosenhauses am grauen Herbsttage“ wirklich entzückt. Sie fügt hinzu: „Ich habe diese Stelle als ein Muster der Darstellung verschiedenen Personen vorgelesen ... Ihnen geht es wie dem Riesen Antäus; so wie Sie Ihren rechten Boden berühren, den Boden der nordisch-bürgerlichen Realität, sind Sie immer unübertrefflich. Die Herzensphantastik der Melusinereien ingt Ihnen nicht. Ihre einfache, gesunde Natur kann dann nicht. Aber nn Sie wahres Gefühl zu schildern haben, wie in der schönen tiefen Unisitätsliebe, dann sind Sie am Platze. Nur Sie selbst bleiben müssen Sie, sich zu haben. Sowie Sie in die Romantik verfallen, geben Sie sich auf. sind der Poet der Hanseatik — und das ist ein weites Feld, weil es e Zweige so weit ausgestreckt hat durch die Zeiten und Länder“. Johann cobn freut sich, Königsberg, den 30. März 1857, H. „seinen innigen warmen

Dank für manche genußreiche Stunde der Stärkung und Erhebung auszu sprechen", die ihm durch Hoefer's „treffliche Erzählungen zu Theil geworden' Gustav v. Struensee gesteht am 13. Mai 1857, daß er H. „um die Autor schaft des Hauses van Roos beneidet, namentlich um die Studien, welche e zu dem Capitel ‚eine helle jugendliche Stimme' gemacht". In langer Zei habe er nichts in dieser Art Vollendeteres gelesen, welches den ganzen Rei eines solchen Verhältnisses, ohne die ihm sonst stets angehörende und ge wöhnlich zur Hauptsache werdende sinnliche Beimischung schildere. v. Holte schreibt, Graez, 27. April 1860, von dem eigenthümlichen Zauber der Werk Hoefer's, der den besonderen Reiz besitze, daß Einem, auch wenn etwas Trau riges verhandelt werde, dabei wohl werde, weil Alles auf einem so sichere Grunde stehe. Er möchte gerne von ihm lernen; nur leider erlerne sich s was nicht. Franz Pfeiffer nennt am 14. Juli 1861, die „Alten von Ruhneck eine meisterhafte Geschichte, und leicht die beste, die H. geschrieben. Levin Schücking sagt ihm am 9. Mai 1876, wie oft er mit warmem und dank barem Herzen an ihn denke und seiner immer gleich frisch sprudelnden fülle reichen Thätigkeit folge. Nicht anders lauten die öffentlich über H. aus gesprochenen Urtheile, ich berücksichtige nur das von Paul Heyse, darnach ha er unter den anerkannten Meistern der deutschen Erzählung seinen unbestrittenen Rang. Als seine Vorzüge führt er auf: gesunden Realismus, Naturwahrhei und ungemeine Virtuosität in der Detailschilderung, besonders wo es sich um Land und Leute seiner norddeutschen Heimath handle.

Da die Heimathkunst jetzt immer überzeugtere Anhänger findet, wird auch Edmund H., der sie als einer der ersten ausgebildet hat, nicht so leicht ver gessen werden.

Gütige Mittheilungen von Hrn. Gymnasialoberlehrer Dr. Ulrich Hoefer in Saarbrücken und von Fräulein Gertrud Hoefer in Charlottenburg. — Ueber Edmund Hoefer vgl. Unsere Tage VIII, 173—178; Illustr. Zeitung 1882, Nr. 2032, S. 481 fg. (Schmidt-Weißenfels), ferner alle Werke über neuere deutsche Litteraturgeschichte. Die Titel seiner Werke in Fr. Brümmer Lexikon d. deutschen Dichter u. Prosaisten d. 19. Jahrhunderts.

Al. Reifferscheid.

Hoff: Johann Nikolaus H., Kupferstecher, geboren in Frankfurt a. M am 4. Mai 1798, † ebenda am 6. März 1873. Widmete sich von seinem siebzehnten Jahre an der Kupferstecherkunst, ermuntert durch den in Frankfu damals in hohem Ansehen lebenden Landschaftsmaler und Radirer Anto Radl. Da es zur Ausbildung in seinem Fache damals in Frankfurt — vo der Gründung des Städel'schen Kunstinstituts — an hinreichender Gelegenhe fehlte, wandte sich H. nach Stuttgart, wo er 1815 bis 1821 als Schül des bekannten Kupferstechers Johann Gotthard v. Müller die Kunstschu besuchte. Versehen mit einem Reisestipendium, das ihm Frankfurter Freun verschafft hatten, später in gleicher Weise auch durch die Administrati des Städel'schen Kunstinstitutes unterstützt, begab sich H. 1822 nach Itali wo er, vorwiegend in Rom und in Florenz, weiteren Studien oblag. In Ro schloß er sich dem Kreise der jüngeren deutschen Romantiker an, dem a Schnorr v. Carolsfeld und Ludwig Richter angehörten. Besonders zog i Richter an, dem er auch später in naher Freundschaft verbunden bli Als das werthvollste Ergebniß seiner italienischen Reise brachte H. die Bl stiftzeichnung für einen Stich nach Perugino's Beweinung Christi, die i Pitti-Palast hängt, mit. Der Stich blieb lange unvollendet, da den jung Meister, der bald nach seiner Heimkehr zur Gründung eines eigenen Hau standes schritt, vorläufig andere Arbeit in Anspruch nahm, die der Bestreitur

täglichen Lebensunterhaltes dienen mußte. Obwohl er selbst fühlte, daß dadurch in seinem eigentlichen künstlerischen Beruf nicht gefördert wurde, schloß er sich doch nothgedrungen, an verschiedenen Frankfurter Lehranstalten Ertheilung des Zeichenunterrichts zu übernehmen. Die erfolgreiche Thätigkeit, die er auch in dieser Richtung ausübte, fand dankbare Anerkennung. mochte ihn selbst jedoch je länger je weniger für die Einbuße an künstlerischen folgen zu entschädigen, die seinem hervorragenden Talente unter anderen raussetzungen nicht gefehlt haben würden, während er, wie die Dinge lagen, eine beschränkte Zahl von allerdings hervorragenden Werken in seinem eigentlichen Fach hervorzubringen vermochte. Die erwähnte Studie nach Perugino, später das Städel'sche Institut erwarb, ist das Product einer Zeichenkunst, sie in dieser Vollendung auch in der Zeit ihrer Entstehung zu den Seltenheiten gehörte. Dasselbe Verständniß und dieselbe Hingebung der reproducirenden beit bekunden außerdem zwei an gleicher Stelle aufbewahrte Zeichnungen ff's, eine „Kreuzabnahme" nach Paul Veronese und die „Einführung der ünste in Deutschland" nach Philipp Veit. Nach einem anderen Bilde Veit's, „Aussetzung Mosis", fertigte H. in längeren Pausen vier Zeichnungen an. nter den in Brillantstich ausgeführten Arbeiten des Künstlers ist die verbreitetste ein Blatt nach einem Gemälde der Coblenzer Galerie, der „Verlobung r hl. Catharina", einem früher dem Leonardo da Vinci zugeschriebenen, doch in Wirklichkeit von einem Antwerpener Meister des 16. Jahrh. herrührenden Werke. Der — nie ganz zum Abschluß gelangte — Stich nach erugino's Beweinung Christi erschien 1867, jedoch hatte H. seine nach dem riginal angefertigte Zeichnung bereits im J. 1835 in Steindruck vervielfältigt herausgegeben.

Joh. Friedrich Hoff, Ein Künstlerheim vor 70 Jahren (Frankfurt a. M. 1902); — derselbe, Amt und Muße, Ludwig Richter als Freund (ebenda 1903). — Frankfurter Hausblätter, hrsg. von Franz Rittweger, neue Folge I. Theil, Nr. 38, S. 306. — Katalog der Gemäldegalerie des Städel'schen Kunstinstituts, II. Abtheilung (1903).

H. Weizsäcker.

Hoffmann: Christoph H. ist geboren am 2. December 1815 in Leonberg als zweiter Sohn des Bürgermeisters daselbst Gottlieb Wilhelm Hoffmann, sein älterer Bruder war der bekannte, als Hofprediger und Generalsuperintendent von Brandenburg verstorbene Wilhelm Hoffmann. Seine Jugendzeit verlebte er in der durch seinen Vater ins Leben gerufenen Gemeinde Kornthal. Die Eindrücke, unter welchen er dort aufwuchs, sind von nachhaltiger Wirkung gewesen für seine ganze Entwicklung. In seinem Vater schaute er das Bild einer erfolgreichen und doch der Kirche abgeneigten praktisch-religiösen Thätigkeit, in der vom Kirchenregiment unabhängigen Gemeinde den Versuch einer nach christlichen Grundsätzen organisirten Gemeinschaft. Nachdem er seine Vorbildung durch den Besuch der Oberclassen des Stuttgarter Gymnasiums abgeschlossen hatte, trat er 1832, noch nicht ganz 17 Jahre alt, in das theologische Stift ein, zugleich mit Gerok, Rümelin u. A. Als Kornthaler schloß er sich an die studentische Pietistenstunde an, ging aber daneben auch, begünstigt von einer merklichen poetischen Begabung (Proben in seiner Selbstbiographie, Bibl. Leistungen, 1887. Sodann Gedichte und Lieder von Chr. Hoffmann, 1869, Stuttgart, bei Steinkopf) seinen ästhetischen Neigungen nach, ohne daß diese verschiedenen Richtungen sich zur höheren Einheit verschmolzen hätten. Mit der Hegel'schen Philosophie, welche gerade damals durch Strauß ihren siegreichen Einzug im Stift hielt, hat er sich vertraut gemacht, aber bald ihre Unvereinbarkeit mit der christlichen Weltanschauung erkannt. Doch hat er,

Autodidact in der Theologie, auch der Hengstenbergischen Reaction sich ni
angeschlossen. Aber ebensowenig hat er jemals die Bedeutung der neuerwacht
historisch-kritischen Richtung der Theologie würdigen lernen, da ihm bei sein
beachtenswerthen Anlage zum Historiker die kritische Ader völlig fehlte. Wah
heit suchte er damals besonders bei den Mystikern. Im weiteren Verla
jedoch schloß er sich besonders der Theologie des † Pfarrers Phil. Matth. Hal
an. Durch seine freundschaftliche und bald auch verwandtschaftliche Verbindu
mit der Familie Paulus (er heirathete 1841 Pauline Paulus, eine Enkel
Hahn's), lernte er dessen Schriften kennen und fand hier, was auch ihm a
Grundidee des Christenthums vorschwebte: das Königreich Jesu Christi a
Erden. Sein Werk erschien ihm später nur eine Verwirklichung der Gedanken, d
durch Hahn's frühen Tod unausgeführt geblieben waren. Mitbestimmend f
seine weitere Entwicklung ist jedenfalls auch das gewesen, daß er nie im eigen
lichen Kirchendienst stand, er hat darum auch die pfarramtliche Thätigkeit n
richtig beurtheilen können. Vorübergehend in der von Strebel geleiteten E
ziehungsanstalt zu Stetten angestellt trat er bald ganz in das Unternehm
der Familie Paulus ein, welche zuerst in Kornthal, hernach auf dem Salo
bei Ludwigsburg ebenfalls eine Erziehungsanstalt gründete. Diese Ansta
wurde von der Familie nämlich in besonderem Sinne als Arbeit für den Ba
des Reiches Gottes im Sinne Hahn's betrachtet. Mit nur einjähriger Unte
brechung (1840), während welcher er mit ziemlichem Widerwillen seiner Pflic
als Repetent genügt hatte, gehörte er dem Salon bis 1853 als Lehrer i
Philologie und Geschichte an; er schlug sogar eine Berufung als Pfarrer na
Kornthal aus. Oeffentlich aufzutreten fühlte er sich aufgefordert durch F
Vischer's Inauguralrede mit ihrem Angriff auf das Christenthum, 184
(21 Sätze wider die neuen Gottesleugner und andere Schriften), um so meh
da der in erster Linie bedrohte Pietismus sich allzu schweigsam verhielt. E
ist mit Muth und Geschick gegen Vischer (den er übrigens stets als unbedeuten
den Mann taxirte) vorgegangen und hat mit dazu beigetragen, daß die B
hörde sich genöthigt sah, einzuschreiten. Aber die Form seiner Vertheidigun
fand auch nicht bei Freunden ungetheilten Beifall und sachlich ist das Urthe
wohl begründet, daß er jenes Stadium der geistigen Entwicklung Deutschlan
nicht gerecht würdigte. Die von den Hegelianern drohende Gefahr erschien ih
so groß, die Abwehr von anderer Seite so ungenügend, daß er sich auf d
Rath des Professors Dr. Schmid in Tübingen entschloß, gemeinsam mit d
Brüdern Paulus ein Blatt, „Die süddeutsche Warte“ (seit 1877 „Warte d
Tempels“ betitelt) herauszugeben, 1845. Dasselbe fand seine Aufgabe dar
das Bestehende in Kirche und Staat gegen den Geist der Revolution zu v
theidigen, doch mit Verständniß für die Wünsche nach nationaler Einigung u
synodaler Vertretung, wie mit freimüthiger Kritik der Schäden. Der bis
hin litterarisch geführte Streit wurde auf den politischen Schauplatz verleg
Jahr 1848. Nach einem von beiden Seiten mit Aufbietung aller Kraft
führten Kampf gab das Landvolk im Bezirk Ludwigsburg mit großer Majo
den Ausschlag für die Wahl von H. gegen Strauß zum Abgeordneten
Frankfurter Parlament. Aber die Erfahrungen, welche er damals ma
riefen in ihm eine Wandlung hervor, vielleicht darf man auch sagen, sie bra
schlummernde Ansätze zur Entfaltung. Er stimmte im Parlament für Tren
der Kirche vom Staat, um so entschiedener trat er für das Recht der K
auf die Schule bez. für die confessionelle Schule ein, subsidiär dafür,
Schule zur Gemeindesache zu machen. Unbefriedigt durch die Entwicklung
Dinge in Frankfurt, legte er 1849 sein Mandat nieder. Die Wandlung se
Ansichten hat er dargelegt in den Schriften: „Stimmen der Weissagung

Babel und das Volk Gottes", 1849, „Die Aussichten der evangelischen Kirche Deutschlands infolge der Beschlüsse der Reichsversammlung in Frankfurt", 1849, „Das Christenthum im ersten Jahrhundert", 1853 (erwachsen aus öffentlichen Vorträgen). Der „christliche Staat" schien ihm völlig zusammengebrochen, von dem religionslosen Staat erwartete er wenig mehr, von der Kirche sollte die Erneuerung des Volkslebens ausgehen, dazu bedurfte sie aber selbst einer Neubelebung und der Zusammenfassung der gläubigen Glieder. Diesem Zweck diente der vom Salon gegründete Evangelische Verein und die Einrichtung einer Evangelistenschule unter dem Inspectorat Hoffmann's. Die in dieser Schule ausgebildeten Laienprediger sollten in den Gemeinden den Pietismus beleben und dem Verein Mitglieder gewinnen. Zunächst noch im Zusammenhang mit der Kirche. Aber bald beginnen die Wege aus einander zu gehen. Die Aufgabe der religiösen, socialen, politischen Reform trat für H. mehr und mehr in den Vordergrund, und die Mittel der inneren Mission, durch welche man die Schäden des Volkslebens heilen wollte, erschienen ihm angesichts der Nothlage der ersten fünfziger Jahre unzulänglich. Gründliche Erneuerung konnte nur kommen durch die „Sammlung des Volkes Gottes". Und zwar sollte Jerusalem der Ort sein, wo diese neue Gemeinde, nach den socialen Vorschriften des mosaischen Gesetzes eingerichtet, sich organisiren und als geistlicher Tempel einen Mittelpunkt des Heils für die ganze Welt bilden sollte. Darin sah er die Erfüllung der von ihm buchstäblich gefaßten Weissagungen der Propheten des alten Testaments und der von jeher dem Pietismus als Lieblingsbuch geltenden Apokalypse.

Gegen die Thätigkeit der Evangelisten wurden bald von kirchlicher Seite Bedenken erhoben. Aber auch der Pietismus weigerte sich, H. auf diesen Wegen zu folgen, kirchenfreundlicher wie er geworden war, und gerade in dem Gefühl, daß H. mit viel größerer Consequenz die praktischen Folgerungen zog aus Voraussetzungen, welche von jeher den Pietisten eigen gewesen waren. Der anerkannte Vertreter des Pietismus, Prälat v. Kapff, wurde zugleich immer mehr Hoffmann's entschiedenster Gegner. Ja selbst seine Schwäger, mit Ausnahme von Christoph Paulus, traten ihm nicht bei. Er fand dafür in dem Kaufmann Georg David Hardegg von Ludwigsburg einen vorandrängenden Bundesgenossen.

So schied er 1853 vom Salon. Von Spittler gerufen, begleitete er das Inspectorat der Evangelistenschule auf Chrischona bis 1855, doch die Verwandtschaft der Bestrebungen war mehr eine scheinbare, die Ziele zu verschieden. Vom Salon wie von seinem Heimathort Korntahl (unter dem Einfluß von Staudt) zurückgewiesen, lebte er als Privatmann in Ludwigsburg. Durch Ranke's Geschichte der Päpste war ihm einst in der Repetentenzeit an Loyola klar geworden, was ein einzelner Mann, ganz dem Dienst seiner Sache geweiht, ausrichten kann. Unter persönlichen Opfern suchte er nun den Beruf, den er von Gott erhalten zu haben glaubte, zu erfüllen. Schon 1854, 24. August, hatte der Ausschuß für Sammlung des Volkes Gottes (Hoffmann, Chr. Paulus, Hardegg und Höhn), eine Versammlung der Freunde Jerusalems nach Ludwigsburg einberufen. Es gelang 439 (zuletzt über 500) Unterschriften zu gewinnen für eine Bittschrift an die Bundesversammlung in Frankfurt (gesandt 31. October), in welcher diese Behörde ersucht wurde, sich beim Sultan dahin zu verwenden, daß eine Ansiedlung in Palästina gestattet, mit den nöthigen Rechten versehen und geschützt werde. Darauf ließ sich der Bundestag natürlich nicht ein (ebenso wenig Anklang fand H. 1861 beim National-Verein).

Man war also zunächst darauf angewiesen, in der Heimath den Tempel

zu bauen. Mai 1855 erschien der Entwurf einer Verfassung für das Vo
Gottes. Außerdem schrieb H. in jener Zeit das Buch: „Geschichte des Volk
Gottes" als Antwort auf die sociale Frage, in welchem er seine Ideen au
der Geschichte des Volkes Israel begründet.

Zur eigentlichen Gemeindebildung kam es dadurch, daß Januar 1856 da
Gut Kirschenhardthof bei Marbach durch die „Jerusalemsfreunde" angekau
wurde. Hier sollte nun ein Anfang gemacht werden mit der Begründung ein
besseren Zustandes.

Daß es bald zum förmlichen Bruch mit der Kirche kam, war eine au
der Lage der Dinge nothwendig sich ergebende Folge. Mit Berufung auf d
erstandene Candidatenprüfung beanspruchte H. das Recht zu kirchlichen Han
lungen und übte sie trotz der Verweigerung durch das Consistorium au
eigentlich im Widerspruch mit seinen eigenen Grundsätzen, welche die damali
Gestalt der Kirche als berechtigt nicht mehr anerkannten. So wurde ih
1856/57 die Ausübung seiner Candidatenrechte untersagt, und da er darin for
fuhr, erfolgte 1859 der Austritt der Kirschenhardthöfer aus der württem
bergischen Landeskirche. Damals vielleicht ca. 60 Männer. (Vgl. die acten
mäßige Darstellung des Consistoriums in seinem Amtsblatt II, S. 507 ff.)

Die apokalyptischen Erwartungen Hoffmann's und seiner Anhänger ver
anlaßten ihn 1858 zunächst einmal zu der in Gemeinschaft mit Hardegg un
Bubeck unternommenen Erforschungsreise nach Palästina. Eine auf dem
Kirchentag 1857 durch Hoffmann's Bruder vermittelte Audienz bei Friedri
Wilhelm IV. trug wenigstens Empfehlungen an die preußischen Consulate im
Orient ein. Jene Forschungsreise führte zu dem Ergebniß, daß vorläufig noc
von einer Niederlassung in Palästina abzusehen sei. So galt das folgend
Jahrzehnt dem Ausbau des Tempels in der Heimath. Die Prophetenschul
sollte für geeignete Werkzeuge sorgen, man bestrebte sich, die Geistesgaben de
apostolischen Zeit, Weissagen und Wunderthaten wieder zu erwecken, Anhänge
Hardeggs versuchten sich in sehr zweifelhaften Heilungen. Es ist anzuerkenne
daß H. selbst ein viel nüchterneres Urtheil fällte als Hardegg, dem die E
neuerung der apostolischen Geistesgaben in erster Linie stand. H. ist es g
wesen, der einen schmählichen Betrug aufdeckte und dadurch den Tempel v
gefährlichen Abwegen bewahrte. Von da an datirt allerdings auch das Ze
würfniß zwischen beiden. Die ganze Gesellschaft der Jerusalemsfreunde t
1861 aus der evangelischen Kirche — aus Babylon — überhaupt aus, co
stituirte sich auf mehreren Synoden als „Deutscher Tempel" unter einem Ra
von 12 Aeltesten mit Hardegg als weltlichem, H. als geistlichem Vorsteher (D
vorzüglich mit Rücksicht auf den Orient gewählten ursprünglichen Titel Bisc
legte H. 1867 wieder ab). Während dieser ganzen Zeit, seit 1854, ersche
überhaupt Hardegg als eigentlicher Führer der Bewegung. H. begnügte
mit der Stelle eines Schriftführers und mit litterarischer Thätigkeit. Ei
Confession des Tempels wurde 1863 aufgestellt, Reiseprediger warben im La
umher, namentlich im Fränkischen und auf dem Schwarzwald, H. selbst
Stuttgart, neue Glieder, welche der Aufsicht von Aeltesten unterstellt wurde
Litterarisch suchte H. sein Unternehmen zu begründen in der nun ganz vo
ihm redigirten Warte, sodann durch sein geschichtliches Werk: „Fortschritt un
Rückschritt oder Geschichte des Abfalls", 1864 ff. Der Gegensatz zur Kirc
wird nun immer schroffer. Von Seiten der Kirche fanden Hoffmann's wei
aussehende Gedanken nicht immer das rechte Verständniß und seine Anhäng
nicht überall die dem Gesetz des Staates und der christlichen Liebe entsprechen
Behandlung; aber das ist der Kirche auch sehr schwer gemacht worden dur
die leidenschaftlichen Angriffe der Templer, welche ihr jede Befähigung zur E

ung ihrer Aufgabe absprachen und zum Austritt aus Babel aufforderten, in der Weise des früheren Separatismus. Bat doch der Tempel 1861 einer Eingabe an die Abgeordnetenkammer um Abschaffung der staatlichen rechte der Landeskirchen.

Die Ereignisse des Jahres 1866 erschienen, auch wieder in apokalyptischer uchtung, den Jerusalemsfreunden als Zeichen der Zeit, nunmehr mit dem des Tempels in Palästina zu beginnen. Auch hier ging die Nöthigung Hardegg aus, H., dem das geistige Wirken, „die Mission", jederzeit viel r am Herzen lag als die Colonisation, hat damals sogar daran gedacht, Leitung ganz an Hardegg abzutreten und in Amerika seinen Wirkungskreis suchen. Die beiden Häupter, nebst einer Anzahl von Familien (nach und ca. 1500 Seelen), siedelten 1868 ins heilige Land über, es entstanden Colonien Haifa, Jaffa mit Sarona, Jerusalem (Rephaim). Die Differen zwischen den beiden Häuptern fanden darin schon Ausdruck, daß Hardegg fa, H. Jaffa mit Sarona verwaltete, jeder unabhängig vom andern. Im 1874 kam das Zerwürfniß mit Hardegg, einem schwierigen, herrschsüchtigen rakter, offen zum Ausbruch. Hardegg erklärte seinen Austritt aus der mpelgesellschaft, H. wurde mit weit überwiegender Mehrheit als alleiniger steher des Tempels anerkannt, durch Abgeordnete einigten sich sämmtliche lonien über eine gemeinsame Verfassung, neu geregelt 1879. H. besuchte geschäftlichen Angelegenheiten 1875 Deutschland noch einmal, 1881 Amerika. n einen geeigneten Nachwuchs zu erziehen, gründete er 1876 das Hochstift in ffa (1878 siedelte er mit demselben nach Rephaim über), eine Art höherer hule, an welcher er selbst philosophische und theologische Vorlesungen hielt. roben der letzteren sind erschienen in seiner Auslegung des Römer- und olosserbriefs, 1882 ff. Zugleich zeigen sie, wie H. seinen nun wesentlich veränderten dogmatischen Standpunkt aus der Schrift zu begründen suchte. Schon 1858 war H. gegen das Dogma der Kirche gleichgültig geworden, nicht das Proselytenmachen für — richtige oder unrichtige — Glaubenslehren, sondern die Erziehung zu einem gerechten und verständigen Leben erschien ihm als Hauptaufgabe der christlichen Kirche. Aber er schritt weiter zur Verwerfung von Lehre und Cultus der Kirche in den wichtigsten Stücken. Dies trat offen zu Tage in den drei Sendschreiben von 1876 über den Tempel und die Sacramente, Dreieinigkeit und Gottheit Christi, Versöhnung der Menschen mit Gott. Dreieinigkeit und Gottheit Christi im Sinn der Kirche betrachtet er nun als Thorheit. Versöhnung und Rechtfertigung im kirchlichen Verstand erkennt er nicht an, die Sacramente entleert er ihres Werthes und sieht in der Weise, wie sie die Kirche verwaltet, ein Haupthinderniß wahrer Frömmigkeit. Er suspendirte ihre Anwendung, bis einmal eine wahre Gemeinde da sei. Dies gilt nicht bloß als seine Privatansicht, sondern als Richtschnur für den Tempel. „Wer noch mit einem Faden an der Kirche, ihren Sacramenten und Satzungen hängt, der kann nicht mit getrostem Herzen an der Aufrichtung des Reiches Gottes arbeiten." So ist der einstige Vertheidiger der Orthodoxie fortgeschritten zur Bekämpfung derselben, wesentlich mit rationalen Gründen. Freilich tritt in seiner Theologie eine unklare Mischung von Rationalismus und Traditionalismus zu Tage, der Grund ist auch hier wieder in dem Mangel eines wirklich wissenschaftlichen Schriftprincips zu suchen. Die Folge war ein Zerwürfniß in der Tempelgemeinschaft, einige schlossen sich an Hardegg und den 1876 gestifteten Reichsbruderbund oder den Tempelverein an, andere kehrten zur Kirche zurück. H. legte Alters halber sein Vorsteheramt nieder 1884, er starb am 8. December 1885. Sein Werk wird fortgeführt, weitere Anhänger wird seine Sache nicht gewinnen. Eine Culturmission haben seine Colonien im Orient vollbracht

und werden sie noch weiter vollbringen, darin sind alle Augenzeugen einig. Damit aber hat sich H. selbst nicht begnügt: „Zur Erfüllung der Weissagung sei mit der Colonisation allein noch kein Anfang gemacht, es würde sich dann fragen, ob man nicht besser daheim geblieben wäre.“ Die von ihm gehoffte Einwirkung auf die Erneuerung der Kirche hat er nicht erlebt.

H. war ein Mann von reicher Begabung, aufrichtiger Frömmigkeit, selbstloser Gesinnung, opfermuthiger Hingabe an seine Idee, aber auch unzugänglich für jede Belehrung. Die Ueberschätzung der Weissagung und die Geringschätzung der Kirche, der Mißverstand der Apokalypse, diese ihm vom Pietismus anerzogenen Schranken ist er nicht los geworden. Aber in den z. Th. ungenießbaren und selbst stachlichten Schalen dieser Denkweise steckt doch manches gesunde und fruchtbare Samenkorn. Forderungen der Neuzeit wie die der Ausgestaltung eines christlichen Gemeindelebens und des praktischen Christenthums überhaupt haben ihm längst vorgeschwebt. Und ganz besonders hat er mit einem aus der heiligen Schrift, wenn auch der einseitig aufgefaßten, geschärften Fernblick erkannt, was heut zu Tage von weiteren Kreisen erfaßt wird: die Aufgabe des evangelischen Deutschlands im Orient. Diese Aufgabe und überhaupt die Beziehungen beider zu einander hat H. in einem seiner besten Bücher „Occident und Orient“, 1875, geistvoll dargelegt. Unter den Pionieren deutsch-evangelischer Cultur im Orient wird auch Christoph Hoffmann's Name immer mit Ehren genannt werden.

Ueber den äußeren und inneren Gang seines Lebens giebt Aufschluß seine Selbstbiographie, 2 Bde., 1881 u. 84. Vgl. noch Litter. Beilage zum Staatsanzeiger, 1887, 3. u. 4. — Palmer, Gemeinschaften und Secten, 1877, S. 119 ff. — Stälin, Das Rechtsverh. der rel. Gemeinschaften, 1870, S. 131. — Fr. Lange, Gesch. des Tempels, 1899. — Kalb, Kirchen u. Secten d. Gegenwart, 1905. Chr. Kolb.

Hoffmann: Alexander Friedrich Franz H., Jugend- und Volksschriftsteller, wird oft mit den Jugendschriftstellern Julius H., der früh verstarb; Friedrich H., der Fabeln, Parabeln, Biographien historischer Persönlichkeiten und Schilderungen bedeutender geschichtlicher Ereignisse herausgab; Karl H., der Abenteurerromane schrieb; Wilhelm H., der fromme Tractate und Missionserzählungen veröffentlichte, sowie mit Heinrich H., dem Verfasser des Struwwelpeter, verwechselt. Er wurde am 21. Februar 1814 zu Bernburg geboren und besuchte bis zum 15. Jahre das Gymnasium seiner Vaterstadt. Dann begab er sich nach Stuttgart zu seinem älteren Bruder Karl, der daselbst eine Buchhandlung inne hatte, und trat in dessen Geschäft als Lehrling ein. Während seiner Lehrzeit besuchte er oft das Theater und empfand große Neigung, sich dem Schauspielerberufe zuzuwenden, doch unterdrückte er auf Zureden seiner Verwandten diesen Wunsch und stand seinem Bruder auch weiterhin als Gehilfe zur Seite. Später machte er sich selbständig und gründete ein eigenes Geschäft, anfangs in Zürich, dann in Goslar. 1842 ließ er seine ersten Jugendschriften erscheinen. Dieselben fanden solchen Beifall, daß er sich entschloß, dem mühseligen Berufsleben zu entsagen und sich ganz der Schriftstellerei zu widmen. Um seine mangelhafte Bildung zu ergänzen, hörte er in Halle philosophische und naturwissenschaftliche Vorlesungen und erwarb den Doctorgrad. In den nächsten Jahren hielt er sich, nicht ohne dann und wann trotz unermüdlicher Thätigkeit in drückende Nahrungssorgen zu gerathen, an verschiedenen Orten Deutschlands, namentlich in Ballenstedt am Harz, Stuttgart, Halle und Dessau auf. 1856 siedelte er nach Dresden über, wo er völlig zurückgezogen fern von jedem gesellschaftlichen Treiben lebte und am 11. Juli 1882 nach langen, schweren Leiden starb. Er war dreimal verheirathet und hinterließ drei Töchter.

rend seiner 40jährigen litterarischen Laufbahn hat er gegen 250 größere
noch viel mehr kleinere Erzählungen verschiedenster Art verfaßt, die theils
n, theils in Sammlungen und Zeitschriften erschienen. Die meisten er-
mehrere Auflagen, und einige wurden in fast alle modernen Cultur-
en übersetzt. In manchen Jahren mußte er infolge contractlicher Ver-
ungen den Buchhändlern mehr als 20 umfangreiche Geschichten liefern,
man es nicht selten deutlich anmerkt, daß sie rein fabrikmäßig hergestellt
nit innerem Widerwillen geschrieben wurden. Seine Verleger waren Bagel
riezen, Wesel und Mülheim, Trewendt in Breslau, Bertelsmann in
sloh, Bromme in Dresden, Schreiber in Eßlingen, Stoppani, Hallberger,
r und Hoffmann, sowie vor allem Schmidt & Spring in Stuttgart.
vollständige Aufzählung seiner selbständig erschienenen Schriften geben die
rlexika. Es genügt daher an dieser Stelle, sie zu classificieren und ihren
ılter anzudeuten.

Am besten gelungen erscheinen seine kleine Erzählungen für das erste
salter bis zum achten Jahre. Ihr Inhalt ist dem engen Gedankenkreise
Kleinen gut angepaßt, die Form ist ansprechend und leicht verständlich,
die zu Grunde liegenden religiös-moralischen Gedanken treten ein-
lich hervor, ohne aufdringlich zu wirken. Hierher gehören folgende Samm-
n: „150 moralische Erzählungen für kleine Kinder"; „Märchen und
ln für kleine Kinder"; „Geschichtenbuch für die Kinderstube"; „Bilder-
libet mit Denksprüchen und Fibelversen"; „Die erzählende Mutter";
ihnachtsgabe für gute Kinder"; „Neue moralische Erzählungen für Kinder
5—8 Jahren"; „Das bunte Buch" und „Die Großmutter im Kreise ihrer
l". Zahlreiche andere Geschichten sind für das mittlere und reifere Jugend-
bestimmt. Diese tragen meist einen stark moralisirenden Charakter an
Theils verherrlichen sie in allgemeinen Zügen einen sittlichen Wandel
stellen die Schändlichkeit sittenloser Lebensführung abschreckend dar (Gut
Böse; Der verlorene Sohn; Die Schule der Leiden; Der Tugenden Ver-
ung; Wer Sünde thut, der ist der Sünde Knecht; Die mit Thränen säen,
den mit Freuden ernten; Den Gerechten wird Gutes vergolten; Die Macht
Gewissens; Prüfungen; Reue versöhnt; Nur immer brav; Der Bekehrte;
umme Wege und gerade Wege; Lebenskämpfe), theils empfehlen sie einzelne
genden, wie Familienliebe (Eine Familiengeschichte; Die Kinder sollen dank-
sein den Eltern; Ehre Vater und Mutter!; Treue Kindesliebe; Mutter
Kind; Ein guter Sohn; Die Brüder; Geschwisterliebe; Oheim und Neffe;
Stiefmutter), Freundschaft (Opfer der Freundschaft; Gute Kameraden),
ue (Treue gewinnt; Furchtlos und treu; Das treue Blut), Ehrlichkeit (Du
st nicht stehlen; Ein rechtschaffener Knabe), Fleiß (Beharrlichkeit führt zum
el; Man muß sich durchschlagen; Arbeit und Geld; Fleiß und Trägheit),
duld (Wenn man nur recht Geduld hat), Wohlthätigkeit und Hilfsbereit-
aft gegen Arme und Unglückliche (Liebet eure Feinde; Segen des Wohl-
uns; Liebe deinen Nächsten; Die Waisen; Selig sind die Barmherzigen;
ohlthun trägt Zinsen; Ein gutes Herz; Herzlos und herzensgut; Gute
elen), oder warnen vor einzelnen dem kindlichen Verständniß nahe liegenden
stern und schlechten Gewohnheiten (Eigensinn und Buße; Folgen des Leicht-
ns; Der Widerspenstige; Die Bahn des Lasters; Keine Rückkehr; Böses
wissen; Nemesis; Ein armer Sünder; Starrsinn und fester Wille; Der
sen Lohn). In dem Bestreben, recht eindringlich zu wirken, verfällt H.
nicht selten in Pedanterie, Geschmacklosigkeit und Unwahrscheinlichkeit.
ine Helden überragen jedes normale menschliche Maaß. Sie zeichnen sich
immer durch unnatürliche Herzensgüte und Sittlichkeit oder durch außer-

gewöhnliche Lasterhaftigkeit aus. Kleine Kinder entwickeln oft eine Seelengröße, wie sie kaum den vielbewunderten Männern des Alterthums eigen war. Ueberdies wird die Tugend ohne Rücksicht auf die Verhältnisse der realen Wirklichkeit durch Leiden schließlich stets zum Siege, das Laster stets zum Untergang geführt. Der Deus ex machina treibt nicht selten ein geradezu phantastisches Spiel. So wird beispielsweise in der Erzählung „Brave Leute" die unverschuldet eingetretene Noth durch einen Lotteriegewinn, einen zurückkehrenden, verschollen gewesenen Verwandten und einen in der Bibel wiedergefundenen Schuldschein plötzlich gewendet. Häufig wird die Moral, welche die Geschichte veranschaulichen soll, schon im Titel in der kurzen und eindringlichen Form eines Sprichwortes dargeboten (Unverhofft kommt oft; Wie die Saat, so die Ernte; Frisch gewagt ist halb gewonnen; Jeder ist seines Glückes Schmied; Ein Mann, ein Wort; Die Sonne bringt es an den Tag; Untreue schlägt ihren eigenen Herrn; Jung gewohnt, alt gethan; Recht muß Recht bleiben; Zeit ist Geld; Hochmuth kommt vor dem Fall; Wie man's treibt, so geht's). Gelegentlich tritt sie aber auch in religiöser Einkleidung auf (Der alte Gott lebt noch; Des Herrn Wege sind wunderbar; Der Mensch denkt, Gott lenkt; Der Segen des Herrn macht reich ohne Mühe; Was Gott thut, das ist wohlgethan; Wen Gott liebt, den züchtigt er; An Gottes Segen ist alles gelegen). Hierbei war H. sorgfältig bemüht, jeden Anschein einer kirchlichen Parteinahme zu vermeiden. Keine seiner Erzählungen trägt einen ausgesprochen confessionellen Charakter, einige lehren direct die Duldsamkeit gegen Andersgläubige (Moschele Schmulche-Leben), und so fanden sie bei den Angehörigen aller Bekenntnisse Anklang. Ebenso suchte er die Verschiedenheiten des Standes und des Vermögens als unwesentlich hinzustellen und zu zeigen, daß auch in den bescheidensten Verhältnissen Zufriedenheit und glückliches Familienleben möglich sei (Arm und reich; Brave Leute; Ohnmacht des Reichthums; Glückswechsel; Das wahre Glück; Das große Loos; Aeußerer Glanz und innerer Werth; Graf und Bärenführer; Ein Königssohn).

Obwohl es H. nicht an eigener Erfindungsgabe fehlte, bestand ein erheblicher Theil seiner schriftstellerischen Thätigkeit darin, daß er spannende Geschichten fremdländischer Erzähler für die deutsche Jugend bearbeitete, so das Leben Don Quixote's nach Cervantes und verschiedene Abenteurerromane von Cooper (Lederstrumpf-Erzählungen; Narramatta; Conanchet; Mark's Riff; Der rote Freibeuter; Capitän Spike oder die Golfinseln), Marryat (Der neue Robinson oder der Schiffbruch des Pacific; Jack, der tapfere Midshipman), Reid (Die Ansiedlerin der Prärie; Ein Robinson der Wüste; Der Büffeljäger am Lagerfeuer) und Bird (Die Gefahren der Wildnis). Da diese abenteuerlichen Geschichten großen Beifall fanden, fühlte er sich veranlaßt, ähnliche Geschichten, die in fremden Ländern oder auf fernen Meeren spielten, selbst zu erfinden. Hierher gehören hauptsächlich: Abenteuer zu Wasser und zu Lande; Abenteuer aller Arten und Orten; Aus allen Welttheilen; Zonenbilder; Nord und Süd; Wilde Scenen und Geschichten; Hoch im Norden; Jenseits des Meeres; Der Goldsucher; Die Eroberung von Mexiko; Der Schatz des Inka; Die Belagerung von Boston; Wilde Scenen in Südafrika; Auf der Karroo; Loango, eine Negergeschichte; Ein Negerleben; Scenen und Abenteuer auf Ceylon; Die Familie Waldmann, eine Robinsonade; Der Schiffbruch; Die Ansiedler am Strande; Der Strandfischer; Auf der Flucht; Kriegsbilder; Jagdbilder. In diesen Geschichten überschritt er nicht selten weit die Grenzen dessen, was für die Jugend zuläßig ist. Mord und Blutvergießen, Verbrechen und Grausamkeiten aller Art, Unglücksfälle und andere Schreckensscenen häuft er in solcher Fülle, daß die Phantasie der kritiklosen jungen Leser überreizt und auf Irrwege geleitet

wird. Mehrfach entnahm er auch seine Stoffe alten bewährten Fabeln, Märchen und Sagen der in- und ausländischen Litteratur, die er mit einem neuen, nicht immer geschmackvollen und passenden Gewande bekleidete (Die Geschichte von Reineke dem Fuchs; Deutsche Volksmärchen; Die schönsten Märchen der Tausend und einen Nacht; Deutsche Sagen; Rübezahl). Auch merkwürdige geschichtliche Begebenheiten behandelte er wiederholt in ähnlicher Weise (Deutsche Helden der Vorzeit; Die Geschichte vom Tell; Fürst Wolfgang; Aus eiserner Zeit; Der Eisenkopf; Aus vergilbten Papieren; Aus der guten alten Zeit). Ebenso suchte er durch Lebensbeschreibungen großer Männer die Jugend zur Nacheiferung anzuregen (Ludwig van Beethoven; Mozart's Jugendjahre; Schiller's Jugendjahre).

Den größten Einfluß hat H. auf die deutsche Jugend durch seine Sammelwerke ausgeübt, von denen er seit 1844 jedes Jahr kurz vor Weihnachten einen stattlichen Band erscheinen ließ: das Taschenbuch für die deutsche Jugend (1844—46), den Deutschen Jugendfreund (1846—57) und den Neuen deutschen Jugendfreund (1858 ff.), der auch nach seinem Tode fortgesetzt wurde. Jeder Jahrgang enthält Erzählungen, Schilderungen aus der Länder- und Völkerkunde und aus der Naturgeschichte, Biographien, Sagen, Märchen, Gedichte, Räthsel, Spiele und viele meist künstlerisch werthlose Abbildungen. Ein anderes periodisches Unternehmen war die von ihm begründete und lange Jahre geleitete, im Verlage von Schmidt & Spring erschienene Jugendbibliothek. Daneben lieferte er noch Beiträge für Trewendt's Jugendbibliothek, Kröner's Universalbibliothek für die Jugend, Bagels Neue Jugendbibliothek, sowie für eine große Reihe anderer Sammelwerke und Jugendschriften.

Außerdem hat er auch für weite Kreise der Erwachsenen durch seine zahlreichen Volksschriften gewirkt, die zwar jedes höheren künstlerischen Interesses und jeder Vertiefung in die großen Probleme des Einzellebens und der menschlichen Gesellschaft entbehren und deshalb von der strengeren Kritik als breite Bettelsuppen bezeichnet wurden, aber trotz ihrer Trivialität auch noch heute geeignet erscheinen, anspruchslose und unverwöhnte Leser nach den Anstrengungen der Tagesarbeit zu unterhalten und zu belehren, ohne ihren Geist anzustrengen. Hierher gehören hauptsächlich folgende Werke: Abendstunden; Häusliche Abende; Feierstunden; Kalendergeschichten; Beliebte Erzählungen; Schilderungen und Begebenheiten zum Vorlesen im Familienkreise; Bilder und Skizzen nach der Natur; Natur und Leben; Kleine dramatische Spiele; 300 Charaden, Wortwechsel und Räthselfragen; sowie als ein überaus zahmes Erzeugniß des Sturmjahres 1848 das Politische Hausbüchlein für den deutschen Bürgers- und Bauersmann. Als ein Mißgriff erwies sich ein Illustrirter Volkskalender, den H. seit 1851 unter Mitwirkung namhafter Schriftsteller und Künstler in Monatsheften erscheinen ließ, der aber wegen seines hohen Preises schon im zweiten Jahre wieder einging. — Alles in allem genommen hat H. nichts von dauerndem Werthe geschaffen, keine seiner Leistungen sichert ihm trotz des großen Einflusses, den er zu seinen Lebzeiten auf die Lesewelt ausgeübt hat, für alle Zukunft einen Platz in der Geschichte der deutschen Litteratur. Will man seine Schriften mit einem Worte charakterisiren, so thut man ihnen nicht Unrecht, wenn man sie als Lesefutter bezeichnet.

A. Merget, Geschichte der deutschen Jugendlitteratur, Berlin 1867, S. 99—101. 2. Auflage ebd. 1877, S. 102—105. — Neuer deutscher Jugendfreund 1868 (Bild). — Illustrirte Zeitung 1882, LXXIX, S. 121 (mit Bild).

Viktor Hantzsch.

Hoffmann: Heinrich H., Arzt und Dichter, in Frankfurt a. M. a
13. Juni 1809 geboren und daselbst am 20. September 1894 (am Schla
anfall) verstorben, studirte und promovirte 1833 in Halle, ließ sich 1834 i
seiner Vaterstadt nieder, wurde hier Mitbegründer einer sog. Armenklinik fi
das Landvolk der Umgegend, dann als Nachfolger von Mappes 1845 Lehr
der Anatomie am Senckenberg'schen Institut und 1851 nach dem Rücktri
Varrentrapp's als dessen Nachfolger Arzt an der Anstalt für Irre und Ep
leptische. In dieser Stellung erwarb er sich nicht bloß durch seine rege ärz
liche Thätigkeit ein Verdienst, sondern auch noch dadurch, daß er für de
Neubau einer Anstalt energisch eintrat und diesen durchsetzte, der 1864 e
öffnet wurde. H., der am 10. August 1883 noch in voller Rüstigkeit sei
50jähriges Doctorjubiläum erlebte und zuletzt den Titel „Geh. Sanitätsrath
führte, hat sich durch verschiedene Publicationen auf dem Gebiet der Psychia
trie, theils casuistische Mittheilungen, theils Jahresberichte über die von ih
geleitete Anstalt bekannt gemacht. Mehr aber als seine medicinischen Ve
öffentlichungen haben seine Dichtungen ihm einen Namen in weiten Kreise
gemacht, ganz besonders sein, zunächst für seinen ältesten Sohn als Wei
nachtsgabe entworfener, mit großem Beifall aufgenommener und gerade
epochemachender und bereits in 150 Auflagen erschienener „Struwwelpeter
aber auch noch verschiedene andere humoristische und satirische Scherze, der
Verzeichniß W. Stricker im Biogr. Lexikon hervorr. Aerzte, herausgegeb
von A. Hirsch und E. Gurlt III, 245 zusammengestellt hat.

Pagel.

Hoffmann: Heinrich Friedr. Karl H., D. theol., Pastor zu St. Laurent
in Halle a. S., geboren zu Magdeburg am 24. März 1821 als Sohn ein
Bankbeamten, † zu Halle a. S. am 20. Mai 1899. (Vgl. Kähler u. Herin
D. Heinr. Hoffmann, 1900. — Aus dem Tagebuche des D. H. Hoffman
1900. — Briefe, 1901. Sämmtlich bei R. Mühlmann, Halle a. S.) Kindhe
und Jugend hat er in Magdeburg verlebt. Unter der Hut und Zucht fromm
Eltern wuchs er in der Stille heran. Auf dem Domgymnasium war er e
guter Schüler, obwol er, wie er später gesteht, es sich nicht gerade sau
werden ließ. Aber schon früh fing er an, selbständig zu arbeiten, und wen
auch nicht im Sturmschritt, so ging es doch ziemlich regelmäßig und sich
vorwärts. Seine Gesundheit war von Kindesbeinen an nicht die festeste, u
der Knabe schon dachte bei seiner Neigung zur Hypochondrie von jedem Jahr
das er erlebte, dies würde sein letztes sein. Dabei war er in der Schu
von einer so unüberwindlichen Blödigkeit, daß die Lehrer sich genöthigt sahe
ihn von allem Declamiren zu dispensiren. Der früh in ihm angeregte re
giöse Sinn wurde durch das Leben im Elternhause und durch dessen B
ziehungen zu den „Stillen im Lande" gefördert. Namentlich aber übte
Bruder der Mutter, Onkel August, ein Magistratssecretär, der Theolo
studirt hatte, aber wegen schwacher Brust nicht hatte zum Predigtamte kom
können, einen tiefgehenden Einfluß auf ihn aus; ihn nennt G. selbst sei
geistlichen Vater, dem es das größeste Herzensanliegen gewesen, „die Li
zum Herrn in ihm zu wecken". Auf der Schule fesselten ihn vor anderm
Geographie und zwar nach ihrer physikalischen Seite und die Naturwiss
schaften, so daß sein Lehrer in diesen Fächern sich aufs höchste darüber
wunderte, daß H. etwas anderes als Naturwissenschaften studiren wollte.
Classiker hat er auf der Schule nicht gerade versäumt, hingegen war ihm
Unterricht im Deutschen zuwider, und was er von der schönen Litteratur
brachte ihm wenig Genuß. Während der Vater seinen Erstgeborenen
selbstverständlich zum Kirchendienst bestimmt hatte, suchte diesem der Onkel

selbständigen Entscheidung zu verhelfen, ohne ihn dabei zum Studium
heologie zu ermuthigen. Zu einer rechten Herzensneigung für die Theo-
ist es nach Hoffmann's eigenem Geständniß auch nicht gekommen. „Meine
aneität war ja immer sehr gering; in Dingen, die nicht gerade Ge-
sache sind, bin ich wohl stets sehr bestimmbar gewesen. — — Genug,
iß wahrlich nicht, wie ich es gewagt habe, Geistlicher zu werden — ein
, der nicht den mindesten Drang gehabt hat, auf andere einwirken zu
; der es schrecklich fand, vor andere hervortreten zu sollen; ein Mensch,
auch nicht ungern arbeitete, auch Sinn für Ideale hatte, für die
nswahrheiten warm war, aber doch immer geneigt war, für sich zu
n und zu graben" — „ich habe nicht gewählt, ich bin geführt worden
it verbundenen Augen". „Wenn ich, wiewol mit Beben, die Bahn
verfolgte, in welche ich, ich weiß nicht wie, hineingeleitet ward, so war
klärung hierfür wesentlich darin zu suchen, daß ich mir immer die
se Stellung eines Landpfarrers als mir zugedacht vorstellte. Es ist
gekommen! Als ich mich zu Berlin für die theologische Facultät in-
en ließ, da unterschrieb ich, ohne es zu ahnen, den Verzicht auf ein
Theil Lebensglück, denn es gehört zum Lebensglück ein Beruf, zu dem
ntschiedene Neigung und wirkliche Anlage hat. Beides finde ich für den
hen Stand bis zum heutigen Tage nicht in mir." Das sind Hoff-
s eigene Bekenntnisse, um so bemerkenswerther als sie nicht etwa in den
nten- oder Candidatenjahren aufgezeichnet sind, sondern mitten in ge-
r Amtsthätigkeit der reiferen Jahre, in den für den einzigen Sohn be-
en Lebensnachrichten.

er junge Student, der einsam im Postwagen die Vaterstadt verließ, ist
Berlin, wo er studiren sollte, einsam geblieben. Das Studentenleben
n ebensowenig an wie die Studenten selbst, und er lebte nach den
n asketischen Ansichten, die er sich unter pietistischen Einflüssen an-
t hatte. Fleißig in seinem Fach, war er doch auch täglich zwei Stunden
ezimmer, der Zuflucht der Einsiedler, um sich dort mit der geliebten
phie zu beschäftigen. Von den theologischen Lehrern zog ihn Hengsten-
icht an, obwol er von Hause her die günstigsten Vorurtheile für ihn
racht hatte, und „die eingefleischten Hengstenbergianer" waren nicht nach
Geschmack. Twesten, bei dem er Exegese hörte, enttäuschte ihn gewaltig,
d Neander's Schriftauslegung ihm Freude und Befriedigung gewährte
ir den Studenten war er ein Meister in der Schrift, ein geweihter
og". Trendelenburg's verschlungene Gedankengänge blieben ihm fremd,
teffens' Psychologie berauschte ihn, und bei Karl Ritter, dem Geo-
n, hat er dankbaren Herzens hospitirt. Im übrigen hat ihn das Heim-
eplagt; der Verkehr im Hause des Judenmissionars Becker und eines
frommen" Leinewebers, der dem Elternhause durch die Magdeburger
bekannt geworden war, boten ihm wenig. Wenn er auch die namhaf-
Prediger Berlins an den Sonntagvormittagen mit Eifer kennen zu lernen
so waren die Nachmittage um so schwerer, und wenn er auch hier
a das Theater besuchte, so blieb der Reiz der Bühne für ihn doch gering,
ie Abende waren entsetzlich lang. Kurz, die Großstadt war ihm unaus-
, und in ihrem Getriebe fühlte er sich verloren. Trotzdem waren die
an die Eltern im Tone guten Humors gehalten, wenn er auch bald
dem Vater die Bitte aussprach, ihn nach Halle gehen zu lassen; er
aus sich heraus, mußte lernen, mit Anderen leben und sich über das
sprechen, was er in sich aufgenommen hatte.

In Halle fand er, was er suchte. Allmählich ging ihm, wie er sag ein schwaches Licht auf über die Lage der Dinge auf dem Kampfplatz de geistigen Lebens, und er fing an zu fragen, ob die damalige moderne Geiste philosophie oder die positiv gerichtete Theologie das Gebiet des schwindende alten Rationalismus einnehmen werde. Schon in Berlin hatten die Au regungen im öffentlichen kirchlichen Leben, die der Sintenis'sche Streit un die Thronbesteigung Friedrich Wilhelm's IV. hervorgerufen, auch ihm es füh bar gemacht, daß der Kirche innere Kämpfe der schwersten Art bevorstehe und daß ihm selbst sein zukünftiger Beruf zu einer Heerfahrt werden würd Die Studentenschaft in Halle war in großer Erregung, und eine von R. Hay in Umlauf gesetzte Petition um die Berufung von D. Fr. Strauß nach Hal fand theils mit offener Zustimmung, theils aus schwächlicher Unentschiedenhe zahlreiche Unterschriften, während H. mit seinen Freunden solche verweigert Von den damaligen Lehrern der Universität zog ihn am meisten Jul. Müll an, mehr als Tholuck, mit dem er erst später in nähere Berührung kam. B seinen häufigen Reisen nach Magdeburg hat Tholuck von 1844 bis 1852 i Hoffmann's Elternhause sein Absteigequartier genommen, um der Unruhe d Gasthöfe zu entgehen, und während Hoffmann's Amtswirksamkeit in Halle i er diesem ein treuer Freund und Berather gewesen. Viel mehr aber bot ih der freundschaftliche Verkehr mit gleichstrebenden Altersgenossen, den er hi zum ersten Male kennen lernte und in vollen Zügen genoß. So wenig auch hi das sog. Studentenleben ihn anzog, hat er auf Veranlassung der zahlreiche Mitschüler, die er in Halle vorfand, vorübergeherd auch daran theilgenomme und ist sogar eine Zeitlang Mitglied der neugegründeten Burschenschaft g wesen. Aber ungleich werthvoller wurde und blieb ihm die Freundschaft m zwei Magdeburger Mitschülern, denen er hier erst nahetrat, um mit ihne fürs Leben verbunden zu bleiben: der spätere Oberconsistorialrath Drendman in Darmstadt († 1893) und der Schulrath Ferd. Schaller, Seminardirect in Köpenik († in Wernigerode 1892). Von dieser Gemeinschaft, die Oste 1841 dadurch, daß H. in dasselbe Haus zog, in dem die beiden Freun wohnten, zur vollen Ausgestaltung kam, weiß er auch im Alter noch zu rühmer „So gab es nun von Ostern 41 an drei unvergänglich schöne Semester, das ware sonnenhelle Maientage im Leben". In einer Dorfkirche bei Halle hat er i vierten Semester auch seine erste Predigt gehalten; das war für ihn um mehr ein Ereigniß, als dieser Erstlingsversuch ganz ermuthigend ausfiel. „I sah doch, daß es mir möglich war, vor einer Menschenversammlung den Mur aufzuthun und meine Blödigkeit zu überwinden."

Mit dem Abschluß des sechsten Semesters kehrte er ins Elternhaus zurü Von hier aus erledigte er die beiden theologischen Prüfungen in vorzüglich Weise. Der Tod des geliebten Onkel August, eigene schwere Krankheit un der Verlust der Mutter im J. 1846 machten die ersten Jahre der Can datenzeit ungewöhnlich ernst, aber hinderten ihn nicht an anhaltender u eindringender theologischer Arbeit. Wenn er daneben mit Unterricht in Priv stunden und Schulen sich beschäftigte, nebenher auch das Rectorexamen legte und hin und wieder in und um Magdeburg predigte, so hat er die Jahre der Candidatenzeit doch vornehmlich zu ernstester Vertiefung seiner th logischen Erkenntniß benutzt. Beweis dafür war das Ansehn, dessen er im „Candidatenverein" erfreute, der ihn im J. 1847 zum Präses erwäh Wiederholte Reisen mit dem Vater nach Ems, von wo aus er die Rhe gegend besuchte, und mit einem Freunde in die bairischen Alpen gaben sei Sehnen, sich in der Welt umschauen zu können, die erste Befriedigung. Erschütterungen des Jahres 1848 waren zwar in Magdeburg nicht so spür

an anderen Orten, aber haben ihn, wie er sagt, im Innersten durchstürmt. ine Studien führten ihn zu einer tieferen Würdigung der confessionellen eologie, und der Gegensatz zwischen Lutherthum und Calvinismus machte e Vorliebe für den Unionismus wankend, zumal die Bevorzugung der onistischen Richtung seitens des Staates ihn abstieß, und ihm, einem Gegner Staatskirchenthums, dieses in Preußen mit dem Unionismus zusammen-

Die Versetzung des Vaters nach Berlin führte ihn im September 1852 der dorthin, und während er glaubte, weiter studiren und auf der Uni- sität Vorlesungen hören zu können, wurde er bald aus dem Stillleben ausgerissen, das seinen Neigungen und Wünschen so sehr entsprach. Die gewöhnlich lange und mußereiche Vorbereitungszeit, die in ihrem stillen eren Verlauf doch vielfache innerliche Bewegungen umschloß, mit manchem deren Verzicht und ernstlichen Anfechtungen, über die er sich nur andeutend ußert, war eine fruchtbare Capitalienansammlung von Kraft, mit der er h ausgerüstet und befestigt in die Arbeit des Amtes eintreten konnte.

Die Anfänge sollte er in Berlin machen, wo Büchsel ihn zu seinem Hülfs- diger berief. Zu seinem Verdruß mußte er vor dem Brandenburger Con- orium erst noch ein Colloquium bestehen, ehe er am 27. Januar 1853 im om zu Berlin von Bischof Neander ordinirt wurde. Es war ein Jahr werer und anhaltender Arbeit unter Büchsel's eigenartiger Leitung („Sie len des Teufels Jagdhund sein!“ hatte er ihm erklärt, als H. nach seiner struction fragte), die ihn aus aller Beschaulichkeit herausriß, und vervoll- ndigte die Vorbereitung für die selbständige Führung des Pfarramtes einer adtgemeinde in nicht gerade willkommener und doch erwünschter Weise. abei brachte ihm dies Jahr noch eine andere wichtige Bereicherung; er ver- te sich mit Laura, der Tochter des Geheimraths Wentzel, einer Persönlichkeit l Thatkraft und unermüdlicher Rührigkeit, die seine Eigenart aufs glück- hste ergänzte, so daß die Ehe zu einer Gemeinschaft des Lebens und der beit wurde, wie sie in und außer Pfarrhäusern selten gefunden wird. Endlich folgte noch am Schlusse desselben Jahres die Berufung zum Pastor der . Laurentiusgemeinde in Halle a. S., und am Tage nach seiner Hochzeit, . April 1854, zog das Ehepaar in das Pfarrhaus auf dem Neumarkt ein.

Hier war die Pflege und der Ausbau der ihm anvertrauten Gemeinde ne Hauptaufgabe, die ihm umso größer erschien, als genug vorausgegangen ar, das Gemeindebewußtsein und die Zusammengehörigkeit zu erschüttern. on 1841—1846 war G. A. Wislicenus Pastor auf dem Neumarkt gewesen d hatte, als er infolge lebhaften Protestes gegen seine Angriffe auf die ibel („Ob Schrift, ob Geist“) abgesetzt war, eine freie Gemeinde gegründet. er Nachfolger, Fr. Ahlfeld, dessen Gaben und Eifer das Vertrauen der Ge- einde zum geistlichen Amte bald wiedergewinnen konnten, war schon nach reijähriger Thätigkeit in Halle dem Rufe nach Leipzig gefolgt. Dessen Nach- lger, der später katholisch gewordene Heinr. Ahrendts, hatte nur ein und n halbes Jahr ausgehalten. So bot der Boden Schwierigkeiten genug für e Gemeindepflege. Zum Glück war der Umfang nicht allzu groß. Noch ldeten die alten Stadtmauern im wesentlichen die Grenzen nach außen, ährend die benachbarte Stadtpfarrei eine Erweiterung nach der Stadt zu umöglich machte. Im Laufe der Jahre aber gewann die Laurentiusgemeinde ne solche Ausdehnung, daß sie das Gelände bis zum Nachbardorfe Giebichen- in auf der einen Seite und weit ins Feld hinaus nach der anderen um- ste. Noch zu Hoffmann's Lebzeiten erwuchs in diesem nach außen so gut ie unbegrenzten Pfarrbezirk die Seelenzahl von 3500 fast auf die zehnfache ahl. Als er die drohende Gefahr übergroßen Wachsthums erkannte, hat er

seinen Gemeindekirchenrath veranlaßt, nach der unbebauten Seite eine Grenze für die Laurentiusgemeinde festzusetzen und damit die Errichtung der neuen Pauluspfarrei angebahnt.

Die damals noch übersehbare, zum größten Theil aus Ackerbürgern, Handwerkern und Arbeitern bestehende Gemeinde konnte dem jungen Pfarrer Muth machen, diejenigen Mittel thatkräftig anzuwenden, die eine wirkliche Gemeindepflege ermöglichen. Von der Predigt werden wir, um der Bedeutung Hoffmann's als Prediger willen, noch besonders handeln. Es gelang ihm bald, den größten Theil der Gemeinde um seine Kanzel zu sammeln. Auch hat es von Anfang an nicht an Zuhörern aus den anderen Gemeinden der Stadt gefehlt, namentlich aber hat er auf die studirende Jugend stets eine große Anziehungskraft ausgeübt. Vor allem war er darauf bedacht, die alten Mittel der Seelenpflege so reichlich wie möglich anzuwenden. Wie es in seiner Natur lag, hat er nie neue Wege für die kirchliche Arbeit zu bahnen gesucht, und wo andere neue Bahnen einschlugen hat er auch da, wo der Er folg dafür sprach, sich nur widerstrebend dafür gewinnen lassen. Neben de Hauptgottesdienst richtete er die sonntägliche Kinderlehre für den Somm wieder ein und im Winter einen Abendgottesdienst um 5 Uhr. Auf d Pflege der liturgischen Seite der Gottesdienste ist er stets bedacht gewesen u hat außerdem viele Jahre lang an Sonnabenden und vor den Festtagen re liturgische Vespergottesdienste gehalten, von denen die Christvesper mit ih Ansprache an die Kinder sich allerdings zuletzt allein erhalten und in d „Christblumen" bleibende Früchte hinterlassen hat. Am Mittwoch Abend hi er Bibelstunden, einmal im Monat Missionsstunde. Von jenen werden gege wärtig die „Neutestamentlichen Bibelstunden" herausgegeben, in den ander erwies er sich als ausgezeichneter Sachkenner und meisterhafter Erzähler, d die Gemeinde nachhaltig für die Arbeit der Mission zu erwärmen verstand.

Im engsten Zusammenhange mit diesen Anstrengungen stand das una lässige Bemühen, auch das Gotteshaus der Gemeinde, das mitten auf de durch allmähliche Pflege verschönten Gottesacker steht, immer mehr liebzumache Die häßliche und verwahrloste Neumarktkirche hat er nach und nach zu ein trauten und würdigen Stätte umgewandelt. Viel ließ sich freilich auch m dem feinen Geschmack und Geschick, worüber er als trefflicher Kenner chri licher Archäologie und Architektur verfügte, nicht erreichen. Dazu kam, daß d von Anfang an für die Gemeinde kaum zureichende Kirche trotz aller Um Ein- und Anbauten in ihrem Innern immer weniger dem stetig wachsend Bedürfniß genügte. Einem Neubau aber standen auch wegen der großen Au dehnung der Gemeinde, wegen der staatlichen Patronatspflichten und weg der Gebundenheit aller hallischen Kirchengemeinden bezw. der Besteuerung f Bauzwecke außergewöhnliche Hindernisse entgegen. Erst gegen Ende sein Amtswirksamkeit erreichte er den Bau einer zweiten Kirche, einer Succursa kirche für S. Laurentius, nach dem ersten Diakon S. Stephanus genann die er am 7. December 1893 einweihen konnte. Die freiwilligen Leistunge der Gemeindeglieder für diesen Bau waren ein schönes Zeichen kirchlich Opferwilligkeit. In der Einweihungspredigt sagt er daüber: „Ein volle gedrücktes und gerütteltes Maß von Freude ist dabei diese Baujahre für mi abgefallen. Wie soll mir nicht das Herz frohlocken auf diesen Tag, welch strahlenden Sonnenglanz göttlicher und menschlicher Freundlichkeit über mein Lebensabend ausbreitet". Auch dem bald darauf nothwendig geworden Kirchbau für die neu errichtete Paulusgemeinde hat er noch seine liebereic Fürsorge mannichfach zugewendet, aber den Tag der Grundsteinlegung nic mehr erlebt.

Die Predigt in der Kirche begleitete die Seelsorge, die er unablässig an Vielen, die zu ihm kamen, und durch regelmäßige Hausbesuche bei den Eltern der Confirmanden und der Confirmirten, sowie sonst bei gesunden und kranken Gemeindegliedern ausübte. Außer den allgemeinen pfarramtlichen und seelsorgerlichen Angelegenheiten gab die bald reichlich betriebene kirchliche Armenpflege und die Anmeldung der Abendmahlsgäste, auf die er auf und unter der Kanzel drang, überreiche Gelegenheit im Studirzimmer. Sein Pfarrhaus wurde auch durch die eifrige Mitarbeit der Pfarrfrau ein rechtes Elternhaus für viele Pfarrkinder aus allen Ständen. In den Hausbesuchen aber hat er in stiller Treue nähere Beziehungen zu den Gemeindegliedern zu gewinnen und zu befestigen gesucht; kaum ein Stadtgeistlicher in lutherischem Gebiet wird in unserer Zeit die Hausbesuche in solchem Umfang und so planvoll betrieben haben. Auch in den Jahren beginnenden Alters hat er den Durchschnitt dieser Besuche noch auf 100 im Monat veranschlagen können. Die Arbeit wuchs mit der Gemeinde je länger desto mehr. Wegen ernstlicher Erkrankung wurde ihm durch die Liebe der Gemeinde wiederholt ein Hülfsprediger zur Seite gestellt; in den beiden letzten Jahrzehnten konnte er durch die Maßnahmen des Parochialverbandes ständig einen solchen haben. Trotzdem ist es ein reiches Maß der Arbeit geblieben, das er zu leisten hatte, obwol er es immer mehr lernte, Helfer und Helferinnen für allerlei Gemeindearbeit aus allen Kreisen der Gemeinde heranzuziehen. Namentlich hat er, nach Einführung der Kirchenverfassung für die evangelische Landeskirche in Preußen, auch die Glieder der kirchlichen Körperschaften zur Mitarbeit im Dienst an der Gemeinde angeregt. Als die gewaltige Erschütterung kirchlicher Sitte durch Einführung des Personenstandsgesetzes zu Tage trat, hat er die Aeltesten u. a. auch den Professor Rud. Haym, willig gemacht, durch persönliche Besuche bei den Säumigen darauf hinzuwirken, daß die Zahl der Taufen und Trauungen wieder der Zahl der Geburten und Eheschließungen sich näherte.

Bei anderen Mitteln, die namentlich in der Fürsorge für die Jugend, für die Armen, Kranken und Alten gesucht und gefunden wurden, war von Anfang bis zu Ende die Pfarrfrau die erste und eifrigste Helferin im Dienst an der Gemeinde. Gelang es mit ihrer Hilfe schon sogleich im ersten Jahr, für die Schulmädchen Strick- und Nähstunden an den schulfreien Nachmittagen durch freiwillige Helferinnen einzurichten, so wurde auch bald ein Frauenverein für Armen- und Krankenpflege auf dem Neumarkt eingerichtet und nicht ohne Gegensatz in Geschiedenheit von dem allgemeinen städtischen Frauenverein, der vorher alle Kirchengemeinden umfaßt hatte, erhalten. H. hatte den Werth einer kirchlichen Armenpflege, in der Glieder der Gemeinde einander dienen, alsbald erkannt und in seiner langen Amtszeit immer mehr schätzen lernen. Auch die Pflege der confirmirten Jugend in Mädchen- und Jünglingsvereinen wurde nicht unterlassen; obwol die Gründung und Leitung solcher Vereine weder zu den Neigungen noch zu den Gaben Hoffmann's gehörte, so fanden sich Helfer und Helferinnen genug, die auf seine Anregung und unter seiner gelegentlichen Mitwirkung diese Arbeiten treulich ausrichteten. Außer den Missionsstunden in der Kirche wurde auch ein Missionsnähverein eingerichtet, der unter der Leitung der Frau Pastor durch regelmäßige Arbeit und den jährlichen „Bazar" sehr bedeutende Summen für Berlin I aufbrachte. Am Epiphaniasfest wurde dann alljährlich eine Missionsfeier in der Kirche veranstaltet, zu der die Weihnachtsbäume aus der Gemeinde zusammengetragen wurden — Jahre lang die einzige Missionsfeier in Halle und später vorbildlich für die anderen Gemeinden.

Durch die eigene hingebende Arbeit hat H. auch die Hilfbereitschaft und

Opferwilligkeit der Gemeinde in nicht gewöhnlichem Maaße geweckt und
hoben. Für die kirchliche Armenpflege standen ihm stets beträchtliche M
zu Gebote; die Leistungen der Gemeinde für die Heidenmission waren
nur im Vergleich mit denen der anderen Gemeinden der Stadt bedeut
wenn es sich um Unterstützung eines christlichen Liebeswerks handelte,
wenn es die Abhilfe eines Nothstandes galt, war seine Bitte nie vergel
und seine Empfehlung stets wirksam. Zeuge hierfür ist vor allem die
erwähnte S. Stephanuskirche, mit ihrer ganzen Ausstattung, zum weit
größeren Theile eine Leistung der Gemeinde aus freiwilliger Liebe.
Kinderbewahranstalt konnte er im J. 1876 einweihen, ein Feierabendhaus
verwittwete und sonst allein stehende Frauen im J. 1879, — Anstalten,
als kirchliche Einrichtungen von doppeltem Werth für die Gemeinde sind.
Frucht seiner Arbeit war auch das Vermächtniß eines zweiten Pfarrhau
das ein Schwesternpaar in froher Hoffnung auf die zweite Kirche ihm
Jahre vorher zugesagt hatte.

So hat H. seine Arbeit der Gemeinde gewidmet und diese gebaut.
wachsende Gemeinde war vielfach eine andere geworden, nicht nur nach Umf
und Seelenzahl. In der Stadt Halle war ein „Zug nach dem Norden“
gekommen; fast alle Glieder des akademischen Körpers zogen in die ehema
Vorstadt, und die wohlhabenden Bürger, die sich von ihren Geschäften zur
zogen, bauten sich auf dem Neumarkt an. Durch Uebung waren auch
Pastor die Kräfte gewachsen; aber ein anderer war er nicht geworden, höchst
darin, daß er die angeborene Zurückhaltung immer mehr überwand, daß
herbe Eindruck der ganzen Erscheinung auch für ferner stehende schwand
nach und nach demjenigen der überströmenden Güte und Freundlichkeit ge
alle Platz machte. Die ihm näher traten, lernten den Melancholiker auch
einen Mann von köstlichem Humor und treffendem Witz kennen. Durch
Treue hat er sich das Vertrauen der ganzen Gemeinde erworben und erhal
auch bei solchen, die erst seine Gegner gewesen. Daß er bei seiner Arbeit stän
an Halle gebunden war und mit Ausnahme der jährlichen Erholungsreisen,
womöglich stets ins Hochgebirge gingen, nicht hinauskam und außerhalb H
wenig bekannt war, beruht nicht nur auf seiner Neigung zur beschaulic
Stille; er ist nie ein Mann der Parteien und Conferenzen gewesen,
weniger haben ihn Projectenmacher und Neuerer angezogen. Wenn ihn se
Arbeit auch völlig und ständig in Anspruch nahm, sodaß wenig Erholungs
übrig blieb, so hat er doch, namentlich in dem ersten Jahrzehnt seiner Am
arbeit sich oft nach brüderlichem Verkehr mit den Amtsgenossen gesehnt.
mit Seiler, dem Pastor der anderen Vorstadt von Halle, und mit Plath,
wenige Jahre am Waisenhaus thätig war, hat er näheren Verkehr gepfloge
als er solchen später reichlicher hätte haben können, stand die Rücksicht, die
auf seine Gesundheit nehmen mußte, das Bedürfniß der Ruhe nach erschöpfen
Arbeit und mancherlei Beschwerde des Alters entgegen. Trotzdem hat m
ihn auch außerhalb Halles schon bald geschätzt. Als im J. 1863 Wallma
sein Amt als Inspector der südafrikanischen Missionsgesellschaft in Ber
(Berlin I) niederlegte, erging an H. der dringende Ruf zu seiner Nachfol
aber die körperliche Kraft war gerade damals besonders erschüttert, und
war bald entschlossen, in Halle zu bleiben. Später war er für die St
eines Consistorialraths und Dompredigers in Magdeburg in Aussicht genomm
und wer ihn kannte, verstand es ohne weiteres, daß er es vorzog, nicht dar
einzugehen. Es war sein Wunsch, seiner Gemeinde bis ans Lebensende
dienen, und es kostete ihn einen schweren Kampf, nach mehr als vierzigjähri
Amtsführung seine Emeritirung nachzusuchen.

Das vornehmste Mittel aber für Sammlung und Erbauung der Gemeinde
und das Hauptstück seiner Lebensarbeit ist ihm die Predigt gewesen. Seine
Leistungen als Prediger verdienen hohes Lob und zeigen so eigenthümliche
Vorzüge, daß es ihrer eingehenderen Würdigung zum Schluß bedarf. Wie
wenig er von Natur zum Prediger ausgestattet zu sein schien, ließen schon seine
eigenen Geständnisse erkennen. In der That wirkte auch sein Auftreten als
Prediger, die ganze Art des Vortrags, die Betonung und die Gesten zunächst
urchaus nicht anziehend, und unter seinen dankbaren Zuhörern hat es immer
uch solche gegeben, die an der Mißhandlung, die ihre ästhetischen Empfindungen,
ie sie sagten, unter seiner Kanzel erfuhren, fortwährend zu tragen hatten.
Dazu kam, daß die ganze theologische Stellung Hoffmann's nicht nur bei der
iberalen Bürgerschaft auf Widerspruch stieß, sondern auch vielfach Auseinander-
tzungen mit seinen Freunden veranlaßte. Nach seinem eigenen Bekenntniß
ereinigten sich in ihm lutherischer Confessionalismus und Pietismus. Diese
errat er auf der Kanzel nicht selten in einer Weise, daß man überhaupt den
indruck eines düsteren Eiferers erhalten mochte (Kähler u. Hering a. a. O.
. 29). Der Hallische Dogmatiker Jul. Müller hat ihn deshalb einen Metho-
sten genannt, und Tholuck hat ihm aus Anlaß seiner Predigt über das
endmahl erklärt, er werde es vor seinen Schülern nicht verantworten können,
rnach weiter bei ihm zum Abendmahl zu kommen, während Hupfeld fortan
Laurentiuskirche mied. Das war im J. 1857. Mit Tholuck kam es bald
Verständigung. Später hat H. selbst die ersten Jahre seiner Wirksamkeit
eine Sturm- und Drangperiode bezeichnet. Im Eifer um die Kirchenlehre
er freilich noch manches scharfe Wort von der Kanzel gesprochen, zuletzt
kund gewordenem Aufsehen in einer Predigt gegen die christologischen Ver-
he in Beyschlag's Vortrage auf dem Altenburger Kirchentage im J. 1864.
deß ist auch das Verhältniß zu Beyschlag ein freundlicheres geworden, und
ser, der von Anfang an in der Gemeinde wohnte, ist später auch häufig
Zuhörer von Hoffmann's Predigten gewesen und hat der Gemeindevertretung
S. Laurentius angehört. „Gar manche Predigt — schreibt H. in seinem
gebuche — hat die guten Seelen arg gestoßen, die für Konfessionalismus
ts übrig hatten, die wenigsten werden verstanden haben, was ich wollte.“
n Eifer ging nicht darauf, das Dogma zu behaupten und zu beweisen; er
nschte vielmehr, durch solche Predigt feste Grundlagen für eine selbständige
meinde in der haltlosen Zeit schaffen zu helfen. Im Alter ist auch er
lder geworden. Von dem guten Verhältniß zur theologischen Facultät, deren
ieder in den letzten Jahrzehnten ausnahmslos zu seiner Gemeinde gehörten,
ugt seine Promotion zum Ehrendoctor der Theologie beim Lutherjubiläum
J. 1883. Wenn er in dem Elogium als „ein Mann gründlicher und um-
ssender Bildung“ gerühmt wird, „der nicht wenigen aus der theologischen
gend den Glauben gestärkt und für die Glaubenspredigt des Evangelii ein
rbild geboten hat“, so hat er in seinem Dankeswort beim Doctorschmaus
ausgesprochen, wie hoch er die Arbeit der theologischen Wissenschaft hat
hätzen lernen. Bescheiden und anerkennend ist auch das Scherzwort, das als
Beispiel seines humorvollen und gesalzenen Witzes hier eingefügt sei —
ie so mancher Schwache vom Arzt ins Seebad geschickt wird, mit der
eisung, nicht zu baden, aber die Luft zu genießen, so ist es mir an dem
are academicum ergangen, an dessen Gestade ich wohne. Den Wellenschlag
n Ihren Kathedern konnte ich mir nicht über Kopf und Brust gehen lassen,
er die heilsame Luft von dieser See, wie ist sie mir zu gut gekommen! Ich
be im Anfang meiner hiesigen Amtsjahre meine Sturm- und Drangperiode
habt, sie dauerte einige Jahre. Habe ich seitdem objectiver, maßvoller, ge-

rechter über die Dinge des christlichen Lebens und der kirchlichen Wissenscha denken gelernt, so danke ich es sehr wesentlich jenem Einfluß. Ihre Faculti ist mir ein lebendiges Commonitorium gewesen, dem Satz nachzudenken un nachzuleben: in necessariis unitas, in reliquis (sic) libertas, in omnibu caritas." Daneben sind auch seine „Bibelstunden" Zeugniß dafür, daß er mi den Ergebnissen der neusten Forschung wohl bekannt war und die Schwierig keit der Aufgaben und Probleme der Theologie in unserer Zeit wohl zu würdigen wußte. Endlich aber ist ihm seine confessionelle Stellung nie Anla geworden, an irgend welcher Parteitreiberei theilzunehmen. Gegenüber de bedenklichen Sätzen von dem Recht der lutherischen Kirche in Preußen, die au der Augustconferenz im J. 1875 beschlossen wurden, hat er seinen Austrit aus dieser erklärt. Von erfreulichster Weitherzigkeit zeugen seine spätere Aeußerungen zur confessionellen Frage. Wie er in der preußischen Landes kirche eine organische Zusammenfassung der lutherischen Gemeinden für un möglich hält, so sieht er überhaupt mehr Anzeichen von Zersetzung als v Consolidirung des lutherischen Kirchenkörpers; er sieht die Hand Gottes b schäftigt, das Bauwerk der lutherischen Kirche abzutragen, um ein neues a richten. „Das Resultat meiner Gedanken ist, daß ich nicht an die Zukunft lutherischen Kirche glaube, vielmehr glaube, daß der Herr eine neue Gestalt mit seiner Kirche, soweit sie auf dem Grunde des Evangeliums steht, anbah mag sie früher oder später, gewiß erst unter großen Welterschütterungen die Wirklichkeit treten."

Aber schon vor diesen Wandlungen ist H. als Prediger geschätzt word D. Kähler erzählt, daß er, von einem Freunde in die Neumarktkirche gefü nach dem Gottesdienst erklärt habe, er würde sich dort nie wieder finden las Trotzdem ist er bald wiedergekommen — vierzig Jahre lang (a. a. O. „Es wehte hier ein kirchlicher Zug, der zog uns mächtig an" fügt er im denken an seine Zeitgenossen hinzu, aber die Anziehungskraft versagte auch solchen nicht, die den „kirchlichen Zug" nicht spürten; bedeutsamer ist unzwei haft die weitere Kennzeichnung: „Die Unabweisbarkeit, mit der diese Rede Herz erfaßte, regte nicht nur den Widerwillen innerer Bequemlichkeit auf, warf auch Haken hinein, die man nicht los wurde. Damit verband sich üb dem eine gewaltige und eigenthümliche Verkündigung Christi, und sie wu an alle Tiefen und Höhen des Menschenlebens anzuknüpfen." Jene „U abweisbarkeit" weist auf ein subjectives Moment von außerordentlicher Wicht keit, welches erst die Predigt zu der Macht werden läßt, die erfolgreich Herzen und Gewissen anzudringen weiß. Auch die nach Inhalt und Fo trefflichste Predigt erlangt ohne sie nicht jene Kraft, die den Widersta weckt, um ihn schließlich zu überwinden. Jene günstigen Vorbedingungen ab die in der gründlichen allgemeinen und theologischen Durchbildung Hoffmann sowie in seiner gewissenhaften Fortarbeit und ständigen Auseinandersetzu mit den Geistesmächten der Gegenwart gegeben waren, und jene kraftvo Wahrhaftigkeit schufen, die den Anstoß und Widerspruch nicht scheut, werd jene Wirkung erst dann verbürgen, wenn auch der einzelnen Predigt das vo Maaß eindringender und aneignender Arbeit gewidmet wird. Diese Arbeit h er in bewundernswerther Treue geleistet, sodaß er jene seltene Freudigkeit Zeugnisses trotz des fortgehenden Kampfes gegen die eigene Neigung und die vielen Hindernisse persönlicher Verhältnisse und Zustände sowol als gehäufter sonstiger Amtsarbeit unablässig und mit heißem Bemühen zu erobern suchte. Wie ihm die Arbeit nicht leicht wurde, so hat er sie nie sich leicht gemacht. Weder die Gewandtheit, die die Uebung gewährt, h sich zu nutze gemacht, noch durch Gewöhnung das Widerstreben der eig

tur beschwichtigt. „Kostet es doch dem mehr als Sechzigjährigen noch jeden
nnabend Ueberwindung, wenn er die Feder ansetzen und seine Predigt=
anken ordnen soll“ (Tagebuch S. 158). War die Aufzeichnung und Ein=
ägung der Predigt bis zur späten Nachtstunde beendet, so begann in der
ühesten Morgenstunde des Sonntags die Arbeit aufs neue; er konnte sich
cht genug thun, den Inhalt zu vertiefen, den Ausdruck zu verbessern und
selbst immer mehr in den freien und vollen Besitz seiner Predigt zu bringen.
enn er dann auch wie erschöpft und unter Seufzen den Weg zur Kanzel
ing, so spürten doch alle Zuhörer jene Kraft und Unmittelbarkeit, die die
ufmerksamkeit von Anfang bis zu Ende fesselt.

Dabei hat seine Predigtweise die gesunde Entwicklung genommen, die ebenso
rbildlich ist, wie seine Predigtarbeit. Die eingehende Darlegung der Heils=
ahrheit, die in der feinen Unterscheidung der einzelnen Seiten und in der
handlung der einzelnen Lehren nach den verschiedenen Bestandteilen ihres=
nden sucht, gab den Predigten der ersten Jahrzehnte einen vorwiegend lehr=
ften Charakter. In den ersten kleinen Predigtsammlungen („Der Heilsweg“,
Pred., 3. Aufl. und „Sünde und Erhöhung“, 12 bezw. 14 Pred., 3. Aufl.)
dieser unverkennbar hervor. Aber er ist dazu fortgeschritten, die Wirklich=
christlichen Glaubens und Heils zur Darstellung zu bringen und das, was
mit der Kraft freudigen Zeugnisses aussprach, als eine Lebensmacht auf=
weisen, die in allen Verhältnissen sich als ebenso unentbehrlich wie segens=
ch erweist. Der fruchtbare homiletische Schriftsteller ist er erst im Alter ge=
rden. Unter der Last seiner Arbeit fand er auch nicht die Zeit, den viel=
an ihn herantretenden Wünschen nach Veröffentlichung seiner Predigten
genügen. Erst „langwieriges persönliches Kreuz“ brachte ihm die Muße,
größere Sammlung von Predigten druckfertig zu machen. So erschien
884 der Band „Unterm Kreuz“, 1890 „Kreuz und Krone“, 1894 „Eins ist
th“ — jeder mit einem vollständigen Jahrgang von je 72 Predigten. Da=
ischen sind zahlreiche Einzelpredigten und auch ein Heft mit 14 Predigten
er die Bergpredigt veröffentlicht worden. Nach dem Rücktritt vom Amt im
rbst 1895 ließ er noch Passionsbetrachtungen: „Die letzte Nacht und der
odestag des Herrn Jesu“ folgen, und nach seinem Tode ist ein Band von
Beichtreden“ durch D. Kähler herausgegeben. (Die Predigten sind sämmt=
bei R. Mühlmann in Halle erschienen.) Gegenwärtig werden „Neu=
tamentliche Bibelstunden“ (Leipzig, A. Deichert) veröffentlicht. Von be=
nderem Werth sind zwei kleine Sammlungen jener Ansprachen bei der
ristvesper „Christblumen“, ebenso homiletisch als schöne Muster von An=
rachen an Kinder beachtenswerth, wie sie von der Gemeinde dankbar will=
mmen geheißen wurden.

In jenen Jahren, wo die Entfremdung des Volkes von der Kirche so
rübend offenbar wurde, hat auch H. sich mit der Frage beschäftigt, was der
Kirche fehlte, um diejenigen festzuhalten, die sich abwandten und diejenigen
iederzugewinnen, die ihr entfremdet waren. „Könnte ich noch einmal jung
erden, ich wollte vor allem darauf studiren, daß die Zunge gelehrig würde,
den Einfachsten und Geringsten verständlich und ans Herz zu reden.“ (Vgl.
Kähler u. Hering, S. 52 u. 107.) Wenn auch seine Predigten volksthümlich
wöhnlichen Sinne des Worts nicht genannt werden können, weil er den
heiten zu sorgfältig nach, den Gemeinplätzen und Schlagwörtern aus dem
geht, so gebührt ihnen doch ein Platz unter den edelsten und besten Er=
ssen unserer evangelischen Volkslitteratur. Wie fein hat er die Regungen
enschenherzens und die verschiedenen Lagen des Lebens beobachtet, wie
aschend weiß er sie zu beleuchten, wie prächtig die abstracten Begriffe zu

veranschaulichen und in eigenartigen, oft plastischen Bildern unvergeßlich zuprägen. Trotz allen Ernstes, aller Schwere und Tiefe kann er ganze Sc aus dem Leben der Gegenwart mit schalkhaftem Humor auf der Kanzel zeic und wieder weiß er den entschuldigenden und ausweichenden Gedanken modernen Menschen mit allen erlaubten Waffen zu begegnen und nachzuge Für das gebildete evangelische Haus dürfte kaum ein anderes Predigtbuch mehr zum Gebrauch empfehlen, zumal H. auch Rom gegenüber einen kla und entschiedenen protestantischen Standpunkt vertritt. Aber auch als Mu und Vorbilder homiletischer Kunst werden Hoffmann's Predigten unzweifel auf viele Jahre hinaus ihren Platz behaupten, um so werthvoller darum, w sie schwerlich zur Nachahmung verführen, aber durch ihren selbständig Charakter und durch ihre ursprüngliche Kraft zu eigener tiefgrabender Arb erziehen können.

A. Wächtler.

Hoffmann: Heinrich Karl Hermann H., Botaniker, geboren zu Röd heim bei Frankfurt a. M. am 22. April 1819, † zu Gießen am 26. Octo 1891. Im Hause des Vaters, der ein Knabeninstitut besaß, kam H. viel mit jungen Ausländern in Berührung, wodurch er sich frühzeitig gute Spra kenntnisse im Französischen und Englischen erwarb. Als neunjähriger Kn kam er nach Gießen in das Haus seines Schwagers Joseph Hillebrand, der Professur für deutsche Litteratur innehatte und ein geselliges, durch geist Anregungen verschöntes Hauswesen führte, was auch auf den jungen H. ni ohne Wirkung blieb. Er absolvirte hier seine Gymnasiallaufbahn, währe deren schon seine Neigung zur Botanik hervortrat, die sich durch fleißige cursionen in die schöne Umgebung seiner zweiten Vaterstadt praktisch bethäti 1837 wurde er in Gießen Student der Medicin. Außer Botanik trieb neben seinem Berufsstudium mit Eifer Ornithologie, wobei ihn ein schö Zeichentalent unterstützte. 1839 ging H. auf ein Jahr nach Berlin, um berühmten Physiologen Johannes Müller und unter Link (s. A. D. B. XVIII, 7 Botanik zu hören. Von hier aus unternahm er seine erste größere Reise, ihn nach Dänemark, Schweden und Rußland führte. Nach bestandener Staa prüfung wurde H. im April 1841 zum Dr. med. promovirt. Er bere darauf Großbritannien und Irland und ließ sich, nachdem er ein halbes Ja lang behufs Besuches der Krankenhäuser und botanischen Institute in Pa gewesen war, 1842 in Gießen als practischer Arzt nieder. Indessen gab den ärztlichen Beruf bald auf, um sich noch in demselben Jahre als Priv docent der Medicin zu habilitiren. In dieser Eigenschaft las er ü Physiologie, arbeitete auch auf Liebig's Anregung in physiologischer u pathologischer Chemie, aus welchen Gebieten mehrere Schriften von ihm h rühren. Bald wandte sich H. ausschließlich der Botanik zu. 1843 hielt seine erste Vorlesung über Pflanzenphysiologie, die von nun an sein Hau colleg blieb; auch schriftstellerisch ging er ganz zur Botanik über. Seine er Publication darin war eine von 12 Tafeln begleitete, im Jahre 1846 schienene „Schilderung der deutschen Pflanzenfamilien“. Nachdem ihm 18 die philosophische Doctorwürde hon. causa ertheilt war, erhielt er ein Ja darauf die Stelle eines außerordentlichen Professors und rückte 1853 als Na folger Alex. Braun's (s. A. D. B. XLVII, 186), der 1851 nach Berlin üb siedelte, in die ordentliche Professur auf; das Directorat über den botan Garten besaß er schon seit Mai 1851. Beide Stellen bekleidete er 38 lang bis zu seinem Tode. Vor schweren Schicksalsschlägen bewahrt, führ inmitten eines glücklichen Familienkreises das stille Leben eines echten deu Gelehrten, mit nie ermüdender Arbeitslust und bis zuletzt bei voller gei

Frische seiner Forschung und dem Lehrberufe sich widmend. Die Ferien benutzte er zu Reisen nach Italien, Belgien, Frankreich, der Schweiz, Tirol und nach vielen Orten Deutschlands, nahm auch wiederholt an den Verhandlungen deutscher Naturforscher und Aerzte Theil. Die verfügbare Zeit galt seinen bis zum Todesjahre fortgeführten wissenschaftlichen Arbeiten, welche in dem unten angeführten Nachrufe seines Schwiegersohnes E. Ihne (Oberhess. Gesellsch. für Natur- und Heilkunde) in chronologischer Reihenfolge verzeichnet sind. An äußerer Anerkennung hat es H. nicht gefehlt. Für seine Abhandlung: „Ueber Bacterien" (Botan. Zeitung 1869) verlieh ihm die Pariser Akademie der Wissenschaften zusammen mit Rabenhorst den Prix Desmazières; zwei Mal wählte ihn die Universität Gießen zum Rector; 1880 wurde er Geheimer Hofrath und im April 1891 konnte er die fünfzigjährige Wiederkehr seiner Doctorpromotion feiern. Der Wunsch, sein 100. Semester noch als Docent vollenden zu können, blieb ihm freilich versagt. Denn schon bald nach der erwähnten Jubiläumsfeier fühlte er seine Kräfte schwinden und reichte sein Pensionsgesuch ein. Die behördliche Genehmigung desselben erhielt er jedoch nicht mehr. Nach wenigen Wochen schmerzloser Krankheit verschied er im 73. Lebensjahre.

H. hat sich nach verschiedenen Richtungen um die Wissenschaft verdient gemacht. Zunächst kamen seine Untersuchungen der Pilzforschung zu Gute. Nachdem mit den fünfziger Jahren des verflossenen Jahrhunderts vornehmlich durch die Arbeiten von Elias Fries, die reine Systemkunde der Pilze, soweit sie durch die Betrachtung der habituellen Formen und der leichter erkennbaren Sporenverhältnisse zu erreichen war, einen gewissen Abschluß gefunden hatte, kam es nun darauf an, die feineren Gewebsverhältnisse jener Pflanzen zu studiren und die Systematik dadurch wissenschaftlicher zu begründen. Hier setzte H. mit seinen Arbeiten ein. Schon seine erste mycologische Arbeit: „Pollinarien und Spermatien von Agaricus" (Bot. Zeitung 1856) verfolgte dieses Ziel, das er noch entschiedener in der größeren Arbeit: „Beiträge zur Entwicklungsgeschichte und Anatomie der Agaricineen" (Bot. Zeitung 1860) und in seinen: „Icones analyticae Fungorum" 1862—65 zum Ausdruck brachte. Die letztgenannte groß angelegte Arbeit giebt auf 24 Tafeln die Analysen von ungefähr 60 Pilzspecies aus verschiedenen Ordnungen. Jede Art ist mit ihren Einzelheiten in natürlicher Größe farbig dargestellt. Im allgemeinen wird durch die Arbeit die Richtigkeit der von Fries auf den Habitus gegründeten systematischen Einteilung der Agaricineen im weiteren Sinne auch durch entwicklungsgeschichtliche Momente bestätigt. Mit der Keimung der Pilzsporen, worüber bis dahin umfassendere Untersuchungen noch nicht vorlagen, beschäftigen sich zwei größere Arbeiten Hoffmann's: „Ueber Pilzkeimung" (Bot. Zeitung 1859) und „Untersuchung über die Keimung der Pilzsporen" (Jahrb. f. wissensch. Bot. 2. Bd., 1860), die auf Grund sorgfältiger Beobachtungen vieles Neue, zum Theil von bisher bekannten Thatsachen Abweichendes über den behandelten Gegenstand bringen, auch die Fragen nach dem Verhalten gegen Temperaturunterschiede, gegen verschiedene Gifte und solche bezüglich der Uebertragbarkeit erörtern, somit also für die Würdigung pilzparasitischer Krankheiten von Wichtigkeit waren. In die gleiche Kategorie gehören noch einige kleinere, später erschienene Abhandlungen Hoffmann's, so die ... er den Flugbrand" (Karstens, Bot. Unters. 1866) und „Zur Kenntniß des ...flugbrandes" (Oest. landw. Wochenbl. 1876). Beiträge zur Befruchtung der ... lieferte H. in seinen Arbeiten: „Spermatien bei einem Fadenpilze" (Bot. ... 1854) und in der schon erwähnten Schrift „Pollinarien und Spermatien ... Agaricus" (ebendort 1856). In dem Streit über die Natur des Hefe-

pilzes und seine Beziehung zur Alkoholgährung stellte sich H. auf die
Pasteur's, wonach die Kohlensäureentwicklung in einer Zuckerlösung unmitte
an die Lebensthätigkeit der Zelle gebunden sei; er bestritt auch entschi
deren Entstehung durch Urzeugung in den gährungsfähigen Flüssigke
Seine Schriften über diesen Gegenstand sind: „Mycologische Studien über
Gährung" (Botan. Zeitung 1860); „Recherches sur la nature végétale
la levure de bière" (Comptes rendus 1865. Uebers. in Dingler's polyte
Journal 1865); „Recherches sur les qualités vitales de la levure de bi
(Compt. rend. 1866. Auszug in Bot. Zeitung 1867); „Zur Naturgesch
der Hefe" (Karstens, Botan. Untersuchungen 1866). Im Gegensatz zu Nä
verwarf H. die Existenz der Urzeugung auch bei den Bacterien, mit de
Studium er sich als einer der ersten Botaniker beschäftigte, in seiner Arb
„Neue Beobachtungen über Bacterien" (Bot. Zeitung 1863), denen eine eb
daselbst veröffentlichte zweite Abhandlung 1869 folgte. Ueber die Mitwirk
dieser von ihm als selbständige Pflanzen erkannten Mikroorganismen
epidemischen Krankheiten sprach H. Zweifel aus, beharrte auch noch 1885
einem Vortrage über Hefe und Bacterien bei der Ansicht, daß die Bacil
nur dem fehlerhaft ernährten Organismus gefährlich, dem gesunden Mensc
ganz unschädlich seien. Endlich machte sich H. noch um die Pilzforschung
dient durch die Herausgabe von Zusammenstellungen der mycologischen Littera
Er veröffentlichte 1860 einen Index mycologicus (Beilage zur Bot. Zeitu
1863 dessen vermehrte Ausgabe, den Index Fungorum und schrieb die
werthvollen mycologischen Berichte von 1862—72 (Nr. 1—14 in Bot. Zeit
1862—69; Nr. 15—17 selbständig erschienen in Gießen 1870—72), we
durch ihre Vollständigkeit und Objectivität ein treffendes Bild von der E
wicklung der Pilzforschung innerhalb eines Decenniums aufweisen.

Ein zweites Gebiet wissenschaftlicher Forschung, mit welchem H. sich e
gehend beschäftigte, war das der Variation im Pflanzenreich, welches du
Darwin's 1859 erschienenes epochemachendes Werk „Origin of species" in
Vordergrund des Interesses gerückt war und worüber er zahlreiche Cult
versuche mit großer Sorgfalt und Geduld anstellte. Noch vor dem Erschei
des Darwin'schen Buches begann H. seine Versuche mit den Gartenbohn
Phaseolus vulgaris und multiflorus, um den Umfang der Speciesvariati
und die Entstehung neuer Arten durch Fixirung etwa auftretender Varietä
zu untersuchen. Von den zahlreichen, diesen Gegenstand behandelnden Schrif
seien nur einige hervorgehoben: „Ein Versuch zur Bestimmung des Werth
von Species und Varietät" (Bot. Zeitung 1862); „Zur Geschlechtsbestimmun
(ebenda 1871); „Ueber Variation, Ergebnisse von 1855—71" (ebenda 1872
„Ueber Accommodation" (Rectoratsrede in Gießen, 1876); „Culturversuch
(Bot. Zeitung 1881—84, 87); „Ueber Sexualität" (ebenda 1885); „Ueb
Vererbung erworbener Eigenschaften" (Biolog. Centralblatt 1888). D
Resultat, zu dem H. gelangte, war die Anerkennung der Darwin'schen Leh
Er beweist das thatsächliche Vorhandensein von Umwandlungen gewis
Pflanzenarten in andere und die Unmöglichkeit, den Speciesbegriff scharf
fixiren. Doch bewege sich, so meinte er, die Variation in so weiten Grenz
und zeigen sich bei verschiedenen Arten so große Verschiedenheiten, daß si
allgemeine Grundsätze darüber nicht aufstellen ließen. Auch nach den Ursach
der Variation hat H. geforscht und durch zahlreiche Versuche den Einfl
äußerer Agentien auf die Pflanzen, namentlich den der Bodennahrung fe
zustellen gesucht. Das Ergebniß war in Bezug auf die chemische Natur d
Bodens ein negatives. Von größerer Bedeutung war nach seiner Ansicht d
Dichtsaat, also die Herabsetzung der Nahrung überhaupt, namentlich insofe

als sie bestimmend auf das Geschlecht gewisser Pflanzen einzuwirken scheinen. Den Hauptgrund der Variation verlegt H. auf die Thätigkeit innerer, uns unbekannter Momente und auch die Kreuzung, wenngleich von Wichtigkeit, bemisst nach seiner Annahme nicht die Bedeutung, die man ihr allgemein zuschrieb.

In dritter, aber dem Umfange nach nicht in letzter Linie ist Hoffmann's floristische Thätigkeit zu nennen, wobei aber die Floristik nicht bloß im engeren Sinne als geographisch-statistische Festlegung der Pflanzenarten bestimmter Gebiete, sondern in ihrer weiteren Ausdehnung auf Klimatologie und Phänologie gemeint ist. Wichtige Schriften sind in dieser Beziehung: „Die geographische Verbreitung unserer wichtigsten Waldbäume" (Allgem. Forst- und Jagdzeitung 1867. Supplement. Mit 16 Tafeln); „Areale von Culturpflanzen als Freilandpflanzen" (Gartenflora 1875—79, 81; 30 Kärtchen) und die für jeden Floristen des Mittelrheingebietes als Quellenschrift unentbehrliche Abhandlung: „Pflanzenwanderung und Pflanzenverbreitung", Darmstadt 1852. Ferner veröffentlichte er „Untersuchungen zur Klima- und Bodenkunde mit Rücksicht auf die Vegetation" (Botan. Zeitung Beilage 1863); „Pflanzenarealstudien in den Mittelrheingegenden" (12. u. 13. Bericht der Oberh. Gesellsch. Gießen 1867 u. 69) und Nachträge dazu (daselbst 1879—89). In den letztgenannten Arbeiten giebt H. für ungefähr 700 Gefäßpflanzen des Gebietes vollständige Standortsübersichten an der Hand kleiner, besonders beigedruckter Täfelchen. Zur Erklärung der Pflanzenstandorte zieht er neben den durch Einwanderung entstandenen Veränderungen die Einwirkungen von Boden und Klima heran. Zahlreiche Versuche und Analysen von Bodenarten scheinen ihm dafür zu sprechen, daß nicht die chemische, sondern die physikalische Natur der Bodenarten für das locale Gedeihen der sogenannten bodensteten Pflanzen maßgebend sei. Er behandelte dieses Thema ausführlich in der Arbeit: „Untersuchungen zur Klima- und Bodenkunde mit Rücksicht auf die Vegetation" (Botan. Zeitung Beilage 1865). Vielfache, sehr detaillirte Untersuchungen stellte H. an über die Einwirkung des Klimas auf die Vegetation, über Schädigung durch Frost, die Fähigkeit zu überwintern, über Acclimatisation der Culturpflanzen u. s. w. Im Zusammenhange damit steht auch das Gebiet, als dessen Hauptschöpfer H. anzusehen ist, das der Phänologie. Wenngleich schon vor ihm Boussingault, A. de Candolle und andere Forscher sich bemüht hatten, zwischen dem Wachsthum der Pflanze und der dazu nöthigen Temperatur gewisse, durch eine mathematische Formel ausdrückbare Beziehungen zu finden, so ging doch H. erst genauer auf dieses Problem ein. Indem er die Wärme als Hauptfactor des pflanzlichen Wachsthums ansah, suchte er für die verschiedenen Entwicklungsstufen der Pflanzen sogenannte thermische Constanten zu finden. Dadurch, daß er vom Jahresbeginn an bis zu dem Tage des Auftretens einer bestimmten Phase im Pflanzenleben, z. B. der Knospenentfaltung, des Aufbrechens der Blüthe, der beginnenden Fruchtreife u. s. f. die täglichen positiven Maxima eines von der Sonne beschienenen Thermometers summirte, erhielt er so übereinstimmende Resultate, daß er dadurch für erwiesen hielt, daß zwischen Sonnenwärme und Pflanzenentwicklung eine quantitative Abhängigkeit bestehe und daß eine bestimmte Pflanzenphase, wenn auch an verschiedene Daten im Jahre gebunden, doch für jede Pflanzenart stets eine constante Temperatursumme verbrauche. Unter letzterer verstand man das Product von Vegetationszeit und Mitteltemperatur. Schon von 1850 an begann H. seine phänologische Thätigkeit, die er zunächst auf Gießen und Umgegend beschränkte, dann aber durch Beobachtungen an anderen Orten ergänzte, welche auf seine Anregung hin und unter Zugrundelegung einer von ihm

ausgearbeiteten Instruction (Gießener Schema) angestellt wurden. So wu
allmählich ein gewaltiges Zahlenmaterial heran, zerstreut in zahlreichen Ein
schriften, bezüglich deren auf den unten angegebenen Nachruf von Ihne
wiesen sei. Obwol sich nun nicht leugnen läßt, daß trotz dieser Fülle einzel
Beobachtungen, welche auch nach Hoffmann's Tode von anderen Forsch
fortgesetzt wurden, ein zusammenhängendes Bild, in welchem der Phänolo
ein Platz als selbständiger Zweig innerhalb der botanischen Wissenschaft
käme, sich noch nicht hat construiren lassen, ja wenn es bei der Complicirth
der Wachsthumsvorgänge überhaupt zweifelhaft erscheint, ob sich aus
Temperatur allein ein Schluß auf die periodischen Erscheinungen im Pflanze
leben je wird ziehen lassen, so muß doch der immense, nie ermüdende Fl
Hoffmann's anerkannt werden, mit welchem er die Bausteine zu dem ihm vo
schwebenden wissenschaftlichen Gebäude zusammenzutragen suchte. In die
Kleinarbeit überhaupt, weniger in der Schaffung großer allgemeiner Gesicht
punkte liegt das Hauptverdienst, das sich H. um die Botanik erworben h
Greifbarer waren die Resultate, welche Hoffmann's Wirken als Director
ihm unterstellten botanischen Sammlungen in Gießen während seiner f
fünfzigjährigen Docentenlaufbahn hinterlassen hat. Die zu Beginn sein
Thätigkeit recht dürftigen Sammlungen der Universität hat er zu einem zwe
entsprechend geordneten, wissenschaftlich werthvollen botanischen Museum au
gestaltet, welches nach seinem Tode auch seine eignen Herbarien, sowie sei
ganze fachwissenschaftliche Privatbibliothek laut Testamentsbestimmung z
gewiesen erhielt. Unablässig war auch seine Sorge um den botanisch
Garten. Indem er in diesem in erster Linie ein für Unterrichtszwecke b
stimmtes Institut erblickte, war er bemüht, in sorgfältiger Auswahl das f
alle Richtungen der systematischen, physiologischen und geographischen Bota
erforderliche Pflanzenmaterial heranzuziehen, namentlich aber durchaus z
verlässige Speciesbestimmungen durchzuführen, so daß die Gießener Same
kataloge sich in letzterer Hinsicht eines großen Rufes erfreuten. Als Lehr
fesselte er durch Gewandtheit der Rede, frischen und lebendigen, nicht selt
humoristisch gefärbten Vortrag in hohem Grade seine Zuhörer, mit denen i
auch im persönlichen Verkehr ein sympathisches Verhältniß verband. Lauterke
der Gesinnung, Entschiedenheit in der Kundgabe seiner Meinung, Prunklosigke
und optimistische Lebensauffassung waren die Grundzüge seines Charakters.

Nachrufe: Egon Ihne und J. Schröter in den Berichten der Deutsch
Bot. Gesellsch. X. Jahrgang 1892. — E. Ihne im 29. Bericht d
Oberhess. Gesellsch. für Natur- und Heilkunde. Gießen. Mai 1893.

E. Wunschmann.

Hoffmann: Karl Heinrich Ludwig H., geboren am 10. April 1807 i
Nürtingen, studirte auf der landwirthschaftlichen Akademie in Hohenheim un
auf der Universität Tübingen Land- und Staatswirthschaft, erstand 1834 d
Prüfung für den höheren württembergischen Staatsfinanzdienst und hielt si
dann zur Erweiterung seiner Bildung eine Zeit lang in Berlin und au
großen preußischen Gütern auf. Er habilitirte sich 1837 in Tübingen fü
württembergisches Verwaltungsrecht und wurde hier 1838 zum außerorden
lichen und 1842 zum ordentlichen Professor für das genannte Fach befördert
1872 auf sein Ansuchen in den Ruhestand versetzt, siedelte er nach Eßlinge
über, wo er am 2. November 1881 starb.

H. war während seiner Zugehörigkeit zur staatswirthschaftlichen Facult
in Tübingen Mitherausgeber der hier erscheinenden Zeitschrift für die gesamm
Staatswissenschaft und veröffentlichte in derselben verschiedene Abhandlunger
Von größeren Schriften hat er veröffentlicht: „Die Domanialverwaltung de

württ. Staats", 1842; „Sammlung der württ. Finanzgesetze mit Einleitung" (Bd. 16 von Reyscher's Sammlung der württ. Gesetze) 1845 u. 1848; „Das gesammte württ. Polizeirecht", 1. Bd. 1. Abthlg., 1847; „Das württ. Finanzrecht", 1. Bd. 1857.

L. Jolly.

Hoffmann: Karl H., Verlagsbuchhändler in Stuttgart, geboren 1802, † 1883, begründete daselbst durch Ankauf der J. Sattler'schen Buchhandlung und Leihbibliothek die Hoffmann'sche Verlagsbuchhandlung, welche er von 1855 ab unter genannter Firma führte. Unter der pflichteifrigen und geschickten Leitung seines Besitzers blühte das Geschäft rasch empor und wurde binnen kurzem die erste Sortimentsbuchhandlung Stuttgarts. Später widmete sich Karl H. auch dem Verlage und nahm zu diesem Zwecke seinen Schwager, Julius Weise aus Leipzig, als Theilhaber auf. Der erste gute Griff auf dem Gebiete des Verlages war die Herausgabe der Rotteck'schen Weltgeschichte, die ursprünglich bei Franckh erscheinen sollte, aber dort nicht übernommen werden konnte, weil Franckh politischer Verhältnisse wegen verhaftet wurde. Durch dieses Werk wurde Hoffmann's Wohlstand begründet und bald folgten ... andere, die ebenso durchschlagenden Erfolg hatten: „Die Erde und ihre Bewohner" von Vollrath, „Oken's Naturgeschichte"" (in Lieferungen), welche zur Errichtung einer eigenen Steindruckerei und Coloriranstalt Veranlassung gab (der ersten in Stuttgart), ferner Berge's Schmetterlingsbuch und Käferbuch, das „Buch der Welt", die erste belehrende Zeitschrift (mit 23 000 Auflage), die „Musterzeitung", eine Vorläuferin des „Bazar", die „Modenwelt", eine Sammlung ausgewählter griechischer und lateinischer Classiker, übersetzt von Donner, Minckwitz, Schöll (später an Langenscheidt in Berlin übergegangen) u. a. Das Geschäft nahm mit der Zeit einen derartigen Umfang an, daß H., um seine Kraft nicht zu zersplittern, einen Theil desselben veräußern mußte. Infolge dessen gab er die Kunstanstalt an Hochdanz & Engelhorn ab, den Verlag seiner Jugendschriften an seinen Schwager Schmidt (Schmidt & Spring) und weitere Bestandtheile an weitere Reflectanten. Sein Interesse an der Ausgestaltung und Vervollkommnung des Buchhändlerwesens bethätigte H. durch die Schaffung eines Commissions- und Abrechnungsplatzes in Stuttgart, die auf dem Gebiete der Vertretung buchhändlerischer Berufsinteressen sein Hauptverdienst bildet. Auch im übrigen war er eifrig wirksam im Dienste der Gesammtheit und half als Vorstand des süddeutschen Buchhändlervereins in Stuttgart, wie als Mitglied des Börsenvereinsvorstandes redlich mit schaffen und aufbauen. Hinzuzufügen ist noch, daß H. mit seinen kaufmännischen Eigenschaften auch wissenschaftliche Gelehrsamkeit vereinigte und als bedeutender Botaniker galt. Er starb nach längerem Siechthum an Herzleiden.

Karl Fr. Pfau.

Hoffmann: Ludwig Friedrich Wilhelm H., zuletzt Oberhofprediger in Berlin und Generalsuperintendent der Kurmark. Zu Leonberg in Württemberg ward W. Hoffmann am 30. October 1806 geboren, wo sein Vater Gottlob Wilhelm Bürgermeister war. Dieser, in Ortelsheim bei Calw 1771 geboren, gehörte dem Kreise erweckter Pietisten an, welche sich durch das ganz rationalistisch gesinnte württembergische Kirchenregiment in ihrem Gewissen beeinträchtigt fühlten. Während nun viele aus diesem Kreise sich dieser Kirchen... durch Auswanderung entzogen, erlangte H. (Vater) durch eine ...elbare Eingabe 1817 an den König die Erlaubniß eine eigene Ge... zu gründen, für welche das Rittergut Kornthal käuflich erworben ... Diese vom Consistorium völlig unabhängige Gemeinde gab sich eine ...rnhutische Gebräuche vielfach erinnernde Gemeindeordnung. Umfassende

Erziehungsanstalten aller Art, welche von auswärts, auch aus dem Auslande, fleißig benutzt wurden, bildeten den Mittelpunkt der Korntaler Gemeinde-arbeit. Schon in den 20er Jahren des Jahrhunderts kam die Colonie Wilhelms-dorf mit ihren Blödenanstalten hinzu. Hier in Kornthal lebte, wirkte und regirte Papa H., wie er noch heute in der Tradition dort genannt wird, bis zu seinem Tode, den 29. Januar 1849. Ist Kornthal auch nicht, wie D. Barth in seiner Schrift 1820: „Hoffmann'sche Tropfen wider die Glaubens-ohnmacht" erhoffte, der Sammelpunkt aller Christgläubigen in Deutschland geworden, so kann Kornthal doch als das thatkräftigste Erzeugniß des württem-bergischen Pietismus bezeichnet werden. Diesen gesunden, werkthätigen Pietis-mus hat auch Wilhelm H. sein Lebelang nicht verleugnet.

W. Hoffmann's Lehrgang war der für strebsame Theologen in Württem-berg vorgeschriebene. Seit 1820 besuchte er die Klosterschule Schönthal, hier mit Blumhardt (später in Boll) eine Lebensfreundschaft schließend; 1824 trat er in das Tübinger Stift ein. Hier hätten seine naturwissenschaftlichen Studien welche er neben den philosophischen trieb, fast von der Theologie zum Studium der Medicin geführt. Baur, Kern, Schmid, waren seine theologischen Lehrer. Nach gut bestandenem Examen tritt H. als Vicar dem originellen Ronne-macher, Pfarrer zu Heumaden bei Stuttgart zur Seite. Hier findet er neben seinen mancherlei Amtsgeschäften Zeit zu einem umfangreichen geographischen Werke: „Beschreibung der Erde". Die Aufgabe, welche er sich mit diesem Werke stellte, ging dahin, die Erde als Wohnstätte des Menschengeschlechts, als Werkstatt der Geschichte, als Erziehungshaus der Menschheit und ihrer Völker darzustellen. Doch bald (1832) kehrte er als Repetent nach Tübingen zurück, um schon im nächsten Jahre als Stadtvicar in Stuttgart wieder als praktischer Theolog wirksam zu sein. 1834 erhielt er die erste feste Anstellung als Diakonus für die Stadt- und Landgemeinde Winnenden; zugleich als Seelsorger an die neu errichtete Irrenheilanstalt Winnenthal. In Winnenden trat er in trauten Umgang mit dem dirigirenden Arzt der Anstalt, Dr. Zeller. Dieser erkannte vielleicht zuerst, was jetzt allgemein angenommen wird, daß alle Seelenstörungen Krankheiten sind und auf körperlichen Störungen be-ruhen. Freilich war Zeller fern davon, die höheren geistigen Kräfte des Menschenlebens materialistisch zu ignoriren; nein, er erwartete die tiefste, heilsame Einwirkung auf die Seele durch die Religion. „Nur die Religion löst die tausendfachen Mißtöne des Lebens in feierlicher Harmonie auf und zeigt dem zerrissenen Herzen und dem verzweifelnden Geiste die feste ewige Ordnung und die ewige Liebe." „Daß aber kein Heilmittel (als nämlich die Religion nüchterner und vorsichtiger angewandt werden muß, ist natürlich." Bei H. g staltete sich die Seelsorge bei den Geisteskranken zu einem eingehenden Studiu In abgerundeten Lebensgemälden ergreifendster und oft schaurigster Art h er die innere Lebensgeschichte merkwürdiger oder besonders schwierig zu b handelnder Kranken dargestellt. Der beobachtende Umgang mit den Krank wurde für H. eine Schule seelsorgerischer Menschenkenntniß.

Trotz seiner großen amtlichen Thätigkeit — denn neben der Irrenanst hatte er als Diakonus die weitversprengte Gemeinde seelsorgerisch zu versorg — behielt H. bei seinem stupenden Fleiß Zeit zu litterarischen Arbeit aller Art.

Mit dem Stadtpfarrer Heim veranstaltete er: „Erbauliche Auslegung d großen Propheten aus den Schriften der Reformatoren". Der äußere Zw der Herausgabe war das pecuniäre Bedürfniß der Paulinenpflege, einer A stalt für arme verlassene und für taubstumme Kinder. Diese Anstalt,

her 67 vollsinnige und 34 taubstumme Zöglinge erzogen wurden, hatte n Namen von der ersten württembergischen Königin Pauline erhalten.

Mit einem Vorwort begleitet er die von ihm redigirte Ausgabe: „Bengel: nbarung St. Johannis.“ Es war als eine Mahnung den Gläubigen zu= cht, nicht wankend zu werden und nicht irre an dem geisterfüllten Lehrer Württemberger Gemeinschaften, wenn auch die Bengel'sche Berechnung von Wiederkunft des Herrn, welche er für das Jahr 1836 berechnet hatte, als falsch erwiesen. Das bedeutsamste Werk Hoffmann's aus dieser iode hatte sich die Aufgabe gestellt, das bekannte Buch David's Strauß: as Leben Jesu“ kritisch zu widerlegen. Diese Kritik des Strauß'schen ches erörterte nicht nur die allgemeinen Fragen dieses neuen und radicalen ischen Verfahrens, sondern H. folgt der ganzen Darstellung des Kritikers einzelnen und widerlegt Hauptstück für Hauptstück: „Das Leben Jesu, isch bearbeitet von Dr. D. F. Strauß, geprüft für Theologen und Nicht= ologen von W. Hoffmann“. Die Aufgabe, die sich H. hier stellt, bezeichnet er hin: „Das Unzureichende der bestrittenen kritischen Behandlung des Lebens su in allen Hauptpartien dieses Lebens an einer gehörigen Zahl von spielen aufzuzeigen und überall das denselben zu Grunde liegende Princip s Licht zu ziehen und kritisch zu beleuchten“. Wenn David Strauß, nach= m er das Leben und Wirken Jesu von Nazareth in zersetzender Kritik in Mythen aufgelöst hat, doch noch die darin symbolisirte Wahrheit festhalten ollte, als den Kern des christlichen Glaubens, so antwortet Hoffmann: „Nicht Wunder, nicht die Sittenlehre, nicht die in der Geschichte Jesu dargestellten Ideen sind der Kern des Evangeliums, vielmehr ist die ganze Vergleichung n Kern und Schaale unrichtig: alle jene Seiten der evangelischen Geschichte d gleich unentbehrlich. Die ewigen Ideen tragen die Geschichte nicht als Schaale um sich, sie sind vielmehr, wenn man vergleichen will, die Seele, ren Leib diese bildet. Wie der Leib ohne die Seele ein Leichnam, so ist die Seele ohne Leib ein bleicher markloser Schatten. Grade die historisch verwirk= lichten nicht bloß symbolisch dargestellten Ideen bilden das Wesen und den neren Bestand der christlichen Lehre.“ „Weicht einmal die sinnliche Geschichte dem Geist zurück, so hat er seinen Haltpunkt verloren und keine geschichts= Speculation wird ihm denselben wieder schaffen.“

David Strauß hat sich in der Vorrede zur zweiten Auflage seines Lebens su über diese Schrift Hoffmann's bitter beklagt: „über die Sucht, dem gner überall gar nichts gelten zu lassen“. Eine von Strauß verheißene iderlegung ist nicht erfolgt.

Leider war H. bei seinem sonst so großen Arbeitspensum nicht imstande, inem Werke, wie er wohl wünschte, die letzte Feile zu geben, sodaß es Nicht= ologen schwer fällt, dem gelehrten Detail, welches dargeboten wird, recht lgen zu können.

Im Mai 1839 folgte H. einem Ruf in das durch Blumhardt's Tod ver= aiste Inspectorat nach Basel an die dortige Missionsgesellschaft. Zu dieser elle erschien H. wie prädestinirt sowol durch seine Beziehungen zu den ristlichen Kreisen Württembergs, in welcher das Missionsinteresse in Deutsch= nd zuerst erwacht war — vom Vaterhause waren ihm die gelben Basler issionshefte wohl bekannt — als auch durch seine sprachlichen und wissen= schaftlichen Kenntnisse, vor allem durch seine gründlichen geographischen und nographischen Studien, welche ihm den nöthigen Einblick in die eigenthüm= he Entwicklung der einzelnen Völker gewährten.

H. betrachtete es als seine Aufgabe, während sein Vorgänger nur die illen im Lande zur Theilnahme heranziehen wollte, mit seinem Missionsschiff

in die offene See hinauszusteuern. H. besaß ganz besonders die Gabe, größere Kreise für das Werk der Mission zu gewinnen. Die kirchlichen Missionsstunden und Missionsfeste kamen in Aufnahme. Hoffmann's imponirende Gestalt, seine klangvolle Stimme, mit welcher er ohne Mühe die größte Kirche ausfüllen konnte, seine ausgezeichnete Rednergabe, die phantasievolle Darstellung, der Reichthum an neuen Ideen, seine Gewandtheit bei allerhand Verhandlungen, bei welchen er seine geistige Ueberlegenheit niemals auf unfreundliche Weise fühlen ließ, sicherten ihm einen so großen Einfluß, daß man mit vollem Vertrauen ihn monarchisch vorschreiten ließ (vgl. P. Wurm: Die Basler Mission in der Warneck'schen Allgemeinen Missionszeitschrift, II. Band, Gütersloh 1876, S. 319 ff.).

Elf Jahre seines kräftigsten Mannesalters hat H. dieser Arbeit gewidmet. „Das Amt eines Missionsinspectors ist das herrlichste, was ich bekleidet habe und je bekleiden werde“ — so bekennt H. im Rückblick auf diese Jahre in seiner Schrift: „Elf in der Mission verlebte Jahre“; in anziehendster Weise schildert er hier diese seine Baseler Missionszeit. Auch seine litterarische Thätigkeit ist während dieser Zeit der Mission allein gewidmet. Außer der fast 13jährigen Redaction des Basler Missionsmagazins gab H. heraus: „Missionsstunden und Vorträge“, Stuttgart 1847, 1851, 1853; „Missionsfragen“, Heidelberg 1847; „Ueber die Erziehung des weiblichen Geschlechts in Indien“; „Aus der Mission unter den Nestorianern“; „Abbeokuta oder Sonnenaufgang zwischen den Wendekreisen“ (Berlin 1859); „Franz Xaver ein weltgeschichtliches Missionsbild“, Wiesbaden 1869; „Die Kirchengeschichte Indiens“, 1853; „Die christliche Litteratur als Werkzeug der Mission“. Seit 1843 hatte H. als außerordentlicher Professor der Universität Basel zugleich exegetische Vorlesungen zu halten.

März 1850 wurde H. als Ephorus des theologischen Stifts nach Tübingen berufen. Doch konnte er diese Stelle seiner geschwächten Gesundheit wegen erst im Herbst antreten, nachdem er durch die Bäder in Homburg (Nassau) und Dieppe (Normandie) wiederhergestellt war.

In Tübingen hatte er theologische und philosophische Vorlesungen zu halten, zugleich stand er als Ephorus dem theologischen Stift vor. Da aber eine ihm bei seiner Berufung zugesagte Reform des Stiftes unterblieb, da mancherlei Reibungen mit den Universitätsprofessoren nicht ausblieben — grade mit dem ihm theologisch am nächsten stehenden Beck vermochte er sich nicht recht zu stellen, und da der Einfluß auf die Studenten, welche er wohl in seinem Hause zu gemeinschaftlich wissenschaftlichen Besprechungen zu sammeln suchte, doch seinen Wünschen nicht ganz entsprach, so sehnte er sich bald aus dieser für sein Veranlagung vielleicht zu eng begrenzten Thätigkeit heraus. Diese Sehnsuc sollte bald erfüllt werden.

König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen war durch seinen Hofpredig Friedrich Strauß, welcher H. an der normannischen Küste kennen und schä gelernt hatte, auf Hoffmann's Persönlichkeit aufmerksam geworden. Im Aug 1851 hörte Friedrich Wilhelm IV. bei Gelegenheit der Huldigung der ihm z gefallenen Fürstenthümer H. predigen. Alsbald versuchte der König H., der in sei ganzen Richtung, seinem stupenden Wissen, seiner Weitherzigkeit und Weitsichtigk eine dem König geistesverwandte Natur war, nach Berlin zu ziehen. Die königlichen Rufe nach Berlin als Hof- und Domprediger ist H. 1852 ge gefolgt. Des Königs Vertrauen, welches sich H. unbedingt zu erwerben be verstanden hatte, beförderte H. 1853 zum Oberconsistorialrath und Mitgl des Evangelischen Oberkirchenrathes (die oberste Behörde der Preußisc Landeskirche), zum Generalsuperintendenten der Kurmark; als solcher war zugleich Mitglied des Brandenburgischen Provinzial-Consistoriums. Als 1

vom Könige der Staatsrath erneuert worden, wurde H. als Vertreter der evangelischen Kirche in diese höchste (berathende) Vereinigung der hervorragendsten Vertreter des preußischen Staatswesens berufen. Auch wurde ihm eine Domherrnstelle in Brandenburg a. H. übertragen.

In Berlin konnte nun dieser weitsichtige, alle Gebiete des menschlichen Wissens und Denkens umspannende Geist sich erst voll entfalten, hier fand er die für ihn besonders geebnete Bahn zur Wirksamkeit. In erster Linie entfaltete H. im Dom, wo er durch Strauß am X. n. Trin. 1852 eingeführt wurde, eine gewaltige intensive Kanzelwirksamkeit. Die meisten seiner in Berlin gehaltenen Predigten sind durch den Druck in verschiedenen Sammlungen veröffentlicht worden. „Ruf zum Herrn“, 8 Bände, 1854—1858; „Die Haustafel“, in drei Abtheilungen (1858—1863); „Ein Jahr der Gnade in Jesu Christo“ (1864). Jede Predigt erschien wie ein aus gewaltigen Quadersteinen zusammengefügtes Gebäude. Seine gewaltige imponirende Persönlichkeit, sein mächtiges Organ, sein in die Tiefe des göttlichen Wortes grabender Geist machten jede Predigt Hoffmann's zu einem markanten Zeugniß der göttlichen Wahrheit. Auch außer der Kanzel entfaltete H. in den verschiedensten Vereinsarbeiten eine ins riesenhafte gehende Arbeitskraft. Es wird behauptet, daß H. Mitglied von mehr denn 50 Vereinen der mannigfachsten Art gewesen, von vielen der Vorsitzende, daß er oft vier und mehr Vereine zu gleicher Zeit in den verschiedensten Räumen seiner großen Amtswohnung ihre Sitzungen halten ließ, er selbst von einer zur andern Versammlung schreitend, meist die leitenden Gedanken selbst gebend. So ist es rührend, daß der so viel beschäftigte Geistliche noch am Sonntag Nachmittag Zeit gewann, einen evangelischen Jünglingsverein, einen Verein von ihm confirmirter junger Knaben, zu leiten. Oft hielt er ihnen Vorträge, welche freilich leicht über das Fassungsvermögen der jungen Leute hinausgingen.

Doch nicht der Domgemeinde allein, sondern der gesammten evangelischen Landeskirche kam die von König Friedrich Wilhelm IV. geplante, von H. ins Werk gesetzte Neugestaltung des Domcandidatenstiftes zu gute. Hier baute H. auf den Erfahrungen auf, die er in Tübingen sowol als Student, als später als Ephorus des Tübinger Stiftes gesammelt hatte. In diesem Domcandidatenstift, anfänglich in gemietheten Räumen, der ehemaligen Wohnung L. Tieck's, in der Friedrichstraße, dann durch die Munificenz des Königs Friedrich Wilhelm IV. in dem eignen herrlichen Gebäude, erbaut auf einem Theil des Monbijougartens, welchen der König für diesen Zweck hergegeben hatte, sollten Candidaten unter der Leitung von Inspectoren durch Fortsetzung wissenschaftlicher Studien, Uebungen in Predigt und Katechese, durch seelsorgerliche Hausbesuche bei Armen und Kranken der Domgemeinde für den Eintritt ins geistliche Amt angemessen vorbereitet werden. Dr. H. stand als Ephorus dem Stift vor. In den gemeinsamen Besprechungen über die praktische Thätigkeit in der Armenseelsorge, in der Beurtheilung der Candidatenpredigten öffnete sich der reiche Schatz seiner Erfahrungen. Leider hat er den Schlußstein zu dieser Stiftung und zugleich die Frucht seiner unermüdlichen Arbeit, die Einweihung der Stiftscapelle nicht mehr erleben dürfen.

Einen bestimmenden Einfluß auf die Entwicklung der preußischen ...skirche hat H. im evangelischen Oberkirchenrath ausgeübt. Als H. ... Berlin übersiedelte, herrschte in der gesammten Landeskirche der er...tste Kampf über Union und Confession. 1852 hat der König die ...te, den Confessionellen günstige Cabinettsordre (itio in partes) ergehen ... Es war Hoffmann's Ueberzeugung, daß auf diesem Wege die Union

gesprengt und die Landeskirche in drei, ja fünf verschiedene Kirchen, die s
unter einander bekämpfen würden, gespalten werden würde.

R. Kögel, Hoffmann's Nachfolger, hat in seinem Aufsatz über H. in d
Herzog'schen Encyklopädie für protestantische Theologie und Kirche, 2. Auf
Band VI, 1880, die Erklärung mitgetheilt, mit welcher H. in die oberf
Kirchenbehörde eingetreten ist: Ich bin Mitglied des evangelisch-lutherisch
Bekenntnisses, sofern ich in der lutherischen Kirche erzogen, confirmirt un
ordinirt wurde, füge aber ausdrücklich bei, daß meine theologische Ueberzeugun
auch auf die Union der beiden Bekenntnisse führt, wie sie in der Augsburgisch
Confession in Wahrheit längst besteht, daß das lutherische Dogma bloß al
solches und ohne Mitaufnahme des reformirten mir ebensowenig den theologisch
Ausdruck meiner Glaubensüberzeugung darbietet wie das reformirte ohne sei
Erfüllung und Ergänzung im lutherischen, daß ich daher eine wirkliche inne
liche Union beider Bekenntnisse für unerläßliche Forderung jedes derselben e
kenne und nur eine evangelisch-protestantische Kirche in zwei Bekenntnißtype
aber nicht zweierlei evangelische Kirchen anzuerkennen weiß!

Seinem Einfluß auf König Friedrich Wilhelm IV. entstammt darum au
die Cabinettsordre vom 12. Juli 1853, welche es ausspricht, daß es nie d
Königs Absicht gewesen, die Union zu stören oder gar aufzuheben. H. h
vom 30. April 1853, dem Tage seiner Einführung bis zu seinem Tode d
meist bestimmenden Einfluß im evangelischen Oberkirchenrath ausgeübt.

Bei aller Anerkennung aber dessen, was H. als Generalsuperintende
durch Wiedereinführung von Kirchenvisitationen, durch amtliche Förderung v
Kirchenbauten, durch Vermehrung der geistlichen Kräfte, durch erfolgreiche Ve
suche hie und dort, rationalistische Gesangbücher durch kirchlich correctere
verdrängen und vieles andere geleistet hat, läßt sich nicht verkennen, daß vi
seiner Wünsche, Pläne und Projecte so großen Hemmnissen und Hinderni
begegneten, daß sie nicht zur Ausführung gekommen sind. Selbst die Gemein
und Synodalordnung für die evangelische Landeskirche Preußens, welche d
die eigentliche Lebensarbeit Hoffmann's gewesen ist, hat nicht als sein W
sondern als das Werk des Präsidenten Herrmann wenige Tage nach dem T
Hoffmann's durch königliche Cabinettsordre vom 10. September 1873 Gese
kraft für die Landeskirche erhalten.

War es doch das Verhängniß König Friedrich Wilhelm's IV., über
weiten Perspectiven in die Zukunft — der König hat seine kirchlichen
kunftsideale wol selbst „seine Sommernachtsträume" genannt — das N
wendige, das Erreichbare für den Moment außer acht zu lassen. Für
Synodalordnung, in welcher die Laien-Repräsentation das Hauptgewicht h
war der König überhaupt nicht zu haben (vgl. L. v. Ranke, Aus dem B
wechsel Friedrich Wilhelm's IV. mit Bunsen, Leipzig 1873, S. 357 u. a. v.
Aber auch unter dem Prinzregenten, König und späteren Kaiser Wilhelm,
H. allezeit zu schätzen verstand, ist es H. nicht gegeben gewesen, dauernde
stitutionen für die Landeskirche zu schaffen. Hier tritt das Jahr 1866
seinen Annexionen von Hannover, Hessen, Schleswig-Holstein, hindernd
zwischen. H. wünschte auch die neuen Provinzen in die evangelische Lan
kirche (mit Beibehalt ihrer confessionellen Eigenarten) einzugliedern. D
scheiterte dieses Project nicht nur an dem Widerspruch der neuen Provin
auch Fürst Bismarck, Minister v. Mühler und nicht am wenigsten der Kö
selbst sprachen sich für die Selbständigkeit dieser Provinzialkirchen und ge
die Einverleibung in die preußische Landeskirche aus. Ebensowenig gelang
auch 1870 D. H., die Idee einer deutschen Nationalkirche zu realisiren. D
mit den schönsten Hoffnungen vorbereitete Octoberversammlung 1872,

elcher H. noch mit großer Freudigkeit den Eröffnungsgottesdienst gehalten, atte ein mehr als bloß negatives Resultat. Es zeigte sich, daß in allen eutschen Landeskirchen noch ein stark-particulares Leben und Bewegen vorhanden war, daß diese Kirchen je und je in völlig freien Conferenzen (Eisenacher Conferenz) ihre Erfahrungen austauschen wollten, daß sie aber keineswegs ereit wären, sich zu einer deutsch-evangelischen Nationalkirche organisch zu vereinigen.

Das Jahr 1866 hatte für H. noch eine weitere Bedeutung. An den Württemberger, der mit den alten Freunden in Süddeutschland im regsten auch kirchen-politischen) Verkehr geblieben war und der doch der Hofprediger es preußischen Königs geworden war, ergingen nach den Annexionen Appellationen an sein Gewissen, die Forderung wurde gestellt „dem König von Preußen in Unrecht vorzuhalten". Als nun H. diesen Wünschen nicht nachkam, wurde er n unzähligen Briefen vor den ewigen Gerichtshof Gottes gefordert, er wurde ls falscher Prophet, als zur Unzeit Schweigender, als solcher gebrandmarkt, er den Dolch eingesegnet, welchen der Räuber in das Herz seines Opfers oße. H. ließ sich nicht irre machen. Grade diese Angriffe befestigten ihn in einer Gesinnung. „Meine Liebe zu Preußen ist jetzt, nachdem ich den ganzen Zusammenhang der preußischen Politik überblicke, stärker als je. Doch unsere Aufgabe ist es, durch Liebe zu erwidern, was an uns gefehlt wurde." Möge echt bald", so schreibt er am 5. November 1866 prophetisch an seinen Freund Zeller in Winnenden, „die herzliche Eintracht wiederhergestellt und möge unser Deutschland werden, was es sein soll, das schlagende Herz der Christenheit, as starke Herz Europas". Aus dieser seiner eigenartigen Stellung heraus fühlte sich H. berufen, zur Versöhnung und Einigung des Südens und Nordens eine Zeitschrift herauszugeben. 1868: „Deutschland einst und jetzt im Lichte des Wortes Gottes", 1869: „Europa im Licht der Weltgeschichte" und von ... eine periodische Zeitschrift „Deutschland", welche freilich nur kurzen Bestand hatte. Zu dieser Zeitschrift behandelte H. nicht nur kirchliche und kirchenpolitische Fragen. Meist seiner Feder entstammen Beiträge aus anderen wissenschaftlichen Gebieten, wie der Erdkunde, ja den Naturwissenschaften entnommen. Ein Aufsatz: „Die Erdkunde als deutsche Wissenschaft" fand so sehr die freudige Zustimmung des bekannten Geographen Petermann, daß dieser es durchsetzte, daß in den unwirthlichen Eisgefilden am nördlichen Polarmeer in der Nähe des Kap Bismarck ein Berg den Namen Hoffmann nach unserem Theologen erhalten hat. Es versteht sich von selbst, daß Wilhelm H. dem Andenken Friedrich Wilhelm's IV., seines von ihm so hochgeschätzten und meist ... völlig verkannten preußischen Königs auch litterarisch ein Denkmal setzen mußte. Das ist geschehen in einem Aufsatze: „Deutschland einst und jetzt", hier verweilt er ausführlich bei der Gegenwart und giebt eine eingehende, durch eigne Anschauung bereicherte Darstellung dieses seines königlichen Gönners. Unter dem Titel: „Ein großes Königsleben" hat er dann in einem anderen Aufsatz dieser Zeitschrift ein umfassendes Charakterbild König Friedrich Wilhelm's IV. gegeben. Endlich ist nach Hoffmann's Tode ein Vortrag, den er über Friedrich Wilhelm IV. gehalten, noch veröffentlicht worden. Auch hat H. eine große Zahl von Aufsätzen in der von der evangelischen Allianz unterstützten Neuen evangelischen Kirchenzeitung, welche seit 1859 von Professor Meßner herausgegeben wurde, veröffentlicht.

Nicht ohne mannigfache Enttäuschungen sind Hoffmann's letzte Jahre geblieben. Actenmäßig steht es nicht fest, wie H. in der Disciplinarsache gegen den Prediger Sydow, welcher wegen Irrlehre vom Berliner Consistorium seines Amtes entsetzt worden war, vom evangelischen Oberkirchenrath aber wieder zu

seinem Amt zugelassen wurde, im Oberkirchenrath seine Stimme abgegeben ha
Jedenfalls hat diese Sitzung, an der theilzunehmen ihm der Arzt strengsten
verboten hatte, dem schon längere Zeit Herzkranken den Todesstoß gegeben
Am 28. August 1873 ist H. seinem Herzleiden erlegen.

H. ist wiederholt verheirathet gewesen, zuletzt mit Gräfin Görlitz, der
Vater einst das württembergische Kornthal besessen. Eine große Kinderschar
war diesen vier Ehen Hoffmann's entsprossen.

Unter den Porträts, welche die Hautreliefs an der Siegessäule in Berli
von Drake's Hand darbieten, erinnert die markante Gestalt des Geistlichen
der den ausziehenden Kriegern das heilige Abendmahl spendet, auch die künftige
Geschlechter an den Oberhofprediger D. Wilhelm Hoffmann.

Leben u. Wirken des Dr. L. Fr. Wilhelm Hoffmann aus der Fede des Sohnes Lic. Karl Hoffmann, Superintendenten in Frauendorf. 2 Bde. Berlin 1878. — Wilhelm Baur, Necrolog, Neue Ev. K.-Zeitung, 1873 Nr. 43—49. — R. Kögel in Realencyklopädie für prot. Theol. u. Kirch von Herzog u. Plitt, 2. Aufl. 6. Bd., Leipzig 1880. — Dr. phil. Meusel Kirchliches Handlexikon, III. Band, S. 224 ff., Leipzig 1891 (in diesem Artikel ein besonders scharfes Urtheil der Wirksamkeit W. Hoffmann's au der Feder seines eigenartigen Bruders Christoph H. aus der Süddeutsche Warte). — Die Entwickelung der evangel. Landeskirche seit der Errichtung de Ev. Oberkirchenrathes, Berlin 1900. Ebenso im Aufsatz des Freiherr v. d. Golz: Zum 50jährigen Jubiläum des E. Oberkirchenrathes in Preußen

O. v. Ranke.

Hoffory: Johann Peter Julius H., zu Aarhus in Jütland am 9. F
bruar 1855 geboren, studirte 1873—78 in Kopenhagen allgemeine und no
dische Sprachwissenschaft, setzte seine Studien, auf das litterargeschichtli
Gebiet übergreifend, in Berlin und Straßburg 1879—83 fort und wirkte s
1883 als Lehrer der nordischen Philologie und allgemeinen Phonetik an
Berliner Universität. Schon nach sechs Jahren unterbrach körperliche u
geistige Erkrankung seine Thätigkeit, und 1893 mußte der Unheilbare e
Anstalt in Westend bei Berlin aufsuchen. Dort trat der Tod am 12. Ap
1897 ein.

H. hat eine, trotz dem bescheidenen Umfang seiner Schriften, vielsei
und der Wissenschaft wie dem Litteraturleben ersprießliche Wirksamkeit ge
Zu einer Zeit, als die vergleichende und germanische Sprachforschung in kr
tigem Aufschwunge war, hatte H. von Meistern wie Vilhelm Thom
Konrad Gislason, Ludvig Wimmer und besonders auch im Austausche
dem genialen Accentforscher Karl Verner die entwickelte Methode der Lautle
und gründliche Kenntniß der altnordischen Sprachform erworben, wozu sich
starke Anregung der Brücke'schen Lautphysiologie gesellte. So konnte H. ein
seits das planvolle Gebäude Brücke's mit neuem Beobachtungsstoffe stü
und durch strengere Verfolgung der Grundgedanken berichtigen, anderseits
der nordischen Grammatik eine lebendigere, über die Schriftzeichen hina
dringende Behandlung der Lautprobleme zur Geltung bringen. Später widm
sich H., von Karl Müllenhoff mächtig angezogen, der Eddaforschung, vorzug
weise von der textkritischen und mythologischen Seite. Der ihm eigene Dra
nach folgerichtiger Durchführung einfacher Gesichtspunkte, verbunden mit d
angeborenen Fähigkeit des dichterischen Nachfühlens, führte hier zu stark pe
sönlichen, mehr anregenden als abschließenden Arbeiten. Noch mehr als dur
das gedruckte hat H. durch das mündliche Wort, als Lehrer, zu der Au
breitung der altnordischen Studien in Deutschland beigetragen und dem Strebe
mehrerer Schüler die Richtung gewiesen. Auch den neueren Litteratur

yte H. seine scharfe Beobachtungsgabe zu. Eine Abhandlung über Hol=
s Komödien ruht auf einem technischen Verständniß dramatischer Dichtung,
sich auch an Franzosen und Spaniern geschult hatte. Mehr und mehr
trat Henrik Ibsen bei H. in den Vordergrund. In den lebhaften littera=
n Kämpfen der 1880er Jahre würdigte H. in Ibsen den großen stilvollen
isten, den Herzenskündiger ohne conventionelle Phrase, den Eroberer des
gen bürgerlichen Lebens für das ernste Schauspiel. Als Uebersetzer und
persönlichen Umgang mit Männern der Presse und der Bühne wirkte H.
greich für die Einbürgerung des Norwegers in Deutschland. Hierbei wie
einer sonstigen wissenschaftlichen und gesellschaftlichen Stellung war es
ry's dänische Herkunft und Geistesart zusammen mit seiner warmen
fänglichkeit für das deutsche Wesen, was seinem kurzen Lebenslaufe die
ung und die befruchtende Kraft verlieh.

Hoffory's Abhandlungen namentlich im Arkiv for nordisk Filologi 1
, Kuhn's Zeitschr. 23. 25, Zs. f. d. A. 22. 26, Gött. gel. Anz. 1884;
fessor Sievers und die Principien der Sprachphysiologie. Eine Streit=
t", Berlin 1884; „Dänische Schaubühne" (mit Paul Schlenther), Berlin
; die Aufsätze zur Edda gesammelt u. d. T. „Eddastudien", Berlin 1889.
der von H. begründeten „Nordischen Bibliothek" rühren von ihm selbst
die Uebersetzungen von Ibsen's „Frau vom Meere" und Edv. Brandes'
uch".

Nekrologe Hoffory's boten: Henning in den Acta Germanica 1898,
eusler im Arkiv 14, R. M. Meyer im Goethe=Jahrbuch 19, Pniower im
lagazin f. Litteratur 1897, Ranisch im Biogr. Jahrb. 2.

Andreas Heusler.

Höfken: Gustav von H., nationalökonomischer Schriftsteller und öster=
ischer Staatsmann. Er erblickte am 14. Juli 1811 zu Hattingen in der
fschaft Mark, als Sohn eines wohlhabenden Kaufmanns, das Licht der
t. Den ersten Unterricht erhielt er in der Volksschule seines Geburts=
s und in der Bürger= und Gewerbeschule zu Hagen. Siebzehn Jahre alt
er in das Pionier= und Ingenieurcorps ein und wurde in die vereinigte
nier= und Artillerieschule in Berlin aufgenommen, in welcher der Grund
seiner weiteren wissenschaftlichen Ausbildung gelegt wurde. Nachdem er
Schule absolvirt hatte, kam er als Officier in verschiedene Garnisonsorte.
Dienst in der Armee genügte ihm jedoch nicht, und da ihm dieser wenig
thun gab, verlegte er sich mit großem Eifer auf volkswirthschaftliche
dien. In einer zu Sayn stattgefundenen öffentlichen Versammlung kam
zwischen ihm und dem Regierungsvertreter zu einer heftigen Auseinander=
ng über Fragen der Tagespolitik. Darüber in Untersuchung gezogen,
de er zur Festungshaft auf dem Ehrenbreitstein verurtheilt. Diese un=
willige Muße verwendete er zum eifrigsten Studium der spanischen Sprache
freigeworden, begab er sich auf die pyrenäische Halbinsel. Dort trat er
die Reihe der Heerscharen ein, welche für die Sache der Königinnen Chri=
t und Isabella (Christinos) kämpften und stand gegen die Karlisten im
de. Doch nur kurze Zeit blieb er als Freiwilliger im Generalstabe in
arra und in den baskischen Provinzen. Ueber Madrid und durch Anda=
n, Portugal, Holland, kehrte er nach Deutschland zurück. Nun war er da
Journalist thätig, gerieth aber bald wegen einiger von ihm verfaßten, in
schen Zeitungen erschienenen Aufsätze, in welchen er die damals herrschende
ction bekämpfte, mit den preußischen Gerichten in Conflict, welche ihn
hjahr 1838) in Berlin verhaften ließen. Er wurde einer langwierigen
ersuchung unterzogen; während dieser verfaßte er sein erstes Werk:

„Tirocinium eines deutschen Offiziers in Spanien“, 4 Bände, Stuttg
1841/42. Aus dem Gefängnisse entlassen lebte er kurze Zeit in Erlang
dann in München und Augsburg, wo er in die Redaction der „Allgemeir
Zeitung“ eintreten wollte, als ihm 1841 der Antrag gestellt wurde, die R
daction der „Rheinischen Zeitung“ zu übernehmen. Er folgte diesem Ru
blieb aber nur einige Monate in dieser Stellung und unternahm größ
Reisen, um die Länder von Westeuropa kennen zu lernen. Nach Augsbu
zurückgekehrt, war er, jedoch nur sehr kurze Zeit, in der Redaction der „A
gemeinen Zeitung“ thätig. Bis 1847 lebte er zurückgezogen, nur mit litte
rischen Arbeiten beschäftigt. Da erschienen aus seiner Feder in rascher Fol
„Der deutsche Zollverein in seiner Fortbildung“, Stuttgart 1842; „Erwei
rung des deutschen Handels und Einflusses durch Gesellschaften, Verträge u
Ansiedlung. Mit besonderer Rücksicht auf die Errichtung einer süddeutsch
Handels- und Colonisations-Gesellschaft“, Stuttgart 1842; „Belgien in sein
Verhältniß zu Frankreich und Deutschland mit Bezug auf die Frage d
Unterscheidungszölle für den Zollverein“, Stuttgart 1845; „Englands Z
stände, Politik und Machtentwicklung. Mit Beziehung auf Deutschland
2 Theile, Leipzig 1846, und „Vlaemisch-Belgien“, 2 Bände, Bremen 1847.

Im J. 1847 arbeitete H., doch nur durch sechs Monate, in der Redacti
der „Deutschen Zeitung“; Anfangs 1848 habilitirte er sich als Privatdoce
an der Universität Heidelberg und fing an, social-ökonomische Vorlesungen z
halten. Da brach der Märzsturm los und warf H. auf ein anderes Gebi
der Wirksamkeit. Seine engeren Landsleute erinnerten sich seiner und als
zu den Wahlen für die deutsche Nationalversammlung kam, erkor ihn d
Kreis Hagen in Westfalen zum Abgeordneten. Obwol H. zwei Mal weg
Kundgebungen in Wort und Schrift gerichtlich war verfolgt worden, war
doch von gemäßigter Gesinnung, blieb auch im Parlamente diesen Ansicht
treu und saß in der Paulskirche im Centrum. Er suchte auf dem wirt
schaftlich-politischen Gebiete vermittelnd zu wirken und war im völkerrechtlich
Ausschuß für die Erhaltung der Reichsgrenzen thätig.

In Frankfurt lernte Karl Ludwig v. Bruck (später Freiherr und öst
reichischer Minister), der sich dort als Abgeordneter und Bevollmächtigter
kaiserlichen Regierung beim Reichsverweser befand, H. kennen und als gründl
gebildeten Mann, tüchtigen Schriftsteller und Publicisten schätzen; und nachd
Bruck Handelsminister im Kaiserstaate geworden war, berief er October 18
H. als Ministerialsecretär in sein Ressort, in dem er schon 1850 zum Section
rathe vorrückte, und später in gleicher Eigenschaft in das Finanzministeri
versetzt wurde. In seiner amtlichen Stellung und auf publicistischem W
war er eifrig für die handelspolitische Einigung Oesterreichs mit Deutschla
bemüht. Sein erster Artikel über die österreichisch-deutsche Zoll- und Hande
einigung war schon am 26. October 1849 in der Wiener Zeitung erschien
und fand allseitige Beachtung. Nachdem Bruck in seinen Denkschriften v
30. December 1849 in gleichem Sinne anregend und maßgebend sich au
gesprochen hatte, verfaßte H. eine Reihe von Arbeiten, welche die Grun
gedanken des Ministers weiter ausführten und welche in der von H. redigirt
Zeitschrift „Austria“, aber auch in der Augsburger Allgemeinen Zeitung u
in Cotta's Deutscher Vierteljahrschrift veröffentlicht wurden. Auch den übrig
inneren Angelegenheiten Oesterreichs wendete H. seine litterarische Thätigk
zu. Als Mitglied der Ministerialcommission für die Colonisation Ungar
verfaßte er die Schrift: „Deutsche Auswanderung und Colonisation mit Hi
blick auf Ungarn“, Wien 1850, als Mitglied der k. k. Staatsprüfun
commission die Broschüre: „Ueber das Studium der Rechts- und Staat

ſchaften mit Bezug auf die Neugeſtaltung des höheren Unterrichtes und
taatsprüfung in Oeſterreich", Wien 1851. Die auf ihn gefallene Wahl
Verwaltungsrathe der öſterreichiſchen Creditanſtalt für Handel und Ge-
mag ihm Veranlaſſung gegeben haben zur Abfaſſung der Unterſuchung:
öſterreichiſchen Finanzprobleme bezüglich Bank, Valuta und Deficit.
B. H.", Leipzig 1862. Er ſucht darzuthun, daß vor allem die Valuta
tellt werden müſſe und erſt dann Ordnung im Staatshaushalte erzielt
n könne; ſchließlich unterzieht er die neueſten miniſteriellen Finanzvor-
einer eingehenden Prüfung. Schon 1849 hatte er in Frankfurt a. M.
populär gehaltene nationalökonomiſche Zeitſchrift herauszugeben verſucht:
swohl. Monatsſchrift für ſociale und politiſche Reform", von der jedoch
in Heft veröffentlicht worden zu ſein ſcheint. Oeſterreichiſchen Verhält-
waren ferner gewidmet: „Die Reform der directen Beſteuerung in
reich auf Grund der Anträge des k. k. Finanzminiſteriums", Wien 1860
Die Steuerreform in Oeſterreich", Wien 1864, deren Motto: „Volks-
chaftlicher Geiſt, nicht Fiskalismus, ſoll das Steuerweſen durchdringen,
befruchtet die Steuerquellen, die dieſer nur auszuſchöpfen ſucht" Inhalt
Charakter der ganzen Schrift zum Ausdruck bringt. Als die galiziſche
Ludwig-Bahn gegründet wurde, wurde H. in den Verwaltungsrath der-
gewählt und wirkte auch hier thätig und einflußreich.

In ſeiner amtlichen Stellung wurde er zum Hofrath befördert und es
daß ihm nach dem Tode Bruck's (23. April 1860) das Portefeuille der
zen angeboten worden ſei, er es jedoch abgelehnt habe. Der Selbſtmord
ſeines Gönners und Freundes ſcheint einen tiefen ſchwer drückenden
ß auf H. geübt zu haben. Dieſe Kataſtrophe, ſowie überhaupt die zer-
n Verhältniſſe des öſterreichiſchen Kaiſerſtaates im Innern, die immer
ſich ſteigernde Spannung zwiſchen den beiden deutſchen Großmächten
), deren einer er durch Geburt, der anderen durch Lebensſtellung an-
e, veranlaßten ihn frühzeitig in Ruheſtand zu treten, in dem es ihm
t war, noch durch länger als zwei Jahrzehnte zu leben. Außer
chaftlichen Studien, die er noch immer eifrigſt betrieb, beſchäftigte er
n auch noch mit der Abfaſſung ſchöngeiſtiger Schriften: „Scherz und
, dramatiſche Spiegelbilder des modernen Lebens", „Der Gallomane",
el in 2 Acten, „Der vielbeſchäftigte Miniſter", Luſtſpiel in 3 Acten,
ſociale Frage", Zeitbild in 5 Aufzügen, u. a.

Die Verdienſte, die H. um und in Oeſterreich ſich erworben, wurden
tlich dadurch anerkannt, daß Kaiſer Franz Joſeph I. ihn in den Adel-
erhob; es geſchah dies, wie es in dem Adelsdiplome heißt, für die
nen in der Gewerbegeſetzgebung, im Poſtweſen, in der Zoll- und Handels-
, für den Zollanſchluß an Deutſchland, für die Bemühungen zur Coloni-
Ungarns, für die Reform im Münzweſen, zur Wiederherſtellung der
und Rehabilitirung der Nationalbank, in welchen Angelegenheiten er
anbahnend, theils durchführend erfolgreich thätig geweſen.

Mit der innigſten Theilnahme begleitete H. den Heldenkampf der Deut-
egen Frankreich (1870/71) und begrüßte jubelnd die Siege ſeiner Landes-
n. Er war ſeit 1847 mit Laura Rappold, der Tochter einer Augs-
Patricierfamilie vermählt, mit der er in ungemein glücklicher Ehe
ſie ſtarb einige Jahre vor ihm zu Neapel und wurde dort beſtattet.

. war, wie ſich aus der Betrachtung ſeines Lebenslaufes ergibt, Auto-
und daher ein self made man, muß aber als einer der bedeutendſten
iſten ſeiner Zeit bezeichnet werden. Ein feſter zuverläſſiger Charakter
e ihn aus und er beſaß bedeutendes Organiſationstalent. Seine Ar-

beiten auf volkswirthschaftlichem Gebiete, besonders im Handelsfache wurden allseitig, von praktischer und von wissenschaftlicher Seite, als werthvoll und auf streng wissenschaftlichem Grunde ruhend anerkannt, besonders bemerkenswerth ist auch seine durch Reisen erworbene Kenntniß der politischen und wirthschaftlichen Verhältnisse der Länder West- und Mitteleuropas und sein richtiges Urtheil darüber. Er war Schutzzöllner, also Anhänger der Lehren Friedrich List's. Er starb 78 Jahre alt im Sommer 1889; testamentarisch hatte er angeordnet, daß sein Leichnam in Gotha verbrannt und die Asche nach Neapel gebracht werde, wo die Urne in der Gruft der ihm wenige Jahre vorher entrissenen Gattin beigesetzt wurde.

Wurzbach, Biogr. Lex. IX, 99. — Köln. Zeitung 1889, Nr. 228.

Franz Ilwof.

Hoefler: Karl Adolf Constantin Ritter v. H., Historiker, wurde am 26. (nicht 27.) März 1811 zu Memmingen, der früheren freien Reichsstadt in Bayerisch-Schwaben, geboren. Infolge der wiederholten Versetzung seines Vaters, eines hohen Gerichtsbeamten, welchem gediegen gebildeten und wahrhaft vornehmen, modern denkenden Manne H. bis an die Schwelle des Mannesalters Anregung und Halt zu danken hatte, besuchte er die Gymnasien zu München und Landshut; in letzterer Stadt hörte er jung bei Ph. J. Fallmerayer, dort Professor für Geschichte und Philosophie am Lyceum, Vorlesungen. Seit 1828 widmete er sich anfänglich juristischen, dann mehr und mehr geschichtlichen Studien mit den sprachwissenschaftlichen und besonders philosophischen Ausblicken, welche die Richtung der älteren Münchener historischen Schule und ihr romantischer Grundzug mit sich brachte. H. ist dieser Richtung zeitlebens innerlich treu geblieben, so wie es bei einem Schüler von Görres, Thiersch, Döllinger, Schelling — dieser übte den stärksten Einfluß auf ihn — nicht anders zu erwarten. Ausgebreitete Lectüre geschichtlicher, philosophischer, poetischer Art für Alterthum und Mittelalter, dazu der erlangbaren neueren historischen Bücher that ihr Uebriges, um H. früh mit einer Fülle von Kenntnissen und einem weiten Blick in Welt und Fachlitteratur auszurüsten. So promovirte er schon am 1. Juni 1831 zum Doctor der Philosophie „Ueber die Anfänge der griechischen Geschichte", bildete sich aber im frei erwählten Fache an der Universität Göttingen October 1832 bis Februar 1834 weiter fort; die „Geschichte der englischen Civilliste" (1834) ist dort entstanden. Wie hier so nutzte er darauf bis September 1836 ein baierisches Staatsstipendium bestimmungsgemäß zu einem Besuche Italiens, wo er in Florenz und Rom Quellenstudien oblag. Nachdem das Stipendium verlängert worden, kehrte H. mit reicher Ausbeute für allgemeines und specielles Wissen heim, 25 Jahre alt, ein Mensch mit festen Anschauungen. Der Vater war gestorben und so mußte der Mittellose auf Wunsch des Königs vom ultramontanen Ministerium Abel die Redaction der officiellen „Münchener Zeitung" übernehmen, welche Function er jedoch nach wenigen Jahren aufgab. Er hatte sich nämlich am 13. Januar 1838 an der Universität München als Privatdocent für Geschichte habilitirt, wurde bereits 1839 außerordentlicher, 1841, nachdem sein Buch über „Die deutschen Päpste" (2 Bde., 1839) erschienen, ordentlicher Professor, 1842 auch ordentliches Mitglied der kgl. baier. Akademie der Wissenschaften bei deren historischer Classe und ist beim Tode das älteste Akademiemitglied gewesen. Eine Reihe ziemlich schnell folgender Arbeiten, die theilweise, wie „Kaiser Friedrich II." (1844), harte anticlericale Angriffe erfuhren, zeigte ihn sich als Forscher immer mehr von Görres wie Schelling nun befreien, deren Geist ihm allerdings maßgeblich blieb. Uebrigens befestigte sich seine Stellung, auch als begeisterter

rer, stetig. Ein glückliches Heim und Familienleben hatte er durch die
mit der geistesverwandten Isabella Hofmann begründet.

Da trat in Höfler's Dasein eine einschneidende Schicksalswendung durch
1846 in Baiern entstandenen Zerwürfnisse, die den vorläufigen Abschluß einer
harfen Gegensätzen wurzelnden Gährung bildeten, jedoch durch die Affaire Lola
ntez zum Ausbruche führten (s. A. D. B. XIX, 525 f.). H. folgte nur dem Aus-
k innerster Ueberzeugung mit der Denkschrift „Concordat und Constitutionseid
Katholiken in Baiern", die er Anfang 1847 veröffentlichte. Die Ungnade
ig Ludwig's I. traf ihn, wie die widersprechenden Collegen seiner Richtung
llinger, G. Phillips, Lasaulx. Ihn besonders schwer, denn es warf ihn ein für
Male aus der Universitätsprofessur im Vaterlande, als das Ministerium
l am 26. März 1847 plötzlich, ohne Angabe von Gründen, Höfler's
sionirung verfügte. Im Juli reactivirte man ihn als Kreisarchivar in
mberg, wo er sich mit gewohntem Eifer nunmehr gründlichen fränkischen
udien hingab: die „Quellensammlung für fränkische Geschichte" (4 Bde.) ist
1849 (—52) noch in Bayreuth, die „Fränkischen Studien" dagegen (1—5,
50/53) schon in Wien erschienen. Dazu kamen die Schriften „Baiern, sein
cht und seine Geschichte" (1850) und „Ueber die politische Reformbewegung
Deutschland im Mittelalter und den Antheil Baierns an derselben" (1850).
ch begann 1850 sein dreitheiliges „Lehrbuch der allgemeinen Geschichte", das
s 1856 als Neubearbeitung des Breyer'schen herauskam, aber vielfacher
ißbilligung begegnete. Damals hat sich H. auch der Erforschung der hohen-
llern'schen Geschichte zugewendet, und so entstammen denn dieser Periode seine
findung der ältesten politischen Urkunde des Hauses Hohenzollern, die
rausgabe der Denkwürdigkeiten des Ritters Ludwig von Eyb, schließlich auch
erst 1867 in Druck ausgegangene Monographie über „Barbara, Mark-
äfin von Brandenburg". Mittlerweile aber war Graf Leo Thun, in seinem
streben nach Neuregelung des österreichischen Unterrichtswesens, auf H. auf-
erksam geworden und so wurde dieser, wie im Vorjahr an die Wiener
iversität sein Landsmann Oscar Freiherr v. Redwitz 1851/52 an die zu
ag als Ordinarius der Geschichte berufen. Bis 1882, d. h. bis zu der für
terreichische Hochschullehrer zuläſſigen Altersgrenze, hat H. an dieser ältesten
ma mater deutscher Zunge, eine Hauptzierde, mit stärkster Hingabe der ganzen
rsönlichkeit gewirkt. Zunächst war er ein musterhafter Docent, der seine
gne Pflicht als Lehrer der akademischen Jugend ungemein ernst nahm und
ne Schüler, namentlich in dem durch ihn gegründeten „Historischen Seminar",
cht nur zu strammem Betriebe der geschichtlichen Studien, den die ganze Seele
gen müsse, anleitete, sondern sie auch als älterer Vertrauter, Förderer und
ner berieth, stets hilfsbereit, wie überhaupt H. ein durchaus verläßlicher
eund, nicht bloß mit Worten, jederzeit gewesen ist.

Im Zusammenhange mit dieser Fürsorge für seine Studenten stand
öfler's lebhaftester Antheil an der Reform der Prager akademischen Organi-
tionen. Im böhmischen Landtage, in dem er seit 1865 saß, gehörte er zu
n Führern des deutsch-böhmischen Zweigs der sogenannten Verfassungspartei
d war, mit auf Grund seiner voranliegenden Veröffentlichungen, welche wir
ten näher besprechen, dem Czechenthum und seinen Abgeordneten arg verhaßt,
daß es sogar Demonstrationen czechischer Hörer gegen ihn, andererseits dies
rgehen großen Unwillen hervorrief. Auf Höfler's 1868 im Landtage
stellten Antrag wurde die Prager „Technik" in eine deutsche und czechische
chnische Hochschule gespalten, desgleichen 1879, um die ehrwürdige Stiftung
aiser Karl's IV. nicht eines Tages völlig den deutschen Charakter abstreifen
sehen, die Universität in zwei verschiedensprachige. H., seit 1872 auch

lebenslänglich in das österreichische Herrenhaus berufen, hat sich fürder an de
activen Politik nur noch wenig betheiligt. Der Grund dafür waren sicher di
unvermeidlichen Verdrießlichkeiten, in welche er angesichts des immer ent
schiedener durchbrechenden Gegensatzes zwischen Deutsch und Klerikal und de
Anschlusses letzterer Richtung an die slavischen Förderalisten und Feudale
gerieth: er, der ausgesprochen deutsche Mann, der von der Mission seines Volke
zumal im Donaureiche, heilig überzeugt war, außerdem ein treuer Sohn de
römisch-katholischen Confession und damit einigermaßen zu einer conservative
Weltanschauung im besten Sinne neigend. Immerhin hat H., so lange er i
politischen Kreuzfeuer stand, stets mit den fortschrittlichen Deutsch-Oesterreicher
Seite an Seite den Kampf für den Vorrang des dazumal noch nicht direc
bedrängten Volksthums geführt, und erst als die erdrückende Mehrzahl seine
Stammesgenossen unter dem, auch seinerseits kaum abgeleugneten Zwange de
verschärften Verhältnisse radicalere Bahnen einschlug, zog der mittlerweile Ge-
alterte, wenn auch noch äußerst Rüstige, sich in seine Gelehrtenklause zurück
Daselbst hat er jedoch nicht gerastet zu forschen und das Erforschte zu ver-
werthen. Erst sehr spät legte das Alter mahnend die Hand auf seine Schulter,
obwol er auch da, als Dichter, seiner hochidealistischen Tendenz weiter diente.
An Neujahr 1897 lähmte ihn ein Schlaganfall rechts, doch wehrte sich di
Widerstandskraft des Körpers und Geistes, bis H. am 29. (nicht 30.) Decembe
desselben Jahres sanft ins Jenseits hinüberschlummerte, 86¾ Jahr alt. De
erblichen Adel besaß er seit langer Zeit, 1872, als Ritter des österreichische
Ordens der Eisernen Krone 3. Classe.

In seinem langen, gesegneten Dasein hat H. durch wahres Verdienst al
Mensch, Staatsbürger und Gelehrter reiche Anerkennung errungen und fes
gehalten. „Durch tüchtige Bemühung und unablässige Selbstzucht, unterstüt
von Natur durch einen feinen Verstand, tiefes Empfinden, aber auch dur
reiche körperliche Gaben, eine feste Gesundheit und das männlich-schöne Aeußer
ist es ihm vergönnt worden, über manche Entwicklungsstufen und schwieri
Lebenslagen hinauf zur Höhe eines weithin geschätzten Gelehrten und hoc
verdienten Lehrers, zur Umschau und Erfahrung des Staatsmannes, zu
sicheren harmonischen Lebensführung des Weisen emporzusteigen. War de
Grundzug seines Wesens unbegrenzte Güte, so daß er nicht zuletzt auch do
zu helfen versuchte, wo Förderung unmöglich oder nicht mehr am Platze wa
so blieb er um so sicherer . . . bei aller Antheilnahme und allem Verdien
auch dem Jüngeren gegenüber ängstlich bemüht, das Individuelle zu respectiren, -
stets bestrebt, das Muster feiner Sitte und gerechter Denkungsart zu sein, ni
bloß zu heißen“: so charakterisirt ihn sein Amtsnachfolger Ad. Bachmann. D
solchem Idealismus in Wort und That stimmt auch sein, des ausgespro
katholisch gesinnten Mannes außerordentlich lebhafter Antheil an dem Rin
der meist antiklerikalen Deutschböhmen gegen das numerische Uebergewicht ih
czechischen Landsleute. Während sein durchaus vornehmes Naturell die eig
liche Ausfechtung dieser unlösbaren nationalen Gegensätze in der Oeffentlich
und auch auf parlamentarischem Boden abstieß, hat sich H. um so hingeben
der Pflege der geistigen Cultur der Deutschen Böhmens gewidmet und ist,
feuriger Geist, der nie zurückgescheut, die Wahrheit geltend zu machen, seit sei
Uebersiedlung ein Hauptträger der Abwehr geworden, die vom wissenschaftlic
Standpunkte aus die um Mitte des 19. Jahrhunderts stärker einsetzende Bewegu
gegen das Heimathrecht deutscher Cultur auf böhmischem Boden zurückwe
somit eine sichere Stütze deutschen Geisteslebens daselbst.

So steht denn H., der als einer der Väter der vergleichenden Methode
der Geschichtsforschung zu betrachten, da als „der hochverdiente Neubegrün

eutscher Geschichtsforschung und Geschichtsschreibung in Böhmen, der Nestor nd einer der verdientesten österreichischen Historiker überhaupt" (Bachmann). chon 1854 erschienen seine „Böhmischen Studien" und seit 1856 edirte er in rei Bänden (II. 1865, III. 1866) die „Geschichtsschreiber der hussitischen Beegung"; zu dieser Edition war ihm auf dem deutschen Historikertage zu resden 1852, von Prinz (dann König) Johann von Sachsen der erste Antrieb kommen und darauf er das rührigste Mitglied des Ausschusses zum Druck r Quellen des 15. Jahrhunderts geworden, der auf seinen Vorschlag erchtet ward. In seinen einleitenden und sonstigen Beigaben zu den Scriptores rum Hussiticarum leitete er die hussitische Bewegung aus den Zeitereignissen und erwies unzweifelhaft, daß der Hussitismus in erster Linie keineswegs gegen s Papstthum, sondern nach Anlaß und eigentlicher czechisch-nationaler Tendenz gen das einsässige deutsche Bürgerthum und Städteleben und auf dessen Verchtung gezielt habe, „eine widrige historische Erscheinung, eine verunglückte ewegung, die sich bald selbst zur Last wurde". Wie er so in Huß einen erroristen gegen das Deutschthum als Böhmens Bildungsträger, den Zerörer der Universität Prag und der Wissenschaft erblickte, so eröffnete er („Abndlungen aus dem Gebiet der slavischen Geschichte" [5 Bde., 1879—82]) m Deutschen die Einsicht in die slavische Vergangenheit als einen stetig wachsenn Antagonismus gegen das germanische Element und betonte die Wichtigkeit es letzteren für die ganze böhmische Geschichte nachdrücklichst: ja, er mahnte öhmen, den Traum eines großen Slavenreiches im Interesse einer gedeihchen Entwickelung fahren zu lassen. Die Autorität des scharf zugespitzten ogmas, wie es sich in dem bis dahin als maßgebliche Instanz, fast unfehlar geltenden böhmischen Landeshistoriographen Franz Palacky verkörperte, rfuhr damit einen argen Stoß, indem ihm H. auf Grund glücklich aufgestöberter rchivalien (z. B. „Glagolitische Fragmente", 1857) einseitige, czechisch-tendenziöse Auswahl bezw. Ausbeutung der Unterlagen für das Urtheil über jene Periode und daraufhin Verzerrung ihres Bildes vorrückte. Es hat Palacky's Position nicht wieder zu festigen vermocht, daß er daraufhin in zwei polemischen Schriften seine Auffassung aufrechtzuerhalten versuchte („Die Geschichte des Hussitenthums und Professor Constantin Höfler", 1868; „Zur böhmischen Geschichtschreibung; ...mäßige Aufschlüsse und Worte der Abwehr", 1871); ebensowenig half ihm ... Unternehmen frischer Materialiensammlungen: „Documenta Magistri Joannis Hus vitam, doctrinam, causam etc. illustrantia" (1869) und „Urkundliche Beiträge zur Geschichte des Hussitenkriegs" (2 Bde., 1872—74), in den Augen unvoreingenommener Richter. H. hat seinen quellenmäßig er...genen und belegbaren Standpunkt neben und nach jenem seinem einschlägigen Hauptwerke weiter vertreten: in „Ruprecht von der Pfalz" (1861) sehen wir die Abneigung der Laien gegen die geistliche Herrschaft, die auch ohne Constanzer Concil und böhmischen Aufstand gewaltsam losgebrochen wäre, überall bedrohlich ...gen; die Ausgabe der bis auf Hus reichenden „Concilia Pragensia 1353 bis 1413" (1862), „Magister Johannes Huß und der Abzug der deutschen Professoren und Studenten aus Prag 1409" (1864), „Die Zeit der luxemburgischen Kaiser" (1867), wo er die staatsrechtliche Einheit der Länder der Wenzelskrone" als czechisch-föderalistisches Phantasiegespinnst erwies, setzten dieses Bestreben fort. Eine Reihe einschlägiger Arbeiten erschien in den Denk...ern der Wiener k. k. Akademie der Wissenschaften, deren correspondirendes ...lied er war, und in den „Fontes rerum Austriacarum". Insbesondere war er drauf und dran, die reichhaltigen „Mittheilungen des Vereines ...Geschichte der Deutschen in Böhmen" in die Höhe zu bringen, den er 1862 gegründet und dem er dann in L. Schlesinger, J. Lippert, Ad. Bach-

mann u. A., ablösende kundige Nachfolger seiner Richtung hinterlassen ha[illegible] als er zurück- und abtrat.

In innerer Beziehung zu jenen Studien stehen Höfler's Arbeiten über die kirchlich-reformatorischen Strömungen bei den romanischen Völkern, denen die pragmatische Darstellung „Die romanische Welt und ihr Verhältniß zu den Reformideen des Mittelalters" (1878) gilt, andererseits die über die ersten Habsburger und ihre Familie. Dahin gehören folgende Schriften: „Abhandlungen zur Geschichte Oesterreichs" (2 Bde., 1871—72), „Der Aufstand der castilianischen Städte gegen Kaiser Karl V." (1876), welches interessante Thema vor ihm 1849 Adolf Ebert (s. A. D. B. XLVIII, 231) behandelt hatte, „Zur Kritik und Quellenkunde der ersten Regierungsjahre Karl's V." (3 Thle., 1876—83), „Donna Juana, Königin von Leon, Castilien und Granada" (1885), Karl's V. Mutter geltend. Mit diesen Arbeiten haben gemeinsamen localen Hintergrund „Don Antonio de Acuña, genannt der Luther Spaniens" (1882), nach spanischen Quellen einen tragisch endenden kirchlichen Umstürzler schildernd, und „Das diplomatische Journal des Andrea del Burgo" u. s. w. (1885), während die beiden Bücher „Der deutsche Kaiser und der letzte deutsche Papst: Karl V. und Adrian VI." (1876) und „Papst Adrian VI." (1880) diesen Lehrer Karl's V. als Urheber der katholischen Reform des 16. Jahrhunderts hinstellen. Wie er so, der durch den hohen österreichischen Titel eines „k. k. Hofraths" wie durch die erwähnte Berufung ins Herrenhaus und gleichzeitige Adelung geehrte, die habsburgischen Traditionen immer betonte, so, mochte er auch gegenüber bairischen Landsleuten von seiner „Verbannung" zu reden pflegen, wollte er in Politik und Wissenschaft ein guter „Ostdeutscher" sein. „Als solcher stand er auch schon in seinem imponirenden, germanischen Aeußern, das vielfach an das des alten Goethe erinnerte, seinen deutschen Landsleuten und besonders auch seinen Schülern vor Augen. Er hat durch seine wissenschaftliche Methode Schule gemacht und er hat besonders durch seine ganze, einen romantischen Grundzug tragende Auffassung deutschen Geisteslebens als Gelehrter wie als Führer im Streit unter den Deutschösterreichern einen tiefgehenden Einfluß jederzeit ausgeübt" (Blg. z. Allg. Ztg. 1898, Nr. 2). Seine stoffliche Vielseitigkeit als Historiker zeigen noch die Schriften: „Der Congreß von Soissons" (1871—76), „Die avignonesischen Päpste" (1871), „Anna von Luxemburg ... 1382—1394" (1871), die 7 Bände „Abhandlungen aus dem Gebiete der alten Geschichte" (1870—80), „Kritische Untersuchung über die Quellen der Geschichte Philipps des Schönen" (1883/84), „Don Rodrigo de Borja (Papst Alexander VI.) und seine Söhne" (1886) und die Parallele „Bonifatius der Apostel der Deutschen, und die Slawenapostel Konstantinos (Cyrillus) und Methodios" (1887). — Gegen den Ausgang seiner ausgebreiteten schriftstellerischen Thätigkeit, welche er übrigens bis zuletzt schier unvermindert aufrecht erhielt, hat nun H. auch noch eine Anzahl Dichtungen verfaßt und drucken lassen, in dem er geschichtliche Personen, die ihn bei seinen Studien besonders angezogen hatten, sei es sympathisch sei es antipathisch, zum Mittelpunkte gedankenreicher auch formgewandter Dramen machte. Dahin rechnet einestheils seine sog. Habsburger Trilogie: „Karl's des Fünften erste Liebe. Dramatische Idylle ne[illegible] einem Vorspiel: Margareta von Oesterreich" (1888), „Leonore von Oesterre[illegible] Königin von Portugal. Drama" (1888), „Kaiser Karl's V. Ende. Dram[illegible] (1889). Andererseits die gleichfalls zusammenhängenden Dramen „Der A[illegible] fang vom Ende [der Karolinger]" (1889, Drama), „Das Ende [der Karolinge[illegible] Tragödie mit einem Vorspiel: Lothar's V. von Frankreich Tod" (1890), en[illegible] lich das Drama „Die Königsmutter" (1891). In weitere Kreise, nicht einm[illegible] in die der Bühnenleute und der Kritik, sind diese theatralischen Arbeiten nic[illegible]

drungen, obwol sie sachlich und sprachlich eine ungewöhnliche künstlerische llkommenheit aufweisen, wie Höfler's Epigramme und Sinngedichte den lseitigen Hort an Lebensweisheit und Welturtheil, den er im Laufe eines erordentlich langen Daseins aufgespeichert, widerspiegeln. Auch seinem Auf= en als Poet schwebte die Absicht vor, seinen Idealen zum Besten seines ls und Vaterlands zu dienen. Denn stets hatte er sich das Ziel hoch und ier weiter gesteckt, ist mit seinen Zielen stetig emporgestiegen und hat, einst katholisch=conservative Romantiker, jederzeit einem echten Liberalismus, einem rhaften Fortschritt auf historischer Basis die Bahn frei gemacht, durch und h eine großzügige, aus dem Vollen des Talents und der Arbeit schöpfende önlichkeit.

Man vergleiche die hier mannigfach benutzten Artikel über H.: Ad. achmann's verhältnißmäßig kurze, aber gehaltreiche Skizze i. „Biograph. ahrbuch u. Dtsch. Nekrolog" II, 209/11; A. Kleinschmidt's sorgfältigen rtikel „Illustr. Ztg." Nr. 2847, S. 82 (m. Bildniß S. 81); den anonymen achruf aus Prag, „Beilage z. Allgem. Ztg.", 1898, Nr. 2, S. 7; über öfler's öffentliche Wirksamkeit bes. „N. Fr. Presse" 30. Dec. 1897, Nr. 11 980. napper Nekrolog von Joh. Friedrich, i. Sitzungsbericht. d. philos.=philol. u. r histor. Clss. der k. baier. Akad. d. Wissch., 1898 I, S. 343. — Für e Jugend, die gelehrten Anfänge und die Zeit bis c. 1858 überhaupt ist urzbach's Biograph. Lex. d. Ksrtms. Oesterr. IX (1863), S. 102—9 eine usführliche Quelle, daselbst am Schlusse eine feine anonyme Charakteristik Höfler u. die Geschichte" von 1852 citirt, S. 104 weitläufige Bibliographie s 1858. — Ausführlichst: „Mittheilungen des Vereins f. Geschichte der eutschen in Böhmen", 36. Bd., 1898, S. 381—411 (s. 261): A. Bach= ann; „Blg. z. Allg. Ztg." 1899, Nr. 8 u. 9: Vict. Bayer. Bei Ad. Hin= chsen, Das litterarische Deutschland [2], (1891), S. 585, ist ersichtlich über öfler's specialhistorische Thätigkeit besonderes Material angezogen. — Frz. rümmer, Lex. d. dtsch. Dichter u. Pros. des 19. Jahrhs. [5] II, 188 u. 518. — Viele Nekrologe in Tagesblättern. Datencontrolle alles Obigen durch oefler's einzigen Sohn.

Ludwig Fränkel.

Hofmann: Heinrich Albert H., geboren 1818, † am 19. August 1880, der Gründer der Firma A. Hofmann & Comp. (1845), die seit 1848 den laddderadatsch", ein humoristisch=satirisches Wochenblatt, das sich bald außer= entlicher Verbreitung erfreute, verlegte. Die Verlagsrichtung des Hauses ckte sich außerdem auf in= und ausländische Classiker, Prachtwerke, oristische und Jugendlitteratur. H. war der erste, der eine Ausgabe liger Classiker des In= und Auslandes auf den Büchermarkt brachte. Außer zahlreichen, weitverbreiteten humoristischen Werken von den „Gelehrten des adderadatsch", Dohm, Kalisch, Trojan, Löwenstein, und anderen Humo= m (z. B. Glaßbrenner, Kossak u. A.) verfaßt, bilden Prachtwerke mit strationen erster Meister den Hauptbestand des Verlags. Anfangs der Jahre begründete die Firma unter dem Titel „A. Hofmann's Separat= " den „Verein für deutsche Litteratur", der 1884 in die Hände von H. Paetel in Berlin überging. In der neuesten Zeit zog das Geschäft wissenschaftliche Werke in den Bereich seiner Verlagsthätigkeit, und auf Gebiete sind es besonders die von der Gesellschaft f. D. Erziehungs= Schulgeschichte durch K. Kehrbach herausgegebenen, bisher in 32 Bänden nenen Monumenta Germaniae Paedagogica, welche einen hervorragenden in der Fachlitteratur einnehmen. — Seit dem 1. Januar 1881 ist lf Emil H., der Sohn des Gründers, Alleinbesitzer der Firma.

K. F. Pfau

Hofmann: Eduard Ritter von H., Arzt und Professor der gerichtlichen Medicin in Wien, geboren zu Prag am 27. Januar 1837, † am 27. August 1897 in Abbazia, wohin er sich zur Wiederherstellung seiner Gesundheit begeben hatte, studirte und promovirte 1861 in seiner Vaterstadt, war bis 1865 Assistent an der Lehrkanzel für gerichtliche Medicin, habilitirte sich darauf als Privatdocent und war mit dem Unterricht dieses Faches in czechischer Sprache betraut, bis er 1869 einem Ruf als ordentlicher Professor der gerichtlichen Medicin und Staatsarzneikunde nach Innsbruck folgte. Diese Stellung vertauschte er 1875 mit einer gleichen in Wien, wo er bis kurz vor seinem Lebensende wirkte. 1884 wurde er durch Verleihung des Ordens der eisernen Krone in den Ritterstand erhoben. H. gehört zu den hervorragenden Gerichtsärzten des 19. Jahrhunderts. Indem er die Hülfsmittel der neueren Technik und die exacten naturwissenschaftlichen Methoden, Thierversuch und mikroscopische Untersuchung planmäßig auch für die gerichtliche Medicin verwerthete, gelang es ihm, mehrere Capitel seiner Wissenschaft, die Lehre von der Verbrennung, Strangulation, Fettwachsbildung u. a. durch wichtige Funde zu erweitern und umzugestalten. Diese, in zahlreichen Einzelveröffentlichungen niedergelegten Ergebnisse hat H. für sein Haupt- und Lebenswerk, das sehr beliebte und öfter aufgelegte, auch in fremde Sprachen übersetzte „Lehrbuch der gerichtlichen Medicin“ (1878) verwerthet.

Vgl. noch Biogr. Lex. herv. Aerzte, hsg. v. A. Hirsch u. E. Gurlt III, 250.

Pagel.

Hofmann: Franz H. war am 20. Juni 1845 zu Zdounek in Mähre
geboren. Nachdem er zu Kremsier das Gymnasium absolvirt hatte, bezog
1862 die Universität Wien, wo der talentvolle und rastlos eifrige Student, d
immerdar dem Horazischen nil sine magno vita labore dedit treu blieb, manni
fache wissenschaftliche Förderung durch seine Lehrer Arndts und Unger erfu
Nach erlangtem Doctorgrade brachte er längere Zeit in Göttingen zu und war
ihm vergönnt insbesondere zu Heinrich Thöl in nähere, persönliche Beziehung
zu treten. Im J. 1868 habilitirte er sich in Wien auf Grund einer A
handlung über das periculum beim Kaufe, für römisches Recht; nachde
1869 seine venia legendi auch auf österreichisches Privatrecht, sowie Hande
und Wechselrecht erweitert worden war, erfolgte 1871 seine Ernennung zu
außerordentlichen Professor und 1877 zum ordentlichen Professor des öst
reichischen und gemeinen Privatrechtes. Fügt man noch bei, daß sich H. 18
vermählte, ihn 1885 die Wiener Akademie der Wissenschaften zu ihrem c
respondirenden, 1890 zu ihrem wirklichen Mitglied, das Istituto di dir
Romano ihn 1888 zum Ehrenmitglied erwählte, so haben wir in kurzen Zü
seine äußeren Lebensschicksale wiedergegeben, denn wie bei den meisten Gelehr
war sein Leben wenig bewegt; es ging auf in stiller, unausgesetzter Arb
Er starb nach längerem Leiden am 25. October 1897.

H. war ein großer Gelehrter, ein Mann von eindringendem Scharfsi
voll Geist und dabei ein edler Charakter mit einem weichen, gütigen Her
dem fremdes Leid näher ging, als eigenes. Die seltene Vereinigung die
Eigenschaften in seiner Person hat ihm denn auch mancherlei Anfeindun
von Solchen gebracht, denen, nach Goethe's Worten, „das Wesen wie du b
im stillen ein ewiger Vorwurf ist“. Daß er in jungen Jahren unter d
Pseudonym Heinrich Falkland ein Bändchen lyrischer und epischer Dichtun
herausgegeben, war nur Wenigen bekannt.

Hofmann's Studien bewegten sich, in bewundernswerther Vielseitigk
auf einem überaus weiten Arbeitsgebiet; im alten wie im neuen Re
gleich bewandert hat er die allgemeinsten Fragen der Rechtswissenschaft

rt, historische Arbeiten, historische Arbeiten mit dogmatischen Zielen, Unter-
ungen über die subtilsten Fragen des modernen Rechtes vollendet und in
diesen Arbeiten, die sich mit griechischem, römischem, gemeinem und öster-
ischem Recht beschäftigen, zeigt sich dieselbe Unbefangenheit, derselbe scharfe
für die Quellen und ihre Kritik, wie für die Bedürfnisse des heutigen
tslebens, überall, bei schöner Diction, eine erstaunliche Gelehrsamkeit und
re Beherrschung des Stoffes auch in Gebieten, die einem juristischen
riftsteller sonst ferne liegen. Und überall hat H., getreu den programm-
gen Sätzen, die er in der Vorrede zu seinem ersten Werke geschrieben,
rische Forschung, Dogmengeschichte, Exegese und philosophische Betrachtung
unden, um die gestellten Probleme zu lösen.

Kurz nach der Publication seiner Arbeit über das periculum 1870 er-
nen in rascher Aufeinanderfolge die „Beiträge zur Geschichte des griechi-
und römischen Rechtes", „Ueber den Verlobungs- und Trauring", sowie
Aufsätze in der Gerichtszeitung von 1870, Nr. 9, 10 und 40 „Ueber
liche und persönliche, absolute und relative Rechte" und „Ueber das Wesen
Servituten". Ferner zwei Aufsätze zur Theorie des Pfandrechtes in
ring's Jahrbüchern X. Bd. (1871); in der Zeitschrift für Rechtsgeschichte
(1873) die drei Abhandlungen „Ueber die Zahlenspielerei in der Ein-
lung der Digesten", „Zur Beerbung der liberta", „Zum pr. Inst. de cod.
25"; ein Essay über den ersten nordischen Juristentag (Gerichtszeitung
73, Nr. 15); „Zur Lehre vom titulus und modus acquirendi und von der
a causa traditionis" 1873, eine Arbeit voll von eigenen Gedanken, die
, in seiner großen Bescheidenheit, einen Commentar und tiefere Begründung
von Arndts aufgestellten Sätze nannte. Im J. 1874 publicirte er „Die
stehungsgründe der Obligationen, insbesondere der Vertrag" und drei Auf-
im 1. Band der Grünhut'schen Zeitschrift: „Ueber die Pränotation des
ndrechts", „Zur Frage nach der Restitution einer durch Schulderlaß be-
ten dos", „Ueber den Unterhaltsanspruch des überlebenden Ehegatten nach
796 a. b. G. B." Aus den folgenden Jahren sind noch hervorzuheben:
ur Beerbung und Arrogation des libertus", „Zur Zahlenmystik Justinians",
de im 12. Band der Zeitschrift für Rechtsgeschichte; „Wesen und Wirkung
s Erbverzichtes und des Erbvertrages" (Grünhut'sche Zeitschr. III. 1876);
dwig v. Arndts" ebendas. VI. 1878; „Zur Lehre vom beneficium inven-
ii und von der separatio bonorum" ebendas. VIII. 1881; „Schenkungen
ter Gatten und Brautleuten" ebendas.; „Ueber Lebensversicherungspolizzen"
ur. Blätter 1882); „Kritische Studien im römischen Rechte" 1885; „Ver-
ndtschaft und Familie" (Vortrag in der feierlichen Sitzung der k. Akademie
r Wissenschaften) 1891; Art. „Fideicommisse" im österr. Staatswörterbuch
894. Außerdem hat H., im Verein mit L. Pfaff, den Commentar zum
terr. allg. bürg. Gesetzbuch (Wien 1877 ff. I, 1. 2; II, 1—5) und Excurse,
eilagen zum Commentar (Wien 1877 ff. I, 1—4; II, 1—3) begonnen, das
ehrbuch der Pandekten" von Arndts in 10.—14. Aufl. (1879 ff.) heraus-
geben, für die 3. Auflage des Holtzendorff'schen Rechtslexikons die Artikel
na fides, causa und (Familien-)Gewalt geschrieben und aus dem Papyrus-
atz des Erzherzogs Rainer das fragmentum de formula Fabiana edirt und
äutert. Hofmann's reiche Sprachkenntnisse ermöglichten ihm auch bei seiner
reiteten kritischen Thätigkeit (siehe Recensionen insbes. in Grünhut's
rift) zahlreiche Werke der ausländischen, insbesondere auch der skandina-
, Litteratur zu besprechen; daß seine Entdeckung des spanischen Ur-
ranges der Fideicommisse (s. Excurse, Abh. Zur Geschichte der Fideicommisse,
884) durch seine Kenntniß der spanischen Sprache wesentlich gefördert wurde,
i auch hier gelegentlich erwähnt.

Und wie H. als Schriftsteller vom römischen Recht seinen Ausgang g nommen, so hat er uns auch ein romanistisches Werk hinterlassen, das, e Meisterwerk in Inhalt und Form, ein anschauliches Bild der byzantinisch Zeit und ihrer Verlogenheit gibt, die allgemein herrschende Lehre Bluhme über die Entstehung der Digesten gründlich widerlegt und eigene, höchst a sprechende und einleuchtende Vermuthungen über die Arbeitsweise der Co pilatoren aufstellt. („Die Compilation der Digesten Justinians, Kritisc Studien von Franz Hofmann. Nach des Verfassers Tode hgg. von J. Pfaff. Hat H. einerseits eine erfolgreiche schriftstellerische Thätigkeit entwickelt, d dafür bürgt, daß sein Name unter den besten unserer juristischen Litterat immerdar ruhmvoll genannt zu werden verdient, so hat er andrerseits auch a akademischer Lehrer wie wenige verstanden, durch Wort und That bilde und veredelnd auf andere einzuwirken. Seine Vorträge, die er, sorgfält vorbereitet, doch immer erst auf dem Katheder frei sprechend gestaltete, ließ den Schüler, der ihm aufmerksam folgte, thätig mitarbeiten und eiferten z selbsteigener Forschung an; denn H. gab als wahrer Lehrer sich selbst, sei Person, seine ganze Persönlichkeit „und nicht etwa bloß das, was er von de Vorrathe seines Wissens abzugeben für gut fand“. Und so hat er denn de schönen Satz, daß „alles wahre Lehren auf Geben und Nehmen, auf vol Gegenseitigkeit und Gemeinsamkeit des Besitzes, auf persönliches Zusamme sein, auf Liebe und Freundschaft gegründet ist“ (Curtius, Alterthum un Gegenwart, S. 193) in seinen Vorlesungen bewahrheitet und eine Meng dankbarer Schüler herangebildet. Wie schmerzlich, daß ein so kostbares Lebe so frühzeitig erlöschen mußte! Doch was H. dereinst von seinem verehrte Lehrer Ludwig v. Arndts so schön gesagt hat, das gilt auch von ihm selbs „Seiner Familie und seinen Freunden ist er nun entrissen; aber ein g Theil von ihm lebt in seinen Schriften und seinen Schülern fort; und die Nachwirkung wird selbst dann nicht erlöschen, wenn die Schüler todt und d Schriften dereinst weniger gelesen sein werden. Denn auch in der Wissensch liegt eine Gemeinschaft der Geister, ein Meer, in das des Einzelnen Thäti keit mündet, um bald den Augen zu entschwinden, in Wahrheit aber für imm erhalten zu bleiben“.

Nekrolog v. L. Pfaff i. d. Wien. Gerichtsztg. 1897, Nr. 45 u. im Biog Jahrb. u. dtsch. Nekrol., hsg. v. A. Bettelheim II (1898), 157 ff. — Almanach kais. Akademie d. Wiss. 48. Jahrg., S. 256 ff.; Rede auf Frz. H. geh. a 15. Nov. 1903 bei d. Enth. der in d. Univ.-Arkaden aufgestellten Büste H v. L. Pfaff (Ztschr. f. d. Priv.- u. öff. Recht Bd. 31). J. Pfaff.

Hofmann: Konrad H., Professor der altdeutschen und altromanisch Sprache an der Münchener Hochschule, gehört zu den Männern, die an d germanische und romanische Philologie in ihrer Frühzeit herantraten, ihr gewaltigen Aufschwung miterlebten und mit ihr groß wurden. Die Vereinigun altromanischer und altgermanischer Studien, insbesondere der Nachweis d Wechselbeziehungen zwischen Deutschen und Franzosen im Mittelalter w Hofmann's Leitgedanken, für den er in Wort und Schrift eifrig wirkte. In besondere den Germanisten hielt er immer wieder die Nothwendigkeit v Augen, die mittelhochdeutsche Dichtung im engsten Anschluß an die altfran sische zu erforschen, alles Einzelne immer nur auf breitester Grundlag gleichender Litteratur- und Culturgeschichte zu betrachten.

Alberich Konrad H. wurde geboren am 14. November 1819 in der fränkischen Benedictinerabtei Banz bei Bamberg, wo sein Vater herzog Rentamtmann war. 1837 verließ er das Bamberger Lyceum mit dem zeugniß, und bezog die Münchener Hochschule, um Medicin zu studiren.

tudienjahr wandte er sich ganz zur Philologie und hörte Sanskrit,
Neupersisch, bei Maßmann und Schmeller aber germanische Vor-
Er besuchte die Universitäten Erlangen, Leipzig, Berlin, dann
ünchen und Leipzig, wo er 1848 auf Grund einer ungedruckten Ab-
über einen Upanischad promovirte. Bald aber wandte er sich aus-
dem Altdeutschen und Altfranzösischen zu. 1850 reiste er mit einem
m nach Paris und lernte das französische Mittelalter unmittelbar
Quellen kennen. Mit rastlosem Fleiß schrieb er afz. Gedichte ab und
ausgebreitete Kenntnisse auf einem damals noch schwer zugänglichen
r kehrte nach München zurück und erfreute sich der eifrigen Förderung
's, als dessen Nachfolger er 1853 ao. Professor an der Münchener
wurde. Zugleich war er Hülfsarbeiter an der kgl. Hof- und Staats-
1856 wurde er ordentlicher Professor, 1853 a.o., 1858 o. Mit-
Münchener Akademie. 1857, 58, 59 machte er mit königlicher
ung wissenschaftliche Reisen nach Paris, London, Oxford, St. Gallen
, um germanische und romanische Handschriften zu vergleichen und
ben. In seinen Vorlesungen behandelte er bis 1864 neben Ger-
nd Romanisch auch Sanskrit und Paläographie. 1869 wurde er
ich neben dem altdeutschen mit dem romanischen Lehrstuhl in München
Bis zum Sommer 1890 las er über Altdeutsch und Altfranzösisch,
uß freilich nicht mehr regelmäßig und vielfach durch Krankheit unter-
H. verheirathete sich zwei Mal, 1853 und nach sechsjähriger Wittwer-
hmals 1884. Am 30. September 1890 starb er unerwartet schnell
g bei Traunstein, wo er Landaufenthalt genommen hatte.
at sehr viel geschrieben, Ausgaben und Abhandlungen, aber noch weit
lant, als zur Ausführung kam. Sein beweglicher, unruhiger Geist
hn nur zu oft an der Vollendung bereits begonnener Arbeiten. Von
n Texten erwähne ich Amis et Amiles und Jourdain de Blaivies
Aufl. 1882; Girartz de Rossilho 1855; Primavera y flor de
1856 (mit Ferd. Wolf zusammen); Joufrois 1880 (mit Muncker);
7 (mit Vollmoeller). Unvollendet blieben eine Ausgabe der Chanson
d und von Karl's d. Gr. Pilgerfahrt. Von deutschen Texten er-
das Hildebrandslied 1850 (mit Vollmer) und Lutwin's Adam und
(mit Wilhelm Meyer). Zahlreiche textkritische und litterargeschicht-
ndlungen, so besonders über Gudrun und Nibelungenlied, veröffentlichte
Schriften der Münchener Akademie und in Fachzeitschriften. Für
lkritik war H. ganz besonders befähigt, da besaß er eine Genialität
selrathens, einen intuitiven Scharfsinn, der sich nicht lehren noch
t. Oft erlebte er die Bestätigung seiner Besserungsvorschläge durch
funde. Aber zu großen zusammenfassenden Arbeiten kam H. nicht.
inen Vorlesungen so blieb er auch in seinen Schriften mehr nur der
nreger. Was er schrieb und sprach, trug alles den Stempel seiner
chen persönlichen Eigenart, die sich immer rückhaltlos und rücksichtslos
ne geistige Anlage wahrte ihm volle Freiheit und Selbständigkeit,
schaftlichen Schulstreit sah er mit überlegenem Humor herunter. H.
ner nur durchs Beispiel, anschaulich und drastisch; wohlgeordnete,
he Darstellung liebte er nicht. Und doch schöpfte er immer aus dem
d sah vieles, was den Andern entging. Ein solcher Mann machte
nie Schule, aber er spendete aus dem reichen Schatz seines selbstän-
sens gern und freudig allen, die zu ihm kamen. So hat er auf
naniſten und Romanisten belebend und anregend gewirkt und ein
eis dankbarer Zuhörer und Schüler bewahrt noch immer diesem

höchst eigenartigen Gelehrten tief dankbares Andenken, vor allem auch d
Gedanken seines Lebens, der Vereinigung mittelhochdeutscher und altfranzö
scher Studien, deren Vernachlässigung unser Urtheil beschränkt und einsei
machen müßte.

W. Golther, Zeitschr. f. deutsche Philologie 24, 63—67. — W. He
Gedächtnißrede auf Konrad Hofmann. München 1892, Verlag der Akader
d. Wissenschaften. W. Hertz gibt ein vollständiges Verzeichniß der Schrift
u. Ausgaben. Vgl. dieselbe Rede in d. Allg. Zeitung 1892, Beil. Nr. 8

Wolfgang Golther.

Hohenbühel: Ludwig Ritter von H.-Heufler zu Rasen und P
donegg, österreichischer Staatsbeamter, Botaniker, staatswissenschaftlicher Schri
steller und Dichter; geboren zu Innsbruck am 26. August 1817, † bei H
in Tirol am 8. Juni 1885. Vorgebildet auf dem Gymnasium und Lyceu
in Klagenfurt, studirte H. zuerst von 1835—1837 in Innsbruck, darauf
Wien Jura und Cameralia und trat nach beendetem Studium 1842 in d
Staatsdienst ein. Zunächst in Trient angestellt, durchlief er in glänzend
Carrière die Staffeln seiner amtlichen Laufbahn, kam 1843 in das öste
reichisch-illyrische Küstenland und wurde 1846 Kreiscommissar für Istrie
Im Jahre 1849 trat er auf Veranlassung des Ministers Bruck in da
Handelsministerium und noch in demselben Jahre als Secretär in das Mi
nisterium für Cultus und Unterricht. Nachdem er 1853 zum Sectionsrat
befördert worden war, ernannte ihn der Kaiser 1857 zu seinem wirkliche
Kämmerer und erhob ihn 1865 unter dem Namen „von Hohenbühel genann
Heufler zu Rasen" in den Freiherrnstand. In seinen wissenschaftlichen Publi
cationen schrieb er sich Hohenbühel-Heufler. 1871 wurde H. zum Präsidenten
der statistischen Centralcommission mit dem Titel und Range eines Sections
chefs ernannt, wurde jedoch schon 1873 genöthigt in den Ruhestand zu trete
da sich mit Beginn der siebziger Jahre die Anzeichen einer geistigen Störun
bemerkbar gemacht hatten. Zwar trat nach dem Besuche einer Heilanstal
vorübergehende Besserung ein, doch brach Mitte der achtziger Jahre die
Krankheit mit erneuter Heftigkeit wieder aus und führte zu einem schnellen
Tode auf seiner Besitzung Altenzoll bei Hall in Tirol im 68. Jahre sein
Lebens (1885).

H. war eine geistig hoch veranlagte Persönlichkeit von vielseitigen Kenn
nissen. Seine umfassende litterarische Thätigkeit bewegte sich auf dem Gebie
der Geographie, Statistik, Politik, Geschichte, Genealogie, Heraldik, Poesie u
nicht zuletzt der Botanik, und in dieser wiederum vorzugsweise auf dem Fe
der Kryptogamenkunde. Ein Verzeichniß seiner, das österreichische Küstenla
betreffenden botanischen Schriften findet sich in der unten angegebenen Bibl
grafia Botanica; seine sämmtlichen Druckschriften, nach der Zeit des E
scheinens geordnet und bis Ende 1855 fortgeführt, sind aufgezählt mit Ti
angabe und Publicationsort in einem 1855 in Wien bei Leopold Grund
schienenen Sonderabdruck.

Die Neigung zur Botanik entwickelte sich in H. schon auf dem Gymnasi
angeregt durch seinen Lehrer, den verdienten Floristen Friedrich Kokeil,
wurde genährt durch vielfache Ausflüge in die Berge Tirols und der be
barten Provinzen. Auf einer Reise nach München 1836 lernte er den
niker Otto Sendtner (s. A. D. B. XXXIV, 7) kennen, der sein In
für pflanzengeographische und kryptogamische Studien weckte und mit d
bis zu dessen frühzeitigem Tode im J. 1859 in Freundschaft verbunden
Die nächste Folge war die Erforschung der Laubmoose der Innsbrucker G
Später, während seines Aufenthaltes in Wien faßte H. den Plan, mit s

ndsmanne und Studiengenossen, dem Geologen Dr. Stotter, eine natur-
senschaftliche Erforschung Tirols anzubahnen. Es erschien denn auch eine
einsame Arbeit beider Autoren unter dem Titel: „Geognostisch-botanische
merkungen auf einer Reise durch Oetzthal und Schnals" (Zeitschrift des
rdinandeums für Tirol und Vorarlberg, VI. Band. Innsbruck 1840).
einer Bearbeitung der Tiroler Flora aus Hohenbühel's Feder kam es aber
ht. Er überließ vielmehr bei seiner Uebersiedlung nach Triest seine schrift-
en Materialien mit Ausschluß der kryptogamischen Abtheilung dem Natur-
scher Franz v. Hausmann in Bozen, der sie in seiner 1851—1854 in
nsbruck erschienenen vortrefflichen „Flora von Tirol", welche die Gefäß-
anzen des Landes umfaßt, verwerthete. Sein reichhaltiges Herbarium
oler Pflanzen, abgesehen von den Zellenpflanzen, überwies H. öffentlichen
terländischen Instituten, dem Gymnasium in Bozen, dem zoologisch-botani-
en Verein und dem Tiroler Nationalmuseum, dem Ferdinandeum als Ge-
enk. Für das letztere erwies sich Hohenbühel's Aufenthalt in Wien über-
upt von großem Nutzen. Das Herbar des Museums, welches bisher nur
s einzelnen kleineren Sammlungen bestanden hatte, wurde in zwei Haupt-
ile, ein allgemeines und ein tirolisches eingetheilt, wobei H. allein es in
ei Jahren zu Stande brachte, den Bestand der Sammlungen von 4000 auf
000 Nummern zu erhöhen. Gleichzeitig fing man damit an, unter Zu-
mmenwirken mehrerer tiroler Botaniker von der Landesflora 13 gleiche
ammlungen aufzustellen, von denen 12 zur tauschweisen Versendung an die
deutendsten botanischen Museen Europas kamen. Daß H. bei seiner gründ-
hen Sach- und Litteraturkenntniß zur Herausgabe einer großen Krypto-
menflora seines Heimathlandes wohl geeignet gewesen wäre, unterliegt keinem
veifel. Seine amtliche Thätigkeit aber, sowie die unheilvolle Krankheit der
zten Jahre hatten ihn an der Ausführung gehindert. Sein Kryptogamen-
rbar war seiner Zeit wol die reichhaltigste Privatsammlung dieser Art,
lche existirte, da sie nahezu 3500 Arten, d. h. mehr als die Hälfte aller in
r großen Rabenhorst'schen Flora beschriebenen Species enthielt. In seinen
tanischen Schriften verband H. Schärfe der Beobachtung mit gutem kriti-
em Urtheil.

Ascherson, Bericht d. Deutschen Botan. Gesellsch. 1885, Bd. III, H. 11.
— Wurzbach, Biogr. Lexikon Bd. VIII. 1862. — Reissek, Oesterr. botan.
Zeitschr. 1868. — Marchesetti, Bibliografia Botanica, Trieste 1895.

E. Wunschmann.

Wie oben angedeutet wurde ist Ludwig Freiherr v. Hohenbühel auch auf
deren Gebieten als Schriftsteller und zwar mit Erfolg aufgetreten, namentlich
ine staatswissenschaftlich-statistischen Werke und die seinem Heimathlande
Tirol gewidmeten Arbeiten verdienen volle Aufmerksamkeit. In dem Werke
Oesterreich und seine Kronländer" (Wien 1854—56) schildert er die Ge-
sammtmonarchie in ihren wesentlichen geographisch-statistischen und topographi-
schen Beziehungen. Im J. 1853 gab er „Italienische Briefe", im J. 1854
onym „Historisch-politische Studien und kritische Fragmente aus den Jahren
1848—1853 von einem Tiroler" heraus. Nachdem ebenfalls schon 1853
Fragmente über das Unterrichtswesen" erschienen waren, folgten 1861 die
Beiträge zur Geschichte des Unterrichtswesens in Oesterreich" enthaltend
ie Reform der österr. Volksschulbücher. 2. Die öffentlichen Unterrichts-
otheken Oesterreichs. — Von den Schriften, welche sich mit Tirol beschäf-
, sind die an verschiedenen Orten veröffentlichten und auch in Separat-
cken erschienenen „Untersuchungen über den tirolischen Ortsnamen Igls"
2), „Die Holzschnitte der Handschrift des Heilthumbüchleins im Pfarr-

archive zu Hall in Tirol" (1884), sowie die „Kurze Geschichte des Ansitz Taschenlehne bei Hall" (1876) und „Beiträge zur Kunde Tirols" (1885) z nennen. — Was Hohenbühel's Begabung als Dichter betrifft, so verstand e es in der Form des kurzen Epigramms seinen Gedanken über äußere Gegen stände hübschen poetischen Ausdruck zu geben, wobei er namentlich auch wiede Gegenstände, Flüsse, Ortschaften und Anderes aus seiner engeren Heimat zum Vorwurfe nahm. Hievon legen die Sammlungen dieser epigrammatische Stücke: „Auf den Mai. Sinngedichte" (1879), „Die Flüsse Tirols" un „Hall am Inn" (1882), sowie das Büchlein: „Mein Idyll" schönes Zeugniß ab

Brümmer, Lexikon d. dtsch. Dichter u. Pros. d. 19. Jhs. Lpz., Bd. 2 — Leimbach, D. dtsch. Dichter d. Neuzeit u. Gegenw. Kassel 1886, Bd. 4

A. Schlossar.

Hohenburg: Berthold, Titularmarkgraf von Vohburg-Hohenburg stammte väterlicherseits von Dipold V. aus dem Hause der Dipoldinger, welch ehedem die Markgrafschaft auf dem Nordgau innegehabt und sich meist nac ihrer Besitzung Vohburg bei Ingolstadt benannt hatten, mütterlicherseits vo Mathilde aus dem Hause der Grafen von Wasserburg, welche aus ihrer erste Ehe Anrechte auf Hohenburg mitbrachte; seitdem nannte sich die Familie auc nach dieser Nordgauer Herrschaft. Das Geburtsjahr ist unbekannt.

Familientraditionen und geringer Güterbesitz wiesen den jungen Berthol früh auf kaiserliche Dienste, 1232 begegnet er zuerst in der Umgebung Fried rich's II. Im Dienste des Kaisers, namentlich während der Kämpfe gege Lombarden und Curie, erwarb er sich in Sicilien ausgedehnte Lehen und hoh Aemter, schwang sich zum Führer der Deutschen im Königreiche empor, gewann di Hand einer italienischen Prinzessin, der Cousine der Bianca Lancia. Sterben empfahl der Kaiser den jungen Manfred, den Sohn der Bianca Lancia, de Obhut seines Verwandten. In der That dankte es Manfred wol in erste Linie dem deutschen Capitän, daß der Aufstand, den im Frühjahre 1251 di päpstliche Agitation in Verbindung mit einer deutschfeindlichen Bewegung de Guelfen im Königreiche hervorrief, schon im Herbst desselben Jahres als ge scheitert gelten konnte. Nach der Ankunft Konrad's IV. vollends war Berthol der erste Vertrauensmann des Königs. Ihm, nicht Manfred, übertrug auch vor seinem Tode für die Dauer der Minderjährigkeit seines Sohn Konradin die Regentschaft in Sicilien.

Damit hatte Markgraf Berthold die höchste ihm erreichbare Ehrenstu erklommen, aber unter Verhältnissen, die eine Katastrophe in nur allzu nah Zeit befürchten ließen. Schon vor der Ankunft Konrad's IV. hatte die B gehrlichkeit des Hauses Lancia eine Entfremdung zwischen Manfred und Ber hold und damit eine Spaltung in der staufischen Partei hervorgerufen, Kon hatte durch seine Politik diese Feindschaft noch verschärft; so war zum Geg satz zwischen Guelfen und Ghibellinen auch noch der Gegensatz zwischen legitimen und illegitimen Linie des staufischen Hauses gekommen. Noch E August 1254 verband sich Manfred mit den Guelfen und erzwang unter D Eindruck einer bevorstehenden päpstlichen Invasion und des fälschlich a gesprengten Gerüchtes vom Tode Konradin's den Rücktritt des Markgra von der Regentschaft. Berthold suchte jetzt Fühlung mit der Curie, we Manfred's Unternehmen gefördert hatte, sich aber von diesem um den Pr ihrer Hülfe betrogen sah. Während aber Berthold mit der Curie unterhand untergräbt Manfred, berathen von seinem genialen Oheim Galvano Lanc im Rücken seine Stellung. Die Feldzüge, welche Berthold in den Jahren 12 und 1255 im Bunde mit Innocenz IV. und dessen Nachfolger Alexander I gegen Manfred unternahm, endigten mit Niederlagen. Berthold wurde

. 1256 sammt seinen Brüdern von den Anhängern Manfred's zum Tode
erurtheilt, von Manfred scheinbar begnadigt, um aber noch im nämlichen
ahre mit seinen Brüdern im Kerker zu enden, vermuthlich gewaltsam.
n ihre Besitzungen und Würden theilten sich Mitglieder des Hauses Lancia.
anfred selbst ließ sich im J. 1258 zum König krönen; das in Umlauf ge-
tzte Gerücht vom Tode Konradin's mußte ihm jetzt dieselben Dienste thun,
ie beim Staatsstreich vom August 1254. Manfred hatte aber nicht bloß
en Erfolg auf seiner Seite, bis in die neueste Zeit hinein galt Berthold dank
iner unkritischen Verwerthung der Tendenzschrift Jamsilla's als Verräther,
ar dagegen Manfred umgeben mit der Gloriole des letzten großen Vertreters
es staufischen Hauses, der unter den schwersten Opfern die Sache seines
effen Konradin aufrecht erhalten und zuletzt nur im Drange der Verhält-
isse, um die Krone Sicilien seinem Hause zu retten, an Stelle des politisch
tten Kindes die Regierung ergriffen hätte. In Wirklichkeit war schon der
taatsstreich Manfred's vom August 1254 nur die Einleitung zu einem groß-
rtig angelegten Intriguenspiel, das mit der Entthronung Konradin's schloß,
ar der letzte Vorkämpfer der deutschen Herrschaft und der legitimen Linie des
aufischen Hauses Markgraf Berthold von Hohenburg. Nicht bloß die Rettung
iner Stellung im Königreiche, das Interesse des rechtmäßigen Königs selbst
rieben ihm den Bund mit der Curie vor. Schon mit der Niederlage Bert-
old's, nicht erst mit der Niederlage Konradin's bei Tagliacozzo brach die
utsche Herrschaft im Königreiche Sicilien zusammen.

Als eine innerlich reiche, liebenswürdige Natur, der mitten in einer rast-
sen diplomatischen und militärischen Thätigkeit der Sinn für zartes Ge-
üthsleben, die Empfänglichkeit für die Atmosphäre geistiger Cultur geblieben
, verräth sich Markgraf Berthold in den wenigen Minneliedern, die sich von
m erhalten haben; denn er, nicht der Vater Dipold V. ist der markgräfliche
innesänger von Hohenburg in der Weingartner Handschrift.

Vgl. Doeberl, Berthold von Vohburg-Hohenburg, der letzte Vorkämpfer
der deutschen Herrschaft im Königreich Sicilien (Deutsche Zeitschrift für
Geschichtswissenschaft Bd. XII und die daselbst angeführte Litteratur).

M. Doeberl.

Hohenlohe: Franz Karl Fürst v. H.-Waldenburg-Schillings-
fürst, Weihbischof von Augsburg, geboren am 27. November 1745, † am
. October 1819. Schon in sehr jungen Jahren wurde er Kanonikus des
rstlichen Stifts Ellwangen (vergleiche „Moderna Ecclesia Augustensis“,
ugsburg 1762, wo er als solcher an drittletzter Stelle aufgeführt ist);
ecan desselben und Domcapitular von Köln, Wien und Straßburg war
r, als er am 7. Juni 1802 von Clemens Wenzeslaus, dem Kurfürsten von
rier und Bischof von Augsburg, zum Domcapitular in Augsburg ernannt
urde. (Ernennungsdecret im bischöflichen Ordinariatsarchiv zu Augsburg.
Als Kanonikus von Wien wird er nur hier und in der „Propositio ecclesiae
Tempen. i. p. i.“, Romae 1802, bezeichnet; überall sonst, auch in den Augs-
burger Schematismen, fehlt diese Angabe. Unrichtig ist die bei Neher, daß
r Domdecan von Augsburg gewesen sei.) Durch päpstliches Breve vom
17. Juli 1802 wurde er zum Bischof von Tempe in Thessalien i. p. i. und
eihbischof von Augsburg ernannt, vorläufig mit dem Titel eines „episcopus
liaris“, solange der derzeitige Suffraganbischof, der altersschwache Dom-
t Joh. Nep. Freiherr v. Ungelder noch lebte. Erst mit dessen Tode, der
1802 erfolgte, rückte H. in die ordnungsmäßige Stellung des Suffragans
Zum Bischof consecrirt wurde er am 15. September 1802 durch Clemens
zeslaus in der Pfarrkirche zu Oberdorf unter Assistenz der Aebte von

Irsee und Füssen. Als nach dem Tode von Clemens Wenzeslaus 1812 Köni Friedrich von Württemberg das Generalvicariat in Ellwangen errichtete, de bis zur definitiven Ordnung der kirchlichen Verhältnisse der Katholiken i Königreich Württemberg die bisher zur Diöcese Augsburg gehörigen Katholike desselben untergeordnet sein sollten, wurde H. zum Generalvicar auserseher Derselbe trug anfangs großes Bedenken, die Verwaltung des einseitig dur die Staatsgewalt geschaffenen Generalvicariats zu übernehmen, für das di päpstliche Bestätigung infolge der fortdauernden französischen Gefangenschaf des Papstes nicht erfolgen konnte, glaubte sich aber dabei beruhigen zu könne als der Fürstprimas v. Dalberg als Metropolit die Genehmigung ertheilt Gleichzeitig mit dem Generalvicariat wurde für die Studirenden der katho lischen Theologie in Württemberg 1812 eine katholische Landesuniversität und ei Priesterseminar in Ellwangen errichtet. H. residirte in den Jahren 1813 bi 1817 in Ellwangen und kam während dieser Zeit nicht nach Augsburg, un dort Pontificalhandlungen vorzunehmen. 1814—15 weilte hier sein Nef Fürst Alexander v. Hohenlohe, der spätere Bischof von Sardika, als Studirende der Theologie bei ihm. 1814 wurde auch der bisherige württembergische An theil des Bisthums Würzburg mit dem Generalvicariat Ellwangen vereinig Durch Breve vom 21. März 1816 bestätigte Pius VII. die Errichtung de Generalvicariats und erklärte die von H. inzwischen vorgenommenen kirchliche Acte für gültig. Dem Generalvicar wurde Johann Baptist v. Keller, de nachmalige erste Bischof von Rottenburg, der für die württembergische Re gierung die Verhandlungen in Rom geführt hatte und hier vom Papste selb zum Bischof von Evara i. p. i. geweiht wurde, als Provicar an die Sei gegeben. 1817 zog sich H. wieder nach Augsburg zurück und trat dort i Mai dieses Jahres seine Functionen als Weihbischof von Augsburg wied an, während er die Leitung der Geschäfte in Ellwangen dem Provicar übe ließ. Ende desselben Jahres wurden das Generalvicariat und das Priest seminar nach Rottenburg verlegt, die katholische Universität als katholi theologische Facultät der Universität Tübingen eingegliedert. 1818 wurde zum Bischof von Augsburg erwählt und präconisirt; er starb aber vor Besitznahme am 9. October 1819 an Entkräftung nach achttägiger Krank im 74. Lebensjahre; er wurde in der Augsburger Domkirche vor dem A gange zum Ostchor begraben.

Die genaueren biographischen Daten, soweit sie festzustellen wa verdanke ich der gütigen Mittheilung des Herrn bischöflichen Archivars R müller in Augsburg. — Zur Geschichte des Generalvicariates in Ellwan vgl. besonders J. v. Longner, Beiträge zur Geschichte der oberrheinisc Kirchenprovinz (Tübingen 1863), S. 362—394. Vgl. auch Funk, katho. Landesuniversität Ellwangen und ihre Verlegung nach Tübin (Tübingen 1889), S. 6 ff., 26 f. — Neher, Statistischer Personal-Kata des Bisthums Rottenburg (Schwäbisch-Gmünd 1878), S. 7.

Lauchert.

Hohenlohe: Fürst Friedrich Karl zu H.-Waldenburg. Er als der erstgeborene Sohn des Fürsten Karl Albrecht zu H.-W. und Fürstin Leopoldine, geborenen Prinzessin zu Fürstenberg, am 5. Mai 18 zu Stuttgart geboren. Nach dem Austritt des Vaters aus dem württe bergischen Militärdienst zogen die Eltern nach Donaueschingen zu dem Bru der Fürstin, dem Fürsten Karl Egon zu Fürstenberg. Dort absolvirte junge Prinz 1823—28 das Gymnasium und studirte sodann 1829—31 a der Akademie zu Genf, 1831—33 auf den Universitäten zu Heidelberg u Tübingen. Im October 1833 trat er in den österreichischen Kriegsdienst a

ieutenant bei den Kaiser-Nikolaus-Husaren zu Pardubitz in Böhmen, ging doch zum diplomatischen Dienst über und war von 1835—37 Militärattaché r österreichischen Gesandtschaft zu Petersburg. Im Herbst 1837 nahm er f das persönliche Anerbieten des Kaisers Nikolaus I. russische Dienste als lügeladjutant desselben; im J. 1838 machte er zwei Feldzüge gegen die scherkessen im Kaukasus mit und erhielt vom Kaiser für seine Tapferkeit nen goldenen Ehrensäbel. Am 26. Decbr. 1839 übernahm er die Standes-rrschaft Hohenlohe-Waldenburg, die sein Vater ihm freiwillig abgetreten tte; ein Jahr darauf vermählte er sich mit der Prinzessin Therese Amalie Hohenlohe-Schillingsfürst, seiner Cousine, mit der er in überaus glücklicher, it sieben Söhnen und zwei Töchtern gesegneter Ehe lebte. Seinen dauernden ufenthalt nahm er im Schlosse zu Kupferzell, das im württembergischen beramt Oehringen eine Stunde nördlich von dem Bergschlosse Waldenburg der hohenlohischen Ebene bei dem Marktflecken gleichen Namens gelegen ist, nd stattete es zu einem behaglichen Wohnsitz mit schönem, großem Garten aus. ie stürmische Zeit der Jahre 1848—49 verbrachte er zu Brüssel. 1850 urde er zum russischen General à la suite ernannt und verweilte als solcher ährend des Krimkriegs 1854 in Petersburg. Bei der Krönung des Kaisers lexander II. wurde er Generaladjutant, 1864 Generallieutenant. Die letzten ahrzehnte seines Lebens verbrachte er ganz in Kupferzell und starb daselbst ach langer schwerer Krankheit am 26. December 1884, wegen seines geraden, ...en Charakters, seiner Rechtlichkeit und Leutseligkeit allgemein hochgeehrt.

Im J. 1857 war die treffliche Arbeit des hohenlohischen Domänen-directors Joseph Albrecht über die hohenlohischen Siegel im Mittelalter erschienen; durch das Interesse für diese von ihm sehr geförderte Publication angeregt widmete seitdem der Fürst alle seine verfügbare Zeit der Siegel- und Wappenkunde, mit solchem Erfolg, daß er als der Begründer der modernen Sphragistik bezeichnet werden kann. Diese Wissenschaften waren damals fast ganz in den Händen von Dilettanten; er ging darum vor allem darauf aus, durch streng wissenschaftliche Arbeiten dieselben wieder auf wissenschaftliche Höhe zu bringen und sie auf Grund der Wappenbilder zu einem streng logischen Systeme auszubauen. Er hielt es bei dem damaligen Stand der Sphragistik und Heraldik noch nicht für möglich, umfassende Werke über diese Wissenschaften zu schreiben, und legte darum seine Forschungen in zahlreichen Monographien nieder, die er in dem von Albrecht herausgegebenen Archiv für hohenlohische Geschichte, in der Zeitschrift des historischen Vereins für das württembergische Franken, in den württembergischen Vierteljahrsheften für Landesgeschichte, in der Münchener archivalischen Zeitschrift, im Correspondenzblatt des Gesammtvereins der deutschen Geschichts- und Alterthumsvereine, im Anzeiger des germanischen Museums zu Nürnberg, in den Jahrbüchern des heraldisch-genealogischen Vereins Adler in Wien, im Organe des heraldischen Vereins Herold in Berlin u. a., sowie in manchen Sonderpublicationen veröffentlicht hat. Im J. 1857 schrieb er die Einleitung zu Albrecht's Beschreibung der hohenlohischen Siegel im Archiv für hohenlohische Geschichte 1859, ebendaselbst eine Abhandlung über das Wappen seines Geschlechts. Dann folgten 1860: „Zur Geschichte des Fürstenbergischen Wappens", 1861 „Das Wappen der Reichsschenken von Limpurg", 1862 „Ueber die Siegel der Pfalzgrafen von Tübingen", 1864 „Der sächsische Rautenkranz", 1866 „Die deutschen Farben", 1867 „Das heraldische Pelzwerk"; in letzterer Abhandlung führte er den für die Theorie der Heraldik besonders bedeutungsvollen Nachweis, daß die seither als Eisenhütlein blasonirte Figur thatsächlich die heraldische Darstellung des Pelzwerks sei. Weiter erschienen: „Ueber den Gebrauch der heraldischen Helm-

zierden im Mittelalter" 1868, „Zur Geschichte des heraldischen Doppeladlers 1871, „Sphragistisches System zur Classifikation alter Siegel nach ihren vie verschiedenen Haupttypen" 1877, „Die Linde in der Heraldik, in der Sphra gistik und als Ornament" 1878, „Ueber Siegelcarenz" 1882, „Ueber gemein same Siegel" 1883, u. A. Im J. 1863 hatte er das leider nicht vollständi gewordene sphragistische Album begonnen, das mittelalterliche Siegel gegen wärtig noch blühender Geschlechter des deutschen hohen Adels enthält. Di im Anzeiger zur Kunde der deutschen Vorzeit 1866 ff. besprochenen Wappe sammelte er 1882 in seinen Sphragistischen Aphorismen. In allen diese Abhandlungen suchte er durch scharfe logische Begriffsbestimmung, durch kritisch Untersuchung und sorgfältige Vergleichung zahlloser mittelalterlicher Siegel zu möglichst gesicherten Aufstellungen zu gelangen. Viel Verdienste erwarb er sich auch durch seine Theilnahme an verschiedenen historischen Vereinen, sowie durch Anregung und Förderung wissenschaftlicher Werke, so des schon genannten Archivs für hohenlohische Geschichte (I 1, 1857. I 2, 1860. II, 1870), der Geschichte des Hauses Hohenlohe von Fischer (1866—1871), der Abhandlung über die hohenlohischen Münzen von Erbstein 1880, u. a.; ebenso trat er er folgreich ein für die Veröffentlichung der Züricher Wappenrolle (1858), des wichtigsten aller heraldischen Quellenwerke.

Baumann, Fürst Friedrich Carl Joseph zu Hohenlohe-Waldenburg-Schillingsfürst: Schriften des Vereins f. Geschichte und Naturgeschichte der Baar und der angrenzenden Landestheile in Donaueschingen V. 1885. S. 155—158. — G. A. Seyler, Geschichte der Heraldik (Siebmacher's großes und allgemeines Wappenbuch, Band A). 1885—89, S. 756—759.

Karl Weller.

Hohenlohe: Kraft Prinz zu H.-Ingelfingen, königlich preußischer General der Artillerie, geboren am 2. Januar 1827 zu Koschentin in Ober schlesien, ein Sohn des am 24. April 1873 gestorbenen Prinzen Adolf, welcher im Jahre 1862 kurze Zeit preußischer Ministerpräsident war, und einer ge borenen Prinzessin zu H.-Langenburg, ein Enkel des Fürsten Friedrich Ludwig (A. D. B. XII, 685), der 1806 bei Prenzlau capitulirte. Sein Vater hatte sich die Verpflichtung auferlegt, die vom Fürsten Friedrich Ludwig während der napoleonischen Zeit und der Befreiungskriege gemachten Schulden zu bezahlen, sein Haushalt wurde daher mit äußerster Einschränkung, unter Verzicht auf jegliche Annehmlichkeit des Lebens, geführt; die Erziehung der Kinder war hart und streng. Prinz Kraft sollte Officier werden. Sein Vater bestimmte ihn, mit Rücksicht auf die Kosten, für die Artillerie, eine damals als minderwerthig angesehene Waffe, für die auch der Sohn wenig Neigung hatte. Aber Widerrede gab es nicht. Ein militärischer Privatlehrer bereitete ihn für die Prüfung vor, die er, nachdem er am 24. April 1845 als Secondlieutenant der Garde-Artilleriebrigade aggregirt war, am 24. Juni 1845 mit Erfolg ablegte. Im Winter 1845/46 besuchte er die vereinigte Artillerie- und Ingenieurschule. In der sich anschließenden Prüfung zum Artillerieofficier zeigte er so gute Kenntnisse, daß ihm des Königs Belobigung zu theil ward und daß Friedrich Wilhelm IV. ihm den zu jener Zeit noch nicht umgestalteten Johanniter-Orden verlieh. In den Kreisen der Artillerie war er von mancher Seite mit Vor urtheilen aufgenommen; man zweifelte vielfach, daß er sich mit Ernst dem Dienst widmen werde und fürchtete, daß seine Herkunft dazu dienen solle, ihn auf Kosten der Kameraden in seiner Laufbahn zu fördern. Er aber war fest ent schlossen, seine Erfolge nur Leistungen danken zu wollen. Daher widmete er sich mit größtem Ernst und Eifer seinen dienstlichen Pflichten. Aber auch außerhalb dieses beschränkten Kreises arbeitete er an seiner militärischen Aus

dung. Die Straßenkämpfe in Berlin, seinem Standorte, denen er beiwohnte, ben ihm keine Gelegenheit zu thatsächlicher Betheiligung, führten ihn aber manche schwierige Lagen, aus denen er sich mit vielem Geschicke befreite; ein mmando zur Artillerie-Prüfungscommission im Jahre 1849 und die obilmachung vom Herbste 1850 trugen viel zur Erweiterung seiner Dienst- intnisse bei. Dann besuchte er von 1851—1853 die Allgemeine Kriegsschule t Kriegsakademie). Sein Abgangszeugniß wies in elf Fächern besondere lobungen auf. Inzwischen zum Premierlieutenant aufgerückt kehrte er nun kurze Zeit in den Frontdienst zurück bis er im Juni 1854 zur Gesandt- aft in Wien commandirt wurde. Seine dortige Bestimmung faßte er sehr nst auf. Es gelang ihm während des Krimkrieges, werthvolle Berichte er die österreichische Armee zu erstatten, seine Leistungen wurden durch die förderung zum Hauptmann im Generalstabe anerkannt und am 8. Januar 56 ernannte König Friedrich Wilhelm IV. ihn zu seinem Flügeladjutanten. aneben blieb er in steter Fühlung mit der Armee und insonderheit mit der mals besonders wichtigen Entwickelung seiner Ursprungswaffe. Durch rträge in der Militärischen Gesellschaft, die durch den Druck veröffentlicht urden, trug er dazu bei. Im Jahre 1864 durfte er in Wrangel's Haupt- artiere den Anfängen des Krieges gegen Dänemark beiwohnen. Am . Juni 1864 schied er, seit 1858 Major, seit 1861 Oberstlieutenant, durch Ernennung zum Commandeur des Garde-Feldartillerieregiments aus der tellung als Flügeladjutant, in der er auch unter König Wilhelm I. ver- lieben war. Das Regiment entstand damals durch die Theilung des Garde- Artillerieregiments in ein Feld- und ein Festungsregiment. Der erste Com- mandeur widmete sich seiner Aufgabe mit ebensoviel Eifer und Verständniß it Erfolg und förderte es auf eine hohe Stufe der Ausbildung.

Die Kriegsgliederung für den Kampf vom Jahre 1866 wies das Regiment rschiedenen Heerestheilen zu; Prinz H., 1865 zum Oberst aufgerückt, erhielt das ommando der Reserveartillerie des Gardecorps, welche aus nur 5 Batterien und en Munitionscolonnen bestand. Die für Hohenlohe's Kriegsthätigkeit getroffenen nordnungen waren Folge einer Verwendung der Waffe, die seinen Ansichten rchaus zuwiderlief. Die ihm zugewiesene Rolle machte eine Betheiligung n den Einmarschkämpfen unmöglich, dagegen hatte er seinem energischen Ver- langen nach Gefechtsthätigkeit zu danken, daß er am 3. Juli, dem Tage von Königgrätz, in den Gang der Schlacht mit Erfolg eingreifen und bei der Ent- scheidung wirksam mit helfen konnte. Im Anschlusse an die 1. Garde-Infanterie- division vorgehend und ihren Anmarsch kräftig unterstützend, trug er wesentlich zum Gelingen des ausschlaggebenden Angriffes auf die Mitte der österreichischen Stellung bei. Eine Contusionierung durch einen Granatsplitter am Oberschenkel hielt ihn nicht ab bis zum Abend im Sattel zu bleiben. Die gewonnenen Kriegserfahrungen verwerthete er in der nachfolgenden Friedenszeit nicht nur für die Ausbildung seines Regiments, sondern er machte sie für die Waffe überhaupt und für die ganze Armee durch später gedruckte Vorträge und durch die ihm aufgetragene Bearbeitung von Dienstvorschriften und Gutachten nutzbar. Die am 22. März 1868 erfolgte Beförderung zum Generalmajor und zum Commandeur der Garde-Artilleriebrigade erweiterte seinen Wirkungskreis.

In dieser Stellung rückte er im Jahre 1870 zum Kriege gegen Frank- reich in das Feld. Am 18. August kam er bei dem blutigen Ringen um Saint- Marie-aux-Chênes und um Saint-Privat zum ersten, am 1. September bei Sedan zum zweiten Male ins Feuer, an beiden Tagen ergriff er die Gelegen- heit den Massenangriff und die bewußte Feuerleitung, für die er im Frieden mit Nachdruck eingetreten war, dem Feinde gegenüber zur Geltung zu bringen.

Die nächste große Aufgabe, zu deren Lösung er am 23. December berufen wurde, war die obere Leitung des Artillerieangriffes auf Paris, welcher am 28. Januar 1871 zur Capitulation der Stadt führte.

Nach der Heimkehr wurde er am 21. September 1871 zum Inspecteur der 2. Artillerie-Inspection ernannt. Bald darauf trat General v. Podbielski (A. D. B. XXVI, 339), ein Cavallerist, an die Spitze der Waffe, und es erfolgte deren Scheidung in Feld- und Fußartillerie. Prinz H. hatte sich als Mitglied des General-Artilleriecomités gegen die Anordnung ausgesprochen. Am 23. Januar 1873 wurde er zum Commandeur der 12. Division in Neisse, am 22. März d. J. zum Generallieutenant befördert. Als nach Podbielski's am 31. October 1879 erfolgtem Tode der jüngere General v. Bülow (siehe A. D. B. XLVII, 358) zum Generalinspecteur und damit zum Vorsitzenden des General-Artilleriecomités ernannt war, erbat und erhielt der Prinz am 28. November d. J. den Abschied. Er verlegte nun seinen Wohnsitz nach Dresden. Auch nach dem Ausscheiden blieb er mit der Feder thätig. Damals entstanden Arbeiten, die sich auch mit anderen Waffen beschäftigten, während die früheren lediglich artilleristische Stoffe zum Gegenstande gehabt hatten. Es waren militärische Briefe über Cavallerie, Infanterie und Feldartillerie sowie strategische Briefe und Gespräche über Reiterei; alle fanden Anerkennung und weite Verbreitung. Am 22. März 1883 hatte er den Charakter als General der Infanterie erhalten, sechs Jahre später verlieh ihm Kaiser Wilhelm II. den Diensttitel als General der Artillerie. Am 16. Januar 1892 machte der Tod seinen längeren Leiden ein Ende. — Im Jahre 1880 schloß Prinz H. eine morganatische Ehe mit Fräulein Luise Thiem, welcher durch Diplom vom 19. September d. J. der Name einer Frau von Lobenhausen beigelegt wurde; die Ehe war kinderlos, doch hatten die Gatten eine Adoptivtochter.

Die Dresdener Muße hatte der Prinz auch zum Niederschreiben von Aufzeichnungen verwendet, von denen der die Zeit von 1848—1856 umfassende, im Jahre 1897 unter dem Titel „Aus meinem Leben“ von General von Teichmann veröffentlichte erste Band durch den Freimuth des von großem Selbstgefühle des Verfassers zeugenden Inhaltes mannigfach verletzte und so vielseitigen Widerspruch hervorrief, daß die Herausgabe einer Fortsetzung bis jetzt unterblieben ist. Einer den Aufzeichnungen vorangestellten Lebensskizze ist ein Verzeichniß der zahlreichen Schriften des Prinzen beigefügt.

B. v. Poten.

Hölder: Julius (von) H., württembergischer Volksmann und Minister, ist am 24. März 1819 in Stuttgart als Sohn des nachmaligen Directors im Kriegsministerium Eberhard Ludwig H., eines sehr conservativen Mannes, geboren. Schon auf dem Stuttgarter Gymnasium Mitglied eines für die Freiheit und Einheit Deutschlands schwärmenden Turnvereins, betheiligte er sich auf der Hochschule zu Tübingen lebhaft an der verbotenen Burschenschaft, studirte die Rechtswissenschaft und trat 1841 in den Staatsdienst. Nach kurzer Thätigkeit in Stuttgart, wo er sich freisinnigen Männern wie Friedrich Römer und Albert Schott anschloß, wurde er nach der alten Fürstpropststadt Ellwangen versetzt. Immer mehr rückte er zur äußersten Linken; als die Wahlen zur deutschen Nationalversammlung herankamen, wurde er von dieser Seite als Ersatzmann aufgestellt. Er fiel durch und mußte sich wegen seiner Haltung von dem Justizministerium verwarnen lassen. Das Märzministerium des Jahres 1848 berief ihn mit anderen begabten Männern der Linken als Regierungsrath in das Ministerium des Innern. Das hinderte ihn nicht, im Juli bei der Trennung der Linken in den Volksverein und den gemäßigteren vaterländischen Verein mit dem ersteren zu gehen. Seine amtliche Thätigkeit

erstreckte sich namentlich auf die Gesetzgebung zur Ablösung der Feudallasten; auch die Ablösung der Thurn- und Taxis'schen Posten durch den Staat hat er eingeleitet. Im Frühjahr 1849, als er eben wahlfähig wurde, sandte ihn das Amt Stuttgart in die Abgeordnetenkammer. Mit aller Entschiedenheit trat er für Annahme der Reichsverfassung ein; er wurde Schriftführer des Fünfzehnerausschusses der Kammer, der die Annahme mit allen Mitteln herbeiführen sollte, hütete sich aber, als dessen Schritte die Grenze der Gesetzlichkeit zu überschreiten drohten, ein Protokoll weiter zu führen. Schon damals zeigte sich, daß er bei aller Bestimmtheit der Anschauung von Gewalt nichts wissen wollte. Das Märzministerium verschwand im October 1849; im Juli 1850 ergriff der thatkräftige Freiherr von Linden die Zügel der Regierung; er versetzte den ...rigen Regierungsrath zu der politisch einflußlosen Ablösungscommission. Dieser war inzwischen bei der Wahl zur ersten constituirenden Landesversammlung im Sommer 1849 gegen den vaterlandsvereinlichen Dichter Gustav Pfizer unterlegen, aber im Februar 1850 in die zweite gewählt worden. Jetzt, im September, fiel er bei der dritten wieder durch. 1852 versuchte er es noch einmal vergeblich gegen einen Regierungscandidaten, den nachmaligen Finanzminister Renner, durchzudringen; jetzt sollte er zur Strafe wieder nach Ellwangen versetzt werden. H. nahm seine Entlassung aus dem Staatsdienste, die ihm sehr gerne ertheilt wurde (Januar 1853). Uebrigens hatte er sich von der äußersten Linken getrennt, als diese den Versuch machte, die Revolution nach Württemberg zu verpflanzen.

H. ließ sich in seiner Heimathstadt als Rechtsanwalt nieder und widmete zugleich seine Dienste der Stuttgarter allgemeinen Rentenanstalt, die ihm sehr viel zu verdanken hat. Bald durfte er in den Bürgerausschuß, 1863 in den Gemeinderath der Stadt eintreten und erwarb sich das allgemeine Vertrauen seiner Mitbürger. Die erwünschte Gelegenheit, sich wieder am politischen Leben zu betheiligen, bot ihm die Wahl in die Landtage von 1856—1868 durch das Oberamt Besigheim, dann bis 1881 durch Göppingen. Es gelang seinem vermittelnden Wesen, die Altliberalen und die Demokraten zur Abwehr reactionärer Bestrebungen zu vereinigen. Er gehörte zu denjenigen, die 1857 das Concordat mit dem päpstlichen Stuhle lebhaft bekämpften. Sein Hauptsieg war die Ablehnung einer Nachtragsentschädigung für die Standesherren wegen ihrer durch die Ablösungsgesetzgebung erlittenen Verluste und die Annahme des Complexlastengesetzes von 1865, die eine große Anzahl von Grundbesitzern des Landes zur Widmung eines Pocals an ihn begeisterte mit der Inschrift: Der freie Bauer dem Bannerträger seiner Entfesselung. Hatte H. zuerst die Neugestaltung Deutschlands durch eine Bundesreform erhofft, so erklärte er sich 1861 für den Nationalverein und gehörte zu den Gründern und Ausschußmitgliedern des zuerst 1862 in Weimar zusammengetretenen deutschen Abgeordnetentags, der in den Kammern für den nationalen Gedanken wirken wollte. Der Frankfurter Tag von 1863, bei dem der Nationalverein zusammen mit dem großdeutschen Reformverein für die Rechte des Augustenburgers auf Schleswig-Holstein eintrat, vereinigte noch einmal auch die württembergischen Parteien. Im März 1864 trat die endgiltige Spaltung ein, da H. mit seinen Freunden immer mehr die Lösung der deutschen Frage bei Preußen suchte. Er war ... der wenigen, die 1866 gegen die Bewilligung von Mitteln zum Krieg ...ten. Als im Sommer dieses Jahres die deutsche Partei in Württemberg ...), war H. ihr gegebener Führer und blieb es, bis er Kammerpräsident ... Er war 1867 die Hauptstütze der Regierung in der Kammer bei ...hme der Verträge mit Preußen. Bei den Zollparlamentswahlen von ...ist H. mit seiner ganzen Partei unterlegen. Im December 1870 erlebte

er die Genugthuung, daß er als Berichterstatter im Landtag den Eintri
Württembergs in das Deutsche Reich begründen durfte. Dem ersten Reichsta
gehörte H. als Abgeordneter des 10. württembergischen Wahlkreises an; 187
und 1878 wurde er in Stuttgart gewählt. Er trat der nationalliberale
Partei bei, trennte sich aber 1879 mit Völk und Schauß von ihr wegen ihre
Spaltung in der Zollpolitik.

Die Errichtung des Reichs erhöhte natürlich Hölder's Einfluß in de
Heimath. 1872 wurde er zum Vicepräsidenten, 1875 zum Präsidenten de
Abgeordnetenkammer ernannt. Am 18. October 1881 erfolgte seine Berufun
zum Minister des Innern. Das Land erwartete von ihm, daß er an di
Fragen der Veränderung der Verfassung und der Verwaltung Württembergs mi
Entschiedenheit herantrete und in dem von ihm als Abgeordneten vertretenen Sinn
behandle. Zu Stande gekommen sind unter seiner Leitung außer einigen Aus-
führungsgesetzen solche über Farrenhaltung, Gemeindeangehörigkeit, Feld-
bereinigung sowie eine Feuerlöschordnung. In der Frage der Verfassungs-
änderung fehlte ihm selbst noch ein bestimmter Plan, umsomehr als die Leitun
hierin nicht ihm zukam; entschieden lehnte er die Verwandlung der zweite
Kammer in eine reine Volkskammer ab und dachte an eine Vermehrung de
ersten durch weitere lebenslängliche und erbliche Mitglieder. Auch die Ve
waltungsordnung stand nicht in festen Zügen vor ihm; doch wurde ein En
wurf derselben ausgearbeitet. Sie zerfiel in eine Gemeinde- und Bezirk
ordnung. Die erstere behielt die Lebenslänglichkeit der Ortsvorsteher bei u
wies den Höchstbesteuerten Sitze im Gemeinderath zu. Von den beiden bürge
lichen Collegien, Gemeinderath und Bürgerausschuß, sollte der letztere als d
zweiten Kammer entsprechend den Haupteinfluß ausüben. Die Bezirksordnu
beließ die Verwaltung den Amtskörperschaften und räumte auch in diesen d
Höchstbesteuerten Rechte ein. Für den staatlichen Theil der Verwaltung so
ein Bezirksrath dem Oberamtmann an die Seite gesetzt werden. Ein Liebling
gedanke Hölder's war, die vier Kreisregierungen des Landes aufzuheben u
dafür vier bis sechs Oberämter zu einem Bezirk zusammenzufassen. Der T
Hölder's, der am 30. April 1887 nach längerem Leiden erfolgte, verhinde
die Weiterberathung der Entwürfe.

Auf seinem Grabe erhebt sich ein Denkmal mit der Inschrift: Jul
Hölder, dem schwäbischen Volksmann, dem Vorkämpfer für Deutschlands E
heit, von den Freunden. Ein glühender Vaterlandsfreund, ein reiner Charakt
ein vertrauenswürdiger Führer nimmt H. einen Ehrenplatz in der Geschi
der deutschen Einheitsbestrebungen ein; ein tüchtiger und ehrlicher, dabei
haglicher und etwas schwerfälliger Kernschwabe war er mehr da am Pl
und ist mehr nur da verstanden worden, wo ihm verwandte Gesinnung e
gegentrat.

Handschriftliche Aufzeichnungen. — W. Lang, J. Hölder (Preußi
Jahrbücher 1888, S. 213 ff. = Von und aus Schwaben, Heft 6).
Schwäbische Kronik 1887, S. 1573. Eugen Schneider.

Holland: Wilhelm Ludwig H., Germanist und Romanist, geboren
11. August 1822 zu Stuttgart, † am 23. August 1891 zu Tübingen.
Sohn eines württembergischen Beamten, verbrachte er die Jugend- und Sch
jahre in seiner Vaterstadt, studirte in Tübingen und Berlin germanische u
romanische Philologie und ließ sich, nachdem er noch ein Jahr zu seiner weite
Ausbildung in Paris geweilt hatte, 1847 als Privatdocent an der heima
lichen Universität nieder, wo er, später zum außerordentlichen Professor vo
rückend, bis an sein Ende über germanische und romanische Philologie u

atur Vorlesungen hielt. Ohne je verheirathet zu sein, führte er ein ein-
und stilles Gelehrtenleben; mancherlei bis zu Wunderlichkeiten gesteigerte
hümlichkeiten seines Wesens gaben den Anlaß, daß zahlreiche Anekdoten
egenden über ihn im Schwung waren. In den Tübinger akademischen
n fühlte er sich nicht recht behaglich. Doch verbanden ihn mit Ludwig
d wie mit seinem Fachgenossen Adalbert Keller enge Freundschaftsbande.
Beziehungen zu Uhland, dessen alten Schreibtisch er ererbte und in
n Ehren hielt, wurden sein Stolz und sein Glück, und wenn er auf den
gangenen Freund zu reden kam, ging ihm das Herz auf und floß ihm
lund über. Sonst legte er auf seine Verbindungen mit fremden Ge-
den Hauptwerth. In der That fand H. gerade im Ausland reiche
nnung, die auch darin sich ausdrückte, daß ihn zahlreiche gelehrte Gesell-
n zu ihrem ordentlichen oder correspondirenden Mitglied ernannten.
olland's wissenschaftliche Arbeiten tragen alle den Stempel gründlichster
nntniß, unermüdlichsten Fleißes und einer bis zur übertriebenen Pein-
gesteigerten Sorgfalt. Er gehörte zu den zahlreichen deutschen Gelehrten,
sich in der Genauigkeit gar nicht genug thun können, niemals zum Ab-
gelangen und deshalb keine ihren Fähigkeiten entsprechenden fertigen
der Nachwelt hinterlassen. Was H. geleistet hat, bezieht sich in der
tsache auf — allerdings sehr werthvolle — Ausgaben fremder Geistes-
nisse. Auf dem Gebiete der romanischen Litteratur beschäftigte er sich
ntlich mit dem altfranzösischen Dichter Crestien von Troies, dem er
ngen 1854) eine eingehende „litteraturgeschichtliche Untersuchung" widmete,
essen Epos „Li Romans dou Chevalier au Lyon" er (Hannover, 1862)
sgab. Daran reihen sich mehrere kleine, zum Theil in Gemeinschaft mit
ert Keller veröffentlichte Arbeiten aus dem Bereiche der romanischen
logie. In der Germanistik knüpft sich Holland's Thätigkeit in erster
an den 1839 von Stuttgarter Gelehrten begründeten Litterarischen Verein,
rst zu rechter Blüte gelangte, als der Sitz von Stuttgart nach Tübingen
gt wurde und A. Keller die Präsidentschaft übernahm. Nach seinem Tod
trat H., vorher Ausschußmitglied, an die Spitze des Vereins, für dessen
iothek er die folgenden Publicationen besorgte: Nr. 21, Meister Altswert
0), Nr. 36, Die Schauspiele des Herzogs Heinrich Julius von Braun-
ig (1855), Nr. 56, Das Buch der Beispiele der alten Weisen (1860),
88, 107, 122, 132, 144 und 157, Briefe der Herzogin Elisabeth Charlotte
Orleans, 2.—7. Sammlung (1867—1881; die erste Sammlung — Nr. 6
atte Wolfgang Menzel 1843 herausgegeben). Von den sonstigen Arbeiten
eien nur noch seine Neuausgabe des Goethe'schen Faust-Fragments von
(Freiburg i. B. u. Tübingen, 1882) und seine besonders werthvollen
ungen für Uhland hervorgehoben. Er war es, der im Bunde mit A. Keller
Fr. Pfeiffer „Uhland's Schriften zur Geschichte der Dichtung und Sage"
ttgart 1865—73) in acht Bänden herausgab, der nach des Dichters Tod
seiner Gedichte annahm und von der 47. Auflage an ihre Edition be-
, sie auf Grund der Handschriften, Einzeldrucke und alten Ausgaben
irte, bereicherte, im „Inhalt" jedes Stück mit dem Jahr seines Ursprungs
h, später eine besondere „Uebersicht der Gedichte nach ihrer Entstehung"
thal. H. war es ferner, der lange Jahre, unter Benützung des Uhland-
Nachlasses, Erläuterungen und Textvergleichungen zu einer großen
chen und commentirten Ausgabe in rastloser Arbeit sammelte, ohne je mit
Werke zu Stande zu kommen. Das von ihm zusammengetragene Material
ahrt jetzt die Tübinger Universitätsbibliothek; Julius Hartmann und

Erich Schmidt haben für ihre zweibändige kritische Ausgabe der Uhland'schen Gedichte (Stuttgart 1898) daraus geschöpft. H. selbst hat wenigstens noch eine kleinere Schrift zum Abschluß gelangen lassen: „Zu Ludwig Uhland's Gedächtniß. Mittheilungen aus seiner akademischen Lehrthätigkeit“ (Leipzig 1886). In den letzten Lebensjahren war seine litterarische Thätigkeit durch körperliche Leiden stark gehemmt.

Zeitungsnekrologe, namentlich in der Tübinger Chronik vom 23. August 1891 (Nr. 196), in der Schwäbischen Kronik vom 24. August 1891 (Nr. 198, Abendblatt), in der Nationalzeitung vom 25. August 1891 (Nr. 491), im Staatsanzeiger für Württemberg vom 1. September 1891 (Nr. 202). Rudolf Krauß.

Holländer: Ludwig Heinrich H., Zahnarzt, in Leobschütz am 4. Februar 1833 geboren, machte seine Studien in Würzburg und Breslau, wo er von Frerichs die Anregung zu seinem späteren Specialfach empfing. 1856 promovirt, widmete er sich nach einem neunjährigen Aufenthalt in Südafrika der Zahnheilkunde, habilitirte sich für dieses Fach 1873 in Halle und erhielt 1874 das Prädicat Professor. Später wurde er an die Spitze des dort gegründeten zahnärztlichen Institutes gestellt und verblieb in dieser Stellung bis zu seinem Tode am 14. März 1897. Einen Ruf nach Genf hatte er 1881 abgelehnt. Als Früchte seines Wirkens in Südafrika publicirte er 1866 und 67 Aufsätze im Globus und ähnlichen Zeitschriften; 1878 übersetzte er Tomes' „Manual of dental anatomy“; 1881 gab er „Beiträge zur Zahnheilkunde“ (9 Abh., Leipzig); ferner: „Die Anomalien der Zahnstellung“ (nach Kingsley, Leipzig 1881) und „Die Extraktion der Zähne“ (2. Aufl., ebd. 1882) heraus.

Vgl. Pagel, Biogr. Lex. hervorr. Aerzte des 19. Jahrh., S. 770.

Pagel.

Holle: Georg von H. wurde am 25. Mai 1825 auf dem väterlichen Gute Eckerde bei Hannover geboren. Nachdem er durch Privatunterricht vorgebildet war, besuchte er seit 1841 das Lyceum in Hannover, 1845 die Ritter-Akademie in Lüneburg und bezog 1846 die Universität Göttingen um Botanik zu studiren. 1849 wurde er promovirt und, nachdem er sich zu seiner weiteren Ausbildung noch ein Jahr in Wien aufgehalten hatte, habilitirte er sich als Privatdocent für Botanik an der Universität Heidelberg. Hier schrieb er außer einigen kleineren Abhandlungen: „Die Zellenbläschen der Lebermoose“ Heidelberg 1857. Seine schwächliche Gesundheit zwang ihn jedoch, die Docentenlaufbahn aufzugeben. Er begab sich auf das Gut seines Vaters, welches er nach dessen Tode übernahm. Hier setzte er seine botanischen Studien mit großem Eifer fort und veröffentlichte: „Die Farnflora von Hannover“, Hannover 1862 und „Flora von Hannover“, Hannover 1882. Ferner machte er Studien über die Arten und Abarten der Brombeersträucher, welche er größtentheils selbst cultivirte. Auch die Entomologie zog er in das Bereich seiner Studien, legte neben seinem Herbarium eine Käfersammlung an und beschäftigte sich namentlich mit der geographischen Verbreitung der Laufkäfer. Leider war es ihm nicht mehr vergönnt, diese Arbeiten zu vollenden. H. starb am 9. October 1893.

Sein werthvolles Herbarium, seine Käfersammlung und seine umfassende Bibibliothek nebst einem Capitale von 1000 Mark, vermachte er der Naturhistorischen Gesellschaft zu Hannover, deren Ehrenmitglied er war.

W. H.

Holsten: Karl Christian Johann H., protestantischer Theologe kritischen Richtung, wurde geboren am 31. März 1825 in der alten Stadt Güstrow in Mecklenburg-Schwerin und wuchs als jüngstes von vier am ...

liebenen Kindern des Actuars Holsten auf. Er selber schildert sich als
perlich urgesundes, dickes und fettes Kind, aber von geistiger Trägheit.
der Schule, die er schon sehr früh besuchte, war er zunächst gleichgiltig
blieb zurück. Das wurde anders, als er im Gymnasium unter die Zucht
es vorzüglichen, aber sehr harten Lehrers (Dr. Raspe) kam, „der die seltene
be besaß, in dem Schüler, der wollte, jede Fiber des Geistes in Spannung
setzen". In den Jahren, die er unter ihm zubrachte, erwachte H. zu
stiger Regsamkeit und konnte Ostern 1843 mit gutem Zeugniß, guten
nntnissen und einem geübten Willen von der Schule abgehen. Als Studium,
er erwählt hatte, stand seit langer Zeit die Theologie fest. Ihr widmete
sich zuerst zwei Semester lang in Leipzig, dann zwei in Berlin. Er selber
t indirect zu, in jener Zeit noch zu keiner tieferen Arbeit gekommen zu
n. Ein starker und fröhlicher Jüngling, führte er ein frohes Studenten-
en, war auch in Leipzig beim Corps der Meißner activ. Immerhin nahm
schon von seinen ersten vier Semestern her nicht unbedeutende Anregungen
t, die namentlich von dem Studium Schleiermacher's, Hegel's und auch des
übinger Baur herrührten. Sein drittes Jahr (von Ostern 1845 ab) ver-
achte er an seiner mecklenburgischen Heimathsuniversität Rostock.. Dort
aren lauter Männer der positiven Richtung thätig: Delitzsch, v. Hofmann,
rabbe, denen er sich nicht geistesverwandt fühlen konnte. Aber sie brachten
inem offenen und freundlichen Wesen und seinem Fleiß Zuneigung und
nerkennung entgegen. Sehr gelobt, wenn auch nicht mit dem ersten Preise
sgezeichnet, wurde eine Arbeit, die er als Lösung einer Facultätspreisaufgabe
rieb: „Die Bedeutung des Wortes σάρξ im Neuen Testament". Die Ab-
ung seines ersten Examens schob sich weit hinaus; einmal, weil er eine
testamentliche Arbeit erhielt, die ihm viel Mühe machte, an der er aber,
ch seiner eigenen Aussage, auf Delitzsch's Anregung hin, die wissenschaftliche
thode lernte, „jedes Problem auf Grund der Sammlung und Verarbeitung
s gesammten thatsächlichen Materials zu lösen". Sodann rückte der Examens-
rmin hinaus, weil das Jahr 1848/49 dazwischen kam, wo H. eine Zeit lang
der Redactionsstube einer freisinnigen Zeitung thätig war. So kam er erst
Herbste 1849 dazu, das erste theologische Examen zu bestehen, im Früh-
ahr 1852 unterzog er sich dem zweiten. Danach ins Pfarramt zu treten, zu
m die Bahn jetzt offen stand, konnte sich H. nicht entschließen: die Be-
nntnißstrenge des durch Kliefoth in die Höhe gebrachten mecklenburgischen
therthums hielt ihn ab. So wendete er sich dem höheren Schuldienst zu.
r übernahm eine Lehrerstelle für Religion, Deutsch und Griechisch am Rostocker
ymnasium. 1852—1870 war er in dieser Stellung thätig. 1853 promovirte
r zum Dr. phil., im selben Jahre heirathete er Ottilie, die Tochter des
ostocker Rechtsanwalts Kippe. Dem Schuldienste blieb er aus dem an-
zeigten Beweggrunde treu, auch als ihm die Pfarre an der Marienkirche in
ostock angeboten wurde. Seine spärliche freie Zeit nutzte er für wissenschaftliche
eologische Arbeit aus. Ansporn zu einer bedeutenderes Aufsehen erregenden
rbeit bot ihm eine Aeußerung, die Landerer an Baur's Grabe that: Ein
ander hätte Baur im Neuen Testamente doch stehen lassen müssen, die Be-
hrung des Paulus; damit habe er im Grunde alle stehen lassen müssen;
ine Lebensarbeit sei vergeblich gewesen. H., der nicht zu Baur's persönlichen
chülern gehört hatte, machte sich nun daran, die Bekehrung des Paulus, die
enesis seines Evangeliums historisch-psychologisch zu analysiren und unter-
das grundlegende Erlebniß des Paulus: „Die Christusvision des Paulus"
). Diese Arbeit vorab qualificirte ihn zu akademischer Lehrthätigkeit
ache des Neuen Testaments. 1870 erhielt er einen Ruf nach Bern, wo

er zunächst von Ostern ab als Gymnasiallehrer und Extraordinarius angeste
wurde, bis er dann im folgenden Jahre ein Ordinariat erhielt. In Be
blieb er bis 1876. Dann berief ihn Heidelberg, an dessen theologisch
Facultät er bis zu seinem Tode (26. Januar 1897) wirkte.

H. war ein starker und muthiger Charakter von großer Wahrheitslieb
Klarheit des Denkens und Kampfesfreudigkeit, dabei wird er als eine sym
pathische und schöne Erscheinung, als ein ritterlicher Mann geschildert. Sei
Collegien sollen sehr gewirkt haben. Kirchenpolitisch stand er, ein Haup
mitarbeiter der „Protestantischen Kirchenzeitung“, in den Reihen des Pr
testantenvereins, in seiner wissenschaftlichen Anschauung des Urchristenthum
hielt er sich zur Tübinger Schule.

Seine wissenschaftlichen Arbeiten, die im Folgenden in der Hauptsac
und zwar chronologisch geordnet, angeführt und charakterisirt werden solle
liegen auf Inhalt und Umfang angesehen, ganz überwiegend auf dem Gebie
des Paulinismus. Getreu seinem Meister Baur, steht H. fest auf dem Bode
der vier Hauptbriefe, diese als echt erweisend oder voraussetzend, aus ihne
den paulinischen Lehrgehalt, die Entstehung und den Inhalt des paulinische
Bewußtseinsinhalts beschreibend, die Unechtheitserklärung der andern Paulus
briefe versuchend. Die schriftstellerische Thätigkeit Holsten's begann schon früh i
seiner Rostocker Zeit. 1853 handelte er in einem Programm zur Feier de
dreihundertjährigen Gründung der Güstrower Domschule über „Deutung un
Bedeutung der Worte des Galaterbriefes cap. 3, 21 in ihrem Zusammenhange
(39 S., Rostock). Programmschriften des Rostocker Gymnasiums, an dem e
thätig war, sind zwei weitere Arbeiten der 50er Jahre: „Die Bedeutung de
Wortes σάρξ im Neuen Testament. I. „Die Bedeutung des Wortes σάρ
im Lehrbegriffe des Paulus“ (44 S., Rostock 1855) — es war das Them
der schon erwähnten Preisarbeit — und: „Inhalt und Gedankengang d
Briefes an die Galater“ (72 S., Rostock 1859). Ein Aufsatz ferner, der
Bd. 4 der Zeitschr. f. wiss. Theol. (S. 223—284; 1861) erschien, behand
„Die Christusvision des Paulus und die Genesis des Paulinischen Evangeliums
Die Veranlassung zu dieser Arbeit, Landerer's Aeußerung an Baur's Gra
wurde bereits genannt. Die eben aufgezählten drei Arbeiten von 1855, 18
1861 erschienen in wenig veränderter Form, aber mit Hinzufügung and
neuer Abhandlungen 1868 in einem Sammelband vereint: „Zum Evangeli
des Paulus und des Petrus. Altes und Neues“ (XII, 447 S., Rost
Das Buch war „Ferdinand Christian Baur, dem gestorbenen, aber nicht tote
gewidmet. Die Zusatzarbeiten betreffen eine längere Einleitung, Entgegnun
und Polemik gegen Beyschlag enthaltend, dann einen Aufsatz über die Messi
vision des Petrus und endlich einige kleinere Zufügungen in den Excur
Das Hauptinteresse, das H. an dieser Publication hatte, lag in der Geg
überstellung des petrinischen, gesetzlich gebundenen, und des paulinisch
grundsätzlich freien Heidenevangeliums, sowie in dem Nachweise, wieso Pau
zu der Verkündigung des gesetzesfreien Evangeliums gekommen war. Scha
Problemfassung und seine psychologische Constructionen zeichnen die Unt
suchungen aus. Das paulinische Evangelium soll nachgewiesen werden a
nicht auf einem Wunder, auf übernatürlichen Eingriffen beruhend, sondern a
„die immanente That eines menschlichen Geistes“, eben des Paulus. I
die Berner Zeit Holsten's fällt zunächst seine Mitarbeit an der „Protestante
bibel Neuen Testamentes“, dem gemeinsamen Werke einer Anzahl bekann
freisinniger Theologen. H. übernahm den „Galaterbrief“, für dessen B
arbeitung ihn ja seine vorangegangene wissenschaftliche Thätigkeit befähi
hatte („Protestantenbibel“, Leipzig 1872, 2. Aufl. revidirt 1874; S. 701—754

schrieb er als Festschrift der Berner Facultät für Immer und Studer
„Exegetische Untersuchung über Hebr. 10, 20“ (15 S.; Bern). Zurück
den Boden paulinischen Schriftthums führt die Reihe von nunmehr zu
nden Untersuchungen, die teils in Hilgenfeld's Zeitschrift für wiss. Theol.,
in den damals von den Jenensern (Hase, Lipsius, Pfleiderer, Schrader)
gegründeten Jahrbüchern für prot. Theol. erschienen. 1874 erschien: „Zur
rung von 2. Kor. XI, 4—6 mit Rücksicht auf die Deutungen von Bey-
, Hilgenfeld, Klöpper“ (Zeitschr. f. wiss. Theol. 17, 1—57) und weiter:
r 2. Kor. XI, 32. 33“ (ebenda 388—406). Eine litterar-kritische Unter-
ng über die Echtheit des Philipperbriefes, dessen Authentie H. anzweifelt,
Der Brief an die Philipper“, 1875 f. erschienen (Jahrb. f. prot. Theol. 1,
-95; 2, 58—165, 282—372). Eine kurze Bemerkung „Zur Unächtheit
rsten Briefes an die Thessalonicher und zur Abfassungszeit der Apokalypse“
rb. f. prot. Theol. 3, 731 f.) sucht aus dem einen Verse 1. Thess. 1, 3,
ichen mit Apok. 2, 2 und 1. Kor. 13, 13 die Unechtheit des größeren
ibens nach Thessalonich nachzuweisen. Endlich legt H. 1879 in einer
ren Untersuchung den „Gedankengang des Römerbriefes cap. I—XI mit
hung auf ‚des Paulus Römerbrief‘ von Volkmar“ dar (Jahrb. f. prot.
. 5, 95—136; 314—364; 680—719). 1880 begann die reifste Frucht
Holsten's Paulusstudien zu erscheinen: „Das Evangelium des Paulus.
I: Die äußere Entwicklungsgeschichte des paulinischen Evangeliums, Ab-
ung 1. Der Brief an die Gemeinden Galatiens und der erste Brief an
Gemeinde in Korinth“ (XVI, 498 S., Berlin). Das Ganze war gedacht
eine Auslegung der Paulusbriefe und eine Darstellung der paulinischen
logie. Die 2. Abtheilung des 1. Theiles sollte die Auslegung der beiden
rn Hauptbriefe (2. Kor., Röm.) bringen. Der 2. Theil war als Dar-
ng der paulinischen Theologie geplant. Diese Arbeit ist ein Torso ge-
en. H. schob ihre Vollendung hinaus, bis der Tod ihn daran hinderte.
seinem Tode gab sein „Freund und litterarischer Testamentsvollstrecker“
lhorn das vielmals durchgearbeitete Collegheft Holsten's über die paulinische
ologie heraus, das den Aufriß und den Inhalt dessen verdeutlicht, was
im 2. Theile seines Werkes bieten wollte: „Das Evangelium des Paulus.
il II. Paulinische Theologie nebst einem Anhang: ‚Die Gedankengänge
paulinischen Briefe‘“ (XXVI, 173 S., Berlin 1898). Theil I, 2. Ab-
lung erschien überhaupt nicht. Die Darstellung der paulinischen Theologie
gedankenscharf, außerordentlich concentrirt und knapp in der Darstellung,
lich in dem H. eigenartigen, oft dunklen und schwer aufzufassenden Stile
rieben. In drei Theilen verläuft die Darstellung: Der erste handelt vom
ichtlichen Hintergrunde des religiösen Bewußtseins des Paulus, das
enistisch und jüdisch bestimmt war; der zweite, der Mitteltheil, stellt die
istusvision vor Damaskus dar; der dritte beschreibt die Umformung, die
religiöse Bewußtsein des Paulus durch den Eintritt der neuen religiösen
e erfuhr. Einen Zeitraum von rund 30 Jahren (1850—1880) umfaßt
litterarische Thätigkeit Holsten's auf dem Gebiete des Paulinismus; wenn
im einzelnen die Resultate seiner Arbeit in der neueren Theologie
überholt und zurechtgerückt sind, so hat er doch auf die historische Er-
chung dieser Partie des Urchristenthums ungemein stark eingewirkt. „Sein
fluß überragt auf diesem Specialgebiet selbst denjenigen Baur's“, urtheilt
mal mit Recht Schürer. — Was H. auf andern Gebieten neutestamentlicher
senschaft arbeitete, tritt, wie bereits angedeutet, hinter seiner schon auf-
hlten Arbeit stark zurück. Auch chronologisch folgen diese Arbeiten erst
die früheren, die Themata aus Paulus behandeln. H. befaßte sich in den

80er und am Anfang der 90er Jahre mit Studien über die Evangelien
über einzelne Lehrbegriffe der in den Evangelien niedergelegten Theologie
besonderen mit einzelnen Vorstellungskreisen im Bewußtsein Jesu. 188
schien eine Untersuchung über „Die drei ursprünglichen, noch ungeschrieb
Evangelien“ (VIII, 79 S., Karlsruhe und Leipzig). Die drei noch
geschriebenen Evangelien der urapostolischen Zeit sind die gesetzesfreie
kündigung des Paulus, die gemäßigt judenchristliche des Petrus, die judai
des Herrenbruders Jakobus. 1885 folgte: „Die synoptischen Evangelien
der Form ihres Inhalts“ (VIII, 216 S., Heidelberg): die ursprüngliche U
lieferung von Jesus, die naiv-judenchristlich war, ist im ältesten Evange
(Matth.) schroff judenchristlich, antipaulinisch redigirt, Mark. stammt
einem den Matth. bearbeitenden echten Pauliner, Luk. von einem Un
pauliner. Biblisch-theologische Stoffe auf synoptischem Gebiete werden
handelt durch „Biblisch-theologische Studien“, die H. 1890 f. als Aufsät
Hilgenfeld's Zeitschrift erscheinen ließ: „I. Die Bedeutung des Ausd
ὁ πατὴρ ὑμῶν ὁ ἐν τοῖς οὐρανοῖς (*ὁ οὐράνιος*) im Bewußtsein
II. Die Bedeutung des Ausdrucks *ὁ πατήρ μου ὁ ἐν τοῖς οὐρανοῖ*
οὐράνιος) im Bewußtsein Jesu. III. Die Bedeutung der Ausdrucks
ὁ υἱὸς τοῦ ἀνθρώπου im Bewußtsein Jesu. IV. Zur Entstehung und
wicklung des Messiasbewußtseins in Jesus.“ (Diese 4 Studien stehen Zei
f. wiss. Theol. 33, 129—166; 167—180; 34, 1—79; 385—449.)
Schluß mögen noch zwei außerhalb des neutestamentlichen Arbeitsge
Holsten's gelegene kleinere Schriften religions-philosophischen Inhalts
wähnung finden. Einmal 1886 „Ursprung und Wesen der Religion. T
und Vortrag“ (Protest. Kirchenzeitung 33, 679—91; 701—14, auch sep
44 S., Berlin) von Hegel'schen und Schleiermacher'schen Gedankengä
beeinflußt, den Neukantianismus schroff ablehnend. Im folgenden J
November 1887, sprach H. in ähnlichem Sinne als Prorector der Heidelbe
Universität über das Thema: „Ist die Theologie Wissenschaft?“ (24
Heidelberg und wiederum abgedruckt Protest. Kirchenzeit. 35, 141—155).

Ueber seinen Lebenslauf bis zum Beginn der Berner Zeit hat H. s
gelegentlich sehr lebensfrische Aufzeichnungen gemacht, die sich in dem g
zu nennenden für Holsten's Biographie und Charakterbild sehr wicht
Nachrufe von P. Mehlhorn: Zum Gedächtniß Karl Holsten's (Protesta
[1897] 215—218, 231—233, 248—251) und dann wieder am Eingang
oben erwähnten, von M. herausgegebenen posthumen Schrift Holsten's:
Evangelium des Paulus. Theil II. Paulinische Theologie, 1898, XI—XX
finden. Von M. stammt auch der Artikel H. in Herzog's Realencyklop
für prot. Theol. u. Kirche. Bd. 8. 3. Aufl., 1900, 281—286. Holst
College Hausrath sprach am 27. Januar 1897 in der Heidelberger A
Karl Holsten, Worte der Erinnerung (15 S., Heidelberg) und schrieb
einen schönen Nekrolog in Bettelheim's Biographischem Jahrbuch
Deutschem Nekrolog (Bd. 2, 1898, S. 4—10).

Rudolf Knopf.

Holtzhausen: August Friedrich Wilhelm H. (1768—1827),
gründer des deutschen Dampfmaschinenbaues. H. wurde am 4. März 176
Elbrich im Südharz geboren. Aus seiner Jugend ist nichts näheres beka
1790 bildete er sich in Andreasberg im Berg- und Maschinenbaufach prak
aus und lenkte durch seine Intelligenz das Interesse seiner Vorgesetzten
besonderem Maaße auf sich. Als Graf v. Reden, der Begründer der schlesi
Großindustrie, für die in Tarnowitz am 4. April 1788 auf der Kgl. Friedr
grube aufgestellte Dampfmaschine, der zweiten in Deutschland, einen Maschi

meister suchte, wurde ihm H. als „ein guter und mechanischer Kopf „warm empfohlen. Da H. bereit war, die Stelle in Schlesien zu übernehmen, wurde er zunächst dem Erbauer der ersten deutschen Dampfmaschine der Praxis, dem Oberbergrath Bückling, zur Einweihung in die Geheimnisse des Dampfbetriebes nach dem König Friedrichsschacht zu Hettstedt überwiesen. An der von dem damaligen Bergassessor Bückling am 23. August 1785 in Betrieb genommenen, ersten, aus deutschem Material erbauten Dampfmaschine Watt'schen Systems, lernte H. die Wartung wie Reparatur dieser noch arg complicirten Maschinen kennen. Schon vor Ablauf eines Jahres mußte H. seine Lehrzeit in Hettstedt abbrechen, denn der plötzliche Tod eines Kunstmeisters in Oberschlesien machte seine Anwesenheit Ende März 1792 sofort nöthig. An seinem neuen Platze waren H. drei „Dampfkünste" unterstellt. Im ersten Jahre wurde er bereits zum „Feuermaschinenmeister" ernannt. 1794 begann H. bereits mit den primitivsten Hülfsmitteln, mit ganz ungeschulten Arbeitern den Bau von Dampfmaschinen. Bis zum Jahre 1825 baute er deren mehr als 50 in Größen von 4 bis 80 Pferdekraft, von insgesammt etwa 770 Pferdekraft. Anfangs wurden die Maschinentheile auf der Hütte zu Malapane, dann zu Gleiwitz angefertigt. Auf der Gleiwitzer Hütte wurde 1806 ein besonderes Bohr- und Drehwerk für den Dampfmaschinenbau angelegt. H., inzwischen von der Regierung zum Maschineninspector ernannt, bekam 1808 den Ruf als Leiter der Gleiwitzer Maschinenwerkstätten und als Oberaufseher der gesammten Dampfmaschinen im oberschlesischen Berg- und Hüttenbezirk und im Waldenburger Kohlenrevier. 1812 machte H. für die Bergbehörde Studienreisen durch die verschiedensten deutschen Bergwerksbezirke. 1816 und 1820 wurde er zum Studium neuer englischer Dampfmaschinen nach Berlin beordert. Am 9. März 1825 verlieh der König an H. den Titel „Maschinendirector". Am 1. December 1827 endigte ein Schlaganfall das arbeitsreiche Leben dieses Mannes, dem die schlesische Industrie und der deutsche Dampfmaschinenbau viel zu verdanken haben.

Bearbeitet nach der Biographie in: Matschoß, Geschichte der Dampfmaschine, 1901, S. 407 u. 94. F. M. Feldhaus.

Holzhausen: Hammann von H., das hervorragendste Mitglied der ritterbürtigen Patricierfamilie von Holzhausen, die um die Mitte des 13. Jahrhunderts aus der Umgebung nach Frankfurt a. M. zog und im Laufe der Jahrhunderte der alten Reichsstadt 67 Bürgermeister gegeben hat. H. wurde 1467 geboren und scheint die Rechte studirt zu haben; 1491 weilte er in Italien und kehrte noch im selben Jahre nach Frankfurt zurück, nachdem er sich auf Hochschulen und Reisen eine umfassende Bildung erworben hatte, die ihn zu einer hervorragenden Stellung im Patriciate und in der Verwaltung seiner Vaterstadt befähigte. 1491 trat er in den Rath ein und 1493 rückte er auf die Schöffenbank vor; 1507, 1518, 1524 und 1530 bekleidete er das Amt des älteren Bürgermeisters. Mit den Anfängen der Reformation in Frankfurt ist sein Name auf das engste verknüpft; er war es, der mit seinen patricischen Gesinnungsgenossen dem Humanisten Wilhelm Nesen die Wege ebnete, um eine Lateinschule, zunächst für die Geschlechtersöhne, zu gründen, aus der dann später das städtische Gymnasium erwachsen ist; er war es, der als Patron des Katharinenklosters 1522 den Praedicanten Hartmann Ibach in der Klosterkirche die erste lutherische Predigt halten ließ. 1522 nahm H. als Gesandter Frankfurts am Reichstage in Nürnberg Theil und ebenso 1525 am Reichstage in Augsburg. In den kirchlichen Bewegungen war H. stets ein entschiedener Förderer der neuen Lehre und deßhalb auch bei der klerusfeindlichen Bürgerschaft sehr beliebt; seinem tapferen Auftreten in der Er-

hebung der Zünfte an Ostern 1525, die noch in sein Bürgermeisterjahr fiel ist es zu verdanken, daß die Verständigung zwischen Rath und Zünften gelang und daß die Bewegung nicht weiter um sich griff. 1526 vertrat er sein Stadt wieder in Speyer und dann im Reichsregiment in Eßlingen. Läßt sich auch sein Einfluß in der städtischen Politik wie auf den Reichstagen im einzelnen nicht genau erkennen, so beweisen seine vielen Abordnungen, daß er zu den angesehensten Städtevertretern seiner Zeit gehörte; seine Berichte von den Reichstagen, die zuerst Ranke ausgiebig benutzt hat, legen von seiner staatsmännischen Einsicht ein vollgültiges Zeugniß ab. So fest H. auch auf dem evangelischen Standpunkte stand und so gewiß gerade seiner besonnenen Energie die Reformirung seiner Vaterstadt zu danken ist, so muß doch anerkannt werden, daß er gegen das unvorsichtige Auftreten der Neuerer und selbst gegen einzelne Schritte Luther's nicht blind gewesen ist — er hat den Reformator wol 1521 bei der Durch- und Rückreise zum und vom Wormser Reichstage kennen gelernt und bald darauf seinen Sohn Justinian nach Wittenberg zum Studium geschickt —; H. hat in einem von Steitz veröffentlichten Briefe an diesen Sohn aus dem Jahre 1525 an Luther's Verheirathun und an dessen Auftreten gegen die Bauern eine interessante Kritik geüb H. starb am 30. October 1536; er war einer der besten Staatsmänn Frankfurts in einer politisch wie kirchlich gleich bewegten Epoche und einer d letzten Städteboten, deren Wirksamkeit in der Reichspolitik an die groß Vorbilder um die Wende des 14. und 15. Jahrhunderts erinnerte. — Se Sohn Justinian v. H., geboren 1502, † 1553, ein Schüler der Reform toren, seit 1529 im Rathe der Stadt, hat mehrfach das Bürgermeistera bekleidet und war mit seinem Vetter Johann v. Glauburg (s. d. A.) und Dr. Johann Fichard (s. d. A.) einer der Leiter der städtischen Politik in Folgezeit; als Vertreter der Städte bei der Unternehmung gegen Münst 1535, als Unterhändler seiner Vaterstadt, besonders bei deren Beziehung zum Schmalkaldischen Bund, als Musterherr bei der Belagerung Frankfu 1552 durch Moritz von Sachsen, Wilhelm von Hessen und Albrecht Alcibia von Brandenburg hat er sich hervorragend bethätigt.

Vgl. v. Fichard's handschriftliche Geschlechtergeschichte im Stadtarchiv Frankfurt a. M. — Steitz, Ein Brief Hamann's v. Holzhausen ꝛc. im Ar für Frankfurts Geschichte und Kunst, Heft VII, S. 203 ff. — Quellen Frankfurter Geschichte, Bd. II, woselbst weitere litterarische und archival Quellenangaben. R. Jung

Holzhauser: Bartholomäus H., katholischer Priester, Stifter Congregation der Bartholomäer oder des Instituts der in Gemeinschaft leben Weltgeistlichen, geboren um den 24. August 1613 in dem Dorfe Laugna (n Langnau, wie zuweilen fälschlich angegeben wird), in der Diöcese Augsbu † am 20. Mai 1658 zu Bingen. Als Sohn eines armen Schuhmachers H. für den Beruf seines Vaters bestimmt, ruhte aber nicht, bis er studi konnte. Er begann die lateinischen Studien in einer Freischule in Augsb und vollendete sie nach einer Unterbrechung zu Neuburg an der Donau, er eine Freistelle in einem Seminar für arme Chorknaben erhielt. Hier absolvirte er in den Jahren 1633—1640 die philosophischen und theologisch Studien an der Universität Ingolstadt, wo er am 9. Juli 1636 Doctor Philosophie, am 11. Mai 1639 Baccalaureus der Theologie, am 19. Juni 16 Licentiat der Theologie wurde. Im Sommer 1639 hatte er inzwischen Priesterweihe empfangen. H. hatte schon in seinen Studienjahren die Not wendigkeit einer geistigen Erneuerung des Klerus zur Besserung der in d langen Kriegsjahren zerrütteten religiösen und sittlichen Verhältnisse

eutschland erkannt und zu diesem Zwecke den Plan gefaßt, eine Genossen-
haft gemeinschaftlich lebender Weltpriester zu begründen. Da er für die erste
egründung das Erzbisthum Salzburg für geeigneter hielt als das Bisthum
ichstätt, dem er in Ingolstadt als Priester angehörte, so begab er sich nach
ollendung seiner Studien im Sommer 1640 nach Salzburg, wo er ins-
esondere die Gunst des Bischofs von Chiemsee, Johann Christoph von Liechten-
tein, gewann. Am 1. August 1640 erhielt er ein Canonicat am Collegiatstift
u Tittmoning und wurde dadurch in die Lage gesetzt, sein Institut hier, wohin
hm seine ersten Genossen nachfolgten, die sich ihm schon in Baiern vorher an-
eschlossen hatten, ins Leben treten zu lassen, während er zugleich mit
roßem Eifer und Erfolg in der Seelsorge wirkte. Weitere Priester aus ver-
schiedenen Diöcesen schlossen sich an. Durch die Gunst des Bischofs von
Chiemsee wurden weitere erledigte Pfründen in dem Collegiatstift nach und
nach mit Priestern des Instituts besetzt, während Andere Pfarreien und andere
Beneficien in der Nähe von Tittmoning erhielten. H. selbst wurde nach
anderthalbjähriger Wirksamkeit hier zum Pfarrer und Decan zu St. Johann
im Leoggenthal (Leukenthal) in Tirol ernannt, zugleich als Vicarius generalis
foraneus des Bischofs von Chiemsee daselbst, während der Hauptsitz des
Instituts in Tittmoning blieb. Zur Erziehung eines Nachwuchses für das
Institut gründete H. 1643 ein kleines Seminar zu Salzburg, das er 1649
von da nach Ingolstadt verlegte. Trotz mancher Anfeindungen, welche die
Genossenschaft nach dem Tode ihres Gönners, des Bischofs von Chiemsee
(1. December 1643) zu erdulden hatte, breitete sich dieselbe nun immer
weiter aus. 1647 erhielt dieselbe die Gutheißung des Papstes Innocenz X.
Auf den dringenden Wunsch des Erzbischofs von Mainz und Bischofs von
Würzburg, Johann Philipp von Schönborn, wurde dieselbe seit Ende 1653
auch in dessen Diöcesen durch Uebersiedlung einer Anzahl von Priestern ein-
geführt. Anfang 1654 übernahmen Priester des Instituts die Leitung des
Seminars zu St. Kilian in Würzburg. H. selbst wurde Pfarrer in Bingen,
am 7. April 1655 als solcher installirt, 1657 auch Decan des Landcapitels
Algesheim. Nach einem überaus segensreichen Wirken und heiligmäßigen Leben
starb er in Bingen schon am 20. Mai 1658 im 45. Lebensjahre. „H. dürfte
wohl der heiligste und bedeutsamste Welt- und Seelsorgspriester sein“, urtheilt
Heinrich (Vorrede zu Gaduel S. VIII), „den Deutschland in den letzten Jahr-
hunderten hervorgebracht hat.“ Sein Institut, das bald nach seinem Tode
auch in der Diöcese Augsburg Eingang fand (1665 wurde das Seminar in
Dillingen gegründet und der Leitung von Priestern des Instituts anvertraut),
und weiterhin in andern deutschen und auch ausländischen Diöcesen, und
dessen Constitutionen 1680 und 1684 von Papst Innocenz XI. approbirt wurden,
hat an den Orten, wo es bestand, insbesondere durch die Leitung der ihm
übergebenen Seminarien, sehr segensreich gewirkt, bis zu seinem Erlöschen am
Ende des 18. Jahrhunderts. (Genaueres zur Geschichte desselben insbesondere
in dem Artikel von Hundhausen im Kirchenlexikon, und bei M. Heimbucher,
Die Orden und Kongregationen der katholischen Kirche, Bd. II, Paderborn 1897,
S. 363—366.) Eine neue Gesammtausgabe der von H. für die Genossenschaft
verfaßten Constitutionen und geistlichen Uebungen gab nach der Ausgabe von
Rom 1684 Gaduel heraus: „Venerabilis servi Dei Bartholomaei Holzhauser
...cula ecclesiastica, iuxta Romanam editionem sedulo collata et denuo
...“ (Orleans und Paris 1861). — Unter Holzhauser's übrigen, nach seinem
... gedruckten Schriften nimmt die bis Capitel 15 gehende Auslegung der
...nbarung des hl. Johannes die erste Stelle ein („Interpretatio Apocalypsis“,
...nberg 1784, ib. 1799, Wien 1850; deutsche Uebersetzung von Buchfelner,

München 1827, 2. Aufl. Regensburg 1870; von Clarus in Bd. II seines genannten Werkes; französische Uebersetzung von Wuilleret, 2 Bde., Paris 1 Ferner die zehn Visionen, die H. im J. 1646 handschriftlich dem K Ferdinand III. zu Linz und dem Kurfürsten Maximilian von Baier München überreichte („Visiones venerabilis servi Dei Bartholomaei hauser", neue Ausg. Bamberg u. Würzburg 1797; deutsche Uebersetzung Erläuterungen bei Clarus); die ascetischen Schriften: „De humilitate" (M 1663 u. ö.; deutsche Uebersetzung von M. Sintzel, Augsburg 1848); „Trac de discretione spirituum" (Mainz 1737; deutsch Frankfurt 1832).

Brevis delineatio vitae eximii servi Dei Bartholomaei Holzha zuerst Holzhauser's Schrift De humilitate, Mainz 1663, vorgedruckt. Ausgabe, zusammen mit der Auslegung der Apokalypse: „Biogra venerabilis servi Dei Bartholomaei Holzhauser vitae communis cleric saecularium restauratoris. Accedunt eiusdem in Apocalypsin commen plane admirabiles" (Bamberg 1784, 2. Aufl. 1799, deutsch Augsburg 18 Nach der Bamberger Ausgabe deutsch bearbeitet von Ludwig Clarus [Wil Volk]: „Bartholomäus Holzhauser's Lebensgeschichte und Gesichte, dessen Erklärung der Offenbarung des heiligen Johannes" (2 Bde., Reg burg 1849). — Vita del ven. servo di Dio Bartolomeo Holtzha (Rom 1704; lat. Ingolstadt 1723, Mainz 1737). — S. Buchfelner, Lebensgeschichte des ehrwürdigen Dieners Gottes Bartholomä Holzha (München 1826). — [Holzwarth], Bartholomäus Holzhauser (im Kat Neue Folge, Bd. V u. VI, 1852). — A. Werfer, Lebensgeschichte Bartholomäus Holzhauser (Schaffhausen 1853, 6. Bändchen von dessen L ausgezeichneter Katholiken). — A. J. Weidenbach, Das Leben des würdigen Dieners Gottes Bartholomäus Holzhauser (Mainz 1858). — J L. Gaduel, Vie du vén. serviteur de Dieu B. Holzhauser (Orleans Paris 1861, 2. Aufl. 1868); deutsch: Leben des ehrwürdigen Dieners G Bartholomäus Holzhauser. Deutsche Ausgabe mit einem Vorworte J. B. Heinrich (Mainz 1862). — Hundhausen, Artikel Holzhauser Kirchenlexikon von Wetzer und Welte, Bd. VI (Freiburg i. Br. 18 Sp. 183—196. Laucher

Homberger*): Jeremias H., Hauptpastor an der ständischen St kirche in Graz, geboren im J. 1529 zu Fritzlar in Hessen, studirte Theol an der Universität zu Marburg, war von 1563 bis 1568 Rector der Lat schule zu Frankfurt a. Main, widersetzte sich dort den Reformirten und m die Stadt verlassen; dann lehrte er an Schulen in der Pfalz, später Lauingen in Schwaben; von dort zog er aus, um eine neue Stellung suchen, begab sich nach Wien, wo er von den evangelischen Ständen Steiermark den Ruf erhielt, an die von ihnen gegründete und 1574 eröff Stiftskirche und Stiftsschule in Graz als Hauptpastor zu treten.

Schon in Frankfurt hatte er in deutscher Sprache ein Buch geschrie in dem er als Anhänger der Lehre des Flacius sich über die Erbsünde a sprach. Da die Stände der Steiermark streng lutherisch waren, fürchtete sie würden daran Anstand nehmen und am 4. October 1574 veröffentlicht daher einen Brief, in dem er erklärte, daß Flacius schon seit langer Zeit ihm selbst benachrichtigt worden sei, daß er seine Meinung über die Erbsü nicht mehr theile.

In Graz erhielt er den Wirkungskreis eines Superintendenten, trat die Spitze des von den Ständen errichteten Kirchenministeriums, wurde M

*) Zur Ergänzung des kl. Artikels Bd. XIII. S. 40.

glied der Behörde der Schulinspectoren, Hauptpastor an der Stiftskirche und Lehrer der Theologie an der Stiftsschule. Er war durchaus ehrenhaft, treuherzig und eifrig, aber auch sehr heftig und jähzornig, was ihn in manche Unannehmlichkeiten, die leicht hätten vermieden werden können, verwickelte. So gerieth er sogar mit denjenigen, die ihn berufen hatten und die er als seine Oberbehörde zu betrachten hatte, mit den Verordneten der Stände, in Conflict, da er von weltlichen Personen Befehle in Kirchenangelegenheiten anzunehmen verweigerte und nach völliger Unabhängigkeit von den Verordneten strebte. Dennoch schuf er sich in Steiermark nach und nach eine angesehene Stellung und seine Stimme wurde in Religionsangelegenheiten die einflußreichste im Lande, denn von ihm stammen zum größten Theile die Zusammenstellung der wichtigsten Glaubenssätze, die Kirchenagende und endlich die Vorschriften über das Kirchenministerium, welche dazu dienen sollten, Gleichförmigkeit in der Religionsübung der drei Lande Steiermark, Kärnten und Krain aufrechtzuerhalten.

Sowie Erzherzog Karl in Inneröstereich energisch gegen den Protestantismus aufzutreten begann, beeinflußt durch den Papst, durch seine Gemahlin, die bairische Maria, durch den Herzog Wilhelm von Baiern und durch den Kaiser befand sich H. bald in der vordersten Reihe der Vertheidiger der neuen Lehre und der Widersacher des Erzherzogs und an Streitfällen fehlte es nicht.

Auf dem Landtage zu Bruck an der Mur 1578 hatten die Stände beschlossen, eine eigene Druckerei in Graz zu errichten und bestimmt, daß ohne Wissen und Einsicht des Hauptpastors nichts in Druck gelegt werden solle. Als 1579 die Jesuiten den Katalog der Unterrichtsgegenstände, welche in ihrem Collegium gelehrt wurden, dem ständischen Buchdrucker zum Drucke übergaben, fragte dieser bei H. an, ob ihm dieser Druck gestattet sei; H. verbot denselben. Nun wandten sich die Jesuiten an die Regierung, welche den Buchdrucker gefänglich einziehen ließ. Die Stände erwirkten allerdings dessen Freilassung, doch mußte er seine Druckerei einstellen.

Einen weiteren, schweren Conflict mit der Regierung erregte H. durch seine Predigten. Am 3. Juni 1580 hielt er eine Predigt, in der er sich gegen das Fronleichnamsfest und gegen dessen Veranstalter und Theilnehmer in derben Worten aussprach und wiederholte diese am 5. und 7. Juni. Erzherzog Karl befahl infolge dessen den Verordneten und dem Landeshauptmann, H. zu verhören und darüber Bericht zu erstatten. Dies geschah, und nach einem zwischen den Ständen und der Regierung erfolgten lebhaften Schriftwechsel verbot diese dem H. jedes weitere Predigen. Trotzdem gönnte sich H. keine Ruhe. Er verfaßte das Werk: „Germina grani sinapi nuper sati“ (gedruckt 1581, zu Frankfurt am Main), ein religiöses Gedicht: „Vehiculum sacrum peregrinationis“ (erschienen 1582 zu Heidelberg) und ein deutsches Gedicht: „Ein schön Lied von der Rechtfertigung des armen Menschens für Gott“ (gedruckt Grätz o. J.).

Eine wichtige Sendung wurde ihm 1581 zu Theil. In Krain hatte Georg Dalmatin die Bibel in die slovenische Sprache übersetzt und wünschte, sein Werk in sprachlicher und theologischer Beziehung durch Sachverständige prüfen zu lassen. Als die geeignetste Persönlichkeit für diese Arbeit wurde H. erkannt; die steierischen Verordneten gestatteten ihm daher die Reise nach Laibach, wo er bis Ende October 1581 verweilte und über Dalmatin's Uebersetzung sein Urtheil dahin abgab, daß sie eine gute sei. Nachdem 1577 in Deutschland die Concordienformel zu Stande gekommen war, welche die zahlreichen kirchlichen und dogmatischen Streitfragen innerhalb der evangelischen Welt beseitigen und alle Anhänger der lutherischen Doctrin gegenüber den Anhängern

anderer Lehrmeinungen vereinigen sollte, wurde H. die Aufgabe zu Theil, Stände von Steiermark, Kärnten und Krain und alle diesen unterstehen Prediger zur Annahme und Unterfertigung derselben zu bewegen. N längeren Verhandlungen und nicht ohne Schwierigkeit, besonders in Kärn gelang ihm auch dieses Werk. — In ihrem Glauben bedrängt durch Erzher Karl beschlossen die Stände der drei innerösterreichischen Lande, eine Gesar schaft an den Reichstag nach Augsburg (1582) zu entsenden, um durch Ueberreichung der Unterschriften für die Concordienformel und eines von verfaßten Berichtes über die traurige Lage der Evangelischen in Inneröst reich, die Reichsstände geneigt zu machen, bei dem Erzherzog zu intercedi und dahin zu wirken, daß wie der Adel auch die Städte und Märkte Inn österreichs des Reichsfriedens theilhaftig würden. Bei dieser Gesandtsch befand sich auch H. — Dennoch stockte seine schriftstellerische Thätigkeit ni Er verfaßte um diese Zeit eine „Christliche Agenda, auffs einfältigste tauffen und andere Kirchensachen zu verrichten, so von denen gebraucht wer mag, welche an Ortte kommen, da die Kirch vorhin keine Agenden haben, ich Jeremias Homberger zuweilen hab thun müssen" (o. J. u. O., jedenfa 1582 in Graz gedruckt), ein „Examen theologicum" (Heidelberg 1583) u eine noch nicht gedruckte, handschriftlich im Landesarchiv zu Graz befindli „Oratio". In dieser legt er dar, daß die Evangelischen in Innerösterre getreue Anhänger der Augsburgischen Confession seien und gibt eine ansch liche und wahrheitsgetreue Schilderung des religiösen Zustandes von Stei mark, Kärnten und Krain (die letztere abgedruckt bei F. M. Mayer, s. u.).

Mit Patent vom 25. September 1583 befahl Erzherzog Karl, sich v nun an des neuen, gregorianischen Kalenders zu bedienen. Da in allen d Landen diese Angelegenheit als eine Religionssache angesehen wurde, erhob sich die evangelischen Prediger dagegen und erklärten sich gegen diese verder liche, vom Papste ausgehende Neuerung. Am heftigsten trat auch in die Sache H. in Graz auf. Die Regierung setzte aber zuerst in Krain u und Kärnten, dann auch in Steiermark ihre Anordnung durch.

Obwol H. von dem Erzherzog das Predigen untersagt war, hielt dennoch am 4. August 1585 vom Altar der Stiftskirche eine Anrede an sei Glaubensgenossen, welche, wie dem Erzherzoge berichtet wurde, die Aufforderu enthielt, in Religionssachen dem Landesfürsten nicht zu gehorchen. Die Fol dieses Vorganges war der Befehl des Erzherzogs Karl an die Verordnete H. aus seinen Ländern zu entfernen; binnen dreier Tage müsse er Gra binnen zwei Wochen Innerösterreich verlassen. Die Verordneten nahmen s Homberger's eifrigst an und protestirten gegen den Befehl des Erzherzog doch vergeblich, denn nach längerem Schriftenwechsel zwischen den Stän und der Regierung mußte H. am 11. November 1585 Graz und die Stei mark verlassen. Er begab sich nach Regensburg, genoß eine Jahrespen von den steirischen Ständen im Betrage von 200 Gulden und unterhielt seinen Glaubensgenossen in Graz einen lebhaften Briefwechsel. Nach Tode des Erzherzogs Karl (1590) begab er sich noch einmal nach Gr hoffend hier wieder angestellt zu werden; doch seine Wünsche verwirklich sich nicht.

Noch immer war er ununterbrochen schriftstellerisch thätig. Er sch zwei Büchlein: „Viola Martis" und das „Violbüchlein", welche von würdigen Vorbereitung zum Abendmahl handelten (erschienen wahrschei vor 1587 zu Graz, in 2. Auflage 1587 zu Regensburg); den Ständen Steiermark sendete er ein zum Drucke bestimmtes Werk „Trostbuch", we diese aber „wegen des darin enthaltenen Eifers" nicht drucken zu lassen wag

n Frankfurt a. M. erschienen 1588 zwei Werke: „Wolgemuth oder geistliche schauung des zweyfältigen Bildes Christi" und „Senffkörnlein unsers Herrn esu Christi, d. i. Kurtzer Unterricht von allen Hauptstücken der christlichen ehre"; die zweite Auflage des „Examen theologicum" erschien 1589 in Graz, nd ebenda 1590 „Sprüch Salomonis"; 1591 bei Johannes Spieß zu Frankfurt a. M.: „Germina grani sinapis nuper sati", nicht eine Uebersetzung es „Senffkörnleins", sondern ein Lernbuch in Fragen und Antworten; sodann: Mucro stimuli Christi. Ein ausführliche Erklerung und fleißige Betrachtung es hochwichtigen Artikels unsers christlichen Glaubens von der Justifikation nd Rechtfertigung des armen Sünders für Gott" (Jena 1592).

Die letzten Tage seines Lebens verbrachte H. zu Znaim in Mähren, wo r am 5. October 1595 starb.

Dr. Franz Martin Mayer, Jeremias Homberger. Ein Beitrag z. Gesch. Innerösterreichs im 16. Jahrh. (Arch f. öst. Gesch., 74. Bd., S. 203—259).

Franz Ilwof.

Homeyer: Eugen Ferdinand von H., hervorragender Ornitholog, wurde am 11. November 1809 zu Nerdin bei Anclam in Vorpommern geboren. Seine Absicht, zu studiren, wurde durch anhaltende Kränklichkeit in seiner Jugend verhindert und daher widmete er sich der Landwirtschaft und bewirthschaftete später das väterliche Gut Warbelow. Hier erregte die Vogelwelt sein lebhaftes Interesse und er begann die Vögel zu beobachten und eine Sammlung von Vogelbälgen anzulegen. Nach dem Tode seiner Frau verkaufte er das Gut und zog nach Stolp in Pommern, um sich ganz seiner Lieblingswissenschaft zu widmen. Seine außerordentliche Beobachtungsgabe, sein ausdauernder Fleiß und sein ausgebreiteter Briefwechsel mit den Fachgenossen bewirkten es, daß er nach nicht langer Zeit unter den europäischen Ornithologen in Bezug auf Urtheil und Kenntniß als einer der Bedeutendsten anerkannt wurde, wie schon daraus hervorgeht, daß er zum Präsidenten der deutschen ornithologischen Gesellschaft erwählt wurde. 1878 war es ihm vergönnt mit dem Kronprinzen Rudolf von Oesterreich und A. Brehm eine Reise an die untere Donau zu unternehmen. Bald darauf veröffentlichte er sein erstes Werk: „Ornithologische Briefe", Berlin 1881, in welchem er das Wichtigste aus einem umfassenden Briefwechsel zusammenstellte und dadurch ein höchst lehrreiches Buch schuf, welches nicht nur die Classification sondern auch die Biologie der Vögel eingehend behandelte. Noch in demselben Jahre erschien ein zweites Buch: „Die Wanderungen der Vögel mit Rücksicht auf die Züge der Säugethiere, Fische und Insecten", Berlin 1881, welches er dem Kronprinzen Rudolf widmete. Bemerkenswerth ist ferner noch ein Werk: „Deutschlands Säugethiere und Vögel, ihr Nutzen und Schaden." Der unheilvollen Zersplitterung der Vogelbenennungen trat H. entgegen, wie aus seinem grundlegenden „Verzeichniß der Vögel Deutschlands" hervorgeht. Außerdem veröffentlichte er zahlreiche kleinere Aufsätze in den verschiedensten Zeitschriften. Im Jahre 1883 legte er seines Alters wegen die Stelle eines Präsidenten der deutschen ornithologischen Gesellschaft nieder. Er starb am 31. Mai 1889 infolge eines Schlaganfalles. Er hinterließ eine Sammlung von 20 000 europäischen Vogelbälgen.

Heß.

Hopf: Gustav H., sachs.-gothaischer Finanzrath, Director der Gothaer Lebensversicherungsbank, hochverdient um den Ausbau des deutschen Versicherungswesens, geboren am 29. Mai 1808 zu Gut Hundsbrunn bei Ohrdruf in Thüringen, † am 6. October 1872 in Gotha. Der Vater, Pächter des eben genannten ganz allein liegenden Gutes, ließ diesen seinen zweiten Sohn anfangs durch einen Hauslehrer unterrichten, dann das Progymnasium zu Ohr-

druf und von Ostern 1826 ab das Gymnasium zu Gotha besuchen, welches in allen Fächern mit Auszeichnung absolvirte. Hierauf bezog er Ostern 18 die Universität Göttingen, um Rechts- und Cameralwissenschaft zu studiren; beschäftigte sich jedoch auch mit Mathematik, Physik, Chemie, Botanik u Mineralogie und gewann durch eine Arbeit über Hygrometrie einen zwei Preis, während den ersten kein geringerer als Bunsen ihm streitig mac Im Jahre 1831 legte er sein juristisches Examen ab und bestand gleich dar auch die cameralistische Prüfung mit Auszeichnung. Nun trat er in gothaischen Staatsdienst ein, und als zu jener Zeit der in der Gründung griffene Zollverein eine frische, hoffnungsreiche Strömung in dem wirtscha lichen und politischen Leben Deutschlands in Aussicht stellte, war es se richtige Beobachtung und Beurtheilung der Zeitverhältnisse, welche ihn sof eingehende Studien im Steuerfache machen ließ. Im Jahre 1834 erhielt eine feste Stellung als Rentcommissär im Rechnungsdepartement und Secretarie der Herzoglichen Kammer zu Gotha. Mittlerweile hatte ihn jed E. W. Arnoldi, der Begründer der Gothaer Lebensversicherungsbank, kenn und seine außerordentliche Befähigung schätzen gelernt und bewirkte 1835 se Ernennung zum Banksecretär, eine Stelle, deren Inhaber 1839 den Ti Bankbevollmächtigter, 1863 Bankdirector erhielt und in der That die Leitu der eigentlichen Bankverwaltung besorgte. Hier war er nun der rechte Ma am rechten Platze. Durch das völlige Aufgehen in seinem Berufe, we Selbstbeherrschung, Zurückhaltung und Disciplinirung wußte er den günstig Erfolg an sich zu fesseln. „Nicht an der Begründung und ersten schwierig aber glücklichen Organisation hatte er Theil, aber die Entwickelung der gede lichen und hohen Blüte der Gothaer Anstalt ist zumeist sein Werk und u die gesicherte, solide Entfaltung des Lebensversicherungswesens in Deutschla hat er mindestens sehr große und bleibende Verdienste.“ Eine große Anzahl ei gehender und noch jetzt beachtenswerther Abhandlungen von ihm geben hier den Beweis. So erschien von H. in der „Deutschen Vierteljahrsschrift“ Jah 1842: „Die neusten Ergebnisse und Fortschritte der Lebensversicherungsanstalt in Deutschland mit Andeutungen über die national-ökonomische Wichtigk dieser Anstalten.“ In der gleichen Zeitschrift Jahrg. 1852 veröffentlichte e „Die Lebensversicherungsanstalten Deutschlands, ihre Einrichtungen, ihr Zusta und ihre Hoffnungen“ und in Masius' „Rundschau der Versicherungen“ 185 „Die Bestimmungen der Verfassung der Gothaer Lebensversicherungsbank üb die Berechnung der Reserve mit ihren Consequenzen,“ desgl. Jahrg. 185 „Zur Frage über die Vertheilung der Ueberschüsse bei Lebensversicherung anstalten“. Fast jedes Jahr zeitigte fortan eine größere Zahl bahnbrechend Schriften, so über „Die Lebensversicherung als Mittel zur Hebung des persö lichen Credits für Mitglieder von Vorschußkassen und Creditgenossenschaften „Zur Frage über die Behandlung der Selbstmordfälle von Versicherten bei d Lebensversicherungsanstalten“; „Die Stellung der Aerzte zu den Lebensve sicherungsanstalten“; „Der Prämienübertrag bei der Lebensversicherung“ u. s.

Den Gedankenaustausch mit Fachgenossen als den wirksamsten Hebel f Erlangung eigener Tüchtigkeit und Schaffenskraft anerkennend, knüpfte H. m englischen Versicherungsleuten um die Mitte der vierziger Jahre fördernde u erfolgreiche Verbindungen an, sodaß ihn die statistische Gesellschaft zu London ihrem auswärtigen, das Institut of Actuaries zu seinem correspondiren Mitglied ernannte. Mehrere seiner Schriften wurden daher auch ins Engli übersetzt. Nicht minder lebhaft wie zu den englischen wurden bald seine ziehungen zu den deutschen Fachgenossen und Gelehrten und hiernach dehnte dieselben auch auf Frankreich, Oesterreich, Belgien (wo er seit 1857 co

spondirendes Mitglied der Commission centrale de statistique in Brüssel war) und zuletzt auf die Vereinigten Staaten von Nordamerika aus. Nebenher lief seine Wirksamkeit und Stellung auf den in den fünfziger Jahren von Quetelet in Brüssel angeregten internationalen Congressen, denen er 1855 in Paris, 1857 in Wien, 1860 in London und 1863 in Berlin beiwohnte. Von der Gothaischen Regierung wurde wiederholt sein sachverständiger Rath erbeten, so bei der Umgestaltung der Wittwensocietät. In Anerkennung seiner Verdienste darum erfolgte die Verleihung des Prädicats „Finanzrath“.

Als es sich um Entwürfe zu einem Versicherungsgesetze handelte, nahm H. an den Verhandlungen in dem Collegium für Lebensversicherungswissenschaft, welches im Jahre 1868 unter seiner wesentlichen Mitwirkung in Berlin ins Leben gerufen worden war, einen entschiedenen Antheil. Für seine Stellung zu den bedeutsamen Bestrebungen des Collegiums in legislatorischer Richtung war stets das für ihn bestimmend und ausschlaggebend, das große Werk vor wechselnden Zeitströmungen und persönlichen Auffassungen zu schützen und dafür suchte er nach richtigen und ausreichenden Garantien. In Gotha nahm H. Antheil an der Gründung der Gothaer Privatbank und gehörte deren Aufsichtsrath bis zu seinem Tode an, ferner war er Mitglied des Vorstandes der kaufmännischen Innungshalle und Handelsschule und des Aufsichtsrathes der Actiengesellschaft für Wasserversorgung.

H. war seit dem 4. Juni 1838 vermählt mit Marie Henneberg aus Gotha, die ihm sieben Kinder gebar, von welchen drei jedoch nur ein geringes Alter erreichten; seine Gattin selbst wurde am 26. Mai 1866 von langen Leiden durch den Tod erlöst.

Vgl. Erinnerungen an Gustav Hopf von Dr. F. Henneberg, Gotha 1872.

M. Berbig.

Hopf: Julius H., Dr. jur., Bevollmächtigter der Feuerversicherungsbank zu Gotha, Sohn des Vorigen, geboren am 20. Oktober 1839 in Gotha, † ebenda am 12. Juli 1886. Seine juristischen Studien machte H. nach Absolvirung des Gothaer Gymnasiums in Berlin und Göttingen, worauf er nach dem Staatsexamen, der Promotion und längerem Aufenthalte im Auslande in den gothaischen Justizdienst eintrat. Schon von Jugend auf im Elternhause mit dem Versicherungswesen näher bekannt geworden, übernahm er 1875 die Stellung als Banksecretär in der Verwaltung der Feuerversicherungsbank für Deutschland in Gotha. Im J. 1876 wählte ihn die Bevölkeruug des Herzogthums Gotha in den deutschen Reichstag, wo er bis zur Auflösung desselben 1878 der nationalliberalen Partei angehörte, sodann aber eine Wiederwahl ablehnte. Als sein Schwager August Gier, der Bevollmächtigter der Feuerversicherungsbank war, 1879 unheilbar erkrankte, rückte H. in seine Stellung ein. Leider aber erkrankte auch er schon Ende des Jahres 1880 an einem Lungenleiden, dessen Heilung auch ein längerer Aufenthalt in Soden, San Remo und Falkenstein im Taunus nicht herbeiführte und dem er endlich erlag. Seine erste Gemahlin, Gertrud geb. Besser, hatte er bereits 1875 verloren, seit 1877 war er wieder vermählt mit Anna geb. Lorenz. Er hinterließ einen Sohn und drei Töchter.

In die Zeit, während welcher H. die Stellung als Banksecretär bekleidete, ... der hundertste Geburtstag des Gründers der Bank, E. W. Arnoldi und ... diesem Anlaß verfaßte er im Auftrage seiner Anstalt die Festschrift: ... W. Arnoldi und seine Schöpfung, die Feuerversicherungsbank für Deutsch... Ein zweites Buch, durch welches sich H. einen klangvollen Namen in ... Fachlitteratur erwarb, gab er 1880 heraus; es führte den Titel: „Auf... ...n der Gesetzgebung im Dienste der Feuerversicherung.“ Eine dritte ver-

dienstvolle Denkschrift, den öffentlichen und Privatbetrieb in der Feuer-
versicherung betreffend, bearbeitete H. auf seinem Krankenbette in Falkenstei
Außer seinen Arbeiten auf dem Gebiete des Versicherungswesens war H. sch
früher auf juristischem Gebiete publicistisch thätig gewesen. Seine in Fran
reich und England gemachten Studien hatte er niedergelegt in den Schrifter
„Die Rechtsschulen in Frankreich" und „Die Genossenschaften der Anwälte i
England". Eine Reihe von Jahren gab er auch, anfangs gemeinschaftlich m
Sammer, dann allein die von Martens begründete Recueil des Traités herau
Alle Schriften Hopf's zeichnen sich durch klare, objective und noble Darstellung
gabe und durch formvollendeten Stil aus.

Vgl. Vereinsblatt für Deutsches Versicherungswesen. Jahrg. 188
Nr. 10. M. Berbig.

Hoppe: Ernst Felix Immanuel H.-Seyler zu Straßburg i/E., Ar
und Chemiker, geb. zu Freiburg a. U. am 26. Dec. 1825, besuchte die Univer
täten Halle, Leipzig, Berlin, Prag, Wien als Schüler von E. H. und Ed. Webe
Oppolzer, Erdmann, Marchand, Joh. Müller, Lehmann, wurde in Berlin 185
Doctor mit der Dissertation: „De cartilaginum structura et chondrino", li
sich dann hier als Arzt nieder, war Arzt am Arbeitshause 1852—54 und b
schäftigte sich gleichzeitig mit physiologisch-chemischen Arbeiten und physikalisch
Diagnostik. 1854 übernahm er die Stellung als Prosector in Greifswal
habilitirte sich daselbst, kehrte aber bereits 1856 nach Berlin zurück, wo er a
Assistent Virchow's im pathologischen Institut für pathologische Chemie b
1864 thätig war und 1860 Professor e. o. wurde. 1861 folgte er eine
Ruf als ordentlicher Professor der angewandten Chemie nach Tübingen u
1872 siedelte er als ordentlicher Professor der physiologischen Chemie na
Straßburg über. In dieser Stellung verblieb er bis zu seinem Lebensend
H., der am 10. August 1895 auf seiner Besitzung Wasserburg am Bodensee währe
eines Ferienaufenthaltes am Schlaganfall gestorben ist, gehört zu den B
gründern der neueren physiologischen Chemie, um die er sich nicht bloß dur
eine unübersehbare Zahl eigener Forschungen in allen ihren Theilen, sonde
auch durch eine umfassende Lehrthätigkeit verdient gemacht hat. Die Mehrza
der deutschen Universitätslehrer der physiologischen Chemie und viele au
ländische sind aus Hoppe's Schule hervorgegangen. Von seinen Schriften sei
zunächst erwähnt: „Handbuch der physiologisch- und pathologisch-chemische
Analyse" (Berlin 1858—83, 5 Aufl.); „Physiologische Chemie" (Ib. 187
bis 81); „Medicinisch-chemische Untersuchungen" (4 Hefte, 1866—71); „Zei
schrift für physiologischo Chemie" (I—XVIII, 1877—94). Außerdem veröffen
lichte H. Arbeiten über die Eigenschaften der Blutfarbstoffe, der Eiweißstoff
über Gährungen, Activirung des Sauerstoffs, Bestandtheile der Protoplasme
u. s. w. in Virchow's Archiv und Pflüger's Archiv und in der oben genannte
Zeitschrift. Von diesen Einzelarbeiten haben namentlich diejenigen über d
Eiweißkörper (Vitellin, Ichthin, Globulin, Albumin) und über die Chem
der Zelle in allerjüngster Zeit den Anstoß zu weiteren sehr wichtigen Forschunge
gegeben. In Bezug auf die Blutfarbstoffe kommt H. das Verdienst zu, d
Bedeutung des Hämoglobins für die innere Athmung, den Zusammenhan
des Blutfarbstoffs mit dem Lecithin, das Nuklerin in den Blutkörperchen, da
Hämochromogen nachgewiesen zu haben. H. gab Methoden zur Analyse
Hämoglobins an, untersuchte dessen Spaltungsproducte und förderte name
auch die Lehre von den Beziehungen der rothen Blutkörperchen zu den Ga
farbstoffen. In den Zellen wies H. die Globuline, Albumine, Glykogen,
Verbreitung des Lecithins u. s. w. nach. Wichtig sind auch Hoppe's Stu
über die Bedeutung der Cholesteaine und des Fetts in den Zellen.

Vgl. Pagel, Biogr. Lex. hervorr. Aerzte d. 19. Jahrhs., S. 728.
Pagel.

Hoeppl: Christian H., Lyriker, geboren 1826 zu Ansbach, studirte zu
rlangen, Göttingen, Halle und München classische und morgenländische Sprachen,
andte sich aber nicht, wie ursprünglich beabsichtigt, dem philologischen Berufe
u, sondern lebte in Mainz, Wiesbaden und Düsseldorf litterarisch thätig,
ch bei Zeitschriften beschäftigt. In Wiesbaden hat im Sommer 1857 sein
ltersgenosse Rodenberg, der bekannte Dichter, mit ihm einige Wochen verlebt,
er bald danach, als Hoeppl's Briefe immer verwirrter wurden, die Be-
ehungen zu ihm abgebrochen, und er vermag jetzt (s. u.) nichts Näheres mehr
er ihn auszusagen, obwohl Hoeppl's letztes Buch „Meinem lieben Freunde
ulius Rodenberg zugeeignet“ ist. Die Herausgabe eines von vornherein nicht
bensfähigen litterarisch-journalistischen Unternehmens, „Der Rhein“, stürzte
n in eine solche Schuldenlast, daß er nicht hoffen konnte, diese je zu decken,
d deshalb in die Schweiz flüchtete. Da es ihm nicht gelang, sich wieder
fzurichten oder gar emporzuarbeiten und sich ihm keine Aussicht auf Besserung
der Zukunft zeigte, endete H. verzweifelnd sein Leben 1862 durch Selbst-
ord auf dem Züricher See. Vier selbständige Bücher hat H. drucken lassen,
mmtlich durchaus Früchte ausgesprochenen lyrischen Schaffens enthaltend.
er starke Band „Gedichte“ (1851; 2. Aufl. 1853) bringt eine Fülle ver-
iedenster Stimmungen in meistens glatten, doch vorzugsweise einfachen
ormen zur Anschauung: „wir finden darin Poesien voll tiefer Empfindung,
ll gesunder Lyrik, voll warmer Vaterlandsliebe, kurz Proben eines entschieden
hterischen Berufes“ urtheilte Levin Schücking in der „Kölnischen Zeitung“.
ch einige gelungene freie Nachbildungen aus dem Englischen, dem Neugriechischen
d aus Hafis' ‚Divan‘. Wie letztere so bekundet auch „Sakontola, lyrisches
rama“ (1854; 2. Aufl. 1857) den ehemaligen Orientalisten; ein längerer
tikel im „Magazin für die Litteratur des Auslandes“ wies hin, wie H. durch
ropäisierung das herrliche indische Gedicht auch dem größern Publicum, auch
r Frauenwelt zugänglich gemacht habe. Höhere Stufen zu erklimmen wagte
s subjectiv lyrisch-epische Werk „Atlantis. Eine Dichtung“ (1856). Denn es
rd, hieß es in einer längeren Besprechung im ‚Jahrbuch deutscher Dichtung‘,
ine Atlantis ein Preislied der Natur voll reizender Schilderungen, tiefer An-
auung und hoher Gedanken. Die lebendige Natur dient ihm nicht als bloße
affage, auch nicht als Hülle, um darunter eine Idee verblümt zu geben, nicht
bel, nicht Märchen ist seine Dichtung, sie ist etwas Höheres — die poetische Ver-
rung der in der Vielheit der Naturerscheinungen sich offenbarenden geistigen Ein-
t. Die gleichsam wie in lichten, rosigen Morgenschein getauchte, wie Blumenduft
t hingehauchte Dichtung ... wird auch dem aus der Halbheit und Unnatur
serer Cultur- und Gesellschaftszustände sich heraussehnenden Denker genuß-
che Befriedigung gewähren“. Von dieser zu enthusiastischen Lobpreisung
ß auf jeden Fall auf Kosten des Rhythmus und der äußern Form überhaupt
Abzug vorgenommen werden. Dagegen ist es H. in seiner letzten Samm-
g „Ein weltlich Liederbuch“ (1859) nicht nur in einer längeren Reihe von
ichten gelungen, Form und Inhalt harmonisch auszugestalten, sondern auch
er das ausschließliche Empfindungsgebiet hinausdringend, Stimmungen aus
tur, Seele, Leben in Bildern, welche deutlich der eigenen Erfahrung ab-
auscht sind, widerzuspiegeln. Viele tiefernste sowie etliche mit der Thräne
Auge halbheiter anklingende Nummern dieses „weltlichen“ Liederbuchs —
n trotz des Titels eigentlicher Realismus ziemlich fremd bleibt — sollten
n völlig verschollenen Namen des unglücklichen Dichters eine Stätte bei der

Buchung der nicht zu reichen lyrischen Ausbeute der sog. Reactionsperio[de]
1850—60 verbürgen.

Lebensabriß bei Frz. Brümmer, Lex. d. dtsch. Dchtr. u. Pros. [d.]
19. Jhs. [4 u. 5] II 201 f., dessen lebensgeschichtl. Daten beruhen meist auf H. Kur[z]
Gesch. d. d. Lit. IV, 30 a, dem zufolge auch Hoeppl's „weltlich Liederbuch“
„eine kühne, oft allzukecke Weltanschauung“, die Märchendichtung „Atlantis“
episches Talent (vgl. ebd. S. 365 a) bekunde. Nach Kurz S. 8 b hatte si[ch]
Hoeppl an die 1851 von Hamburg aus (durch Krüger und Wulff) b[e]-
gründete sog. „Junggermanischen Schule“ (vgl. „Die 'J. Sch. Ziel u[nd]
Grundsätze derselben, dargestellt von ihr selbst“, 2. Aufl. Altona 1859) m[it]
vielen andern frischen Talenten angeschlossen (vgl. auch deren Zeitschr[ift]
„Teut“). — Kurze briefl. Auskunft Prof. Dr. J. Rodenbergs 14. Nov.
1904. Die citirten Urtheile auf dem Rückumschlag des „weltl. Liederbuchs“

Ludwig Fränkel.

Horn: August Wilhelm von H., königlich-preußischer General [der]
Infanterie, am 18. Februar 1800 auf dem Gute Loschen im Kreise Preußisch-
Eylau in Ostpreußen geboren, trat sechszehnjährig zu Danzig beim damalig[en]
4. Infanterieregimente in den Heeresdienst, legte während des Besuches [der]
Kriegsschule (jetzt Kriegsakademie), zu welcher er von 1822—1825 als Secon[de]-
lieutenant commandirt war, den Grund zu einer demnächst durch anderwe[itige]
Studien ergänzten und vervollständigten militärischen und allgemein-wisse[n]-
schaftlichen Bildung, wurde von 1826—1840 in verschiedenen Stellungen [der]
niederen und höheren Adjutantur verwendet, befehligte dann je sieben Ja[hre]
lang eine Compagnie und ein Bataillon, darauf seit 1854 das 20. Infanter[ie]-
regiment in Neu-Ruppin, wurde 1858 Brigade- und 1862 Commandeur [der]
8. Division in Erfurt. In letzterer Dienststellung befand er sich während [des]
Krieges vom Jahre 1866 auf dem böhmischen Kriegsschauplatze und hatte [mit]
seiner Division am 3. Juli hervorragenden Antheil an dem Verlaufe [der]
Schlacht bei Königgrätz. Es war ihm hier in früher Morgenstunde der Au[f]-
trag geworden den Holawald zu besetzen und zu halten. In vollem Umfange h[at]
er den Befehl erfüllt. Gleichwol wurde nach Beendigung des Krieges die Fra[ge]
aufgeworfen, ob die 8. Division in gleichem Maaße wie die neben ihr fechten[de]
zum nämlichen, dem IV. Armeecorps gehörende 7. unter General von Fra[n]-
secky (A. D. B. XLVIII, 712) zur Entscheidung des Tages beigetragen ha[be].
Sie ist im achten Beihefte des Militär-Wochenblattes vom Jahre 1904 [zu]
Gunsten Horn's und seiner Division beantwortet worden. Dieser selbst wur[de]
am 15. Juli des nämlichen Jahres zum Inspecteur der Infanterie b[eim]
II. Reserve-Armeecorps ernannt um dessen Commandeur, dem Großherzo[g]
Friedrich Franz II. von Mecklenburg-Schwerin — wie die betreffende Cabinet[s]-
ordre lautete — „als erfahrener und bewährter General zur Seite zu stehen“,
fand aber, da bald darauf Friede geschlossen wurde, keine Gelegenheit me[hr]
eine erfolgreiche Thätigkeit zu entfalten. Nach Auflösung des genannt[en]
Armeecorps trat er zu den Officieren von der Armee über und wurde a[m]
6. October d. J. auf sein Ansuchen als General der Infanterie zur Dispositi[on]
gestellt. Während des Krieges gegen Frankreich vom Jahre 1870/71 war [er]
stellvertretender commandirender General des IV. Armeecorps in Magdebur[g];
am 19. April 1889 starb er zu Berlin. Es werden ihm scharfer Vers[tand],
ruhige Ueberlegung, fester Wille und ein vortrefflicher Charakter nachger[ühmt].

B. v. Pote[n].

Horn: Johannes H. (tschechisch Roh), einer der Führer der böhmischen
Brüder im 16. Jahrhundert, Bearbeiter und Herausgeber der 2. Au[sgabe]
des deutschen Gesangbuchs der böhmischen Brüder vom Jahre 1544. Er wu[rde]

zu Taus in Böhmen geboren und besaß, wie viele der Brüder keine eigentlich gelehrte Bildung, eignete sich aber durch Privatstudium eine tüchtige Kenntniß der heiligen Schrift an und studirte namentlich mit Vorliebe theologische Werke der deutschen Litteratur. Im J. 1518 erhielt er die Priesterweihe und wurde Leiter der Gemeinde in Weißwasser. Anfangs der zwanziger treffen wir ihn in Leitomischl, wo er in freundschaftliche Beziehungen zu Laurenz Kraßnicky, dem Vorstand der dortigen Gemeinde tritt. Um diese Zeit kam auch Michael Weiße, der sich der Lehre Luther's zuneigte und deshalb sein Kloster in Breslau verlassen hatte, nach Leitomischl und gewann auf H. einen tiefgehenden Einfluß; denn seiner Einwirkung wird es zuzuschreiben sein, daß H. sich eingehender mit der Lehre Luther's beschäftigte und Luther's Schrift vom Anbeten des Sacraments ins Tschechische übertrug. Es ist wahrscheinlich, daß H. zu Beginn des Jahres 1522 doch ohne officiellen Auftrag zu Luther nach Wittenberg ging, der kurz vorher von unbekannter Seite angebliche „Artikel der Böhmen“ erhalten hatte, die H. mit in die Heimath brachte, wo der Führer der böhmischen Brüder Lukas erklärte, sie seien nicht von den Brüdern ausgegangen; es seien darin, schreibt er in einem Briefe an Kraßnicky, Ideen der Brüder verwoben mit eigenen des Erdichters, wer dies auch sein möge. Um gegen diese Artikel zu protestiren, wurde H. mit Anderen nach Wittenberg abgesandt, wo Luther ihn entschieden stark beeinflußte. Nach des Bruders Lukas Tode (1528) sehen wir ihn im Verein mit Johann Augusta und Benedikt Baworynsky energisch für den Anschluß an die deutsche Reformation eintreten. Der eine Zeitlang unterbrochene Verkehr mit Luther wird wieder aufgenommen und dieser schreibt im J. 1533 die bekannte Vorrede zur Confession der böhmischen Brüder. Zwei Jahre zuvor war in Jungbunzlau das erste deutsche Gesangbuch der böhmischen Brüder erschienen, herausgegeben von Michael Weiße. Auch H. gebührt ein gewisser Antheil an der Herausgabe, ihm oblag gewissermaßen die letzte Redaction, er war die oberste Instanz, die über die Aufnahme der Lieder zu entscheiden hatte. Weiße nun sagt zwar in der Vorrede zu seinem Gesangbuche, es seien die Lieder „nach fleißigem vberlesen, corrigiren vnd bessern von den eltesten brüdern“ in Druck gelegt worden, aber H. klagt sich im Vorworte zur 2. Auflage dieses Gesangbuches (1544) selbst einer Versäumniß bei seiner Redaction an, indem er sagt, er habe nur jene (20) Lieder, die Weiße aus dem Tschechischen ins Deutsche übersetzte, übersehen und corrigirt, nicht aber die andern (d. h. die Originallieder Weiße's), was er „billich“ gleichfalls hätte thun sollen. Aber er habe dies ganz Weiße überlassen, der in deutscher Sprache viel „geschickter“ gewesen sei, als er. Dadurch sei es möglich gewesen, daß sich in das Gesangbuch Lieder einschlichen, die den Lehren der Brüder widersprachen; namentlich in den Liedern vom Abendmahl fand er „einn sonderlichen sihn, dem vnseren fast vngleych, Nemlich das das Brodt vnd der Wein, der Leyb vnd das Blut Christi sey Testamentsweyß, und dergleichen Wort mehr, (welches er auch in vnser Appologien, so zu Zürich gedruckt, die er denn Verteutschete, gethan) darob jch sambt andern Eltisten gar sehr erschracken. Darumb wir auch obgedachten Michel Weysen gar ernstlich straffeten vnd hart zuredeten, jn auch dazu hielten, solchs zu bessern, welchs er denn von vns allen willig aufnam vnd solchs zu bessern war gesinnet, ja auch zum teyl nu anfieng. Jnn dem fordert jn Gott von hynnen, das also sein fürnemen nicht fort gieng“.

Dies die Darstellung Horn's. Ob sich die Sache wirklich so verhielt, wie er sie darstellt, ist schwer zu sagen. Thatsache ist, daß die Brüder in der Abendmahlslehre vielfach von einander abwichen, daß selbst die sonst als

autoritativ betrachteten Lehren des Bruders Lukas in dieser Beziehung nic
überall Anerkennung fanden und daß Weiße entschieden zur Ansicht Zwingli'
hinneigte, die damals in Böhmen viele Anhänger zählte und gegen deren Au
breitung König Ferdinand noch 1543 einen Erlaß an die Stände richte
Wie groß die Zahl derer unter den Brüdern war, die an Weiße's Sei
standen, ob er aus eigenem Antriebe seine Anschauungen in Liedern zu ve
breiten suchte, die er dann heimlich eingeschmuggelt hätte, oder ob er im Ei
verständnisse mit den Aeltesten handelte, die nur später die Aenderung ih
Auffassung von der Abendmahlslehre vor der Oeffentlichkeit verbergen wollt
bleibt heute, wo noch so viele Quellen zur Geschichte der böhmischen Brü
ungedruckt sind, noch dunkel; auffallend ist es jedoch, daß Weiße noch ein Ja
nach der Herausgabe seines Gesangbuches (1532) in den engeren Rath
Brüder gewählt wurde, daß nicht nur seine Ausgabe, sondern auch zwei Ul
Nachdrucke aus den Jahren 1538 und 1539 fortgesetzt und unbeanstandet
den Brüdern benützt wurden und daß auch im tschechischen Gesangbu
der böhmischen Brüder sich zur selben Zeit Lieder fanden, die erst später
irrig und den Ansichten der Brüder nicht entsprechend erkannt wurden.
kannt ist andererseits die in diese Zeit fallende stärkere Anlehnung
Brüder an Luther, die natürlich auch in ihren Liedern zum Ausdruck komm
mußte. Im J. 1532 war H. zum Senior der Brüder erwählt worden;
seinen Antrag wurde 1534 die Abschaffung der Wiedertaufe beschlossen, a
die umgestaltete Ausgabe der Brüderconfession, die in der Rechtfertigungsle
Luther entgegenkommt, geht auf seinen Einfluß zurück. Im J. 1541 unt
nahm H. eine neue Redaction des tschechischen, vier Jahre später des deutsc
Gesangbuchs der Brüder, eine Arbeit, die früher zu unternehmen ihn and
Berufspflichten und eine langwierige Krankheit gehindert hatten. Mit Hi
zweier ungenannter Brüder unterzog er sich der Arbeit, der er den Ul
Nachdruck von 1539 zu Grunde legte; 4 Lieder Weiße's wurden gänzl
ausgeschieden, 5 andere nur stellenweise geändert; beides geschah aus den
geführten dogmatischen Gründen. Neu aufgenommen wurden 32 Lieder,
denen 9 auf tschechische Orginale zurückgehen. Es entsteht die Frage, von w
diese neuen Lieder herrühren. Das Gesangbuch vom J. 1639 nennt sie in
gesammt Uebersetzungen Horn's; aber alle Angaben dieses Gesangbuchs si
mit großer Vorsicht aufzunehmen. Halten wir uns vor Augen, daß H. sel
gesteht, er sei der deutschen Sprache nicht so mächtig gewesen wie Weiße, u
daß er auch in tschechischer Sprache sich nicht als Liederdichter bethätigte,
haben wir keinen Anlaß, in ihm den Dichter dieser neuen Lieder zu sehen,
in Form und Inhalt aufs engste sich an Weiße's Lieder anschließen. Und
wir durch H. selbst wissen, daß Weiße anfing, an seinem Liederbuche zu besser
so liegt die Vermuthung nahe, daß die neuen Lieder gleichfalls sein Eigenthu
seien, wenn wir nicht annehmen wollen, daß einer der ungenannten Mi
arbeiter Horn's sie verfaßt habe. — H. selbst machte in dieser Zeit ei
Wandlung seiner Gesinnung durch, die ihn der Reformation und dem Deutsc
thum wieder entfremdete; auf der Bunzlauer Synode vom J. 1546 gesta
er unter Thränen, er sei durch die Lectüre deutscher Bücher verhindert g
wesen, zu erkennen, welche Schätze die Unität in sich berge; jetzt erst wisse
daß er das, was er in den Büchern der Brüder finde, in keinem an
Buche gefunden habe. Die Brüder hätten es nicht nöthig, nach and
Dingen sich umzusehen, da sie daheim genug hätten. Das Jahr darauf s
H. in Jungbunzlau.

Joseph Müller, Die deutschen Katechismen der böhmischen Brüder.
Berlin 1887. — Wolkan, Das deutsche Kirchenlied der böhmischen Brüder.

Prag 1891. — Wolkan, Geschichte der deutschen Litteratur in Böhmen. Prag 1894, S. 247—54.

Rudolf Wolkan.

Horn: Ludwig Wilhelm H., Forstmann, geboren am 8. April 1829 zu Wolfenbüttel, wo sein Vater als Kanzlist bei dem damaligen Herzogl. Landesgericht angestellt war, † am 4. April 1897 zu Braunschweig im Alter von 68 Jahren infolge eines Gehirnschlages, der ihn am 20. März betroffen hatte. Von Geburt an schwächlich, wurde er, da seine Mutter frühzeitig gestorben war, von der zweiten Frau seines Vaters liebevoll und sorgsam erzogen; jedoch blieb er zeitlebens kränklich. Nach dem Besuch der Bürgerschule seiner Vaterstadt, trat er im Herbst 1837 in das dortige Gymnasium ein, welches er 1846 im Alter von 17½ Jahren mit dem Zeugniß der Reife verließ. Seine Vorliebe für naturwissenschaftliche Studien führte ihn dem forstlichen Berufe zu; auch hoffte er, in der kräftigenden Waldluft seine zarte Constitution zu stärken. Den vorgeschriebenen zweijährigen praktischen Vorcursus bestand er bei seinem Onkel, dem Revierförster Horn, der das Revier Gandersheim verwaltete. Hierauf bezog er im Herbst 1848 die forstliche Abtheilung des Polytechnikums in Braunschweig, an welchem Theodor Hartig als Professor der Forstwissenschaft wirkte. Nach zweijähriger Studienzeit unterzog er sich (1851) in Braunschweig der ersten forstlichen Prüfung mit so glänzendem Erfolge (Note 1), daß ihm ein Stipendium zu einer forstlichen Studienreise gewährt wurde. Unter der Führung seines Lehrers und Gönners Hartig bereiste er den Thüringer Wald, Schwarzwald, Odenwald, Spessart, die Rhön und den Hardtwaldt. Die hierdurch erlangten Anschauungen und Kenntnisse gestalteten sich zu einer nachhaltigen Quelle, aus welcher er noch in späteren Jahren erfolgreich schöpfte. Im Herbst 1851 bezog er die Georgia Augusta zu Göttingen, um juristischen, cameralistischen und naturwissenschaftlichen Studien obzuliegen. Durch sein ernstes wissenschaftliches Streben zog er hier die Aufmerksamkeit des bekannten Nationalökonomen Georg Hansen derart auf sich, daß ihm von diesem die Aussicht auf eine forstliche Docentenstelle an dem neuerrichteten landwirthschaftlichen Institut zu Göttingen eröffnet wurde. Da ihm aber sein früherer Lehrer und väterlicher Freund Hartig bereits zugesagt hatte, für seine spätere Berufung als Lehrer der Forstwissenschaft am Collegium Carolinum Sorge tragen zu wollen, lehnte er das ihm gemachte Anerbieten ab. Es galt ihm nun zunächst darum, unter der Leitung eines tüchtigen praktischen Verwalters und ihm auch in wissenschaftlicher Hinsicht nahestehenden Mannes im praktischen Forstdienst sich auszubilden. In dieser Beziehung konnte kaum eine geeignetere Persönlichkeit gefunden werden, als der im Forstrevier Seesen am Harze amtirende, auch als Schriftsteller — namentlich auf forstentomologischem Gebiete — bekannte Revierförster Beling, der dem Inspectionsbezirke Seesen später als Forstmeister vorstand. Mit Genehmigung der Kammer siedelte daher H. dorthin über. Leider erkrankte er aber, infolge körperlicher Anstrengungen in dem bergigen Gelände, an einer Blinddarmentzündung, welcher sich später ein hoher Grad von Nervenschwäche zugesellte, so daß er seine Thätigkeit nach einiger Zeit einstellen und sich behufs Heilung in mehrere Bäder begeben mußte. Nachdem sich hierdurch sein körperliches Befinden gebessert hatte, übernahm er im Herbst 1861 vorübergehend Beschäftigung als Hülfsarbeiter bei der Herzoglichen Kammer in Braunschweig. Von einem schweren Rückfall im J. 1862 heimgesucht, der ihn mehrere Jahre arbeitsunfähig machte, erholte er sich so langsam, daß seine erste Anstellung im Forstdienste als Forstgehülfe erst am 1. August 1865 — in einem Alter von 36 Jahren — erfolgen konnte. Er bestand dann im J. 1866 noch das

zweite sogenannte Beförderungsexamen ebenfalls mit Auszeichnung, kehrte ab aus gesundheitlichen Rücksichten nicht wieder in den praktischen Forstdien zurück, sondern bemühte sich um Verwendung im Bureaudienst, da die ih früher in Aussicht gestellte Professur am Collegium Carolinum inzwisch anderweit besetzt worden war. Am 1. Juli 1868 trat er zunächst bei d Kammer als Kammerrevisor ein; am 20. Januar 1872 rückte er zum Kamme secretär auf, in welcher Stellung ihm 1875 der Titel Assessor verliehen wurd Am 27. September 1876 erfolgte seine Ernennung zum Kammerassessor u Mitglied der Kammerdirection der Forsten, zunächst mit berathender Stimm doch wurde ihm schon im folgenden Jahre das Votum verliehen. Am 22. Ju 1878 wurde er zum Kammerrath befördert, und am 8. Mai 1893 erhielt das Prädicat Geheimer Kammerrath, nachdem er seit dem 1. October 18 als ältestes technisches Mitglied der Forstdirection an die Spitze der brau schweigischen Forstverwaltung gestellt worden war.

H. hat sich um die neuere Gestaltung der Forsteinrichtung hervorragen Verdienste erworben. Er betrieb und erreichte für die Ausführung der V messungen und Bearbeitung der Wirthschaftspläne in den fiscalischen Forst die Gründung einer besonderen Forsteinrichtungsanstalt, zu deren Leiter 1880 berufen wurde. Die von ihm befolgte Methode der Forsteinrichtu lehnt sich an das sächsische Verfahren an. Als Mitglied der Forstdirecti bearbeitete er hauptsächlich die forstlichen Culturſachen, wobei ihm seine au gezeichneten naturwissenschaftlichen Kenntnisse, zumal seine Ausbildung n botanischer Richtung hin, sehr zu statten kamen. Mit ganz besonderem Ei widmete er sich aber dem forstlichen Versuchswesen. Nachdem er die No wendigkeit der Errichtung einer forstlichen Versuchsanstalt für das Herzogthu Braunschweig in einer ausführlichen Denkschrift nachgewiesen hatte und Anstalt infolge dessen ins Leben getreten war, wurde er 1876 zu deren Lei ernannt. Als solcher veranlaßte er zunächst die Gründung einer for meteorologischen Station in Marienthal 1878, deren Beobachtungsergebnisse den Müttrich'schen Jahresberichten über die preußischen Versuchsanstalten m getheilt wurden. Ferner wurde durch ihn eine größere Anzahl von Ertrag und Durchforstungsprobeflächen in den braunschweigischen Forsten angele deren exacte Behandlung nach dem hierfür bestehenden Arbeitsplane bei d Bereisungen durch die Delegirten der anderen forstlichen Versuchsanstalt durchweg die größte Anerkennung fand. Mit besonderer Vorliebe behande er die Exotenfrage, für die er das richtige Verständniß besaß (er w weder Schwärmer noch Pessimist) und in welcher er sehr orientirt war. Na Hartig's Tod war ihm der Versuchsgarten zu Riddagshausen zum Anbau v Ausländern überwiesen worden; hier züchtete er die verschiedensten Holzarte die dann in die braunschweigischen Forsten wanderten und somit sein Andenk auch späteren Generationen erhalten werden.

Auf litterarischem Gebiet hat sich H. leider wenig bethätigt, obschon durch seine gediegenen Kenntnisse und vielen Erfahrungen hierzu besonde befähigt erschien. Seiner Feder entstammen nur gelegentlich verfaßte klei Arbeiten in den Jahrbüchern des Vereins für Naturwissenschaft zu Braun schweig, in den Veröffentlichungen der Section des landwirthschaftliche Centralvereins für Acclimatisation und in den Jahresberichten des Harze Forstvereins (s. z. B. den Bericht über die „Anbauversuche in Braunschweig" im Jahrgang 1891, S. 6—30), sowie des Hils-Solling Forstvereins. Er betheiligte sich häufig und gern an den bezüglichen Jahresversammlungen, be suchte auch die Wanderversammlungen des Vereins der deutschen Forstwirthe, sowie die gewöhnlich zu derselben Zeit und am gleichen Ort stattfindenden

Versammlungen der Delegirten der forstlichen Versuchsanstalten fast regelmäßig. In den Debatten über die jährlichen Themata nahm er regen Antheil; zwar sprach er nicht häufig, aber wenn dies geschah, gründlich und streng sachlich. Manche werthvolle Anregung ist seinem kritischen Scharfblicke zu verdanken. Der „Arbeitsplan für forstliche Aestungsversuche“ wurde (unter Mitwirkung des Unterzeichneten als Correferenten) von ihm entworfen. Auch was er schrieb, zeugte von großer Gründlichkeit, so u. a. der schöne Nekrolog auf seinen Lehrer Theodor Hartig (Zeitschrift für Forst- und Jagdwesen, 1880, S. 292 bis 309), welchem er bis an sein Lebensende in dankbarer Verehrung zugethan blieb. Nur brauchte er — bei seinem bedächtigen, zu sehr überlegendem Wesen — zu seinen Arbeiten zu viele Zeit. Theils hierin, theils in seiner Ueberbürdung mit Verwaltungsgeschäften, nicht zum letzten auch in seiner Umständlichkeit und Kränklichkeit, ist es begründet, daß er die von ihm — auf Grund der von den deutschen forstlichen Versuchsanstalten angestellten Untersuchungen — übernommene Bearbeitung der Formzahl- und Massentafeln für die Rothbuche nicht zum Abschluß gebracht hat.

Seine Persönlichkeit war in jeder Beziehung sympathisch. Sein ruhiges, bescheidenes Auftreten zeugte von feiner Bildung und ausgeprägtem Zartgefühl. Sein Wesen war im Allgemeinen — zumal Fremden gegenüber — ernst und zurückhaltend, mitunter eigenartig, da er unverheirathet einsam durchs Leben gehen mußte, mithin die Freuden des Familienglücks entbehrte. Im Freundeskreise konnte er aber auch heiter und gemüthlich sein. Wohlwollen, Milde gegen andere, Liebenswürdigkeit und Menschenfreundlichkeit bildeten die Grundzüge seines Charakters.

Zeitschrift für Forst- und Jagdwesen 1897, S. 326 (Todesnachricht); S. 440 (Nekrolog, von Danckelmann). — Allgemeine Forst- und Jagd-Zeitung 1897, S. 184 (Todesanzeige); S. 414 (Nekrolog, von Grundner). — Forstwissenschaftliches Centralblatt 1897, S. 343 (Nekrolog, unterzeichnet L.). — Centralblatt für das gesammte Forstwesen 1897, S. 338 (Nekrolog mit Bild, unterzeichnet β.). — Eigene Kenntniß. R. Heß.

Hornbostel: August Gottlieb H., geboren in Wien am 17. September 1786, † ebendaselbst am 26. Juli 1838, Doctor der Medicin und Arzt an der k. k. Ingenieurakademie, wirkte als Schriftsteller unter dem Pseudonym C. Ernst Bohl; auch war er langjähriger Mitarbeiter an der „Wiener Zeitschrift“ in Witthauer's Redactionsperiode. H. war ein Schulkamerad Grillparzer's, der mit ihm in Verkehr blieb und sich gelegentlich sehr lobend über sein poetisches Können und Schaffen aussprach. Grillparzer beneidete H. um seine Zurückgezogenheit und verglich sich wehmüthig mit H., indem er sagte, ihn habe die Publicität die Innigkeit, die Empfindung und die Unschuld gekostet. H. war nämlich eine ans Krankhafte streifende, fast unüberwindliche Scheu vor der Oeffentlichkeit eigen; für die Welt war er einzig und allein der Arzt und die Früchte seines ganz poetischer Betrachtung und poetischer Gestaltung geweihten Innenlebens reiften im Grunde nur für ihn selbst; höchstens las er bisweilen vertrauten Freunden etwas vor; der Gedanke an eine Publication hätte seine Schaffenskraft gelähmt. Er schied auch den Schriftsteller streng vom Dichter und hat, wiewol Jahrelang als Mitarbeiter der „Wiener Zeitschrift“ schriftstellerisch thätig, und trotzdem er bisweilen eine dramatische Kleinigkeit für eine Dilettantenaufführung schrieb, die reifsten Früchte seines poetischen Talents sein Leben lang sorgfältig vor der Oeffentlichkeit gehütet.

Erst wenige Jahre vor seinem Tode ist er — wohl nur auf das Zureden seiner Freunde — mit zwei Dramen vor das Publicum getreten: am 27. Sep-

tember 1833 wurde seine Tragödie „Maria oder die Pest in Leon“ (die au 1834 in Prag gegeben wurde), am 14. Februar 1835 sein Trauerspiel „D Heimberufenen“ im Burgtheater aufgeführt. Beide Stücke wurden, wie Costenobl in seinen Tagebüchern berichtet (2. Bd., S. 166 u. S. 217), wegen „Lan weiligkeit“ ausgelacht und fielen durch. Nur aus dem Geist des vormärzlich Oesterreich können wir eine Persönlichkeit wie H. verstehen. All' die Kraf losigkeit, die Lust, sich zurückzuziehen und sich auf sich selbst zu beschränke die Vorliebe für ein stilles, friedliches Glück des Herzens, der Verzicht a Glanz und Ruhm, die den Menschen nur ins Verderben stürzen — alle di typischen Merkmale des Altösterreicherthums sind in H. verkörpert. Auch hätte können in eine Nußschale eingesperrt sein, ihn zog es nicht in die W hinaus, in der eigenen Brust wohnte, auf stiller Selbstgenügsamkeit beru sein Glück. Dichten hieß ihm sich in seine Gedankenwelt einspinnen, und w er so in einsamen Stunden schuf, hätte er nie freiwillig und leichten Herze der Oeffentlichkeit Preis gegeben. Darum bietet uns das Wenige, was v ihm gedruckt vorliegt, keine Handhabe, die eigentliche Bedeutung seiner Dichte natur zu ermessen; eine Durchsicht seines handschriftlichen Nachlasses, den Wiener Stadtbibliothek besitzt, aber läßt uns staunen über die Feinheit u Tiefe dieser Poetenseele. Mancher verblüffend an Grillparzer erinnernde Z fällt da auf. Auch H. führt den Menschen gern im Kampf mit sich sel vor, wie er, von der Sucht nach Herrschaft oder Ruhm zum Frevel getriebe zu Grunde geht, oder wie er noch bei Zeiten die gefährliche Bahn verlä und ein bescheidenes, stilles Glück vorzieht. Eine Neigung, die Menschen beobachten und ihren Charakter zu studiren, verbunden mit dem scharfen Bl des Arztes, gibt selbst den phantasievollsten Dichtungen eine eindrucksvo Lebenswahrheit: auch hier theilt sich, wie bei Grillparzer, die dichteris Phantasie in die Herrschaft mit dem kühlen Verstande. Endlich zeigt sich ei Sucht zu grübeln, eine hypochondrische Neigung zum Mißtrauen gegen si selbst und gegen die andern, in vielen dieser Werke, „das Einsame sein Wesens“ mag auch H. um viele Freuden gebracht haben. Und doch hat gera wieder auch er das Entstehen der Liebe in jungen Herzen, die zarte Empfindur der Mutter- und Geschwisterliebe, die hingebungsfreudige Aufopferung eigen Wünsche für das Glück anderer meisterlich geschildert. Diese Dichtungen trage das Bild ihres Schöpfers alle in sich: eine Natur wie „Der arme Spie mann“ in ihrem Unglück und doch auch mit all' ihrem Glück.

Außer zahlreichen lyrischen und epigrammatisch zugespitzten Gedichten sin von H. fünf große Dramen und zwei Lustspiele, fünf Erzählungen und zw romantische Epen erhalten. Das aus dem Jahre 1816 stammende Märche spiel „Die schönste Stätte“ steht, was poetischen Werth anbelangt, unter Hor bostel's Dramen obenan. Freilich den strengen Maßstab des Dramas dürf wir an dieses Stück nicht legen; es ist ein nach dem Vorbild der Romantik insbesondere Tieck's, geschaffenes, in einzelne prächtige Gemälde zerflatternd scenisches Märchen. Die Handlung ist geheimnißvoll umschleiert und lockt symbolischer Ausdeutung. Zur Aufführung hätte sich das Stück nie geeign abgesehen von seiner allzugroßen Länge, mangelt ihm jegliche Steigerung; D Dichter hat auch auf die Eintheilung in Acte verzichtet; ohne tiefer ei schneidende Ereignisse schreitet die Handlung langsam dahin; die lose aneinand gereihten Scenen gleichen liebevoll ausgeführten Stimmungsbildern. Die ei fache Handlung führt dahin, daß Ritter Dietmar, den die Sehnsucht tre die „schönste Stätte“ auf Erden zu suchen, diese endlich in den Armen Geliebten findet; Aufbau und Charakteristik sind vorzüglich, ein Zug wieneri Lebensfülle macht sich angenehm bemerkbar; dazu kommen Anklänge an

olksthümliche Zauber- und Ritterstück und so manche Reminiscenz an die Spanier und an Tieck's Märchendramen — auch das buntscheckige metrische Gewand des Stückes ist ganz romantisch. — Noch mehr ist das dramatische Märchen „Das stille Volk" von dem typischen Inhalt der volksthümlichen Ritterstücke, wie sie namentlich im Leopoldstädter Theater gern gegeben wurden, beeinflußt. Auch hier entpuppt sich endlich die symbolische Einkleidung eines Grundgedankens: die Urgewalten der Natur sollen frei sein, den Menschen aber taugt besser als die Freiheit das beseligende Band der Liebe. — In dem romantischen Schauspiel in fünf Aufzügen „Manneswort" behandelt H. das von Tieck, Halm und Anderen dramatisch verwerthete Motiv der ungerecht leidenden Frau. Hier ist alles Geschehen rein innerlich, und der Dichter hat die im Grunde seelische Handlung mit Glück durchgeführt, in den schönen Schilderungen von seelischen Zuständen fühlt man den Einfluß Grillparzer'schen Geistes. — Auch das Schauspiel „Die Heimberufenen" besitzt eine großentheils seelische Handlung, die mit dem Stoff von Grillparzer's „Traum ein Leben" nah verwandt ist. Die Tragödie „Maria oder die Pest in Leon" verherrlicht den Heldentod einer Mutter. Alle Dramen Hornbostel's sind ausgezeichnet durch gute Motivirung und Charakteristik, inhaltliche und formelle Schönheit, besonders durch Zartheit der Empfindung.

Die erhaltenen Lustspiele Hornbostel's sind ohne Bedeutung — harmlose Kleinigkeiten in Kotzebue's Manier, aber mit technischem Geschick gemacht. Sie dürften für ein Liebhabertheater geschrieben worden sein. In den zwei in Stanzen geschriebenen Epen, die an zu großer Länge und stellenweise an Verschwommenheit der Darstellung leiden, ist das Vorbild Wieland's nicht erreicht worden. Die erhaltenen Prosa-Erzählungen Hornbostel's geben ein beredtes Zeugniß für die Vielseitigkeit seines Schaffens: bald folgt er dem Vorbild der Romantiker, bald versucht er sich auf dem Gebiete leichter Belletristik, bald geht er ganz seine eigenen Bahnen und schafft Bilder von verblüffender Lebenswahrheit, wobei ihm seine Lust, die Menschen zu beobachten, Charaktere zu studiren und Seelenstimmungen auszumalen, sehr zu Statten kommt. Die 1814 geschriebene Erzählung „Das Angedenken oder des Sängers Fahrt durchs Land" ist eine Quintessenz aller romantischer Tendenzen. „Symbol ist alles" könnte man als Motto über sie schreiben. Mystisch verworren, phantastisch zerfließend ist die Handlung, ein Gemisch von bunt wechselnden Stimmungen erfüllt sie, traumhaft verliert sich die Phantasie des Dichters nach allen Seiten ins Unbestimmte, Unsichere; Musik begleitet alle Phasen der Handlung. Tieck's wunderliche Märchen und Novalis' in das gleiche romantische Dämmerlicht getauchter „Heinrich von Ofterdingen" klingen hindurch. Romantisch ist auch die Form: eine schwärmerisch gefärbte und oft rhythmisch werdende Prosa, untermischt mit Versmaaßen der verschiedensten Art: mit Sonetten, Terzinen und Stanzen, Trioletten und neugebildeten, oft recht spielerischen Strophenformen. Auch in die Handlung der Novelle „Angioletta" — das Wiederfinden eines geraubten Grafenkindes — spielt das Wunderbare ein wenig hinein; für ihren Aufbau sind wohl Tieck und E. T. A. Hoffmann maaßgebend gewesen. Die kurze Erzählung „Agathe oder die Opfer" bleibt ganz im Rahmen der zeitgenössischen Belletristik: sie läßt sich etwa Friedrich Kind's oder Zschokke's Novellen an die Seite stellen. Dagegen paart sich in zwei anderen, in Er-...ng und Ausführung durchaus originellen Novellen die schrankenlose ...tasie des Dichters mit den medicinischen Erfahrungen des Arztes. Am ...an der Erzählung „Ein Sommer im Hochgebirge" erwacht der Held aus ...m schweren Schlaf; ein gegen seinen Kopf geführter Schlag hatte ihn be-...t und hat ihm das Gedächtniß geraubt; er weiß nicht mehr, wer er ist.

Im Verlauf der Erzählung erlangt er Gesundheit und Gedächtniß wieder. -
Die in Form eines Tagebuchs vorliegende Novelle „Die schiffbrüchigen G
schwister", ein Meisterstück psychologisirender Darstellung, ist wohl Hornbostel'
bedeutendstes Werk. Zwei alte Motive hat H. in dieser Novelle mit einand
verbunden. Er bietet uns eine Robinsonade; die auf einer einsamen Ins
Lebenden sind aber Bruder und Schwester; die eigentliche Handlung ist au
dem durch die Schicksalstragödien und auch durch die Romandichtung der Ze
nahegelegten Motiv der Blutschande aufgebaut. Bruder und Schwester, d
Kinder eines reichen Rostocker Handelsherrn, sind die einzigen Ueberlebend
eines Schiffbruchs. Sie finden sich am Strand einer rings vom Ocean u
gebenen Insel. Die erste Zeit der Ungewißheit, der krampfhaften Hoffnu
auf Rettung und der dumpfen Verzweiflung weicht endlich einer still
Resignation: sie richten sich in einer vorgefundenen verfallenen Hütte häusl
ein, die in der Hütte befindlichen Vorräthe und Werkzeuge gewähren ihn
ein entbehrungsfreies Leben und so gehen sie ganz in geschwisterlicher Zärtli
keit für einander auf. Da kommt etwas über Gotthold, das ihn fühlen lä
er könne nicht mehr aufrichtig gegen sie sein, und seit er sie ein Mal du
Zufall im Bade belauscht hat, ist das Papier sein Freund, dem er Alles
vertraut, was er auf dem Herzen hat. Er fühlt nicht mehr brüderlich
seine Schwester und nach langen Qualen seelischer Ungewißheit wird ihm k
daß er sie leidenschaftlich liebe und mit Allgewalt danach strebe, sie zu sein
Weibe zu machen. Tag für Tag verzeichnet er auf den geduldigen Blätt
die entsetzlichen Kämpfe seines Gemüthes. Nach einer in Reue und bitte
Vorwürfen verbrachten Nacht gesteht er Elisabeth den Frevel. Da lodert a
in ihr die lang verhaltene Leidenschaft empor und sie gesteht dem Bruder,
auch sie ihn heiß liebe und von einer Rückkehr nichts wissen wolle. Und
hebt eine Zeit seligen Gekoses an für die beiden, der ganze Zauber die
verbrecherischen Liebe hält sie gefangen. Endlich wird sie sein Weib.
fieberischer Wonne verrauschen nunmehr Tage und Wochen, die Betten ha
sie längst in eine Kammer zusammengetragen. Monate vergehen, ein stil
Eheglück ist den Zweien erblüht und die Gewißheit, daß Elisabeth gu
Hoffnung sei, hat ihre Seligkeit ganz voll gemacht. Da bohrt die Reue ih
Stachel zum ersten Mal in die Gemüther. Der Taumel der Leidensch
weicht von Bruder und Schwester und mit zerschmetternder Wucht lastet a
ihnen der Gedanke des ungeheuerlichen Verbrechens. So verzehrt sich Gottho
in wahnsinnigem Denken, Elisabeth aber welkt dahin und wird bleicher u
bleicher. Die Zwietracht kehrt ein bei ihnen und läßt sie sich die Frage stelle
Wen von Beiden trifft die Schuld an dem Frevel?! Erschöpft und Dasein
müde schleppen sie ihr Leben hin. Da kommt für Elisabeth die schwe
Stunde. Ein Knäblein ist die Frucht des sündigen Bundes — aber es
todt. Kein lebendiger Zeuge des sündigen Glücks soll wandeln. Au
Elisabeth stirbt. Da übermannt der Schmerz den überlebenden Sünder. E
begräbt sie in einer Grotte. Das Söhnlein legt er ihr in die Arme und de
beide zu mit Elisabeths Lieblingsblumen. All' das beschreibt er noch a
seinen Papierblättern, dann brechen die Aufzeichnungen ab und das Nachwo
eines Officiers des Schiffes, das die Insel nach Jahren angelaufen hat, b
richtet, man habe drei Leichen in der Grotte gefunden: Gotthold hatte si
neben die Schwester gelegt und sich ein Messer in die Brust gestoßen.

Für die Form der Dichtung ist vielleicht schon Chamisso's „Salas y Gome
vorbildlich gewesen. Der Schwerpunkt liegt in der meisterlichen Ausmalun
der seelischen Vorgänge. Wie sich die durch Frömmigkeit und Sittlichkeit ge
stützte Reinheit und Unbefangenheit des Geistes allmählich in sinnlose Leiden

haft wandelt und endlich zur Reue und Verzweiflung wird, dieser ganze
eidensweg des Gemüths ist geschildert mit einer hinreißenden Kunst. Prächtig
st auch die Sprache gehandhabt: der Mann, der nie ein Schriftsteller war,
chreibt einfach und ungefüge, Wendungen aus dem Geschäftsstil und Reminis-
cenzen an die Bibel finden sich in seiner alterthümelnden Ausdrucksweise; bis
ihm endlich die Gluth der Sinnlichkeit, dann die Reue und der bittere Schmerz
unbewußt die Gabe verleihen, feurig und eindringlich darzustellen.

In H. offenbart sich uns eine reife Dichternatur, die sich Zeit ihres
Lebens scheu vor der Oeffentlichkeit zu verbergen trachtete, die aber trotzdem
jetzt in ihren Erzeugnissen weiteren Kreisen bekannt zu sein verdient, da sie
für die Geschichte der österreichischen Litteratur des Vormärzes typisch und von
größter Bedeutung ist.

Glossy, Aus Grillparzer's Tagebüchern I, 162 f. — Jahrbuch der
Grillparzer-Gesellschaft, Bd. XIII, S. 60 ff.

Egon von Komorzynski.

Hörner: Johannes H., evangelischer Theolog, geboren am 22. December 1795 in Berndorf bei Thurnau (Oberfranken), † am 20. Juli 1874 in Ansbach. Er entstammte einer Emigrantenfamilie, die sich im J. 1654 um ihres Glaubens willen aus der Herrschaft Reinsberg und Wangen in Niederösterreich nach protestantischen Gegenden gewandt hatte und im Gebiete der Grafen von Giech ansässig geworden war. Vorgebildet in Thurnau und Erlangen studirte H. von 1818—22 in Erlangen Theologie unter Berthold, Vogel, Kaiser, Glück u. A. und erhielt durch diese den idealen Schwung des gemäßigten Rationalismus, der damals in Erlangen herrschte und erst seit 1825 von der mystischen Richtung abgelöst wurde. Im J. 1822 ward H. Vicar in Wirsberg bei Berneck, 1824 Pfarreiverweser in Michelau bei Lichtenfels und dann Pfarrer 1825 in Burggrub bei Kronach, 1834 in Schnabelwaid, 1840 in Wachstein bei Gunzenhausen, 1846 in Königshofen bei Wassertrüdingen, 1858 an St. Michael in Berolzheim bei Gunzenhausen, wo er zum dritten Male Wittwer wurde. Im November 1869 ließ er sich emeritiren und verlebte den Rest seiner Jahre zu Ansbach. In den beiden ersten selbständigen Stellungen entfaltete H. eine rege litterarische Thätigkeit, die aber so unvermittelt wieder abbrach, daß er in den letzten Jahrzehnten seines Lebens eine förmliche Abneigung gegen die Litteratur bekundete und nicht eine Zeile mehr drucken ließ. Er begann mit dem Parergon einer „Bibliothek der vorzüglichsten und neuesten Reisebeschreibungen über alle Theile der Welt“, die in zwei Bänden (Hildburghausen 1828—1829) herauskam. Demnächst trat H. mit einem praktischen theologischen Unternehmen hervor, betitelt „Neues biblisches Erbauungsbuch für die häusliche und öffentliche Andacht“, das unter Mitarbeit verschiedener Gelehrter den Zweck der gewöhnlichen Andachtsbücher mit der kirchlichen Schrifterklärung im Sinne des Rationalismus vereinigen sollte und vor allem für die Gemeinde berechnet war. Der erste Theil (Magdeburg 1830), enthaltend das Leben Jesu nach Matthäus, war bearbeitet vom Kirchenrath und Decan Dr. Stephani in Gunzenhausen; mit einem zweiten Theile (Magdeburg 1834—35), enthaltend das Marcusevangelium, bearbeitet vom Kirchenrath und Professor Dr. Heydenreich in Herborn fand das Unternehmen ein vorzeitiges Ende. Ebenfalls vorwiegend praktisch, aber für die Träger des geistlichen Amtes bestimmt, war das „Homiletische Repertorium über die sonn- und festtäglichen Evangelien des ganzen Jahres enthaltend ausführliche Predigtentwürfe, Auszüge und Grundrisse aus den neuesten, großentheils noch ungedruckten Predigten deutscher Kanzelredner“, das in 4 je zweitheiligen Bänden (Magdeburg 1830—40) veröffentlicht wurde. In diesem

Werke ließ H. alle damals herrschenden Richtungen der evangelischen Kir
zu Worte kommen, um „in die Parteikämpfe der evangelischen Kirche me
Mäßigung, Verständigung und womöglich endliche Sühnung zu bringen
und so findet man darin neben v. Ammon, Bretschneider, Marezoll, Rö
und Andern ähnlicher Richtung auch Männer wie Dräseke, K. Fr. Delitzs
v. Gerlach und selbst Klaus Harms vertreten. Ein rein wissenschaftlich
Interesse hatte das dritte Hauptwerk, das H. gründete und ohne eig
Namensnennung unter Mitwirkung vieler Theologen leitete, nämlich die Zei
schrift „Annalen der gesammten theologischen Litteratur [vom zweiten Jah
gang an: der gesammten Theologie u. s. w.] und der christlichen Kirche übe
haupt“ (Coburg und Leipzig 1831—32, Baireuth 1833—34).

Den Anlaß zur Gründung dieser Monatsschrift fand H. im J. 1830, a
sich in katholischen Ländern Auflehnungen gegen geistlichen Druck gelte
machten und bei den Protestanten durch das dritte Jubelfest der Augsbur
schen Confession neue und frische Lebensäußerungen der Kirche bemerkb
wurden. Wollte das „Homiletische Repertorium“ unter den verschiednen ev
gelischen Richtungen der Zeit vermitteln, so steckten sich die „Annalen“
idealer Begeisterung kein geringeres Ziel, als die tiefe Kluft zwischen Katho
cismus und Protestantismus zu überbrücken. Sie sollten „der protestantisch
sowohl wie der katholischen Kirche gerecht werden“, „der Geist des rei
biblischen Christenthums, dem der aufgeklärte Katholik wie der von Extrem
freie Protestant huldigt“, sollte in ihnen herrschen, um „zwischen krass
Rationalismus und ausgeartetem Mysticismus die Mitte zu halten und
streitenden Parteien möglichst zu versöhnen“. Den irenischen Grundgedan
der „Annalen“, die Vereinigung aller Christen, hat H. auch besonders
gehandelt in einer Synodalpredigt, die zu Nürnberg 1833 (bei Riegel u
Wießner) u. d. T. „Es wird eine Heerde und ein Hirte werden“ erschien
ist. Unter den Mitarbeitern der Annalen treffen wir z. B. Karl Hase, E.
Paulus, K. Fr. A. Fritzsche, K. R. Hagenbach, Theile, J. A. Genßler, v. G
lach, Spieker und viele andere Protestanten, aber keinen einzigen Katholik
Der Herausgeber selbst hielt sich zurück, er unterschrieb seine Artikel nic
und nur bei den kleineren Nachrichten, die mit H . . . . . oder —r gezeich
sind, scheint seine Verfasserschaft angedeutet. In größeren Abhandlungen,
Aufsätzen und kleineren Nachrichten berücksichtigten die „Annalen“ alles, w
auf dem Gebiete der Kirche und der theologischen Litteratur vor sich gi
Von Polemik hielten sie sich ziemlich frei, nur mit dem furchtlosen u
energischen Bekämpfer aller Erscheinungen des Rationalismus E. W. Hengste
berg und seinem Neolutheranismus geriethen sie zeitweilig in Conflict, u
andrerseits tritt in ihnen eine scharfe Abneigung gegen die Jesuiten deutli
entgegen. Die idealen und hohen Erwartungen Hörner's, der die „Annale
schon als „Organ der sich bildenden allgemeinen christlichen Kirche“ betrachte
gingen begreiflicherweise ebensowenig in Erfüllung wie ein halbes Jahrhunde
später bei der Zeitschrift „Ut omnes unum“, die sich das gleiche Ziel steck
Von katholischer Seite fand H. eigentlich gar keine Unterstützung und a
protestantischer Seite sammelte sich in der Hauptsache doch nur der gemäßig
Rationalismus um ihn. So mußte er sich in wenigen Jahren davon übe
zeugen, daß seine edelgemeinten Pläne völlig aussichtslos waren. Diese E
kenntniß sowie mancherlei Befehdungen, Angriffe und Verkennungen, denen
sich ausgesetzt sah, waren wol die Gründe, die ihm weiteres litterarisches A
beiten verleideten und das Schließen der begonnenen Werke bei dem erste
schicklichen Abschnitt erwünscht machten. Stillschweigend und ohne vorheri

[A]nkündigung stellten die „Annalen“ mit dem vierten Jahrgang Ende 1834 [ih]r Erscheinen ein.

Familienpapiere. — Acten d. Lateinschule zu Thurnau, d. Universität zu Erlangen, des Pfarramtes zu Burggrub und des Consistoriums zu Ansbach.
Mitzschke.

Hornstein: Robert Freiherr von H. wurde am 5. December 1833 in Donaueschingen geboren. Sein Vater, Frhr. Ferdinand v. H., besaß die Grundherrschaften Hohenstoffeln und Weiterdingen in Baden, in deren Besitz Robert v. H. nach des Vaters Tod im J. 1861 trat. Seine Mutter war Emilie Kirsner, die Schwester des als Präsident der badischen zweiten Kammer und in weiteren Kreisen bekannten Hofapothekers Ludwig Kirsner zu Donaueschingen. Frühzeitig zeigte sich bei H. eine musikalische Begabung, die dadurch gefördert wurde, daß der in Donaueschingen residirende Fürst zu Fürstenberg ein treffliches Orchester unterhielt. Er vervollständigte seine musikalische Bildung während mehrjähriger Aufenthalte in Stuttgart, Dresden, Frankfurt und München, wo er seinen dauernden Aufenthalt bis an sein Lebensende nahm. In der musikalischen Welt errang er sich einen hochgeschätzten Namen als Componist einer großen Zahl geistvoll und warm empfundener Lieder, der Musik zu dem Ballett „Der Blumen Rache“ und zu Shakespeare's „Wie es Euch gefällt“, der Spieloper (mit Text von Paul Heyse) „Adam und Eva“, der Musik zu Mosenthal's „Deborah“ und zu Heyse's „Glücklichen Bettlern“ u. a. Was H. aber in München und wo er sich sonst aufhielt in den Kreisen der Künstler und Litteraten noch beliebter machte, war die Originalität seiner Persönlichkeit, von der Hermann Lingg sagt, daß „ein Zug (mit der Philosophie Schopenhauer's verwandter) Schwermuth, eine Dissonanz zwischen seiner idealen Natur und den Erscheinungen durch die Saiten seines Gemüthes vibrirte“. Sein Auftreten verrieth schlechterdings nicht den Abkömmling eines uralten reichbegüterten Adelsgeschlechtes, er verkehrte gern in zwanglosester Weise mit Personen aller Stände und verleugnete nie die durchaus freisinnige Denkungsart, welche seine politischen Anschauungen beherrschte. Nur wer ihm näher trat konnte neben der Originalität und dem oft übermüthigen Humor Hornstein's, der allerdings zuweilen von tiefen Verstimmungen abgelöst wurde, seine vornehme, edle, patriotische Gesinnung nach Gebühr schätzen. In München war sein Haus unter der Führung einer schönen und geistreichen Frau, einer Rheinländerin, eine gastliche Stätte, in der die Künstler und Schriftsteller der bairischen Hauptstadt einen Mittelpunkt anregender Geselligkeit fanden. Häuslicher Kummer und schwere Krankheit trübten seine letzten Jahre, so daß ihm am 19. Juli 1890 ein sanfter Tod als Erlöser nahte.

Vgl. Badische Biographien IV, 194 ff. — Nekrolog von Hermann Lingg in der Neuen Musikzeitung 1891.
v. Weech.

Hortig: Johann Nepomuk H., katholischer Theologe, geboren am 4. März 1774 zu Pleystein in der Oberpfalz, † am 27. Februar 1847 zu München. Sein Taufname war Karl Anton. Er absolvirte das Untergymnasium in Amberg, das Obergymnasium und die Philosophie in Neuburg a. D. und bezog dann im Herbst 1792 die Universität Ingolstadt, um sich dem Studium der Rechtswissenschaft zu widmen. Im Herbst 1793 verließ [er] aber die Universität und trat zu Andechs in den Benedictinerorden; am [..] October 1794 legte er die Ordensgelübde ab. Im Orden nahm er den [Na]men Johann Nepomuk an, mit welchem er sich auch nach der Säcularisation [sp]äter bezeichnet. Nach Vollendung der theologischen Studien wurde er am 23. Juli 1797 zum Priester geweiht. 1799 wurde er nach Salzburg gesandt, um hier, während er die Stelle eines Caplans in dem Frauenkloster Nonn-

berg versah, zugleich seine Studien, insbesondere juristische und philosophische an der Universität fortzusetzen. Nach zwei Jahren wurde er von hier als Lehrer der Logik und Metaphysik in sein Kloster zurückberufen. Nach dessen Aufhebung durch die Säcularisation pastorirte er 1803 kurze Zeit die Klosterpfarrei Erling bei Andechs, kam aber schon im November desselben Jahres als Professor der Philosophie an die Universität Salzburg. 1806 wurde er Professor der Dogmatik am Lyceum zu Amberg, 1813 Stadtpfarrer zu Windisch-Eschenbach in der Oberpfalz, am 10. Mai 1821 Professor der Religionslehre, Moraltheologie, Patrologie und Kirchengeschichte an der Universität Landshut und geistlicher Rath; 1824/25 war er Rector der Universität, 1826 kam er mit derselben nach München. Hier wurde er 1827 Domcapitular und gab die Professur auf. 1830 wurde er außerordentliches, 1841 ordentliches Mitglied der historischen Classe der k. b. Akademie der Wissenschaften. Sein handschriftlicher Nachlaß kam in die Benedictinerabtei St. Bonifaz in München. Zur Dotation des erzbischöflichen Clericalseminars und der Studienanstalten in Freising hatte er schon in den Jahren 1843 und 1844 eine Schenkun[g] von 11 000 Gulden gemacht.

Hortig's Hauptwerk ist das bekannte, für seine Zeit, in der es nach de[n] seichten Arbeiten der Aufklärungsperiode einen entschiedenen Fortschritt zu[m] Bessern bedeutete, schätzbare „Handbuch der christlichen Kirchengeschichte", vo[n] welchem der 1. Band zu Landshut 1826, in 2. Auflage 1827, die bis zu[m] Ende des Mittelalters gehende 1. Abtheilung des 2. Bandes 1827 erschie[n]; die das Werk zum Abschluß bringende Darstellung der neueren Kirchengeschic[hte] fügte auf Hortig's Wunsch Döllinger hinzu (2. Bd., 2. Abth., 1828; ei[ne] neue Bearbeitung des ersten Bandes in zwei Abtheilungen ließ Döllin[ger] 1833—35 erscheinen). Ferner veröffentlichte H. auf theologischem Geb[iete] zwei Sammlungen seiner Predigten: „Predigten für alle Festtage des kat[ho]lischen Kirchenjahres" (Landshut 1821; 2. Aufl. 1826; 3. Aufl. 183[.]) „Predigten über die sonntäglichen Evangelien, gehalten in der Universitä[ts]kirche zu Landshut" (ebd. 1826; 2. Aufl. 1832), und eine „Kurzgefa[ßte] Tugendlehre in Aussprüchen der heiligen Schrift Alten und Neuen Te[sta]ments" (Regensburg 1841). Von einzeln gedruckten Gelegenheitsreden [sind] zu nennen seine „Rede bey der Verlesung der Universitätsgesetze am 3. [De]zember 1824 gehalten" (Landshut 1824). Beiträge von ihm enthält [das] „Repertorium für katholisches Leben, Wissen und Wirken", herausgegeben v[on] Besnard (Landshut 1841—42) und die „Literaturzeitung für katholis[che] Religionslehrer" von Mastiaux. — Neben seiner theologischen und philosoph[i]schen Fachbildung besaß H. auch vielseitige Kenntnisse auf dem Gebiete d[er] modernen Sprachen und Litteraturen und eine glückliche Gabe des Humor[s]. Vielfach ganz Vortreffliches, eines Lichtenberg und Jean Paul Würdiges en[t]halten seine leider viel zu wenig gekannten und fast verschollenen, unter de[m] Namen Johannes Nariscus veröffentlichten humoristischen Schriften: „G[e]sammelte Blätter" (Sulzbach 1832; enthält kleinere Aufsätze und die hum[o]ristische Erzählung: „Das Andenken"; das meiste vorher erschienen in d[er] „Aurora, Zeitschrift aus Bayern", 1828—29); dann die einheitlichen E[r]zählungen: „Reisen zu Wasser und zu Land" (Sulzbach 1835); „Wunderba[re] Begebenheiten des Blasius Verneiter und seiner Gefährten" (Sulzbach 1837) „Zwölf Körbe" (Landshut 1841). Dazu gehört noch der Aufsatz: „D[as] neuromantische Drama zu Rüberunkel", im „Kalender auf das Jahr 184[.] auf Veranlassung und mit besonderer Unterstützung Sr. kgl. Hoheit d[es] Kronprinzen von Bayern herausgegeben von F. B. W. Hermann" (Münch[en] 1843).

Schematismus der Geistlichkeit des Erzbisthums München und Freising für das Jahr 1848, S. 174—178. — J. G. Beilhack, Der Humorist und Satiriker Johannes Nariscus; Programm des k. Maximilians-Gymnasiums in München 1850/51 (München 1851). — A. Lindner, Die Schriftsteller des Benedictiner-Ordens in Bayern, I. Bd. (Regensburg 1880), S. 301—303 (dazu Nachträge 1884, S. 35). — M. Sattler, Collectaneen-Blätter zur Geschichte der ehemaligen Benedictiner-Universität Salzburg (Kempten 1890), S. 665—670. — Vgl. auch M. Jocham, Georg Friedrich Wiedemann (Augsburg 1864), S. 54—56.
Lauchert.

Hosmann: Christoph H. von Elbogen im nördlichen Böhmen, von [de]ssen Leben uns nichts weiter bekannt ist, verfaßte um die Mitte des 16. Jahr[h]underts „Zwey newe Geistliche Lieder, Das Erste, Christe was muß ich [kla]gen dir, Im thon, Sanct Paulus die Corinthier. Das ander Lied, Kleglich [i]ch schrey jhr Teutschen Im Thon Frisch auff in Gottes Namen, du werde [T]eutsche Nation", die in Nürnberg bei Valentin Newber erschienen, und als [d]eren Verfasser sich H. im Akrostich nannte. Er ist wol protestantischer Geist[l]icher gewesen, wie aus einigen Stellen des ersten Liedes hervorzugehen scheint, [w]orin er von einer großen Gefahr spricht, in der er geschwebt und die ihn [ge]zwungen habe, Weib und Kinder zu verlassen. Im zweiten Liede fordert [e]r Deutschland auf zur Buße mit dem oft gehörten Hinweise darauf, daß die [W]elt zum letzten Ende „streiche" und Gott eine Peitsche von Hunger, Krieg [un]d Tod für die bereitet habe, die sich nicht bekehren wollen. Dieses zweite [Li]ed hat dann mit Unterdrückung des Akrostichs und Auslassung von zwei [St]rophen Mathaeus Friederich von Görlitz zu seinem Eigenthum gemacht und [m]it einem anderen Liede 1556 in Frankfurt a. O. drucken lassen. Hosmann's Lieder stehen im Neudruck bei Wolkan, Ausgewählte Texte aus der [d]eutschen Litteratur Böhmens im 16. Jahrhundert, Nr. 1.
Rudolf Wolkan.

Hottinger: Johann Henrich (1681—1750), Professor der Theologie [i]n Marburg, später in Heidelberg, entstammte einem altberühmten schweizerischen [G]eschlecht. Sein gleichnamiger Großvater (1620—1667), ein hervorragender Orientalist und Kirchenhistoriker in Zürich, ist der Verfasser der bis 1657 [d]urchgeführten Historia ecclesiastica in 9 Bänden, die besonders durch die im [W]ortlaut gegebenen, zum Theil sonst nicht erhaltenen schweizergeschichtlichen Documente noch heute unentbehrlich ist; seine handschriftlichen Sammlungen, [d]er Thesaurus Hottingerianus in 52 Foliobänden, bilden einen Hauptschatz [d]er Stadtbibliothek in Zürich. Als er sich rüstete, einem ehrenvollen Rufe [n]ach Leyden zu folgen, ertrank er mit drei Töchtern bei einer Fahrt auf dem [Z]üricher See. Sein Sohn Johann Jakob H. († 1735) hat sich durch seine [H]elvetische Kirchengeschichte (4 Bände in 4°) vortheilhaft bekannt gemacht. [(V]gl. Emil Egli, Art. Hottinger, Johann Heinrich und H., Johann Jakob in [H]erzog-Hauck, Th. RE³ 8, 399 f., 402.) Ein anderer Sohn, Johann Henrich H., [d]er Prof. ling. orient. zu Zürich; von ihm und seiner Gattin Elisabeth, geb. [P]rob, stammt unser Johann Henrich H., der am 5. December 1681 zu Zürich [d]as Licht der Welt erblickte. Von seinem Vater unterrichtet, wurde das [H]ebräische schon in seinem Knabenalter seine Lieblingssprache. Bereits 1695 [n]ahm das Collegium Universitatis ihn als Schüler auf, 1698 hörte er Vorlesungen [i]n Sprachen, Philosophie und Theologie. Doch bald verläßt er seine Heimath[s]tadt; er geht nach Genf, wo Turretin und Andere seine Lehrer wurden, dann [n]ach Marburg, wo er bei Georg Ottho orientalische Sprachen, bei Gauter und [L]udwig Christian Mieg, dem berühmten Verfasser der Meletemata sacra de [o]fficio pastoris evangelici publico et privato (1747) Theologie studirte. Um

rabbinische Studien in der Mischna und Gemara zu treiben, begab er sich nach Amsterdam, wo Surenhus und ein Rabbiner ihn in die Labyrinthe des Talmuds einführten. Eine Frucht seiner Studien ist die lateinische Uebersetzung des gemarischen Tractates Chagiga mit den Anmerkungen der Rabbinen in der Amsterdamer Ausgabe des Babylonischen Talmud. Von Amsterdam begab er sich nach Leyden; sein Ansehen war bereits so begründet, daß er öffentlich als Disputator auftreten konnte; in sechs Wochen hielt er elf Disputationen über rabbinische Wissenschaft, von denen sein „Discursus gemaricus“ durch den Druck veröffentlicht wurde. Auch nach Deutschland war mittlerweile sein Ruf gedrungen; Landgraf Karl von Hessen wurde auf ihn aufmerksam gemacht; ohne daß H. sich darum bewarb, wurde ihm 1704 in Marburg ein Extraordinariat zu Theil mit dem Lehrauftrag, über hebräische Archäologie und über die Mischna zu lesen. Im J. 1705 wurde er dadurch ausgezeichnet, daß ihm ein Ordinariat für jüdische Alterthümer, die erste derartige Professur in Marburg, verliehen wurde. In diesem Jahre trat er in die Ehe mit Adelheid Ursula, Tochter des Professors der Theologie zu Marburg Reinhold Pauli.

Collegia prae aliis omnibus habuit frequentissima, — so wird von seinen Lehrerfolgen berichtet. Die Gunst des edlen Landgrafen erhöhte seinen Einfluß; als er 1710 einen Ruf nach Zweibrücken, wo ihm das dreifache Amt des Professors der Theologie, des Kirchenrathes und des Inspectors (Superintendenten) angetragen war, ablehnte, wurde ihm eine Professur der Theologie in Marburg verliehen, und seine Besoldung nicht unwesentlich erhöht. Aber auch der Neid seiner Collegen wurde in gleichem Maaße, wie das Ansehen Hottinger's wuchs, wider ihn erregt. Die Universitätsacten zu Marburg bieten ein recht unerquickliches Bild kleinlicher Nörgeleien und verdächtigender Ketzerrichterei, die zu Anschuldigungen und Verleumdungen gern ihre Zuflucht nahmen. Anderseits freilich läßt sich nicht verkennen, daß H. mehr als geboten war, in eine exponirte Stellung sich begab und der durch die sog. Inspirirten sehr beunruhigten Kirche Hessens die erforderliche Rücksicht nicht zu Theil werden ließ.

Gegen Ende des 17. und zu Anfang des 18. Jahrhunderts war Hessen und die umliegenden kleinen Herrschaften durch die zuerst in der Wetterau und in Württemberg auftauchenden „Separatisten“ in tiefe religiöse Bewegung versetzt (vgl. H. Heppe, Kirchengeschichte beider Hessen II (1876) S. 317 bis 349). — Der Führer dieser Bewegung war der Dr. theol. Heinrich Horche, aus Eschwege gebürtig. In Marburg und Bremen hatte er Theologie und Medicin studirt und war von dem reformirten Pietisten Theodor Undereyk, der 1668–1670 in Cassel als Hofprediger der frommen Landgräfin Hedwig Sophie fungirte, mächtig angeregt worden. In Herborn, wo er seit 1690 eine theologische Professur und eine Predigerstelle bekleidete, kam der unruhige Mann mit dem fanatischen Separatisten Klopfer in nähere Verbindung, verwarf mit ihm die Theilnahme am kirchlichen Gottesdienste, die ohne Untertauchung vollzogene Taufe und die ohne Liebesmahl verrichtete Abendmahlsfeier; die mystische Verschmelzung der Seele mit dem Wesen Gottes und die Erlangung vollkommener Sündlosigkeit schon auf Erden, die nahe Wiederkunft Christi und die Wiederbringung aller Dinge waren ihm, wie den anderen Separatisten, feststehende Dogmen. Von Herborn 1698 vertrieben, irrte Horche, bald hier, bald dort predigend, umher. In Eschwege brachte er die später so berüchtigte Eva Buttlar auf die Wege des Separatismus, in Marburg wußte er die gräflich Wittgenstein'sche Familie für sich zu gewinnen, in Cassel, wo der edle Landgraf Karl ihn in Schutz nahm, verband er sich mit dem fanatischen Separatisten Samuel König, ging dann mit diesem und dem

separatistischen Pfarrer Heinrich Reitz zu Homburg, dem Verfasser der Historie der Wiedergeborenen, nach Herborn zurück, um auch dort ein Feuer anzuzünden. Hier wurde er gefangen genommen und nach Marburg in Haft gebracht; nach einer psychischen Krisis, die ihn in tobsüchtigen Wahnsinn verfallen ließ, wurde er seiner Haft entlassen und nach Eschwege verbannt. Durch einen reumüthigen Brief an Landgraf Karl erwarb er sich wieder dessen Huld und erklärte öffentlich seine Rückkehr in die Kirche. Allein die separatistische Bewegung, obgleich deren Urheber vorläufig vom Schauplatz abgetreten war, ruhte nicht in Hessen. Aus den verschiedenartigsten Verzweigungen der chiliastisch-mystischen Sectirer und Inspirirten, die sich besonderer Offenbarungen rühmten, bildeten sich die sog. philadelphischen Societäten hervor, die im Gegensatz zum confessionellen Kirchenthum alle im Geist Erweckten und Erneuerten zur Reinigung und Vollkommenheit der Seelen vereinigen wollten; die Kirche war ihnen das fleischliche Babel, sie selbst wußten sich als das geistliche Zion. Daneben entwickelte sich der Anhang von Eva Buttlar zu immer maßloserem Gebahren, das schließlich in grauenhafter Unzucht den Beweis höchster „Geistlichkeit“ zu geben meinte. Als nun die Hofdame am Hofe des Landgrafen, ein Frl. von Callenberg, mit ihren vier Schwestern in das unzüchtge Treiben hineingerissen wurde, und die ganze Rotte infolge ihres lästerlichen Lebens aus Allendorf a. d. Werra, wo sie sich aufhielt, vertrieben war, um schließlich im Wittgensteiner Land Zuflucht zu finden, schritt Landgraf Karl mit einem Edict vom September 1702 ein, worin er alle Separirten und Inspirirten des Landes verwies. Auch Horche ward von dem Edict betroffen; nach mancherlei Irrfahrten ging er nach Eschwege zurück, der Landgraf nahm sich seiner an, verlieh ihm ein Jahrgehalt und gab ihm die Erlaubniß, in Marburg Vorlesungen zu halten (1708). Hier und in dem benachbarten Kirchhain lebte Horche bis an seinen Tod 1729.

Zum Verständniß des Geschickes unseres H. dient dieser Bericht über die religiösen Bewegungen in Hessen. Von vornherein war sein ernst frommer Sinn auf Erweckung und Pflege christlicher Innerlichkeit gerichtet; Marburg verdankt ihm die Gründung des reformirten Waisenhauses, das er unter großen persönlichen Opfern einrichtete. Noch im J. 1711, als bereits tiefe Zerwürfnisse mit den übrigen Gliedern der theologischen Facultät ihn isolirt hatten, wußte er es durchzusetzen, „daß die theologische Facultät sich ernstlich mit der Frage beschäftigte, wie dafür zu wirken sei, daß in den Theologie Studirenden die Erkenntniß der Wahrheit auch zu einer ihren Wandel erneuernden und heiligenden Lebenskraft werde, weshalb die Facultät das Leben der Theologie Studirenden in strenge Disciplin zu nehmen beschloß.“ Allein H. trat in nahe Fühlung mit den Inspirirten, und besonders Horche war es, der ihn in gewisser Weise für sich zu gewinnen wußte. Das zog ihm das Mißtrauen und die Verfolgung der auf ihre Orthodoxie nicht wenig stolzen Specialcollegen zu. Der Professor der Theologie Gauter war Allen voran darauf aus, in Hottinger's Lehren Ketzerei zu entdecken. Aus dem Jahre 1708 bergen die Universitätsacten eine schriftliche Anklage Gauter's gegen Hottinger; er wirft ihm vor, die Lehre der Mischna von der lex oralis, die der lex scripta seu scriptura sacra gleichwerthig sei, mit derselben audacia und impietas, wie die Päpstlichen thun, auf das Christenthum zu übertragen; so nehme H. das verbum internum der Fanatiker, das sie dem verbum externum gleichwerthig achteten, in ... Bald darauf greift G. die Behauptung Hottinger's öffentlich an, daß das Studium der jüdischen Antiquitäten den Studirenden besonders nützlich sei. Bei der nächsten öffentlichen Disputation gerathen beide Professoren in so heftigen Streit, daß der vorsitzende Rector silentium gebieten muß. Mit Erlaubniß

der philosophischen Facultät läßt H. die Disputation drucken, fügt aber beim dem Druck das sog. Corollarium hinzu, in dem er Alle, die seiner Wer schätzung der Antiquitäten nicht beipflichteten, „pro hominibus non sanis" klärte. Daß damit Gauter gemeint sei, leugnete H. nicht. In der folgen Discussion stellte H. den Satz auf: sacrificia piacularia sub Vet. Test. voluntate Dei habuisse vim et efficaciam peccata expiandi. Die Facul verwarf den Satz, er sei nicht orthodox, sondern jüdisch, er widerstreite klaren Worte Hebr. 10, 4. Um den Streit beizulegen, bestellt der Rector zu sich; aber H. entzieht sich der Besprechung durch eine Reise nach Ca Dazu kam, daß H. als Decan der Facultät dem Dr. Horche die Erlaub ertheilt hatte, ein Buch „gefährlichen Inhalts" mit der falschen Angabe dem Titel, die Druckerlaubniß sei von der theologischen und der philosophis Facultät ihm gegeben worden, zu veröffentlichen. Alles dies wird seit der theologischen Facultät am 19. December 1708 nach Cassel berichtet, a mit dem Erfolg, daß unter dem 18. (!) December d. J. der Landgraf K die Facultät zurecht weist und besonders dem Professor Gauter sein Mißfal kund gibt, dagegen H. in Schutz nimmt. Auf die erneute Eingabe Facultät ergeht unter dem 3. Januar 1709 an sie ein Rescript Karl's, wo H. abermals in Schutz genommen und die Bitte Horche's, Vorlesungen hal zu dürfen, genehmigt wird, doch mit der Einschränkung, daß er ohne Erlaub der philosophischen bezw. der theologischen Facultät nichts dürfe drucken la und daß er alles Anstößige zu vermeiden habe.

Die Spannung innerhalb der theologischen Facultät wurde natürlich du dies Alles nur vermehrt, sie steigerte sich zu offener Feindschaft, die schließ für H. nicht ohne seine Schuld verderblich wurde. Ein aus der Schweiz a gewiesener Separirter, der Candidat (?) der Theologie, Johann Ul Gietzentanner aus Lichtensteig, war nach Marburg gekommen und von H. Landsmann und Gesinnungsgenosse willkommen geheißen. H. verschaffte i die Stelle als Präceptor des reformirten Waisenhauses. Im J. 1715 h nun Gietzentanner eine Predigt, in der er behauptete, alles, was er sage, schehe auf directen göttlichen Befehl. Ueber den Inhalt dieser Predigt nichts überliefert; aber der aus solchem Munde erhobene Anspruch, göttl Offenbarung besonderer Art zu verkünden, genügte, um das gährende M trauen acut werden zu lassen. Die traurigen Erfahrungen, die man mit Separirten und Inspirirten gemacht, ließen eine Anklage Hottinger's, Landsmannes und Vorgesetzten Gietzentanner's, erfolgreich erscheinen, — u die Anklage auf Einverständniß Hottinger's mit Gietzentanner wurde erhob H. und zwei andere Mitglieder der theologischen Facultät wurden vor ei Untersuchungscommission in Cassel verhört, und H. mußte an Eides St die Versicherung abgeben, daß er an der Predigt Gietzentanner's unbetheil sei. Gleichwohl wurde ihm und seinen Collegen aufgegeben, sich in ein Gutachten „über die außerordentlichen Offenbarungen in den Zeiten Neuen Testaments" zu äußern. Die Collegen sandten ihre Gutachten ei H. zögerte; erst auf den zwei Mal wiederholten Befehl „bei Vermeidu fürstlicher Ungnade" gab er nach. Als die vier ersten Bogen gedruckt war kam ein neuer Befehl, das bereits Gedruckte und das übrige Manuscript z Censur nach Kassel einzusenden. In sechs Capiteln legt er seine Anschau dar: in den Zeiten des Neuen Testaments seien andere zur Seligkeit nöthig Offenbarungen, als die im Neuen Testament bezeugten, nicht zu erwarte allein nach Joel 3, 16 Theſſ. 5, 15—22, Am. 3, 7, 1. Kor. 14, Röm. 12, 1. Kor. 12, 10, Eph. 4, 11, 1. Joh. 41, sei die Möglichkeit außerordentlich Offenbarungen über besondere Ereignisse oder Zustände nicht zu bestreite

doch müßten sie, wo immer sie aufträten, sorgfältig untersucht und je nach Befund für wahr gehalten oder verworfen werden. Die ihm bekannt gewordenen Schriften der Inspirirten enthielten keine gefährlichen Irrthümer, auch der Wandel der Inspirirten zeige nichts Tadelnswerthes; überdies sei die Zeit ihrer Weissagungen noch nicht verstrichen, so müsse man das Urtheil darüber Gott und der Zukunft überlassen. Für die Gegenwart möge man sich durch die Inspirirten bewegen lassen, fest am göttlichen Wort zu hangen und alles nach dem göttlichen Wort zu prüfen, die Sünden und Gottlosigkeiten, die sie der Kirche vorwarfen, bekennen und unterlassen, — dann würde die ganze Bewegung keinen Schaden thun, sondern der Kirche nur Gewinn bringen. Das etwa der Inhalt des Gutachtens. H. selbst hat in einer anonymen Schrift: „Historia facti“ darüber referirt und das Verhör aufs genaueste beschrieben, das in Cassel über jenes Gutachten mit ihm angestellt wurde. Obgleich man auf Widerlegung sich nicht einließ und in keinem Punkte, wie er behauptet, ihn eines Irrthums überführte, erging doch das Urtheil, entweder zu widerrufen, oder seine Stellung in Marburg aufzugeben. Obgleich unter der Hand ihm nahegelegt wurde, eine Immediateingabe an den Landgrafen werde ihn rehabilitiren, legte er doch sein Amt nieder. Als er im Begriff war, Marburg zu verlassen und sich auf ein Landgut zurückzuziehen, berief ihn die Gemeinde Frankenthal einstimmig zu ihrem ersten Prediger. Von 1717 bis 1721 blieb er dort; dann folgte er einem Rufe nach Heidelberg als Professor der Theologie und Prediger an der Peterskirche. Nach dem Tode von Ludwig Christian Mieg, der 1705 von Marburg nach Heidelberg übergesiedelt war und 1740 dort starb, wurde H. zum Primarius der theologischen Facultät ernannt und verwaltete dies Amt bis an seinen Tod, am 7. April 1750.

Abgesehen von einer großen Anzahl von Dissertationen, die vollzählig bei Fr. W. Strieder, Grundlage zu einer Hessischen Gelehrten- und Schriftsteller-Geschichte im 6. Bande (1786) verzeichnet stehn, sind besonders zu erwähnen: „Typus doctrinae christianae seu integrum systema didacticum“, Marburg 1714; „Theologia morum generalis“, Marburg 1715 (zu Zürich 1748 unter dem Titel: „Typus vitae christianae“ neu herausgegeben); „Typus vitae christianae delineans Theologiam morum specialem de inspectione sui ipsius“, Marburg 1717; „Historia facti oder kurtze und wahrhaffte Erzählung, was sich . . . . mit J. H. Hottinger . . . . zugetragen“ (anonym) s. l. 1717; „Christliches Manual oder Anleitung, wie ein Christ den ganzen Tag vor Gott wandeln soll“, Büdingen 1724.

E. Chr. Achelis.

Hoverbeck: Leopold Freiherr von H., preußischer Demokrat, geboren am 25. Juli 1822 zu Nickelsdorf im ermländischen Kreise Allenstein, † am 12. August 1875, entstammte einer niederländischen Familie, die zur Zeit Herzog Alba's in die Mark Brandenburg auswanderte und sich vielfach im brandenburg-preußischen Staatsdienste auszeichnete. Der verdienstvolle Gesandte des Großen Kurfürsten Johann v. H., der in den Freiherrnstand erhoben wurde, und der Hofgerichtspräsident Johann Dietrich v. H. gehörten zu seinen Ahnherren. Ein andrer Herr v. H. erwarb sich zur Zeit Friedrich's des Großen das Verdienst als einer der ersten Edelleute auf seinen Gütern die Leibeigenschaft abzuschaffen. Der Vater Leopold's v. H. nahm als Rittmeister den Abschied, verheirathete sich am 16. Juni 1820 mit der sanftangelegten Wilhelmine Thiel, der Tochter eines Domänenamtmanns im Kreise Angerburg, in dessen Hause bereits einigermaßen demokratische Luft geweht zu haben scheint, und erwarb dann das Gut Nickelsdorf im Ermlande.

Er wurde ein tüchtiger Landwirth, der indeß seine Leute äußerst hart behandelt
Ihrem nach zweijähriger Ehe geborenen Sohne Leopold ließen die Eltern ein
spartanische Erziehung zu Theil werden. Die ersten zehn Jahre seines Leben
schlief Leo, wie er genannt wurde, nicht in einem Bette, sondern auf de
Diele. Auch ging er in dieser Zeit barfuß. Nachmals scherzte man wol, da
er nach Rousseau'schen Principien erzogen worden sei. Eine Folge der Stra
pazen, die dem Knaben zugemuthet wurden, war es, daß er auf einem Aug
erblindete. Mit zehn Jahren kam er auf das Friedrichscollegium in Königs
berg, von dem er am 30. October 1840 mit dem Zeugniß der Reife für di
Universität entlassen wurde. Er war kein Musterschüler gewesen, und auc
das Abgangszeugniß war nicht glänzend. Am 3. November 1840 als Student
der Rechte an der Albertina immatriculirt, absolvirte er dort mit Ausnahme
des Sommersemesters 1842, das er in Berlin verbrachte, sein Triennium.
Der hünenhafte junge Mann, der seine sechs Fuß maß, wurde ein eifriges
Mitglied der Landsmannschaft Littuania, deren Senior er in seinen beiden
letzten Semestern war, und zeichnete sich dabei durch einfache Lebensweise aus.
Die Berliner Studenten behagten ihm wenig; er nannte sie wol „Zierbengel
mit pomadisirten Köpfen“. Dem Corpswesen und der Mensur stand er ab-
lehnend gegenüber. Als die Litauer sich 1848 in ein Corps und eine Lands-
mannschaft spalteten, blieb er in der Landsmannschaft, die indeß später z
seinem Schmerze ebenfalls ein Corps wurde. Zwar machte er sein erste
juristisches Staatsexamen und leistete den Eid als Auscultator. Er verspür
aber nicht Lust, die Beamtenlaufbahn einzuschlagen, vielmehr hatte er d
landwirthschaftlichen Neigungen seines Vaters geerbt. Diesen ging er alsba
nach und bezog im J. 1844 die landwirthschaftliche Schule zu Regenwal
wo er fleißig Sprengel hörte. Von Juli bis October 1845 unternahm
eine größere landwirthschaftliche Studienreise durch Deutschland. Dabei b
suchte er u. a. die landwirthschaftliche Lehranstalt in Möglin im Oderbru
wo ihm die Eleven nicht sonderlich gefielen, weil sie „halben Berliner Pl
hatten und „wenig thun, als in die Vorlesung gehen“, wie er schrieb. „S
beachteten mich wenig, weil ich zu Fuß gekommen war und mich ihnen schlec
weg als Oekonom vorstellte“. In Hohenheim bei Stuttgart knüpfte er m
Landwirthen von Bedeutung wie Pabst, Mögling und Lucas Beziehungen a
Heimgekehrt, erhielt er im November 1845 von seinem Vater das Ritterg
Adlig-Quetz im Kreise Heilsberg, vier Meilen von Nickelsdorf, zum Gesche
In diesem „Eulenneste“, wie er wol sagte, führte H. nunmehr acht Jahre e
einsames Dasein. Ein hölzernes Haus diente ihm als Wohnstätte. Nur zw
Mal in der Woche kamen dorthin Zeitungen.

Die Zeit in Adlig-Quetz wurde für ihn bedeutungsvoll durch das Freun
schaftsverhältniß, das sich zwischen ihm und dem sieben Jahre älteren Ob
lehrer Witt in Hohenstein herausbildete, und die geistige Anregung, die
von diesem sehr radical angelegten Mann empfing. Allmählich trat hin
diesem Geistesbund die Freundschaft, die er mit dem conservativen Theolog
Fritz Oldenberg noch in der Littuania geschlossen hatte, zurück. Witt suc
H. für seine demokratischen Anschauungen zu gewinnen. Doch verhielt s
H. dazu anfangs ablehnend, namentlich angesichts der niedrigen Bildungsst
der Bauern und Arbeiter seiner Gegend. Im J. 1848 hat er sich garni
an der Politik betheiligt. Ende 1848 trat sogar eine Unterbrechung in sein
freundschaftlichen Beziehungen zu Witt ein. Dann aber knüpfte H. wied
an, indem er für Witt's „Dorfzeitung“ Beiträge lieferte. Er schrieb dar
über „Einnahmen und Ausgaben des preußischen Staates“ und über „Da
Salz“. Die Aufsätze verriethen seine volksfreundliche Ader. Er strebte ein

seitigung des Salzmonopols, womöglich jeder Salzsteuer an, und die Er=
ichung dieses Zieles wurde ein Gedanke seines Lebens. Doch vermochte es
n auch nicht aus seiner parteilosen Haltung zu reißen, als Witt 1851 im
isciplinarwege abgesetzt wurde. Er vertheidigte seine politische Unentschieden=
it gegen den Freund wol mit den Worten: „Ich halte das starre Festhalten
einer Partei für Lüge und Gewissenlosigkeit gegen das Vaterland". Es
ien ihm am lohnendsten, ganz in der landwirthschaftlichen Thätigkeit auf=
gehen. Doch regte sich früh in ihm der Patriotismus. „Deutschlands Ein=
it geht mir über Alles, und ich gebe ohne Bedenken die Freiheit dafür hin"
rieb er 1850. Bald erwarb er sich in seiner Gegend als Landwirth großes
nsehen. Im Gegensatz zu seinen Berufsgenossen war er der Jagd abgeneigt.
afür liebte er die Musik und pflegte eifrig den Gesang. Am 9. December
853 verheirathete er sich mit Leopoldine Käswurm, der Tochter eines Guts=
esitzers aus der Gumbinner Gegend, deren Familie von den um ihres
laubens willen vertriebenen Salzburgern abstammte. Bald darauf übernahm
r Nickelsdorf von seinem Vater, der mit seiner Frau in die Stadt zog. In
ickelsdorf schien H. ganz Obstbaumzüchter zu werden. Da kam die Regent=
haft des Prinzen von Preußen, und nun hielten die freisinnigen Kreisrichter
iner Gegend, mit denen er in Beziehung getreten war, den Augenblick für
ekommen, diesen praktischen und doch freiheitlich angelegten Landwirth in
ie politische Arena vorzuschicken. Am 23. November 1858 wurde H. und
in Clerikaler von den Wahlmännern des damaligen Wahlkreises Allenstein=
Ortelsburg ins Abgeordnetenhaus gewählt.

Einmal in die Politik hineingestellt, entdeckte H. bald sein radicales Herz.
Schnell und innig freundete er sich mit Forckenbeck an. An Thätigkeit ge=
wöhnt, empfand er es mit Genugthuung, daß er in die Budgetcommission
gewählt und zum Berichterstatter beim Militäretat bestellt wurde. „Mir ist
das gerade recht", schrieb er, „da ich wahrhaftig nicht Haus und Hof ver=
lassen habe, um mich hier in Berlin zu amüsiren". Er schloß sich dem
Nationalverein an und entfaltete eine rege Thätigkeit für diesen. Daneben
ließ er es sich angelegen sein, bei dem liberalen Ministerium für die Wieder=
anstellung Witt's zu wirken, was ihm schließlich auch gelang. Bald erkannte
er, daß die Partei Wentzel=Schwerin, der er beigetreten war, bei der Ver=
schiedenheit der zu ihr gehörigen Elemente auf die Dauer nicht zusammen=
halten würde. Nicht zum wenigsten mißfiel ihm die Anmaßlichkeit Georg's
v. Vincke, des Hauptwortführers der Partei. Schließlich kam es bei der
Adreßdebatte am 5. Februar 1861 wegen der Haltung der Fractionsmehrheit
in der italienischen Frage, die H. und seinen Freunden nicht entschieden genug
war, zum Bruch. H., Forckenbeck und noch neun andere, lauter Preußen, traten
aus. Vincke spottete laut über die Fraction „Junglitauen", dabei zugleich wol
anspielend auf die akademische Vergangenheit des noch recht jugendlichen Partei=
führers H. Am 2. März constituirte sich die Fraction „Junglitauen". Ihren
dreizehn Mitgliedern gesellten sich in der Folge noch sechs zu. H. erwies sich
jetzt als zum Fractionsführer geboren. Nicht weil er besonders zum Redner
veranlagt war. Es wird nicht viele Parteiführer seines Ranges gegeben haben,
die so wenig lange Reden gehalten haben wie er. H. empfand geradezu eine
u vor langen Ausführungen, und wenn er gelegentlich weiter ausholen
te, so fühlte er stets das Bedürfniß, sich zu entschuldigen und sprach auch
t nicht allzu lange. Gewöhnlich hielt er nur Reden bei großen Principien=
en, kaum daß er noch hin und wieder in landwirthschaftlichen Dingen, in
en er so sehr Fachmann war, das Wort ergriff. Es war ihm auch nicht
er gegeben, effectvoll zu sprechen. Dafür besaß er eine große Fähigkeit

schnell die Sachlage zu erfassen. Unzählige Male griff er durch kurze, be
Kern der Sache treffende Bemerkungen in die Debatte ein. Dabei lag etwa
Schroffes in seinem Wesen, das oft lauten Unwillen bei den Gegnern hervor
rief, das aber in einer Zeit erbittertsten Kampfes nur sein Ansehen bei de
Freunden mehren konnte. Bei aller Schärfe, ja Derbheit, die litauisch an
muthete, bewegte er sich fast immer in sachlichen Bahnen. Es ist charakte
ristisch, wie vortheilhaft die Art der Discussion dieses radicalen Volkstribunen
von der späteren oppositionellen Dialektik im deutschen Parlament absticht.
Er hatte sich so in der Gewalt, daß er niemals einen Ordnungsruf erhielt.
Ein großes Geschick bewies H. als Parteiführer auch durch die Verwendung
der einzelnen Kräfte seiner Fraction an der richtigen Stelle und bei den
Verhandlungen mit anderen Fractionen. So kam es, daß ihm in der Con-
flictszeit eine Rolle zufiel, wie sie, außer Windthorst, kaum je noch ein Partei-
führer im preußischen und deutschen Parlament gespielt hat.

Als H. seine Rolle als Parteiführer begann, spitzten sich die Dinge in
Preußen zum Verfassungsconflict zu. Die Mehrheit des Abgeordnetenhauses
zeigte ein sehr geringes Verständniß für die Lebensbedingungen des preußischen
Staates, und H. als Wortführer zunächst von „Jung-Litauen“ bekundete das
nur zu unzweideutig. Erblickte er doch in der dauernden Bewilligung der für
die Heeresorganisation geforderten neun Millionen Thaler ohne das Zu-
geständniß der zweijährigen Dienstzeit die „finanzielle Zerrüttung“ Preußens
wie er es mit dürren Worten am 27. April 1861 erklärte. Er war s
durchdrungen von seiner Ansicht, daß er allen Vorwürfen, die ihm aus dere
Vertretung gemacht werden konnten, kühn trotzen zu können glaubte: „Man wi
uns Opposition vorwerfen, eine tendenziöse, eine faktiöse Opposition und wie a
die Kunstausdrücke lauten; sie werden unter Umständen sich bis zum Lande-
verrath steigern, und zwar weil man uns imputirt, daß wir damit uns
Vaterland wehrlos dem Gegner preisgeben würden. Ich bin der Ansicht dur
aus nicht. Ich glaube, daß ich noch nie eine so patriotische Handlung au
geführt habe, als durch das Nein, welches ich jetzt spreche“. Er erlebte
Genugthuung, daß sich ihm nach Schluß des Landtages eine größere An
namentlich von Berliner Liberalen anschloß, mit denen zusammen er
„Deutsche Fortschrittspartei“ gründete. Das Ziel der Partei war edel
groß. In ihrem Programm hieß es: „Die Existenz und die Größe Preuß
hängt ab von einer festen Einigung Deutschlands, die ohne eine starke C
tralgewalt in den Händen Preußens und ohne gemeinsame Volksvertret
nicht gedacht werden kann“. Zweifelhaft erschien es nur, ob die Partei
rechten Mittel finden würde, dies Ziel zu erreichen. Die Wahlen zeigt
daß sie im Lande großen Anhang hatte. Ende 1861 zog sie 83 Mitglie
stark in das Abgeordnetenhaus ein. H. selbst war drei Mal in seiner H
mathprovinz gewählt, in Tilsit-Niederung, in Sensburg-Ortelsburg und
Osterode-Neidenburg, ein Zeichen seiner großen Volksthümlichkeit. Er na
für Osterode-Neidenburg an. Im neuen Hause wurde er wieder in
Budgetcommission gewählt und zum Berichterstatter über die Anträge Hag
den Ausgangspunkt des Militärconflicts bestellt. Nach einer kurzen Sessi
wurde das Haus aufgelöst. Der Wahlkreis Osterode-Neidenburg, der ihn d
vorige Mal nur mit geringer Mehrheit gewählt hatte, entsandte ihn bei d
Neuwahlen fast einstimmig als seinen Vertreter wieder hinein. Mit 135 Mi
gliedern bildete die Fortschrittspartei bei weitem die stärkste aller Fractione
Vereint mit der ihr nahestehenden Partei Bockum-Dolffs verfügte sie über ei
gebieterische Mehrheit in dem damals aus 350 Mitgliedern bestehenden Haus
Es war begreiflich, wenn H. sich etwas von der aufgeregten Volksstimmun

eckt zeigte und so beim Schützenfest in Frankfurt a. M. im Juli 1862
iste, indem er dort die „deutschen Brüder“ in einer mit „schneidendem
t“ gesprochenen Rede apostrophirte: „Seien Sie überzeugt, daß wenn
wie die sogenannten preußischen Interessen mit den deutschen Interessen
Ziespalt kommen sollten, wir die deutschen Interessen bevorzugen“. Das
te nicht ganz zum Wahlprogramm seiner Partei. Für einen Verfechter
reußischen Machtgedankens, wie Roon es war, gab es keinen schlimmeren
chen Fehler als Verleugnung der preußischen Interessen. Er verfehlte
nicht am 12. September, H. wegen jener Wendung zur Rede zu stellen.
wußte sich H. geschickt aus der Affäre zu ziehen. Aber gleichzeitig lieferte
en neuen Beweis dafür, daß der populäre Lärm ihm die Lage in einem
n Lichte zeigte. Er behauptete: „Was uns noch einigermaßen in der
ng von Deutschland und Europa erhält, das ist der Widerspruch, den
lbgeordnetenhaus diesem Ministerium entgegensetzt“. Wenige Tage dar-
ch er sich dem Ministerium Bismarck gegenüber.
hatte H. bisher noch Rücksichten und Versöhnlichkeit gezeigt: die über-
Kampfesnatur des neuen leitenden Staatsmanns trieb ihn für immer
Rolle des Intransigeants hinein. H. ahnte garnicht, daß er ganz dem
che Bismarck's entsprechend handelte, wenn er sich unbeugsamer denn je
, weil dies der beste Weg für die Regierung war, volle Klarheit in die
zu bringen. Zwar ermaß er wol, daß dem Ministerpräsidenten eine
Verschlagenheit zu Gebote stand; er empfand vor ihr ein gewisses
n und war geneigt, sie auch da zu sehen, wo sie nicht mitspielte. Ge-
durch die unbedenkliche Kampfesart des Ministers und dadurch gleichsam
Enge getrieben, wußte er nichts anderes, als sich um so fester an die
in zu klammern, zumal da er nicht erkennen konnte, wohin des kühnen
rmanns Fahrt ging. So nahm er eine so starre Haltung ein, wie sie
arlamentarismus selten erlebt hat. Einst hatte gerade H. solche Starr-
ls eine Gewissenlosigkeit gegen das Vaterland gebrandmarkt. Nicht un-
bemerkt der Kreuzzeitungsredacteur Herm. Wagener über Hoverbeck's
ng in der Conflictszeit, daß H. von den damaligen Parlamentariern die
n Anlagen zu einem Conventsdeputirten und zu einem Mitgliede des
fahrtsausschusses gehabt habe. Zuerst rieb H. sich mit Bismarck aus
der weitausschauenden Alvensleben'schen Convention mit Rußland wegen
polnischen Aufstandes. Ebenso urtheilslos wie stolz sprach er von der
mage“ des Ministeriums dabei und meinte gegen Bismarck boshaft, als
die Convention eine große Seeschlange nannte, das thäte er wol, weil
n schon recht „scharf gebissen habe“. Den unversöhnlichsten Groll weckte
ihm, als Bismarck erklärte, er halte sich nicht der Disciplin des Hauses
worfen. Sein Zorn darüber war ein neues deutliches Zeichen dafür,
es sich bei dem herrschenden Conflicte schon lange nicht mehr um die
ärfrage an sich, sondern lediglich um die Macht handelte. H. wollte dem
mente die entscheidende Stellung im Lande erobern. Gelegentlich führte
mal aus, daß er dem preußischen Könige in seinem Lande nicht mehr
zugeständе als dem belgischen; und die preußische Verfassung, die Charte
ck, gab ihm auch ein gewisses Recht dazu. Der Kernpunkt aber war,
Bismarck die Krongewalt fester zu stabiliren suchte. Weil sich Bismarck
den Willen des Parlaments aufzwingen ließ, kündigte H. am 11. Mai
zornglühend Kampf bis aufs Messer an: „Der Herr Kriegsminister hat
efragt, was wir denn unsererseits zu bieten hätten. Dieser Regierung,
, nichts!“ So kam es zu der verwegenen Maßregel des Bismarck'schen
diets vom 1. Juni 1863. H. begann zu ahnen, daß es vergebliche Mühe

sein würde, es mit diesem Minister aufzunehmen, und äußerte, er sei so abgemattet und gleichzeitig so verbittert, daß er nichts mehr wünschte, als sich wieder aufs Land zurückzuziehen.

Seine Popularität begann bereits nachzulassen. Bei den Neuwahlen am 20. und 28. October 1863 erhielt er in Osterode-Neidenburg eine weit geringere Mehrheit. Seine Wähler machten seinen Doctrinarismus nicht alle mit. Er aber ließ nicht davon ab, sondern zeigte sich nur noch mehr aufgestachelt. Es war ein Schlag ins Wasser, als ihm der Conservative Moritz v. Blanckenburg, vielleicht inspirirt von seinem Freunde Bismarck, die realpolitische Handlungsweise seines Ahnherrn, des Gesandten Johann v. H. in der bekannten Kalkstein'schen Sache vor Augen hielt. „Glauben Sie nicht", so rief Blanckenburg, „daß damals kein Zweifel darüber gewesen ist, daß verbriefte und beschworene Rechte dadurch (durch Kalkstein's Gefangennahme) gekränkt wurden? M. H.! Was hat die Weltgeschichte aber nachher dazu gesagt, als die Sache vollendet war?" Da habe man die Handlungsweise des Gesandten v. H. gepriesen. „Warum denn? Darum, weil die Stände ihr Recht gemißbraucht hatten, weil sie nicht begriffen, daß Preußen mußte ein Großstaat werden! Und m. H., fallen Sie jetzt nicht wieder in denselben Fehler". Ein solcher Kalkül auf die Erweckung des realpolitischen Verständnisses mußte bei H. vollständig versagen. H. vermochte auch bei seinem Vorfahren nur das Unrecht zu erkennen und erklärte trocken: er würde zu Gunsten keines Fürsten der Welt so handeln. Sein aufgepeitschter Fanatismus bestimmte ihn, der Regierung auch die Mittel zur Kriegführung gegen Dänemark zu verweigern.

Seit Düppel und Alsen begann es ihm deutlicher zu werden, daß er eine verlorene Sache vertrat. „Es ist sehr wohl möglich, daß die Reaction durch Einschüchterung siegt" schrieb er an Witt. Trotzdem lag ihm nichts ferner als der Gedanke an ein Einlenken. Als er nach dem Kriege in seiner schroff ablehnenden Haltung gegen Bismarck verharrte, suchte ihn selbst Witt umzustimmen, indem er ihm entwickelte, daß der Grundsatz, einem Ministerium, das man beseitigen wolle, dürfe man nichts bewilligen, unrichtig sei. Aber umsonst. Am 15. März 1865 erklärte H. im Abgeordnetenhause mit Emphase aufs neue: „Dieses Ministerium wollen wir bekämpfen, solange es in unseren Kräften steht, gestützt auf unser gutes Recht". Am 28. April kam es wieder zu einem überaus heftigen Zusammenstoß zwischen ihm und Roon. Voller Verbitterung schrieb H. am 27. Juni von der „widerlichen Aufgabe, sich im Abgeordnetenhause mit Leuten herumzustreiten, die man für ausgemachte Schurken hält". Er sprach gegen Witt von der „frechsten Mißachtung der Gesetze", die die Regierung übe, zu der sie „noch die seelenverderbende Heuchelei füge." Aeußerlich wußte er in seinem Auftreten im allgemeinen Ruhe und Kälte zu bewahren. Er wollte seinen Feinden „nicht die Freude gönnen zu sehen, wie tief mich die jetzige Wirthschaft schmerzt". Doch wurde er gelegentlich wegen eines im Januar 1864 verbreiteten Flugblatts unter Anklage gestellt und schließlich am 9. Januar 1866 der Beleidigung des Staatsministeriums für schuldig befunden und zu einer Geldstrafe verurtheilt. Zuweilen gefiel er sich auch darin, das Abgeordnetenhaus ein bischen Convent spielen zu lassen, so als er am 29. Januar 1866 das allerdings unglückliche Urtheil des Obertribunals in der Twesten'schen Sache für ungültig zu erklären beantragte und damit durchdrang. Das Ministerium durfte daraufhin dem Hause in aller Ruhe bemerken, daß es nicht das Recht habe, richterliche Urtheilsprüche anzufechten. H. vermochte in einem solchen Bescheide nur eine unerhörte Beleidigung zu sehen, mußte sich aber wohl oder übel damit abfinden. Seine

elehrbare Opposition wurde von seinem Wahlkreise Osterode-Neidenburg den Neuwahlen am 3. Juli 1866 damit beantwortet, daß man ihn nicht derwählte. Während er drei Jahre vorher fast einstimmig gewählt worden , sammelte er am Tage von Königgrätz nur 88 Stimmen gegenüber 277 nerischen auf sich. Dafür wählte ihn der radicalere Kreis Königsberg-hausen, allerdings auch nur mit knapper Mehrheit.

Resignirt schrieb H.: „Du fühlst es ganz richtig heraus, daß wir jetzt traurige Zeit durchleben, nicht nur wegen des resultatlosen Kampfes gegen brutale Gewalt, sondern noch viel mehr wegen des Abfalles alter Freunde, uns als unverbesserliche Nihilisten mit einem leichten, aber fühlbaren Fuß-t zum Teufel gehen lassen. Nun wir wollen redlich aushalten, bis das lk unserer müde ist und uns nicht wiederwählt". Demgemäß erwies er sich ter unversöhnlich und trat gegen den Entwurf des Indemnitätsgesetzes ein, en Meisterzug Bismarck's, durch den dieser sich ganz zum Herrn der inneren ge machte und H. für immer als parlamentarischen Machtfactor ausschaltete. ar Hoverbeck's einst so mächtige Partei schon bei den Wahlen vom 3. Juli auf l Mitglieder herabgesunken, so trat infolge der Stellung zur Indemnität ne völlige Spaltung in der Partei ein. Forckenbeck und Kosch, die mit H. sammen in Königsberg gewählt worden waren, stimmten für die Indemnität. n großer Theil der Partei schloß sich der neugebildeten Fraction der National-beralen an. H. aber sprach am 3. September 1866 die bitteren Worte: Wir können leicht dem Auslande das scheinbare erkünstelte Schauspiel der inigung geben, wenn wir alle Differenzen verhüllen und die Rechte des andes preisgeben. Ich meinerseits habe aber keine Lust dazu. Der Minister-präsident hat uns die Wucht der vergangenen Thatsachen geschildert. Wir sind weit entfernt von einer Machtanbetung, die wegen äußerer Erfolge die neren Rechte des Volkes preisgeben könnte. Ich will anerkennen, daß der on der Rede des Ministerpräsidenten ein versöhnlicher war. Er hat uns rsichert, daß er den Frieden nicht aus Verlegenheit wünsche und sich darauf rufen, daß die Fluth im Innern zu seinen Gunsten zu fließen scheine. un, dieses Bild der Fluth könnte ich acceptiren — ich glaube, daß auf die uth die Ebbe folgt. Ich sehe mich im Lande um, ob die Früchte der Art nd, daß sie ein festes constitutionelles Regiment für die Zukunft versprechen. enn Sie es noch nicht wissen, dann erkundigen Sie sich über den Punkt bei en Leuten, die im Gefängniß schmachten, weil sie das ausgesprochen haben, as die Regierung jetzt selbst anerkennt". Seine Haltung fand abermals die ißbilligung seines nächsten Freundes Witt. Unzufrieden mit der Gestaltung er deutschen Dinge schrieb H. am 17. October 1866: „Zweck des Kriegs war nicht etwa die Einigung Deutschlands, sondern die Vergrößerung Preußens, er Domäne Wilhelm's I." Seinem unentwegten Groll gab er am 6. December durch den Antrag auf Streichung Bismarck's und Roon's aus der iste der zu Dotirenden Ausdruck, „weil ich diese Minister noch nicht für mit dem Lande ausgesöhnt halte". Seitdem hatte H. seine Rolle im Abgeordnetenhause im wesentlichen ausgespielt. Im J. 1868 wurde er noch einmal von seinem heimathlichen Kreise Allenstein-Rössel gewählt. Dann schied r aus dem Landtage aus.

Etwas mehr trat er seitdem im Reichstage hervor. Zwar fiel er bei n Wahlen zum constituirenden Reichstage des norddeutschen Bundes am 2. Februar 1867 in Allenstein-Rössel durch. Auch bei der Wahl am 31. August 1867 zog er nicht nur in Allenstein, sondern auch in Königsberg den ürzeren. Dafür wählte ihn der 2. Berliner Wahlkreis bei einer Nachwahl n 22. September. Am 3. März 1871 vertauschte er diesen Wahlkreis,

obwol man ihn dort abermals wählte, mit dem von Sensburg-Ortelsbu
und behielt diesen auch bei den Wahlen am 10. Januar 1874, unter A
lehnung des ihm im 3. Berliner Wahlkreise zugefallenen Mandats, in
Der demokratische Boden des Reichstages bot ihm mehr Gelegenheit seine G
sinnungen zu bethätigen als der Landtag. Allerdings entfremdete er s
seinem ehemaligen nahen Freunde Forckenbeck, der H. vergeblich für die no
deutsche Bundesverfassung zu gewinnen suchte. H. bestand ihm gegenüber u
entwegt auf der Forderung „Alles oder Nichts“. Auch Witt suchte ihn ve
geblich umzustimmen und erinnerte ihn an sein früheres Dictum: „Sel
eine Despotie will ich für einige Zeit in den Kauf nehmen, wenn dadurch d
Einheit Deutschlands hergestellt wird“. Obwol Witt wie Forckenbeck und b
ebenfalls über Hoverbeck's Doctrinarismus entsetzte H. V. v. Unruh, d
Steuerverweigerer von 1848, zur nationalliberalen Partei übertraten, so bli
doch mit diesen das Freundschaftsverhältniß bewahrt. Mehrmals hat H. i
Reichstage seinem alten Gedanken der Aufhebung der Salzsteuer Geltung
verschaffen gesucht. Es war ihm geradezu schmerzlich, als die preußische R
gierung von selbst daran ging, das Salzmonopol aufzuheben, und er wa
offen genug, dies im Abgeordnetenhause am 1. Februar 1867 zu bekenne
„Soll dieser Mann (der preußische Finanzminister)“, so sagte er, „den ich i
andern Punkten so lange bekämpft habe, soll es ihm gegeben sein, sich eine
Namen in der Weltgeschichte zu machen, der noch unsern Nachkommen bekan
und von ihnen geehrt sein wird, der mit dem englischen eines Gladstone a
gleicher Linie stehen soll?“ Im Reichstage suchte er nun im September 186
eine Beseitigung der Salzsteuer in absehbarer Zeit herbeizuführen, mußte
aber erleben, daß Forckenbeck ihm die Unthunlichkeit seines Gedankens nach
wies. Am 1. Mai 1872 erneuerte er seine Wünsche. Bismarck wies ih
schroff und ungerecht zurück, indem er es als eine politische Heuchelei b
zeichnete, wenn man behauptete, daß die Salzsteuer, deren Beseitigung an si
in erster Linie wünschenswerth, aber nicht gut thunlich sei, den armen Man
besonders drücke, solange man noch Brot und Fleisch besteuere. Mögen d
Hoverbeck'schen Anträge auf Beseitigung der Salzsteuer nicht ganz des agit
torischen Charakters entbehrt haben, ehrlich gemeint waren sie trotzdem. D
ausgiebigste Gelegenheit fand H. im Reichstage dazu, seinen tiefwurzelnde
Haß gegen den Militarismus zu bekunden. Der sieben Jahre nach den B
freiungskriegen geborene Mann bekundete dabei naive Anschauungen wie d
„Das Interesse der Völker ist es niemals anzugreifen, nach dem Inte
der Völker würde niemals ein Krieg entstehen“ (17. October 1867). D
entsprechend wünschte er die Stärke des Heeres auf ein Mindestmaß he
zusetzen, um die „Gewalthaber“ zu verhindern, einen Krieg anzufangen;
doch hatte er gelegentlich (am 24. Mai 1861), als er die Anlegung e
Kriegshafens im Jasmunder Bodden befürwortete, selbst gesagt: „Die b
Deckung ist der Hieb“. Am 24. April 1869 bezeichnete er die sta
Friedensheere als eine Gefahr für die politische Lage und verlangte,
der norddeutsche Bund, wenn es nicht anders einzuleiten ginge, mit der E
waffnung beginnen sollte. „Ich glaube, daß wir mit einer derartigen B
forderung der Wehrhaftigkeit unseres Vaterlandes nicht Schaden thun.“ M
ingrimmigem Hohne glaubte er die Bevorzugung des Adels im Heere geiß
zu müssen (19. VI. 1873). Desgleichen zog er mit Schärfe gegen die Cadett
häuser zu Felde. „Wir haben jedes mal gefunden, daß die Internate ein
gewissen Beigeschmack von Abrichtung mit sich führen“ (6. Juni 1873). V
haßt war ihm der vermeintliche Aufwand der Diplomatie. Gerade in die
Beziehung zeigte er sich besonders kleinlich und reizte dadurch oft genug d

Reichskanzler. Ihm schwebte wol das bekannte Wort des großen Königs zu einem seiner Gesandten vor, der sich über die geringen ihm zur Verfügung stehenden Geldmittel beklagte. Es entging ihm dabei aber, daß Friedrich II. sicher gern mehr bewilligt hätte, wenn er dazu irgend in der Lage gewesen wäre. Auf das eifersüchtigste wachte er über den Rechten und Competenzen des Parlaments. Der markanteste Act, den er in dieser Beziehung unternahm, war sein infolge der Verhaftung des Caplans Majunke am 16. Decbr. 1874 gestellter Antrag: „Behufs Aufrechterhaltung der Würde des Reichstages ist es nothwendig, im Wege der Deklaration bezw. Abänderung der Verfassung die Möglichkeit auszuschließen, daß ein Abgeordneter während der Dauer der Sitzungsperiode ohne Genehmigung des Reichstages verhaftet werde". Die Annahme des Antrages führte zu einem Entlassungsgesuch Bismarck's, der dadurch die in jenem Falle zum Theil mit H. gehenden Nationalliberalen zu spalten beabsichtigte. Durch den bald eintretenden Tod Hoverbeck's wurde es verhindert, daß der Antrag weitere praktische Folgen hatte. Sein von keinerlei sonstigen Erwägungen beeinflußtes Festhalten an formalistischen Gesichtspunkten bekundete H. auch recht greifbar, als er vom Präsidenten Hohenlohe wiederholt Verhängung eines Ordnungsrufes über Miquel verlangte, weil dieser einen fanatischen Elsässer, der den Deutschen den Rang einer gebildeten Nation abgesprochen hatte, der Narrheit beschuldigte (23. März 1873). Nur mit Mühe fügte er sich der Autorität des Präsidenten, der den Ordnungsruf ablehnte.

Vorübergehend trat H. (1867) mit dem deutschen Kronprinzen in Berührung. Dieser sprach ihm dabei seine Verwunderung darüber aus, daß die Fortschrittspartei gegen die norddeutsche Bundesverfassung gestimmt habe. Obwol die Kronprinzessin dem sich vertheidigenden H. secundirte, scheint H., wie es ja auch in der Natur der Sache lag, auf den hohen Herrn nicht sonderlich anziehend gewirkt zu haben. Er war doch eben allzu radical und steifnackig. Gefiel er sich doch auch geradezu in der Hervorkehrung demokratischer Allüren. So bemerkte er am 12. Februar 1868, als sein Freund Löwe-Calbe von dem „chevaleresken Stolze" gesprochen hatte, den die Abgeordneten aus Preußen bei einer Gelegenheit bewiesen hätten, trocken: „M. H., mir persönlich ist das Wort ‚chevaleresk' außerordentlich zuwider. Ich bitte Sie zu glauben, daß ich garnichts Chevalereskes an mir habe". Nur „bürgerlichen" Stolz wolle er für sich beanspruchen. Entsetzlich war es ihm, als er zu den Comitésitzungen, die im Winter 1867/68 aus Anlaß des ostpreußischen Nothstandes unter dem Vorsitz des Kronprinzen stattfanden, im Frack erscheinen mußte. Am liebsten wäre er, um diese „albernen Formen" zu vermeiden, weggeblieben. Mit Stolz erklärte er im Abgeordnetenhause am 19. Januar 1870: „Ich bin, obgleich Rittergutsbesitzer, doch Demokrat; das ist im Sinne mancher Herren ein undenkbares Ding".

Er nahm es von Anfang an im Gegensatz zu so vielen andern Volksvertretern äußerst ernst mit der parlamentarischen Arbeit. Bei Schluß der Session fühlte er sich regelmäßig infolge der Anstrengungen, die er sich zugemuthet hatte, tief ermüdet. Nicht zum mindesten nahmen die Fractionssitzungen, denen er fast immer präsidirte, seine Kraft in Anspruch. Völlig frei war er — eine seltene Erscheinung im Parlamentarismus — von Ehrgeiz. So lehnte er 1874 die Stelle eines Vicepräsidenten ab, obwol er vielmehr dazu berufen war als sein darauf für ihn eintretender Parteigenosse Hänel. Es war ihm ein Greuel, wenn ihm Ovationen dargebracht wurden. Interessenvertretungen verabscheute er. Auf dem Congreß deutscher Forst- und Landwirthe in Breslau im J. 1869 gab er die Erklärung ab: „Es sei Aufgabe jedes

Abgeordneten, stets für das zu wirken, was gerecht sei; kein Abgeordnet
dürfe Vertreter einer einzelnen Erwerbsclasse sein, jeder habe das ganze Vo
zu vertreten. Die Interessenvertreter würden zu Abgeordneten zweiter Cla
herabsinken". Schon damals erregten diese Worte lauten Unwillen. Se
stolzer Unabhängigkeitssinn vermochte es nicht, das ihm im Jahre 1861 a
gebotene Landrathsamt in seinem Kreise anzunehmen. „Ich wäre lieb
Kreisrichter, als Oberpräsident", erklärte er, „am liebsten freilich keins v
beiden".

Bereits im Sommer 1871 sah H. sich genöthigt wegen rheumatisch
Leiden nach Kissingen zu gehen. Im Juli 1875 wurde bei ihm, während
sich in Gersau am Vierwaldstätter See aufhielt, ein Herzleiden festgestell
Diesem fiel er wenige Wochen darauf, am 12. August, an jener schönen Stät
zum Opfer. Am 22. August wurde er in seinem Geburtsort Nickelsdorf be
graben. Seine Partei veranstaltete ihm in Königsberg und Berlin Gedächtniß
feiern. Im Berliner Rathhause hielt Virchow ihm die Gedenkrede. Ott
Lessing schuf eine Colossalbüste von ihm. Er hinterließ keine leiblichen Kinde
sondern nur eine Adoptivtochter.

Die Parteigenossen durften mit Wohlgefühl auf Hoverbeck's knorrig
„Rolandsgestalt" blicken. Kein schöneres Lob konnte ihm von dieser Seite z
zu Theil werden, als es in der Gedächtnißrede des Königsberger Professor
Möller auf ihn enthalten ist: „Jeder Zoll ein echter Demokrat, ist er durch
Leben gegangen ohne Orden und Titel". Einen Titel hat er freilich gehabt
das Gebiet, auf dem er positiv zu wirken Gelegenheit fand, seine landwirth-
schaftliche Thätigkeit, brachte ihm im J. 1862 die Stellung eines Landschafts-
directors für das Departement Mohrungen ein, die er bis zu seinem Tod
innehatte. Das Wohlthuendste an seiner Erscheinung ist zweifellos die Gerad-
heit seines Charakters, die etwas Kindliches hat. An seiner Politik, die i
ihrer Unfruchtbarkeit ihres Gleichen sucht, ist der deutsche Zug erfreulich. Da
Preußenthum, das er ursprünglich festzuhalten gesucht hatte, trat für ih
später ganz zurück. Er begrüßte die Kaiserwürde vornehmlich deswegen be
geistert, weil sie eine „schöne Waffe gegen den altpreußischen Particularismus
wäre. Freilich die Ebbe, die er einst dem Ministerium Bismarck prophez
hatte, kam nicht. Seinen größten Schüler fand der kluge, arbeitsame u
ehrliche, leider aber nur allzu fanatische Doctrinär, der in entscheidender Ze
zum Handeln berufen, kraftvoll und mannhaft handelte und dadurch sein
Platz in der Geschichte erhielt, in dem ihm freilich nicht nur an Rednerga
sondern auch an Wissen und Geist überlegenen und schließlich auch re
politischeren Eugen Richter.

Ludolf Parisius, Leopold Freiherr v. Hoverbeck. Ein Beitrag z
vaterländischen Geschichte. 3 Bände. Berlin 1897—1900. — Stenogr
phische Berichte des Preußischen Abgeordnetenhauses und des Deutsch
Reichstages. — Eugen Richter, Im alten Reichstag. Berlin 1894.
Herm. Wagener, Erlebtes II, 15. Berlin 1884. — Philippson, Forckenb
Dresden und Leipzig 1898. — Erinnerungen aus dem Leben von H.
v. Unruh. Herausgegeben von Poschinger. Stuttgart 1895. — Herma
Oncken, Art. Forckenbeck, A. D. B. XLVIII, 630—650.

H. v. Petersdorff.

Hoyos: Rudolf Graf H. wurde am 9. November 1821 auf dem Fide
commißschlosse Horn in Niederösterreich geboren und starb am 8. Novemb
1896 auf seinem Schlosse Lauterbach in Schlesien. Zwei schmale Bändch
Gedichte (Wien 1887, Dresden und Leipzig 1892 veröffentlicht) zeugen heu
allein noch von der Summe geistiger Kraft und von dem künstlerischen Sinn

s Aristokraten, der energisch und vorurtheilslos die Bildung seiner Zeit anzueignen und in ihrem Besitze das Leben zu einer Kunst zu gestalten anden hat. Als würdiger Genosse gehörte er einem Kreise feingestimmter heten an, die der Existenz des österreichischen Adels einen Abglanz des urellen Reichthums der Renaissance und der litterarischen Salons Frank-s leihen wollten und noch wollen. Künftige Culturgeschichte wird dieses ises und seiner Bedeutung für das neuere Oesterreich ausgiebig zu ge-en haben. Bis auf Fr. Schlegel's und seiner Gattin Dorothea Wirken Wien, auf seine Mitarbeiter am „Deutschen Museum“ und auf Beider unde und Freundinnen aus dem Kreise des Wiener Hochadels gehen die ditionen zurück, die von H. und von seinen Freunden hochgehalten worden . Graf Theodor Heusenstamm, ein Freund Lenau's (1801—1889; vgl. D. B. XXXV, 433), als Dichter vielfach bemüht, ein Zögling roman-er Anregungen, der bis ins höchste Greisenalter das Leben und die Kunst er Zeit eifrigen Blickes verfolgte, leitete diese Tradition weiter. Alexander Villers (1812—1880; vgl. A. D. B. XL, 779), dessen eigenwillig geist-e Briefe H. (1881 und 1887) herausgegeben hat, Alexander v. Warsberg, Odysseische Wanderer und stilvolle Landschaftsschilderer (1836—1889; vgl. D. B. XLI, 182 ff.), der vielseitig für Kunst und Wissenschaft thätige cen Karl Graf Lanckoroński (geb. 1848, s. d.) bildeten dann mit H. eine ndere Gruppe, der es im besten Sinne geglückt ist Kunst und Leben har-isch zu vereinigen. Ihrer ästhetischen Stimmung diente vor allem die ende Kunst, mit deren alten und jungen Meistern sie genießend, sammelnd zu neuen Schöpfungen anregend in stetem Verkehr blieben. In Italien en sie immer neue Anregungen, ihr Heim wie ihr Dasein künstlerisch aus-chmücken.

Graf H. indeß war nicht nur ein feinfühliger Lebenskünstler, auch ein ister der Humanität und ein Philanthrop. Einem spanischen Geschlechte, schon zu Anfang des 16. Jahrhunderts in dem niederösterreichischen Adel gegangen war, entstammt er; seine Mutter war eine Nichte des „ere-m Parisiensis“ Graf Gustav Schlabrendorf (1758—1824; vgl. A. D. B. XXI, 320), der als echter Apostel des Humanitätszeitalters in erster rascher eisterung für die französische Revolution nach Paris geeilt war, hier alles tsetzen der Schreckenszeit durchlebt und dann bis an sein Lebensende als furchtgebietender Patriarch segensreich für seine, Paris besuchenden Lands-te gewirkt hatte, dabei mit den Führern deutscher Cultur in stetem Ver-t geblieben war. Den Ideen des Humanitätszeitalters blieb auch seine hte Therese, Graf Rudolf Hoyos' Mutter (1781—1862), ihr Leben lang u; Gellert, dieser praeceptor Germaniae, dem sie im Rosenthal bei Leipzig Denkmal stiftete, hatte ihre Weltanschauung mit geschaffen. Sie vererbte hohe geistige Bildung ihrer Familie dem Sohne, der vom Vater, Graf hann Ernst Hoyos (1779—1849), die Traditionen einer kaisertreuen öster-ichischen Adelsfamilie mit all ihrer durch Jahrhunderte erprobten historischen ltur übernahm. Dem Brauch seines Hauses folgend wurde Graf Rudolf H. ieroffizier im österreichischen Heere und stürmte genußfroh, ohne seinem rigen Temperamente die Zügel der Reflexion anzulegen, durchs Leben, ein hner Eroberer, von der Natur mit allen Vorzügen einer bestrickenden Er-einung ausgestattet. Als reifer Mann sagte er solch reichbewegter äußerer thätigung seiner Persönlichkeit Valet und zog sich in stillere Beschaulichkeit rück, nicht ein weltmüder Kämpe, vielmehr bemüht das Gold der Er-hrungen seines jugendlichen Weltlebens sinnend und denkend auszumünzen. die Bahn seines Großoheims Schlabrendorf lenkte er jetzt ein. Bedingung

der fast plötzlichen Wandlung war eine schwere Krankheit gewesen; zur Führeri
auf neuen Pfaden wählte er eine hochbegabte, künstlerisch thätige Aristokratin
die ihn auch mit Villers und Warsberg in nähere Beziehung brachte. I
unermüdeter Arbeit suchte er alle Lücken zu füllen, die seine Bildung ih
wies. Ward da einerseits Goethe's „Faust“ ihm zum unentbehrlichen Be
gleiter fürs Leben, so scheute er andrerseits sich auch nicht, mit Villers Chemi
zu studiren. Vor allem aber strebte er nach einer großen und einheitliche
Lebensanschauung. Er hat sie sich erobert, ohne jemals mit ihr zu prunke
oder sie Anderen einreden zu wollen. Ueberzeugt, daß alles menschliche Wisse
relativ sei, forderte er von Andern nicht rückhaltlose Nachfolge; allein sein
kraftvolle Natur konnte nur dem zustimmen, der gleich ihm mit starker Han
sein Wesen zu formen bereit war. Wo er keinen Ehrgeiz, keine Leidenschaft
fand, „nichts, was den glatten Fluß des Wassers trübt“, da wandte er sich
verdrossen ab. Selbst aufs eifrigste bemüht, alles Große und Schöne in Kunst
und Wirklichkeit nachzufühlen, hatte er auch kein Herz für Leute, die über
solchem Anempfinden ihre eigene Persönlichkeit vergessen und auf jeden Kampf
verzichten.

War er doch auch viel zu altruistisch gestimmt, als daß er einem weich-
lichen Cult ästhetischer Stimmungen je hätte verfallen können. Wer im Kampf
ums Dasein des Schutzes bedurfte, konnte auf ihn zählen. In sociale Frage
hatte er nicht bloß theoretisch Einblick gewonnen. Jahrzehntelang Verwal-
tungsrath, dann Präsident einer der ersten und bestgegründeten Versicherungs-
anstalten Oesterreichs war er mit nationalökonomischen Problemen in praktisch
Berührung gekommen. In seinen letzten Lebensjahren bestrebte er sich ern
und redlich, das Loos der Armen zu heben, den Gegensatz von Arm un
Reich zu mindern. Eine Neugestaltung des Erbrechts beschäftigte vor andere
seinen vorwärtsstrebenden Geist, ohne daß er indeß gewagt hätte, seine Idee
die er nicht für völlig ausgereift erkannte, in Wirklichkeit umzusetzen und da
Erbrecht, das ihm ungerecht schien, innerhalb der Grenzen seines Vermögen
zu beseitigen. Seine philanthropischen Neigungen machten ihn auch zu eine
begeisterten Apostel der Friedensidee, deren Förderin, Baronin Suttner,
ihm stets einen hülfsbereiten Berather fand. Erscheint H. da ganz und g
als Gesinnnungsgenosse seines Großoheims, so war er doch eine so künstleri
veranlagte Natur, daß er nie, wie jener, asketisch in einer schmucklosen Ma
sarde sein Dasein hätte verbringen können. Seinem Schönheitsgefühl w
stimmungsvolle Umgebung unbedingtes Bedürfniß. In seinem Heim in Wie
einem Meisterstück feinabgestimmter Interieurkunst, hatte er das schwere Räth
gelöst, mitten in einer Sammlung auserlesener Kunstschöpfungen den Ton
haglichen Daseins festzuhalten. In diesen von gedämpfter Harmonie erfüll
Räumen erweckte nichts den Gedanken an ein Museum, diente Alles d
Wunsche, Schönheit dem Leben des Tages dienstbar zu machen, nicht in
eine Last sich zu schaffen. Wol herrschte hier eine geläuterte Stimmung,
nichts Grelles und Auffallendes ertrug; aber auch diese Stimmung dräng
sich dem Beschauer nicht auf, sondern ließ ihm all die Freiheit, die H. a
Mensch wie als Denker seinen Mitmenschen so gern gewährte. Grenzen freili
hatte auch seine Anpassungsfähigkeit. Malerei stand ihm näher als Plast
die großen Italiener des Cinquecento, Rembrandt, Lenbach, Passini, Schindle
waren seine Lieblinge, während er für die älteren italienischen Meister
wenig übrig hatte, wie für modernste tastende Versuche. Er selbst hielt mi
mehr als dilettantischer Fertigkeit Landschaftsstimmungen mit Stift und Pinse
fest. Auch in der Musik, die ihm nicht so sehr Lebensbedürfniß war, wi
bildende Kunst, suchte er nur Stimmung. Sein unentwegtes Streben, sic

es anzueignen, seine Bildung zu erweitern, nichts Schönes unbeachtet
assen, bethätigte sich am stärksten der Dichtung gegenüber. Er berauschte
ebenso gern an dem Wohllaut der Prosa Heyse's wie an den Klängen
ernster Lyrik. Aufmerksamen Blickes verfolgte er, geleitet von kundigen
achterinnen jüngster Litteratur, was der Tag an Neuem, Ueberraschendem,
nur schwer Erfaßbarem brachte. Die rasche Entwicklung der jüngsten
ischen und deutschen Litteratur hat er mitzuleben versucht und noch in den
öpfungen J. P. Jacobsen's ein ihm seelenverwandtes Streben nach ästhe-
em Leben wiedergefunden.

Seine eigenen Dichtungen erheben nicht den Anspruch, neue Töne er-
gen zu lassen. Sie spiegeln sein Wesen rein wieder, sind Bekenntnisse
r Natur, die ihr Innerstes aufdecken will, wie sie es nach bestem Wissen
aut. Gelegenheitspoesie im edelsten Sinn des Wortes erstand ihm, die
ere Wahrheit hat und ihr gelegentlich auf Kosten der Form huldigt. Der
der Frau, der er sein Bestes dankte, hat ihn zum Dichter gemacht; tiefes
echtes Gefühl entströmt den Versen, die er ihrem Andenken widmete.
iblicher Schönheit und weiblichem Geiste huldigt er auch später noch in
sen, die den Reiz einer Persönlichkeit in glücklich gefundenen Worten aus-
prechen vermögen. Weltüberlegene Ironie stand ihm ebenso zu Gebote.
n gibt er Landschaftsbilder; nicht nur was er auf Reisen, zunächst in
lien, erschaut hat, auch Wien und die Stimmung der Großstadt dient
er betrachtenden und beobachtenden Lyrik. Malerei und Poesie, seine Lieb-
gskünste, treten in Austausch, wenn er Bilder in Verse umsetzt. Breiten
um nehmen in seinen Gedichten philosophische Probleme ein, die bald in
ngerer Ausführung, bald aphoristisch knapp sich geltend machen. Die Form
ner Verse gemahnt an Heine und an Scheffel, an Lenau und an Keller.
hlt zuweilen eine letzte Glättung, die diesen oder jenen Anstoß behoben
tte, so überwindet er doch gelegentlich große formale Schwierigkeiten, er hat
sterhafte Sonette geschrieben und einmal Walzerrhythmus gewandt in Worte
bracht.

Ein Lebenskünstler, der Schönheit und Energie verband und bis ins
höchste Alter hinauf reine Empfänglichkeit für die geistigen und künstlerischen
egungen seiner Zeit und damit jugendliche Frische bewahrte, hat er das
beste, was er schaffen konnte, mit ins Grab genommen: seine Individualität.
mso nothwendiger ist es, sein Andenken aufrecht zu erhalten, da nur, wer
n persönlich gekannt hat, den Reichthum dieser Individualität ermißt. Er
ählte, in Schiller's Sinne, zu den edlen Naturen, die nicht mit dem zahlen,
was sie thun, sondern mit dem, was sie sind.

Nachrichten über Hoyos finden sich in den Nekrologen Malvida's von
Meysenbug (Neue Fr. Presse v. 20. Nov. 1896, Nr. 11 582) und Marie
Herzfeld's (Wiener Fremdenblatt v. 28. Nov. 1896). — Mittheilungen d.
Grafen Karl Lanckoroński, der Hoyos' leider noch nicht weiter verwertheten
handschriftlichen Nachlaß besitzt, und von Frau Prof. Grün sind benutzt in
Walzel's Artikel: Biogr. Jahrbuch und Deutscher Nekrolog 1, 142—147.

Oskar F. Walzel.

Huber: Alfons H., Historiker, geboren am 14. October 1834 zu Fügen
Zillerthale als Sohn eines Bauern. Der Knabe verrieth schon frühzeitig
tige Begabung und treffliche Anlagen; durch das seiner Zeit in kirchlichen
eisen beliebte Buch Annegarn's, das er im Pfarrhofe fand, wurde seine
igung zur Geschichte geweckt. Aber erst im Jahre 1847 kam H. an das
mnasium zu Hall, an dem er bis zu den zwei obersten Classen verblieb,
er dann in Innsbruck zurücklegte. Im Jahre 1855 bezog er die Uni-

versität der Landeshauptstadt. Hier fand er in Julius Ficker, der im J. 185
nach Oesterreich berufen worden war und alsbald eine sehr fruchtbare Thätig
keit entfaltet hatte, den anregenden Lehrer, aber auch den treuen Freund un
Förderer. Am 2. December 1858 wurde H. für das Lehramt am Gymnasium
für Geschichte und Geographie approbirt, am 7. Februar 1859 zum Docto
der Philosophie promovirt. Noch im October dieses Jahres wurde auf Grun
der von ihm vorgelegten Abhandlungen über das hellenische Staatensystem un
über die Entstehungszeit der österreichischen Freiheitsbriefe seine Habilitation
für allgemeine Geschichte genehmigt, die später auf die Lehrbefähigung für alt
und österreichische Geschichte eingeschränkt wurde. Die zweite Abhandlung,
die im J. 1860 in die Sitzungsberichte der Wiener Akademie aufgenommen
wurde, zeigt schon das Arbeitsgebiet, das H. unter Ficker's Leitung mit
Sicherheit betrat und dem er bis an sein Lebensende mit größtem Erfolge
treu blieb, die eindringende Erforschung der österreichischen Geschichte. Ihr
folgten die Untersuchungen über die „Waldstädte Uri, Schwyz, Unterwalden
bis zur festen Begründung ihrer Eidgenossenschaft“ (Innsbruck 1861). Schon
hatten des jungen Docenten Arbeiten die Aufmerksamkeit der gelehrten Welt
erregt und schon war er für den Lehrstuhl der österreichischen Geschichte an
der Lemberger Universität in Aussicht genommen, als durch den am 2. Fe-
bruar 1863 genehmigten Uebertritt Ficker's an die juridische Facultät für
ihn ein Platz an der liebgewonnenen heimathlichen Hochschule frei und er am
21. September 1863 zum ordentlichen Professor der Geschichte in Innsbruc
ernannt wurde.

Das Jahr, in dem er eine feste, gesicherte Stellung erhielt, wurde auch
für seine wissenschaftliche Thätigkeit von großer Bedeutung. Als Johann
Friedrich Böhmer, der die Arbeiten des jungen Gelehrten von Anfang an mit
Theilnahme begleitet und ihm Studienreisen nach München und Wien ermög
licht hatte, am 22. October 1863 gestorben war, hatte neben anderen Ge
lehrten Ficker die Obsorge über seinen wissenschaftlichen Nachlaß übernommen
Er betraute seinen hervorragenden Schüler mit der Herausgabe des vierte
Bandes der Fontes rerum Germanicarum, der im J. 1868 erschien, und mi
der Bearbeitung der Regesten Kaiser Karl's IV., die H. in mustergültig
Weise während der Jahre 1874—1877 fertigstellte. Ein Ergänzungsheft da
erschien im J. 1889.

Vor der Vollendung dieser größeren Werke, die ihn zu eingehend
Beschäftigung mit der Reichsgeschichte während des 14. Jahrhunderts führte
hatte H. aus Anlaß der Feier der 500jährigen Zugehörigkeit Tirols z
habsburgischen Herrschaft im J. 1864 eine „Geschichte der Vereinigung Tiro
mit Oesterreich“ erscheinen lassen, der im folgenden Jahre sich die „Ge
schichte Herzog Rudolf's IV.“ anschloß. Während der Jahre 1864—186
war er auch in hervorragendem Maße an der Redaction des Archivs fü
Geschichte und Alterthumskunde Tirols betheiligt, im J. 1866 erschien in de
„Oesterreichischen Geschichte für das Volk“ der von ihm bearbeitete Band, i
dem er die Geschichte der ersten habsburgischen Landesfürsten von Albrecht I
bis Rudolf IV. behandelte.

Am 22. December 1870 erfolgte auf sein von der Facultät befürwortetes
Ansuchen eine seiner Arbeitsrichtung durchaus entsprechende Aenderung seines
Lehrauftrages, indem er an Stelle des am 20. August in den Ruhestand ver-
setzten Professors Glax zum Professor für österreichische Geschichte bestellt wurde.
Zunächst veröffentlichte er eine Anzahl kleinerer Arbeiten, die sich über das
ganze Gebiet der österreichischen Geschichte von den Zeiten Rudolf's von Habs-
burg bis zum Ende des 18. Jahrhunderts ausdehnten. Vor die eigentliche

gabe seines Lebens, der er fortan seine ungewöhnliche Arbeitskraft widmete, de H. durch den Antrag Giesebrecht's gestellt, für die von diesem geleitete schichte der europäischen Staaten" die Geschichte Oesterreichs zu übermen. In seiner streng methodischen Weise bereitete er durch eine Reihe Einzeluntersuchungen die Grundlage, auf der sich das Werk erheben nte. In den Jahren 1885—1896 sind fünf Bände erschienen, die bis Jahre 1648 reichen. Der echt wissenschaftliche Charakter, der sich in der ischen Benutzung der Quellen und der Litteratur, in dem aus jeder Seite vorleuchtenden Streben nach Erkenntniß und Feststellung der Wahrheit äußert, eingehende Berücksichtigung der böhmischen und ungarischen Geschichte, bilden großen Vorzüge des Werkes, das man immer wieder mit erneutem Danke Hand nimmt, sie helfen über unleugbare Mängel der Darstellung, welche namentlich in Zeitabschnitten, die von höheren als den rein politischen ichtspunkten zu beurtheilen sind, und bei der Schilderung von Persönlichen, die über das gewöhnliche Maß hinausragen, fühlbar machen, über ndlegende Irrthümer, wie die allzustarke Hervorhebung des künstlichen, hanischen Momentes in der Bildung des Kaiserstaates, die damit verdene Vernachlässigung der natürlichen Vorbedingungen für diesen, hinweg. enfalls bedeutet das Werk einen wichtigen Abschnitt in der Entwicklung österreichischen Geschichtschreibung und Forschung; wie es die Ergebnisse der her geleisteten Arbeit zusammenfaßt und kritisch verarbeitet, bildet es die undlage und den Ausgangspunkt für die Fortsetzung der wissenschaftlichen ätigkeit.

Neben der Ausarbeitung der Geschichte Oesterreichs und neben seiner Lehrtigkeit fand H. noch Zeit zu eifriger Betheiligung an den Angelegenheiten r Universität, die ihn für die Jahre 1876 und 1883 zum Rector wählte, d zur Bedachtnahme auf die Geschäfte des Museum Ferdinandeum, dem er it dem Jahre 1858 als Mitglied angehörte und dessen zeitgemäße Umbildung r als Vorstand während der Jahre 1881—87 durchführte.

Am 16. Juni 1887 erfolgte seine Ernennung zum o. Professor für allmeine und österreichische Geschichte an der Wiener Universität, an die er m Ersatz für Ottokar Lorenz berufen worden war, und damit trat er in en ungleich weiteren und inhaltreicheren Wirkungskreis. Auch hier bewährte er sich aufs beste und erwarb sich bald das Vertrauen der Facultät, e ihn im J. 1896 zum Decan wählte. Auch neue litterarische Aufgaben wuchsen ihm. Die Aenderung der juridischen Studienordnung veranlaßte zur Abfassung eines Handbuches der österreichischen Reichsgeschichte (1895, Aufl. 1901), in dem er die Richtlinien der Entwicklung des Kaiserates schärfer, als es im Hauptwerke geschehen ist, herausarbeiten und die rstellung bis zur Gegenwart fortführen konnte. In Ausführung der letztligen Anordnung eines ehemaligen Innsbrucker Collegen gab er eine aus Aufzeichnungen des Appellationsgerichtsrathes Ignaz Beidtel abgeleitete schichte der österreichischen Staatsverwaltung" (2 Bde., 1896 und 1898) raus. Aufs engste aber verwuchs er mit den Arbeiten der kais. Akademie r Wissenschaften, die ihn im Jahre 1891 zum Secretär der philos.-histor. asse, zwei Jahre später zum Generalsecretär bestellte, und deren Geschichte im J. 1897 veröffentlichte. Dazu übernahm er den Vorsitz des Ausschusses, n anläßlich des fünfzigjährigen Regierungsjubiläums des Kaisers die Herlung einer Geschichte der Wiener Universität während der Jahre 1848 bis 98 übertragen worden war.

Die unermüdliche wissenschaftliche Thätigkeit, das geschlossene, sichere Wesen er Persönlichkeit hatten ihm einen weiten Freundeskreis, eine stattliche Schar

begabter und dankbarer Schüler verschafft, mit vollem Recht ließ ihm
wissenschaftliche Welt jene Ehren zu Theil werden, welche sie zu vergeben
Die Wiener Akademie hatte ihn schon im J. 1867 zum correspondiren
fünf Jahre später zum wirklichen Mitgliede, die bairische Akademie der Wis
schaften im J. 1878 zum auswärtigen Mitgliede gewählt, in gleicher Eig
schaft gehörte er der böhmischen und der ungarischen Akademie an. Währ
der Jahre 1887—1890 war er Mitglied der Centraldirection der Monume
Germaniae, im J. 1895 war er in den österreichischen Archivrath, im
genden Jahre in die historische Commission an der bairischen Akademie
rufen, nach dem Tode Arneth's im J. 1897 zum Vorsitzenden der Commis
für die Herausgabe von Quellen zur neueren Geschichte Oesterreichs erna
worden. Im J. 1893 führte er den Vorsitz auf dem ersten deutschen Hi
rikertag. Dagegen blieb ihm die längste Zeit jede Ehrung von staatli
Seite versagt, erst im J. 1897 wurde ihm der Hofrathstitel verliehen.

Während er Begonnenes mit zäher Ausdauer zu Ende zu führen tracht
mit unverminderter Spannkraft neu an ihn herantretenden Aufgaben ger
zu werden vermochte, riß ihn das Schicksal hinweg. Von einem Krankhei
anfalle, der ihn im J. 1897 betraf, hatte er sich schnell erholt, da überras
ihn am 23. November 1898 der Tod auf dem Heimwege von der Univers
in seine Wohnung.

(Hertzber)g=(Fränke)l in der Wiener Zeitung 1898, Nr. 294 v
23. Dec. — Oswald Redlich in der Beilage zur Allgem. Zeitung 18
Nr. 3. — Dopsch in der Hist. Vierteljahrschrift II (1899), 294—296.
M(ühlbacher) in den Mitth. des Inst. f. österr. Geschichtsf. XX (189
189—191. — E. v. Ottental in der Zeitschr. des Ferdinandeum III.
XLIII (1899), 337—343, mit Porträt. — Julius Jung in den Mit
des Vereins f. Gesch. der Deutschen in Böhmen XXXVIII (1900), 1—
— Oswald Redlich im Biographischen Jahrbuch III (1900), 104—110.
Almanach der kais. Akademie der Wissensch. XLIX (1899), 321 ff.,
Portr. — J. Friedrich in den SB. der k. bair. Akademie der Wissen
1899, I, 164. — Personalact im k. k. Ministerium f. Cultus u. Unterri

Karl Uhlirz

Hübner: Joseph Alexander Graf von H., österreichischer Diplo
und Reisender, wurde am 26. November 1811 zu Wien als Sohn einer bür
lichen Familie namens Hafenbredl geboren. Nachdem er in seiner Va
stadt und in Mailand vorgebildet worden war, studirte er an der Wi
Universität die Rechtswissenschaft, hielt sich darauf längere Zeit in Ita
auf, wo er die allgemeine Unsicherheit der öffentlichen Zustände grün
kennen lernte, und trat 1833 als Hülfsarbeiter in die Staatskanzlei des Für
Metternich ein. Hier schloß er sich namentlich an den Regierungsrath Jo
Anton von Pilat, den Redacteur des officiösen „Oesterreichischen Beobachte
an, dessen conservativ-clericale Gesinnung er theilte und mit dessen jüng
Tochter er sich 1834 vermählte. Da er rasche Auffassungsgabe mit ungewö
licher Anpassungsfähigkeit und mit einem hervorragenden Geschick, sich sch
in verwickelte politische Angelegenheiten einzuarbeiten verband, wurde er ber
1835 in einer außerordentlichen Mission nach Paris geschickt und zwei Ja
später als Gesandtschaftsattaché dahin versetzt. Im folgenden Jahre kehrte
nach Wien zurück und wurde von Metternich zur Bearbeitung von Angele
heiten der äußeren Politik, sowie zur Erledigung diplomatischer Geschäft
Italien verwendet. Unter anderem wohnte er 1838 der Krönung des Kai
Ferdinand zum Könige der Lombardei und Veneziens in Mailand bei. 1841
er als erster Gesandtschaftssecretär nach Lissabon. 1844 wurde ihm

eneralconsulat für Sachsen in Leipzig und zugleich die Vertretung der öster-
ichischen Monarchie an den Höfen von Anhalt, Schwarzburg und Reuß mit
m Titel eines Legationsrathes übertragen. Zwei Jahre später beauftragte
n Metternich mit der Ueberwachung jener Umtriebe gegen die russische Herr-
haft in Polen, welche von dem Freistaate Krakau ausgingen. In dieser An-
legenheit wurde er noch in demselben Jahre nach Paris gesandt, um die
anzösischen Machthaber von der Nothwendigkeit einer Einverleibung der kleinen
epublik in die österreichische Monarchie zu überzeugen. Als im Anfang des
ahres 1848 der Ausbruch revolutionärer Bewegungen in Italien erwartet
urde, rief ihn Metternich zunächst zur persönlichen Information nach Wien
rück und schickte ihn dann nach Mailand. Er sollte sich hier als Mann von
enschenkenntniß und Geschäftsgewandtheit möglichst genau mit den Stim-
mungen und Wünschen der Bevölkerung vertraut machen und darüber nicht
ur an den Wiener Hof, sondern auch an den Vicekönig Erzherzog Rainer
nd den Feldmarschall Grafen Radetzky berichten. Als im März der Aufstand
egen die österreichische Herrschaft in Mailand ausbrach, vermochte sich H. nicht
chtzeitig zu entfernen. Er wurde von den Aufrührern gefangen und als
eisel internirt. Erst nach 106 Tagen erhielt er durch Auswechslung seine
reiheit wieder und kehrte nach einem kurzen Erholungsaufenthalte in der
chweiz nach Wien zurück. Ende August sollte er als österreichischer Geschäfts-
räger nach Brasilien gesandt werden. Da jedoch auch in Wien die revolutionäre
Bewegung rasch um sich griff, reiste er nicht ab, sondern wurde vom Fürsten
elix Schwarzenberg, der im October den energischen Widerstand der Regierung
egen die radicalen Strömungen zu organisiren begann und dessen volles Ver-
rauen er genoß, zur Erledigung wichtiger Aufträge im Inlande verwendet.
Er begab sich nach Schönbrunn und geleitete von hier aus die kaiserliche
amilie nach Olmütz. An der Bildung des Ministeriums Schwarzenberg-
Stadion nahm er wesentlichen Antheil, ebenso an der Ausarbeitung der wichtigen
Staatsacten, Bekanntmachungen und Aufrufe, welche sich auf die Abdankung
es Kaisers Ferdinand, auf die Thronbesteigung seines Neffen Franz Joseph
nd die Anfänge einer inneren Neugestaltung des Kaiserstaates bezogen, sowie
n der Feststellung der octroyirten Verfassung vom 4. März 1849. Ueber-
haupt gehörte er zu den Personen, welche am tiefsten in die inneren Verhält-
nisse Oesterreichs während der Revolutionsperiode von 1848—1849 eingeweiht
aren. Noch im März des letzteren Jahres wurde er von dem jungen Kaiser
n außerordentlicher Mission nach Paris geschickt und einige Monate später
um Gesandten und bevollmächtigten Minister daselbst ernannt. Diesen wichtigen
nd schwierigen diplomatischen Posten bekleidete er durch volle neun Jahre,
ährend welcher er sich mit den politischen Zielen Napoleon's und seiner
Staatsmänner, mit den Intrigen seines Hofes, mit den Bestrebungen der
legitimistischen und radicalen Opposition und mit den Wünschen und Stimmungen
es französischen Volkes genau vertraut zu machen suchte. Er bemühte sich,
in gutes Verhältniß zwischen Oesterreich und Frankreich aufrecht zu erhalten
nd gewann namentlich während des Krimkrieges einen entscheidenden Einfluß
uf die Politik seiner Regierung. In Anerkennung seiner Verdienste wurde
er im Mai 1854 in den Freiherrenstand erhoben und 1857 zum Botschafter
rnannt. An den Berathungen und Beschlüssen des Pariser Friedenscongresses
n er regen Antheil, und er bemühte sich längere Zeit mit Erfolg, den An-
chen Cavour's und der italienischen Nationalpartei energischen Widerstand
gegen zu setzen. Dabei übersah er aber die Absichten, welche Napoleon im
heimen in Italien verfolgte, und so wurde er durch die eine scharfe Spitze
gegen Oesterreich enthaltende Neujahrsrede des Kaisers von 1859 aufs

unangenehmste überrascht. Doch war er mit aller Besonnenheit darauf beda in dieser schwierigen Lage der Würde seines Staates nichts zu vergeben. der Krieg ausbrach, verließ er Paris und kehrte nach Wien zurück, doch gi er kurz darauf in außerordentlicher Mission nach Neapel und wirkte da vorübergehend als österreichischer Gesandter am päpstlichen Hofe. Bald n Beendigung des Feldzugs gegen Italien wurde er im Ministerium Rechbe Goluchowski am 21. August 1859 zum Polizeiminister ernannt, doch trat bereits am 22. October desselben Jahres von diesem Posten, der seine Neigung wenig befriedigte, wieder zurück, obwohl er namentlich durch eine verhältni mäßig liberale Handhabung der Censur auch in der Presse mancherlei A erkennung gefunden hatte. Seitdem befand er sich mehrere Jahre hindurch a Reisen durch die meisten Länder Europas, wo er überall, unterstützt du reichliche Geldmittel und persönliche Verbindungen mit den maßgebend Kreisen, als Grandseigneur auftrat. Noch einmal kehrte er in das politis Leben zurück, als ihm im September 1865 der Botschafterposten in Rom übe tragen wurde. Doch bereits im November 1867 legte er dieses Amt wied nieder und schied endgültig aus dem Staatsdienste aus, um ungestört sein Neigungen leben zu können. Zunächst benutzte er seine Muße zur Abfassun einer umfangreichen Biographie des Papstes Sixtus V., der von 1585—9 regierte („Sixte-Quint, d'après des correspondances diplomatiques inédites" Paris 1870, 3 Bände. 2. Ausgabe 1883; „Sixtus der Fünfte. Deuts Ausgabe, vom Verfasser autorisirt". Leipzig 1871, 2 Bände; „Life and Time of Sixtus V., trad. by H. E. H. Jerningham". London 1872; „Sisto V diet la scorta delle corrispondenze diplomatiche ined. Versione di Filipp Gattari". Roma 1887). Das Quellenmaterial hatte er sich aus den Archive des Vaticans, von Simancas, Venedig, Paris, Wien und Florenz verschaff Das Werk, dessen Auffassung sich im wesentlichen derjenigen Ranke's anschlie zeigt seinen Verfasser als einen kühlen, leidenschaftslosen, streng logisch u theilenden Diplomaten, der sich für seinen Helden weder selbst erwärmt, noch and zu erwärmen vermag. Seine katholische Weltanschauung tritt überall zu Tag jedoch werden auch die religiösen Gegner mit anerkennenswerther Objectivit geschildert. Nach der Vollendung dieses Buches beschloß H., zu seiner Erholun eine Reise um die Welt anzutreten. Im Mai 1871 fuhr er über den Atla tischen Ocean, durchquerte die Vereinigten Staaten und den Großen Ocea besuchte die Küsten Japans und Chinas und kehrte dann durch den Indisch Ocean und das Mittelmeer nach Hause zurück. Ueberall besuchte er fast n die großen Städte und Regierungssitze und knüpfte Beziehungen zu den m gebenden officiellen Persönlichkeiten an. Während der Reise führte er ü seine Erlebnisse und Eindrücke ein Tagebuch, das er ein Jahr nach seiner He kehr durch den Druck veröffentlichte („Promenade autour du monde". Pa 1873, 2 Bände. 5. Auflage 1877; „Passeggiata intorno al mondo. Tra zione di Mich. Lessona." Torino 1873. Milano 1877; „Ein Spaziergang die Welt. Deutsche Ausgabe, vom Verfasser autorisirt." Leipzig 1874, 2 Bän 7. Auflage 1891, auch in einer illustrirten und einer Volksausgabe erschiene „Ramble round the World, trad. by Lady Herbert." London 1874). D Werk bietet in geographischer Hinsicht nichts neues. Doch enthält es anmuth Landschaftsschilderungen und eine Reihe werthvoller und anregender politisch Bemerkungen. Auch fesselt es den Leser durch seinen eleganten Stil. In d nächsten Jahren verlebte H. die Sommermonate meist in Frankreich oder En land, die Winter in Italien oder in Wien. 1879 wurde er vom Kaiser zu lebenslänglichen Mitgliede des österreichischen Herrenhauses ernannt. Hi schloß er sich der conservativ-clericalen Partei an, trat mehrfach als Redn

vor und wurde regelmäßig in die cisleithanische Delegation gewählt. Als das 70. Lebensjahr überschritten hatte, konnte er dem seit Jahrzehnten ge-ten Drange nicht länger widerstehen, das Wunderland Indien mit eigenen gen zu schauen. Nachdem er 1882 durch einen kurzen Aufenthalt in asilien die Widerstandsfähigkeit seiner Natur gegen die Einflüsse des Tropen-mas erprobt hatte, reiste er im Juni 1883, ausgerüstet mit Empfehlungen die leitenden Männer aller britischen Colonien, nach der Capstadt, durch-eilte flüchtig die südafrikanischen Besitzungen Englands, besuchte dann Neu-land, Victoria, New-South-Wales und Queensland, verweilte kurze Zeit in tavia, Singapur und Ceylon, durchquerte zweimal Vorderindien bis zur rdwestgrenze, fuhr darauf über den Indischen und Stillen Ocean nach Francisco und kehrte schließlich durch den nördlichen Theil der Vereinigte taaten und durch Canada im September 1884 nach Europa zurück. Auch smal veröffentlichte er bald nach der Heimkehr ein glänzend geschriebenes, t einer Fülle feiner Beobachtungen und geistreicher Bemerkungen ausgestattetes eisetagebuch, das namentlich in England viel beachtet wurde („Through the itish Empire.“ London 1886, 2 Bände; „A travers l'Empire Britannique.“ ris 1886, 2 Bände. 2. Auflage 1890; „Durch das Britische Reich.“ Leipzig 86, 2 Bände. 2. Aufl. 1891). Die letzten Jahre seines Lebens verbrachte mit der Redaction seiner Tagebücher, die er während seiner diplomatischen irksamkeit geführt hatte. 1888 wurde er in den österreichischen Grafenstand hoben. Kurz vor seinem Tode gab er eine Schilderung seiner Erlebnisse im volutionsjahre 1848—49 heraus („Une année de ma vie.“ Paris 1891; in Jahr meines Lebens.“ Leipzig 1891; „Milano il 48. Traduzione di lfredo Comandini.“ Milano 1898). Am 30. Juli 1892 starb er zu Wien, t 81 Jahre alt. Aus seinem Nachlaß veröffentlichte sein Sohn Alexander arl Joseph ein wichtiges Memoirenwerk: „Neun Jahre der Erinnerungen eines terreichischen Botschafters in Paris unter dem zweiten Kaiserreich 1851—59“ Berlin 1904, 2 Bände), das nicht nur das Getriebe der großen Politik jener Zeit, sondern auch die Personen und Verhältnisse am Hofe Napoleon's, sowie der alten legitimistischen und in der neuen bonapartistischen Gesellschaft an-ziehend und anschaulich schildert.

Wurzbach, Biographisches Lexicon des Kaiserthums Oesterreich IX, 1863, S. 391—97. — Deutsche Rundschau für Geographie und Statistik XII, 1890, S. 41—43 (mit Bildniß).

Viktor Hantzsch.

Huebsch: Adolph H., geboren am 18. September 1830 zu Nicolau (Ungarn), † am 10. October 1884 in New-York, Prediger und Pädagoge. Er hatte ein wechselvolles Leben und war, ehe er 1866 einem Rufe als Rabbiner der „Ansche Chesed“-Gemeinde in New-York folgte, woselbst er 18 Jahre segensreich wirkte, früher Lehrer, Honved-Officier, Rabbiner einer orthodoxen ungarischen Gemeinde, und zuletzt Prediger an der Neusynagoge in Prag. In New-York war er auch als Lehrer an der von ihm mitbegründeten Anstalt für die Wissenschaft des Judenthums thätig. 1866 erschienen von H.: „Die fünf Megilloth nebst dem syrischen Text genannt ‚Peschito‘ zum ersten Male in hebräischer Quadratschrift nebst einem Commentare.“ 1868 veröffentlichte er: „Sieben Predigten, gehalten in New-York unter dem hebräischen Titel ‚Ordo Beamiteho‘“, die sich an früher von ihm erschienene Einzelreden würdig anreihten. 1877 gab er seine „Gems of the Orient“ heraus. Er starb während der Ausarbeitung einer Festpredigt. In der Schrift: Dr. A. Huebsch a memorial, errichtete ihm seine trauernde Wittwe ein Denkmal der Pietät und Liebe.

Adolf Brüll.

Hüffer: Franz H., jüngster Sohn des Oberbürgermeisters Joh. Her
Hüffer (s. A. D. B. XIII, 299), wurde geboren zu Münster i. Westf. a
22. Mai 1845. Er besuchte das Gymnasium seiner Vaterstadt. Seine fr
hervortretende Neigung für Litteratur bewog ihn, sich dem Studium der neuer
Sprachen zu widmen, zuerst der romanischen, denen aber bald das Englisc
sich zugesellte. Auf der Akademie zu Münster, dann in München, 1866
Leipzig, 1867/69 in Berlin lag er diesen Studien ob und promovirte im Ju
1869 zu Göttingen mit einer Dissertation über den Troubadour Guillem d
Cabestanh. Schon seit einer Reihe von Jahren hatte er auch mit musikalisch
Studien sich eifrig beschäftigt und besonders mit Begeisterung in die Schöpfunge
Wagner's sich eingelebt, die man damals noch als Zukunftsmusik bezeichnet
Zugleich hatte seine Vorliebe für das Englische, das Gefühl, daß er in dies
Sprache so gut, ja vielleicht besser als in irgend einer anderen sich würde aus
drücken können, eine solche Stärke erreicht, daß er sich 1869 entschloß, ohn
bestimmte Aussichten nach London überzusiedeln. Hier fand er freundliche Au
nahme in litterarischen und musikalischen Kreisen, besonders in dem Hause eine
der hervorragendsten Vertreter der praeraphaelitischen Schule, des Historien
malers Ford Madox Brown, mit dessen jüngerer Tochter Katharina er sich 187
vermählte. Sein litterarischer Ruf war damals in England schon begründet
er war Mitarbeiter der „North British Review“, der „Fortnightly Review
und der neubegründeten „Academy“ geworden, in deren Redaction er 187
eintrat. Als Frucht seiner provençalischen Studien erschien 1878 sein Bu
„The Troubadours; a history of provençal life and litterature in the midd
Ages“, auf Grund dessen er zum Mitglied der Felibrer-Gesellschaft gewäh
wurde. Grundlage für seine Stellung bildete aber seine Thätigkeit als Musi
schriftsteller. 1874 hatte er seiner Begeisterung für Richard Wagner in de
Buche „Richard Wagner and the Music of the future“ Ausdruck gegeb
Bald wurde er in die Redaction des einflußreichen „Quarterly Magazine“
zogen und 1879 zum musikalischen Referenten der „Times“ ernannt; er
hielt dadurch die bedeutendste kritisch-musikalische Stellung in England, und
ihr hat er eine Reihe von Jahren wesentlichen Einfluß auf den Geschmack u
die musikalische Entwicklung des Landes ausgeübt, vornehmlich, aber kein
wegs einseitig, zu Gunsten Wagner's. Mit der strengsten Unparteilichkeit
urtheilte er die musikalischen Leistungen in den Concerten der Hauptstadt; sc
den leisesten Versuch, auf sein Urtheil einen Einfluß auszuüben, sogar
üblichen Besuche von Seiten der Künstler, wies er ab. Gern kam er dage
dem Wunsche nach, für einen befreundeten Componisten ein Textbuch
zufertigen. So hat er für Mackenzie 1883 den Text der „Colomba“
1886 des „Troubadour“ gedichtet und mit großer Gewandtheit den Text
Boito's „Othello“ ins Englische übertragen. Außer den zahlreichen Arti
in musikalischen Zeitschriften des In- und Auslandes gab er 1886 eine ei
Zeitschrift „The musical world“ heraus, freilich mit bedeutenden finanzie
Opfern. 1882 ließ er sich in England naturalisiren, und so sehr wurde
als nationaler Schriftsteller angesehen, daß ihm in dem großen Sammelwe
das bei dem Jubiläum der Königin Victoria die Ereignisse ihrer fünfzigjährig
Regierung verherrlichen sollte, die Darstellung der musikalischen Entwicklu
übertragen wurde. Daraus entstand das Buch „Half a century of Engli
Music“. Leider konnte es erst nach dem Tode des Verfassers erscheinen. Ei
kurze Krankheit setzte am 19. Januar 1889 seinem Leben, gerade als glänzen
Aussichten sich ihm öffneten, ein Ziel. Aus Hüffer's Ehe sind neben ein
Tochter zwei Söhne, Ford und Oliver, entsprossen und bereits als Schrif

r hervorgetreten. Von seinen Schriften seien noch genannt: „Musical lies", 1880; „Italian Studies", 1883.

Grove's Dictionary fo Music and Musicians S. 680, 819. — Times om 21. u. 25. Januar 1889. — Dictionary of National Biography, ol. XXVIII, p. 155 f. — Eigene Erinnerungen.

Hermann Hüffer.

Hug: Arnold H., namhafter classischer Philologe, wurde am 26. Mai 2 zu Buch am Irchel (Kt. Zürich) geboren, wo sein Vater Pfarrer war. ch den Vater selbst vorbereitet, besuchte er die Secundarschule und von 6—1850 das Züricher Gymnasium. Von Ostern 1850 bis Herbst 1853 irte H. an der Universität Zürich Theologie und classische Philologie; bei von Köchly geleiteten „philologischen Gesellschaft" war er ein eifriger Theilmer, und eine damals von ihm verfaßte Abhandlung „Ueber das gegenge Verhältniß der Symposien des Xenophon und Plato" fand sogar Aufme im VII. Jahrgang des Philologus (1852). Nachdem H. im Sommer 3 sein theologisches Staatsexamen bestanden, und damit den Wünschen des ers Genüge gethan, beschloß er, sich ganz der Philologie zu widmen, und , um seinen Studien darin einen würdigen Abschluß zu geben, noch auf Semester nach Bonn, wo er bis 1855 besonders Ritschl und Welcker hörte. März 1855 bestand er sein Doctorexamen mit der Dissertation „Observones in Cassium Dionem", eine Woche später das Staatsexamen „pro ltate docendi", und bereits Ostern desselben Jahres trat er als Hilfslehrer städtischen Mariengymnasium in Stettin ein. Aber schon Ostern 1856 rief die Heimath zurück, und H. folgte gern dem Rufe, die obere philologische rstelle am Progymnasium in Winterthur zu übernehmen.

Von 1856—1869 ist H. hier thätig gewesen, seit 1862, wo das Pronnasium in ein Gymnasium umgewandelt wurde, zugleich die Stelle des orectors bekleidend: als gewissenhafter und gründlicher Lehrer bei seinen hülern sehr beliebt und von den Behörden hochgeschätzt. Trotz starker Inspruchnahme durch ca. 25 Wochenstunden und Beaufsichtigung von Pensionären nd er die, freilich nicht selten dem Nachtschlaf abgerungene Muße zu wissenschaftlichen Arbeiten, und da ihm, trotzdem er gern unterrichtete, doch die ademische Laufbahn als das höhere und ihm freiere Bahnen eröffnende Ziel rschwebte, so habilitirte er sich Anfang 1867 an der Universität Zürich als ivatdocent für classische Philologie. Es war ihm beschieden, die dornenvolle Doppelexistenz des Gymnasiallehrers und Privatdocenten nur kurze Zeit durchmachen zu müssen: als Bursian 1869 von Zürich nach Jena berufen wurde, hielt H. als sein Nachfolger die ordentliche Professur für classische Philologie, ährend gleichzeitig Benndorf als Vertreter für Archäologie berufen wurde nd Schweizer-Sidler, der schon seit 1841 an der Universität wirkte und Hug's hrer gewesen war, die grammatische Seite und die Sprachvergleichung vert. H. hatte vornehmlich griechische und römische Litteraturgeschichte und taatsalterthümer zu behandeln, ferner von systematischen Vorlesungen Gechichte der Philologie und Epigraphik; der Numismatik war er schon in interthur durch seine freundschaftlichen Beziehungen zu Imhoof-Blumer naheeten, der ihm die Benutzung seiner schönen Sammlung für numismatische rlesungen in liberaler Weise verstattete. Auch zahlreiche exegetische Vorngen nahm H. in seinen Vorlesungscyklus auf, namentlich über griechische toren, zu denen er sich überhaupt mehr hingezogen fühlte, obschon er die mer darüber keineswegs vernachlässigte. Denn H. nahm es mit seiner Lehrtigkeit ungemein streng und gewissenhaft; wie er neben den alten immer der neue Vorlesungen ausarbeitete, so brachte er auch die alten stets durch

umfassende Heranziehung der neuen Forschungen auf die Höhe der Wissensch
und scheute, um überall auf dem Laufenden zu bleiben, auch vor kostspielig
Bücheranschaffungen für seine musterhaft angelegte Privatbibliothek nicht zurü

Neben der akademischen Thätigkeit und den mancherlei Aufgaben, die die
abgesehen von den Vorlesungen, durch die Lectüre der Seminararbeiten u
Doctordissertationen mit sich brachte, neben allerlei Amtsgeschäften, die H. a
Vorsitzender der Maturitätsprüfungs-Commission, als Mitglied der Aufsicht
commission des Gymnasiums oder in den akademischen Würden des Decans u
Rectors zu leisten hatte, fand er aber noch reichlich Zeit zu litterarischen A
beiten, bei denen er sich mit Vorliebe den griechischen Schriftstellern und Staat
alterthümern zuwandte. Seine beste Arbeit ist wol die 1876 (in zweite
Auflage 1884) erschienene Ausgabe des Platonischen Gastmahls, mit umfang
reicher Einleitung und ausgezeichnetem, Sachliches wie Sprachliches eingehen
berücksichtigenden Commentar. Die 1874 erschienene Textausgabe des Aenea
von Stymphalos, des Kriegsschriftstellers, dem H. auch mehrere, als Universitäts
schriften erschienene Abhandlungen gewidmet hat, stieß vielfach wegen der Kühn
heit der Kritik auf Widerspruch; allgemeine Anerkennung aber fanden sein
Ausgaben von Xenophon's Anabasis (1878) und Kyropaedie (1883), für d
er den Pariser Codex 1640 in umfassender Weise heranzog, zumal in mühe
vollster Untersuchung der an Rasuren und von zweiter Hand herrührende
Correcturen reichen Handschrift. Dieselbe peinliche Akribie, mit der er hier b
der Constituirung des Textes zu Werke ging, ist auch der Hauptvorzug seine
zahlreichen Einzeluntersuchungen, mögen dieselben grammatische Fragen, w
die Consecutio temporum bei Caesar, oder antiquarische, wie die doppel
Lesung in der athenischen Ekklesie, oder selbst ein ganz actuelles Thema b
treffen, wie die Frequenzverhältnisse der Hochschule Zürich. Einige solche A
handlungen sind unter dem Titel „Studien aus dem classischen Alterthum
1881 bei Mohr in Freiburg i. Br. erschienen. In voller Rüstigkeit des Körpe
wie des Geistes übernahm H., als die Verlagsbuchhandlung der C. F. Herman
schen Alterthümer eine neue Auflage dieser Handbücher plante, die schwieri
Aufgabe, die neue Ausgabe der Staatsalterthümer zu besorgen, eine Aufgab
zu der ihn seine genaue Kenntniß der griechischen Inschriften besonders b
fähigt erscheinen ließ. Mit Eifer machte er sich an die Arbeit.

Da zeigten sich im Frühjahr 1885 beunruhigende, auf ein drohen
Gehirnleiden deutende Erscheinungen, die ihn zur Einstellung der Arbeit zwan
und ihm schließlich den Entschluß, der ihm schwer genug fiel, abrangen,
übernommenen Auftrag wieder in die Hände der Redaction zurückzulegen.
Jahr lang schwankte seine Gesundheit zwischen vorübergehender Besserung u
beängstigenden Rückfällen; am 10. April 1886 aber traf ihn ein schwerer Schl
anfall, der alle Hoffnung auf dauernde Genesung nahm. Zwar erholte er
langsam; aber weder körperlich noch geistig erlangte er die frühere Frische wie
Noch volle neun Jahre hat er so, meist ans Zimmer gebannt, gelebt, bis
am 17. Juni 1895 ein schneller und sanfter Tod erlöste.

Vgl. 26. Jahresheft des Vereins schweizerischer Gymnasiallehrer (Aar
1896), S. 82 ff. — Bursian-Müller's Jahresber. über d. Fortschr.
class. Alterthumswissenschaft f. 1896, Bd. IV, S. 95 ff.

H. Blümner.

Hugo: Karl H., dramatischer Dichter, heißt mit seinem wahren Nam
Karl Hugo Amber Bernstein (Börnstein) und wurde 1808 in Budap
von armen jüdischen Eltern geboren. Der Vater wollte einen Kaufmann au
dem Sohne machen, während dieser Schauspieler werden wollte; die Mutt
löste den Conflict, indem sie ihren Sohn zum Studium der Chirurgie be

mmte, welchem derselbe auch an der heimathlichen Universität oblag. Um ihm zum Rigorosum fehlenden Mittel zu beschaffen, trat er für 20 Monate das Militär ein und deckte mit dem Ersparten die zum Rigorosum nöthigen sten. Bei Ausbruch der polnischen Revolution von 1830 ging H. nach arschau und wurde zum Stabsarzt in der polnischen Armee ernannt. Nach n Falle Warschaus trat er für kurze Zeit in russische Dienste und kehrte nn in die Heimath zurück, wo er die ärztliche Praxis aufnahm. Die Erge der Homöopathie in der ersten Choleraepidemie machten auch H. zu iem begeisterten Anhänger derselben. Dadurch wurde er mit Hahnemann, m Vater der Homöopathie, bekannt, der ihn zu sich nach Paris einlud. H. gab sich 1839 dorthin, vernachlässigte aber sehr bald die Medicin und ndte sein ganzes Interesse der französischen Bühne zu. Sein Drang nach nabhängigkeit und die fixe Idee, die deutschen Theater reformiren zu wollen, eb ihn schon 1840 wieder aus Paris fort. Ueber Hamburg, wo er 1840 f Subscription seine gesammelten Gedichte, „Sehnsuchtsklänge eines wanrnden Hagestolzes" herausgab, und Altona, wo er unter dem Namen Bern f der Bühne debütirte, ging er 1841 nach Wien, dessen Hofburgtheater dem deale, das er sich von der Bühne gemacht hatte, am nächsten kam. Seine raxis als Arzt ließ ihm Muße genug, sich als dramatischer Schriftsteller zu thätigen. Zuerst veröffentlichte er zwei vieractige Dramen, „Das Schauiel der Welt" und „Der Stein der Weisen", die gemeinschaftlich unter dem itel „Die große Fibel in zwei dramatischen Dichtungen" (1844) erschienen, d von denen H. Kurz rühmt, daß sie schöne poetische Anschauungen und äftig gestaltete Charaktere darbieten. Bedeutender noch ist sein nächstes Drama „Brutus und Lucretia" (1845), das nach H. Lorm mit größerem Verständniß des Alterthums geschrieben ist als Ponsard's bekanntes Stück „Lucretia". Es erlebte aber keine Aufführung, und enttäuscht wandte sich H. nach seiner Heimath. Hier begann er ungarische Stücke zu schreiben und dann ins Deutsche zu übersetzen; eins derselben „Ein ungarischer König" wurde am 1. Juni 1846 in Pest aufgeführt und erschien 1847 u. d. T. „Ein Ungarkönig" im Buchhandel; auch seine Erstlingswerke brachte er in ungarischer Uebersetzung und einer bühnengerechten Fassung auf die Bühne. Nachdem er dann noch eine Sammlung lyrischer Gedichte, „Psalmen eines armen Poeten" (1846) veröffentlicht hatte, welche R. Gottschall als „grillenhafte Jeremiasklänge" bezeichnet, wandte er sich 1847 abermals nach Paris, wo er die Stücke „La Comédie infernale" und „L'Iliade finie" schrieb, aber in dem Aufschwung, den sein Geschick an der Seine erhoffte, durch die 1848 ausbrechende Revolution gehindert wurde. Er übte daher in Paris die homöopathische Arzneipraxis aus und verließ erst 1858 diese Stadt, um in die Heimath zurückzukehren. Im folgenden Jahre ging er nach Berlin, wo er die Freude hatte, sein Stück „Baron und Bankier" (geschrieben 1846, veröffentlicht als „Der Kaufmann von Marseille", 1859) unter dem Titel „Die Ehre des Hauses" an der königlichen Hofbühne aufgeführt zu sehen. Nur drei Personen treten in dem Stücke auf, und doch versetzte es die Hörer in die größte Spannung. Dieser erste große Erfolg scheint dem Dichter zu Hirne gestiegen zu sein; durch sein dünkelhaftes Auftreten als „Vorleser und Mime ersten Ranges" heftete er den Fluch der Lächerlichkeit an seine Fersen, der sich noch vergrößerte, als er in einem Inserat der „Kreuzzeitung" sich als „Fürst der Poesie" bezeichnete und den vierten Band seiner „Memoires terribles d'un martyr monstre" (die drei ersten Bände sind nie erschienen) u. d. T. „Karl Hugo Amber Bernstein oder das gemaßregelte Genie" (1862) herausgab. Er wandte Berlin den Rücken und kehrte nach Ungarn zurück, nahm aber von

Zeit zu Zeit den Wanderstab in die Hand, um in größeren Städten sei
Dramen vorzulesen oder „cantomimische Soireen“ zu geben, die oft an sein
Zurechnungsfähigkeit zweifeln ließen. In Pest construirte er ein eigen
System der — Erpressung (anders kann man es nicht bezeichnen), das er b
„Hugologie“ oder „Hugologik“ nannte; er betrieb dieses System mit viele
Cynismus in einem periodisch erscheinenden Blättchen, „Die Fuchtel“, i
welchem er die Größen des Tages in scheinbar wahnwitziger Weise zuer
durchhechelte und dann — anbettelte. Jahre lang hat er von diesen mild
Pränumerationsspenden und von anderen Wohlthaten gelebt; es blieb ih
sogar noch immer soviel davon, um zur Winterzeit das milde Klima Italien
aufzusuchen. Gewöhnlich nahm er seinen Wohnsitz in Florenz, wo ihn jede
Kind als den Poeta Ungharese kannte und neckte. In Mailand ist er a
15. November 1877 gestorben.

Wurzbach's Biogr. Lex. IX, 413. — Kürschner's Jahrbuch f. das dtsch
Theater. 1. Jahrg. 1879, S. 50. — Tagesblätter aus dem Novbr. 1877

Franz Brümmer.

Humbracht: Luise Ernestine Malvina von H., Schriftstellerin, wurd
am 30. November 1825 zu Minden in Westfalen als das jüngste Kind eine
preußischen Officiers, des als Oberstlieutenant verstorbenen Freiherrn v. H
geboren und verlebte als Liebling der älteren Geschwister wie der Eltern in
Vaterhause eine fröhliche und glückliche Jugendzeit. Verschiedene Versetzunge
des Vaters führten sie nach Köln, Aachen, Dortmund und zuletzt nach Magde
burg, wo sie theils in einer höheren Töchterschule, theils durch Privatlehre
ihre Schulbildung erhielt. Wenige Monate nach ihrer Confirmation schied de
Vater aus Gesundheitsrücksichten aus dem Militärdienst und zog mit de
Familie erst nach Lübbecke in Westfalen, später nach Bielefeld. Hier starb
nach einigen Jahren und drei Jahre darauf folgte ihm seine Gattin im To
nach. Malvina hatte inzwischen ihre Fortbildung in den fremden Sprach
im Zeichnen und in der Musik eifrig betrieben und zwischendurch auch ve
schiedene novellistische Arbeiten verfaßt, die ihr soviel Freude machten, daß
sich gern gänzlich der litterarischen Thätigkeit gewidmet hätte. Nach de
Tode ihrer Mutter ging sie zunächst nach der Grafschaft Glatz, und als
nach anderthalb Jahren zu ihrer Schwester nach Westfalen zurückkehrte,
nutzte sie einen Aufenthalt in Leipzig, um mit dem Verlagsbuchhändler Ko
mann Verbindungen anzuknüpfen; nach einem halben Jahre erschien da
auch ihr erster Roman „Eine Partie nach den Externsteinen“ (II, 1856),
ihr für weitere Arbeiten den entsprechenden Lohn sicherte. Sie hatte die
Roman unter dem Pseudonym Luise Ernesti veröffentlicht, das sie a
für die Folge beibehielt. Im Herbste 1857 zog Malvina mit ihrer Schwe
nach Dresden. Die Kunstschätze und herrlichen Umgebungen dieser St
wurden ihr eine Quelle des Studiums, der Arbeit und der Freude; d
ihre litterarischen Verbindungen gewann das gesellige Leben hohen Reiz,
viele interessante und bedeutende Persönlichkeiten suchten die Schriftstellerin
ihrer bescheidenen Häuslichkeit auf. Während ihres dortigen Aufenthalts v
öffentlichte sie denn auch eine stattliche Anzahl von Werken: „Die Heim
im Vaterhause“ (Roman; IV, 1858); „Unterwegs“ (Novellen und Re
skizzen; II, 1859—60); „Geld und Talent“ (Roman; III, 1860); „Walde
Bookehouse“ (Roman; II, 1861); „Unverhofft kommt oft!“ (Novelle, 186
„Bilder und Skizzen aus dem Leben“ (II, 1862); „Die Tochter des Spiele
(Roman, III, 1862). Im Herbste 1863 bezog Malvina mit ihrer Schwe
die sogenannte Gerbermühle am Main, die zu einem alten Lehngute d
Familien v. Humbracht und v. Holzhausen, dem Strahlenberger Hof bei Fra

rt a. M., gehörte, wo beide viele Jahre weilten, und von wo aus sie
ngere Reisen nach Baiern, Tirol und Schlesien unternahmen, während sie
n Winter der Jahre 1868—70 in München verlebten. Die schriftstellerische
hätigkeit Malvina's zeigte auch in dieser Periode die alte, flotte Rührigkeit.
s erschienen: „Die Aristokratin und der Fabrikant" (Roman; IV, 1865);
Aus alter und neuer Zeit" (Novellen und Skizzen; II, 1865); „Zwei
ürstinnen" (Roman; II, 1867); „Ein unerfülltes Wort" (Roman; III,
867); „Unauflösliche Bande" (Roman; II, 1869); „Totes Kapital" (Roman;
V, 1870); „Am Scheidewege" (Novellen, 1872); „Die Eremitin von St. Cloud"
Roman, 1873); „Ein neues Jahr, ein neues Leben" (Roman, 1873) und
Ein kaiserlicher Wahlspruch" (Roman; V, 1874). In der Folge drückte zu-
ehmende Kränklichkeit ihr nur selten die Feder in die Hand. Ein Besuch
es Bades Nauheim, das ihr Linderung ihrer Leiden gebracht hatte, ver-
nlaßte sie, sich dort anzukaufen und im April 1882 gänzlich dorthin über-
usiedeln. Nach Weihnachten 1890 erkrankte sie heftig an Neuralgie. Auf
m Wege der Besserung hatte sie das Unglück, durch explodirenden Spiritus
ch entsetzlich zu verbrennen. Die heftigen Schmerzen der letzten Tage ihres
ebens schwächten ihren Körper derart, daß sie ohne jeden Todeskampf am
2. October 1891 sanft und friedlich einschlief. Ihre weiteren Arbeiten sind
och: „Die zwölfte Perle" (Roman; III, 1880); „Gleiche Wege — andere
iele" (Roman; III, 1887) und „Aus den Fluthen des Lebens" (Novellen,
889). Eine recht treffende Kritik der Romane und Novellen Malvina's gab
n competenter Beurtheiler in folgendem Akrostichon: **M**uthwill und Schelmerei,
Anmuth und Güte, **L**euchtender Witz dabei, **V**iel Geistesblüthe, **I**nnerer
wahrer Werth, **N**ur oft zu liebenswerth: **A**ll dies ist dir beschert!

Nach Mittheilungen aus der Familie. Franz Brümmer.

Hummel: Johann Kaspar H. (1776—1850), Begründer der Maschinen-
fabrik C. Hummel in Berlin. H. war am 24. November 1776 als Sohn eines
Schlossermeisters in Kassel geboren, erlernte dessen Handwerk, wurde aber Soldat,
als die europäischen Staaten 1793 den ersten Coalitionskrieg gegen die franzö-
sische Republik eröffneten. H. gerieth in Gefangenschaft, wurde in französischen
Militärwerkstätten beschäftigt und lernte die dort verwendeten Maschinen kennen.
Nach dem Friedensschluß in seine Vaterstadt zurückgekehrt, verfertigte er sich
das Modell einer Kanonenbohrmaschine, wie er sie in Frankreich kennen ge-
lernt hatte, und durch glückliche Umstände kam es dahin, daß der König von
Preußen Friedrich Wilhelm III., ihm anbot, sich in Berlin niederzulassen und
für die preußische Artillerie eine solche Maschine zu bauen, in welcher ein
Fortschritt gegen die bisherigen Einrichtungen erkannt wurde. Nachdem H.
diese Aufgabe, dank der Beihülfe des Staates, gelöst hatte, und die Maschine
dem Betriebe übergeben werden sollte, zerstörte der inzwischen zum Kaiser von
Frankreich erwählte Napoleon Bonaparte durch die Schlacht bei Jena 1806
das Glück Preußens und auch Hummel's hoffnungsvolles Werk. Die Fran-
zosen besetzten Berlin und brachten die Kanonenbohrmaschine als Beutestück
nach Frankreich. Wie für ganz Deutschland und einen großen Theil des
übrigen Europas, so begannen nun auch für H. Tage des Elends und der
Noth. Er hatte zwar neben seinen Arbeiten für die Artillerie bald auch bei
Privatleuten durch Anfertigung von Schlosser- und Schmiedearbeiten, sowie
durch den Bau von Werkzeugmaschinen und Hebemaschinen Beschäftigung ge-
funden. Aber daß auch hierin während der schweren Kriegsjahre der Bedarf
sehr gering war, ist begreiflich, wenn man sich vergegenwärtigt, mit wie be-
scheidenen Hülfsmitteln damals die Gewerbe fertig wurden. H. entschloß sich
daher, die Fabrikation von Metallknöpfen aufzunehmen, welche in der Klei-

dung der Herren Mode waren. Er baute sich die dazu erforderlichen Maschin
selbst und fand dann in den Jahren 1812 bis 1817 bei den Schneider
Kaufleuten und auf den großen Messen in Leipzig und Frankfurt genügend
Absatz für seine Knöpfe.

Inzwischen war aber Deutschland durch die Völkerschlacht bei Leipz
1813 von der französischen Plage befreit worden. Die Verbündeten waren 181
in Paris eingezogen und die Victoria mit dem Viergespann, welche Napole
von dem Brandenburger Thor in Berlin als Kriegsbeute nach Frankreich g
schleppt hatte, wurde stark beschädigt wieder zurückgebracht. H. reparirte
durch Einbauen eines kräftigen Eisengerippes und stellte sie auf dem Brande
burger Thor wieder auf. Auch verfertigte er die eisernen Feuerbecken un
Schmuckstücke, welche bei der Siegesfeier verwendet wurden und mußte währen
derselben mit seinen Leuten die Freudenfeuer anzünden und unterhalten. Be
deutende Schlosser- und Schmiedearbeiten haben ihn in den Jahren bis etw
1824 beschäftigt. In dieser Zeit neuerwachender Friedensarbeit wurde kau
ein bedeutender öffentlicher Bau in Berlin ausgeführt, bei dem H. nicht that
kräftig mitgewirkt hätte. Das Königl. Schauspielhaus (1819—1821 unte
Leitung Schinkel's erbaut) erhielt alle großen Eisenconstructionen, auch ei
Wasserpumpwerk, von H. Dort und im Königl. Opernhause wurden von ihm
Bühnenmaschinerien aller Art aufgestellt. Für das Potsdamer Thor, für di
Schloßbrücke, Jungfernbrücke, Gertraudenbrücke und Langebrücke machte er di
Gitter und für die Brücken die Maschinen zum Aufziehen der Klappen. Den
Packhof am Kupfergraben lieferte er die Winden, dem Botanischen Garten ei
großes eisernes Dach für das Palmenhaus und für viele öffentliche und pri
vate Gebäude eiserne Fenster und Blitzableiter. Auch große Fabrikanlage
führte er in diesen Jahren aus, so für die königl. Porzellanfabrik, di
königl. Gesundheitsgeschirrfabrik und die Ofenfabrik von Feilner in Berlin.

Mit dem Eintritte des Friedens hatte das Kriegsministerium wieder be-
gonnen, die Ausrüstung der Armee zu verbessern. Bis zum Jahre 184
hatte H. daher für die Artillerie Drehbänke, Bohrmaschinen, Kugelform-
maschinen, für das „Raketenlaboratorium" verschiedene Pressen, für die Pulver-
fabrik eine vollständige neue Einrichtung zu liefern. Seine Thätigkeit in
dieser Richtung erreichte ihren Höhepunkt, als er den Bau einer neuen Ge-
schützbohrmaschine- und Drehbank beendet hatte und dieselben im J. 1832 de
Artillerie übergab.

Als H. bei Begründung seines Geschäftes im J. 1804 (Kirchhofstr. 1
jetzt Johannisstr. 2) auf Befehl des Königs durch die Schenkung von Wer
zeugen unterstützt wurde, kam es jedoch nicht lediglich darauf an, dem Milit
Hülfsmittel zu schaffen, sondern es geschah mit der vertragsmäßigen Ve
pflichtung, „Maschinen und mechanische Werkzeuge für inländische Fabrikant
und Künstler mit seiner Kenntniß und der erforderlichen Genauigkeit anz
fertigen". In diesem Bestreben, die Privatindustrie in Preußen durch För
rung des Maschinenbaues zu heben, hat die Regierung in H. einen praktisch
und bis an sein Lebensende unermüdlichen gewissenhaften Helfer gehabt. D
man dies schon 1861 würdigte, sieht man daran, daß am Sockel des Sta
bildes von Beuth auf dem Schinkelplatze H. als Erbauer der Druckmasch
verewigt ist.

Hummel's Thätigkeit auf maschinentechnischem Gebiete entwickelte sich b
sonders, seit die Regierung ihm 1820 geholfen hatte, kostspielige Versuche m
der Fabrikation von Scheermaschinen-Spiralschneidemessern zu machen, sod
H. bis 1830 etwa 100 Tuchscheermaschinen baute, von denen etliche von d
Regierung an minder bemittelte Tuchmacher verschenkt, die meisten jedoch vo

abrikanten gekauft wurden. Gleichzeitig hatte H. durch seine vielseitige hätigkeit Gelegenheit gefunden, Papierwalzen abzudrehen, und nachdem es m gelungen war, eine solche neu herzustellen, baute er 1828 den ersten alander für eine schlesische Leinenfabrik. Durch die Reparaturen, welche er r Kattunfabrikanten an englischen und französischen Maschinen ausführte, rnte er deren Bauart und Verwendung kennen und baute 1826 die erste utsche Gravirmaschine für Kupferwalzen. Auch die erste deutsche hydraulische resse für die Textilindustrie, nachdem er schon vier Jahre vorher die großen chwierigkeiten in der Herstellung gußeiserner Preßcylinder bei der Ausihrung der Cohäsionspresse für die Artillerie glücklich überwunden hatte, urde von ihm ausgeführt.

Den erfolgreichsten Aufschwung nahm seine Thätigkeit auf diesem Geiete, als H. 1830 die erste Einfarben-Walzendruckmaschine und 1837 die erste Perrotine", und zwar eine zu drei Farben, baute. Diese beiden Arten von Druckmaschinen baut seine Firma noch heute, aber sie haben sich mit der Zeit vervollkommnet, daß man ihre ausländische Abstammung kaum erkennt. ie Beschäftigung mit den Maschinen für Buchdruck und Kupferdruck beann, als H. 1836 die ersten Kupferdruckpressen für die Hauptverwaltung der Staatsschulden baute, und bald darauf durch Reparaturen an englischen Buchrudhandpressen, den sogenannten Columbia-Pressen, veranlaßt wurde, 1838 lche auch neu zu bauen. Zur Construction von Schnellpressen wurde 1847 bergegangen.

Bis zum J. 1818 hatte H. seine Werkzeugmaschinen mit dem Schwungde von Hand drehen lassen. Um diese Zeit kam bei ihm die erste Dampfaschine zur Anwendung, ein Geschenk der Regierung. 1841 ließ er sich eine rbesserte vom Mechanikus Freund bauen und 1843 kaufte er von Borsig nen neuen Dampfkessel, welcher nahezu 34 Jahre im Betrieb blieb.

Am 7. October 1850 starb H. im Alter von 74 Jahren. Im J. 1825 ar Joseph Constantin Bialon, ein geborener Schlesier († 1872), nachdem er s von Beuth begründete Königl. Gewerbeinstitut besucht hatte, als Lehrling i H. eingetreten, arbeitete zunächst als Schlosser und Dreher, dann als ichner, machte bald auch Reisen für H., wurde dessen Schwiegersohn und 838 Theilnehmer der Firma, welche er seit 1850 allein fortführte. Dessen Sohn Richard Bialon ist seit 1872 Inhaber des Werks.

Bearbeitet nach einer von Commerzienrath R. Bialon am 23. Nov. 1904 den Angestellten und Arbeitern der Firma C. Hummel gehaltenen Centenarrede; vgl. auch: „Welt der Technik" 1904, Nr. 24, S. 431.

F. M. Feldhaus.

Hummel: Johann Ludwig H. wurde am 22. Juni 1744 in Reutlingen eboren als Sohn des Johann Ludwig H., welcher seit 1732 im kais. Cürassierregiment Hohenzollern stand, und der Maria Magdalena, gebornen H., wurde nach dem 1752 erfolgten Tod des Vaters im Militärstift in Pettau erzogen, kam am 11. April 1760 als Tambour zum Regiment Prinz Salm-Salm Nr. 40, machte noch im gleichen Jahre die Erstürmung der Festung Glatz und in der Folge alle Gefechte seines Regiments bis zum Friedensschluß (1763) mit, kam dann mit seinem Regiment nach Baiern und in die Niederlande, wurde am 15. October 1766 in den Feuergewehrstand übersetzt, am 1. November 1768 Corporal, am 11. August 1771 Feldwebel, am 16. September 1776 Regimentsadjutant, wurde 1778 beim Beginn des bairischen Erbfolgekrieges als Lieutenant im Freicorps Woller eingetheilt, am 21. Juli in demselben Oberlieutenant, nach dem Friedensschluß und Auflösung dieses Freicorps am 1. Juni 1779 wieder in sein früheres Regiment versetzt, am 1. September

1780 zum Infanterieregiment Terzi Nr. 16 transferirt, am 1. October 17
Kapitänlieutenant, zeichnete sich im Türkenkriege (9. Febr. 1788 bis 25. J
1790) aus, insbesondere in den Gefechten bei Lasmare und Karansel
(20./21. Sept. 1788), wurde am 23. April 1787 Hauptmann, gab in d
am 20. April 1792 mit Frankreich begonnenen Krieg bei der Einnahme
Lauterburger Linien am 13. October 1793 und im Schweighauser Walde 17
wiederholte Beweise seines Muthes, wurde im November 1795 beim Rückzu
aus dem Genuesischen schwer verwundet, sodaß er zum Dienste im Felde u
tauglich wurde. Am 1. August 1796 kam er zur Wiener und nach einig
Tagen zur Marburger Monturcommission, wurde am 18. November 17
wegen seiner hervorragenden Verdienste vor dem Feinde in die deutsc
(1. Arcièrenleibgarde) eingetheilt, am 6. Juni 1801 zum Verpflegsdirector
Istrien und Dalmatien ernannt und zum Major befördert, bald darauf zu
Generalcommando-Adjutant in jener Provinz ernannt, trat Juli 1806, a
Dalmatien an Frankreich abgetreten wurde, in den Ruhestand. Als a
8. Juni 1808 die Landwehr in Oesterreich gebildet wurde, reihte er sich a
einer der ersten derselben an, wurde am 15. März Commandant des 1. Graz
Landwehrbataillons, wurde Ende März zu den großen Uebungen mit de
1000 Mann starken Regiment in Eggenberger Bezirk beigezogen, wurde na
vier Wochen nach Marburg verlegt und dort zum Sicherungsdienste verwende
fügte, als am 24. Mai größere französische Massen anrückten, denselben b
trächtlichen Schaden zu, trat dann mit seinem Bataillon, unterwegs b
St. Veit a. V. von dem 12000 Mann starken Feind alarmirt, den Mar
nach Körmend an, wo er glücklich im Lager eintraf und Erzherzog Joha
das Bataillon besichtigte. In der Nacht zum 8. Juni brach er mit demselb
auf, erreichte am 13. Juni Raab, besetzte mit seinem Bataillon, zwei Compagni
vom Infanterieregiment St. Julien und drei Compagnien des Infanter
regiments Strassoldo den zur Ortschaft Szabadhegy gehörigen Meierhof K
Megyer, widerstand mehr als neun Mal dem Ansturm der weit überlegen
Feinde, von gegen 10 Uhr Vormittags bis gegen 6 Uhr Abend. Ihm se
wurde das Pferd unter dem Leib getödtet, der Hut in Fetzen zerschossen.
aber schließlich alle Patronen ausgegangen waren, ein Munitionskarren,
frische bringen sollte, in die Hände der Feinde fiel, das Landwehrbataillon
drei Viertel seiner Leute verloren hatte, die Mauern des Meierhofes, den
Feind mit Granaten beschoß, geborsten waren und klaffende Lücken zeigten,
Gebäude in hellen Flammen standen, drang der Feind in den Hof ein, wo
verzweifelter Kampf begann. Viele Landwehrmänner fielen dem erbitte
Feinde zum Opfer. Oberst H. mit 7 Officieren, 4 Fähnrichen und 341 M
vom Fähnrich aufwärts, mit geringen Ausnahmen alle verwundet, gerie
in die Kriegsgefangenschaft. Der Vicekönig von Italien, Eugen Beauharn
der die Franzosen befehligte, wollte die Gefangenen, als „brigands", weil v
derselben in Civilkleidern ausmarschirt waren, erschießen lassen, stand aber,
Erzherzog Johann mit Repressalien drohte, davon ab. Die Gefange
sollten, in zwei Theile gesondert, der eine unter französischer, der andere u
bairischer Escorte, nach Frankreich abgeführt werden. Der erstere Theil,
welchem sich Oberst H. sammt 3 Officieren und 212 Mann befand, w
unterwegs bei Sárvar am 16. Juni vom Generalmajor Baron Mesko befr
H. machte die ferneren Kriegsbewegungen bis zum Ende des Feldzugs m
kehrte dann am 13. Januar 1810 mit dem kleinen Häuflein der Landwe
männer nach Graz zurück, nachdem er am 31. August 1809 zum Ober
lieutenant beim inneröfterreichischen Cordonsbataillon ernannt worden w
Da Erzherzog Johann am 4. Januar 1810 erklärt hatte, daß „die musterha

ertheidigung seines Postens und sein ausharrender Muth meiner Armee esentlich Nutzen geleistet haben, hiermit derselbe sich einer besondern Behnung allerdings würdig gemacht hat", so sprach das Ordenscapitel des ilitärischen Maria-Theresien-Ordens ihm das Ritterkreuz desselben zu, welches m am 2. Mai 1810 auf dem Glacis zu Graz vor den ausgerückten Truppen nd in Gegenwart aller in Graz anwesenden Generale und Ritter österreichischer rden an die Brust geheftet wurde. Am 13. Mai 1817 wurde er in den reiherrnstand erhoben, am 5. April 1821 zum Oberst befördert, trat im Mai 827 in Pension und starb am 18. September 1832, zuvor erblindet, in Graz. m 17. October 1897 errichtete bei Raab auf dem Schlachtfeld ein ungarisches omité ein Denkmal zur Erinnerung an die ruhmvollen Kämpfe in der Puszta is-Megyer.

Das von ihm am Beginn der Schlacht dem Erzherzog Johann gegebene ersprechen, den Meierhof bis auf den letzten Mann zu halten, hat H. treu rfüllt. Die Vertheidigung dieses Meierhofes war aber nicht blos ein einaches, taktisches Ereigniß im Rahmen der Schlacht bei Raab, sondern sie besaß ine hervorragende, strategische Bedeutung und übte Einfluß auf den Gang des Krieges. Als der linke Flügel der österreichischen Aufstellung (ungar. Insurrectionscavallerie) gleich zu Beginn der Schlacht das Schlachtfeld verließ, wurde dieser Meierhof nun zum äußersten linken Flügelpunkt. Seine nachhaltige Vertheidigung ermöglichte es der Armee des Erzherzogs Johann, ihren Rückzug ungefährdet auf Ars zu nehmen. Wäre der Meierhof nicht gehalten worden, so wäre die österreichische Aufstellung umfaßt und Erzherzog Johann mit seinen Truppen entweder in den Raabfluß gedrängt und so vernichtet worden oder er hätte seine Rettung in der Festung Raab suchen müssen, hätte wri binnen kurzem wegen Mangels an Nahrungsmitteln capituliren müssen und wäre so für den weitern Krieg für Oesterreich verloren gewesen. Dadurch, daß das Heer des Erzherzogs Johann erhalten blieb, wurden die Armee des Vicekönigs Eugen Beauharnais, dann die von Napoleon aus Wien nach Raab entsendeten zwei Cavalleriedivisionen Montbrun und Lassalle (38 Escadrons), ferner 9000 Mann Infanterie in Ungarn festgehalten und fehlten an entscheidenden Punkten an der Donau. Diese Truppen hätten aber auch im Gegenfalle die Berennung Preßburgs noch nachdrücklicher gestaltet. Ohne die Armee Erzherzog Johann's wäre entweder der Fall von Preßburg oder die Aufgabe der Roßbachstellung unvermeidlich geworden. Besonders die intensivere Vertheidigung Preßburgs durch Artillerie war erst nach dem Eintreffen des inneröstrreichischen Heeres möglich geworden. Hätte aber der Vicekönig, die Donau etwa bei Néma oder Gönyö mit Theilen seiner Armee überschreitend, sich gegen Preßburg (linkes Ufer der Donau) gewendet und mit dem andern Theil Davoust am rechten Ufer verstärkt, so wäre das ungenügend besetzte Preßburg (ca. 2000—3000 Mann) sehr bald in seine Hände gefallen. Hätte man letzteres österreichischerseits verhindern wollen, so hätte man so bedeutende Theile des österreichischen Hauptheeres nach Preßburg ziehen müssen, daß Napoleon gegen den Rest unbedenklich der Donauübergang hätte wagen dürfen. Dies wären unzweifelhaft höchstbedenkliche Schwierigkeiten für das österreichische Heer unter Erzherzog Karl gewesen. Daß diese nicht eintraten, die Armee des Erzherzogs Johann intact blieb, ist in erster Linie Hummel's Verdienst.

Relation über das ausgezeichnete Benehmen des Herrn Oberlieutenants Freiherrn v. Hummel, Commandanten des steyermärk. 2. Grätzer Landwehrbataillons in der Schlacht bei Raab am 13. Juni 1809, Graz, Gebr. Tanzer, 8°. — Ischler Fremdensalon 1856, Nr. 42 (Oesterreichs Thermopylenvertheidigung des Schüttkastens bei Kis-Megyer am 14. Juni 1810). —

Oest. Mil.-Conversations-Lexikon III, 286. — J. Hirtenfeld, Der Militä Maria-Theresien-Orden u. s. Mitglieder, Wien 1857, Staatsdruckerei, 8 S. 1005, 1747. — v. Wurzbach, Biogr. Lexikon IX, 425—428. — Wien Abendpost 1891. — Karl Schmutz: S. Leben u. Wirken von Franz Ilw (Mitth. d. hist. Ver. f. Steiermark, 1891). — Beschreibung des Oberam Reutlingen, 1893, I, S. 488. — Reutlinger Geschichtsblätter, IV, 189 S. 87—88 (Th. Schön, von dem in ders. Zeitschr. e. größerer Aufsatz üb H. erscheint). — Grazer Tagespost v. 17. Oct. 1897, Nr. 288 (Hummel — Neue Armeezeitung vom 22. Juni 1899, Nr. 193. — Gedenkblatt: d Maria-Theresienordensritter und k. k. Oberst Johann Ludwig Frhr. vo Hummel, Commandeur des 2. Grazer Landwehrbataillons im J. 1809.

Theodor Schön.

Hunerich, asdingischer Vandalenkönig, a. 477—484, der ältest Sohn Geiserich's (s. den Artikel und den Stammbaum der Asdingen in de Artikel Hilderich) war dem Vater, gemäß dem von diesem eingeführten Se niorat (s. den Artikel Hilderich) gefolgt. Er war vermählt mit Eudokia, d Tochter des Kaisers Valentinian III., die sammt ihrer Mutter Eudoxia un ihrer Schwester Placidia bei der Einnahme Roms von Geiserich gefangen un nach seiner Hauptstadt Karthago geführt war (a. 450); sie entfloh aus d aufgezwungenen Ehe nach Jerusalem (a. 472), wo sie bald in fromme Uebungen starb. H. gerieth gleich nach seiner Thronbesteigung wegen ihre Erbes in Streit mit Byzanz: aber bald gab er in allen Stücken nach, un verzichtete wie auf alle älteren Forderungen seines Vaters sogar auf Ersa für seine durch Byzantiner geplünderten Kauffahrteischiffe — das Gegenstü zu den Verhältnissen unter Geiserich! Byzanz erkannte darin mit Grund ei Zeichen der Schwäche: die Kriegskraft der Vandalen sank rasch bei der üppige Lebensweise des Volkes, das in Trunk, Schlemmerei und geschlechtlichen Aus schweifungen von den römischen Provincialen Afrikas, den berüchtigtste Schwelgern des Reiches, angesteckt war; so machten sich alsbald die ein geborenen Berber, die unter Geiserich in die Wüste verscheucht, oder sofern si blieben, unterworfen worden waren, unabhängig: selbst die nächsten ihre Horden auf dem Berg Aurasius (Aureß). Schon H. begann die blutige Bruderkämpfe im Hause der Asdingen, die später Justinian den Vorwand zu Einmischung und zur Zerstörung des Reiches geben sollten: er wollte gege jenes Senioratgesetz Geiserich's, das stets den ältesten Schwertmag der Sippe, ohne Rücksicht auf Linie oder Gradnähe der Verwandtschaft mit dem letzte König, auf den Thron berief, seinen und der Eudokia Sohn Hilderich zum Nachfolger haben; deshalb räumte er seinen Bruder Theoderich und desse sowie des verstorbenen Bruders Genzo Gesippen sowie Theoderich's Wittwe hinweg, andere Asdingen wurden durch Ehrenstrafen und Verbannung vom Thron ausgeschlossen, der Patriarch Jocundus, das Haupt der arianische Kirche in Afrika, ward in Karthago verbrannt wie vornehme Beamte Geise rich's enthauptet oder verknechtet wurden. Ward so gegen Vandalen (un Arianer) gewüthet, so ward die eine Zeit lang ruhende wilde Verfolgung de Katholiken (und Römer) alsbald in viel furchtbarerer Weise als unter Geiseric wieder aufgenommen; im Jahre 483 wurden fast 4000 katholische Bischöf Priester und Laien zu den Berbern (Maurusiern) in die Wüste verbann Bischof Lätus von Leptis verbrannt (24. Sept. 483). Vergeblich bemühte sich Papst Felix III. (a. 483—492) und Kaiser Zeno, diesem Wüthen Einha zu thun. Nach einem vom König befohlenen Religionsgespräch zwischen Ver tretern beider Bekenntnisse schien allen Katholiken nur die Wahl zwische Uebertritt oder Hinrichtung bleiben zu sollen, doch begnügte man sich mi

Verbannung, Verknechtung, Vermögenseinziehung, da man der verhaßten Kirche den Ruhm von Blutzeugen nicht gönnte; so ward von den 466 Bischöfen des Reiches nur jener Lätus getödtet. H. starb am 11. December a. 484 an einer Krankheit, welche kirchliche Schriftsteller als Strafe Gottes der des Antiochus Epiphanos oder des Arius verglichen. Ihm folgte nicht Hilderich, sondern, dem Seniorat gemäß, Gunthamund (a. 484—490, s. den Artikel), der älteste noch lebende Sohn Genzo's; erst a. 523 gelangte Hilderich (s. den Artikel) auf den Thron.

Quellen u. Litteratur: Dahn, Die Könige der Germanen I. München 1861, S. 159 f. — Dahn, Prokopius von Caesarea. Berlin 1865, S. 63 f. — Dahn, Urgeschichte der germanischen und romanischen Völker I. 2. Aufl. Berlin 1899, S. 174 f. — Franz Görres, Christenverfolgung, in Kraus, Realencyklopädie der deutschen Alterthümer I. 2. Aufl. 1882, S. 213.

Dahn.

Hünersdorf: Karl Heinrich H., Oberbürgermeister von Gotha, hochverdienter Staats- und Communalbeamter. Derselbe wurde geboren am 21. September 1817 in Zierenberg in Kurhessen als Sohn des späteren hessischen Landrathes Friedrich Ludwig H. und seiner Gattin Katharine Wilhelmine geb. Piton, und starb am 21. Februar 1897. Nach zurückgelegtem Studium der Rechtswissenschaft auf den Universitäten Marburg und Heidelberg trat er in den kurhessischen Staatsdienst. Vom 1. Mai 1844 bis 1. December 1850 war er Richter, zuletzt Obergerichtsrath in Hanau. In dem kurhessischen Verfassungsconflict (Hassenpflug) weigerte er sich die berüchtigte rechtswidrige Steuerverordnung vom 5. September 1850 anzuerkennen und legte freiwillig das Richteramt nieder, obgleich er — nun stellenlos — in ziemlich bedrängte Verhältnisse gerieth. Nach einiger Zeit fand er Beschäftigung bei einem befreundeten Rechtsanwalt, bis er im Herbste 1854 zum ersten Bürgermeister in Gotha gewählt wurde. Ausgestattet mit umfassendem Wissen, unermüdlicher Arbeitskraft, von makellos reinem Charakter und vornehmer Gesinnung, leitete er nun fast 36 Jahre lang in fortschrittlichem Sinne die ganze neuzeitliche Entwicklung dieser Stadt. Obgleich er infolge seiner Geradheit manche Anfeindung zu bestehen hatte, ging er doch unbeirrt seinen Weg und setzte es so durch, daß ihm an seinem Lebensabend die allgemeinste Verehrung zu Theil ward. Am 1. Januar 1882 ward ihm das Prädicat „Oberbürgermeister" verliehen, am 21. September 1887 sein 70. Geburtstag durch die städtischen Körperschaften feierlich begangen und bei seinem Ausscheiden aus der Verwaltung am 1. April 1890 erfolgte die Verleihung des Ehrenbürgerrechts der Stadt an ihn. An der gedeihlichen Entwicklung des gothaischen Landes nahm er insofern Theil, als er eine lange Reihe von Jahren dem Landtage des Herzogthums angehörte und hier durch eine Reihe gediegener Arbeiten sich Verdienste erwarb. Namentlich war er ein Freund der Schule und einem Antrage von ihm zufolge entstand das Volksschulgesetz des Landes, das erste in Deutschland, im J. 1863. Ferner war H. ein eifriger Anhänger der Leichenverbrennung und seinen Bemühungen gelang es, daß in Gotha im J. 1878 das erste Crematorium eröffnet werden konnte. Infolge dessen ernannten ihn auch zahlreiche crematistische Vereine Deutschlands und Oesterreichs zum Ehrenmitgliede. H. war vermählt mit Sophie geb. Breidenbach. Das einzige Kind dieser Ehe, ein hoffnungsvoller Sohn, starb im Beginn der Jünglingsjahre.

Vgl. Phönix, Jahrg. 1897, Nr. 4. — Verbess. Gothaischer Historienkalender, Jahrg. 1888, 1891 u. 1898.

M. Berbig.

Hunold: Balthasar H., Dichter, wurde am 24. April 1828 zu Oberurnen (Kanton Glarus in der Schweiz) als Sohn eines armen Wildheuers geboren, woselbst er auch den ersten Unterricht in der Dorfschule erhielt. Daneben war er Viehhirt und half dem Vater bei seinem oft lebensgefährlichen Berufe. In der Winterszeit durchzog der Knabe als Hausirer das Gebiet seiner Heimath und erlernte sodann 1846 das Leinewebergewerbe. Da er eine hübsche Schrift hatte und auch sonst geistige Regsamkeit zeigte, die Stelle eines Schulmeisters aber durch den Tod in seiner Heimathgemeinde frei geworden war, so wurde er schon vorher als Schulmeistergehülfe mit 50 Gulden jährlichen Gehaltes daselbst angestellt, gab sich aber alle Mühe seine Kenntnisse zu erweitern und machte sich z. B. auch die französische Sprache zu eigen. Zwanzig Jahre alt kam H. 1848 nach Innsbruck und setzte seine Ausbildung auf dem dortigen Gymnasium fort, sich durch Privatlectionen das Leben fristend. In jener Stadt fand er besonders in dem Hause des Dichters Adolf Pichler die freundlichste Aufnahme. Dieser weckte auch in dem jungen begabten Manne den Sinn für Poesie und schon damals entstand eine Reihe von lyrischen Dichtungen Hunold's. Nachdem er fünf Gymnasialclassen mit bestem Erfolge besucht und sich die Kenntniß der englischen Sprache angeeignet hatte, erhielt er wieder durch Pichler's Vermittlung 1853 eine Stelle am tirol. Nationalmuseum „Ferdinandeum“, wo er bald zum Scriptor und 1879 zum Custos befördert wurde. Von der Aufmerksamkeit, mit welcher H. seinem Amte am Museum gerecht wurde, zeigt die wenn auch kleine aber inhaltreiche Arbeit: „Der Tiroler Maler Joseph Schöpf und seine Werke“ (Innsbruck 1875). Um jene Zeit malte Defregger Hunold's Porträt, welches sich heute noch im Museum befindet. Leider sollte der begabte Poet kein langes Lebensalter erreichen, er starb während eines Aufenthaltes in seinem Geburtsorte Oberurnen am 26. Juni 1884.

Es liegt keine lange Reihe poetischer Werke von H. vor, nur eine Zahl von Gedichtbändchen mäßigen Umfanges, aber diese bieten genügend Einblick in das poetische Denken und Fühlen des Mannes, der, was Form und Inhalt betrifft, sich darin als ein gewandter, tief empfindender, auch seine mannhafte Gesinnung nie verleugnender Dichter zeigt. Die erste Sammlung „Lyrische Gedichte“, mit nur 25 Seiten Umfang, ist 1853 erschienen. Als neue, stets vermehrte Auflagen folgten: 1856 „Gedichte“, neuerlich vermehrt 1861 in dritter Auflage und schließlich unter dem Titel „Wache Träume“, 256 Seiten stark in fünfter Auflage 1875. — Außerdem liegen vor die poetisch gefaßten „Haller Spaziergänge“ (1878) und „Innsbrucker Spaziergänge“ (1883). Viele seiner Dichtungen sind gar nicht oder erst spät zum Drucke gelangt, so z. B. das von so inniger Liebe zur Tiroler zweiten Heimath zeugende, zu Herzen gehende epische Gedicht „Der Wirth an der Mahr“, welches erst in der 5. Auflage der Gedichte abgedruckt, aber viel früher entstanden ist.

Die Lieder, welche H. gedichtet, zeichnen sich durch vollendete Form und edlen Inhalt aus. Er besingt die Schönheit der Natur seines Schweizer Vaterlandes, aber auch seines zweiten Vaterlandes Tirol, das er tief ins Herz geschlossen. Seine freiheitliche Gesinnung tritt in einigen der schönsten Gedichte kräftig zu Tage und läßt den Dichter verächtlich auf charakterlose Schwächlinge herabsehen, welche nur um die Gunst der Höheren buhlen und feig jedes kräftige Wahrwort unterdrücken. Als der Staatsminister an den von H. veröffentlichten Versen Interesse zeigte, in welchen er die Constitution feierte und einen freundlichen Brief an den Poeten richtete, war die Antwort des Dichters in einem Gedichte „Zur Constitutions-Feier. Zweites Wort an den Minister“, in der abermals dessen Freisinnigkeit verherrlichenden Strophen enthalten, die aber

t den Worten abschlossen: „er (der Dichter) bittet Dich um keine Gunst, — u kannst ihn nicht zum Feste laden, denn nicht auf Dir ruht sein Geschick; im Throne bettelt keine Gnaden der freie Sohn der Republik". Diese publikanische Gesinnung und die idealste Freiheitsbegeisterung leuchtet aus len jenen Gedichten Hunold's hervor, die einen politischen Anstrich haben. uch eine Zahl inniger „Lieder der Liebe", manche in der Form des Sonetts, ttet der Dichter, dessen Liebe nicht erwidert wurde, worüber manche Klage den entstandenen Liedern zu Tage tritt. Einige seiner Dichtungen zum reise des Schweizerlandes sind in der heimischen Mundart des Landes von larus abgefaßt und zeigen uns H. auch als gewandten Dialektpoeten. H. t den späteren Auflagen seiner Gedichte auch eine Reihe überaus gelungener bertragungen von Dichtungen aus dem Englischen Byron's und zumal ngfellow's eingefügt. Durch letztere ist er in persönliche Beziehungen zu m amerikanischen Poeten getreten, der ihm bei einem Besuche in Innsbruck 169 seinen Dank für die hübsche Uebersetzung auch mündlich abstattete. Aus n letzten kleinen Gedichtsammlungen Hunold's sind die „Innsbrucker Spaziergänge" dem Preise des schönen Tiroler Landes und namentlich der bemerkenswerthesten Punkte der Stadt und Umgebung Innsbrucks gewidmet. Die haller Spaziergänge" weisen manche humoristische und sarkastische Verse etwa Heine's Manier auf.

Eine übersichtliche Skizze über Hunold's Leben und Dichten hat der Tiroler Culturhistoriker Dr. Ludwig v. Hörmann (anonym) in Amthor's Zeitschrift „Der Alpenfreund", III. Bd., Gera 1871 unter d. Titel: „Ein Schweizer Dichter" veröffentlicht, dem auch ein gutes Porträt des Poeten beigefügt wurde. — Sehr beachtenswerth erscheint in dem Buche Adolf Pichler's: „Aus Tagebüchern 1850—1899" (München 1905), was der bewährte Freund und Gönner Hunold's über denselben dort S. 197 ff. mittheilt. — Vgl. auch Brümmer, Lexikon d. deutschen Dichter und Prosaisten des 19. Jahrhunderts (Leipzig 1896), Bd. I, S. 215. — Kurz, Geschichte der deutschen Litteratur, Bd. IV (1872), S. 43.

A. Schlossar.

Huschke: Philipp Eduard H., Rechtsgelehrter und Alterthumsforscher, geboren am 26. Juni 1801 zu Minden, absolvirte das Gymnasium zu Gotha und Ilfeld, wo er sich eine besonders gründliche Ausbildung in der lateinischen und griechischen Sprache erwarb. Schon 1817 bezog er die Universität Göttingen, an der damals noch Hugo lehrte, promovirte 1820, begab sich hierauf nach Berlin um Savigny zu hören und habilitirte sich bereits 1821 mit der Schrift „De causa Silaniana" in Göttingen für römisches Recht. 1824 erhielt H. einen Ruf als Ordinarius nach Rostock, dem er Folge leistete. Dort verblieb er bis 1827, in welchem Jahre er nach Breslau übersiedelte, wo er, mehrfache Berufungen ablehnend, als Ordinarius und Senior des Spruchcollegiums bis an sein Lebensende wirkte. Er starb, 85 Jahre alt, am 8. Februar 1886. H. war ein großer Gelehrter und dabei von einer seltenen Universalität; er hat philosophische, archäologische, theologische, kirchenpolitische Schriften verfaßt und auf seinem Hauptarbeitsgebiet, der Jurisprudenz sich sowol als Rechtshistoriker als auch als Dogmatiker mit Erfolg bethätigt.

In seiner Weltanschauung, die auf streng religiöser Grundlage ruhte — H. war auch Präsident des Consistoriums der sog. Altlutheraner — war er am meisten durch die Schelling'sche Philosophie beeinflußt. „Das Suchen in die Tiefe, ein Forschen nach dem letzten Grunde der Rechtsentfaltung, ein stetes Operiren mit Abstraktion, stellenweise ein mystischer Zug erklären sich aus dieser Hinneigung zu Schelling" (Worte Schirmer's). Schelling's Vorlesungen

haben ja seinerzeit manchen tief angelegten Geist angezogen, wie dies, un
ein Beispiel zu nennen, auch bei dem großen Sprachforscher Max Mülle
Fall gewesen. Kein Wunder, daß auch H. sich diesem Zuge der Zeit hi

Welch hohe Verehrung er als Jurist genoß, davon gibt wol am deutli
die Bemerkung bei Brinz (Pandekten, 1. Aufl., S. 527) Zeugniß, wo vo
gesagt wird, daß sein „Geist natürlichem Lichte gleich im tiefsten Dunke
hellsten leuchtet". (Man vgl. auch die anerkennenden Urtheile bei Vang
im 6. Bd. der Kritischen Jahrbücher, S. 571 ff., Arndts im 13. Bd
Zeitschrift für Civilrecht u. Prozeß, S. 292 ff.; Regelsberger in Bind
Handbuch VII 1. S. 42; Salkowski, Institutionen, 7. Aufl., S. 65 u. a.
Zu seinem 50jährigen Doctorjubiläum verfaßte 1870 Schwanert im Auf
der Rostocker Juristenfacultät als Festschrift „Die Compensation nach römi
Recht". Und nach Huschke's Tode widmete Wlassak sein grundlegendes
über die römischen Prozeßgesetze (1888—91) dem Andenken Huschke's.

Einen Gesammtüberblick über Huschke's ungewöhnlich reiche schriftstelle
Thätigkeit möge das, am Ende dieser biographischen Skizze stehende,
zeichniß seiner, theils selbständig erschienenen, theils in Zeitschriften zerstr
Publicationen bieten. Auf absolute Vollständigkeit erhebt es keinen Ansp
doch hoffe ich nichts wichtiges übersehen zu haben. Eine derartige Zusam
stellung fehlt m. W. bisher gänzlich.

Huschke's juristische Schriften, auf deren Würdigung ich mich beschrä
muß, haben nach mehrfachen Richtungen hervorragenden Einfluß ausg
Sein Hauptwerk über römisches Staatsrecht ist „Die Verfassung des K
Servius Tullius", Heidelberg 1838. Auf die hierin ausgesprochenen Gr
gedanken ist H. auch in anderen Werken wieder zurückgekommen, indem er
zelne Punkte nicht nur in kleineren Aufsätzen in Zeitschriften sondern au
selbständigen Publicationen näher ausgeführt hat, so in seinen Werken
den Census und die Steuerverfassung der früheren römischen Kaiserzeit (18
das alte römische Jahr und seine Tage (1869), Multa und Sacramen
(1874). In seinem Servius Tullius trat H., der nie ganz der histori
Schule angehörte, sondern vielfach andere Wege ging, in manchen Fr
Niebuhr entgegen (s. insbes. S. 403 ff.); wenn es dabei H. nun auch g
nicht gelingen konnte, den historischen Charakter der überlieferten Verfassu
geschichte der Königszeit nachzuweisen, so dürfte er anderseits in and
Punkten Niebuhr gegenüber bleibend Recht behalten, so in der Frage
Stimmrechtes der Plebejer in den Curiatcomitien, der patruum auctoritas
der Bestätigung der Centuriatcomitien durch die Curiatcomitien; in d
Fragen steht die herrschende Lehre im allgemeinen auf dem durch H. gewies
Standpunkte. Die, in seinem Servius Tullius befolgte Arbeitsweise charakter
H. selbst mit folgenden Worten: „Ich weiß sie nicht besser verständlich zu
zeichnen, als daß ich mich überall bemühe, in den Dingen selbst zu den
sie aus sich heraus zu entwickeln und was damit eng zusammenhängt, da
nicht nur in ihnen selbst eine gewisse ratio sondern auch einen eben so
rationellen Zusammenhang mit tieferen Beziehungen des Menschenlebens
des ganzen Daseins überhaupt voraussetze und darzulegen suche. In
Philosophie, einigermaßen auch wol in der Physik im allgemeinen Sinne
Wortes läßt man sich diese Weise allenfalls gefallen . . . In der Gesch
und allen positiven Disciplinen hält man sie aber, wenn nicht im Pri
selbst für falsch, doch wenigstens für äußerst gefährlich. Hier wollen
meisten nichts von einer innern Nothwendigkeit wissen, der Zufall oder
Willkür . . . soll hier herrschen und daher soll man sich auch begnügen,
Dinge dieser Sphäre nur äußerlich, wie sie sich dem äußerlichen Blicke ge

aufzufassen und wiederzugeben . . ." Entsprechend diesen Principien will dann H. unter anderem nachweisen, daß der Servianischen Verfassung nicht etwa Willkür zu Grunde gelegen habe, daß es sich nicht um eine nur bewußt ausgedachte menschliche Einrichtung handle, sondern daß hier ein Naturgebilde vorliege, „welches ebenso aus den Händen des allweisen Schöpfers hervorgegangen ist, wie irgend eine Pflanze, die in einem gewissen Stadium ihrer Entwicklung sich ebenfalls in gewissen numerischen Verhältnissen ausbildet". Daß sich bei solchen Grundanschauungen, neben vielem höchst verdienstlichen, auch viel überaus phantastisches, ja mystisches und ganz willkürliches in diesem Buche vorfindet, so S. 99 ff., 125 ff., 246 ff., 304 ff., ist selbstverständlich und geht dies aus dem oben angeführten wol schon zur Genüge hervor. Ganz besondere Verdienste hat sich H. um die Kritik und das Verständniß der Institutionen des Gajus erworben, so daß sein Name unauflöslich mit dem des Gajus verknüpft bleiben wird. Davon legen Zeugniß ab seine „Studien des römischen Rechts", I (1830); „Kritische Bemerkungen zum vierten Buch der Institutionen des Gajus" (1846); „Gajus, Beiträge zur Kritik und zum Verständniß seiner Institutionen" (1855); „Jurisprudentiae anteiustinianae quae supersunt" (1. Aufl. 1861), wo unter anderem auch Gajus' Institutionen eine sorgfältige Edition erfuhren, „Kritische Bemerkungen zu Gajus" (1868).

H. hat sich aber auch, abgesehen von Gajus, sehr viel mit Quellenkritik und Quellenausgaben seit jeher beschäftigt und dabei bleibende Erfolge errungen, so, um nur ein Beispiel zu nennen, als er bei Gajus 4,47 die Sigle N. R. in nisi restituat auflöste, womit sicher das richtige getroffen ist; anderseits darf nicht verschwiegen werden, daß viele seiner immer scharfsinnigen Conjecturen als allzu kühn bezeichnet werden müssen; doch ist, nach Schirmer's Worten seine Genialität, auch da, wo er irrt, zu bewundern.

Einen vorläufigen Abschluß derartiger Arbeiten (siehe dieselben in der Uebersicht über Huschke's Schriften) gab H. in seiner schon erwähnten Jurisprudentiae anteiustinianae quae supersunt. Hier sind die Ueberreste römischer Jurisprudenz, außerhalb des corpus juris civilis, gesammelt. Entspricht auch die von Krüger, Mommsen und Studemund edirte collectio librorum juris anteiust. um vieles mehr den Anforderungen moderner Philologie, so ist doch die Huschke'sche Arbeit auch heute noch werthvoll. Aber auch später ist H. immer und immer wieder auf quellenkritische Arbeiten zurückgekommen und haben ihn solche Studien wol bis an sein Lebensende beschäftigt, wie dies die weiteren Beiträge zur Pandektenkritik (Zeitschr. f. R. G., 22. Bd., hrsg. von Wlassak) beweisen. H. hat ja überhaupt in den letzten Jahren seines Lebens keineswegs „wissenschaftlich zu den großen Verstorbenen gezählt" (Worte Ihering's in seinem Nachruf für Savigny, Jahrb. für Dogmatik, Bd. 5, S. 355), vielmehr noch im hohen Alter eine bewunderungswürdige Arbeitskraft entfaltet. Sind doch, nebst manchen kleineren Aufsätzen, die bedeutenden und umfangreichen Arbeiten über das Recht der Publicianischen Klage, die Multa und das Sacramentum, die Lehre des römischen Rechtes vom Darlehen, die Früchte von Huschke's letzten Lebensjahren. In der letzteren Arbeit vertritt H. die Ansicht, daß das mutuum ein Vermögensgeschäft und nicht, wie die anderen benannten Realcontracte ein Sachgeschäft sei; es müsse daher einerseits die Sache nicht sowol aus dem Eigenthum als aus dem Vermögen des Darleihers hingegeben und anderseits nicht sowol in das Eigenthum als in das Vermögen des Empfängers übergehen. In seiner Arbeit über die Publicianische Klage will H. den, durch Controversen verdunkelten, Rechtsgedanken dieser Klage zur ursprünglichen Klarheit erheben; es solle das in der usucapio enthaltene werdende Eigenthum, wie ein gewordenes geschützt werden. Hier macht H. ge-

legentlich auch beachtenswerthe Bemerkungen über die Gefahren, welch
Jurisprudenz und dem Rechtsstudium durch jedes neue Civilgesetzbuch dr
zweifellos hat aber hierbei H. die Gefahren, die ja gewiß bestehen, dann
wesentlich überschätzt. Huschke's zahlreiche historische, wie dogmatische Ar
sind immer scharfsinnig, immer anregend und enthalten eine Fülle von
ständigen Gedanken, die vielfach fruchtbringend gewirkt haben; insbeso
haben auch manche von H. blos angedeutete Vermuthungen sich später al
treffend herausgestellt; so, um nur zwei Fälle hier anzuführen, hat Hus
Gedanke, daß der Formularproceß aus dem Fremdenproceß stamme,
Wlassak's Forschungen erst seine quellenmäßige, tiefgehende Begründun
halten und zum anderen hat E. Grupe (Zur Frage nach den Verfasser
Institutionen 1889) Huschke's Bemerkung (Vorrede zu seiner Instituti
ausgabe), daß wahrscheinlich Dorotheus die beiden ersten und Theophilu
beiden letzten Bücher der Justinianischen Institutionen verfaßt habe, wese
bekräftigt.

Seine edle Persönlichkeit, der Unfehlbarkeitsdünkel fremd war, un
strenge gegen sich selbst, milde im Urtheil über andere gewesen, schildert
Schirmer; seine Thätigkeit als akademischer Lehrer, der seine Aufgabe
genommen und voll erfüllt hat, charakterisirt J. Baron. Auch in le
Hinsicht hat Huschke's anerkannte Persönlichkeit auf seine zahlreichen S
bleibend eingewirkt, was nicht unterschätzt werden darf, da ja gerade be
angehenden jungen Juristen es von größter Wichtigkeit ist, daß diejen
welche berufen sind, den ersten Unterricht zu ertheilen, es verstehen, Lust und
zur neuen Thätigkeit in der, im allgemeinen keineswegs cupida legum iuve
zu erwecken.

Schriften von Ph. E. Huschke (abgesehen von seiner Habilitations
De causa Silaniana und den zahlreichen Recensionen, die sich vorzügli
der Kritischen Zeitschrift für Rechtswissenschaft und in den Kritischen
büchern für deutsche Rechtswissenschaft vorfinden): 1820 „De pignore nom
ejus natura et effectu“, Göttingen; 1822 „De privilegiis feceniae his
senatusconsulto confessis (Liv. XXXIX. 19)“, Dissertation Götti
1826 „M. Tullii Ciceronis orationes pro M. Tullio quae exstant cum
mentariis et excursibus“ in J. G. Huschke's Analecta litteraria, p. 77—
1829 „Incerti auctoris magistratuum et sacerdotiorum populi Romani
positiones ineditae“, Breslau; 1830 „Studien des römischen Rechtes“, I.
Breslau; 1832 „De action. form. quae in lege Rubria ext.“, Vrat.; „
logisches Votum eines Juristen“; 1834 „Ueber den Einfluß der capitis d
nutio des Patrons oder seiner Kinder auf ihr Intestaterbrecht“ (Rh. Mu
f. Jurisprudenz VI, 95—124); „Ueber die Rechtsregel: Nemo pro
testatus pro parte intestatus decedere potest“ (ebd. VI, 257—369);
tische Miscellen“ (ebd. VII, 59—79); 1835 „Ueber die Stelle des Varro
den Liciniern (de re rust. I. 2 § 9) nebst einer Zugabe über Festus
Possessiones und Possessio“. Zwei Abhandlungen aus dem Gebiete der A
thumswissenschaft und Rechtspflege, Heidelberg; 1837 „Ad leg. XII ta
tigno juncto commentarius“, Vratisl.; 1838 „Die Verfassung des K
Servius Tullius als Grundlage zu einer römischen Verfassungsgeschichte
wickelt“, Heidelberg; „Titi Flavii Synthrophi instrumentum donationis
ditum“, Vratisl.; 1839 „Zur Lehre von den bedingten Erbeseinsetzu
namentlich der Substitution oder über die L. 40 u. 41 D. de hered.
28. 5“ (Bd. 12 d. Zeitschr. f. Civilrecht und Prozeß S. 375—426);
Herausgabe von Unterholzner's Quellenmäßiger Zusammenstellung der
des römischen Rechts von den Schuldverhältnissen. In der Vorrede

Lebensbeschreibung U.'s von Huschke; „Ueber die conditio iuris iurandi" (Bd. 14 d. Zeitschr. f. Civilr. u. Prozeß S. 334—416); „Ueber den zur Zeit der Geburt Jesu Christi gehaltenen Census", Breslau; 1841 „Vertheidigung meiner Erklärung der L. 40 u. 41 D. de hered. inst. 28. 5" (Bd. 15 der Zeitschr. f. Civilr. u. Prozeß S. 237—311); 1842 „Kritische Miscellen" (über Serv. Sulp. bei Gellius 4. 4, Varro de LL. 6.5 §§ 70. 71, P. Aufidius bei Priscian 8. 4 p. 791) (Bd. X d. Zeitschr. f. gesch. RW. S. 315 bis 342); 1844 „Vom bedingten und dem mit einem dies behafteten Pfandrecht" (Bd. 20 d. Zeitschr. f. Civilr. u. Prozeß S. 145—175); „Von der Verpfändung von Sachen deren Eigenthümer man nicht ist" (ebd. Bd. 20, S. 176—280); 1845 „Ueber die in Siebenbürgen gefundenen latein. Wachstafeln" (Bd. 12 d. Zeitschr. f. gesch. RW. S. 173—219); „Ueber die angebliche Manipation der Perlen" (ebd. S. 289—300); „Das Zwölftafelgesetz vom ungebauten Wege" (ebd. S. 393—399); 1846 „Ueber das Recht des nexum und das alte römische Schuldrecht", Leipzig; „Ueber Alter und Verfasser der legum Mosaicarum et Romanarum Collectio nebst kritischen Beiträgen zum Text derselben" (Bd. 13 d. Zeitschr. f. gesch. RW. S. 1—49); „Kleine kritische Versuche über Pandektenstellen und Pandektenmaterien". Erste Folge (Zeitschr. f. Civilr. u. Prozeß N. F. Bd. 2, S. 137—207); „Kritische Bemerkungen zum 4. Buch der Institutionen des Gajus" (Bd. 13 d. Zeitschr. f. gesch. RW. S. 248—338); 1847 „Ueber den Census und die Steuerverfassung der früheren röm. Kaiserzeit", Breslau; „Kleine kritische Versuche über Pandektenstellen". Zweite Folge (Zeitschr. f. Civilr. u. Prozeß N. F., Bd. 4, S. 282—313); „Kleine kritische Versuche über Pandektenstellen". Dritte Folge (ebd. Bd. 4, S. 396—428); 1848 „Kleine kritische Versuche über Pandektenstellen", Schluß (ebd. Bd. 5, S. 104—131); „Cicero über seine Forderung an Dolabella (ad Attic. 16. 15)" (Bd. 14 d. Zeitschr. f. gesch. RW. S. 42—70); „Ueber die usucapio pro herede, fiduciae und expraediatura" (ebd. S. 145—273); 1849 „Die Prästation der Legate in Doppeltestamenten" (Bd. 6 d. Zeitschr. f. Civilr. u. Prozeß N. F. S. 370—424); 1850 „Die Prästation der Legate in Doppeltestamenten", Forts. u. Schluß (ebd. Bd. 7, S. 54—104 u. 187—228); „Pomponius über die Aelier und Antonine und über A. Ofilius" (Bd. 15 d. Zeitschr. f. gesch. RW. S. 177—202); „Ueber die neuerlich entdeckten Bruchstücke angeblich aus Livius' 98. Buche" (ebd. S. 273—286); 1851 „Ueber die sog. transmissio Theodosiana" (Bd. 9 d. Zeitschr. f. Civilr. u. Prozeß N. F. S. 53—75); 1853 „Das Schiffsdarlehn des Callimachus" (ebd. N. F. Bd. 10, S. 1—17); „Ueber die Servianische Centurienverfassung nach Cicero" (Bd. 8 d. Rh. Museum f. Philologie S. 404 bis 415); „Nachträge zur lex Rubria" (ebd. S. 448—464); 1855 „Gajus. Beiträge zur Kritik und zum Verständniß seiner Institutionen", Leipzig; 1856 „Die Oskischen und Sabellischen Sprachdenkmäler", Elberfeld; 1857 „Die kleineren umbrischen Inschriften" (Bd. 11 d. Rh. Museum f. Philol. S. 340—378); „P. Rutilius Rufus oder A. F. P. R. und das interdictum fraudatorium" (Bd. 14 d. Zeitschr. f. Civilr. u. Proz. S. 1—130); 1859 „Die Iguvischen Tafeln nebst den kleineren umbrischen Inschriften", Leipzig; 1860 „Was lehrt Gottes Wort über die Ehescheidung?", Leipzig; „Das Buch mit den 7 Siegeln in der Offenbarung St. Johannis", Leipzig; „Was bedeutet usura multiplicata semissibus bei Plin. H. N. 14. 4 §§ 55, 56" (in Bd. 4 d. Jahrbücher d. gemeinen deutschen Rechts hsg. von Bekker u. Muther S. 511—519); 1861 „Jurisprudentiae antejustinianae quae supersunt", Lipsiae (5. Aufl. 1886 von Huschke druckfähig hinterlassen); „Beleuchtung der Einwürfe gegen meine Schrift: Was lehrt Gottes Wort über die Ehe-

scheidung", Leipzig; „Vorläufige Schutzwehr aus Gottes Wort, den Bekenn schriften und Luther wider die neue Lehre des Pastor Diedrich und Anhanges", Breslau; 1863 „Die streitige Lehre von der Kirche, dem Ki amt, dem Kirchenregiment und der Kirchenregierung", Leipzig; 1864 „Z altitalischen Dialekten" (Bd. 5 d. Jahrbücher f. classische Philologie hsg Fleckeisen S. 817—914); 1865 „Die lex Sempronia iudiciaria und ihr hältniß zur l. Acilia repetundarum" (Bd. 5 d. Zeitschr. f. Rechtsgesc S. 47—84); „Zur Grabrede auf die Turia" (ebd. S. 168—192); „Ueber den Gregorianus und Hermogenianus Codex" (ebd. Bd. 6, S bis 331); 1868 „Justiniani institutionum libri IV", Berol.; 1868 „Kr Bemerkungen zu Gajus" (Bd. 7 d. Zeitschr. f. RG. S. 161—192); „Das alte römische Jahr und seine Tage. Eine chronolog.-rechtsgesch. U suchung", Breslau; „Zur lex Aelia Sentia und der röm. Provinzialj diction" (Bd. 8 d. Zeitschr. f. RG. S. 309—315); 1870 „Ueber die lische Concursordnung und das fraudatorische Interdict" (ebd. Bd. 9, S bis 366); 1872 „Die Lehre von der Fruchtprästation aus dem letzten T jahr, insbes. nach l. 7 §§ 1 u. 2 D. de sol. matr. 24. 3" (ebd. Bd S. 1—47); „Zu den altitalischen Dialekten", Leipzig; 1873 „Kritisch Cicero's Büchern de legibus" (Bd. 11 d. Zeitschr. f. RG. S. 107— „Die Umbrische Gefäßinschrift von Fossato di Vico" (Bd. 28 d. Rh. Mu f. Philol. S. 141—150); 1874 „Das Recht der Publizianischen Klag Beziehung auf das in Aussicht stehende allgemeine deutsche Civilgesetzbuch gestellt", Stuttgart; „Die Multa und das Sacramentum in ihren verschied Anwendungen", Leipzig; 1875 „Zur Pandektenkritik. Ein Versuch, sie festere wissenschaftliche Grundsätze zurückzuführen", Leipzig; 1878 „Die mögensrechtliche Handlungsfähigkeit der mündigen Minderjährigen in geschichtlichen Entwicklung" (Bd. 13 d. Zeitschr. f. RG. S. 311—359); „Kritische Versuche über streitige Pandektenstellen und Pandektenmate (Bd. 62 d. Archivs f. d. civilist. Praxis S. 320—349); 1880 „Kritische suche" u. s. w. (ebd. Bd. 63, S. 444—467); „Die neue oskische Ble und die Pelignische Inschrift aus Confinium", Leipzig; „Die jüngst aufg denen Bruchstücke aus Schriften röm. Juristen", Leipzig; 1881 „Zur schichte des Geld- und Zinsrechtes", Separatabdruck; 1882 „Kritische Ve über streitige Pandektenstellen" (Bd. 65 d. Archivs f. d. civilist. Praxis S. bis 257); „Die Lehre des römischen Rechts vom Darlehen und den gehörigen Materien", Stuttgart; 1884 „Die Pariser Papiniansfragm (Bd. 18 d. Zeitschr. f. RG. = 5. Bd. d. Zeitschr. d. Savignystiftg. S. bis 191); 1885 „Kritische Versuche über streitige Pandektenstellen" (Bd d. Archivs f. d. civilist. Praxis S. 142—149); 1888 „Weitere Beiträge Pandektenkritik" (Bd. 22 d. Zeitschr. f. RG. = Bd. 9 d. Zeitschr. d. Savi stiftg. S. 331—365 hsg. von Wlassak). Huschke's handschriftlicher Nac u. a. ein Mscr. mit der Ueberschrift „capitis deminutio" befindet sich, Wlassak a. a. O. bemerkt, im Eigenthum des altlutherischen Seminares zu Bres

Nekrologe: Schirmer, Archiv f. d. civilistische Praxis, Bd. 70, S. bis 168. — Baron, Kritische Vierteljahrschr., Bd. 29, S. 161—166.

J. Pfaf

Huth: Heinrich Wilhelm von H. wurde am 17. August 1712 (17 im „Rothen Hause" vor Costewitz (unweit Pegau) geboren. Seine E waren: Kammersecretär bei der Herzogin zu Sachsen-Zeitz, Gutsbesitzer Salo H. (geboren am 22. Juli 1660, † am 27. October 1748) und Catha Maria geb. von Lüschwitz († am 29. März 1747). Auf dem Gymnasium Schleusingen wurde er erzogen, und studirte später, namentlich Mathem an der Leipziger Universität. Von dort trat er in hessischen Kriegsdienst

war 1745 Hauptmann bei der Artillerie, 1759 Oberst, und machte von 1742 bis 1762 alle Feldzüge dieser Truppen mit. Im siebenjährigen Kriege wurde er Generalmajor in kurhannöverischen Diensten, nämlich als Chef des Ingenieurcorps, mit der ausdrücklichen Bedingung, daß er die Belagerungen, die diese Truppen vornehmen würden, commandiren wolle, sowie auch Commandant in den hannöverschen Festungen zu sein, die der Feind belagerte. Im letztgenannten Kriege wohnte H. 17 Bataillen, außer vielen Attacken und Belagerungen bei, welche alle in einem geistlichen Buche, unter seiner nachgelassenen Buchsammlung, verzeichnet sind. Er war aber so glücklich, nie erheblich verwundet zu werden.

Wie aus einem Anerkennungsschreiben des Herzogs Ferdinand von Braunschweig-Lüneburg hervorgeht, trug H. durch sein glorreiches Eingreifen mit seiner Artillerie hauptsächlich zum Siege von Thonhausen bei, und als Belohnung für seine Bravour erhielt er vom Herzoge 4000 Rthlr., welche er aber unter seine Krieger vertheilte, mit der Bemerkung, daß sie es seien, welche das Geld verdient hätten. Als der Herzog diesen edlen Zug erfuhr, schenkte er H. eine massive goldene „Tabatière" mit Inschrift. Nach Beendigung des siebenjährigen Krieges trat H. wieder in hessischen Dienst und wurde Commandant in Hanau, wo er auch den jungen Prinzen von Hessen Unterricht in der Kriegskunst ertheilte, und mit den jüngsten Prinzen eine militärische Reise durch Thüringen, Brandenburg, Sachsen und Franken machte, wobei der nachmalige General v. Binzer (geb. 1746, † 1811) als Begleiter folgte, um sich ebenfalls unter Huth's Leitung auszubilden. Mit dem Prinzen Karl von Hessen-Cassel stand H. im besonderen freundschaftlichen Verhältniß, bis an sein Ende, und in seinen „Denkwürdigkeiten" erwähnt Prinz Karl seines alten Mentors mit größter Liebe und Hochachtung, und nennt ihn einen Artillerieofficier ersten Ranges, welche Bezeichnung sich auch durch seine großen Verdienste in Dänemark und Norwegen bestätigte. Unter dem landgräflichen Geheimen Staatsminister Jacob Friedrich Weitz, Frhrn. v. Eschen, Erbauer des berühmten „Wilhelmsthal" bei Cassel (Kreis Hofgeismar), bildete H. sich zum Ingenieur aus, und als er nach Dänemark berufen wurde (1765), geschah dieses in der vereinten Eigenschaft als Chef des Artillerie- und des Ingenieurcorps. Am 26. Februar 1766 wurde er Generallieutenant und erhielt am 4. Juli 1766 das Großkreuz vom Danebrog (Friedrich der Große empfahl H. dem dän. König mit den Worten: „Ein kleiner Huth, aber ein großer Kopf"). H. veränderte die Organisation der ihm anvertrauten Zweige der Armee, und administrirte beide Corps auf eine Weise, die ihm den Dank seiner Zeitgenossen sowie seines Königs zuwendete, und sein Nachruhm lebt noch fort und wird in Dänemark fortleben solange Artillerie und Ingenieurwesen daselbst existiren.

Die von H. errichtete Artillerieschule, deren Plan am 22. April 1772 approbirt wurde, bildete in mehr als 50 Jahren tüchtige Officiere heran, bis dieselbe von der „Hochschule" abgelöst wurde. H. verbesserte sowol in Dänemark als in Norwegen die Festungen und Festungswerke, legte Chausseen und Landstraßen sowie Alleen in und um Kopenhagen an, ließ die Zeughäuser mit allen nothwendigen Gegenständen und Lebensmitteln füllen, und errichtete ein Geschützsystem, das größtentheils noch 1858 im Gebrauch war, und damit [illegible] Tüchtigkeit erprobt hat. In Norwegen errichtete er die noch bestehende „militärische geographische Aufmessung" mit Kartenaufnahme des Landes, [illegible] ordnete in beiden Reichen die Avancementsverhältnisse auf neue und bessere Art. Auch bemühte er sich, die fürchterliche und unmenschliche „Spießruthen"-Strafe in der Armee abzuschaffen, das aber gelang ihm freilich nicht, trotz aller Anstrengungen. H. errichtete 1775 innerhalb der

Artillerie einen Fond für die wissenschaftliche Ausbildung der jungen Offici
und wurde am 17. Januar 1772 zum General der Infanterie ernannt.
war in verschiedenen Zeitperioden höchstcommandirender General in Norweg
z. B. 1772 und 1774 sowie 1788. Er war als warmer und treuer Anhän
des Kronprinzen Friedrich (später Friedrich VI., dessen Lehrer in der Krie
kunst er auch war) wirksamer Theilnehmer an der Hofrevolution 1784, u
wurde Staatsminister vom 14. April d. J. bis an sein Ende. — Ritter v
Elephanten, 9. December 1783. „Symbolum Recte faciendo neminem timea
Wurde am 25. Januar 1776 naturalisirt und in den dänischen Adel a
genommen. General v. H. war vermählt mit Charlotte Wilhelmine geb. Wag
und hinterließ einen Sohn, Hauptmann, und eine Tochter, vermählt n
Kammerherrn Reichsgraf C. F. C. v. Rantzow (Rantzau).

H. war ein bescheidener und gerechter Mann, aber von einem cholerisc
Temperament, und nichts brachte ihn so in Harnisch als begangene Ungerecht
keiten; er schonte dann keinen, er sei hoch oder gering, aber sein Zorn w
wie eine hell auflodernde Flamme, — ein freundliches Wort, ein Lächeln mac
ihn wieder gut und mild. Er sprach außer seiner Muttersprache noch Französi
und verstand Lateinisch, aber Dänisch lernte er nie recht, weil damals noch al
in deutscher Sprache verhandelt wurde. H. stand in freundschaftlichem V
hältniß zu den meisten hervorragenden Personen seiner Zeit als: Bernsto
Schimmelmann, Peymann, Reventlow, Classen, v. Essen, Gedde u. s. w., d
Prinzen Karl nicht zu vergessen, und während des Schloßbrandes wohnte d
Kronprinz Friedrich eine Zeitlang bei H. auf dem sogenannten „Gießhaus

H. starb am 6./7. Mai 1806, Nachts 2½ Uhr und wurde am 20. M
nach eigenem Wunsche ohne Militärhonneur in dem Familienbegräbniß in d
hiesigen deutschen „St. Petrikirche“ beigesetzt, aber dessen ungeachtet hatte s
ein freiwilliges Gefolge von über 500 Personen, Officiere aller Waffengattunge
eingefunden, und der Kronprinz befahl der dänischen und norwegischen Arm
eine achttägige Trauer über den Verschiedenen anzulegen.

v. Huth.

Huther: Johannes Eduard H., evangelisch-lutherischer Theologe, g
boren in Hamburg 1807 am 10. November, und in Wittenförden bei Schwer
in Mecklenburg als Pastor am 17. März 1880 gestorben, war der Sohn ein
außergerichtlichen Procurators in Hamburg. Nachdem er die Bildungsstätte
seiner Vaterstadt besucht hatte, studirte er von Ostern 1828 bis Ostern 18
in Bonn, Göttingen und Berlin, namentlich unter Lücke, Ewald, Schleiermach
und Neander Theologie. In Hamburg machte er um Michaelis 1831 se
theologisches Examen und fand als cand. minist., gleich den meisten theologische
Studiengenossen seiner Zeit, Beschäftigung im Unterricht an den Privatschule
und im Predigen in Vertretung der Pastoren. Die große Anzahl der Candidat
hatte damals kaum eine oder wenigstens eine nur sehr geringe Aussic
auf Anstellung im hamburgischen Kirchendienste, und H. um so weniger, a
er mit Entschiedenheit sich zu dem neuerwachten evangelischen Glaubensleb
bekannte, während die für die Anstellung von Predigern maßgebenden Kre
von dem Rationalismus beherrscht wurden. H. folgte unter diesen Umstän
zu Michaelis 1842 einem Rufe an das Gymnasium Fridericianum in Schwe
das damals von Quarta aufsteigend fünf Classen enthielt. H. hatte den Un
richt im hebräischen, französischen und deutschen zu erteilen. Hier verwe
H. bis zu seinem Antritt des Pfarramtes in Wittenförden am 1. Juli 18
Es war die Zeit, da das Kirchenregiment unter Leitung des Oberkirchenra
Kliefoth möglichst entschieden lutherische Geistliche anzustellen suchte. Wie
H. nun mit ihm und namentlich mit seinem speciellen Landsmann, Profes

D. Krabbe (s. A. D. B. XVII, 2) in Rostock persönlich befreundet, auf utherischem Standpunkt sich fand, so hat sich doch H., seiner ganzen Natur ach, kaum in kirchliche Streitfragen und Kämpfe gemischt. Dagegen hat er rtgefahren, sich wie in Hamburg so auch in Mecklenburg litterarisch thätig zu rweisen, besonders als neutestamentlicher Exeget. Wegen seiner Bedeutung uf diesem Felde — u. a. hat er in dem Meyer'schen Commentar die Pastoral- nd die katholischen Briefe 1850—54, und bereits 1841 selbständig den olosserbrief bearbeitet — wurde er um 1856 zum Mitgliede der Prüfungs- mmission pro ministerio und am 3. August 1861 von der theologischen acultät zum Doctor der Theologie ernannt. Am dritten Adventsonntage 879 hielt H. seine letzte Predigt. Darauf erkrankte er, und als ihm auf inen Wunsch die Emeritirung bewilligt worden war, starb er am 17. März 880.

Das (vollständige?) Verzeichniß seiner Schriften siehe nach Huther's Selbstbericht nebst den Personalien im Hamb. Schriftstellerlexikon. Bd. 3, S. 443. — Ueber Huther's Wirksamkeit in Mecklenburg lagen dem Verf. gütige Mittheilungen des Herrn Kirchenrath W. Großmann, Huther's zweitem Nachfolger in Wittenförden vor. W. Sillem.

Hüttenbrenner: Anselm H., Tonkünstler, wurde am 13. October 1794 n Graz als Sohn eines Herrschaftsbesitzers und Verwalters geboren und igte schon frühzeitig überaus bedeutende musikalische Anlagen, so daß er mit ht Jahren ein Mozart'sches Concert in Graz geläufig zum Vortrage brachte. r besuchte in seiner Vaterstadt das Gymnasium und betrieb dabei das tudium des Generalbasses. Nach Absolvirung der in Oesterreich damals so- nannten philosophischen Studien trat H. als Noviz 1811 in das Cistercienser- ft Rein, erkannte aber nach zwei Jahren, daß der geistliche Stand nicht sein bensberuf sei und begab sich nach Wien, wo er sich den Rechtswissenschaften idmete und hierauf in die militärische Gerichtspraxis eintrat. Zugleich aber tte er in der Residenzstadt Gelegenheit, seine musikalische Anlage besonders szubilden. Salieri ertheilte ihm durch fünf Jahre unentgeltlich Unterricht der Compositionslehre. H. verkehrte in Wien mit den hervorragendsten usikalischen Größen, mit Gyrowetz, Sechter, Franz Schubert und namentlich ch mit dem sonst abgeschlossenen Beethoven, welcher Hüttenbrenner's erste mpositionen kritischer Durchsicht unterzog und ihn mit hohen Lobsprüchen be- rte. Auch der jung gestorbene steiermärkische Dichter Karl Schröckinger ge- rte zu Hüttenbrenner's Freundeskreise. Schon 1817 wurden einige mpositionen des Künstlers veröffentlicht und beifällig aufgenommen, eine ymphonie führte 1819 der Musikverein in Graz dem Publicum daselbst vor nd auch diese errang reichliche Anerkennung. Seine meisterhafte Beherrschung s Pianos brachte den jungen Musiker in viele Kreise der Residenz und trug m das Lob musikalisch hervorragender Männer daselbst ein. Als 1820 sein ater starb, kehrte H. zur Uebernahme der mit sechs Geschwistern ererbten Güter ch Graz zurück, vermählte sich bald darauf mit Elise Pichler, der Tochter nes russischen Staatsrathes und verwaltete sein Gut Rosenegg bei Graz, wo- lbst er sich den neuen Haushalt gegründet. Daneben hatte er genügend Muße inen musikalischen Studien zu leben, namentlich erschien von 1824 an eine eihe von Compositionen, welche die Aufmerksamkeit immer mehr auf H. n, so 1824: „Tableaux musicales pour le Pianoforte seul“ (Wien) nd in demselben Jahre eine Sonate für Pianoforte (Graz). Einer schon componirten Oper: „Die französische Einquartierung“, deren Buch auf Censurschwierigkeiten gestoßen war, folgte die komische Oper „Ar- ua“, welche 1827 in Graz aufgeführt wurde und reichen Beifall für den

Tonsetzer zur Folge hatte. 1825 schrieb er ein großes Requiem in C-m
das einige Male in Graz zur Production kam, unter anderem auch zur Todt
feier Beethoven's daselbst. In verschiedenen Zeitschriften Oesterreichs u
Deutschlands veröffentlichte H. auch sachkundige Musikkritiken und andere
Musik betreffende Aufsätze. Er war inzwischen am 1. Juli 1824 Direc
des Grazer Musikvereins geworden und es gingen unter seiner Leitu
tüchtige Musiker aus diesem Institute hervor. Diese Directorstelle
kleidete er mit kurzer Unterbrechung bis 1839. Ein schwerer Schlag traf i
den begeisterten Verehrer Beethoven's, als er erfuhr, daß der große T
held im Frühjahr 1827 in Wien schwer erkrankt sei. H. eilte nach Wien u
kam gerade zurecht, um den Hochverehrten noch lebend anzutreffen.
26. März verschied Beethoven in Hüttenbrenner's Armen, der ihm die Aug
zudrückte. In Graz hatte H. in der Folge noch verschiedene Ehrenstellen in
so von 1832 an jene eines Musikinspectors des Bürgercorps, von 1834
den Posten eines Verwaltungsrathes bei der steiermärkischen Sparkasse u. s.
Nachdem er die vom Vater ererbten Güter veräußert, bewohnte er von 18
an ein neu angekauftes Haus in Graz mit seiner zahlreichen Familie. Hütte
brenner's musikalische Bedeutung wurde durch die Ernennung zum Ehrenmitgli
einer ganzen Reihe von philharmonischen Gesellschaften namentlich der öst
reichischen Alpenländer gewürdigt. 1840 erhielt er das Ehrendiplom des un
L. Spohr's Leitung stehenden deutschen Nationalvereins für Musik. Das Ja
1848 versetzte auch den freisinnigen Tondichter in lebhafte Erregung, es brac
ihm zugleich einen schweren Schlag bei, durch den in demselben Jahre erfolgt
Tod seiner geliebten Frau. Da die Söhne und Töchter nunmehr erwachs
nach und nach das Haus verlassen hatten, begab er sich 1852 zu einem Kre
befreundeter Persönlichkeiten in die steierische Stadt Radkersburg, wo ihn
Freunde bis 1855 festhielten, auch besuchte er oft für längere Zeit das na
Marburg. Im J. 1858 reiste H. zu seinen als Officiere in Wien garnisonire
den Söhnen und verblieb daselbst nahezu ein Jahr. Nach Graz 1859 zurü
gekehrt, suchte er die ländliche Ruhe auf, kaufte eine Besitzung in dem an d
Bergen schöngelegenen Oberandritz bei Graz und verlebte still und zurückgezog
dort die letzten Jahre, nur im Verkehr mit einer an demselben Orte ve
heiratheten Tochter und mit kleinen Compositionen beschäftigt. Die zunehmen
Schwäche fesselte ihn immer mehr ans Haus und dort in Oberandritz verschi
auch H. am 5. Juni 1868. Nach seinem Ableben fanden sich drei Kisten vo
von musikalischen Werken vor, von denen wenige veröffentlicht worden sind.

Von den künstlerischen Schöpfungen Hüttenbrenner's, welche vollständi
oder in Bruchstücken weiteren Kreisen bekannt geworden sind, müssen außer de
schon genannten noch einige angeführt werden. Zunächst die Oper „Lenore
zu welcher des Componisten Freund, der treffliche Dichter K. G. R. v. Leitne
ihm den Gedanken eingegeben, der auch den größten Theil des Textbuches a
gefaßt hat. Die „Lenore“ ist gewissermaßen eine dramatische Einrichtung v
Bürger's Ballade. Sie ging mit großem Beifall 1835 über die Grazer Büh
und fand reichliche Anerkennung und überaus großen Beifall des Publicum
Die Kritik hob den Reichthum an neuen Melodien, Mozart'sche Lieblichkeit u
Innigkeit und viele andere Vorzüge dieses Tonwerkes hervor, das auch bere
im Wiener k. k. Operntheater angenommen war, infolge des eingetreten
Directionswechsels aber unterblieb die Aufführung, obgleich der Compositeur n
einen Act hinzugefügt, weil das Ganze für einen Theaterabend zu kurz
schien. — Eine weitere Oper nach dem Texte des Sophokles: „Oedip
Kolonos“ entstand 1836, kam aber nie zur Darstellung, einzelne Arien
Duette daraus, die bekannt geworden, erfreuten sich ebenfalls sehr günst

ne. Von den übrigen Compositionen sind mehrere Messen und einige
, welche in verschiedenen Kirchen vorgeführt wurden, zu nennen,
: das Requiem in F-moll, welches dem Andenken des Herzogs von
t gewidmet, in der Grazer Domkirche aufgeführt wurde. Mehrere
und andere Compositionen sind im Drucke zu Wien und Graz er-
so ein Violinquartett in E-dur, ein Quintett für Violine, zwei Violen,
d Violon, ein Duo für Piano und Violoncell. Außerdem lagen vor:
Trauermärsche, Festcantaten und eine Reihe von Ouvertüren für großes
componirt, sowie zahlreiche Liedercompositionen, namentlich Lieder und
von Leitner, Uhland, Bürger, Zusner u. A. vertonend. Hierzu kommen
le Divertissements, Elegien, Rondos, Adagios und Andantes. Im
und 1834 redigirte H. zwei Jahrgänge eines „Musikalischen Heller-
s" (Graz), welches eine Zahl seiner eigenen musikalischen Compositionen
So hat dieser hochbegabte und von Geistern wie Beethoven und
hochgeschätzte Tonsetzer eine ganze Reihe von schönen und bedeutenden
chen Werken geschaffen, welche ihn den hervorragenden Tondichtern seiner
Seite stellen.

Von den biographischen Arbeiten über Hüttenbrenner sind die aus-
chsten jene, welche in dem Grazer Tagesjournale „Tagespost" erschienen
war im Jahrg. 1863 im Feuilleton der Nummern 173, 178 u. 179
T.: „Ein steirischer Tondichter" (von e. ungenannten Verfasser), im
. 1868 die nekrologische Skizze „Anselm Hüttenbrenner" von C. G. R.
tner, H.'s vieljährigem Freunde. Letztere liegt auch in einem Separat-
ke vor; endlich im Jahrg. 1894 der beachtenswerthe, auf H.'s eigenen
chnungen fußende Aufsatz: „Anselm H. und Franz Schubert" von Hans
er Sann, Nr. 304, 306 u. 307 des erwähnten Journals. — Zu vgl.
h: Oesterr. Nationalencyclopädie. Wien, Suppl. VI (1837). — Mendel,
al. Conversationslex. Berlin, V. Bd. (1875). — H. Riemann, Musik-
. Lpz. 1900, S. 515. — F. Bischoff, Chronik d. steiermärk. Musik-
s. Graz 1890. — In der Sammlung: Berühmte Musiker: Franz
ert von Richard Heuberger. Berlin 1902. — Wurzbach, Biogr. Lex.
 (1863), S. 406 ff. Daselbst ist auch eine Zahl von kleineren Quellen-
a. d. Zeit vor 1863 angegeben. — A. B. Marx im 2. Bde. seines Werkes:
g van Beethoven, 5. Aufl., Berlin 1901, gedenkt auch der Anwesenheit
m Sterbebette des großen Meisters. Anton Schlossar.

yn: Johann Graf H., k. und k. Feldzeugmeister, entstammte einer
schen Familie, deren Ursprung bis in das 13. Jahrhundert zurück-
d wurde am 10. Februar 1812, als Sohn des Grafen Josef H. und
emahlin, geb. Gräfin Lazansky geboren. Im J. 1830 als Fähnrich
Wiener-Neustädter Militärakademie zum Infanterieregimente Nr. 54
tert, 1831 als Lieutenant bei der Cordonaufstellung in Galizien, 1832
adier-Bataillonsadjutant in Prag verwendet, kam H. 1835 als Ober-
t in den Generalquartiermeisterstab. Im J. 1840 wurde er Haupt-
der italienischen Armee des FM. Radetzky, dessen Vertrauen sich der
fficier bald zu erwerben wußte; auch war er ein gern gesehener Gast
des Vicekönigs Erzherzog Rainer. Während der Jahre 1840—1845
lt zu Missionen an den Höfen von Parma und Modena verwendet,
n H. bei der Militärlandesbeschreibung von Tirol, 1846 bei jener im
isch-venetianischen Königreich thätig und lernte dabei diese Gebiete in
schiedensten Richtungen kennen. Im J. 1847 wurde H. dem Wiener
commando zugetheilt, aber schon im März 1848, als die Lage in
kritisch zu werden begann, nach Mailand zurückberufen und von

Radetzky zum Erzherzog Rainer gesandt, der inzwischen sein Hauptquartier na
Bozen verlegt hatte. Nach dem Rücktritt des Erzherzogs kam H., am 13. M
1848 zum Major befördert, an die Seite des FML. Lichnowsky und leite
hierauf den schleunigen Anmarsch der Verstärkungen durch Kärnten und Krai
Im October desselben Jahres von Radetzky an das kaiserliche Hoflager und a
den FM. Fürsten Windisch-Graetz gesendet, brachte er später den Act de
Thronwechsels in das Hauptquartier nach Italien und kehrte dann wieder a
das kaiserliche Hoflager in Olmütz zurück. Am 19. März 1849 rückte er i
San Angelo ein, übernahm den Dienst des Generalstabschefs beim dritte
Corps und zeichnete sich namentlich in der Schlacht bei Novara aus. Hierfü
mit dem Ritterkreuz des Leopoldordens decorirt, wurde H., nachdem er a
20. Mai 1849 Oberstlieutenant geworden war, am 5. November des nächste
Jahres Oberst und am 25. Juli 1857 Generalmajor und Brigadier bei
4. Armeecorps. Im Feldzuge des Jahres 1859 commandirte H. eine Brigad
in Tirol und wurde für seine Leistungen mit dem Orden der eisernen Kron
zweiter Classe ausgezeichnet. Nachdem H. von 1860—65 das wissenschaftlich
Bureau des Generalstabes geleitet hatte, wurde er am 3. Juni 1865 zu
Feldmarschalllieutenant befördert, als welcher er beim Beginne des Feldzuge
1866 zuerst dem 8. deutschen Bundescorps und dann dem königl. baierische
Hauptquartier zugetheilt wurde. Am 4. October 1867 erhielt H. die In
haberschaft des Infanterieregiments Nr. 79 und das Commando der 13.
später das der 4. und am 3. Januar 1869 jenes der 3. Infanterie-Truppen
division und das Militärcommando in Linz. Am 30. April 1870 wurde H
commandirender General in Prag, einen Monat später wirklicher Geheime
Rath, am 28. November 1871 Feldzeugmeister und commandirender Genera
in Ofen und am 28. October 1874 Präsident des Obersten Militär-Justiz
senates. Am 1. Juli 1876 auf eigene Bitte in den Ruhestand versetzt, wurd
H. das Großkreuz des Leopoldordens verliehen. Graf H., der auch leben
längliches Mitglied des Herrenhauses und Mitglied der k. k. Staatsschulden
centralcommission des Reichsrathes war und besonders eifrig für das Zustande
kommen eines Militärwittwen- und Waisenversorgungsgesetzes wirkte, starb a
1. September 1889 in Gmunden. H. war seit 28. Januar 1850 mit Natali
geb. Gräfin von Sarntheim vermählt.

Acten d. k. u. k. Kriegsarchivs. — Swoboda, Die Theresianisch
Militärakademie und ihre Zöglinge. I. — Oester.-ungar. Wehrzeitung „De
Kamerad". Jahrg. 1889. — Helfert, Die Tiroler Landesvertheidigung i
Jahre 1848. Wien und Leipzig 1904. Criste.

Hye: Anton H., Freiherr von Glunek, österreichischer Recht
gelehrter und Staatsmann.

H. wurde laut des Taufscheins der Pfarre Gleink in Oberösterreich a
26. Mai 1807 als ehelicher Sohn des Franz Hye, damals Gegenhandler (d.
Controlor) bei der Religionsfonds-Herrschaft Gleink, in der Ortschaft Neust
geboren. Der Vater starb in hohem Alter, nachdem er fast ein halbes Jahrhund
bei der Verwaltung dieser Herrschaft thätig gewesen, als Pfleger derselben; d
Sohn entstammte sonach, wenn auch keineswegs dürftigen, so doch immer
bescheidenen ländlichen Verhältnissen. Die innige Verknüpfung mit Fami
und Heimath ist auf Lebensdauer ein hervorstechender Zug in Hye's We
geblieben, obwol die äußere Trennung von beiden sich noch in der Jug
vollzog und der weitere Lebenslauf in ganz andere Bahnen führte. Von die
pietätvollen Gesinnung geben die verschiedensten Phasen des Lebens laut red
des Zeugniß; fast jeder Urlaub führte H. in die Umgebung seiner Juge
zurück, das Adelsprädicat knüpfte an den Namen von Gleink an und z

rabstätte wählte sich der achtzigjährige Greis die Familiengruft in der ober-
erreichischen Heimath.

Im J. 1817/18 finden wir H. als Zögling im ersten Jahrgange des
udienconvictes des Benedictinerstiftes Kremsmünster. An dieser berühmten
stalt legte er die Gymnasial- und Philosophiestudien (d. i. das heutige acht-
issige Gymnasium), und zwar bis zum Schlusse mit glänzendem Erfolge
rück; er erscheint fast in allen Jahrgängen als der erste Prämiser und das
nvictszeugniß vom 30. September 1825 besagt überdies, daß er sich durch
se acht Jahre die vollkommene Zufriedenheit seiner Lehrer erworben habe
d aller Empfehlung würdig sei. Mit treuer Dankbarkeit hat H. bis in
ne spätesten Tage dieser Bildungsanstalt gedacht; das Stift Kremsmünster
d den Wiener Professor Egger, welchem er später, an der Universität, nahe trat,
rachtete er nach seiner eigenen, oft abgegebenen Erklärung als die größten
ohlthäter seines Lebens. Als im J. 1877 das elfhundertjährige Jubiläum
s alten Cremifanum gefeiert wurde, da stand H. als siebzigjähriger Greis an
r Spitze des Wiener Comités, welches die Huldigung der ehemaligen Schüler
ganisirte, und er war es, der bei der Feier selbst mit der ihm eigenen un-
rwüstlichen Lebensfrische und Kraft dem Jubelstifte den Dankeszoll einer
nzen Reihe von Schülergenerationen darzubringen berufen war.

Im October 1825 bezog H. als 18jähriger Jüngling die Universität in
ien, um daselbst die Rechte zu studiren; er sollte aber in dieser Stadt nicht
r die Stätte seiner Bildung, sondern auch seines bleibenden Wirkens finden
d hat Wien, mit Ausnahme der Zeit seiner einjährigen Gerichtspraxis, nie
hr dauernd verlassen.

Von 1825—1829 läuft das juridische Quadriennium; das Absolutorium
zeugt hier wieder, wie am Gymnasium, den vorzüglichen Erfolg in allen,
ch den außerordentlichen Gegenständen. Sofort nach Absolvirung der Studien
at H. bei dem Magistrate Steyr in die Gerichtspraxis ein; schon am
. August 1829 wurde er als Actuar in Criminal-Untersuchungsfällen be-
eidigt. Das Amtszeugniß über diese einjährige Praxis (vom 19. Aug. 1830)
utet nicht nur im allgemeinen in vortheilhaftester Weise, sondern es rühmt
ch insbesondere „eine solche hervorleuchtende Fähigkeit in der praktischen
ehandlung der Geschäfte, daß“ der Praktikant sich schon „als einen werdenden
llendeten Geschäftsmann beurkundete“. In diese Zeit der Gerichtspraxis fällt
ch der Beginn der Ablegung der juridischen Rigorosen, ein halbes Jahr
ch Abschluß der Gerichtspraxis, am 18. März 1831, sind die vier strengen
Prüfungen mit Auszeichnung abgelegt, am 20. Juni 1831 findet die Pro-
motion statt.

Schon vorher, unmittelbar nach dem Abschluß der Gerichtspraxis (August
1830) war H. in Wien in die Advocatenpraxis eingetreten (bei Dr. Josef
Hye, einem entfernten Verwandten) und in dieser Stellung bethätigte er sich
nach volle fünf Jahre, d. i. bis zu seiner Ernennung zum Professor am
Theresianum. Wie die Zeugnisse des Chefs und die eigenen Aufschrei-
bungen Hye's zeigen, war diese advocatorische Thätigkeit eine sehr inten-
sive und umfassende; es tritt uns in ihr schon mit voller Deutlichkeit jener
niemals rastende, jener auch an der Vielheit und selbst an der Geringfügigkeit
Aufgaben nie ermattende Fleiß entgegen, welcher, stets durch die Wärme
Herzens belebt, H. bis zum Lebensende begleitete. Welche Bedeutung H.
der advocatorischen Praxis beilegte, hat er am Abende seines Lebens,
lich in Erwiderung der Glückwünsche der Advocatenkammer zu seinem sechzig-
gen Doctorjubiläum, in denkwürdiger Weise ausgesprochen. Alles, was
im öffentlichen Leben erreicht, und insbesondere daß er in seinen privaten

Angelegenheiten niemals eines Rechtsbeistandes bedurft, das behauptete er der Schulung in der advocatorischen Praxis zu verdanken.

So intensiv aber die Bethätigung Hye's auf dem Felde der advocatorischen Praxis immerhin war, sie genügte weder seinem Drange nach vielseitiger Wirksamkeit, noch war sie das letzte Ziel seines Lebens. Der Zug zum Universitätslehramte war sichtlich der alle anderen Bestrebungen beherrschende und so gelang es ihm, schon ein Jahr nach seiner Promotion die Supplentur bei der Lehrkanzel des Natur- und österreichischen Criminalrechtes an der Wiener Universität zu erreichen (Decret vom 29. Oct. 1832). Hiermit beginnt jene rühmliche akademische Wirksamkeit, welche H. durch mehr als zwei Jahrzehnte entwickeln sollte.

Auf Vorschlag des Inhabers der Lehrkanzel, Professor Egger, trat er diesem, seinem verehrten Lehrer, zunächst als Supplent (d. i. nach der vormärzlichen Einrichtung in einer Art assistirender Thätigkeit) zur Seite und als der von seinem Professor wärmstens empfohlene Nachfolger führte er schließlich dessen Lehramt ruhmvoll weiter. Die Zeugnisse, in welchen sich Egger über Hye's Supplentur ausspricht, sind ein rührendes Denkmal eines Verhältnisses von seltener Innigkeit zwischen Lehrer und Schüler und stets wird es zu den größten Verdiensten Egger's um die Wiener Universität zählen, daß er seinem Schüler H. den Weg zur Professur geebnet hat.

Mit der Erlangung der Universitäts-Supplentur fällt die Erlangung der Befugniß zur Ertheilung des Privatunterrichtes aus allen Obligatfächern des juridisch-politischen Studiums unmittelbar zusammen; wie das von Hye's Hand herrührende Verzeichniß seiner Privatschüler bezeugt, hat er diese Befugniß bis zum Jahre 1840 fortgesetzt ausgeübt, nur seit 1835 mit Beschränkung auf die Sphäre seines engeren Berufswirkens, nämlich auf die Fächer des Natur- und Criminalrechtes.

Die Supplentur an der Universität scheint H. auch den Weg zur Lehrthätigkeit an dem Theresianum gebahnt zu haben, an welchem damals ein der Universität parallel gehender juridischer Cursus bestand. Seit 1. October 1833 ist er förmlich mit der Verwesung der erledigten Lehrkanzel für Naturrecht, Staats-, Völker- und Criminalrecht betraut und mit 1. Januar 1834 übernimmt er dazu noch die Substituirung des Faches der diplomatischen Staatengeschichte.

Während der Universitäts-Supplentur erlangte H. zudem noch die Stellen des Archivars der juridischen Facultät (6. März 1834) und der Universität (11. November 1834), beides Stellen, die er, weit entfernt, sie als Sinecuren zu behandeln, zu Stätten frei geschaffener, hingebungsvoller Thätigkeit erhob.

Es wäre eine unrichtige Auslegung, wenn man die Anknüpfung dieser Verbindungen mit der Universität nur auf das Streben zur Professur zurückführen wollte; in erster Linie lag hier gewiß jener H. eigenthümliche Drang zur Bethätigung im Corporationsleben zu Grunde, welcher aus seinem mittheilsamen, geselligen Wesen entsprang und ihn sein ganzes Leben hindurch erfüllte. Nur so erklärt sich die rührende Erscheinung, daß H. das Ehrenamt des Universitätsarchivars durch alle Stadien seines Lebens, als längst schon jede andere Verbindung mit der Universität gelöst und Ehre der verschiedensten Art in Hülle und Fülle ihm zu Theil geworden war, fort und fort bis zu seinem Tode bekleidete.

Schon in den Anfängen von Hye's Berufsleben sehen wir also das Bild einer nimmer rastenden Wirksamkeit, welche in einer einzigen Stellung niemals ihr Genügen findet, sondern stets zugleich nach verschiedenen Richtungen ausgreift, das Bild eines stets lebendigen Strebens, sich auf dem Felde der

juristischen Theorie und Praxis zugleich zu bethätigen, und vor allem, die Wirksamkeit im Amte mit einer frei gewählten im Dienste der Humanität und Gemeinnützigkeit zu verknüpfen.

Sofort nach Erlangung der Supplentur begannen nach dem österreichischen Stile des Vormärz natürlich auch die officiellen Concursbewerbungen Hye's um ein akademisches Lehramt. Die erste Bewerbung galt der Lehrkanzel des Natur- und österr. Criminalrechtes an der Universität in Prag; sie hatte keinen Erfolg, denn die Stelle wurde (erst im Oct. 1835) in außergewöhnlicher Weise durch den bis dahin mit der Lehrkanzel der Statistik betrauten Prager Professor Schnabel (A. D. B. XXXII, 73) besetzt. Die zweite Bewerbung, für das Theresianum in Wien, glückte und führte durch die Allerhöchste Entschließung vom 5. März 1835 zur Professur. Hiermit war allerdings vorläufig die Trennung von der Universität gegeben, allein schon im Studienjahre 1838/39 war die Verbindung wieder angeknüpft, da H. die Aufgabe zu Theil wurde, die durch Egger's Abgang, bezw. die Enthebung von Egger's Nachfolger (Jenull) von der Vortragspflicht vacant gewordene Lehrkanzel voll zu suppliren. Durch Jahre geht diese Doppelwirksamkeit fort und daß H. dieser aufreibenden Aufgabe nicht nur gerecht zu werden verstand, sondern daß er sie als allgemein beliebter und gesuchter Lehrer übte, zeigt der von ihm selbst berichtete Umstand, daß der Stundenschluß am Theresianum Jahre hindurch um eine Viertelstunde verrückt wurde, um es ihm möglich zu machen, von der Vorlesung im Theresianum zur Vorlesung auf die Universität zu eilen. Wie zahlreiche Anerkennungsdecrete bezeugen, hat H. überdies sich auch hier weit über seine lehramtlichen Verpflichtungen hinaus bethätigt und die Direction des Theresianums bei der Verwaltung der Anstalt als freiwilliger juristischer Beirath unermüdlich unterstützt. Ein Wandel in diesen Verhältnissen trat erst ein, als H. auf Grund eines Majestätsgesuches mit Allerhöchster Entschließung vom 24. December 1842 die Universitätsprofessur verliehen wurde.

Im Alter von 35 Jahren hatte H. somit sein heiß ersehntes Ziel erreicht. Es mag dies im Vergleich mit seinen sonstigen raschen Lebenserfolgen vielleicht etwas spät erscheinen, der Erklärungsgrund ist aber wol leicht zu finden. Am [illegible] November 1835 mit der Tochter seines früheren Chefs Dr. Josef Hye (Marie, verwittweten Wolfgang) vermählt, durch eine Fülle von persönlichen Beziehungen mit dem Wiener Leben verknüpft, hatte H. offenbar seither den Weg außer Acht gelassen, welcher damals fast ausschließlich zur Professur führte, nämlich die Bewerbung um die Lehrkanzeln an den kleinen Universitäten, und alle Bestrebungen auf die unmittelbare Erlangung der Wiener Universitätsprofessur concentrirt. In diesem Lichte betrachtet, versteht man es, daß H. in demselben Jahre (1838) die erfolglose Bewerbung um die Lehrkanzel für Lehen-, Handels- und Wechselrecht an der Wiener Universität nicht scheute, in welchem die criminalistische Lehrkanzel in Innsbruck zur Besetzung kam. In dem directen Aufstieg zur Wiener Professur lag eben an sich ein großer Erfolg, und zur Wiener Professur ist H. früh gelangt; unter seinen greisen Collegen an der Wiener Universität erschien H. fast als ein Jüngling und auf diesen Umstand im Vereine mit dem bezaubernden Wesen seiner [illegible] Persönlichkeit ist gewiß nicht zum geringsten Theile der große Einfluß zurückzuführen, welchen er auf die studirende Jugend im Sturme gewann.

Die Jahre von 1843—1848 sind die Periode, in welcher H. im Zenithe seines Wirkens als akademischer Lehrer stand. Der Umfang dieser Thätigkeit ist nicht daraus zu erkennen, daß H. sogar die Parallel-Vorlesungen auf

sich nahm, welche infolge des Andrangs der Hörer damals eingeführt wurde
Tausende und Tausende von Hörern sind in jenen Jahren zu seinen Füße
gesessen. Wie mächtig H. mit seiner hinreißenden Beredsamkeit die Hör
zu ergreifen wußte, wie sehr die Wärme seines Herzens und die werkthäti
Hülfsbereitschaft in allen Nöthen des studentischen Lebens ihm die Liebe sein
Hörer gewann, dies hat eine bis heute fortlebende Tradition zur notorische
Thatsache gemacht. Als im J. 1877 das juridische Doctorencollegium H. z
seinem 70. Geburtstage beglückwünschte, da fertigte Hye's berühmtester Schüle
Josef Unger, die Adresse mit den Worten: „Dem begeisterten und begeisternd
Lehrer in unauslöschlicher Dankbarkeit", und als nach weiteren zwei D
cennien die Juristenkreise Wiens sich zur Todesfeier Hye's vereinigten,
faßte der Redner (Dr. Josef Kopp), der vor einem halben Jahrhundert Hye
Schüler gewesen, die Huldigung für den betrauerten Todten abschließend
die eben citirten Worte des ersten österreichischen Juristen zusammen.

Neben dieser feurigen Lehrthätigkeit und neben dem Eintreten für a
Universitätsfragen (es sei z. B. nebenbei bemerkt, daß H. auch jenem Comi
der Studienhofcommission zugezogen wurde, welches 1845 einen völlig neu
Studienplan ausarbeitete) läuft aber ebenso die niemals rastende Wirksamke
im corporativen Leben fort. Dem juridischen Doctorencollegium gehörte
schon seit der Promotion als unermüdlich thätiges Mitglied an, und hier
traten bald noch andere Vereinigungen, wie das Wiener Wittwen- und Waise
Pensionsinstitut, der Schutzverein für entlassene Sträflinge u. a. m. Ueberal
wo es das unmittelbare Eingreifen im persönlichen Verkehre mit Mensche
galt, war sichtlich der eigenste Boden für Hye's Wirken und das Vorwalte
dieser Geistesrichtung scheint uns sogar der Erklärungsgrund für die lan
dauernde Zurückhaltung auf einem anderen Gebiete, nämlich jenem des schrif
stellerischen Schaffens, zu sein.

Es ist eine auffallende Erscheinung, daß Hye's litterarische Productivi
gerade in jenen Jahren, welche für das schriftstellerische Schaffen sonst d
ergiebigsten zu sein pflegen, wenig zur Entfaltung gelangte; aus der Zeit de
Vormärz liegt außer einigen, allerdings sehr umfänglichen Recensionen un
einem Nekrolog nach Hofrath Benoni (in der Zeitschrift für österr. Rechts
gelehrsamkeit) nur eine Abhandlung über die „Methode bei Sammlungen vo
Nachtragsgesetzen zu schon bestehenden Gesetzbüchern" und der „Beitrag zu
österreichischen Strafrechtsgeschichte" (auch in der genannten Zeitschrift, 184
u. 1844) vor. Der Grund für diese Zurückhaltung scheint uns weder in de
öffentlichen Zeitverhältnissen noch in der Zersplitterung von Hye's Arbeit
kraft in dem Vielerlei seiner Geschäfte zu liegen. Was zunächst die Censu
verhältnisse betrifft, so haben diese in den dreißiger und vierziger Jahren da
Erscheinen mancher criminalistischen Schriften von anderer Seite nicht g
hindert und außerdem wäre H. gewiß mehr als jeder andere geeignet gewese
solche Hindernisse zu überwinden. Was aber die Muße und die Geiste
concentration anbelangt, so hat H. es in den fünfziger Jahren verstande
sich diese Bedingungen des litterarischen Schaffens, trotz der Vereinigung d
Professur mit einer umfassenden Thätigkeit im Ministerium, zu erobern, es hä
ihm also die Kraft hierzu in jüngeren Jahren gewiß noch weniger gefeh
Der entscheidende Punkt scheint uns darin zu liegen, daß H. den Ausga
punkt für sein litterarisches Wirken in dem praktischen Schaffen fand.
den fünfziger Jahren, als H. im Justizministerium an den großen strafre
lichen Codificationen schaffend betheiligt war, da schlossen sich an diese leg
lativen Schöpfungen auch seine großen litterarischen Arbeiten an; sich
theoretische Probleme zu stellen, lag sichtlich weniger in seiner Art.

Auch den politischen Strömungen des Vormärz scheint H. trotz aller
egsamkeit des Geistes ferner gestanden zu sein. Wol verleitete ihn die jedem
omentanen Eindruck zugängliche Lebhaftigkeit seines Wesens, sich bei einer
octordisputation am 18. December 1846 über die Occupation Krakaus durch
esterreich in einer so freimüthigen Weise zu äußern, daß sie ihn sogar in
onflict mit den höchsten Stellen brachte; von einem planmäßigen Eingreifen
i die politische Bewegung, wie etwa von einer Betheiligung an der censur=
üchtigen publicistischen Litteratur jener Tage ist nichts bekannt. Ja noch
ehr, als die Vorläufer der Märztage sich schon bemerkbar machten und in
ye's nächster Umgebung, so im juridisch=politischen Lesevereine, die bekannte
dressenbewegung entstand, da hielt sich H. dem nicht nur gänzlich ferne,
ndern das Unternehmen wurde von ihm sogar als ein unstatthaftes ent=
hieden bekämpft. H. gehörte sichtlich zu denjenigen, welche durch den plötz=
chen Ausbruch der März=Ereignisse überrascht wurden, und dies macht es
ychologisch nur um so erklärlicher, daß die Bewegung, welcher sich H. an=
nglich entgegenstellen wollte, ihn, den leicht beweglichen, dem Enthusiasmus
ets zugänglichen Mann, alsbald mit sich fortriß.

Am 12. März 1848 war H. von dem Professorencollegium dazu aus=
sehen, die Studentenversammlung in der Aula durch die Macht seiner
opularität von dem geplanten Schritte einer Adresse an den Kaiser abzu=
lten. Er that es, wie alle Zeugnisse besagen, mit der ganzen Kraft seiner
redsamkeit, das Schlußergebniß aber war das seiner ursprünglichen Absicht
rade entgegengesetzte. Von der Begeisterung der Jugend überwältigt gab H.
ließlich nicht nur selbst seine Zustimmung zu der Studentenpetition (nur
e individuelle Fertigung unterblieb infolge seiner Einwirkung), sondern über=
hm es sogar (im Verein mit Professor Endlicher), die Petition in der Hof=
rg zu überreichen. Und als am Morgen des nächsten Tages die von ihm
erbrachte Antwort des Kaisers die Aufregung der Studenten nicht beruhigte,
erschöpfte er sich wol noch in den angestrengtesten, erfolglosen Versuchen,
Studenten von dem Zuge zum Landhause abzuhalten; sowie aber dort die
ten Schüsse gefallen waren, da erschien er am Nachmittage wieder in der
la und übernahm es, jetzt mit dem Rector an der Spitze, die tumultuari=
en Wünsche der akademischen Jugend vor den Thron zu bringen, um am
iten Abend mit der ersten Errungenschaft der Revolution, nämlich der Be=
ligung der Studentenbewaffnung, auf die Universität zurückzukehren.

Diese Haltung Hye's in der Märzbewegung hat die verschiedenste Be=
theilung erfahren; die Erklärung ist aber unseres Erachtens psychologisch
cht zu finden. Wer H. auch nur in den späten Tagen seines Leben kennen
lernt, wie der Schreiber dieser Zeilen, der mußte sich sofort darüber klar
erden, daß diesem Manne mit dem überquellenden Herzen keine Aufgabe un=
öglicher sein konnte, als jene, dem Strome der Begeisterung gegenüber un=
rschütterlich bei dem einmal eingenommenen Standpunkte zu verharren; wer
H. den geborenen Sanguiniker, auch nur bei anderen Anläßen beobachten konnte,
m konnte es, wenn ihm selbst die Analogien anderer Revolutionen nicht
kannt gewesen wären, gerade bei H. nicht befremden, daß der ursprüngliche
Gegner der Strömung im jähen Umschwung der Dinge an der Spitze der März=
bewegung stand.

H. war damals mit einem Schlage der Mann des Tages, er stand auf
Gipfel der höchsten Popularität. So sehen wir ihn sofort als Comman=
n an der Spitze der bewaffneten Studentencorps, er ward in den provi=
schen Gemeindeausschuß Wiens und in den verstärkten Ausschuß der n. ö.
Stände berufen, und seine Berufung zum Vertrauensmann bei dem deutschen

Bundestage scheiterte nur daran, daß er der voraussichtlichen Berufung das Gremium des Justizministeriums den Vorzug gab. Wie wenig H. a[...] trotz aller Begeisterungsfähigkeit des Moments bei der Bewegung des Tag[...] in seinem Elemente war, das zeigt uns nicht etwa der Conflict, in welchen [...] wie wir sehen werden, zu den späteren Entwicklungen des Mai gelangte, ne[...] das tritt unseres Erachtens am deutlichsten dadurch zu Tage, daß H. sch[...] am 19. März, als die Studentenbewaffnung mit der Organisirung der akad[...] mischen Legion ihren Abschluß fand, das Commando niederlegte, und zw[...] mit der Aufforderung an die Studenten, zu den Studien zurückzukehren. [...] die Politik des Tages einzugreifen, die Massen im politischen Kampfe [...] führen, dazu war im Wien des Jahres 1848 für Niemanden die Gelegenh[...] günstiger als für den Commandanten der akademischen Legion; wenn H. d[...] Verlockung dieser Stellung widerstand, so beweist dies wol unwiderleglich, w[...] weit entfernt seiner im Grunde autoritativen Natur die Mission des po[...] tischen Agitators war. Das Eingreifen in die Märzbewegung ist daher, o[...] wol Hye's Name mit diesem historischen Momente dauernd verknüpft blei[...] in seinem Leben doch nicht mehr als eine Episode; das Jahr 1848 bedeut[...] in Hye's Entwicklung wol einen Umschwung, es drängt ihn über das Lehra[...] hinaus zur Bethätigung im öffentlichen Leben, aber nicht die Sphäre d[...] politischen Volksmanns, sondern jene der vorwaltend bureaukratischen Thäti[...] keit ist es, in welche im bezeichnenden Verlaufe sein weiterer Lebensgang füh[...] Ja, selbst die Verknüpfung der Beamtenstellung mit jener des Abgeordnete[...] welche in Oesterreich nicht nur im J. 1848, sondern auch später, nach 186[...] so häufig war, hat bei H. niemals Platz gegriffen.

Daß H. das Mandat für die Frankfurter Nationalversammlung nic[...] annahm, mit welchem ihn die Wähler des Mühlkreises in Oberösterreich b[...] trauten, findet in der Verknüpfung Hye's mit den Ereignissen in Wien sei[...] Erklärung; die Wahl zum constituirenden Reichstag in Kremsier, welche [...] Leoben am 3. März 1849 auf H. fiel, erfolgte zu spät, um noch ausgenüt[...] zu werden; allein auch nach 1861 finden wir bei H. wol manchen schüchterne[...] Versuch, die politische Arena zu betreten, aber niemals eine offene Candidatu[...] im politischen Parteikampfe. Diese auf den ersten Blick überraschende Er[...] scheinung findet nach unserer Auffassung gleichfalls in Hye's Persönlichkei[...] ihre volle Erklärung. Es fehlten eben H. nicht nur die Eigenschaften zum Oppositionsmann, sondern vielleicht mehr noch jene zum rücksichtslosen Partei-mann; mit der Vielseitigkeit und Beweglichkeit seines geistigen Wesens vertrug sich die Enge des Parteistandpunktes auf die Dauer nicht, und die Unfähigkeit seines Herzens, zu hassen, schloß eine tiefgehende und unerbittliche politische Gegnerschaft aus.

Die bureaukratische Thätigkeit, in welche H. im Jahre 1848 trat, war zunächst nur jene des Vertrauensmannns der Regierung, zumal seines alten Gönners Sommaruga, welcher vom 23. März an das Ministerium des Unterrichtes und vom 22. April an zugleich jenes der Justiz führte. Wir glauben nicht fehlzugehen, wenn wir uns H. bei allen legislativen Arbeiten lebhaft betheiligt denken, welche in den zwei genannten Ministerien oder im Ministerium des Innern während der Flitterwochen der neuen Aera gepflogen wurden; der Bericht, welchen H. über die Wirksamkeit des Ministeriums Sommaruga in späteren Tagen (3. u. 5. Januar 1849) in der Wiener Zeitung erstattete, stimmt mit dieser Auffassung vollkommen überein. So kam ihm auch die Aufgabe zu, das neue Preßgesetz vom 1. April in der Aula zu vertheidigen, und hiermit — das Gesetz wurde bekanntlich zurückgezogen — seine Popularität zum ersten Male der Erschütterung preiszugeben.

Am 2. Mai fand Hye's förmliche Ernennung zum Generalsecretär des Justizministeriums statt. In dieser für ihn eigens geschaffenen Stellung sollte er dem Minister unmittelbar zur Seite stehen und sichtlich nur mit den großen Aufgaben des Ministeriums betraut sein; er verblieb daher auf sein ausdrückliches Verlangen zugleich in der Professur, und das Ministerialrathsgehalt, welches er bezog, wurde auf die zwei betheiligten Ressorts aufgetheilt. Es war dies eine Combination, welche offenbar Hye's innersten Wünschen entsprach, und daß dieselbe mit Entlastung des Staatsschatzes durchgeführt worden sei, daß er eine der zwei Stellungen im Grunde unentgeltlich versehen habe, dies war der Standpunkt, welchen er hierbei stets mit Stolz und Zähigkeit verfocht.

Diese Doppelstellung, an der Universität und im Ministerium, hatte aber nothwendig zur Folge, daß H. von der weiteren Entwicklung der Wiener Bewegung nicht unberührt bleiben konnte. Als sich das Ministerium nach den bekannten Mai-Ereignissen, welche zur Entfernung des Kaisers von Wien geführt hatten, zu einem energischen Eingreifen gegen die Bewegungspartei aufraffen wollte, da ward H. der entscheidenden Ministerrathssitzung als Vertrauensmann zugezogen und er, der Führer der akademischen Jugend im März, konnte jetzt nicht umhin, seine Stimme für die Schließung der Universität und die Auflösung der akademischen Legion als Sondercorps zu erheben. Nach den uns vorliegenden Materialien that H. dies mit der ganzen Lebhaftigkeit seines Wesens. Er wollte den Augenblick der politischen Depression nach der Entfernung des Kaisers entschlossen benützen zu einem unvermittelten Act der Autorität, und wenn die Ausführung der damals beschlossenen Maßregeln eine zögernde war, wenn sie, wie wir glauben, wesentlich deßhalb mißlang, so trifft H. daran keine Schuld. Für uns steht H., im Gegensatz zu einer viel verbreiteten Meinung, gerade in seiner Haltung der Maibewegung gegenüber auf der Höhe der politischen Situation; er ist durch die Bekämpfung der über ihren Ursprung weit hinausgewachsenen Bewegung seinen Gesinnungen in keiner Weise untreu geworden und, wie man endlich über die politische Frage urtheilen möge, er hat sich hier als ein Mann von Muth und Unerschrockenheit erwiesen.

Die Mission, welche H. am 26. Mai als Delegirter des Ministeriums (in Gemeinschaft mit Professor Endlicher) vollziehen sollte, ist bekanntlich gescheitert, Wien sah damals die ersten Barrikaden, das Ministerium wich zurück und der Sicherheitsausschuß wurde gebildet. Natürlich mußte nun der Unwille der siegenden Partei sich in erster Linie auf jenen Mann entladen, welcher bei der Ausführung der gescheiterten Action im Vordergrunde gestanden hatte, und H. selbst konnte sich darüber keiner Täuschung hingeben, wohin seine Popularität gerathen war, als er am 26. Mai — es war sein 41. Geburtstag — auf einer Barrikade sein eigenes Bildniß mit entsprechender Inschrift erblickte. Der Sicherheitsausschuß hatte auch alsbald die Verhaftung Hye's und einiger anderer „Verräther" an der Volkssache beschlossen, und es ward H. von befreundeter Seite dringend nahegelegt, sich gleich anderen Verfehmten der Verhaftung durch die Flucht zu entziehen. H. schlug den entgegengesetzten Weg ein, er stellte sich dem Sicherheitsausschuß selbst und ward sonach, unter Mitwirkung der Regierung, vor das Strafgericht gestellt, welches nach einem besonderen, für den Fall geschaffenen öffentlichen Verfahren über die von den Vertretern des Sicherheitsausschusses erhobene Anklage richten sollte. H. hat über diesen Proceß in seinen bekannten Vorträgen über das Schwurgericht selbst ausführlich berichtet und stets hob er es mit Stolz als ein leuchtendes Beispiel der Unabhängigkeit der Berufsrichter von den politischen Strömungen hervor, daß die Richter damals, dem Terrorismus

des Tages trotzend, einstimmig den Freispruch fällten. Und auch eine weitere Untersuchung, welche über sein Verhalten an dem kritischen Tage (beziehungsweise wegen der Herbeirufung des Militärs) eingeleitet wurde, endete zu seinen Gunsten; die Wiener Zeitung vom 10. Juni veröffentlichte das von dem Sicherheitsausschuß gefertigte Schuldlosigkeitszeugniß.

Diese Kundmachung traf H. nicht mehr in Wien. Der vor kurzem f gefeierte Mann war für den Augenblick nicht nur eine gefallene Größe, sonder seine Anwesenheit in Wien scheint sogar der Regierung ungelegen gewesen z sein; er sah sich daher veranlaßt, sich für kurze Zeit in seine oberösterreichisch Heimath zu begeben. Allein auch nach seiner Rückkehr stellten sich die frühere Amtsverhältnisse nicht mehr ein. Auf Antrag des neuen Justizminister (Bach) wurde vielmehr mit Allerhöchster Entschließung vom 25. August da Generalsecretariat aufgelassen, H. unter Vorbehalt des Ranges und Charakter eines Ministerialrathes und des Rücktrittes zur Professur von dem Posten de Generalsecretärs enthoben und nur seine außerordentliche Verwendung zu legis lativen Arbeiten des Justizministeriums gestattet; zudem geschah dies alles zu nächst ohne amtliche Verlautbarung (die Wiener Zeitung brachte die Allerhöchst Entschließung erst am 2. Januar 1849), es sollte sichtlich von dem unpopulä Gewordenen nicht viel die Rede sein. H. erhielt u. A. den Auftrag zur Aus arbeitung einer Strafgesetznovelle, bezw. eines vollständigen Strafgesetzentwurfes er hatte aber sein Bureau im Justizministerium zu räumen und nach Ablau eines dreiwöchentlichen Urlaubs, welchen er im September als Delegirter de Wiener Universität zum deutschen Professorencongreß in Jena erhalten, wurd ihm sogar gestattet, seine legislativen Arbeiten an einem beliebigen Orte fort zusetzen. Er begab sich, von Jena zurückgekehrt, in sein elterliches Haus nac Garsten in Oberösterreich und war aus diesem Grunde während der October Ereignisse von Wien entfernt.

Als nach Abschluß der Octobertage an alle von Wien abwesenden Beamten die Aufforderung erging, auf ihre Stellen zurückzukehren und ihre Abwesenheit zu rechtfertigen, fiel sonach H. diese Rechtfertigung nicht schwer; seine Abwesenheit wurde mit Decret des Justizministeriums vom 16. November ausdrücklich als eine legale anerkannt, nur wurde auch ihm mit Rücksicht auf die geänderten Ministerialverhältnisse eine baldige Rückkehr nahegelegt. H. kehrte nunmehr sofort nach Wien zurück und ging, durch die wechselvollen Erlebnisse der letzten Zeit in keiner Weise gedrückt, mit dem Feuereifer seiner Natur an die Aufgaben seiner Doppelstellung. Es fehlte dabei nicht an Schwierigkeiten, im Ministerium eine feste amtliche Stellung zu gewinnen. Zunächst nur bei der Berathung der zahlreichen Gesetzentwürfe verwendet, welche sich in den ersten Monaten der „Neugestaltung Oesterreichs“ drängten, erreichte H. die förmliche Einreihung in den Stand des Justizministeriums erst mit seiner Ernennung zum Bureauvorstande des nach seinem Antrage geschaffenen Reichsgesetzblattes (14. April 1849), und auch da kostete es noch Kämpfe um die bureaukratische Rangstellung innerhalb des Ministeriums. Zu einer einflußreichen Wirksamkeit im Ministerium gelangte H. erst, als Freiherr v. Krauß an die Spitze desselben trat (23. Januar 1851, nach dem Rücktritte R. v. Schmerling's).

Was die Epoche Krauß betrifft, so sind zwei der größten legislativen Werke des Justizministeriums aus dieser Zeit unbestritten aus Hye's Feder geflossen, nämlich das Strafgesetzbuch vom 27. Mai 1852 und die Strafproceßordnung vom 29. Juli 1853; hierüber ist daher des Näheren zu sprechen.

Das Strafgesetz konnte nach seiner ganzen Anlage kein schöpferisches Werk sein. Es galt vor allem eine politische Aufgabe zu lösen, nämlich die Rechtseinheit auf dem Gebiete des Strafrechts für das ganze Kaiserthum zu schaffen,

und zu einer raschen Durchführung dieser Aufgabe war die Revision des alten österreichischen Strafgesetzbuches von 1803 und die Uebertragung desselben auf Ungarn das geeignetste Mittel.

Anders stand es mit der Strafproceßordnung. Hier hatte die Gesetzgebung nach 1848 mit dem Gesetze vom 17. Januar 1850 sofort eine neue, moderne Ordnung (nach den Grundsätzen des Anklageprincips, der Oeffentlichkeit und Mündlichkeit, der freien Beweiswürdigung und des Schwurgerichts) geschaffen, welche, von anderer Seite (von Würth's) kommend und von H. nur mitwirkend beeinflußt, in ihrer Geltung auf die nicht-ungarischen Länder beschränkt war. Als nun die Centralisation in den nächsten Jahren weiter griff, da erwies sich die einfache Uebertragung der St. P. O. von 1850 auf die ungarischen Länder schon aus dem Grunde als unthunlich, weil mittlerweile mit der Aufhebung der Märzverfassung von 1849 der Gesetzgebung auch auf dem Gebiete des Strafprocesses neue Bahnen angewiesen worden waren. In den „Grundsätzen für die organischen Einrichtungen in den Kronländern des österreichischen Kaiserstaates“ vom 31. December 1851 erschien das Anklageprincip auf die Verhandlungen vor den Collegialgerichten beschränkt, die Mündlichkeit ebenfalls nur hier und auch da nur im Schlußverfahren zugelassen, das Recht der Oeffentlichkeit principiell ausgeschlossen, das Schwurgericht beseitigt; es mußte daher ein wesentlich neues Gesetz geschaffen werden und als das stellt sich die St. P. O. vom 29. Juli 1853 dar. Wenn dieses Gesetz vielfache Angriffe erfahren hat, so galten diese in erster Linie nicht der Gesetzestechnik im Detail, sondern jenen Grundsätzen, welche, wie wir eben gesehen, als bindende Richtschnur vorgezeichnet waren. Daß H. sich der Aufgabe unterzog, auf diesem Grunde zu bauen, kann ihm umsoweniger zum Vorwurfe gemacht werden, als wenigstens der Hauptpunkt dieser Directiven, die Beseitigung des Schwurgerichtes, mit den von ihm stets vertretenen Anschauungen übereinstimmte. Von jedem Standpunkte aus muß endlich die Raschheit anerkannt werden, mit welcher sich der große legislative Schritt vollzog. Die staatliche Anerkennung hat hier auch nicht gefehlt; H. erhielt nach Abschluß der großen strafgesetzlichen Arbeiten das Ritterkreuz des Leopoldordens und ward hierauf (2. Juli 1854) in den Ritterstand erhoben (mit dem an das heimathliche Gleink erinnernden Prädicate Glunek).

Der Name Hye's bleibt mit diesen legislativen Schöpfungen aber nicht nur durch die Autorschaft, sondern auch noch durch die litterarische Bearbeitung verknüpft. An das Erscheinen des Strafgesetzes von 1852 schloß sich sofort ein großangelegter Commentar desselben an („Das österreichische Strafgesetzbuch“, Wien, Manz 1852—1855), den Strafproceß von 1853 begleitete er durch eine kürzere Darstellung seiner leitenden Grundsätze („Die leitenden Grundsätze der österreichischen Strafproceßordnung“, Wien, Manz, 1854).

Der Commentar des Strafgesetzes ist über den ersten Band nicht hinausgelangt und auch dieser Band reicht, obwol er mit seinem Umfang (von über 00 Seiten) den für das ganze Werk geplanten überschreitet, nur bis zum 75 des Gesetzbuchs; das Werk ist also nicht nur ein Torso geblieben, sondern es springt auch das Mißverhältniß von Anlage und Ausführung in die Augen. Das Werk ist, wie ein begeisterter Schüler Hye's von der Lehrkanzel aus einst sagte, kein Commentar, sondern eine strafrechtliche Encyklopädie an der Hand des Gesetzes, und auch dann stört, wie wir beifügen möchten, mitunter die Ueberfülle des Gebotenen und die Breite der Darstellung; an Reichthum des Inhalts, an Vielheit der Anregungen wird das Buch aber kaum zu übertreffen sein. Die Ausarbeitung des Riesenbandes in kürzester Zeit läßt sich nur dadurch erklären, daß sich in ihm das Resultat einer zwanzigjährigen Lehrthätigkeit niedergelegt findet, und das Werk bleibt daher, wenn auch unvollendet, ein

classisches Denkmal der vormärzlichen österreichischen Jurisprudenz auf crimina listischem Gebiete. Aus äußeren und aus inneren Gründen ist es sonach be greiflich, daß der Commentar mehr genannt und gefeiert wurde als die ein heitlicher gedachten und durchgearbeiteten und daher auch zu Ende geführte Grundsätze der St. P. O.

Bei dem colossalen Umfange des Commentars läge es nahe, hierin de Grund des vorzeitigen Abschlusses zu suchen; bei der Cumulirung de Referententhätigkeit im Ministerium mit vielfachen anderen Aufgaben mußt so möchte man meinen, die Zeit zu einer so extensiven Schriftstellerthätigke fehlen. Im Widerspruch mit dieser Auslegung hat H. selbst als den Grun der Sistirung des Commentars gerade die 1854 erfolgte Beseitigung de Aemtercumulirung bezeichnet; durch die Enthebung von der Professur in diese Jahre sei ihm die Arbeit an dem Commentar verleidet worden. Und hierm kommen wir zu der letzten Phase von Hye's Wirksamkeit als Professor.

Die Stellung Hye's als Universitätsprofessor hatte infolge der Ereigni von 1848 eine Beeinträchtigung nicht erfahren. Mit dem Beginn des Studie jahres 1849 vollzog sich in der Professur wol insofern eine Veränderung, a von der Lehrkanzel des Kriminalrechtes das Lehrfach der Rechtsphilosophie a getrennt und statt der letzteren der zweite Theil des Strafgesetzes (über schwe Polizeiübertretungen) ihr zugewiesen wurde. Diese von dem Professore Collegium beantragte Zusammenziehung des gesammten Strafrechtes in ein Hand entsprach aber offenbar nur Hye's eigenen Wünschen, und wie lebhaft e sofort seine neue Aufgabe ergriff, zeigt der Umstand, daß von ihm schon i nächsten Jahre (1850) das berühmte Werk des bisherigen Vertreters de Polizeistrafrechtes (Kudler) über das „Strafgesetz über schwere Polize übertretungen“ in neuer (6.) und zwar mit den Gesetzesnachträgen bis zu 15. März 1850 vermehrter Auflage herausgegeben wurde. Nach wie vo galt Hye's Stimme in allen Universitätsangelegenheiten in hervorragende Maße; von Seite des Universitätsconsistoriums wurde er zu der im J. 185 geplanten (später abgesagten) deutschen Docenten-Versammlung in Heidelber delegirt, von Seite des Unterrichtsministeriums wurde er bei den wichtigste Reformberathungen vor der juridischen Studienorganisation von 1850 zugezoge und schließlich bei der Einführung der letzteren mit dem wichtigen Amte de Präses der judiciellen Staats-Prüfungscommission betraut. Nur im Sommer semester 1852/1853 wurde H. auf sein Ansuchen von den Vorlesungen dispensirt sonst hat er seines akademischen Amtes sichtlich voll und ganz, und zwar mi dem ihm eigenen Interesse auch für die kleinen Functionen des Berufes ge waltet. Als Beweis hierfür sei nur die bezeichnende Thatsache erwähnt, da er bei der neuen Ordnung der Theilnahme an den Rigorosen von 1852/3 a sich das Recht der Theilnahme an allen Rigorosen und Disputationen wahrte und nur seine Bereitwilligkeit erklärte, mit Rücksicht auf einige Collegen eine Theil seiner Berechtigung auf sich beruhen zu lassen. Wie sehr sich H. endlic innerlich mit dem Collegium verbunden fühlte, zeigen seine 1848 und 184 veröffentlichten pietätvollen Nekrologe nach den Professoren Winiwarter un Jenull; nur zu dem Nachrufe nach Egger, zu welchem er in erster Linie be rufen gewesen wäre, ist er leider — hier scheint die Zeit doch versagt zu habe — nicht gekommen.

Mit dem Ministerialerlasse vom 18. August 1854 wurde aber (auf Grun der Allerhöchsten Entschließungen vom 6. und 16. August 1854) eine al gemeine Maßregel ins Werk gesetzt, welche Hye's akademischer Wirksamke ein jähes Ende bereitete. Durch die bezeichneten Allerhöchsten Entschließunge war angeordnet worden, daß „die Cumulirung einer Professur mit einem nic

ystemmäßig damit verbundenen systemisirten Posten in einem anderen Zweige es Staatsdienstes unzulässig sei", und infolge dessen wurde H. nicht nur von er Professur, sondern auch von dem Präsidium der Staats-Prüfungscommission nthoben. Die Enthebung gab sich selbst, wie gesagt, als Folge einer allemeinen Maßregel; in den bezüglichen Enthebungsdecreten wird demgemäß er Wirksamkeit Hye's in diesen Stellungen in der rühmlichsten Weise gedacht. Trotzdem wurde vielfach angenommen, daß die ganze Action nur auf H. gemünzt gewesen sei, und H. selbst war von dieser Ueberzeugung durchdrungen; ie in gleicher Situation befindlichen Professoren seien durch eine gleichzeitige Allerhöchste Entschließung von der Anwendung der Norm ad personam befreit worden und bei H. allein habe man die Norm zur Anwendung gebracht. Sicher ist, daß der Unterrichtsminister wenigstens insoweit, als er auch Hye's Enthebung von dem Präsidium der Prüfungscommission verfügte, über die kaiserliche Entschließung hinausging; überdies reicht auch die Motivirung des Ministerialdecrets, daß das Amt des Präses in den Händen eines Professors liegen solle, kaum aus, um die überstürzte Form der Enthebung zu rechtfertigen (das Decret war vom 29. September datirt, am 1. October sollte schon der Nachfolger fungiren). Es scheint sonach an individuellen Momenten hier in er That nicht gefehlt zu haben, und als die wahrscheinlichste Erklärung erscheint uns die, daß bei der damals angebahnten neuerlichen Reform der juridischen Studien, welche die rechtshistorischen Disciplinen in den Vordergrund stellen sollte, H. als Vertreter der naturrechtlichen Schule der alten österreichischen Jurisprudenz sich in lebhafter Opposition gegen die Absichten es Ministeriums befand. Es mag wol der Widersacher im Professoren-Collegium mehr gegeben haben; bei H. war aber vermöge seiner Doppelstellung ie Entfernung vom Lehramte am leichtesten durchzuführen und mit ihm war zugleich ein bedeutsamer, zum Redekampfe stets bereiter Opponent beseitigt. In diesem Zusammenhange betrachtet, läßt sich auch der scharf polemische Charakter der Vorrede zu dem letzten Hefte des Commentars (vom April 1855) unschwer erklären.

H. war das Haupt einer zahlreichen Familie (er besaß, nach dem Tode iner Tochter, noch vier Kinder, theilweise aus der ersten, theilweise aus der ach dem raschen Verluste der ersten Frau am 26. Juli 1843 mit dem jungen Fräulein Eugenie Grünwald geschlossenen zweiten Ehe); er ward daher durch ie mit dieser Maßregel verknüpften materiellen Folgen, namentlich durch den Verlust der Collegiengelder gewiß empfindlich getroffen, wie sein Gesuch aus em Jahre 1856 um Befreiung von der Einkommensteuer für den Collegienelbbezug von 1851/54 deutlich zeigt. H. hat aber auch später, als die materiellen Wirkungen nicht mehr fühlbar sein konnten, den Schlag, welcher hn von der heißgeliebten akademischen Wirksamkeit dauernd trennte, niemals erwunden.

Von 1854 an war also Hye's amtliche Thätigkeit auf das Justizministerium beschränkt, seine Arbeitslust konnte aber an die Schranken des Amtes nicht gebannt werden, sondern blieb über diese Grenzen hinaus nach verschiedenen Richtungen lebendig. Wol gab er, wie wir gesehen, verstimmt die Fortsetznng seines litterarischen Hauptwerkes auf; allein, gleichwie er die zu Neujahr 1854 (im Vereine mit Arnold und Schwarze) übernommene Herausgabe des „Gerichtssaals" (Erlangen, Enke) fortführte, so schritt er im Jahre 1855 sofort zu einem neuen litterarischen Unternehmen, nämlich zu einer „Sammlung der Justizgesetze", welche eine Art Fortsetzung der alten, unter Hye's Redaction mit den zwei Bänden pro 1835—1848 abgeschlossenen amtlichen Justizgesetzsammlung bilden sollte. Diese legistische Sammelthätigkeit stand im Einklang mit, wie

wir oben gesehen, von Jugend an gepflegten Neigungen, welche sich überrasche der Weise mit einer sonst von der Phantasie beherrschten geistigen Anla paarten. Sie ist aber auch ein weiterer Beweis dafür, daß H. jeder amtlich Stellung eine Gelegenheit zu ausgedehnterer Thätigkeit abzugewinnen, daß jede pflichtmäßige Aufgabe durch das Feuer seiner Persönlichkeit auf ein höher Niveau zu heben wußte. Wer in den Briefwechsel Hye's aus jenen Tag Einsicht nehmen kann, der begegnet überall, sowol innerhalb als außerha Oesterreichs, den Zeichen warmer Anerkennung, einer Anerkennung, die dadu nicht beeinträchtigt wird, daß sich mit ihr, zumal aus Deutschland, die Kun gebungen lebhaften Interesses für die Neugestaltung Oesterreichs im allgemein wie seines Studienwesens im besonderen verknüpfen; sichtlich steht H. in dies Phase seines Lebens auf dem Höhepunkte seines Schaffens, mag er auch spät zu noch größeren Ehren emporgestiegen sein.

Trotzdem verzögerte sich das weitere Aufsteigen auf der bureaukratisch Stufenleiter, und zwar sichtlich deshalb, weil die Erinnerungen an das Ja 1848 H. in den Augen des Absolutismus als eine politisch nicht ganz ve läßliche Persönlichkeit erscheinen ließen. Im J. 1857 war infolge der Berufu des Sectionschefs Freiherrn von Lichtenfels in den ständigen Reichsrath d Leitung der legislativen Section des Justizministeriums in die Hände Hye als des rangsältesten Ministerialraths dieser Section übergegangen, allein d Ernennung zum Sectionschef wurde 1857 nicht vollzogen und auch 1858 nic obwol der neuernannte Justizminister (Graf Nadasdy) ebenso warm wie se Vorgänger für H. eintrat; erst im J. 1859 (8. Mai) wurde H., nach Uebe windung der nicht näher bekanntgegebenen Anstände, zum wirklichen Section chef ernannt.

Bei der Beurtheilung dessen, was H. 1857—1861 als Leiter der legi lativen Section gewirkt, wird die Kritik natürlich jene Schranken nicht übe sehen können, welche jeder bureaukratischen Thätigkeit gezogen sind, und hat dies gerade H. selbst für seine Wirksamkeit energisch verlangt (so namen lich in der Apologie seiner amtlichen Thätigkeit im „Wanderer" vom 22. D cember 1860). Immerhin wird man mit der Annahme nicht irregehen, d H., aus dessen Feder nach einem autoritativen Zeugnisse schon vor 1857 d größere Theil der legislativen Arbeiten des Justizministeriums geflossen, a Chef der legislativen Section von 1857—1861 den entscheidendsten Einflu auf die ganze Justizgesetzgebung geübt haben muß. Von den Schöpfung jener Zeit, welche durch den Gang der politischen Entwicklung bestimmt ware nennen wir vor allem die Einleitung der Judenemancipation im J. 186 von den Schöpfungen justiztechnischen Belanges wären wol insbesondere d Marken- und Musterschutzgesetz, die Verordnung über die cumulativen Waise kassen und über das kaufmännische Vergleichsverfahren bei Zahlungseinstellung hervorzuheben. Namentlich, was das letztere betrifft, bezeugt ein besonde Dankschreiben des Finanzministers Bruck, daß nur die Thatkraft Hye's d rasche Zustandebringung der vom Moment erheischten Maßregel bewirkt ha welche sich, wie Bruck meinte, als wahre Wolthat erweisen werde. Die weit Entwicklung hat dieses Urtheil zwar nicht ganz bestätigt. Es wäre auch Hye's Naturell von vorneherein leicht denkbar, daß er in dem Bestreben, unter den Kriegsstürmen des Jahres 1859 aus dem Zusammenbruch der Fir Eskeles für die österreichische Geschäftswelt drohende Unheil abzuwehren, seinem bei jedem Unglück hilfsbereiten Temperamente hingerissen wurde, dem legislativen Eingreifen über der Noth der Schuldner die Interessen Gläubiger zu übersehen. Für den Kern von Hye's Action bleibt aber Umstand ein gewichtiges Zeugniß, daß, als im Jahre 1862 das Parlament

itigung des Vergleichsverfahrens in Bausch und Bogen stürmisch verlangte, Regierung, auf welche er damals keinen Einfluß mehr hatte, sich dem mit lg widersetzte, sodaß die Rückkehr zu dem früheren Zustande nie mehr ändig erfolgte.

Hiermit haben wir einen neuen Wendepunkt in Hye's Leben berührt; 's Stellung als Chef der legislativen Section war dem politischen Umung im J. 1861 zum Opfer gefallen. Als in dem Ministerium Schmer- Freiherr v. Pratobevera die Leitung des Justizministeriums übernahm, es einer seiner ersten Schritte, sich mit neuen Männern in der Leitung Sectionen zu umgeben, und da bei Hye's Arbeitsrüstigkeit eine Pensioni- g doch unthunlich war, so wurde der Ausweg gefunden, ihn unter Ent- ung von der Leitung der legislativen Section ausschließlich mit der Aus- itung eines neuen Strafgesetzentwurfes zu beauftragen. In diesem Sinne oß die Allerhöchste Entschließung vom 16. Februar 1861 unter An- nnung der von H. „mit großem Eifer bisher geleisteten Dienste“. Diese ßregel wäre an sich aus politischen Motiven allein ganz erklärlich. In neuen liberalen Aera mochte es als unzulässig erscheinen, im Ministerium leitender Stelle eine Persönlichkeit zu belassen, welche, um das damals iebte Schlagwort zu wiederholen, ein Werkzeug des Absolutismus gewesen . Hatte H. früher als revolutionär anrüchig gegolten, so war er jetzt correcten Liberalismus verdächtig. Nach den uns zu Gebote stehenden terialien scheinen aber die politischen Beweggründe nicht allein bestimmend esen zu sein; es scheint uns vielmehr zugleich der Umstand berücksichtigungs- th zu sein, daß zu den Männern, welche jetzt die erste Rolle im Ministe- m spielen sollten, gerade jene gehörten, mit denen 1848 und 1849 die erwähnten Rangs-Rivalitäten bestanden hatten.

Wie dem aber auch sei, und wie schmerzlich H. auch die Maßregel em- nd, welche selbst in kleinen äußerlichen Dingen, z. B. in der Bureau- eisung sich als Zurücksetzung geltend machte, niedergedrückt, in seiner affenslust gehemmt wurde H. auch diesmal nicht; in grollende Zurück- ung ist nämlich H. bei seinem sanguinischen, rasch vergebenden Temperament mals verfallen, auch dann nicht, wenn sie gewöhnlich veranlagten Naturen t begreiflich erschienen wäre.

Was zunächst seine Hauptaufgabe, die Strafgesetzrevision betraf, so war elbe schon im Sommer 1863 in zwei Varianten (einem vollständigen afgesetz und einem Particulargesetzentwurf) vollendet, so daß von da an in das Jahr 1865 die Ministerialberathungen gepflogen werden konnten. erreichte es sodann (Dr. Hein war mittlerweile Justizminister geworden), er in den Jahren 1864 und 1865 mit dem Vorsitz in der gemischten nisterialcommission für den bei dem deutschen Bundestage ausgearbeiteten twurf eines Autorrechtsgesetzes betraut wurde. Und schließlich benutzte er Jahre relativer Freiheit im Amte sofort, um wieder mehr in das öffent- Leben zu treten. In dem Wiener „Verein zur Uebung gerichtlicher Be- samkeit“ hielt er damals (1863) seine berühmten „Vorträge über das Ge- wornengericht“, welche mit ihrer entschiedenen Verurtheilung dieses Instituts geringes Aufsehen hervorriefen und nach ihrem Erscheinen im Druck Wien 1864) die Veranlassung zu vielfacher litterarischer Discussion gaben; genügt, hierbei insbesondere auf Julius Glaser's Schrift „Zur Juryfrage“ Wien 1864) zu verweisen. An den deutschen Juristentagen nahm er in jenen Jahren (1862 in Wien, 1863 in Mainz) sogar als Referent lebhaften Antheil. Die schriftstellerische Thätigkeit wurde endlich mit frischer Kraft wieder aufgenommen; wir verweisen nur auf den großen Nekrolog nach Philipp

Freiherrn von Krauß, dem Finanzminister des Jahres 1848 (Wien 1861 die „Rhapsodieen über einige der dringendst nöthigen Reformen der österreichischen Justiz-Gesetzgebung und Justiz-Einrichtungen" in der „Allg. österr. Gerichtszeitung" (Juni und August 1864) und die Aufsätze über „entehrenden Strafen" in der „Gerichtshalle" (November 1864). Ja, sogar der Gedanke an eine politische Wirksamkeit wurde, vielleicht infolge der Verleihung des Ehrenbürgerrechtes durch die Heimathgemeinde Gleink im März 1864, auf einen Moment lebendig; der Versuch einer Candidatur in Oberösterreich (um die Jahreswende 1864/65) liegt vor und scheint nur nicht bis zum Heraustreten an die Oeffentlichkeit gereift zu sein.

Im J. 1865 vollzog sich aber auch schon eine neue Wandlung in Hye's amtlicher Stellung. Im Juli dieses Jahres war an die Stelle des Ministeriums Schmerling das Ministerium Belcredi getreten und der Justizminister desselben (Komers) eröffnete H. wieder einen größeren Wirkungskreis in der Justizverwaltung selbst. Unter Verleihung der Würde eines Geheimen Rathes (30. November 1865) wurde H. zu der (infolge der Lostrennung des Gefängnißwesens von dem Ministerium des Innern) neugeschaffenen Stelle eines General-Gefängnißinspectors berufen und erhielt damit eine Wirksamkeit, welche mit seinen frühesten wissenschaftlichen Interessen und Strebungen zusammenfiel.

Mit Feuereifer ging H. an diese neue Mission; die Reform des österreichischen Gefängnißwesens im Sinne der Milderung des Strafvollzugs und der Hervorkehrung der Besserungstendenz ist von H. schon in dieser Phase seines Wirkens eingeleitet worden. Es vergingen aber nicht zwei Jahre und bei dem raschen Wechsel der Systeme stand H. vor einer noch größeren Aufgabe, er war nämlich Justizminister und Leiter des Ministeriums für Cultus und Unterricht zugleich.

Nach dem Sturze des Sistirungsministeriums hatte bekanntlich Freiherr v. Beust die Zügel der Regierung in die Hand genommen, um den Ausgleich mit Ungarn zu bewerkstelligen und um in den nicht-ungarischen Ländern die sistirte Reichsvertretung wieder lebendig zu machen; er wollte dies durchführen mit der parlamentarischen Unterstützung der Verfassungspartei, aber, ohne derselben vorläufig einen Platz im Ministerium einzuräumen. Bei dieser Lage der Dinge handelte es sich im Sommer 1867 um die Bildung eines Uebergangsministeriums, und da war es sehr begreiflich, daß die Wahl auf H. fiel. Die Ernennung erfolgte mit Allerhöchster Entschließung vom 27. Juni. Während des denkwürdigen zweiten Halbjahres 1867, in welchem sich die tiefgreifende Verfassungsänderung Oesterreichs vollzog, befand sich H. als Träger zweier wichtiger Portefeuilles im Rathe der Krone, sein Name steht unter den Staatsgrundgesetzen vom 21. December 1867.

Die Frage, wie es der Centralist der fünfziger Jahre über sich vermochte, mit der Inaugurirung des Dualismus die Niederlage der großösterreichischen Idee zu besiegeln, tritt bei dem allgemeinen Umschwung der Dinge nach dem Jahre 1866 auch für H. in den Hintergrund. Zudem war H. in das Ministerium erst getreten, als die ungarische Königskrönung schon als vollzogene Thatsache vorlag, und schließlich glauben wir überhaupt nicht, daß in den großen politischen Actionen des Ministeriums Beust H. ein entscheidender Einfluß zukam. Von Wichtigkeit erscheint uns nur, wie H. sich dem politischen Umschwung gegenüber in den Gebieten seiner speciellen Ressorts zurechtfand.

Das politisch bewegtere der zwei Ressorts war jenes des Cultusministeriums, denn der Kampf um die Aufhebung des Concordats beherrschte damals das innere politische Leben Oesterreichs, soweit die nationalen und staatsr-

lichen Probleme einen Spielraum offen ließen. In dieser großen Frage nun hat H., und darauf legen wir besonderes Gewicht, den von liberaler Seite stürmisch verlangten Schritt der einseitigen Aufhebung des Concordats nicht gethan, im Gegentheile, er hat durch die Einleitung von diplomatischen Verhandlungen mit Rom zum Zwecke der Revision des Concordats den viel bestrittenen Vertragscharakter dieses staatskirchenrechtlichen Actes anerkannt. Wol dürfte dieser Vorgang nicht auf H. allein zurückzuführen sein, denn zu einer einseitigen Lösung des Concordates, wie sie 1870 als Antwort auf die Erklärung des Unfehlbarkeitsdogmas durch das vaticanische Concil erfolgte, wäre damals die Zustimmung der Krone wahrscheinlich nicht zu erreichen gewesen. Aber das Eine ist uns doch sicher, daß ein schroffer Kampf gegen die Kirche, was der formelle Rücktritt von dem Concordat damals bedeutet hätte, dem ehemaligen Zögling Kremsmünsters unmöglich gewesen wäre.

Hingegen bot H. willig die Hand, den Zustand der Gesetzgebung wieder herzustellen, wie er vor dem Concordat bestanden, und gegen die Adresse des Episcopats, welche die Eindämmung der Bewegung gegen das Concordat verlangte, nahm er mit dem Ministerium Stellung. Inwiefern Beust's Erinnerungen hier zutreffen, welche die Redaction des bekannten Allerhöchsten Handschreibens gegen die Bischofsadresse für B. statt für H. in Anspruch nehmen, müssen wir hierbei auf sich beruhen lassen. H. ging aber noch weiter; ein neues interconfessionelles Gesetz wurde von ihm vorbereitet und in einer brennenden Frage des Tages, welche als eine symptomatische die Parteien spaltete, der Zulassung eines communalen Lehrerpädagogiums in Wien, entschied er im Sinne der liberalen Partei, hier wol in erster Linie von dem eifrigen Streben geleitet, jedes Bildungsunternehmen zu fördern. Praktisch also, das läßt sich nicht leugnen, bahnte H. der kommenden liberalen Aera die Wege.

Daß H. aber auch dort, wo die politischen Fragen nicht ins Spiel kamen, eifrig bemüht war, Reformen auf dem Gebiete des Unterrichtswesens in Gang zu bringen, ist bei seinem Naturell fast selbstverständlich; trotz der Kürze seiner Verwaltung sind diesfalls mehrere bedeutsame Acte zu verzeichnen, z. B. die Einführung des Turnunterrichtes an den Volksschulen und die Erwirkung einer Allerhöchsten Entschließung für den Neubau der Wiener Universität. Als einen kleinen Zug, welcher Hye's Verhältniß zu der deutschen Wissenschaft beleuchtet, möchten wir auch noch die, offenbar auf seinen Antrag erfolgte, Verleihung des Großkreuzes des Franz-Josefordens an den Nestor der deutschen Strafrechtswissenschaft, Mittermaier, bei dessen 80. Geburtstage (5. Aug. 1867) erwähnen.

Von der Politik weniger berührt war die Verwaltung des Justizministeriums. Ein großes legislatives Werk ins Leben zu führen war H. bei der Kürze seiner Wirksamkeit natürlich auch hier nicht beschieden; immerhin konnte er es aber als einen Triumph seines Lebens betrachten, daß es ihm vergönnt war, eine Reihe von großen Gesetzentwürfen (Strafgesetz, Strafproceß, Civilproceß, Concursordnung) als Regierungsvorlagen vor den Reichsrath zu bringen. Wir zählen auch den Strafgesetzentwurf hierher, obwol er formell noch von Minister Komers, unmittelbar vor seinem Rücktritt, dem Reichsrathe vorgelegt worden war, weil wir ihn nicht nur als Hye's eigenstes Werk betrachten, sondern weil H. bei der Vorlage gewiß auch die treibende Kraft gewesen ist. Es kann sonach H. mindestens das Verdienst nicht abgesprochen werden, die Reform auf einer Reihe der wichtigsten Gebiete in Fluß gebracht zu haben.

Was das materielle Strafrecht betrifft, so wartete H. überdies, seiner

impulsiven Natur glücklich folgend, die Erledigung des großen Werkes im ge-
wöhnlichen parlamentarischen Wege nicht ab, sondern schlug gleichzeitig den
Weg der Partialreform ein, welche er mit der Strafgesetznovelle vom 15. No-
vember 1867 glücklich in den Hafen der Gesetzeskraft brachte. Mögen diesem
Werke der Eile immerhin manche gesetzestechnische Fehler anhaften, Hye's un-
bestreitbarer Ruhm bleibt es, seine wissenschaftlichen Ueberzeugungen im Punkte
der Relativität der strafrechtlichen Ehrenfolgen und der Humanisirung des
Strafvollzugs bei der ersten ihm voll gebotenen Gelegenheit energisch durch-
gesetzt zu haben; die Beseitigung der Prügel- und Kettenstrafe, die Be-
seitigung oder wenigstens Beschränkung der Bemaklung nach verbüßter Stra
sind gleich der Aufhebung der halbschlächtigen Freisprechung ab instantia g
setzgeberische Acte, welche der Biograph um so mehr rückhaltlos als Ruhme-
thaten registrirt, weil sie aus Hye's tiefstem Innern quollen.

Der große Strafgesetzentwurf ist nur legistisches Material im streng
Wortsinne geblieben, die späteren Entwürfe sind seinen Spuren wenig gefol
Schon aus diesem Grunde müssen wir es uns versagen, auf den Inhalt dies
Operates, welches bei seiner Veröffentlichung die bedeutendsten kritisch
Federn in Bewegung gesetzt hat, näher einzugehen; aber Eines glauben w
zur Anerkennung von Hye's Werk auch hier aussprechen zu dürfen, nämli
daß dasselbe jenen Bruch mit der Vergangenheit vermieden hat, welcher d
Verfassern späterer Entwürfe schwer begreiflicher Weise als ein unbedenklich
erschienen ist.

Schwieriger war Hye's Stellung bei dem Strafproceßentwurf. Aus d
parlamentarischen Initiative heraus war damals neben den Grundrechten u
anderen Schutzgesetzen der Verfassung das Staatsgrundgesetz über die richte
liche Gewalt im Entstehen begriffen und hier hatte das Schwurgericht Au
nahme gefunden; an der Sanctionirung dieses Gesetzes war nicht zu zweifel
In dieser Sachlage scheint H. eine gebundene Marschroute erblickt zu habe
und so kam es dazu, daß H., welcher nach seiner eigenen Erklärung die beste
Kräfte seines Lebens der Bekämpfung des Geschworneninstituts gewidmet hatt
jetzt dieses Institut als eine politische Nothwendigkeit recipirte.

Dieser politische Act Hye's hat, so viel wir wissen, wenig Anfechtun
erfahren; im Gegentheile, er mag ihm vielfach als Act patriotischer Selbst
verleugnung angerechnet worden sein. Wir geben auch unsererseits gerne zu
daß für H. damals eine jener Zwangslagen vorlag, an denen die österreichisch
Geschichte des letzten Menschenalters bei den führenden Persönlichkeiten so reic
ist, eine Zwangslage, deren Ueberwindung ohne Conflict nicht möglich war
allein, bei aller Würdigung politischer Nothwendigkeiten, können wir doch da
Geständniß nicht unterdrücken, daß wir uns mit jener Lösung des Conflicte
nur schwer befreunden können, welche der von uns hochverehrte Mann in diese
Falle für die richtige hielt.

H. entschloß sich, der politischen Lage das Opfer seiner juristischen Ueber
zeugung zu bringen, er brachte es aber vergebens; er kam nicht in die Lag
sein Gesetzeswerk zu bergen, denn mit der Sanctionirung der Staatsgrund
gesetze wurde ein parlamentarisches Ministerium gebildet und in demselben fan
er keinen Platz. Diese Entwicklung lag in der Logik der politischen Thatsache
sie kann Niemanden, der die rücksichtslose Unbarmherzigkeit des politischen Partei
wesens kennt, befremden. H. hat sich zu dieser Erkenntniß nicht erschwunge
und es ist dies für uns nur ein neuer Beleg dafür, wie ungeeignet sein, ma
möchte beinahe sagen, naives, stets den Gemüthserregungen zugängliche
Naturell ihn für das politische Parteileben machte. Er empfand es als ein
persönliche Kränkung, als einen Act großer Undankbarkeit, daß gerade sei

eblingsschüler, sein ehemaliger Adjunct an der criminalistischen Lehrkanzel, erbst, sich dazu verstehen konnte, ihn aus dem Justizministerium zu verdrängen, und die dadurch bewirkte, gegenseitige Verstimmung hat in der ersten Zeit des Bürgerministeriums sogar zu manchen unerfreulichen Mißhelligkeiten zwischen den beiden früher eng verbundenen Männern geführt.

Die Enthebung Hye's von dem Ministerium erfolgte in der auszeichnendsten Weise, nämlich unter Verleihung des Ordens der Eisernen Krone I. Classe (H. erwarb infolge dessen am 12. August 1869 die Baronie) und mit dem ausdrücklichen Vorbehalt der Wiederverwendung im Staatsdienste. Zu letzterer ist es nicht gekommen, H. ist bis zum Lebensende im Stand der Disponibilität verblieben, obwol sich, auch nach seiner eigenen Meinung, mehrmals, insbesondere bei der Schaffung des Verwaltungsgerichtshofes, die Aussicht auf Reactivirung zu eröffnen schien. Daraus folgte aber für H. keineswegs ein Zustand der Ruhe; Muße war diesem rastlosen Manne fremd und so fand sich für ihn, obwol er das 60. Lebensjahr schon überschritten hatte, bald die Gelegenheit zu einer nach den verschiedensten Richtungen ausgreifenden Thätigkeit.

Zunächst scheint, und zwar nach dem Tode Mühlfeld's, der Gedanke an eine Abgeordnetencandidatur wieder aufgetaucht zu sein; er wurde in richtiger Erkenntniß der Sachlage fallen gelassen, als Minister Giskra in die Lücke einzutreten beschloß, und der Eintritt in die politische Arena fand erst später in anderer Weise durch die Berufung in das Herrenhaus statt.

Sodann wurde die Wirksamkeit im humanitären Interesse und speciell für das Corporationswesen mit gesteigertem Eifer wieder aufgegriffen und hier hat man H. durch Decennien eine führende Rolle im Wiener Leben eingenommen. Eine Reihe von Institutionen wurde von ihm neu geschaffen oder neu belebt und überall, wo er an der Spitze stand, setzte er seine volle Kraft mit voller Wärme für die Sache ein. Wir nennen hier in erster Linie den juridisch-politischen Leseverein, das juridische Doctorencollegium, die juristische Gesellschaft, den Schutzverein für entlassene Sträflinge, das Schwarzenbergische Pensionsinstitut, die Studentenconvicte; aber zahllos waren außerdem noch die Veranlassungen, bei welchen er, sobald es irgendwo zu fördern oder zu helfen galt, sei es im allgemeinen, sei es im Einzelinteresse, mit Feuereifer einschritt.

Im auffallenden Gegensatz zu dieser Vielgeschäftigkeit hat H. sich nur von einer Art der Thätigkeit consequent ferne gehalten, nämlich von der Betheiligung an Erwerbsgesellschaften. Jene Versuchungen der Gründerperiode, welchen so viele hervorragende Männer nicht widerstehen konnten, sind bei H. wirkungslos abgeprallt; er ist niemals Verwaltungsrath gewesen. Mit berechtigtem Selbstgefühl konnte er in seinem Testament darauf hinweisen, daß er aus diesem Grunde nur über ein bescheidenes Vermögen verfüge. Diese Erscheinung ist um so höher anzuschlagen, als bei H., besonders infolge seines lebhaft entwickelten Familiensinnes, wirthschaftliche Erwägungen stets eine bedeutende Rolle spielten und die Sorge um das Ersparen sogar eine sehr lebendige war. H. hat eben, zum Unterschiede von manchen anderen im öffentlichen Leben Oesterreichs vielgenannten Persönlichkeiten, den Erwerb durch Arbeit nicht gescheut, aber den mühelosen oder des Staatsmanns unwürdigen Gewinn verschmäht.

In die Kategorie freiwilliger Wirksamkeit gehört auch die Function als Rector Magnificus der Wiener Universität im Jahre 1871/1872. Zum letzten Male fand damals die Rectorswahl nach der alten Universitätsverfassung statt, welche den Doctorencollegien auch hierbei einen bedeutsamen Einfluß einräumte, und da konnte von dieser Seite füglich kein Berufenerer präsentirt werden

als H., welcher durch alle Phasen seines Lebens, als Professor, Beamter und Staatsmann, werkthätig für die Interessen der Doctorencollegien und für ihre Stellung innerhalb der Universität eingetreten war. Es bildete dies einen schönen Abschluß von Hye's akademischem Wirken, wenn auch die politische Demonstration gegen das Ministerium Hohenwart, zu welcher die Rectors-Inauguration — gewiß nicht im Einklang mit Hye's eigenen Intentionen — benützt wurde, den harmonischen Eindruck stört.

Eine Stätte für dauerndes öffentliches Wirken in großem Stile erschloß sich für H. endlich im J. 1869 mit seiner schon erwähnten Berufung in das Herrenhaus und, dem folgend, durch die Ernennung zum Mitgliede des damal[s] neu geschaffenen Reichsgerichtes; in diesen Stellungen hat H. durch ein Viertel-jahrhundert den jüngeren Generationen durch unermüdliche Schaffenslust vo[r]-angeleuchtet und die Erinnerung an ihn wird bei den ihn Ueberlebenden wo[hl] zumeist mit seiner Wirksamkeit an diesen Stellen verknüpft geblieben sein, vo[n] welchen er unzertrennlich schien.

Im Herrenhause schloß er sich von Anfang an der Verfassungspartei a[n]. Natürlich konnte er die oben charakterisirte Eigenthümlichkeit seines, streng[er] Parteidisciplin abholden Wesens auch hier nicht ganz verleugnen und es mu[ßte] ihm zudem in den späteren Zeiten, als seine Partei dauernd zur Opposition[s]-partei wurde, die scharfe politische Gegnerschaft gegen das Ministerium um [so] schwerer fallen, als an der Spitze desselben ein ehemaliger Schüler (Gr[af] Taaffe) stand, der seinem Lehrer stets die persönliche Anhänglichkeit der Jugen[d]-zeit bewahrt hatte. Allein, trotzdem zählte er zu den bedeutendsten Persö[n]-lichkeiten der Partei und nicht nur zu den bekanntesten, sondern wegen sein[es] concilianten Wesens auch zu den beliebtesten Mitgliedern des ganzen Hause[s]; zum größten Stolze seines Lebens gereichte es ihm, daß er durch volle 15 Jah[re] berufen war, zunächst als Obmann-Stellvertreter, dann als Obmann an d[er] Spitze der juridischen Commission zu stehen, bis er während seiner letzte[n] Krankheit, wenige Wochen vor seinem Tode, freiwillig von dieser Stelle schie[d].

Im Plenum des Herrenhauses betheiligte sich H. vorzugsweise an de[n] Fragen der Justiz-, dann an jenen der Unterrichts- und Cultusgesetzgebung. Namentlich in den ersten Jahren fungirte er oft als Berichterstatter, so üb[er] die Umgestaltung der Hypothekarrechte in Tirol (1869, 1870), über die Ge-werbe- und Militärgerichte (1869), das Wasserrecht (1869), die Notariats-ordnung, bezw. den relativen Notariatszwang (1871), die polizeiliche Abschaffun[g] und das Schubwesen (1871), die Einzelhaft (1872), die Civilproceßnovell[e] (1874), das Militär-Pensionsgesetz (1874), die Schulaufsicht in Tirol (1875). Es war ihm daher vielfach möglich, parlamentarisch wirksam zu werden, ohn[e] den Parteimann hervorkehren zu müssen. Aber auch dort, wo dies nicht anders möglich war, wie in den confessionellen Fragen, geht durch seine Reden, s[o] sehr sie auch als Ausläufer des Josephinismus anklingen und von größte[r] Lebhaftigkeit erfüllt sind, ein gewisser milder Zug, dem nichts ferner lag als Kirchenfeindlichkeit. Bei manchen kirchenpolitischen Anläßen, wie z. B. bei der Berathung des Klostergesetzes am 15. und 17. Januar 1876 und bei der Eherechtsdebatte am 20. Januar 1877, vertrat H. sogar die weitestgehenden Postulate der linken Seite des Hauses, aber trotzdem bricht sich das Bemühen, mit den kirchlichen Gewalten zu einem Einvernehmen zu gelangen, bei [den] verschiedensten Gelegenheiten Bahn. Wir glauben in letzterer Richtung i[ns]-besondere auf seinen Bericht über die Rechtsverhältnisse der Altkatholiken (18[..]) und sein Eingreifen in der Debatte über das Verfahren bei Todeserklärun[g] (1882) verweisen zu können. So gelang es ihm vielfach, Zustimmung u[nd] Anerkennung auch von principiell gegnerischer Seite zu erlangen und die Hin-

g und Frische, mit welcher der Siebzig- und Achtzigjährige seine An-
ingen in unverwüstlicher Beweglichkeit vertrat, galten allseits als eine
nswerthe Erscheinung. Als ein Beispiel in letzterer Richtung sei nur
Eingreifen zur Aufrechthaltung des Legalisirungszwanges und zur weiteren
ehnung des Militär-Relictengesetzes im J. 1890 erwähnt.
Aus dem Herrenhause heraus gelangte H. bei der ersten Präsentation für
Reichsgericht durch die Allerhöchste Entschließung vom 9. Juni 1869 in
Tribunal. H. stand damit am Abende seines Lebens vor einer ganz
Aufgabe; denn Sache dieses Gerichtshofes war es, die in Oesterreich und
anderwärts fast unbekannte Rechtsprechung auf dem Gebiete des öffent-
Rechtes ins Leben zu führen. Wenn es dem Reichsgerichte gelungen ist,
Problem erfolgreich zu verwirklichen, dann ist dies gewiß insbesondere
's Verdienst, und zwar schon deshalb, weil er nicht nur durch mehr als
Jahre ununterbrochen dem Gremium angehörte, sondern auch diese ganze Zeit
urch, auf Grund neunmaliger Wahl durch das Collegium, die Geschäfte des
ständigen Referenten führte. Bei H. kam aber noch das Zweite dazu,
wenn bei ihm eine Berufsarbeit ohnehin niemals zum Handwerk herab-
konnte, hier die Höhe der Aufgabe des Tribunals im Ganzen wie ge-
en war, um seiner eindrucksfähigen Natur jeden Einzelfall als einen be-
amen erscheinen zu lassen. So hat H. nach dem Zeugniß von competen-
Seite seines r. g. Amtes „mit einer unverwüstlichen Arbeitslust und
itskraft und mit einer Begeisterung für die Sache gewaltet, welche jeden
ling beschämen konnte und an welcher die Jahre spurlos vorübergegangen
."
Das Urtheil, was das Reichsgericht und mit ihm sein erster ständiger
ent geleistet, hat H. überdies der Nachwelt durch die von ihm heraus-
ene „Sammlung der Erkenntnisse des k. k. Reichsgerichtes" (Wien, Manz,
—V; Wien, Hölder, Bd. VI—IX) erleichtert. In den Vorreden zu diesen
Bänden ist Hye's persönlicher Standpunkt in den principiellen Fragen
g. Judicatur, namentlich über das Verhältniß zwischen Reichsgericht
Verwaltungsgerichtshof, umständlich zur Entwicklung gelangt. Prüft man
g. Erkenntnisse an der Hand dieses Wegweisers, so tritt der individuelle
uß Hye's auf die r. g. Judicatur, wenn möglich, noch deutlicher hervor
urch die seine Autorschaft verrathende Fassung der Entscheidungsgründe
Erkenntnisse selbst. Man kommt dann mit Sicherheit zu folgendem
sse. H. mußte nach seinem ganzen Naturell von vorneherein eher ein
d ausdehnender als einschränkender Interpretation der Befugnisse des
gerichtes sein; er ist daher, von dem Streben nach Entwicklung des Reichs-
ts durchdrungen, litterarisch sowol als parlamentarisch mit der ganzen
seiner Persönlichkeit dafür eingetreten, die Einsetzung eines besonderen
altungsgerichtshofes durch eine gesetzgeberische Ausgestaltung des Reichs-
tes (und obersten Gefällsgerichtes) überflüssig zu machen. Wenn es nun
zur Errichtung des Verwaltungsgerichtshofes kam und das Reichsgericht
m zu einer Einschränkung seiner Competenz nicht gelangte, dann hat H. an
m gewiß hervorragenden Antheil genommen. Jedenfalls konnte H. es als
ph verzeichnen, daß das Reichsgericht in der vielbestrittenen Anspruchs-
tur seinen Standpunkt dem Verwaltungsgerichtshofe gegenüber beharrlich
lt. Daß das Reichsgericht in der Fällung des ihm allein zustehenden
nnatorischen, mit Executionskraft versehenen Urtheils nicht gehemmt sein
weil administrativ über den Anspruch entschieden wurde und dem Ver-
ngsgerichtshof das Erkenntniß über diese Administrativentscheidung zu-

steht, dieser die r. g. Judicatur beherrschende Grundsatz fällt sichtlich mit Hye's Anschauungen zusammen. Dieser Grundsatz war es, welcher in den ersten Zeiten des Reichsgerichtes die Durchsetzung der Beamtenansprüche und später insbesondere jene der Seelsorgeransprüche gegen den Staat möglich gemacht hat; daß hier mit der Vertretung der Rechtsidee zugleich die Verwirklichung von Geboten der Humanität gegeben war, bildete natürlich für Hye's Seele nur einen neuen Quell der höchsten Befriedigung.

Aber auch in der zweiten Sphäre der r. g. Competenz, in der politischen Judicatur, ist vor allem eine Gruppe von Erkenntnissen zu finden, welche deutlich Hye's Einfluß verräth; es sind dies die Erkenntnisse in Fragen des nationalen Rechts. Daß das Reichsgericht sich muthig entschloß, dem Grundsatz nationaler Freiheit und Gleichberechtigung, welchen die Verfassung im J. 1867 in sich aufgenommen, wenigstens eine beschränkte praktische Geltung zuzuerkennen, das ist nach der Fassung der Ausschlag gebenden Erkenntnisse in erster Linie gewiß von H. ausgegangen. Es war H. in seiner Auffassung der Dinge eben unbegreiflich, daß der höchste Gerichtshof Oesterreichs in Fragen des öffentlichen Rechtes zu der Judicatur über jene Streitfälle nicht berufen sein sollte, welche mehr als alle anderen dem politischen Kampfe entstammen. Er lebte dabei vielleicht auch der Hoffnung, daß die aus der Judicatur des Reichsgerichtes sich entwickelnden Rechtssätze die Bausteine bilden könnten zu einem dem Kampfe der Parteien entrückten österreichischen Sprachenrechte, und die unerwartete Anfechtung dieser Judicatur von nahestehender Seite hat ihn bei seiner Gefühlswärme daher tief verwundet.

Die rastlose Wirksamkeit Hye's am Abende seines Lebens, im Dienste der Humanität und des Staates, hatte in erfreulicher Weise auch vielfache äußere Anerkennung zur Folge. Der siebzigste und achtzigste Geburtstag, das fünfzigjährige und sechzigjährige Doctorjubiläum waren Ereignisse, welche aus weiten Kreisen Kundgebungen der Liebe und Werthschätzung weckten und neue Ehren brachten. Im J. 1886 erfolgte die Verleihung des Ehrenbürgerrechtes durch die Stadt Wien, die Feier des 80. Geburtstages wurde durch die Verleihung der Kanzlerwürde des Ordens der eisernen Krone von Seite des Monarchen erhöht und an den Beginn des 25. Referentenjahres bei dem Reichsgerichte schloß sich die Allerhöchste Verleihung des Großkreuzes des Leopoldordens an. Vielleicht noch mehr als durch alle diese Auszeichnungen fühlte sich aber H. durch das Allerhöchste Handschreiben gehoben, welches im letzten Jahre seines Lebens an ihn als Präsidenten des Denkmalcomités der Befreiung Wiens von der Türkengefahr des Jahres 1683 gerichtet wurde. „Ich beglückwünsche Sie dazu“, so heißt es in dem Allerhöchsten Handschreiben vom 13. September 1894, „daß es Ihnen vergönnt war, am Abende Ihres in verschiedenen Wirkungssphären des öffentlichen Dienstes rastlos thätigen Lebens sich an der Vollendung eines unter Ihrer umsichtigen Leitung und Fürsorge zu Stande gebrachten Werkes zu erfreuen, welches in seiner edlen künstlerischen Gestaltung der Größe der ihm zu Grunde liegenden historischen Erinnerungen sich als vollkommen würdig darstellt. Der erzielte glänzende Erfolg möge Sie für die viele, während einer langen Reihe von Jahren der Durchführung des pietätvollen und patriotischen Unternehmens gewidmete Mühe und Arbeit entschädigen, für welche auch Ich Ihnen Dank und volle Anerkennung ausspreche.“

Dieses Allerhöchste Handschreiben war das letzte Denkzeichen von Hye's öffentlichem Wirken. Die erstaunliche Arbeitskraft Hye's, welche sich so lange ungebrochen erhalten, hatte in den letzten Jahren insofern eine Minderung erfahren, als eine Schwächung des Sehvermögens hemmend dazwischentrat. Seit

1890 hatte H. daher begonnen, sich aus dem Vereinsleben zurückzuziehen, und im J. 1894 machte er sich schon mit dem Gedanken vertraut, mit Abschluß des Trienniums das Referat im Reichsgericht aufzugeben; er wollte aber, und dies ist für seine Lebensfreudigkeit bezeichnend, auch dann noch als Mitglied im Reichsgericht verbleiben. Da trat die Krankheit ein, welche schon die Theilnahme an der Octobersession 1894 verhinderte; die Operation, welcher sich der Greis noch muthig unterzog, konnte die Rettung nicht bringen und am 9. December 1894 machte der Tod diesem reichen und, man kann wol sagen, in seltener Weise glücklichen Leben ein Ende.

Die sterbliche Hülle Hye's ruht, seiner testamentarischen Anordnung entsprechend, in heimathlicher oberösterreichischer Erde in der Familiengruft zu Steinhaus; in Wien, an der Stätte seines langjährigen Wirkens, versammelten sich seine Freunde und Verehrer am 5. Mai 1895 zu einer von dem juridischen Doctorencollegium angeregten Gedächtnißfeier und hier, in den Arkaden der Universität, wurde am 5. November 1899 sein derselben Initiative entstammendes Denkmal enthüllt. So weit übrigens die Werke des Lebens ein Denkmal bauen, ist ein solches für H. zunächst von selbst vorhanden an all jenen zahlreichen Stätten und in den Herzen all jener Ungezählten, mit welchen ihn sein humanitäres Wirken verknüpfte; es fehlt für ihn aber auch nicht in der großen Ruhmeshalle Oesterreichs. H. war ein echter Sohn Deutsch-Oesterreichs, mit den leuchtenden Vorzügen und mit den Schwächen seines Stammes; an seiner engeren Heimath und an dem großen Staate Oesterreich, der nach seiner Auffassung in erster Linie ein geschichtliches Werk seiner Stammesgenossen war, hing er mit allen Fasern seines Herzens. Und so kann es nur als die schönste Erfüllung seines Lebenszieles gelten, daß sein Name untrennbar verknüpft ist mit der österreichischen Geschichte, soweit sie von dem Vormärz in die Gegenwart hereinreicht; es ist ihm vergönnt gewesen, der Wissenschaft und Lehre des österreichischen Rechtes, der Gesetzgebung, Verwaltung und Rechtsprechung des österreichischen Staates die Spuren seines Geistes und seiner idealen Lebensauffassung mit unvertilgbaren Zügen einzuprägen.

Wurzbach, Biographisches Lexikon IX, 458—461. — Die feierliche Sitzung der kais. Akademie der Wissenschaften am 30. Mai 1895, S. 23 u. ff. — Anton Springer, Geschichte Oesterreichs seit dem Wiener Frieden 1809, II, 184 u. ff. — Reschauer-Smets, Das Jahr 1848. Geschichte der Wiener Revolution. Bd. I, S. 158 u. ff. — (Helfert), Aus Böhmen nach Italien. März 1848, S. 23 u. ff. — Hans Kudlich, Rückblicke und Erinnerungen I, 172 u. ff. — Franz Schuselka, Deutsche Fahrten, II, Während der Revolution, S. 61 u. ff. — Ferdinand Graf von Beust, Aus drei Vierteljahrhunderten II, 101 u. ff. — Dr. Cölestin Wolfsgruber, Cardinal Rauscher, S. 192, 195. — Leopold von Hasner, Denkwürdigkeiten, S. 43, 123, 124. — Leitmaier, Oesterreichische Gefängnißkunde, S. 183 u. ff. — Dr. Julius Glaser, Studien zum Entwurf des österreichischen Strafgesetzes, S. III u. ff. — Dr. S. Mayer, Handbuch des österreichischen Strafproceßrechtes I, 201 u. ff. — Acten des Justizministeriums. — Handschriftlicher Nachlaß.

Hugelmann.

Gabelentz *): Hans Georg Conon von der G., Sprachforscher und Sinolog, wurde am 16. März 1840 als zweiter Sohn des nachmaligen herzoglich sächsischen Wirkl. Geheimen Raths Hans Conon v. d. G. zu Poschwitz im Herzogthum Sachsen-Altenburg geboren. Bis zu seinem 16. Lebensjahre im elterlichen Hause erzogen, besuchte er von 1855 bis 1859 das herzogliche Gymnasium zu Altenburg, nach dessen Absolvirung er von 1859 bis 1863 zuerst in Jena, darauf in Leipzig vornehmlich rechts- und staatswissenschaftlichen Studien oblag. Im J. 1864 trat er in den königlich sächsischen Staatsdienst, in welchem er bis zum Jahre 1878 nacheinander als Accessist, Hülfsreferendar, Referendar, Auditor und Assessor in Dresden, Leisnig, Leipzig, Chemnitz und wieder in Dresden thätig gewesen ist. Dazwischen ist er vom 1871—1872 commissarisch in der reichsländischen Verwaltung zu Straßburg und Mülhausen i. E. verwendet worden.

So sehr ihn jedoch sowol das juristische Studium wie auch später der dienstliche Wirkungskreis nach seinen eigenen Worten interessirte: seine innersten Neigungen gehörten dennoch einem anderen Gebiete an. Schon frühzeitig begann in ihm als väterliches Erbtheil eine ungewöhnliche Begabung und leidenschaftliche Begeisterung für das Sprachstudium hervorzutreten, und was er als Knabe versprach, hat er als Mann gehalten. Gern und nicht ohne berechtigten Stolz pflegte er zu erzählen, daß eine kleine Arbeit über die Verwandtschaft des Chinesischen und Siamesischen, die er als Gymnasiast verfaßt hatte, von August Schleicher in dessen Colleg über vergleichende Sprachforschung in anerkennender Weise erwähnt worden sei. So unterließ er denn nicht, sich neben seinen juristischen Fachstudien auch eifrig unter Herm. Brockhaus' Leitung mit dem Sanskrit zu beschäftigen. Den mächtigsten und nachhaltigsten Einfluß auf seine linguistische Ausbildung hat jedoch unstreitig sein Vater ausgeübt. Wie viel er dessen Anregung und methodischer Leitung verdankte, hat er selbst dankbar bekannt in seinem pietätvollen Aufsatze: „Hans Conon von der Gabelentz als Sprachforscher" (Ber. d. philol.-hist. Classe der Kgl. Sächs. Ges. d. Wiss., Sitzung am 11. Dec. 1886). Er erzählt darin, wie er als achtjähriger Knabe Englisch zu lernen begann und dabei die Wahrnehmung machte, daß im Englischen immer th für deutsches d zu stehen schien. Diese für einen Knaben von acht Jahren erstaunliche Beobachtung, die bereits an der Klaue den Löwen erkennen ließ, gab dem Vater Veranlassung, ihn in einer für das kindliche Verständniß geeigneten Form in die Geheimnisse der Lautverschiebung einzuführen. „Zwölf oder dreizehn Jahre alt mochte ich sein", fährt er dann fort, „als er mir erlaubte Eichhoff's Vergleichung der Sprachen von Europa und Indien zu lesen, ein Buch, das ich halbwegs verstehen und namentlich recht genießen konnte. Etwa ein Jahr später gab er mir Bopp's vergleichende Grammatik in die Hand, und ich habe wol den größten Theil davon mit Wonne gelesen. Eine eigentliche Anleitung zum Verständnisse gab er mir nicht, eher dann und wann auf Befragen einzelne Erläuterungen. Ueberhaupt ließ er mir immer die Initiative, ging nur mehr oder weniger auf meine Wünsche und Interessen ein und gab ihnen höchstens die Richtung, die ihm dienlich schien. So mochte er es gern, wenn wir Geschwister einander und ihm selbst spielweise Dechiffriraufgaben stellten, und als ich eine Sprache nach seiner Methode aus Texten zu erlernen wünschte, gab er mir die Genesis in Grebo und einige Anleitung zur Anlage von Collectaneen, — das Weitere überließ er mir. Später, etwa in meinem sechszehnten Jahre, ließ er mich zur Uebung und Unterhaltung einige Seiten neuseeländische Texte mit Ueber-

*) Zu Bd. XLIX, S. 236.

ıng leſen und danach einen Abriß der Grammatik verfaſſen. Da ich Chineſiſch lernen wünſchte, ſchenkte er mir zu meinem ſechszehnten Geburtstage Ré- ſat's Élémens. Als ich dieſe durchgearbeitet hatte, gab er mir St. Julien's sgabe und Ueberſetzung des Meng-tsï zur Lectüre, faſt gleichzeitig aber auch en Exercices pratiques".

Ich habe dieſen Paſſus wörtlich angeführt, weil er für den Sohn nicht der charakteriſtiſch iſt als für den Vater. Erſt wenn man die Entſtehung den Entwicklungsgang ſeiner linguiſtiſchen Studien kennt, wird man rg v. d. G. in ſeiner Eigenart als Forſcher wie als wiſſenſchaftliche Per- lichkeit richtig beurtheilen können: ſowohl ſeine Vorzüge wie auch ſeine ängel finden hier ihre Erklärung.

Obwol er alſo gewiſſermaßen in der Schule ſeines Vaters aufwuchs, hat dennoch dieſer ſelbſt, indem er ihm „immer die Initiative ließ", vor der fahr geiſtiger Abhängigkeit zu ſchützen gewußt. So wird es begreiflich, wie ide trotz der Gleichartigkeit von Talent und Neigung nichtsdeſtoweniger in Art wie jeder von ihnen ſeine Aufgabe erfaßt und durchführt, die auf- lendſte Verſchiedenheit zeigen. Beide ſind in gleicher Weiſe beſtrebt, einen glichſt allumfaſſenden Einblick in die verſchiedenſten Typen des Sprachbaues gewinnen, wobei ſie in der Regel den mühſamen, aber ſicheren Weg eigener obachtung einſchlagen und den zu erforſchenden Sprachen lieber durch das mittelbare Studium von Texten als durch die Vermittlung von Gramma- en, ſofern ſolche vorhanden waren, zu Leibe gehen. Aber wenn der Vater zufrieden gab, ſobald es ihm gelungen war, die auf inductivem Wege ge- ndenen Sprachformen in die Rubriken der landläufigen grammatiſchen Kate- rien einzuordnen, iſt der Sohn vor allem darauf bedacht, ſich nach Möglichkeit n jedem vorgefaßten Schema frei zu halten, um der Fülle der Erſcheinungen recht zu werden und ſie aus ſich heraus zu erklären. Dabei kam ihm freilich ben einer geradezu erſtaunlichen Combinationsgabe ein Sprachgefühl von ltener Feinheit zu Hülfe, vermöge deſſen er oft im Stande war, gleichſam uitiv zu errathen, was dann erſt durch nachträgliche Analyſe als richtig wieſen werden konnte. Während ferner Hans Conon bei ſeiner Abneigung gen philoſophiſche Betrachtungsweiſe Verallgemeinerungen mit ängſtlicher heu aus dem Wege ging, fühlt ſich Georg gerade zu den Fragen der all- meinen Grammatik und der Sprachphiloſophie unwiderſtehlich hingezogen. ründliche philoſophiſche Bildung, verbunden mit dialektiſcher Gewandtheit d logiſcher Prägnanz des Ausdrucks ſind Vorzüge, durch welche ſich die eiſten ſeiner Arbeiten auszeichnen, — Vorzüge, die er nach ſeinem eigenen ſtändniß in erſter Linie der Einwirkung Kuno Fiſcher's zu verdanken laubte, wie denn auch deſſen Logik und Geſchichte der neueren Philoſophie zu inen Lieblingsbüchern gehörten, in die er ſich gern immer wieder vertiefte. – Endlich tritt die individuelle Verſchiedenheit Beider mit beſonderer Schärfe ihrer Schreibweiſe hervor. Hans Conon ſchreibt ſachlich und klar, ohne h im übrigen um die äußere Form der Darſtellung zu kümmern, und ſo nz unrecht hatte er wol nicht, wenn er klagte, „daß er die trockene Pedanterie s amtlichen Geſchäftsſtiles nimmer überwinden könne"; der Sohn hingegen jederzeit bemüht, auch den ſprödeſten Stoff in eine künſtleriſche Form zu ßen, wobei freilich ſein Stil, namentlich in ſeinen früheren Arbeiten, nicht mmer ganz frei von Manierirtheit erſcheint.

Georg v. d. G. pflegte im Hinblick auf die „Lautſchieber", wie er ſcherz- eiſe diejenigen unter den Indogermaniſten bezeichnete, die ſich ausſchließlich it dem Lautweſen der Sprache befaßten, daß ihre Forſchung gerade dort ufhörte, wo die Sprache als Ausdruck des Gedankens überhaupt erſt inter-

essant zu werden anfinge, und er fügte dann auch wol die boshafte Bemerkung hinzu, daß diese geflissentliche Nichtbeachtung der Syntax sich oft genug an der Schreibweise jener Sprachforscher bitter rächte. So ist es denn gewiß bezeichnend für sein mehr der inneren als der äußeren Form der Sprache zugewandtes Interesse, daß eine seiner frühesten Schriften (er hatte bis dahin nur eine kurze Anzeige einiger Mandschu-Drucke im XIV. Bde. der Zeitschr. d. Deutschen morgenl. Gesellsch., 1860, und eine Notiz über die Conjugation im Dayak, ebendas. Bd. XVI, 1862, veröffentlicht) den Titel: „Ideen zu einer vergleichenden Syntax" trägt (Zeitschr. f. Völkerpsychologie u. Sprachwissensch., hrsg. von Lazarus u. Steinthal, Bd. VI, 1869). Er sucht darin die Lehre von dem psychologischen Subject und Prädicat zu begründen und zugleich den für die Wortstellungsgesetze wichtigen Nachweis zu führen, daß das psychologische Subject als der eigentliche Gegenstand des Gedankens stets die erste, das psychologische Prädicat hingegen, als dasjenige, was der Angeredete über jenen Gegenstand zu denken veranlaßt werden soll, stets die zweite Stelle im Satze einnehme. In einem sechs Jahre später erschienenen Aufsatze „Weiteres zur vergleichenden Syntax" (ebendas. Bd. VIII, 1875) behandelt er dann noch einmal dasselbe Thema, indem er es jedoch auf Grund eines um gleich umfassenderen Sprachenmaterials zugleich erweitert und vertieft. Dieser zuerst von ihm ausgesprochene Gedanke, ursprünglich aus seinen japanischen Studien hervorgegangen, hat sich in der Folge als überaus fruchtbar erwiesen, und er selbst ist später des öfteren auf jene beiden psychologisch-grammatischen Kategorien zurückgekommen, — so besonders in der großen „Chinesischen Grammatik" und in der „Sprachwissenschaft".

Es liegt auf der Hand, daß die einmal eingeschlagene Richtung ihn geradeswegs auf das Chinesische hinleiten mußte als auf diejenige Sprache deren Grammatik ausschließlich auf der Wortstellung beruht, also, mit anderen Worten, reine Syntax ist. Im J. 1876 erschien denn auch als erster Versuch auf sinologischem Gebiete seine Promotionsschrift, für die ihm die Leipziger philosophische Facultät die Doctorwürde verlieh; sie trägt den Titel: „Thai-kih-thu, des Tscheu-tsï Tafel des Urprinzipes, mit Tschu-hi's Commentar nach dem Hoh-pih-sing-li, Chinesisch mit mandschuischer und deutscher Uebersetzung, Einleitung und Anmerkungen" (Dresden). Werthvoll als ein Beitrag zur Kenntniß der damals noch sehr wenig bekannten chinesischen Naturphilosophie aus deren Blüthezeit, ist die Arbeit zugleich lehrreich durch die sorgfältige grammatische Analyse des Textes.

Im J. 1878 wurde G. als Extraordinarius an die Universität Leipzig berufen. Damit war sein Lieblingswunsch erfüllt, und er konnte fortan ganz und mit ungetheilter Kraft seiner Wissenschaft leben. Von nun an wendete er sich mit voller Energie dem Studium des Chinesischen und auch der mit diesem verwandten Sprachen zu. Im Herbste desselben Jahres, kurz vor Antritt seiner Professur, hält er auf dem Orientalistencongreß zu Florenz einen Vortrag über die Verwandtschaft der indochinesischen Sprachen („Sur la possibilité de prouver l'existence d'une affinité généalogique entre les langues dites indochinoises", Atti del IV. Congr. Intern. degli Orientalisti vol. II, p. 283—295, Firenze 1881), in welchem er bereits auf gewisse lautgeschichtliche Erscheinungen in diesen Sprachen hinweist, die er später in der Einleitung zu seiner chinesischen Grammatik mit größerer Ausführlichkeit behandelt. Schon Stan. Julien hatte auf die Vorliebe der Chinesen für Satzperioden, die sich in Theile von gleicher Gliederzahl zerlegen lassen, und auf die Bedeutung dieser Eigenthümlichkeit für die grammatische Analyse hingewiesen; dasselbe Thema behandelt G. in dem kleinen Aufsatze: „Ein Probe-

ück vom chinesischen Parallelismus" (Zeitschr. f. Völkerpsychologie u. Sprach=
issensch., Bd. X, 1878).

Ungleich bedeutsamer ist jedoch sein „Beitrag zur Geschichte der chinesi=
hen Grammatiken und zur Lehre von der grammatischen Behandlung der
hinesischen Sprache" (Zeitschr. d. deutschen morgenl. Gesellsch., Bd. XXXII,
878) als der erste methodologische Versuch dieser Art. Nach einer gedrängten
ritischen Uebersicht der bis dahin erschienenen chinesischen Grammatiken kommt
G. im zweiten Theile des Aufsatzes auf die Aufgaben der grammatischen Be=
andlung des Chinesischen zu sprechen und begründet darin die Forderung,
daß die grammatische Darstellung die Sprache als eine Gesammtheit von Er=
scheinungen aufzufassen, diese jedoch nach zwei getrennten Gesichtspunkten zu
betrachten habe: einmal im Hinblick auf die Mittel, welche die Sprache als
Factoren des Gedankenausdrucks besitzt, und dann in Rücksicht auf das Ver=
hältniß dieser Mittel zu den verschiedenen Möglichkeiten der Gedankenver=
knüpfungen. Der erste Gesichtspunkt leitet uns beim Uebersetzen aus einer
fremden Sprache in die eigene, der zweite, wenn wir uns einer fremden
Sprache bedienen wollen (vgl. auch den kurzen Vortrag: „On a new Chinese
Grammar" in den Verhandlungen des V. Internat. Orientalisten=Congresses
II, II, Berlin 1882). Das hier aufgestellte Programm hat G. bald darauf
in seiner „Chinesischen Grammatik mit Ausschluß des niederen Stiles und der
heutigen Umgangssprache" (Leipzig 1881) durchgeführt.

Um die wissenschaftliche Bedeutung dieses Werkes nach Verdienst zu
würdigen, muß man sich gegenwärtig halten, was bisher auf diesem Gebiete
geleistet worden war. An chinesischen Grammatiken war zwar nachgerade kein
Mangel, aber keine von ihnen, mit alleiniger Ausnahme von Schott's bahn=
brechender „Chinesischer Sprachlehre" (1857), bot mehr als eine mehr oder
weniger brauchbare Anleitung zum Uebersetzen aus dem Chinesischen. Aber
auch Schott's Buch war doch im Grunde eher eine Abhandlung über chinesische
Grammatik als eine solche selbst. Das Lob, welches G. ihm spendet, daß er
der chinesischen Grammatik eine Form gegeben habe, welche keine andere Vor=
aussetzung kennt als den Bau der Sprache selbst, gebührt ihm selber in un=
gleich höherem Maße. Schon durch die Gliederung in ein analytisches und
ein synthetisches System, wie sie in diesem Buche, entsprechend der in der
soeben erwähnten Abhandlung geforderten Zweitheilung, durchgeführt ist, er=
scheint hier die Sprache in einer völlig neuen Darstellung. Besonders aber ist es
die Lehre von den Partikeln, die Alles, was bis dahin in der Behandlung
dieses für die chinesische Grammatik so wichtigen Capitels versucht worden war,
weit hinter sich zurückläßt. Hier gerade zeigt sich so recht die vollendete
Meisterschaft in der psychologischen Analyse, wenn man damit die unbeholfen
tastenden Versuche eines St. Julien, des größten Sinologen seiner Zeit, ver=
gleicht, der sich in seiner „Syntaxe nouvelle" damit begnügt, untereinander
verwandte Einzelfälle einfach zu registriren, statt ihren inneren Zusammenhang
aufzudecken. Und welcher Reichthum an neuen Gesichtspunkten für die Be=
urtheilung nicht nur der Lautgeschichte des Chinesischen, sondern auch seiner
Stellung im Kreise verwandter Sprachen in dem einleitenden Abschnitt: „Laut=
geschichtliche und etymologische Probleme"! Doppelt erstaunlich erscheint jedoch
das Buch als wissenschaftliche Leistung, wenn man in Betracht zieht, daß
Gabelentz' Belesenheit in der chinesischen Litteratur sich in verhältnißmäßig
recht engen Grenzen bewegte. Gewiß verlangen manche Einzelheiten eine Be=
richtigung oder Ergänzung, aber als Ganzes genommen liegt hier eine gram=
matische Darstellung vor, die so leicht nicht überboten werden dürfte, und mit
vollem Recht sagt daher Conrady in seinem schönen Nachruf (Beil. zur Allg.

Zeitung, 1893, Nr. 303): „In der That ist die ‚Chinesische Gramma nicht nur grundlegend für die Sinologie: sie reicht auch über den Rahm der Einzelsprache weit hinaus in das Gebiet der allgemeinen Sprachwiss schaft".

Da indeß die „Chinesische Grammatik" schon allein durch ihren Umfan als Einführung in das Studium der Sprache wenig geeignet erschien, li G. ihr bald die „Anfangsgründe der chinesischen Grammatik mit Uebungs stücken" (Leipzig 1883) folgen, die in gedrängter Form eine übersichtliche Zu sammenstellung alles dessen enthalten, was für die Lectüre leichterer Text unerläßlich ist. Das Buch ist jedoch nicht etwa ein bloßer Auszug aus de größeren Werke, vielmehr bietet es eine von diesem durchaus abweichende selbständige Behandlung des Gegenstandes. Galt es dort der Sprache al einer Gesammtheit von Erscheinungen zugleich in allen ihren Theilen durc eine erschöpfende wissenschaftliche Darstellung gerecht zu werden, so hatten hie in erster Linie didaktische Erwägungen den Ausschlag zu geben. Zum Unter schied von der großen Grammatik wird in den „Anfangsgründen" überdie auch die neuere Sprache und der niedere Stil berücksichtigt. Leider hatte si aber G. damit an ein Gebiet herangewagt, welches er nur sehr ungenüge beherrschte, so daß gerade dieser Abschnitt äußerst dürftig ausgefallen ist u dem Buche eher zum Mangel als zum Vortheil gereicht.

Außer den „Anfangsgründen" schließen sich noch eine Anzahl kleiner einschlägiger Arbeiten mehr oder weniger unmittelbar an das Hauptwerk a Theils sind es Ergänzungen und Berichtigungen der großen chinesisch Grammatik, wie der kleine Aufsatz; „Some Additions to my Chinese Gram mar" (Journ. of the China Branch of the R. As. Soc., New Series, XX Shanghai 1886) und die sehr reichhaltige Monographie: „Beiträge zur Chin sischen Grammatik. Die Sprache des Čuang-tsï" (Abh. d. philol.-hist. Cl. Kgl. Sächs. Ges. d. Wissensch., Bd. X, Nr. VIII, Leipzig 1888), theils be handeln sie methodologische Fragen, wie die Entgegnung auf F. Misteli' „Studien über die chinesische Sprache": „Zur chinesischen Sprache und zu allgemeinen Grammatik" (Intern. Zeitschr. f. allgem. Sprachwissenschaft, hrsg von F. Techmer, Bd. III, Leipzig 1887). Und hierher gehört auch die klein Studie: „Zur grammatischen Beurtheilung des Chinesischen" (ebenda Bd. I 1884), eine äußerst feine und scharfsinnige kritische Untersuchung über di grammatischen Kategorien des Chinesischen, die meines Erachtens das Best ist, was je über den grammatischen Bau dieser Sprache geschrieben wurde un zugleich ein Muster formvollendeter wissenschaftlicher Darstellung. Mit de chinesischen Philosophie befassen sich die Abhandlungen: „Ueber das taoistisch Werk Wen-tsï" (Berichte d. Kgl. Sächs. Ges. d. Wissensch., philol.-hist. Cl. 1887), „Ueber den chinesischen Philosophen Mek Tik" (ebenda 1888) un „Der Räuber Tschik, ein satirischer Abschnitt aus Tschuang-tsï" (ebend 1889), eine mustergültige Uebersetzungsprobe aus einem der schwierigster Schriftsteller der chinesischen Litteratur. Hin und wieder wendet sich G. auc an einen größeren Leserkreis, wie z. B. in seiner Leipziger Antrittsrede: „Di ostasiatischen Studien und die Sprachwissenschaft" (Unsere Zeit 1881) sowi in den beiden Essays: „Ueber Sprache und Schriftthum der Chinesen" (ebend 1884) und „Confucius und seine Lehre" (Leipzig 1888).

Aber so sehr auch das Chinesische für G. den Mittelpunkt seiner Inter essen bildet, so werden doch anderweitige linguistische Studien darüber keines wegs vernachlässigt. Seit jeher hatte er sich begreiflicherweise mit besondere Vorliebe den Sprachen der Südseevölker zugewandt: mußte ihm doch di Pflege speciell dieses Sprachgebietes geradezu als ein väterliches Vermächtni

cheinen. Mit Unterbrechungen kehrte er daher immer wieder zu den längst
onnenen Vorarbeiten zurück, und als die Frucht eines langjährigen Sammel-
ßes erschienen endlich die mit A. B. Meyer gemeinsam herausgegebenen
eiträge zur Kenntniß der melanesischen, mikronesischen und papuanischen
rachen, ein erster Nachtrag zu Hans Conon's von der Gabelentz Werke die
anesischen Sprachen" (Abh. d. philol.-hist. Cl. d. Kgl. Sächs. Ges. d.
ensch., Bd. VIII, Nr. IV, Leipzig 1882). Es wird darin auf Grund
r lexikalischen Vergleichung von 78 Idiomen der Nachweis geliefert, daß
melanesischen Sprachen als aus der Vermischung einer Negritorace mit
aio-polynesischen Elementen hervorgegangen zu betrachten seien. Im darauf-
nden Jahre veröffentlichte er, gleichfalls im Verein mit A. B. Meyer:
iges über das Verhältniß des Mafoor zum Malayischen" (Bijdragen tot
aal-, land- en volkenkunde van Neerl. Indië, 1883) und kommt auch
ieser sprachvergleichenden Untersuchung zu dem Ergebniß, daß die Ueber-
immungen zwischen dem Mafoor und den malayischen Sprachen so weit-
nd seien, als daß an eine Entlehnung im gewöhnlichen Sinne des Wortes
zu denken sein dürfte. In der Abhandlung: „Einiges über die Sprachen
Nicobaren-Insulaner" (Ber. d. Kgl. Sächs. Ges. d. Wissensch., 1885)
te er dann noch den Nachweis, daß diese Idiome der indonesischen Sprachen-
beizuzählen seien.

Neben all diesen einzelsprachlichen und sprachvergleichenden Arbeiten hat
ie Fragen der allgemeinen Sprachwissenschaft nie aus dem Auge ver-
. Die Frucht seiner Studien auf diesem Gebiete war sein letztes größeres
: „Die Sprachwissenschaft, ihre Aufgaben, Methoden und bisherigen Er-
isse" (Leipzig 1891), von dem inzwischen (1901) eine vom Grafen A. von
Schulenburg herausgegebene zweite, verbesserte und vermehrte Auflage er-
en ist. Einen Abschnitt daraus: „Stoff und Form in der Sprache"
G. bereits in den Ber. d. Kgl. Sächs. Ges. d. Wissensch. 1889 ver-
tlicht. Das Buch ist, wie er selbst in der Vorrede betont, in einer
ren Reihe von Jahren mit großen Unterbrechungen entstanden, und seine
le sind keineswegs in der Reihenfolge verfaßt, in der sie vorliegen. Was
eben beschäftigte, wurde, sobald es ihm reif schien, als Aufsatz nieder-
rieben, und mit der Zeit entstand der Plan des Ganzen. Er selbst sah
daß die Spuren einer solchen Entstehung sich kaum verwischen ließen,
in der That kann nicht geleugnet werden, daß die einzelnen Abschnitte
Buches nicht nur verschiedenartig in der Darstellung, sondern auch ver-
enartig in der Ausführung gerathen sind. Mit Recht werden ihm die
germanisten vorhalten, daß er der vergleichenden Sprachforschung im
en Sinne doch allzu sehr als unbetheiligter Zuschauer gegenübergestanden
und daher hin und wieder die Vorzüge einer streng methodischen Schulung
issen lasse; und mit gleichem Rechte wird man ihm den Vorwurf nicht
ren können, daß er die Ergebnisse der neueren Psychologie nicht gebührend
sichtigt habe. Aber dennoch bleibt gerade dieses Buch trotz all' seinen
geln ein κτῆμα ἐς ἀεί: einmal durch die reiche Fülle von Anregungen
schöpferischen Gedanken, die es enthält, — dann aber auch dank dem Um-
, daß sein Verfasser mit der unendlichen Mannichfaltigkeit der ver-
ensten Gebilde menschlichen Sprachbaues vertrauter war als irgend ein
er seiner Zeitgenossen. Und diese Vertrautheit schöpfte er nicht etwa aus
matischen Lehrsystemen, sondern, wo immer er dazu in der Lage war,
dem selbständigen Studium von Texten. „Wer das Schwimmen lernen
muß selbst ins Wasser gehen", pflegte Georg v. d. G. zu sagen, und
and hat diesen Grundsatz treulicher befolgt als er. Daraus erklärt sich

auch der Charakter des unmittelbar Erlebten, der diesem Buche nicht nur e
so unvergänglichen Reiz verleiht, sondern ihm auch einen bleibenden Pla
der Geschichte der Sprachwissenschaft sichert.

Im Herbste des Jahres 1889 wurde er als ordentlicher Professor an
Berliner Universität berufen und als Schott's Nachfolger zum Mitgliede
dortigen Akademie der Wissenschaften gewählt. Aber die Hoffnungen und
wartungen, die sich an diese Berufung geknüpft hatten, sollten sich leider
erfüllen. Gleichzeitig mit der Uebersiedlung nach Berlin traf ihn ein schw
häusliches Ungemach: nach einer siebzehnjährigen, anscheinend glücklichen Ehe
er sich plötzlich zur Scheidung genöthigt. Dieser herbe Schlag, der ihn t
sächlich völlig unvorbereitet traf, warf ihn zunächst völlig nieder, und
Ueberfluß stellten sich schon damals die Vorboten eines tückischen körperli
Leidens ein, das zwar durch ärztliche Kunst eine Zeitlang hingehalten,
nicht mehr beseitigt werden konnte. So kam es, daß mit dem Abschluß
fruchtbaren Leipziger Periode auch die Zeit productiver wissenschaftlicher Ar
ihr Ende fand. Seine Schaffenskraft war gebrochen. Zwar fällt das
scheinen der „Sprachwissenschaft" in die Berliner Zeit, doch war das B
wie erwähnt, zum größten Theile in früheren Jahren entstanden, und u
den wenigen Abhandlungen, die er in seinen letzten Lebensjahren geschri
und in den Sitzungsberichten der Kgl. Preuß. Akademie der Wissenscha
veröffentlicht hat („Vorbereitendes zur Kritik des Kuan-tsï" 1892, „Zur
urtheilung des koreanischen Schrift- und Lautwesens" 1892, „Die Lehre
vergleichenden Adverbialis im Altchinesischen" 1893 und „Baskisch und Be
risch" 1893), ist keine, die einen Vergleich mit seinen früheren Leistungen a
hielte. Nach seinem Tode erschien dann noch als opus postumum das Bu
„Die Verwandtschaft des Baskischen mit den Berbersprachen Nord-Afri
herausgegeben nach dem hinterlassenen Manuscripte durch Dr. A. C. Graf
der Schulenburg" (Braunschweig 1894). Leider muß gesagt werden, daß d
Veröffentlichung einer noch keineswegs druckreifen Arbeit nur als ein Sc
irregeleiteter Pietät erklärt und entschuldigt werden kann.

G. hat sich in Berlin wol nie so recht heimisch gefühlt und schien
dortiges Domicil, schon infolge der größeren Entfernung von seinem G
Poschwitz und den dort befindlichen reichen Schätzen der väterlichen Bibliot
immer als eine Art Exil zu empfinden, aus dem er sich, so oft er irg
konnte, in sein geliebtes Tusculum flüchtete. Noch einmal durfte er sich ei
ungetrübten Eheglücks erfreuen, aber dies Glück war leider nur von ku
Dauer: nur zu bald warf ihn sein altes Uebel aufs Krankenlager, von
er sich nicht wieder erheben sollte. Am 11. December 1893 erlöste ihn
sanfter Tod von seinen qualvollen Leiden.

Bei seiner Aufnahme in die Akademie der Wissenschaften schloß G. s
Antrittsrede (Sitzungsberichte 1890, XXXIV) mit den Worten: „Neig
und Schicksal haben mich bisher dahin geführt, an sehr verschiedenen Punk
des Globus linguarum Umschau zu halten. Oft nur sehr flüchtige Umsch
aber — das hat die Landstreicherei für sich —, überall anregende. In w
weit ich fernerhin der einen oder anderen dieser Anregungen folgen we
das hängt nur zum kleinsten Theile von meinem Willen ab". Wenn es
auch gewiß nicht leugnen läßt, daß eine so große Vielseitigkeit wie er sie
strebte, unvermeidliche Gefahren in sich birgt, so muß doch zugegeben werd
daß er auf dem Wege, den er einschlug, eine Weite des Blickes und eine U
voreingenommenheit des Urtheils erlangt hat, welche die einseitige Beschränk
auf ein engbegrenztes Specialgebiet nimmermehr gewähren kann. Sicher
hat es Sinologen genug gegeben, die ihm an philologischer Gründlichkeit

positivem Fachwissen weit überlegen waren, aber man vergesse dabei nicht, daß keiner von ihnen im Stande gewesen wäre, eine chinesische Grammatik zu schreiben, wie sie die Wissenschaft ihm verdankt. Er war ein Anreger und Pfadfinder, als Forscher wie als Lehrer. Frei von gelehrtem Dünkel besaß er den Muth des Irrthums und zugleich eine Naivetät des Gemüthes und Geistes, wie sie nur wahrhaft selbständigen Naturen eigen ist.

Der Vollständigkeit wegen seien zum Schlusse noch folgende kleinere Arbeiten erwähnt, die im Vorstehenden keine Berücksichtigung finden konnten: „Kin Ping Mei, les aventures galantes d'un épicier, Roman réaliste, trad. du Mandchou“ (Revue orient. et américaine, publ. par L. de Rosny, Paris 1879); „Zur chinesischen Philosophie“ (Wiss. Beil. d. Allg. Ztg. 1880, Nr. 92); „A. F. Pott“ (Allg. deutsche Biographie) und die Artikel in Ersch u. Gruber's Encyklopädie: Kung-fu-tse, Kuki (Volk und Sprache), Kolarische Sprachen, Kunama-Sprache, Lao-tse. Einige populäre Aufsätze zur Länder- und Völkerkunde sind in den älteren Jahrgängen des „Globus“, die meisten seiner Recensionen im „Literarischen Centralblatt“ erschienen.

Wilhelm Grube.

Gruber *): Franz Xaver G., geboren am 25. November 1787 als Sohn eines armen Leinewebers zu Hochburg im Innviertel (Oberösterreich), war von 1807—1829 Dorfschullehrer und Organist zu Arnsdorf (bei Salzburg), wo er am 24. December 1818 das von Joseph Franz Mohr (s. d.) gedichtete Weihnachtslied „Stille Nacht! Heilige Nacht!“ componirte, das er noch in der Christmette um Mitternacht desselben Tages in der Sanct Nicolai-Pfarrkirche zu Oberndorf, an der er gleichfalls den Organistendienst versah, mit dem Kirchenchor zur Aufführung brachte. Durch die Zillerthaler Sänger Geschwister Strasser kam das Lied 1832 nach Norddeutschland und wurde nunmehr bald volksthümlich. Von Arnsdorf wurde G. 1830 nach Berndorf, von dort 1835 als Stadtpfarrchorregent und Organist nach Hallein an der Salzach berufen, wo er am 7. Juni 1863 starb. Er war drei Mal vermählt, aber nur aus seiner zweiten Ehe blüht sein Nachwuchs noch heute fort. Als Componist, namentlich auf dem Gebiet der Kirchenmusik, hat G. große Fruchtbarkeit entfaltet.

„Ueber Land und Meer“ vom 22. December 1901.

O. F. Gensichen.

Hannak **): Emanuel Franz Adam H., österreichischer Schulmann, † am 28. Februar 1899. Geboren am 30. Mai 1841 in Teschen (Schlesien), verlor H. bereits 1842 seinen Vater und wuchs seitdem im Hause seines Großvaters, Bürgers und Hausbesitzers seiner Vaterstadt, auf. Er besuchte das dortige Gymnasium von 1850—1859 und studirte dann an der Wiener Universität classische Philologie unter Bonitz und Vahlen, Geschichte unter Aschbach, Albert Jäger, Ottokar Lorenz und Arneth, Philosophie unter Lott und Zimmermann. Im Jahre 1863 für das Gymnasiallehramt geprüft, wirkte er zunächst als Probecandidat und Supplent am akademischen Gymnasium zu Wien. Nachdem er 1864 auch Doctor der Philosophie geworden war, wurde er 1865 an das neubegründete Leopoldstädtische Communal-Gymnasium (Human- und Realgymnasium) berufen und dort 1866 zum Gymnasialprofessor ernannt. Gleichzeitig habilitirte er sich an der Universität als Privatdocent für alte Geschichte und classische Philologie. Daneben lehrte er an der Lehrerinnenbildungsanstalt und 1870—73 am Lehrerpädagogium

*) Zu Bd. XLIX, S. 577.
**) Zu Bd. XLIX, S. 760.

der Stadt Wien, das damals unter Leitung von Friedrich Dittes stand. Dadurch mit der Vorbildung der Volksschullehrer vertraut geworden und für diesen Zweig der Pädagogik erwärmt, übernahm er 1873 als Director die Leitung des neuen Landesseminares zu Wiener Neustadt. Auf einer Studienreise durch Deutschland lernte er 1874 eine Reihe der angesehensten deutschen Lehrerbildungsanstalten kennen und wußte seine Beobachtungen in der Organisation der eigenen Anstalt so glücklich zu verwerthen, daß diese bald den Ruf einer Musteranstalt für Oesterreich erwarb. Daher richteten, als Dittes 1881 nach mancherlei Streitigkeiten von der Leitung des städtischen Pädagogiums zurücktrat, die Blicke sich auf H., und dieser trat als Director an die Spitze der Anstalt, der er bereits früher jahrelang als Lehrer gedient hatte. In dieser Stellung verblieb er und genoß längst den Ruf eines der vielseitigsten und tüchtigsten Pädagogen Deutschösterreichs, als er inmitten rüstiger Thätigkeit nach kaum viertägiger Krankheit am 28. Februar 1899 durch den Tod abberufen ward.

Neben seiner praktischen Berufsarbeit bethätigte H. sich eifrig als Schriftsteller. Außer einer größeren Reihe einzelner Aufsätze in wissenschaftlichen Zeitschriften erschienen von ihm mehrere an den österreichischen Schulen weitverbreitete Lehrbücher der allgemeinen Geschichte für Mittelschulen, Lehrer- und Lehrerinnenbildungsanstalten und das „Lehrbuch der österreichischen Geschichte, der Verfassung und der Staatseinrichtungen der österreichisch-ungarischen Monarchie“ (Wien 1884; 2. Auflage 1886), sowie eine in vielen Auflagen erneuerte „Oesterreichische Vaterlandskunde“ und ein mit Umlauft herausgegebener „Historischer Schulatlas“ (1886). Seine ersten litterarischen Arbeiten galten dem Alterthume: „Q. Fabius Pictor und die römische Gründungssage“ (1866), „Das Museum und die Bibliothek zu Alexandria“ (1867), „Das Historische in den Persern des Aischylos“ (1868), „Appianus und seine Quellen“ (1869). Diesen Jugendarbeiten reihte sich später an die „Geschichte der Pädagogik des Alterthums“ (Band I der 4. Auflage der „Geschichte der Pädagogik“ von Karl Schmidt, von H. wesentlich umgearbeitet). Inzwischen hatte er jedoch auch seinen litterarischen Fleiß mehr der praktischen Pädagogik zugewandt. Hieher gehören seine „Berichte über das österreichische Unterrichtswesen“ (1873 anläßlich der Wiener Weltausstellung), sowie die Schriften „Ueber den Geschichtsunterricht“ (1873) und „Methodik des Unterrichts in der Geschichte“ (1891). Für das Jubiläumswerk „Wien 1848—1888“ schrieb H. den Abschnitt „Schule“. Als Ehrenmitglied der „Industrial Education Association“ zu New-York lieferte er zu deren Publicationen die Arbeit: „The training of teachers in Austria“ (1889). Sander.

Heckel *): August von H., Genre- und Historienmaler, geboren am 26. September 1824 zu Landshut, † am 23. October 1883 in München, als jüngster Sohn des Kreis- und Stadtgerichtsdirectors Joseph v. H. H. war zum gelehrten Fache des Vaters bestimmt, setzte es aber durch, 1842 die Kunstschule in Augsburg besuchen zu dürfen, wodurch ihm der Weg in die Münchener Akademie 1844 geebnet wurde. Auf Erwerb bedacht, zeichnete und malte H. viele Porträts (darunter das Bildniß des nachmals als Heraldiker hervorragenden Dr. K. H. Ritter von Mayerfels, als „Fuchs“ im Studentencorps „Suevia“, im Schnürflaus mit Cerevismütze); auch übte er sich nach Schno— Vorbild in figurenreichen Compositionen. Im J. 1848 trat H. unter Waffen des Künstlerfreicorps, wo seine Kameraden ihn zum Officier erwähl Es war ein schmuckes und gentiles Corps, welches in kürzester Zeit unter

*) Zu S. 89.

bercommando des Schlachtenmalers Feodor Dietz, Wilh. Gail's u. A. einexercirt, durch flotte Elasticität in taktischen Paraden glänzte; H. aber vertauschte bald den schwarzsammetnen Waffenrock wieder mit der Atelierblouse und trachtete durch neuen Fleiß die kostbare Zeit nachzuholen. H. fand in der Schule des Professors Schorn Aufnahme (wo die beiden Piloty, Ludwig Thiersch u. A. im heißesten Wetteifer malten und schufen) und nach dessen frühzeitigem Ableben weiteren Rath und Unterweisung durch Philipp Foltz von Bingen. Schon 1850 antichambrirte H. im Kunstverein mit einer „Atala" nach Chateaubriand), 1851 folgten die „Schwäbischen Auswanderer" (nach Freiligrath), ein Bild, welches in kleinem Formate (1854) wiederholt, vom Wiener Kunstverein angekauft und in Kreidemanier durch Jos. Bauer lithographirt, 1855 als Prämienblatt der bei M. Auer in Wien erscheinenden Illustrirten Zeitschrift „Faust" beigegeben wurde. Dann glückten mehrere Genrestücke, mit damals beliebten Stoffen, wie „Mignon und der Harfner", eine Scene „Nach dem Hagelwetter" (angekauft von König Max II.), ein „Gretchen am Spinnrade" (1852), ein „Chiemgauer Fischermädchen", der „Findling" (1854) — damals ziemlich breitgetretene Themata, welche H. vielfach repetirte, ebenso 1855 eine sehr lebendig durchgearbeitete „Episode aus dem Bauernkrieg" (ausführlich besprochen von Eduard Ille in Beil. 111 der „Neuen Münchener Ztg." vom 10. Mai 1855; angekauft 1855 in Bremen und 1860 in Hannover), ein „Vorlesendes Mädchen", eine „Häusliche Scene" und eine „Inspection der Feiertagsschule" (Budapest). — Um die Welt zu sehen und sich als Maler weiter zu bilden, begab sich H. erst nach Paris und Belgien und dann auf drei Jahre nach Italien, insbesondere nach Rom, von wo er alsbald neue Proben seiner Fortschritte nach München schickte, darunter einen „Flickschuster (Ciabattino) aus Olevano", einen „Morgen" und „Abend in Rom" und einige andere, unbedeutende Sachen, welche als Abfälle neben größeren Projecten entstanden und bald nach seiner Rückkehr im Kunstverein ausgestellt wurden. Dazu kam ein Carton (mit der Farbenskizze) „Judith, das Haupt des Holofernes dem versammelten Volke zeigend" — eine nur zu figurenreiche, opernhaft ausgestattete Composition, welche H. in größter Dimension ausführen wollte. Der Maler hatte die Scene auf einen von Palästen und Tempeln begrenzten Platz in Bethulia, mit der Aussicht über Felsen und Thäler bis zum feindlichen Lager verlegt; links erscheint Judith, den abgehauenen Kopf des Feindes in der einen, sein Schlachtschwert in der andern Hand; ihr entgegen strömt das Volk, Weiber, Kinder, Krieger, Priester mit Palmen in den Händen, die Befreierin Israels zu preisen. Die Magd Alba breitet einen kostbaren Teppich, welchen sie aus dem Zelte des Holofernes mitgenommen, vor ihre Füße. Mütter zeigen ihren Kindern die Heldin; der Ammoniter Achior, den Holofernes nach Bethulien gesandt, damit er ein gleiches Schicksal mit den Feinden erlebe, weil er den Gott Israels gepriesen, fällt ihr zu Füßen. Die Hauptperson der Huldigenden aber ist Osia, der Fürst des Volkes Israel, welcher die Heldin preist; den Hintergrund füllen Krieger und Gruppen mit Tanzenden. Noch mehr! Der Künstler hat in diesen, den äußersten Gegensatz zu August Riedel's einfachster Darstellung bildenden Theaterspectakel noch allerlei hineingeheimnißt. So stellte er z. B. hinter die Heldin ein zärtliches, nur der Liebe lebendes und deshalb die That einer Heroine nicht begreifendes, ihr aber zur Folie dienendes Brautpaar. H. machte sich die Arbeit möglichst schwer, indem er ganz im Sinne Schnorr's den möglichsten Luxus von Statistenpersonal, Landschaft und Architektur aufbot. Und damit noch nicht zufrieden, sehnte er sich, diesen Stoff in lebensgroßen Figuren auszuführen und wollte deshalb seine immerhin elf Schuh breite und acht Fuß hohe Composition nur

als vorläufige „Skizze“ betrachtet wissen! Später bildete er diese seine Skiz[ze] noch weiter durch und genoß die Freude, das Werk nach Philadelphia zu ve[r]kaufen, wo es in seliger Vergessenheit begraben liegt (vgl. Julius Grosse i[m] Abendblatt der „Neuen Münchener Ztg.“ vom 9. October 1860). Gleichzeiti[g] nahm noch ein anderer Vorwurf „Der Krönungszug Ludwig des Baiern i[n] Rom“ (am 7. Januar 1328) seine Künstlerphantasie in Anspruch: Der edl[e] Kaiser auf stolzem reich gezäumten Rosse, mit dem zahlreichen, waffenstrahlender Gefolge, welches nagelneu uniformirt, kein Stäubchen und keine Spur von den jüngsten Strapazen der Heerfahrt zeigt, das neugierig zudringende Volk im Vordergrunde schöne, blumenstreuende Römerinnen, die antike Architektu[r] als Folie des im heitersten Sonnenschein in eine Straße einbiegenden Zuges machten einen pompös-festlichen, vielleicht nur zu bunten Eindruck. Eigentlich war Heckel's Bild eine „Ilias post Homerum“, da Bernhard Neher einen ähnlichen Stoff schon 1835 am Isarthore zu München und zwar echt monumental behandelt hatte. Natürlich plante der Maler eine Ausführung mit lebensgroßen Figuren, unbekümmert wer eines solchen Bilderbandwurms irgend bedürftig sein könnte. Die Mittel zur Ausführung sollte eine Menge leicht verkäuflicher kleinerer Bilder bieten. So entstand unbekümmert um Schwind's Vorgang, die Composition, wie „Kaiser Friedrich II. der Leiche der h. Elisabeth eine Krone aufsetzt“, dann mannichfaches Genre: „Die Heimkehr“ eine „Scene aus Rom“, „Aus der Cerbara“ mit landschaftlichen Anklängen ebenso eine „Prozession“ und eine „Villa“ — alle noch im Laufe des Jahres 1859; darauf folgten 1860 außer der umfangreichen Skizze des „Kaiser Ludwig“ eine Ansicht der „Piazza Navona“, eine „Scene aus dem Forum“ und ein „Bauernmädchen aus Cerbara“; 1861 „Mutter und Kind aus der römischen Campagna“, die für ihren fieberkranken Sohn vor einer Capelle „Betende Pilgerin“ (wiederholt als „Madonna della febre“, auch photographisch vervielfältigt), ein „Im Gängelband“ marschirendes Bambino und abermals ein „Mädchen aus Cerbara“. Dann lieferte H. zwei Fresken in das bairische Nationalmuseum: „Max Emanuels Einzug in Brüssel als Statthalter der spanischen Niederlande“ und die „Gründung des Bades Kreut durch König Max I.“ (vgl. v. Spruner: Wandbilder des Nationalmuseums in München, 1868, S. 165 u. 609; der Carton zum „Max Emanuel“ wurde 1864 auch in Brüssel ausgestellt; vgl. Nr. 269 „Allg. Ztg.“, 25. September 1864) erstere zu den gelungensten Bildern dieser Galerie zählend; das zweite eine Arbeit im sachgemäßen Biedermeierstil. Dann lenkte H. wieder zum Genre zurück; er verarbeitete seine italienischen Studien und landschaftlichen Erinnerungen (z. B. „Abend in der Cerbara“ und „Zwischen Albano und Castel Gandolfo“) die ihm leicht aus der Hand gingen, malte einige hübsche Mädchenköpfe, als „Frühling“ (1862) oder „Erato“ (1864), zeichnete mit Piloty, Makart, Ram-berg u. A. Holzstöcke zur illustrirten Ausgabe von Schiller's Gedichten (Stutt-gart bei Cotta). Auch ein Oelbild mit der „Tochter der Herodias“ gehört in diese Zeit, womit er „seine besondere Begabung für sinnlich-reizende Frauen-gestalten bewies“. Er faßte die Tänzerin in dem Augenblick, wo sie sich mit der leeren Schüssel entfernt, um dieselbe mit dem Haupte des verhaßten Sitten-predigers zurückzubringen; über ihr Antlitz spielen alle Schatten des Ver-führerischen: Cokettерie, Leichtfertigkeit, Liebreiz, Wollust, selbst an dem Schein der Unschuld und Harmlosigkeit fehlt es nicht; sogar ein Gefühl des Mitleids scheint sie anzuwandeln, aber mit einer leichten Handbewegung setzt sie sich hierüber hinweg (vgl. A. Zeising im Morgenblatt 319 der „Baier. Ztg.“ vom 20. November 1865; die Herodias wurde 1867 wiederholt). Das alles aber fertigte H. nur, um die Mittel zur möglichst großen Ausführung eines längst

geplanten Stoffes zu beschaffen: „König Lear verstößt seine treue Tochter Cordelia“; er löste die höchst dramatische Scene, so gut selbe überhaupt einer malerischen Darstellung, die mit den tiefsten psychologischen Problemen zu ringen hat, fähig ist. Ihm gelang die schwierige Schöpfung einer Cordelia, die, in lieblicher Jungfräulichkeit, unfähig ihren inneren Reichthum in einen Wortschwall zu kleiden, mit dem tiefsten Schmerz ringend, vor dem verblendeten, unglücklichen Vater steht, eine „in Gesichtsbildung und Körperbau, Ausdruck und Haltung, Schmuck und Gewandung ungemein liebliche, durch blondes Haar, blaue Augen und zarten Teint sofort ihr inneres Wesen, ihre mehr seelische als sinnliche Natur offenbarende Erscheinung, die ihren herzgewinnenden Eindruck umsomehr mildernd und verklärend über die tragische Wirkung des Ganzen verbreitet, als die ihrer Sanftmuth gesellte Festigkeit dafür Bürgschaft leistet, daß sie nicht eher ruhen wird, als bis die heraufbeschworene Dissonanz schließlich wieder gelöst ist“ (A. Zeising in Nr. 121 Morgenblatt der „Baier. Ztg.“ vom 2. Mai 1866. Beil. 122 „Allgem. Ztg“. vom 22. April 1866. Schasler: „Deutsche Kunstztg.“ Nr. 36 vom 21. October 1866. Holzschnitt in der „Gartenlaube“, 1873, S. 547). Damit ist auch der Glanzpunkt des Bildes erschöpft, welchem die rohe, diabolische Goneril und die schlangenartige gleißnerische Schönheit Regan's nur zur Folie dienten; Cornwall und Albanien wären als Lückenbüßer ebenso leicht entbehrlich geblieben, während der warnende Kent gar zu barock seine Mahnung erhebt und der mitleidige, seine übermäßige Länge möglichst eckig verbergende Narr gar zu gezwungen als Abrundung hingesetzt schien. Die Aeußerlichkeiten, die Ausstattung des Thronsaals, die Costumirung waren mit Geschick und Geschmack behandelt, die Farbenwirkung eine gefällige; „sie befriedigt (wie ein Kritiker sehr fein bemerkte), den Sinn, ohne den Gedanken von dem Gehalt abzulenken“. Das Bild, welches nach seiner Vollendung im Atelier des Malers zum Besten des Künstler-Unterstützungsvereins ausgestellt wurde, machte eine Rundreise auf allen Ausstellungen, nach Berlin, Paris, London u. s. w., um wieder nach München zurückzukehren.

In der Folge wurde der Maler im Auftrage König Ludwig's II. mit einem „Bildercyklus aus dem Leben der hl. Elisabeth“ betraut, da Moritz v. Schwind für diesen Stoff nicht mehr zu haben war. Also abermals eine in Secundärbahnen führende Arbeit, worüber nur ein Bericht von J. Schrott (Beil. 9 „Augsburger Postzeitung“ vom 26. Februar 1867) in die Oeffentlichkeit gelangte. H. empfahl sich durch achtzig kleine Aquarelle zu Wolfram's „Parcival“ (die ebenso vergessen blieben, wie C. Hermann's frühere Fresken in der Residenz) seinem königlichen Maecen, der ihn mit vielen hohen Aufträgen begnadete, neben welchen H. noch hinreichend Zeit und Muße fand, seinen eigenen Lieblingsplänen und Phantasien nachzugehen. H. verarbeitete neuerdings italienische Erinnerungen („Villa Mondragone bei Frascati“, „Mädchen aus Albano“, 1866 und „Procida“, 1868), machte sich an eine „Perdita“ (aus Shakespeare's Wintermärchen) und warf sich schließlich, durch die zufällige Lectüre des Dio Cassius angeregt, auf die abenteuerliche „Cleopatra“, ließ es aber bei deren Tod bewenden — ein Thema, welches er als Gegenstück zu „König Lear“, im gleichen lebensgroßen Format behandelte (1869). Cleopatra machte genau dieselbe Rundreise wie „Lear“, um gleichfalls, nicht überall freundlichst begrüßt, doch mit etlichen Medaillen decorirt, dafür aber seekrank und buchstäblich abgespannt und von einigen Bretternägeln der Kiste durchbohrt, in ihres Autors Atelier zurückzukehren, wodurch die überhaupt etwas eigenartige Freude des Wiedersehens noch mehr getrübt wurde. Solch bittere Erfahrungen vergaß der Künstler bald über neuen königlichen Bestellungen: In kurzem hatte er, wie

H. in einem nach Mannheim gerichteten Briefe rühmt, für die Lieblingssitze der Majestät in Linderhof, Fernstein u. s. w. Plafonds, Wandbilder, Sürportes, Gobelins zu malen; dazu kam, zur Erfüllung seiner von Jugend auf gehegten kühnsten Hoffnungen, ein Riesenbild von dreißig Fuß Länge und zwanzig Fuß Höhe als Illustration zu Richard Wagner's „Tannhäuser". Nach vielen Aenderungen und Umarbeitungen wurde die Scene im Venusberg vollendet und in der berühmten blauen Grotte des Linderhofes als Rückwand untergebracht, infolge der Feuchtigkeit aber völlig zerstört, sodaß jetzt nur mehr ein kleiner Lichtdruck „von verschwundener Pracht zeugt". Es war ein ungeheures Ballet von Grazien und luftdurchgaukelnden, Rosenguirlanden haltenden Amoretten, ein schwärmerisches „Dolce far niente", eine unendliche Melodie von in Morphium-dusel verrauschten Visionen! Der frühe Verlust des Bildes ist vom Stand-punkt der deutschen Kunst gewiß nicht zu beklagen. Zwischendurch überarbeitete H. frühere Stoffe (z. B. Mutter mit Kind, die Fiebermadonna, Perditta, „Italisches Bauermädchen" [1872], eine „Spinnerin" [1873]). Ein großes Fresko malte H. 1877 auf dem südlichen Campo santo für die Gruft der Familie Rigauer: die Kinderstube eines hier zur letzten Ruhe gebetteten Sprößlings, ein Bild, in welchem sich vielfache Anklänge an Schnorr und L. Richter und ein bedenkliches Schwanken zwischen Realismus und Idealität bemerklich machten. Eine „Flötenspielerin" und das „Liebesorakel", welche erst 188[illegible] ausgestellt wurden, waren wol schon früher entstanden. In seiner sehr schwe[illegible] verdienten behaglichen Existenz dachte er alte Lieblingspläne aufzunehmen, [illegible] trat aber ein lange anpochendes Nervenleiden hemmend dazwischen. Sch[illegible] 1879 und 1880 hatte der Patient im Alexanderbad Hülfe und Heilung g[illegible] sucht, die Resultate jedoch nur zu bald wieder durch vorzeitige Arbeit getrü[illegible] Seine Krankheit nahm in der Form einer Gehirnerweichung überhand. Ein[illegible] Zeit assistirte unter dem Titel eines Schülers noch ein Wärter, welch[illegible] den an Thätigkeit gewöhnten Maler vor Ausschreitungen behütete. Endl[illegible] schloß er im Mai 1882 sein Atelier. Bisweilen loderte sein Bewußtsein [illegible] auf, brach aber wieder zusammenhangslos nieder, bis der nur noch glimmen[illegible] Funke erlosch. Sein Ende erklärte manche frühere Seltsamkeiten, wie d[illegible] selbstgefällige Ruhmredigkeit über wirkliche oder erträumte Bestellungen u. s. [illegible]

H. theilte mit Anderen das Unglück, ein Epigone der alten historisch[illegible] Kunst zu sein. Er hielt an ihren Traditionen fest, ohne die schöpferische bahn-brechende Kraft seiner Vorbilder zu theilen. Der nachfolgende realistische Um-schwung stieß ihn ab; beide desavouirten sich gegenseitig, was man im gewöhn-lichen Leben auch zwischen zwei Stühlen sitzen heißt. Er war, obwol alle Ver-gleiche hinken, wie Abel de Pujol in seiner Art, zwischen zwei Richtunge[illegible] eingeklemmt. Rühmenswerth bleibt seine Begeisterung für die ideale Seite der Kunst, seine innige Hingebung an dieselbe, sein unermüdlicher Fleiß und sein[illegible] rastlose Ausdauer. — Jahre lang ging H. auf demselben Wege am frühesten Morgen nach seinem Atelier und verließ es erst bei dämmerndem Abend; ehr-geizige Arbeit war ihm alles. Nie trat er in die Ehe; nur im Kreise seiner Angehörigen, für die er, insbesondere für seine alte Mutter, auf das zarteste besorgt war, fand er Ruhe und Erholung. Mit Kunstgenossen verkehrte er nur in engster Wahl. Nie betheiligte er sich an einer Versammlung oder einem Feste seiner Collegen; allen Angelegenheiten und Fragen der Genossenschaft ging er aus dem Wege. Feinde hatte er nicht, aber auch wenige Freunde, eigentlich nur einen, der jedoch als Mensch und Künstler die höchste Achtung genoß. — König Ludwig II. verlieh an H. das Ritterkreuz I. Classe vom hl. Michael und die Ludwigsmedaille für Kunst und Wissenschaft.

Vgl. Regnet in den Münchener „Propyläen“, 1869, S. 160. — Seubert, Lexikon, 1878. II, 187. — H. A. Müller, Lexikon, 1882, S. 245. — Beil. 362 „Allgemeine Zeitung“, 30. Dec. 1883. — Kunstvereinsbericht f. 1883, S. 81. — Singer 1896. II, 145. — Fr. von Bötticher, 1895. I, 477 f. — Luise von Kobell, König Ludwig II., 1898, S. 321 f.

Hyac. Holland.

Hedrich *): Franz H., Dramatiker und Erzähler, wurde (zwischen 1823 und) 1825 zu (? Podskal bei) Prag geboren, als Sohn eines armen Fagottisten am dortigen Ständischen Theater. Fast mittellos, da die ihn früher unterstützende Schwester seiner Mutter, des reichen Prager Großhändlers Popelka Gattin, irrsinnig wurde, wuchs er „zwischen nackten Wänden“ in Abgeschlossenheit und Druck bitterer Armuth auf, früh verbittert. Wilde Energie und Hochmuth bekundete er, „in dessen Wesen glühende Phantasie und eiskalter verschlagener Verstand beisammen waren“ (so Meißner), schon gegenüber den Mitschülern und forderte von ihnen Gehorsam: sie haßten ihn, doch folgten sie dem ersichtlich Begabten. Aus czechischem Familienkreise, lernte er erst spät Deutsch, aber, ungeachtet er darin ein fleißiger und gewandter Schriftsteller ward, nie mit voller Sicherheit. Seine Ausbildung brach er, wol nothgedrungen, mit dem Untergymnasium ab und so blieb sie lückenhaft, zumal er früher wie später blutwenig Neueres gelesen hat. Vielmehr warf sich der Jüngling ganz der Poesie in die Arme, voll Ehrgeiz, dem in ihm wogenden Dichtertriebe zu genügen. So kam er in den Kreis junger moderngesinnter Schriftsteller Prags, des „Jungen Böhmen“, einer eigenen Gruppe des vormärzlichen Jung-Oesterreich, und hier führte ihn um Neujahr 1848 Moritz Hartmann dem schon hochgefeierten Dichter — „Gedichte“ 1845, „Ziska“ 1846 — Dr. med. Alfred Meißner (geb. 1822; s. d.) als fördernswerthes Talent zu. Meißner, von Haus aus gutmüthig, nahm sich des Manuscripte-reichen, sonst besitzlosen und unbekannten Hedrich an, nachdem ihm dieser die wunderliche Tragödie „Lady Esther Stanhope, die Königin von Tadmor“ (erst 1853 umgearbeitet gedruckt), mit ihrer, nach späterer Aussage des Ohrenzeugen Josef Bayer, modernen Abenteuerlichkeit, Bizarrerie, Talentstärke, sofort vorgelesen hatte. Im April 1848 wurde H. für den nordostböhmischen Bezirk Tannwald zum Frankfurter Parlament, vom Prager deutschen Wahlausschusse als Ersatzmann aufgestellt, gewählt. Im Sommer ging er statt des verzichtenden Abgeordneten nach der Mainstadt, wo er sich bei der äußersten Linken der Fraction des Donnersbergs anschloß, ohne indeß viel an Club- oder Gesammtsitzungen theilzunehmen, wie es ihm ja eigentlich nur auf die „Sinekure und Diäten“ (so M.) ankam. Nur einmal machte er dort von sich reden: ein ihm von Meißner, der mit ihm, obwol in demselben Hause wohnend, wenig verkehrte, im Mai 1849 aus dem Revolutions-Paris mitgebrachtes scharlachrothes Flanellhemd kam, als H. in der Parlamentssitzung rasch aufstehend den Rock aufknöpfte, absichtlich über der Weste zum Vorschein: „scharfen Blick für das Wirksame“ und Vorliebe für Grelles heben später auch seine litterarischen Beurtheiler an H. hervor und finden darin einen Maßstab, seinen Antheil an den mit Meißner gemeinsam verfaßten Romanen auszuscheiden. In Stuttgart, wohin trotz vorheriger Abberufung der österreichischen Abgeordneten, Anfang Juni dem „Rumpfparlament“ übersiedelte, blieb H. ein Jahr fast ohne Verkehr mit Meißner. Diesem trat er 1851, nach Oesterreich zurückgekehrt, er näher. Wegen der dauerhaften Theilnahme beim Parlament vor Ge-

*) Zu S. 96.

richt gezogen, wurde er im Dorfe Traunkirchen bei Gmunden internirt. Meißner — vgl. dessen Skizzenbuch „Am Stein“ (1853) — zog dort im einsamen Gasthaus „Am Stein“ mit dem nervös Ueberfurchtsamen zusammen und „glaubte einen Bund fürs Leben mit ihm geschlossen zu haben“. Sie regten sich gegenseitig an; Meißner theilte mit H., was er geistig und materiell besaß, und händigte diesem, als er im Herbst 1852 den Zwangspaß „zur Auswanderung“ erhielt und sofort wie ein Verbrecher über die Grenze transportirt wurde, alles was ihm, dem selbst finanziell ziemlich Beschränkten, zur Verfügung stand, ein. Ueber Prag, das er fürder nie wieder betreten, ging H. nach Weimar, von dort ausgewiesen, nach Gotha. Meißner ist besonders in jenen Jahren Hedrich's unermüdlicher Wohlthäter, ja wie immer sein Retter „in den ärgsten Wendepunkten“, sein „letzter Halt“ gewesen, wie dieser selbst in mannichfach wechselnden Ausdrücken warm dankend emphatisch ausdrückt. Meißner hatte 1851 nach langen Bemühungen „Kain. Dramatisches Gedicht in drei Akten“, Hedrich's hervorragendste Jugendarbeit, für 50 Thlr. Honorar beim Leipziger Verlage Herbig — nicht Grunow, wie er später glaubte — untergebracht. Nun hat H. das Trauerspiel „Moccagama, Sultan von Sudan“, dessen Stoff ihm Meißner in häufigem Gespräch überlassen, in Weimar ausgearbeitet; enthusiastisch, wie immer, Hedrich's Arbeit rühmend, ließ es Meißner 1853 auf seine Kosten drucken.

Hedrich's rasch wechselnden Aufenthaltsort bildeten damals nach einander Weimar und Gotha wiederholt, die nahen Sommerfrischen Tabarz und Blankenburg, dann Coburg, Streitberg in der Fränkischen Schweiz, auch München. Mehrmals hat Meißner Wohnsitz und Haushalt daselbst mit ihm getheilt, ihn auch Ende Februar 1856 von Coburg zu viermonatiger Anwesenheit nach Paris abgeholt, sodann im März 1857 von Gotha zu längerem Durchstreifen Italiens und der Schweiz, wobei sie in Intra am Lago Maggiore und Genua sich je über drei Monate niederließen. So ging es, während H. sich inzwischen immer wieder in Coburg ansiedelte, bis in den Mai 1860. Von da an bis 1868 hat er den Sommer immer im oberbairischen Gebirge, den Winter meist in München geweilt. Während jenes ersten, wesentlich in Thüringen zugebrachten Zeitraums ist nun H. zu Meißner in das eigenthümliche schriftstellerisch-geschäftliche Verhältniß getreten, das dann für beide Männer litterarisch sowie menschlich verhängnißvoll werden sollte und, mag die Sache liegen wie sie will, auch Hedrich's Dasein vergiftet und gebrochen, an Meißner's seelischer wie dichterischer Kraft gezehrt, ja, diese schließlich zerstört hat. Am 24. December 1853 hatte H. von München aus Meißner aufgefordert, einige Skizzen aus seiner, Hedrich's, Feder „à la Dumas“ vom Genfer See als Meißner'sche „Tagebuchsarbeit“ der „Ostdeutschen Post“ Ignaz Kuranda's anzubieten. Diese Thatsache belegt erstlich, daß solche Art Betrug von H. zuerst angezettelt worden ist, zweitens, daß er vom guthonorirten Namen des berühmten Collegen — dies besagt sein Nachsatz „So würde ich doch ein wenig herauskommen“ — geschäftlich zu profitiren hofft. Und dies ist die nächsten Jahrzehnte hindurch auf die Dauer, bald mehr, bald weniger verhüllt, sein Standpunkt geblieben; das zeigt auch sein sofortiges Schweigen und beruhigtes Einlenken bei den bis 1885 immer wieder zwischen diesen litterarischen Gesellschaftern ausbrechenden Zerwürfnissen, sobald ihm der gequälte Meißner den drohenden Mund mit einer unverhältnißmäßig großen Summe stopfte. Vom August 1854, wo sie in Tabarz zusammenwaren, datirt endgültig ihre litterarische Compagnie-Arbeit nach der Methode französischer Dramatiker, wie solche in Deutschland für die Bühne wol zuerst Eduard Jacobson (s. d.) bald danach eingeführt hat. Alexandre Dumas d. Ae. pflegte sich ja derartiger Helfer als Stoffsammler, sogar

Ausarbeiter zu bedienen, wie zu seinem Verderben Alfred Meißner einen eine Reihe von Romanen an H. gefunden hat. Die folgenden Romane w. kürzeren Erzählungen (die Jahresziffer bedeutet das Druckjahr, während umstrittene Entstehung aus Beider Zusammenwirken sich in der Regel ger hinzog) hat H. $4^1/_2$ Jahre nach Meißner's Tode durch sein, außer-entliches Aufsehen erregendes Buch „Alfred Meißner — Franz Hedrich. schichte ihres literarischen Verhältnisses auf Grundlage der Briefe, die A. M. dem Jahre 1854 bis zu seinem Tode 1885 an F. H. geschrieben" (1890) ntlich ganz oder größtentheils für sich reclamirt: „Der Pfarrer von Grafen-d" (1855), neu als „Zwischen Fürst und Volk" (1861); „Der Freiherr n Hostiwin" (1855), erweitert zu dem Cyclus „Sansara" (1858); „Neuer el" (1861); „Schwarz-gelb" (1862—1864); „Charaktermasken" (1863); ovellen" (1865), nämlich „Ophelia", „Der Klub der Stillvergnügten", „Moses msterdam", „St. Prokop in Brieslau"; „Lemberger und Sohn" (1865); „Babel" 867); „Die Kinder Roms" (1870); „Die Prinzessin von Portugal" (1882); orbert Norson. Leben und Lieben in Rom 1810 und 1811" (1883). Den-ben Anspruch erhebt H. auf Meißner's bekanntes nekrologisches Buch „Hein-h Heine. Erinnerungen" (1856), in geringerem Grade auf den Roman eindliche Pole" (1878) und die Tragödie „Der Prätendent von York" 857), obwol er auf letztere weniger Gewicht legt und im übrigen Meißner's amatik gleich seiner Lyrik (und Versepik) unbeanstandet läßt. Nun sind er gerade die letzteren zwei Gebiete gemäß dem fast einstimmigen Spruche r maßgeblichen Richter diejenigen, auf denen Alfred Meißner sehr Ge-ungenes, theilweise sogar Hervorragendes geleistet hat, ohne jeden Zweifel n die, welchen er seinen, dann von H. mitbenutzten Namen verdankte und e sein Fortleben in der Litteraturgeschichte verbürgen. Am drastischsten hat arl Braun, der Jurist und Litterat in einer Person, die Voraussetzung rmulirt, unter der man an eine Prüfung der Sachlage herantreten muß: enn A. Meißner überhaupt einen Anspruch auf Unsterblichkeit haben sollte, hat er ihn durch seine lyrischen und dramatischen Gedichte errungen.... ie unter dem Namen Meißner erschienenen Romane dagegen, mögen sie nun rrühren von wem sie wollen, sind für das Bedürfniß und das Interesse des ages geschrieben und werden schon heute [1890!; geschweige denn 1905!] nicht ehr gelesen [vgl. den Nachlaßhonorar-Ausweis bei Byr, „Die Antwort . Meißner's", S. 64]. Für sie existirt eine Unsterblichkeit nicht, man kann aher auch nicht streiten über diesen Gegenstand, denn er existirt nicht". So immt man ohne weiteres F. Lemmermayer bei, „daß die ganze Geschichte eniger litterarischer als vielmehr psychologischer und moralischer Natur ist", er, wie die „Neue Freie Presse" sofort sagte, vermögensrechtlicher.

Es haftet nämlich seit dem Uebereinkommen beider Contrahenten über n Schwindel, Erzählungen, die unter mehr oder weniger stärkerem Antheil edrich's erwuchsen, dem Verleger, dem Buchhandel, der Lesewelt, der Kritik, r Litteraturgeschichte allein unter A. Meißner's zugkräftiger Flagge vor-ulegen, ein nie zu löschender Makel: ein Makel, von dem sich der von Ge-issensbissen und Hedrich's Aengstigungen, endlich Erpressungen gepeinigte eißner wiederholt zu befreien suchte, indem er Hedrich's Anforderungen, die rch das Zugeständniß der halben Honorare von allen Werken „A. Meißners", ch der von letzterem selbständig hervorgebrachten, eigentlich übergenug gedeckt aren, durch Zahlung von Gesammthonoraren, schließlich durch große Vorschüsse h loszukaufen unternahm, und wirklich wähnte er wenigstens zweimal den äuber", „Teufel", „Jago", seinen „Jäger" abgeschüttelt zu haben. Jedoch blieb in Hedrich's Schlinge hangen, die er sich selbst zusammengezogen.

Erst soll anderthalb Jahrzehnte lang aus Furcht vor Meißner's diesen pecuniär stützendem Vater, dann seit 1869 wegen der Scham, sich vor Meißner's so eben angeheiratheter Verwandtschaft oder vor der Familie, in die H. durch die im Januar 1871 mit der sehr reichen Engländerin Jeannette Annie Barron in Edinburg geschlossene Ehe trat, zu compromittiren, das seltsame Geheimniß unterdrückt worden sein. Freilich hat Meißner ersichtlich die Veröffentlichung des ungewöhnlichen Zusammenarbeitens, um seine feste litterarische Position nicht zu gefährden, wieder und wieder hinausgeschoben und den wol scheinbar drängenden H. vertröstet, wie andererseits diesem durch einen Bruch oder die Lösung des Verhältnisses seine wesentliche Einnahmequelle abgeschnitten gewesen wäre. Seit Anfang der siebziger Jahre hat H. mit seiner Gattin, deren Mit gift oder Vermögen während der sechsjährigen Lücke seiner Beziehungen zu Meißner, 1871—76, draufgegangen zu sein scheint, alljährlich eine Zeitlang in Süddeutschland, in der Schweiz und zwar besonders in Bern und am Genfer see, sowie an der Riviera — vornehmlich in Monte Carlo! — zugebracht, schließlich seit Herbst 1883, um dem seit 1869 in Bregenz ansässigen Meißner, m dem er mehrfach den Conflict wegen der Publication der Compagniearbeit a die Spitze getrieben, auf dem Nacken zu sitzen, zu Lindau am Bodensee. Ku vorher hatte sich Meißner von H. bereden lassen, einen selbständigen Rom Hedrich's, „Die Schätze von Sennwald“, auf seinen, Meißner's, Namen R dactionen anzubieten, um ihn so erscheinen zu lassen. Merkwürdigerweise ließ si dieser aber nicht unterbringen, nachdem sogar Meißner daraufhin an H., d und dessen Gattin er „am Spieltisch in Monaco erhalten“ hatte soll 8000 Mark Vorschußhonorar ausgezahlt hatte. Ehe diese Angelegenheit g regelt wurde, machte Meißner, von H. immer mehr gepeinigt, am 21. M 1885 einen Selbstmordversuch, an dessen Folgen er in schwerer Nervenzerrütt am 29. starb. H. hat im Laufe des nächsten Dreivierteljahrs bei Rittmei K(arl) E. v. Bayer — als Romanschriftsteller bekannt u. d. N. „Robert By — dem Schwager und Nachlaßverwalter Meißner's, mehrfach, mit Nachdr und anmaßenden argen Uebertreibungen, seine vermeintlichen weiteren Anre zur Geltung gebracht, die Bayer tactvoll, aber entschieden zurückwies. I folge seiner Geldverlegenheiten war H. nach Meißner's Tode und dem A hören von dessen Honorarhälften nach Edinburg verzogen, wo er bei sei wohlhabenden Schwiegermutter wohnte und dieser wie den andern Angehörig vorspiegelte, er sei durch Meißner, der viele von H. geschriebene Bücher a seine eigenen Erzeugnisse und lediglich zum eigenen Nutzen veröffentlicht ha um etwa 10000 Pfund Sterling (!) übervortheilt und in Armuth gebra worden; übrigens habe er den von ihm angestrengten Proceß in Deutschla gewonnen und sei dadurch als Autor aller Werke Meißner's erwiesen. Du Kreuz- und Querzüge suchte der seitens seiner schottischen Schwäger in Enge Getriebene sich herauszuwirren, und als dies nicht gelang, trat er Herbst 1889 mit der oben genannten sog. documentarischen Enthüllung herv Bayer-Byr hat mit Offenheit und Würde sofort den Aussagen Hedrich's „D Antwort Alfred Meißner's“ authentisch entgegengesetzt, und so frappirt, je gegen Meißner stark eingenommen, die öffentliche Meinung und die litterarisch Kritik im ersten Augenblicke auch waren, im großen Ganzen stellten sich beid rasch ziemlich unumwunden auf die Seite des freilich stark discreditirten Todten, woran auch Hedrich's Nachtrag „Alfred Meißner — Franz Hedrich Replik“ (1890) nichts zu ändern vermochte. Es ist letzterem mißglückt, sich nachträglich auf Kosten des Chefs der 30 Jahre — mit längeren Pausen — von ihm mit gehaltenen „Firma“ (so Hedrich's eigener Ausdruck) Ruhm und Ehre sowie materielle Consolidirung zu erwerben, und jener mit so viel Hitze

strittene eigene Roman Hedrich's „Die Schätze von Sennwald" ist nie
schienen, trotzdem der Verfasser ein Originalmanuscript besessen haben will
d sein Fürsprecher O(tto) v. L(eixner) in des Hedrich-Verlegers Otto Janke
Deutscher Roman-Zeitung" im Frühjahr 1890 für das nächste Quartal darin
n Abdruck angekündigt hat. Erstaunt, scheint es, über den unerwartet un-
nstigen Ausgang seiner Sache, hat H. die Hände in den Schoß sinken
sen und ist, zumal nach seinem erfolglosen Anrempeln von Bayer's Vor-
hen (s. u.), als Prätendent auf litterarischen Namen und mit dessen finanzieller
rwerthung gescheitert, dann ein Siebziger am 31. October 1895 zu Edinburg
rgessen gestorben. Wie Meißner's Ruf, auch bei seinen wärmsten Vertheidigern,
rch die Affaire ganz empfindlich gelitten hat, so wird man andererseits H.
s dem trotz unzweifelhaft relativ umfänglicher Mitwirkung bei vielen er-
ählenden Leistungen „Meißner's" völlig im Dunkel gebliebenen Schriftsteller
on Begabung und Geschick ein Mitleid nicht versagen dürfen, mag er auch
nsern Glauben an seine angebliche Unterdrückung seitens des Firmenträgers
urch eigene bösartige Entstellungen, Verdrehungen, offenbare, theilweise halb-
ingeräumte Lügen, verscherzt theils auch durch Bayer-Byr's unumwundene
Darlegungen völlig verloren haben.

Den Grad von Hedrich's wirklichem Antheil an den hergehörigen Ar-
beiten, welche unter Meißner's Schild laufen, einigermaßen abzumessen und
danach Hedrich's eigenes Talent zu beurtheilen ist schwierig. K. E. Franzos
hat das ausführlich und geschickt in Angriff genommen und es muß hier auf
seine Behandlung des Themas (s. u.) verwiesen werden. Franzos wendet sich
ja, ohne irgendwie subjectiv für den ihm gut bekannten Meißner Partei zu
nehmen, nachdrücklich gegen Hedrich's Verfahren während des ganzen Handels
vor und nach Meißner's Tode. Jedoch gesteht er H. nach sorgfältigem Ver-
gleiche zu: Erfindungsgabe, scharfen Blick für das Wirksame, rohe ungeschulte
Kraft, Kenntniß des Volkslebens, namentlich in dessen Nachtseiten und den
untersten Schichten, auch Verständniß für das Wilde, Dämonische, für grobe,
große, grelle Züge. Mit all diesen Eigenschaften ergänzte er die intimere,
liebevolle, malende, freundliche, abtönende Art Meißner's, der ihm stilistisch
weit überlegen war und auch im Drama Hedrich's behaupteter Hilfe leicht
entrathen konnte, weil diesem „die dramatische Technik selbst ein Buch mit
sieben Siegeln war". Auf die feinsinnige, aber natürlich etwas problematische
Ausscheidung der beiderseitigen Beisteuern bei Franzos sei hier, wo nur Lebens-
und Charakterskizze geliefert werden soll, aufmerksam gemacht. Was nun aber
die außer den angeführten unter Hedrich's Namen vorhandenen Dichtungen
anlangt, so ist an deren Herauskommen Meißner nicht unbetheiligt, indem er
sie, meistens zum Theil sogar auf seine Kosten, fast alle aber nach mühevollem
Hausiren, in Druck gebracht hat; bei etlichen stammt, seiner Angabe gemäß,
die Idee von ihm, einige unterzubringen ist ihm allerdings fehlgeschlagen, doch
gewiß wegen ihrer geringeren Qualität. Gedruckt wurden noch: „Baron und
Gräfin", Drama (1855, Manuscript); „Nachtstücke aus dem Hochgebirge" (1862),
mit einem Vorworte von A. Meißner, wo dieser die Leser auf das „Talent, das sich
in stolzer, sich selbst genügender Zurückhaltung vielleicht noch lange dem Publicum
vorenthalten hätte", hinweist; die Novelle „Balbina" (1865 Nr. 27–31 d. „Garten-
laube"); die Novellen „Der Dorftartuffe" und „Miß Septimia" (im Feuilleton
kleiner Zeitungen). Ungedruckt sind wol geblieben die fertigen, von Meißner
überallhin vergebens versandten: das Drama „Clara", das von ihm H. eingegebene
Lustspiel „Clairon in Bayreuth" (1856), der Operntext „Albano"; unvollendet
das Drama „Enklizia" von 1854. Daß H. keins dieser Erzeugnisse, ferner
während der langen Spanne seiner fleißigen Schriftstellerei, besonders auch in

dem letzten Decennium zwischen beider Tod, keinerlei selbständige Darbietung der Oeffentlichkeit vorgelegt hat, vornehmlich den letzten vieldiscutirten Roman, auch kein einziges Gedicht, wie er deren von sich 40—60 in Meißner's Nachlaß witterte, fällt ungemein auf und erschüttert das Vertrauen in seine Ehrlichkeit ebenso bedenklich wie in seine Schöpferkraft, die er innerhalb des unlauteren Bandes mit Meißner allein sich zuschreibt. Schatten und Schuld in dieser mysteriösen Angelegenheit tragen beide, freilich in verschiedener Weise. Im übrigen trifft K. Frenzel's Wort zu, der aus eigenem Wissen Meißner von mancher seitens Hedrich's reclamirten Anleihe entlastet: der Fall stehe in der Eigenthümlichkeit seiner Verknüpfung und der Tragik seiner Lösung, in der Weltlitteratur einzig da. Und dadurch, ferner durch das Sensationelle dieses tragischen Seelen- und Dichterromans und durch das große Aufsehen, das er hervorgerufen, rechtfertigt sich auch gewiß unsere Gründlichkeit, zumal die Materialien zum objectiven Urtheil heute sehr zerstreut sind.

Man vgl. Hedrich's „Enthüllungs"-Schrift („1890", 1889 erschienen) und Polemik gegen Bayer-Byr's Acten-Broschüre (1889) nebst letzterer (s. o. S. 564)); P. W. Heinrich, „‚Für' und ‚Wider' Alfred Meißner. Klarstellung des litterar. Verhältnisses zwischen A. M. u. Frz. Hedrich . . ." (1890), eine geradezu unglaublich compilirte und einseitig zu Hedrich's Ungunsten verschiebende Paraphrase aus Meißner's „Geschichte m. Lebens" (1884), Hedrich's Angriffsbuch und Bayer's Polemik, fügt aber doch eben deren Mittheilungen fast sammt und sonders aneinander, auch das ganze ausgezeichnete Feuilleton Karl Frenzel's „Ein Trauerspiel der Freundschaft" „Nat.-Ztg." v. 1. Dec. 1889, Mrg.-Ausg., sowie die Angaben über die Reibereien zwischen Hedrich u. Byr nach „Frkf. Ztg." v. 23. Jan. 1890 (3. Mrgbl., S. 1, Feuill.) u. „Berl. Tgbl." v. 4. März 1890; Prof. Joseph Bayer, „Der Fall Meißner-Hedrich", zwei gehaltreiche Feuilletons dieses Jugendbekannten beider Männer „N. Fr. Presse", Mrgbl. 16. u. 17. Jan. 1890; K. E. Franzos „A. M. — F. H.", i. s. „Dtsch. Dichtung" VII (1889/90), 141—147, 196—203, 22[illegible] —228, 271—276, 290—300, eine eingehende peinliche u. gerecht abwägende in den Hauptpunkten maßgebliche Beleuchtung, dazu ebd. VIII (1890), 14[illegible] —151, „Zur Affaire Meißner-Hedrich"; Karl Braun, „Hedrich contra Meißner. Eine litterar. Controverse rechts- u. culturwissenschaftl. erörtert" i. „Vierteljahrschr. f. Volkswirtsch., Polit. u. Culturgesch.", 108. Bd. (189[illegible]) S. 155—167 (vergleicht Mirabeau—Reybaz, Bismarck — Lothar Bucher, Herm. Wagener — Eug. Dühring als Parallelen); Fritz Lemmermayer, „Ein modernes Nachtstück der deutschen Litteratur", „Unsere Zeit", 1890, [illegible] 547—56; alle vorstehenden erklären sich energisch gegen Hedrich, während O. v. L(eixner) i. d. „Dtsch. Roman-Ztg.", 27. (1890) Jahrg. I, 714 allerdings nur nach Hedrich's 1. Schrift, dessen Beweis für erbracht an[illegible] sieht; für Meißner entscheidet sich, übrigens mit gerechter Rücksicht a[illegible] Hedrich's Dramen, Feod. Wehl, „Alf. Meißner. Erinnerungen" (189[illegible]) S. 28—35 u. 42—45 (verweist S. 35 auf einen Aufsatz Dr. Frdr. Corssen im „Hamburgisch. Correspondenten" über den Verschwender, unstäten, leiden[illegible] schaftlich spielenden Hedrich); von Litterarhistorikern erklären sich Gottschall ([6]IV, 449—57; relatives Lob für Hedrich's „Kain" III, 584), Leixner ([2] S. 972 f.), R. M. Meyer ([2] S. 514 f.), Ad. Bartels (II, 400 f.) in der hier gegebenen Reihenfolge mehr für Meißner bezw. mehr für Hedrich; zur Biographie s. Frz. Brümmer, Lexik. d. dtsch. Dicht. d. 19. Jhrhs. II[4] 465, [5]495, III[5] 47. Bezüglich Alfred Meißner's, den i. d. A. D. B. ein eigener Artikel behandeln wird, sehe man Ernst Ziel, „Literar. Reliefs" III (1888) besonders S. 23, 29, 39—50. In Kürschner's Litteraturkalender, in den er

sich laut Drohungen an Meißner so hineingesehnt hat, ist H. erst mit seinem Tode gekommen (XVIII, 1896, I, 40) als Hederich. Zur Aufnahme der Affaire vgl. „N. Fr. Presse“ 1889 Abendblätter 9061 S. 1, 9070 S. 2, 9073 S. 1, Mrgbl. 9071 S. 4. Eine Novelle aus H.s „Nachtstücken“ (s. o.) im Prager „Dtsch. Volksklbr. f. 1890“ erneuert. Ludwig Fränkel.

Heger*): Heinrich H., Architekturmaler, geboren 1832 zu Hadersleben (Schleswig), † am 4. Februar 1888 in München. Anfangs Decorationsmaler, fand H. glücklicherweise Mittel und Wege, 1852 die Kunstakademie in Kopenhagen zu besuchen, wo er mit Vorliebe der Baukunst oblag; dann ging er 1856 auf Reisen durch Deutschland, weilte längere Zeit in München, wo der feinfühlige Hermann Dyk (1812—74), vielleicht auch Gustav Seeberger (1812—1888) auf ihn wirkten, ging inzwischen wieder auf die Wanderung, in die Niederlande (1864), nach Danzig (1872) und Italien (1874), bis er in München seit 1875 seßhaft wurde. Ueberall machte H. sorgfältige Aufnahmen der interessantesten Bauwerke aus der Zeit des Mittelalters und der Renaissance; dabei hegte er eine besondere Vorliebe für reiche Innenräume und hier wieder für Holzarchitektur und getäfelte Säle und Zimmer, welche er mit der ihm eigenen Sorgfalt und Gewissenhaftigkeit, bis ins kleinste Detail, mit unvergleichlicher Wahrheit und Form, Ton und Stimmung nachbildete. Mit dieser subtilsten Vedutenmalerei, welche sowol das innigste Verständniß und die hingebendste Liebe wie auch die fabelhafte Sicherheit des Pinsels und die falkenhafte Schärfe des Auges bezeugte, gab er sich zufrieden, vermied meist jede weitere Staffage oder figürliche Zuthat, um ja dem Eindruck der Unmittelbarkeit nicht zu schaden. Diese seine malerische Tugendlichkeit bewährte H. mit einer „Partie aus dem Chor der Domkirche zu Schleswig“ (1865) und „Aus dem Ulmer Münster“ (1867 im Kieler Kunstverein; vgl. Lützow's Ztschrft. II, 58), auch mit der „Betstube aus dem schleswig'schen Schlosse Gottorp“, welch letzteres Bild in Dresden und Berlin (1868) zur Ausstellung kam und als „ein wahres Muster von sorgfältiger Ausführung eines mit geschnitztem Holz bekleideten Innenraumes“ bewundert wurde (vgl. Lützow's Ztschrift. II, 185; III, 13). Leider gewährt unser, aus Kunstberichten und Ausstellungskatalogen mühsam angesammeltes Material keinen erschöpfenden Ueberblick über Heger's Leistungen, welche hier lückenhaft, aber in möglichst historischer Reihenfolge verzeichnet werden. Ausgestellt wurden „Die Kriegsstube im Rathhaus zu Lübeck“ (1870), ein „Interieur im Stadthaus zu Danzig (mit dem kostbaren, figurenreichen Kamin von 1595) und der „Artushof“ 1873 in Berlin (vgl. Bruno Meyer in Lützow's Ztschrft. VIII, 184); 1875 kam im Münchener Kunstverein die obengenannte „Gottorper Betstube“ um den geringen Betrag von 400 Mark zum Ankauf (so lange hatte das Bild, vorausgesetzt, daß der Maler keine neue Bearbeitung brachte, auf einen Abnehmer warten müssen!). Gleichzeitig erschien die köstliche „Sacristei der S. Marcuskapelle“ und die große „Treppe in S. Rocco zu Venedig“ — wahre Perlen minutiöser Ausführung. Im nächsten Jahre brachte H. den „Saal im Justizpalast zu Brügge“, ein „Interieur aus dem Lübecker Rathhaus“ (Lützow XI, 707) und ein „Vorzimmer zum Audienzsaal im Dogenpalast“. Gleichzeitig zeigt der unermüdliche Mann 16 Studien, theils aus den sogenannten päpstlichen Zimmern der Münchener Residenz, theils aus dem Dogenpalast und aus Antwerpen, dabei auch das Zimmer des Kunstmalers Baron Henri von Leys, alle mit minutiösestem Detail (Lützow XII, 141 u. 629). Inzwischen mußte H. auch Rom besucht haben, denn 1878 war in Freiburg „Ein Zimmer des Vaticans“

*) Zu S. 115.

ausgestellt und in Augsburg das „Prunkgemach des Lübecker Bürgermeisters Freedenhagen“, welches 1879 der Münchener Kunstverein um 690 Mark erwarb (Lützow XIII, 620 u. 805). Im folgenden Jahr haben wir ein reizvolles „Interieur“ im Renaissancestile (Lützow XV, 258), 1881 den „Gerichtssaal im Rathhaus zu Lüneburg“ (Lützow XVI, 221) und 1884 das „Holzgetäfelte Zimmer eines Palastes“; 1885 erwarb der Münchener Verein eine „Stube aus Brügge“ (480 Mk.), 1886 ein ähnliches Bildchen „Aus Antwerpen“ (380 Mark) und 1888 aus des Künstlers Nachlaß das kleine Bild „Aus Brügge“ (400 Mk.). H. war ein Künstler, welcher in seiner Eigenart von keinem anderen erreicht, geschweige denn übertroffen wurde, er hatte ein enggegrenztes Repertoire, welches er aber unbestritten beherrschte, denn sein Material erdrückte ihn nicht; was und wie er es gab, zeigte immer den stimmungsvoll reproducirenden Dichter. Ueberaus bescheiden blieben die Preise seiner liebenswürdigen und höchstansprechenden „Studien“. — Er starb nach langem schweren Leiden.

Vgl. Nr. 38 u. 69 „Allgemeine Zeitung“ vom 7. Febr. 1888 u. 10. März 1889. — Lützow's Ztschrft. XXII, 305. — Fr. v. Bötticher 1895, I, 479. — Singer 1896, II, 148. Hyac. Holland.

Henschel *): Karl Anton H. (1780—1861), Oberbergrath und Begründer der Maschinenfabrik „Henschel & Sohn“ in Kassel im J. 1817.

Die Henschels sind nach Urkunden und Acten, die sich im Besitz der Familie in Kassel befinden, eine alte Glocken- und Stuckgießerfamilie. Laut Vertrag vom 4. Februar 1634 goß ein Hans H. 12-pfündige Kanonen für den Grafen von Solms. In der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts lebte Johannes H., Bürger und Glockengießer, zu Gießen. 1690 erhielt dieser H. einen bevorrechtenden Schutzbrief auf sein Gewerbe durch den Landgrafen Ernst Ludwig von Hessen-Darmstadt. Später dehnte dieser Hans H. († nach 1707) seinen Betrieb auf die Herstellung von Pumpen, Feuerspritzen u. dgl. aus. Nach ihm wird ein Johann Andreas H., Stück- und Glockengießer, Bürger von Gießen, der zwischen 1734 und 1738 starb, erwähnt. Ein anderer, Johann Philipp H. (14. Februar 1707 bis 30. Juni 1782) war hessen-darmstädtischer Stück- und Glockengießer, Gelbgießer, Rath und Altmeister in Gießen. Er lieferte 1736 bronzene Druckwerke und andere dergleichen Maschinentheile für den Umbau der Saline in Nauheim. Berücksichtigt man, daß damals das Hauptmaterial für den Maschinenbau noch das Holz war, daß Gußeisen erst im Jahre 1754 durch den Engländer Smeaton zu Maschinentheilen angewendet wurde, so hat man die Familie Henschel, von diesem Johann Philipp Henschel an, als eines der ältesten, ununterbrochen fortbestehenden Industriegeschlechter Deutschlands zu betrachten. Nach Kassel übersiedelte die Familie durch Georg Christian Karl H. (24. April 1759 bis 2. Juni 1835). Seit dem 25. Juni 1785 war er Inhaber der fürstlichen Gießerei zu Kassel. 1796 erbaute er sich das erste Bleiwalzwerk Deutschlands und lieferte Walzblei zu Dacheindeckungen, ehe andere Metalle hierfür in Verwendung kamen, z. B. 1818 für die neue Pinakothek und Glyptothek in München. Im genannten Jahre (1796) wurde dieser H. auch zum fürstlichen „Brunnenmeister“, als Nachfolger des berühmten Steinhöfer, mit einem Jahrgehalt von 112 Reichsthalern, 2 Albus 9 Heller, bei freier Wohnung, ernannt. Ihm unterstanden dadurch die bekannten Wasserkünste auf Schloß Wilhelmshöhe, sammt den Pumpanlagen und Wasserleitungen. Im J. 1805 wurde diesem H. und seinem zweiten Sohn Werner (siehe oben S. 203) das landesherrliche Privileg auf

*) Zu S. 205.

Anfertigung von Geschützen und Glocken, Pumpen, Feuerspritzen, Metallgußwaaren, Pressen, Walzblei, Bleiröhren, Kesseln und Maschinen jeder Art rtheilt.

Nach dieser Abschweifung auf die allgemeine Familiengeschichte der Henschel mmen wir auf den zu Eingang genannten Karl Anton H. Er war als der ltefte Sohn des letztbesprochenen Georg Christian Karl H. am 23. April 1780 Kassel geboren. Seine Mutter war Friederike Storck, Tochter des kurfürstl. ssischen Stückgießers Storck in Kassel, dessen Amtsnachfolger Georg Christian arl H., wie gesagt, 1785 wurde. Mit seinem vorgenannten Bruder Johann erner H., dem späteren Bildhauer, besuchte Karl Anton H. das Lyceum d die Kunstakademie seiner Vaterstadt. Nebenbei arbeitete er in den Werkätten des Vaters praktisch, trieb dann, im Selbststudium, unterstützt durch rivatunterricht, Mathematik, und wurde 1797 als unbesoldeter Accessist beim rstl. Baudepartement in den technischen Staatsdienst aufgenommen. In eser Stellung entwarf er 1801 das heute noch im Betrieb befindliche große aug- und Druckwerk für Saline Sooden-Allendorf, das im väterlichen Geäft ausgeführt wurde. Seine erste feste Anstellung erhielt H. 1803 als rfürstl. hessischer Baumeister der Saline Schmalkalden, wo er im gleichen ahre Maria Kröschel heirathete. Hier blieb er bis man ihn 1808 als kgl. chsischen Baumeister an die Saline nach Kösen berief. Nach drei Jahren ard H. kgl. westfälischer Bergingenieur I. Classe in Karlshafen. Aus diesem mte schied er nach zwei Jahren, um die Stellung eines kurfürstl. hessischen auinspectors auf der Saline Sooden anzunehmen. Von hier aus lehnte H. n den Jahren 1814, 1815 und 1816 drei sehr vortheilhafte Anerbieten, in reußische oder hannöversche Dienste zu treten, mit Rücksicht und aus Anänglichkeit an sein damals arg bedrängtes Vaterland ab. 1814 erfand H. as hydraulische Kettengebläse[1]) und erhielt von Kurfürst Wilhelm III. die oldene Medaille für Gewerbefleiß. Der Staatsdienst bot für H. nicht die olle Befriedigung, und da sein Vater und Bruder infolge der Fremdherrchaft mit ihrem Geschäfte in schwere Sorgen gerathen waren, so beschloß H. n die väterliche Firma einzutreten. In Anbetracht seiner vielen Dienste, die r als Sachverständiger im Berg-, Hütten- und Salinenwesen seinem Vaterlande geleistet hatte, wurden ihm nicht nur der Eintritt in das väterliche Geschäft und die Versetzung nach Kassel bewilligt, sondern der hessische Staat gab ihm ein zinsfreies Darlehn von 2000 Thalern, das er in das väterliche Geschäft einlegen konnte. Zugleich wurde der 37jährige zum Oberberginspector ernannt. So konnte H. seine technischen Fähigkeiten dem Vaterlande sowol wie der Familie widmen. Von diesem Zeitpunkte (1817) an datirt die heutige Firma Henschel & Sohn darum mit Recht ihr Bestehen als Maschinenfabrik, an Stelle des früher vorwiegenden Gießereibetriebes. Im Staatsdienste seiner Heimath blieb Anton H., der 1832 zum Oberbergrath und Mitgliede der kurfürstl. Ober-Berg- und Salzwerk-Direction in Kassel ernannt worden war, bis ihn zunehmende Schwerhörigkeit im J. 1845 zum Rücktritt zwang. Im J. 1833 ging H. nach London, um die neuen Bahnen Englands zu studiren. Bei dieser Gelegenheit lernte er Brunell und Stephenson kennen. In einem Briefe an einen Freund, datirt Kassel, den 28. April 1833 sagt H.: „In der Eisenbahnsache erkenne ich eine Wohlthat für die Menschheit und will mich ihr ernstlich widmen, so gut ich vermag“.

Im gleichen Jahre erschien Henschel's erste Schrift: „Neue Construction r Eisen-Bahnen“ (Cassel 1833). Darauf kam die Flugschrift „Vorschlag r Anwendung eines eisernen Seilzuges auf Eisenbahnen“ heraus. Nach nf Jahren folgte „Beitrag zur Constructions-Verbesserung der Eisenbahnen“

(Cassel 1838) und als letzte zu diesem Thema: „Einige Worte übe[r] mechanischen Theil der Eisenbahnen“ (Cassel 1844). Aus anderen Ge[bieten] sind folgende Schriften von H. vorhanden: „Gedanken über den un[unter]brochenen Fortgang der Schöpfung aus Raum und Zeit“ (Cassel 1 „Aesthetik der höheren Baukunst“ (Cassel 1850), „Das bequemste Maaß-[und] Gewichtssystem gegründet auf den natürlichen Schritt des Menschen“ (1855). 1837 erfand H. die nach ihm benannte Turbine, die 1841 in [Holz]minden zuerst angewandt wurde. Hier sah sie Jouval und nahm in F[rank]reich erfolgreich das Patent darauf, das man in Hessen dem ursprüngliche[n Er]finder verweigert hatte. Nachdem H. schon 1830 ein 6jähriges hessisches Pr[ivileg] auf den alleinigen Bau von Dampfmaschinen erhalten hatte, construi[rte er] 1843 den Wasserröhrenkessel. 1845 erhielt er dafür von der „Société [d'en]couragement pour l'industrie nationale“ in Paris die große goldene Me[daille] und 6000 Frcs. Auf den verschiedensten Gebieten der Technik hat H[.] nicht nur versucht, sondern auch in seiner Zeit Hervorragendes geleistet. [So] baute er 1811 das erste deutsche Cylindergebläse, 1820 nahm er den Ba[u] Stanhope'schen Buchdruckpressen und 1825 die Herstellung kaltgezogener [Blei]röhren auf. 1843 begann er den Dampfschiffbau. Auch der Glocken-[und] Kanonenguß spielte in seinem Betrieb bis in die 50er und 60er Jahre eine Rolle. Seit 1840 war das wichtige Gebiet des Werkzeugmaschinenb[aues] aufgenommen worden, auf dem besonders im Bau sehr schwerer Masch[inen] hervorragendes geleistet wurde. Auch der Brückenbau, der Bau von Da[mpf]maschinen und besonders von Dampfkesseln nahmen, wie von letzterem [schon] bemerkt wurde, unter Anton H. den Anfang.

H. feierte am 28. August 1853 die goldene Hochzeit, verlor aber 1 seine Gattin, 1860 seinen Sohn Karl und büßte dazu noch neben se[inem] schon lange schwachen Gehör in den letzten Jahren das Augenlicht ein. [Ver]schiedenen gelehrten Gesellschaften gehörte H. als Mitglied an: so der Ni[eder]rheinischen Gesellschaft für Natur- und Heilkunde in Bonn, der Gesell[schaft] zur Beförderung nützlicher Künste in Frankfurt a. M., dem Verein zur [Be]förderung des Gewerbefleißes in Preußen, den Gewerbevereinen zu Darm[stadt] und Kassel und dem Verein für Eisenbahnkunde in Berlin.

Im 82. Lebensjahre starb Anton H. am 19. Mai 1861 in Kassel. [Sein] Lebenslauf hat eins der schönsten Beispiele der bedeutenden Erfolge geli[efert], welche ein Mann durch fleißige Ausbildung und Anwendung seiner geis[tigen] Kräfte, unerschütterliche Verfolgung seiner richtig gewählten Ziele und St[andhaf]tigkeit, ohne die Unterstützung äußerer Glücksgüter zu erringen verma[g].

Georg Alexander **Karl** H. (1810—1860), Sohn des Vorigen, wa[r am] 7. Mai 1810 in Kösen geboren, hatte seine praktische Ausbildung in [der] Fabrik des Vaters, seine wissenschaftliche auf dem Berliner Gewerbein[stitut] genossen und darauf in Göttingen Mathematik studirt. Im Gegensatz [zum] Vater war Karl H. vorzugsweise auf die geschäftliche Ausdehnung des Fa[brik]unternehmens, auf Erweiterung der Absatzgebiete, auf Einführung [neuer] Fabrikationszweige bedacht. Auf vielen Reisen im In- und Auslande [lernte] er die hervorragendsten Großbetriebe kennen gelernt und trachtete danach, [das] Kasseler Werk in seiner Leistungsfähigkeit zu steigern, was ihm durch [straffe] Organisation aller Einzelabtheilungen, durch Nutzbarmachung der vollkomme[nsten] Hülfsmaschinen trotz beschränkter Mittel auch gelang. Beim Tode [seines] Großvaters (1835) wurde Karl H. seinem Vater eine unentbehrliche Stü[tze in] der Fabrik, und als der Vater sich mit vorrückendem Alter immer mehr [von] den Arbeiten zurückziehen mußte, da ruhte die ganze Last des großen [Be]triebes auf seinen Schultern. Unter seiner Leitung wurde 1845 der

motivbau begonnen und am 29. Juni 1848 die erste Lokomotive der „Drache“ für die hessische Friedrich Wilhelms-Nordbahn abgeliefert. Karl H. war seit dem 26. August 1835 mit Ernestine Schmidt aus Kassel verheirathet. Seit 1839 war sein Bruder Otto († 1846) mit in der Firma als Theilhaber beschäftigt. Am 23. März 1860 starb Karl H. und überließ das Werk seinem einzigen Sohne Oskar.

Karl Anton Oskar H. (1837—1894), Sohn des Vorigen, hervorragender Großindustrieller. Geboren in Kassel, Mönchebergerstraße 1 am 19. Juni 1837, besuchte er 1844—1852 die jetzige Ober-Realschule seiner Vaterstadt. In den folgenden Jahren lernte er in den väterlichen Werkstätten die ganze Praxis des Maschinenbaues und bereitete sich durch Privatstunden zum Besuch der Polytechnischen Hochschule in Karlsruhe vor. 1855 trat er dort sogleich in die Fachclassen ein und studirte vier Semester unten Redtenbacher, Eisenlohr und Baumeister. Nach dieser Zeit begann H. seine Thätigkeit als Leiter des kaufmännischen, dann des Zeichenbureaus in der Fabrik seines Vaters und Großvaters. Als er großjährig geworden war, wurde er 1859 Theilhaber der Firma Henschel & Sohn. Die beiden folgenden Jahre brachten dem jungen Manne harte Verluste: 1860 starb sein Vater und hinterließ ihm die alleinige Leitung des großen Werkes, 1861 verlor er auch den Großvater Oberbergrath H. So stand der kaum 24jährige an der Spitze eines bedeutenden Unternehmens, das unter seiner umsichtigen und thatkräftigen Leitung in verhältnißmäßig kurzer Zeit einen außerordentlichen Aufschwung genommen hat. Kamen seinem Wirken auch die politischen Vortheile der Kriege von 1866 und 1870 zu statten, so lag der Hauptgrund seiner Erfolge in seiner eigenen Person. Umfassendes Wissen und Können, unerschöpfliche Arbeitskraft und kühne Unternehmungslust vereinigte er in sich. Ein klarer Blick, ein bedächtig wägendes, sicheres Urtheil zeigten ihm die Wege seiner Arbeit. Unter seiner Leitung wurde die Firma Henschel & Sohn eine Lokomotiv- und Werkzeugmaschinenfabrik von Weltruf. Seine strengen Grundsätze inbezug auf die Beschaffenheit seiner Erzeugnisse, seine unverbrüchliche Zuverlässigkeit in Erfüllung eingegangener Verbindlichkeiten, sein gewinnendes Entgegenkommen im Verkehr, seine genaue Welt- und Menschenkenntniß — dies alles so selten in einer Person vereint — brachten ihm einen glänzenden geschäftlichen Erfolg in wenigen Jahrzehnten. Bedürfnißlos und, wie seine Vorfahren, jedem äußeren Scheine abhold, suchte und fand er seine ganze Befriedigung im unermüdlichen Schaffen, im Gelingen seiner Unternehmungen und in der Sorge um Familie und Arbeiterschaft. Seit dem 22. Juni 1862 mit Sophie Caesar aus Kassel vermählt, schuf H. für seine Arbeiter andauernd neue Wohlfahrtseinrichtungen auf seinem Werke, das bis dahin nur eine, 1854 bereits gegründete Krankencasse besaß. 1866 gründete H. die Invaliden- und Wittwencasse für Arbeiter, 1870 die Feuerwehr. 1872 begann er den Bau von Arbeiterhäusern, deren die Firma heute für 783 Familien besitzt. 1873 trat die Firma der Unfallversicherung bei. 1887 stifteten H. und seine Frau, bei Gelegenheit ihrer silbernen Hochzeit, den „Henschel-Fonds“ zur Unterstützung activer Arbeiter.

Im öffentlichen Leben nahm H. verschiedene Ehrenämter ein. Er gehörte u. a. der Leitung der Berufsgenossenschaft, dem Bürgerausschuß und der Handelskammer — dieser lange Jahre hindurch als Vorsitzender —, dem Communal- und Provinziallandtage, dem Volkswirthschaftsrathe und der ständigen Commission für das technische Unterrichtswesen, außerdem einer großen Zahl wohlthätiger und wissenschaftlicher Vereine an. In Anerkennung seiner Verdienste erhielt H. den Titel Commerzienrath bereits mit 31 Jahren, den Titel Geheimer Commerzienrath im J. 1875. Auf den von ihm beschickten

Ausstellungen des In- und Auslandes erhielt er höchste Preise, auch w
ihm verschiedene Orden verliehen. Seit dem Jahre 1891 war H. h
leidend und starb, nach einem Leben fast ausschließlich durch Arbeit ausge
am 18. November 1894 infolge einer Lungenentzündung. Mit seinem
ging die Leitung des Werks, vorläufig unter Verwaltung der Wittwe
Henschel's, an Karl Anton Theodor Ferdinand H. (geboren am 3. Oc
1873) über.

Nach dem Tode von Oskar H. widmete sich dessen Wittwe in se
Sinne der weiteren Ausgestaltung der Wohlfahrtseinrichtungen. Eine Bea
Pensions- und Wittwen- und Waisencasse, ein Wohlfahrtshaus, Haushaltu
schulen, Kindergärten, Kohlen- und Kartoffeleinkauf, Kaffeeausschank, 3
betten in Krankenhäusern für Angehörige der Arbeiter, sowie überhaupt f
ärztliche Behandlung für deren Familien, Wöchnerinnenfürsorge, ein Rec
valescentenfonds, Badeanstalten, eine Fortbildungsschule für Lehrlinge u. f.
sind in den letzten zehn Jahren von ihr eingerichtet bezw. gestiftet worden.

Statistik der Henschel'schen Werke: Arbeiterzahl 1837: 200, 1865: 5
1873: 1400, 1894: 1600, 1904: 3000 und 1600 auf der seit 1904 z
Werk gehörigen Henrichshütte bei Hattingen. — Lokomotiven: 29. 7. 18
die erste abgeliefert, 4. 10. 1860: die 50ste, 19. 8. 1865: die 100
21. 5. 1873: die 500ste, 12. 4. 1879: die 1000ste, 25. 7. 1886: die 2000
1. 2. 1890: die 3000ste, 18. 1. 1894: die 4000ste, 1899: die 5000ste,
15. 3. 1905: über 7000 Lokomotiven.

ad [1]) F. R. B. Koch, Versuche über die Geschwindigkeit atmosphärisc
Luft. Göttingen 1824, S. 177. Karsten, Eisenhüttenkunde, 2. Aufl. § 6
— Beck, Geschichte des Eisens, Bd. 4, 1899, S. 231. Ferner wur
benutzt: Archivalien der Familie Henschel. — Die genannten Schriften
Anton H. — Rückblick auf die Entwicklung der Maschinenfabrik H. & So
Cassel. Herausgegeben aus Anlaß der Vollendung der 5000sten Lokomot
Privatdruck 1899. — Nekrolog von C. A. Henschel. Cassel 1861. —
Erinnerung an Oskar Henschel. Privatdruck, 1894. — Mittheilungen
Firma H. & Sohn, sowie der Frau Geh. Commerzienrath Sophie Henschel
Cassel an den Unterzeichneten. — Ueber ältere Henschel siehe: Otte, Glock
kunde 1884; Archiv f. hessische Geschichte XV, Heft 3, S. 540, 541.
Strieder's Grundlage zu einer hessischen Gelehrten-Geschichte Bd. 18 u
29, sowie die Fortsetzungen hierzu von O. Gerland, Bd. 20.

F. M. Feldhaus.

Herzog *): Hans H., schweizerischer General, geboren am 28. Octob
1819 in Aarau, † daselbst am 2. Februar 1894. General H. entstamm
einer Familie, die in mehreren Generationen im Kanton Aargau sich hoh
Ansehens erfreute. Der Großvater, Bürgermeister Johann H. von Effing
(s. A. D. B. XII, 265) hatte sich aus ländlichen Verhältnissen zum bede
tendsten Industriellen und führenden Staatsmann des Kantons emporgearbeit
Der Vater, Johann Herzog-Herosé, geboren am 13. December 1790, † a
16. April 1870, hatte in Heidelberg Naturwissenschaften studirt, sich dann
Zürich und Paris auf den kaufmännischen Beruf vorbereitet und seit 18
seine ganze Kraft den Unternehmungen seines Vaters gewidmet. 1818 ve
heirathete er sich mit Fanny Herosé, einer hochgebildeten, mit außergewöh
lichem Wohlthätigkeitssinn begabten Frau, die ihm zwei Söhne und zw
Töchter schenkte. Eltern und Großeltern lebten auf dem ausgedehnten F
miliengut in Aarau, das im Volksmund scherzweise nur das „Herzogthum

*) Zu S. 268.

hieß, in einem Haushalt beisammen. Ein Mann von unermüdlichem Fleiße und spartanischer Genügsamkeit, führte Johann H. das väterliche Geschäft (Baumwollspinnerei, Weberei, Färberei und Handel mit württembergischem Salze) in den vierziger Jahren auf die Höhe, trat aber 1855 infolge von Zerwürfnissen mit seinem Bruder aus der Firma aus und gründete ein eigenes Geschäft, das von finanziellen Mißerfolgen begleitet war.

Hans H. war das älteste von vier Geschwistern. Vom Großvater und Vater, die beide den Grad von Obersten in der Schweizer Miliz bekleideten, waren die militärischen Neigungen auf ihn übergegangen. Schon der Spieltrieb des Knaben nahm militärische Formen an, so daß ihn der Vater mit dem Namen „General“ hänselte. Mit größtem Eifer versah er an der Stadtschule und an der Kantonschule in Aarau, welch letztere er 1833—36 besuchte, den Cadettendienst und commandirte 1835 und 1836 die Artillerie des Cadettencorps als Hauptmann. Im October 1836 begab er sich nach Genf, wo er bis Juni 1838 an der Akademie Mathematik und Naturwissenschaften, insbesondere Chemie studirte. Dann mußte er nach dem Willen des strengen Vaters seinen Platz als Lehrling im Comptoir zu Aarau einnehmen, setzte aber zugleich unter Anleitung von Professor Bolley, dem spätern Director des eidgenössischen Polytechnikums, seine chemischen Studien fort.

Sehr gegen den Willen des Vaters, der aus ihm einen tüchtigen Geschäftsmann machen wollte, fühlte er sich unwiderstehlich zur Soldatenlaufbahn hingezogen. Im Sommer 1839 besuchte er als Aspirant für den Artilleriestab die eidgenössische Militärschule in Thun und wurde im März 1840 als Unterlieutenant im Artilleriestab brevetirt. Im Juli sandte ihn der Vater nach Triest, um im Haus Joh. Bühler & Co. seine Lehre zu vervollständigen; aber weit mehr als das Kaufmännische interessirten den angehenden Artillerieofficier die Arsenale und Werften von Triest und Venedig, die Festungswerke von Verona und Peschiera, wo er sich Eintritt zu verschaffen wußte. Ein schweres Nervenfieber bewirkte, daß sein Aufenthalt in Triest abgekürzt wurde; schon im October kehrte er nach Hause zurück, wo er zu Weihnachten dem Begräbniß des von ihm hochverehrten Großvaters beiwohnen mußte. Im Januar 1841 gab ein Aufstand des ultramontanen Freiamtes dem jungen Lieutenant die erste Gelegenheit zum activen Dienst; als Adjutant des Commandanten der Occupationstruppen, des Obersten Sauerländer, nahm er theil an der Besetzung des unruhigen Landestheils und bethätigte sich hierauf bei der Instruction der aargauischen Artillerie. Nachdem er seine Zeit eine Weile zwischen kaufmännischer Lehrlingsarbeit, chemischen und artilleristischen Versuchen getheilt, reiste er im Mai 1842 wieder nach Italien, um sich im Handelshause Schmutziger in Mailand in seinem Berufe zu vervollkommnen; aber wieder nahmen die militärischen Anstalten sein ganzes Sinnen und Trachten gefangen. Er besuchte die Arsenale, Kasernen, Stallungen, Geschützgießereien, Pulvermühlen und sonstigen militärischen Werkstätten in Turin, Genua und Mailand, schloß mit sardinischen und österreichischen Officieren Bekanntschaft und wohnte den Uebungen und Feldmanövern der piemontesischen und österreichischen Truppen bei. So reiste er im August über Venedig und Triest ins Friaul, wo unter Radetzky's Leitung große Manöver der vereinigten Cavallerie und Artillerie stattfanden. Im Mai 1843 unternahm er eine Handelsreise nach Florenz, Rom und Piemont, auf der er der päpstlichen Schweizer Batterie in Bologna einen Besuch abstattete und in Turin das Materielle der piemontesischen Brückenequipage, Bewaffnung und Equipirung der Cavallerie u. dgl. eingehend studirte. Nach fünfvierteljähriger, in militärischer Hinsicht trefflich benutzter Abwesenheit kehrte er Anfangs Juli 1843 in

die Heimath zurück. In ähnlicher Weise gestaltete sich ihm eine im Januar 1 aus kaufmännischen Motiven angetretene Reise nach Havre wieder zu e militärischen Bildungsreise großen Stils. Da wurden in Straßburg die schützgießerei, das Arsenal, die Modellsammlungen der Artillerie und Genies, in Metz die Artillerieschule mit ihren Sammlungen, die Constructi werkstätten, Arsenale und Befestigungswerke, in Paris und Vincennes Artillerie- und Marinemuseum, die Modell- und Waffensammlungen, die al und neuen Fortificationen mit größter Aufmerksamkeit studirt. Im Novem 1844 ging H. nach England hinüber und besichtigte dort die großen Milit anstalten in Woolwich, die Eisenwerke und Geschützbohrerei in Low-Moore, artilleristische Sammlung in Dover. Auf der Rückreise durch Holland, Belg und Deutschland sah er im December 1844 die Arsenale, Waffenfabrik Werkstätten und Laboratorien zu Delft, Antwerpen und Lüttich, wo er un andern die Bekanntschaft mit Oberst Timmerhans, dem Director der Gewel fabrik und pyrotechnischen Schule, sowie mit Major Bormann, dem Erfin der Shrapnelzünder, machte, dann im Beginn des Jahres 1845 die Festu Ehrenbreitstein, die militärischen Anstalten zu Wiesbaden und Karlsru Im März 1846 avancirte er zum Hauptmann und setzte es beim Vater dur daß er vom April bis October ein halbes Jahr Dienst bei der württe bergischen reitenden Artillerie in Ludwigsburg durchmachen durfte.

Im Sonderbundskrieg von 1847 machte H. als Adjutant der 2. Artiller brigade sowol den Zug gegen Freiburg als gegen Luzern mit. In der neu Aera, welche die Bundesverfassung von 1848 auch im Heerwesen heraufführ fand der tüchtige, pflichteifrige Officier mit seinen reichen Kenntnissen imm mehr Beachtung und Anerkennung. Er wurde in das Instructionscorps eidgenössischen Artillerie aufgenommen, 1850 zum Major, 1855 zum Ober lieutenant befördert. 1856/57 commandirte er bei der Grenzbesetzung Neuenburger Conflict die Artillerie der Division Ziegler. Unermüdlich da auf bedacht, die mannichfachen Neuerungen und Verbesserungen in der B waffnung und im Heerwesen überhaupt kennen zu lernen, setzte er seine milit rischen Studienreisen ins Ausland fort; so besuchte er 1857 Kriegsübung in Sachsen und Württemberg und unternahm 1860 wegen der Withwort Geschütze eine zweite Reise nach England.

Im März 1860 erhielt er den Grad eines eidgenössischen Obersten u am 13. Juni des Jahres wurde er vom Bundesrath zum eidgenössischen In spector der Artillerie gewählt. Von nun an lebte er ausschließlich dem Militä berufe und leitete bis an sein Ende an oberster Stelle die Ausbildung d schweizerischen Artillerie, rastlos und mit Erfolg bemüht, diese Waffe du Vermehrung und Vervollkommnung des Materials und bessere Instruction d Officiere und der Mannschaft auf die Höhe der Zeit zu heben. Während d dreieinhalb Jahrzehnte seines Wirkens ging die schweizerische Artillerie dr Mal zu einer vollständigen Neubewaffnung über, in den 60er Jahren von d glatten zu den gezogenen Vorderladern, 1871/72 von diesen zu den bronzen und 1878/1888 zu den gußstählernen Hinterladergeschützen; die schweizeris Positionsartillerie wurde recht eigentlich durch H. geschaffen. Als Mitgli der Gewehrcommission erwarb er sich auch Verdienste um die Einführung d Repetirgewehrs, wie überhaupt eine Menge Verbesserungen im schweizerisch Heerwesen auf seine Anregung hin erfolgten.

Das allgemeine Vertrauen, das sich H. durch seine Schaffensfreude u seinen festen Charakter erworben hatte, offenbarte sich beim Ausbruch d deutsch-französischen Krieges, indem ihn die Bundesversammlung am 19. Ju 1870 einmüthig zum Oberbefehlshaber der vom Bundesrath am 16. Ju

zum Schutz der Grenzen aufgebotenen fünf Divisionen (37 423 Mann und 3541 Pferde) ernannte. Am 21. Juli wurde er in Bern feierlich beeidigt, am andern Tag übernahm er mittelst eines schlichten Tagesbefehls das Commando von seinem Hauptquartier Olten aus und concentrirte seine Streitkräfte um Basel. Die Verschiebung des Kriegstheaters nach dem nördlichen Frankreich entfernte jedoch für einmal die Gefahr einer Grenzverletzung, die Truppen wurden successive bis auf wenige Compagnien entlassen und der große Stab selbst am 26. August außer Activität gesetzt. General H. aber erstattete am 22. November über die Truppenaufstellung einen umfassenden Bericht an die Bundesversammlung, worin er die dabei zu Tage getretenen Mängel des schweizerischen Wehrwesens in ungeschminkter Weise bloßlegte und die unbedingte Nothwendigkeit durchgreifender Reformen überzeugend darthat. Dieser Bericht wurde der Ausgangspunkt der Verstärkung der Bundescompetenzen auf militärischem Gebiete gegenüber den Kantonen, wie sie die Bundesrevision von 1874 brachte, und der darauf fußenden neuen Heeresorganisation.

Das Vordringen der französischen Ostarmee unter Bourbaki gegen Belfort im Januar 1871 bewog den Bundesrath zu neuen, freilich viel zu schwachen Truppenaufgeboten, und er ersuchte am 18. Januar H. wieder das Commando zu übernehmen. Im ersten Moment standen dem General nur 8½ Bataillone im Pruntrut und 6 Bataillone in Basel nebst 4 Batterien und einigen Compagnien Dragoner zur Verfügung und seinem dringenden Verlangen nach Verstärkungen entsprach der Bundesrath, der sich in finanziellen Schwierigkeiten befand, nur ungern und zögernd. Am Ende erreichte seine Armee den Bestand von 19 439 Mann. Mit dieser geringen Truppenzahl leistete H. das Menschenmögliche. Auf die Kunde vom Rückzuge Bourbaki's ordnete er am 26. Januar eine demselben parallelgehende Linksschiebung seiner Divisionen an. Bei tiefem Schnee und grimmiger Kälte durchzogen die Schweizermilizen in Eilmärschen den Jura, zum Theil bis ins Waadtland und besetzten die Eingangsthore, auf welche die geschlagene französische Armee immer deutlicher abgedrängt wurde, noch zur rechten Zeit. Als der Bundesrath von dem am 28. Januar zu Paris abgeschlossenen Waffenstillstand Nachricht erhielt, lud er H. ein, sofort mit den Einleitungen zur Entlassung der Truppen zu beginnen, um die Lasten der Grenzbesetzung nicht unnöthig zu verlängern. Allein der besserinformirte General, der wußte, daß die französische Ostarmee vom Waffenstillstand ausgeschlossen war, klärte die politische Behörde über ihren Irrthum, welcher der Schweiz hätte verhängnißvoll werden können, auf und bewog sie, neue Bataillone zum Schutz der Jurapässe in der Waadt und Genfs aufzubieten.

Am 28. Januar, Nachts 11 Uhr erhielt H. im Hauptquartier zu Delsberg die Gewißheit, daß die französische Armee bei Pontarlier abgeschnitten sei, und erwartete nun ihren Uebertritt auf Schweizerboden. Er concentrirte soviel Truppen als möglich in dem langgestreckten Traversthale, als dem muthmaßlichen Punkte, wo derselbe stattfinden werde. Am 31. Januar traf er um Mitternacht persönlich im Grenzdorf Verrières ein, zwei Stunden später erschien ein Oberst Chevals als Parlamentär des an Bourbaki's Stelle getretenen Generals Clinchant, der die Bewilligung zum Uebertritt seiner Armee auf Schweizerboden verlangte. Auf die Gefahr hin, daß die Franzosen trotz ihres elenden Zustandes den Versuch wagen würden, die kleine schweizerische Grenztruppe über den Haufen zu werfen, dictirte H. rasch entschlossen um 4 Uhr Morgens den bekannten Vertrag vom 1. Februar, durch den die vollständige Entwaffnung und Internirung der französischen Armee festgesetzt

wurde. Clinchant, der sich hart an der Grenze befand, unterzeichne
Vertrag sofort, und hinter dem Oberbefehlshaber, der zuerst übertra
wälzten sich in wildem Gedränge Kaleschen von Generälen, Geschütze, C
und Kriegsfuhrwerke aller Art, untermischt mit Truppen aller Waffen,
in voller Auflösung an den Schweizer Milizen vorüber. Große Massen
zösischer Truppen traten auch bei St. Croix, Jougne und durch das Jo
ins Waadtland über. Im ganzen waren es 83 301 Mann mit 10 649 Pf
denen 284 Feldgeschütze, 63 412 Gewehre und gegen 1000 Fuhrwer
genommen wurden. Die Energie und Umsicht, mit der H. die Entwaf
Ordnung und Ueberführung dieser Massen in das Innere der Schweiz
sicherte ihm den Dank der Nation.

Am 16. Februar legte er sein Generalat nieder und war nun
einfacher Oberst im Generalstab und Artillerieinspector oder, wie der
seit 1874 lautete, Waffenchef der Artillerie. Selbstverständlich hatte
General H. fortan in allem, was das Wehrwesen der Schweiz betra
erste Stimme, so war er 1880 Präsident der ersten Landesbefestig
commission. Daß man auch im Ausland auf ihn aufmerksam geworden
bewies eine Einladung zu den die Dreikaiserzusammenkunft im Sept
1872 begleitenden deutschen Manövern, die ihm Kaiser Wilhelm durc
deutschen Gesandten direct zugehen ließ. Mit einem Gefolge von Offi
begab sich H. nach Berlin, wo er außer vom Kaiser auch von Bismarc
Moltke ehrenvoll empfangen wurde. Am 6. Juli 1889 bereiteten die sch
rischen Artillerieofficiere ihrem greisen Waffenchef eine erhebende Feier,
sie zu seinem fünfzigjährigen Officiersjubiläum eine „Herzog-Stiftung"
deten, deren Mittel zur außerdienstlichen Ausbildung schweizerischer Arti
officiere verwendet werden sollten.

1848 hatte sich H. mit Emilie v. Alberti aus Rottweil in Württe
verheirathet und lebte mit ihr sechsundzwanzig Jahre in glücklicher Ehe;
ihrem Hinscheiden führte er 1876 ihre Nichte Julie Zobel als zweite G
heim, die ihn überlebte; aus beiden Ehen erwuchsen ihm zwei Söhne un
Töchter. Im eigenen Hause, im trauten Verkehr mit der Familie un
zahlreichen gastfrei aufgenommenen Freunden, suchte der vielbeschäftigte
seine Erholung. Ein eifriges Mitglied war er der aargauischen naturfor
den Gesellschaft, in deren Schooß er bis in sein hohes Alter fast alljäh
Vorträge über technologische oder artilleristische Fragen hielt. Ohne j
um die Volksgunst zu buhlen und obwol er, wie von sich, so auch von
Untergebenen strenge Pflichterfüllung forderte, wurde er durch seine Tü
keit und die schlichte Güte seines Wesens der populärste Mann der Sc
Sein Bild war neben dem des Generals Dufour in jeder Hütte zu f
Und als ein Influenzaanfall den Fünfundsiebzigjährigen in wenig
dahinraffte, da folgte am 5. Februar 1894 seinem Sarge ein endloses G
von Behörden, Officieren und Volk aus allen Ständen, zum Zeiche
allgemeinen Verehrung, die der Lebende genossen. In Aarau wurde ih
Denkmal errichtet.

Worte der Erinnerung an Herrn General Hans Herzog, gesproche
seiner Beerdigung. — Nekrologe in der Allgem. Schweizerischen Mi
zeitung 1894, Nr. 6, und der Schweizerischen Zeitschrift für Artilleri
Genie 1894, Nr. 2. — Blumer, Erinnerungen an die Grenzbes
1870/71 (Winterthur 1891). — Bonnard, Le général Herzog (B
thèque Universelle 1894, tome 61, p. 449 ff.). — Bluntschli, Karl J
Herzog, General und eidgenöss. Waffenchef der Artillerie (Neujahrsblat

Feuerwerkergesellschaft in Zürich 1895). — Handschriftliche Mittheilungen
on Herrn Staatsarchivar Dr. Herzog in Aarau.

Wilhelm Oechsli.

Hofmann*): August Wilhelm von H., der hervorragendste der aus
Liebig'schen Schule hervorgegangenen Chemiker, wurde am 8. April 1818
Gießen geboren und starb in Berlin am 5. Mai 1892.

Hofmann's Familie war um die Mitte des 17. Jahrhunderts in der
dt Worms ansässig, um deren Verwaltung sich seine Vorfahren frühzeitig
dient gemacht haben. Der aufopfernden Thätigkeit des Stadtmeisters
Rathsseniors Philipp H. wird bei der Zerstörung der Stadt durch die
nzosen im Jahre 1689 rühmend gedacht und Philipp Christian H., der
roßvater, brachte es bis zum regierenden Bürgermeister der freien Reichs-
t. Hofmann's Großvater starb in jungen Jahren 1784 durch einen Sturz
Pferde, weshalb die Wittwe Maria Elisabeth, geb. Kasche, nach ihrem
mathsorte Hanau übersiedelte. Der befreundete Oberst eines dänischen
giments veranlaßte ihren Sohn Johann Philipp in dänische Dienste zu
en, wo er mit 21 Jahren Lieutenant wurde; allein dieser Beruf befriedigte
nicht und die Beschäftigung mit Ingenieurwissenschaften nahm sein Inter-
so in Anspruch, daß er sich entschloß zu architektonischen Studien die
versität Marburg zu beziehen. Nach ihrem Abschluß trat er als Bau-
ster zuerst in den Dienst des Fürsten Bentheim, alsdann in den des Burg-
fen von Friedberg und kam, als 1806 das Großherzogthum Hessen ge-
ndet wurde, in den hessischen Staatsdienst.

Aus der Ehe mit Wilhelmine Bodenius aus Lingen bei Hannover waren
its vier Töchter und ein Sohn entsprossen, als nach einer Pause von acht
ren August Wilhelm im J. 1818 geboren wurde.

Der Vater, der 1817 als Provinzialbaumeister nach Gießen gezogen war,
er sich ein eigenes Wohnhaus erbaute, war ein Mann voll ernsten Strebens.
ine Liebe für alles Edle und Gute prägte sich dem empfänglichen Gemüthe
aufgeweckten Knaben frühzeitig ein, und insbesondere die Reisen, die er
dem Sohne durch Italien und Frankreich machte, entzündeten in diesem
unversiegliche Begeisterung für alle schönen Künste. Von dem eminenten
rachtalent, über welches H. später verfügte, scheint er auf der Gießener
hule wenig Gebrauch gemacht zu haben; da er nur langsam mitkam, so
urde er für einige Jahre dem Pfarrer Hildebrand zu Mehlbach in der
etterau anvertraut, von wo er in die Prima des Gymnasiums zurückkehrte.

Im Herbst 1836 bezog H. die Gießener Universität. Er beabsichtigte,
dem Studium der Rechte zu widmen, belegte aber, vielleicht unter dem
nflusse seines Schwagers, des Physikers Heinr. Buff, schon im ersten Se-
ster mathematische, im zweiten physikalische Vorlesungen und hörte im dritten
ben einem Colleg über Naturrecht einen chemisch-analytischen Cursus bei
big. Dieser stand damals auf der Höhe seines Wirkens; seine zauberhafte
hrthätigkeit begeisterte eine schaffensfrohe lernbegierige Schar von Schülern,
aus allen Ländern der Welt herbeiströmten. Enger und enger werden die
r Verfügung stehenden Räume; es muß zur Errichtung eines besonderen
itgebäudes geschritten werden, und der Bau des so berühmt gewordenen
ßener Laboratoriums wird dem Hofkammerrath und Universitätsbaumeister
fmann übertragen. So in Liebig's Zauberkreis eingetreten, verbindet ihn
ld ein nahes Freundschaftsverhältniß mit dem großen Chemiker, der sich nun

*) Zu S. 434.

des Sohnes, welcher den juristischen Studien keinen Geschmack abgewinn
konnte, auf das wärmste annimmt.

Durch den Assistenten Fr. Schödler wird H. in die Geheimnisse d
Analyse eingeweiht, und Liebig's Privatassistent H. Will unterstützt seine A
beiten mit allezeit liebenswürdiger Bereitwilligkeit. Außer Liebig's Vo
lesungen hört er Physik bei Buff, Technologie bei Knapp, Astronomie b
Umpfenbach, Oryktognosie bei v. Klipstein; aber auch die Vorträge üb
Aesthetik, Dante, Shakespeare von Hillebrand werden nicht verschmäht. B
geistert von der neuen Wissenschaft, betreibt er seine Studien auf das eifrigs
und besteht am 9. April 1841 das Doctorexamen summa cum laude unt
gleichzeitiger Erlangung der venia legendi, nachdem er von der Einreichun
einer Dissertation dispensirt worden ist.

Als Doctor arbeitet H. im Liebig'schen Laboratorium weiter und ver
öffentlicht nach zwei Jahren seine erste selbständige Arbeit: „Chemische Unter
suchungen der organischen Basen im Steinkohlentheeröl" (Liebig's Ann. 1843
Es ist ein merkwürdiger Zufall, daß sich H. schon in dieser ersten Arbeit mi
demjenigen Gegenstande beschäftigt, der später den Weltruhm seines Namen
begründen sollte: dem Anilin, einer in geringen Mengen im Steinkohlenthee
enthaltenen Base, welche, ausgestattet mit einer ungeahnten tinctorialen Ver
wandlungskraft, in Hofmann's Händen der Ausgangspunkt für die moder
Farbchemie geworden ist. Die zufällige Veranlassung zu dieser Arbeit ba
ein früherer Schüler Liebig's, Ernst Sell, der in Gemeinschaft mit C. Zimm
in Offenbach eine Theerdestillation errichtet hatte und seinem Lehrer als Erst
lingsproduct eine Probe Steinkohlentheeröl übersandte, die Liebig an H. zur
Untersuchung übergab.

Ueber den Steinkohlentheer, damals ein lästiges Nebenproduct der Ga
bereitung, lagen nur wenige Arbeiten vor. Einige saure und einige basisch
Bestandtheile hatte zehn Jahre vorher F. Runge in Oranienburg daraus
abgeschieden. Von den ersteren hatte der französische Chemiker Laurent d
Carbolsäure untersucht und als Phenylhydrat erkannt; H. wandte sich dah
den letzteren zu, worunter ihn Runge's Kyanol besonders anzog. Da jedo
die Probe an basischen Bestandtheilen nur geringe Mengen enthielt, so mach
er von Sell's Erlaubniß Gebrauch, in dessen Fabrik größere Mengen dav
selbst zu bereiten, und nach der Arbeit von einer Woche kehrt er beglückt m
zwei Kilo des Basengemisches, zu jener Zeit ein kostbarer Schatz, nach Gieß
zurück. Mit der Familie Sell's, aus dessen Werke später die bekann
Oehler'sche Farbfabrik hervorgegangen ist, blieb H. für sein Leben eng b
freundet.

Als H. das Kyanol isolirt und analysirt hatte, fand er, daß es diese
Zusammensetzung besaß, wie eine Base, die der Petersburger Chemiker Fritz
soeben durch Destillation aus der Anthranilsäure gewonnen und Anilin
nannt hatte. Dieser Name stammt von der arabischen Bezeichnung „a
(blau), unter welcher die Portugiesen den Indigo in den Handel brachten
wurde von Fritzsche gewählt, weil seine Base Aehnlichkeit zeigte mit dem
Unverdorben durch Destillation des Indigos gewonnenen Krystallin. Auch
Benzidam, das der russische Chemiker Zinin kurz vorher aus dem Nitroben
gewonnen, schien eine ähnliche Substanz vorzuliegen. H. unterwirft diese v
einzelten Beobachtungen einem eingehenden Studium und findet, daß alle d
Substanzen, so verschieden ihre Herkunft, dieselbe Zusammensetzung, diesel
chemischen und physikalischen Eigenschaften haben, und acceptirt nun für die
interessanten Körper den klangvollen Namen Anilin. In ähnlicher Weise g
lingt ihm der Identitätsnachweis einer zweiten Base des Steinkohlenthee

Leukols, mit dem Chinolin, das der Pariser Chemiker Gerhardt aus dem
nin gewonnen hatte; allein das Anilin ist es, dem er vorerst seine un-
eilte Aufmerksamkeit zuwendet.

Diese mit „großer Sorgfalt und Genauigkeit" (Liebig) ausgeführten Ar-
en Hofmann's, welche später für die chemische Industrie von eminenter
tischer Bedeutung werden sollten, haben zunächst ein rein theoretisches
eresse und machen Hofmann's Namen bald in der Wissenschaft bekannt.
besondere sind es die Untersuchungen über die Halogenderivate des Anilins,
he für die damalige Entwicklung der chemischen Theorien von ausschlag-
nder Bedeutung wurden.

Schroff und unvermittelt standen sich die Theorien von Berzelius und
nas gegenüber. Nach der elektrochemischen Theorie des großen Schweden
e der Charakter einer chemischen Verbindung nur durch die Natur der
in enthaltenen Elemente bedingt sein; nach der Substitutionstheorie Dumas',
her beobachtet hatte, daß der positive Wasserstoff in chemischen Verbindungen
h das negative Chlor ersetzt werden kann, ohne ihren chemischen Charakter
ntlich zu ändern, sollte dieser nicht von der elektropositiven oder negativen
ur der Elemente, sondern lediglich von deren Lagerungsweise abhängen.

Die directe Chlorirung des Anilins war schon mehrfach, aber immer
eblich, versucht worden; H. erreicht sie indirect auf einem merkwürdigen
wege über gechlorte Indigoderivate und zeigt, nun im Besitze des einfach,
zweifach und des dreifach gechlorten Anilins, daß in der That das nega-
Chlor ein Wasserstoffatom substituiren kann, ohne den positiven Charakter
Base zu vernichten — eine glänzende Bestätigung von Dumas' Theorie —,
r es findet sich zugleich die nicht minder wichtige Thatsache, daß der Ein-
t des negativen Bestandtheils gleichwol einen zweifellosen Einfluß auf die
bindung ausübt. Schon in dem Monoderivat zeigt sich die Basicität des
ilins etwas vermindert, noch mehr ist dies beim zweifach gechlorten Anilin
Fall und in dem neutralen Trichloranilin haben sich die elektronegativen
enschaften der eintretenden Chloratome „mit dem elektropositiven Charakter,
lcher dem ursprünglichen Systeme angehörte, ins Gleichgewicht gesetzt".

Wie so häufig in der Geschichte der Wissenschaft findet hier ein Ausgleich
ischen anscheinend unvereinbaren Theorieen statt. Durch die Arbeit Hof-
ann's wird zwar die französische Auffassung bestätigt, aber gleichzeitig führt
die Versöhnung herbei mit den Ansichten des schwedischen Forschers. Diese
ien Arbeiten haben aber nicht nur die Wissenschaft gefördert, auch die In-
strie hat daraus reichen Nutzen gezogen. Da das Steinkohlentheeröl nur
ringe Mengen Anilin enthält, so machte sich bald das Bedürfniß fühlbar,
nen weniger mühevollen Weg zur Gewinnung dieses kostbaren Stoffes auf-
finden. Dies gelang H. durch den Nachweis, daß die leichtsiedenden An-
ile des Theeröls große Mengen Benzol enthalten, dessen nahe Beziehung
m Anilin ihm bereits bekannt war. Indem er das Benzol in Gegenwart
n Schwefelsäure mit starker Salpetersäure behandelt und das so gewonnene
itrobenzol durch nascirenden Wasserstoff in Anilin verwandelt, beschreitet er
erst den Weg, auf dem noch heute die für die Bereitung der Theerfarbstoffe
forderlichen Anilinmengen gewonnen werden, die sich gegenwärtig auf viele
illionen Kilo jährlich belaufen.

Im J. 1843 starb Hofmann's Vater. Zu dieser Zeit übertrug Liebig
inem bisherigen Privatassistenten Will das Laboratorium für Anfänger, H.
urde Will's Nachfolger und hatte Liebig sowol bei seinen Experimental-
tersuchungen, wie auch bei der Redaction der „Annalen der Chemie" zu
terstützen. Trotzdem findet H. auch noch für eigene Arbeiten Zeit. 1844

veröffentlicht er eine Untersuchung „über das Chloranil" und im darauffolgen den Jahre eine große Abhandlung „über die Metamorphosen des Indigo und die Erzeugung organischer Basen, welche Chlor und Brom enthalten" die ihm von der Société de Pharmacie de Paris eine Medaille im Werth von 200 Frcs. einträgt. Auch die Arbeit „über das Toluidin, eine neu organische Base", erscheint 1845.

In dem Maße, wie Hofmann's Name in der wissenschaftlichen Welt bekannt wird, regt sich indessen der Wunsch nach einer selbständigen Stellung und, da er sich mit Helene Moldenhauer aus Darmstadt, einer Nichte von Liebig's Frau, verlobt hatte, auch nach einem eigenen Herde. So habilitirt er sich am 28. April 1845 in Bonn und beginnt seine Lehrthätigkeit mit einer agriculturchemischen Vorlesung. Sein Verbleiben in Bonn währte jedoch nicht lange. Die glänzenden Erfolge der Liebig'schen Unterrichtsmethode waren auch im Auslande wohlbekannt und hatten die Aufmerksamkeit einsichtsvoller Männer Englands auf die Mängel der dortigen chemischen Lehrinstitute gelenkt. Unter dem Vorsitz des Gemahls der Königin hatte sich ein Comité gebildet zur Gründung eines College of Chemistry in London, dessen Leitung einem Schüler Liebig's übertragen werden sollte. Zu diesen Männern gehörte der königliche Leibarzt Sir James Clark, der einflußreiche Lord Ashburton, W. Gregory, einer der ersten Schüler Liebig's, der Geologe Buckland und Dr. Gardener, welcher Liebig's Schriften durch seine Uebersetzungen in England bekannt gemacht hatte. Für diesen wichtigen Posten hatte Liebig seine Schüler Fresenius, Will und H. vorgeschlagen.

Ein Besuch der Königin von England bei der Beethovenfeier in Bonn, wo H. zufällig dieselben Zimmer bewohnte, die der Prinz-Gemahl dort als Student innegehabt hatte, die Experimente, die H. den hohen Herrschaften bei einer Besichtigung dieser Zimmer in einem dort eingerichteten Laboratorium vorführte und die liebenswürdige Art Hofmann's, mit der er im Fluge die Herzen von Hoch und Niedrig zu gewinnen verstand, trugen dazu bei, daß die Wahl auf ihn fiel.

Das neue Lehrinstitut für wissenschaftliche Chemie in London wurde im Herbst 1845 zunächst in einem gemietheten Hause errichtet; bald aber wird in Gegenwart des Prinzen Albert der Grundstein des „Royal College of Chemistry" in Oxfordstreet gelegt, das 1848 bezogen wird. Den Erfolg von Hofmann's Lehrthätigkeit in England wird man am besten würdigen, wenn wir einige berühmte Persönlichkeiten nennen, welche aus dem College hervorgegangen sind. Zu Hofmann's ersten Schülern gehörten Warren de la Rue, der Leiter der Staatsdruckerei und der größten Papierfabrik Londons, F. Abel, der Director des Laboratoriums zu Woolwich, der die von ihm „gezähmte" Schießbaumwolle in die Kriegstechnik einführt, E. C. Nicholson, der Director einer der bedeutendsten chemischen Fabriken Londons, der talentvolle Ch. Mansfield, der zuerst das leichte Steinkohlentheeröl durch fractionirte Destillation in seine Bestandtheile, Benzol und Toluol, zerlegte, aber durch eine dabei ausgebrochene Feuersbrunst sein Leben verlor. Zahlreiche Lehrstühle der Naturwissenschaften wurden mit Hofmann's Schülern besetzt: in London finden wir die Professoren Bloxam und Henry Road, in Dublin Th. A. Rowney, in Cork John Blyth, in Oxford Odling, an der indischen Ingenieurschule Mc. Leod, den langjährigen Assistenten Hofmann's. Auch der berühmte Sir W. Crookes, C. E. Groves, Stenhouse, Forster u. v. A. waren seine Schüler. Aber auch an deutschen Namen hat es dem College nicht gefehlt; der geniale Forscher Peter Grieß, der neben seiner Thätigkeit als Che

ker der großen Brauerei Allsopp in Burton on Trent noch Muße fand, die
rbenindustrie mit den werthvollen überaus reactionsfähigen Diazoverbin-
ngen zu beglücken, Georg Merck, ein Mitglied der bekannten Darmstädter
hemikerfamilie, C. A. Martius, der Begründer der Berliner Anilinfabrik
d, last not least, Hofmann's ausgezeichneter Biograph J. Volhard in Halle
d daraus hervorgegangen.

Das Geheimniß dieses Erfolges bestand vornehmlich in der eigenen Freude
der wissenschaftlichen Forschung. Bei der Aufsuchung neuer Probleme hat
stets große Ziele im Auge; ein Meister der Beobachtung und des Experi-
ents, unterläßt er es aber nicht, auch die unscheinbarste Thatsache zu be-
hten, um sie nicht selten zum Ausgangspunkte neuer und werthvoller Ent-
ckungen zu machen. Ueber die Arbeiten seiner zahlreichen Schüler ist er
ts aufs genaueste orientirt, jeden Fortschritt begrüßt er mit Enthusiasmus,
r jede Schwierigkeit weiß er einen Ausweg. Ein glänzender Redner, läßt
den Zuhörer Antheil nehmen an der inneren Begeisterung, mit der er vor
fülltem Hörsaal die Lehren der Wissenschaft vorträgt; eine Künstlernatur
rch und durch, gestaltet er jede Vorlesung zu einem Kunstwerk: die An-
dnung der Apparate, die Aufeinanderfolge der Versuche, jedes einzelne
periment ist seinem Schönheitsgefühl unterworfen, und wer je das Glück
habt hat, die für seine englischen Zuhörer bestimmte „Einleitung in die
oderne Chemie" zu hören, dem ist die künstlerische Gestaltung dieser geist-
llen Experimentalvorträge als ein unvergängliches Erlebniß in der Erinne-
ng geblieben.

Die Gewohnheit der englischen Gelehrten ihre Wissenschaft in öffentlichen
orlesungen zu popularisiren theilt auch H.: in den Working men lectures
uschen 1800 Zuhörer seinen Worten. Aber auch der königliche Hof weiß den
enuß einer Hofmann'schen Vorlesung zu schätzen und trotz der nicht geringen
chwierigkeiten in den königlichen Schlössern chemische Experimente anzustellen,
ehmen seine Vorträge, die er auf Einladung der Königin unter der Assistenz
es unübertrefflichen Mc. Leod in Osborne und in Windsor hält, einen glän-
zenden Verlauf. Die für Kunst und Wissenschaft gleich empfängliche Prinzessin
Victoria, die nachmalige Kaiserin Friedrich, ist in London seine aufmerksame
Schülerin gewesen; sie hat bis zu seinem Tode keine Gelegenheit vorübergehen
lassen, ihn ihrer Dankbarkeit und ihres freundschaftlichen Wohlwollens zu
versichern.

Bei all diesen äußeren Erfolgen blieb H. auch schweres Leid nicht erspart;
nach einer überaus glücklichen sechsjährigen Ehe verlor er am 6. Februar
1852 seine Frau Helene.

Hofmann's Arbeiten in England bilden die Fortsetzung seiner früheren
Untersuchungen. Im glücklichen Besitze des Anilins erkennt er alsbald die
ungeheure Mannichfaltigkeit der Umwandlungen, welcher dieser reactionsfähige
Körper zugänglich ist. Ein fast unbegrenztes Feld öffnet sich seiner Forscher-
thätigkeit. In zehn Abhandlungen: „Beiträge zur Kenntniß der flüchtigen
organischen Basen" sind zahlreiche Untersuchungen und Entdeckungen nieder-
gelegt, denen der leitende Gedanke zu Grunde liegt, die Analogien aufzudecken,
welche die neuen Basen, Anilin, Toluidin, Cumidin u. s. w. mit dem Ammo-
niak und dessen Derivaten zeigen. Hierher gehören die grundlegenden Arbeiten
über das Cyananilin und seine Zersetzungsproducte, Oxanilid und Oxanilsäure,
über das Melanilin aus Anilin und Chlorcyan, welches zur Phenylisocyan-
säure führt, über den Phenylharnstoff aus cyansaurem Anilin, über das
Carbanilid, das aus Phosgen und Anilin gewonnen wird, über das Sulfo-
carbanilid aus Anilin und Schwefelkohlenstoff, über dessen Entschweflungs-

producte u. v. A. Das theoretisch wichtige Resultat dieser Untersuchung
und zugleich eine der größten Entdeckungen Hofmann's ist die Erkenntni
daß die Berzelius'sche Theorie nicht im Stande ist, den Zusammenhang all
dieser Erscheinungen zu erklären, daß das Anilin, nicht, wie es diese Theor
verlangte, als ein Additions- sondern vielmehr als ein Substitutionsprodu
des Ammoniaks anzusehen ist.

Wenn diese Ansicht richtig war, so mußte man erwarten, daß auch d
anderen Wasserstoffatome des Ammoniaks substituirbar seien; eine unmittelba
Folge dieser Erkenntniß war daher die Aussicht auf eine unabsehbare Rei
neuer Amine. In der That gelingt es H. neben dem Methylamin, das scho
Adolph Wurtz aus dem Cyansäureester erhalten hatte, durch die fortgesetz
Einwirkung von Jodmethyl auf Ammoniak ein Dimethylamin, ein Tri
methylamin und schließlich ein Tetramethylammoniumhydroxyd zu gewinne
Neben dem Anilin entstehen auf dieselbe überraschend einfache Weise da
Methylanilin, das Dimethylanilin u. s. w. Indem immer neue Radicale ein
geführt werden, bilden sich unter seinen Händen zahllose neue Derivate de
Ammoniaks. Aber auch hiermit ist die Substitutionsmöglichkeit noch nich
erschöpft; auch das Stickstoffatom selbst läßt sich in diesen Aminen durch di
ihm analogen Elemente Phosphor, Arsen und Antimon ersetzen. Eine neu
Perspective von Phosphinen, Arsinen und Stibinen eröffnet sich, deren Be
arbeitung H. in Gemeinschaft mit dem Pariser Chemiker A. Cahours in
Angriff nimmt, mit dem er schon früher eine gemeinsame Erforschung der
merkwürdigen im Lauch und im Senföl vorkommenden Allylverbindungen
unternommen hatte. Immer von neuem bewährt sich das Substitutionsgesetz
und sicherlich konnte eine glänzendere Bestätigung desselben nicht gefunden
werden, als die Thatsache, daß z. B. das Tetrabutylphosphoniumjodid
$P(C_4H_9)_4J$, vom Salmiak NH_4Cl äußerlich nicht zu unterscheiden ist, obwo
alle Elemente darin durch andere ersetzt worden waren. Die für diese Unter
suchungen wichtigen Krystallmessungen werden von Hofmann's Freunde aus
geführt, dem ausgezeichneten Mineralogen und späteren italienischen Finanz
minister Quintino Sella, dem die Wissenschaft die Wiederbelebung der Acca
demia dei Lyncei, dem der Fortschritt der menschlichen Cultur die Errichtun
des Giordano Bruno-Denkmals in Rom verdankt.

Am 13. December 1856 schließt H. seine zweite Ehe mit Miß Rosamon
Wilson. Seine äußere Stellung hatte sich inzwischen mehr und mehr g
festigt. Da die dauernde Unterhaltung des College aus Privatmitteln tr
der Großmuth seiner Gönner auf finanzielle Schwierigkeiten stieß, so gi
das Institut, dessen Nützlichkeit nicht bezweifelt werden konnte, in die Ha
des Staates über und H. wurde als Professor an der School of Mines en
lischer Staatsbeamter. Hatten sich hierdurch seine regelmäßigen Einkün
wesentlich erhöht, so wurden sie noch glänzender, als ihm auf Betreib
Th. Graham's die wichtige Stellung eines königlichen Münzwardeins übe
tragen wurde.

Wenn die Arbeiten Hofmann's bis dahin ein mehr theoretisches Intere
beanspruchten, so nahmen sie nun einen Verlauf, der für die Entwicklung d
chemischen Industrie von der allergrößten Bedeutung werden sollte. Die g
waltige Entwicklung der Theerfarbenindustrie, dieses Resultat einer bewunderns
würdigen Vereinigung von wissenschaftlicher Forschung und industriellem Unter
nehmungsgeist, wurzelt in den Entdeckungen der Anilinfarbstoffe durch H
und seine Schüler.

Ende der fünfziger Jahre beginnt er sich mit den Anilinfarben zu be
schäftigen und wenige Jahre darauf, 1862, konnten die Theerfarbstoffe au

r Londoner Weltausstellung einen beispiellosen Triumph feiern. Die märchen-
ifte Pracht dieser Farben, ihre intensive Leuchtkraft, die Reinheit ihrer Töne,
e erstaunliche Mannichfaltigkeit ihrer Nuancen riefen die allgemeine Be-
undnerung hervor und verbreiteten den Ruf ihres wissenschaftlichen Entdeckers
ber die ganze Welt.

Die tinctoriale Reactionsfähigkeit des Anilins war H. nicht entgangen,
re verwickelte Natur erkennend, hatte er sich aber zuerst mit den einfacheren
mwandlungen beschäftigt und die gut kristallisirenden Verbindungen den
mplex zusammengesetzten Farbstoffen vorgezogen. Erst als sein Assistent
erkin im J. 1856 die technische Verwerthbarkeit eines von ihm entdeckten
arbstoffes, des Mauveïns, erkannt hatte, begann H. die früher von ihm weniger
achteten Farbstoffe näher zu untersuchen. Die Einwirkung von Tetrachlor-
hlenstoff auf Anilin führt ihn zur Entdeckung des prächtig carmoisinrothen
osanilins, der Muttersubstanz aller Anilinfarbstoffe. Durch sinnreiche Ver-
iche zeigt er, daß nur ein Gemenge von Anilin und Toluidin befähigt ist,
n Farbstoff zu bilden, was für die Industrie, die sich der technischen Dar-
ellung alsbald bemächtigt, von Wichtigkeit ist, und die wissenschaftliche Unter-
chung ergibt, daß im Rosanilinmoleküle drei Reste aromatischer Basen mit-
nander verkoppelt und drei substituirbare Wasserstoffe darin vorhanden
nd. In dem von Girard und de Laire durch Erhitzen von Rosanilin mit
nilin erhaltenen prachtvollen „Anilinblau“ findet H. diese Wasserstoffe durch
rei Phenyle ersetzt, und der Austausch dieser Wasserstoffatome im Rosanilin
urch Aethylgruppen liefert ihm die glänzenden Farbstoffe, welche unter dem
amen ‚Hofmann-Violette‘ mehrere Jahre die Mode beherrscht und einen enormen
dustriellen Erfolg gehabt haben. Auch ein Anilingrün ließ nicht lange auf
ch warten, welches als Jodmethylat des Trimethylrosanilins aufgefaßt wurde
nd als Jod- oder Methylgrün in den Handel kam. Soweit es der damalige
Stand der Wissenschaft zuließ, wurde die Bildung und die Zusammensetzung
er Farbstoffe, welche der Rosanilingruppe angehören, aufgeklärt; endgültig
wurde ihre Constitution ein Jahrzehnt später festgestellt durch die ausgezeich-
eten Untersuchungen von E. und O. Fischer.

Daß unter solchen Verhältnissen Hofmann's Name unter den englischen
Gelehrten und Industriellen Ansehen und höchste Anerkennung fand, kann nicht
verwundern; die geistvolle Art seines Umgangs, die bezaubernde Liebens-
würdigkeit, sein sprudelnder Humor, sein schlagfertiger nie verletzender Witz
machten ihn zu einer ebenso beliebten, wie begehrten Persönlichkeit Londons.
In den Ferien ist er der gern gesehene Gast auf dem Landgut Lord Ashburtons,
wo er Thomas Carlyle kennen lernt; er unterrichtet den Prinzen von Orleans
und tritt in ein nahes Verhältniß zum Grafen von Paris, dessen Hochzeit mit
der Prinzessin von Montpensier er beiwohnt. Faraday und Graham darf er
zu seinen väterlichen Freunden zählen, im anregendsten Verkehr steht er mit
seinen Collegen von der School of Mines den Geologen Murchison, de la Beche,
Ramsay, den Physikern Tyndall, Stokes und Mills, dem Mineralogen Wa-
shington Smith und dem Metallurgen John Percy, ferner mit den chemischen
Collegen in London Stenhouse, Williamson, W. Allen Miller, Frankland,
Odling, Abel, Crookes.

Daß Hofmann's vielseitige Kenntnisse auch von der Regierung und der
Justiz in Anspruch genommen werden, braucht kaum gesagt zu werden. Seien
es Fragen der Steuer- oder der Zollgesetzgebung, der Nahrungsmittelcontrolle
oder der Hygiene, des naturwissenschaftlichen Unterrichts oder der Criminalistik,
sein Urtheil wird zu ihrer Lösung herangezogen. Eine unentbehrliche Persön-
lichkeit ist er bei allen Ausstellungen; sein auf reiche Erfahrung gegründetes

Urtheil, sein umfassendes Wissen, seine Geschäfts- und Sprachgewandtheit prädestiniren ihn zum Preisrichter und Berichterstatter. Schon 1851 auf der ersten Weltausstellung in London und 1855 in Paris gehört H. der Jury an. 1862 ist er in London Berichterstatter für die chemischen Producte, worunter, wie schon erwähnt, die Anilinfarben das Hauptinteresse in Anspruch nehmen und auf der bald folgenden internationalen Pariser Exposition findet die allgemeine Anerkennung seiner Verdienste durch die Verleihung des Grand prix (100 000 Frcs.) und durch die Ernennung zum Officier der Ehrenlegion ihren Ausdruck. Schon seit 1847 ist H. Foreign Secretary der Londoner Chemical Society, die ihn im J. 1861 zu ihrem Präsidenten erwählt.

So steht H. auf der Höhe seines Ruhmes; England ist sein zweites Vaterland geworden.

Aber die Wirksamkeit des hervorragenden Mannes war auch in seiner Heimath nicht unbemerkt geblieben. Zwar durfte man kaum hoffen, daß er seine glänzende Stellung in London, die auch die weitgehendsten Wünsche zu befriedigen geeignet war, aufgeben werde, um eine deutsche Professur anzunehmen; allein, als von der preußischen Regierung der Ruf an ihn gelangte, den durch den Rücktritt Bischoff's erledigten Lehrstuhl in Bonn zu übernehmen und als kurze Zeit darauf die chemische Professur in Berlin durch den Tod Eilhard Mitscherlichs frei wurde, war es die Empfindung „eines tiefen Heimwehs nach dem geistigen Hochland einer deutschen Universität", die H. nicht zögern ließ, in seine Heimath zurückzukehren.

Noch von London aus leitet er den Bau des neuen Laboratoriums in Bonn; im Mai 1865 siedelt er nach Berlin über, wo er bis zur Vollendung des nach seinen Plänen aufgeführten großartig angelegten Neubaues sich in der Dienstwohnung des inzwischen verstorbenen Heinrich Rose ein provisorisches Laboratorium einrichtet. Außer seinen Assistenten Krämer, Olshausen, Sell und Martius finden nur wenige Schüler, darunter der früh verstorbene talentvolle Paul Mendelssohn-Bartholdy in den engen Räumen Platz.

Am 6. Juni hält H. seine Antrittsrede in der Akademie der Wissenschaften, der er seit 1858 als correspondirendes Mitglied angehörte. Das neue in der Georgenstraße gelegene Laboratorium wurde im J. 1867 bezogen und im Mai des folgenden Jahres durch eine mit einer Ausstellung verbundene Feier eingeweiht. Das Wohnhaus des Professors lag an der Dorotheenstraße und war durch ein geräumiges Privatlaboratorium mit dem chemischen Institut verbunden.

Zu dem Fortgange von London hatte vielleicht der Verlust beigetragen, den H. durch den Tod seiner Frau Rosamond nach nur vierjähriger Ehe am 30. Januar 1860 erlitt. In Berlin begründete er am 19. Mai 1866 einen neuen Hausstand. Hofmann's dritte Gattin, Elise Moldenhauer, war die Cousine seiner ersten Frau und die Schwester der Frau von Heinrich Buff in Gießen, welcher in erster Ehe Hofmann's Schwester zur Frau gehabt hatte. Aber auch diese Ehe sollte nach kurzer Zeit gelöst werden; am 17. October 1871 starb Frau Elise nach langem schweren Leiden. In demselben Jahre verlor H. seinen ältesten Sohn James aus erster Ehe, der sich als Student der Medicin in der Berliner Klinik mit Diphtherie inficirt hatte.

Der geselligen Natur Hofmann's war aber ein behagliches Familienleben zum unabweislichen Bedürfniß geworden: am 11. August 1873 heirathet er Bertha Tiemann, die Schwester seines langjährigen Assistenten und Freundes, des Entdeckers des Vanillins und des Jonons Ferdinand Tiemann; noch fast 19 Jahre hat er mit ihr in glücklichster Ehe gelebt. Von seinen elf Kindern

d außer James noch zwei gestorben, acht, fünf Söhne und drei Töchter, ben ihn überlebt.

Daß H. in Berlin alsbald alle Chemiker und Alles was zur Chemie Be-hungen hatte, um sich sammelte, war begreiflich; hatte er doch, seit zwanzig hren Mitglied der Chemical Society in London, die segensreiche Förderung nen gelernt, welche diese Gesellschaft auf die englische Wissenschaft und chnik ausübte. Noch bevor das neue Laboratorium eröffnet wurde, gründete er 11. Mai 1867 in Gemeinschaft mit Baeyer, Martius, Oppenheim, Scheibler, hering, Wichelhaus u. A. die „Deutsche Chemische Gesellschaft", der bald alle mhaften Chemiker Deutschlands und viele des Auslandes angehörten. Die eraus fruchtbare Wirksamkeit dieser Gründung erhellt am besten aus der atsache, daß der Umfang der „Berichte", in welchen die Mitglieder ihre beiten den Fachgenossen kundgeben, innerhalb 25 Jahren von 282 auf über 00 Druckseiten angewachsen ist. In dieser Zeit stammen nicht weniger als 9 Abhandlungen aus dem Hofmann'schen Laboratorium und mehr als 150 n seiner eigenen Hand; die letzte lag bei seinem Tode druckfertig auf seinem hreibtische. Andere Arbeiten erschienen in den Proc. of the Roy. Soc., im urnal of the Chem. Soc., in den Comptes rendus, den Annales de chim. de phys., den Monatsber. der Berl. Akademie und in den Annalen der emie; ihre Gesammtzahl beträgt 277.

Bei der Fülle und Mannichfaltigkeit einer so gewaltigen Thätigkeit ist es ht möglich, den verschlungenen Wegen aller dieser Arbeiten im einzelnen chzugehen; nur in allgemeinen Umrissen dürfen wir einzelne, sei es für die twicklung der Wissenschaft, sei es für die Industrie besonders wichtige ruppen herausgreifen. Mit Vorliebe ist H. stets auf die tinctoriale Chemie rückgekommen; seiner Lieblingsschöpfung, den Rosanilinfarbstoffen, schließen h Untersuchungen über andere Farbclassen an, wie das Chinolinroth, das yanin, das Naphtalinroth und namentlich Farbstoffe aus dem Buchenholz-heer, welche Reichenbach schon 30 Jahre zuvor aus den hochsiedenden Antheilen es Holztheeröls erhalten hatte. H. erklärt ihre Ableitung von der Pyrogallussäure und stellt ihre interessanten Beziehungen zu den Rosanilinfarbstoffen fest. Auch mit den Rohstoffen für die Farbfabrikation hat sich H. wiederholt beschäftigt. Seine Arbeiten über die hochsiedenden Antheile des technischen Anilins, das Phenylen- und Toluylendiamin, die Entdeckung des Hydrazobenzols und seine merkwürdige intramoleculare Umwandlung in Benzidin, das Studium der Xylidine und die Wanderung der Methylgruppen methylirter Amine in den aromatischen Kern, welche ihn bis zum pentamethylirten Anilin und schließlich zum Hexamethylbenzol führen und viele andere Entdeckungen sind es, die die Farbenindustrie nicht zögerte als willkommenes Rüstzeug in ihre Betriebsstätten zur Bereitung organischer Producte aufzunehmen.

Die Arbeiten Hofmann's beschränken sich aber keineswegs auf die aromatischen Verbindungen, denen die Theerfarbstoffe angehören, auch die aliphatische Chemie verdankt ihm nicht geringere Förderung. Vor allem ist hier der Oxydation der Säureamide mit Brom und Alkali zu gedenken, die einen neuen Weg zum Abbau der Fettsäuren liefert, der später bei der Synthese des künstlichen Indigos aus Naphtalin benutzt worden ist. Eine seiner glänzendsten Entdeckungen ist die Synthese des Formaldehyds. Nachdem er 20 Jahre vergeblich nach dieser zwischen dem Grubengas und der Kohlensäure stehenden Verbindung gesucht hatte, gewinnt er sie auf eine ebenso einfache, wie elegante Weise, als er einen mit Holzgeistdämpfen beladenen Luftstrom über eine glühende Platinspirale leitet. Dieser höchst reactionsfähige, auch pflanzenphysiologisch wichtige Stoff bildete den Ausgangspunkt bei der Synthese der Zucker und hat nicht

nur in der chemischen Industrie, sondern seiner desinficirenden Eigenschafte wegen auch zu hygienischen und zu Conservirungszwecken große praktische Be deutung gewonnen.

An die Arbeiten über die Aminbasen schließen sich ausgedehnte und müh volle Untersuchungen über die Aethylenbasen an, unter denen das Diäthylen diamin erwähnenswerth ist, welches später unter dem Namen Piperazin al Mittel gegen Gicht Verwendung gefunden hat. Unerschöpflich ist seine Er findungsgabe zur Entdeckung neuer Wege in große unbekannte Gebiete, unüber trefflich sein experimentelles Geschick, diese Wege gangbar zu machen, die ih weiter zu den Amidinen und den Guanidinen, zu der Cyanursäure mit ihre zahlreichen Derivaten und endlich zu den Isonitrilen führen. Die Unter suchungen über diese merkwürdigen durch einen überwältigenden Geruch aus gezeichneten Verbindungen, deren Bearbeitung einen wahren Opfermuth ver langte, gaben H. Veranlassung zu einer pflanzenphysiologisch interessanten Ent deckung, der Synthese der Senföle, die sich als die Schwefelverbindungen der Isonitrile zu erkennen gaben und in ihrer bekannten Einwirkung auf die Ge ruchsorgane diesen kaum nachstehen.

Auch bei andern Gelegenheiten hat H. das Gebiet der Pflanzenchemie be treten. Eine umfassende Arbeit hat er der Untersuchung der Alkaloide ge widmet, welche im Wasserschierling gefunden werden. Sie führte zur Synthe des inactiven Coniins, erklärte den Zusammenhang dieser Base mit dem Piperidin und dem Pyridin und lehrte eine überaus wichtige neue Methode des Abbaus cyklischer Basen durch Elimination des Stickstoffs kennen. Der erfinderischen Thätigkeit und experimentellen Geschicklichkeit Hofmann's auf dem Gebiete der physikalischen Chemie, welche ihm u. a. die elegante Methode der für die Ermittlung der Moleculargröße wichtigen Dampfdichtebestimmung in der Barometerlehre verdankt, kann nur kurz gedacht werden, ebenso wie seiner eminenten Begabung zur Auffindung neuer und belehrender Vorlesungs versuche und fein erdachter diesem Zwecke dienender Apparate, unter denen die Hofmann'schen Eudiometer besonders erwähnt werden sollen, welche heute in allen chemischen Fundamentalvorlesungen zu volumetrischen Demonstrationen be nutzt werden.

Man sollte meinen, diese wissenschaftlichen Arbeiten hätten in Gemeinschaft mit einer ausgebreiteten Lehrthätigkeit in Hörsaal und Laboratorium die ganze Arbeitskraft eines Mannes in Anspruch nehmen müssen, allein, er weiß mit demselben Eifer auch noch den mannigfaltigen Anforderungen gerecht zu werden, welche die Metropole an gesellige Naturen und wissenschaftliche Capacitäten von seinem Range zu stellen pflegt; und dies sind keine geringen.

Als H. nach Berlin kam, fand er dort seinen langjährigen Freund, den Physiker G. Magnus vor, bei dem er ebenso wie bei dessen Bruder, dem Porträtisten E. Magnus die gastfreieste Aufnahme fand; auch der Meteorolog Dove, der Mineraloge Gustav Rose, der Geologe Beyrich, der Botaniker Braun der Zoologe Peters sind ihm gut bekannt, und neue Freunde gewinnt er als bald in dem Mathematiker Kronecker, dem Physiologen Du Bois Reymon dem Aegyptologen Lepsius, dem Historiker Droysen, in den Physikern Ries u Poggendorff, dem Industriellen Kunheim, dem amerikanischen Historiker u Botschafter G. Bancroft und vielen Anderen. Daß die freundschaftlichen ziehungen, in die H. zu seiner englischen Schülerin, der Kronprinzessin Vict getreten, in Berlin wieder aufgenommen wurden, braucht kaum erwähnt werden; sie finden ihren Ausdruck in der Verleihung des preußischen Adel Hofmann's 70. Geburtstage und nach dem Tode der Kaiserin in der Aufste seiner Büste an ihrem Denkmal vor dem Brandenburger Thor in Berlin.

der alte Kaiser Wilhelm liebte es, sich bei epochemachenden Entdeckungen der Naturwissenschaften, wie der Spectralanalyse, der Anilinfarben, der Verflüssigung der Luft, durch Hofmann's Experimentalvorträge belehren zu lassen.

Wenige Gelehrte konnten sich einer ähnlichen Sprachkenntniß und Sprachgewandtheit rühmen, wenigen stand das Wort in so glänzender Weise zur Verfügung wie H.; kein Wunder, daß man ihn bei jeder großen Versammlung, bei Jubiläen, bei Denkmalsenthüllungen als geborenen Festredner zu gewinnen suchte. Auf der Londoner Ausstellung 1862 begrüßt er die auswärtigen Celebritäten in allen vier Cultursprachen; 1888 hält er bei der Enthüllung des Denkmals seines Freundes Quintino Sella in Biella die Festrede vor dem Könige von Italien und in demselben Jahre spricht er bei dem 800jährigen Jubiläum der Universität Bologna als Abgesandter der deutschen Universitäten „in correttissimo Italiano“. Bei dieser Gelegenheit wird ihm zugleich mit den Chemikern Bunsen und Chevreul der Ehrendoctor von Bologna verliehen, wo er ein halbes Jahrhundert zuvor studirt hatte, als die Erkrankung seines Vaters bei Gelegenheit einer italienischen Reise einen mehrmonatlichen Bologneser Aufenthalt nothwendig machte.

Auf der von mehr als 3000 Gelehrten besuchten Naturforscherversammlung in Berlin 1886 führte H. den Vorsitz, und als bald darauf der Beschluß gefaßt wurde, an Stelle dieser losen periodischen Zusammenkünfte eine feste Vereinigung zu begründen, wurde er zum ersten Präsidenten der neu organisirten Gesellschaft deutscher Naturforscher und Aerzte erwählt, die er 1890 in Bremen mit einer historischen Rede über die Entwicklung der Naturforschung seit dem Beginn dieser Versammlungen eröffnete.

Als Mitglied der Deputation für das Medicinalwesen, für Handel und Gewerbe, bei der Schaffung des Reichspatentamts und des Reichsgesundheitsamts, in zahlreichen Commissionen zur Lösung educatorischer Fragen und wissenschaftlicher Aufgaben hat H. seine Kenntnisse, seine Erfahrungen, seine Arbeitskraft stets bereitwillig in den Dienst des Allgemeinwohls gestellt. Daß es bei dieser vielseitigen Thätigkeit nicht immer ohne Kampf abgeht, zeigt eine in der Vierteljahrsschrift für öffentliche Gesundheitspflege (1879) abgedruckte Streitschrift gegen einen namhaften Pharmakologen, der die von der Commission zur Gründung des Reichsgesundheitsamtes dem Reichstage vorgelegten Materialien einer unliebsamen Kritik unterzogen hatte. Ein Meister der Polemik, fortiter in re, suaviter in modo, nicht ohne feine Satire läßt H. den Leser über den Ausgang des Streitfalls nicht im Zweifel.

Die Arbeitskraft Hofmann's ist auch hiermit nicht erschöpft; noch ist einer ausgebreiteten litterarischen Thätigkeit zu gedenken. Die ausgezeichnete „Einleitung in die moderne Chemie“ ist schon erwähnt worden. Das kleine Lehrbuch erschien in englischer und deutscher Sprache im J. 1865 und hat bis 1877 zahlreiche Auflagen erlebt. Für das englische Publicum übersetzte er Liebig's Anleitung zur organischen Analyse und Wöhler's Mineralanalyse und in Gemeinschaft mit Bence Jones gab er in den ersten Jahren seines Londoner Aufenthalts den Jahresbericht der Chemie von Liebig und Kopp in englischer Sprache heraus. Bei Gelegenheit der Wiener Weltausstellung, wo er Vorsitzender des Comités der deutschen Industriellen war, erschien von ihm im Verein mit Freunden und Fachgenossen ein Bericht „über die Entwicklung der chemischen Industrie in den letzten zehn Jahren“ (Braunschweig 1875—77) und einen ähnlichen Bericht erstattete er mit R. Biedermann im Auftrage des preußischen Ministeriums bei der Ausstellung wissenschaftlicher Apparate und Präparate in London 1876. Als Rector der Universität beschäftigt er sich 1886 mit der

Frage der Theilung der philosophischen Facultät und mit der Zulassung vo
Realschulabiturienten zum Universitätsstudium.

Mit besonderer Vorliebe hat H. seine gewandte Feder der Geschichte de
Chemie gewidmet. Weit entfernt jedoch diese Studien in systematische
historischen Werken zu verdichten, wozu ihm Ruhe und Zeit gefehlt haben würden
kleidet er sie vielmehr in die Form gelegentlicher Reden, wie die überaus reiz
vollen Vorträge „Berliner Alchymisten und Chemiker; Rückblick auf die Ent
wicklung der Chemie in der Mark“ und „Ein Jahrhundert chemischer Forschung
unter dem Schirm der Hohenzollern“ (1881—1882), worin er die Geschicht
der Chemie in Berlin von den Goldmachern Thurneißer, Kunkel, dem Porzellan
erfinder Böttger, bis zu den gelehrten Forschern Hoffmann, Stahl, Eller, Pott
den Begründern der Rübenzuckerindustrie Marggraf und Achard und zu seine
Vorgängern an der Berliner Universität Klapproth, Hermbstädt, Mitscherlich
H. Rose und G. Magnus ebenso fesselnd wie belehrend abhandelt.

Einen unvergleichlichen Schatz historischen Materials aber verdankt ihm
die Wissenschaft in den unübertrefflichen Gedächtnißreden, die er als Präsiden
der Chemischen Gesellschaft dahingeschiedenen Fachgenossen zu widmen pflegte
Die persönlichen Beziehungen, in denen er zu allen bedeutenden Chemikern de
19. Jahrhunderts stand, eine umfassende allgemeine Bildung, eine erstaunlich
Belesenheit, verbunden mit einem eminenten Gedächtniß, Kenntnisse auf allen
oft entlegenen Gebieten des Wissens, seine künstlerische Gestaltungskraft, sein
Beherrschung der Sprache, seine vielfachen Reisen, die sich auf alle europäische
Länder, auf den Orient, auf Afrika und Nordamerika erstreckten, alles trug
dazu bei, diese „Erinnerungen an vorangegangene Freunde“ nach Inhalt und
Form zu wahren Meisterwerken der Weltlitteratur zu gestalten. Drei stattlich
Bände (Braunschw. 1888) füllen diese ausführlichen Biographien bedeutende
Gelehrter, wie Justus v. Liebig, Friedrich Wöhler, Thomas Graham, Gusta
Magnus, Heinrich Buff, J. B. Dumas, Quintino Sella, Peter Grieß, H. von
Fehling, Adolph Wurtz u. A.

Dieses der Kaiserin Friedrich gewidmete Werk erschien kurz nach dem Tode
des Kaisers. In der letzten der Biographien behandelt H. das Leben des
Pariser Chemikers Ad. Wurtz, der im Jahre 1869 in Gesellschaft des ihm
befreundeten Aegyptologen Lepsius der Eröffnung des Suezcanals beiwohnte.
H. beschreibt diese denkwürdigen Festlichkeiten und benutzt am Schluß die Reise-
briefe von Lepsius, der den damaligen deutschen Kronprinzen auf einer drei-
wöchigen Nilfahrt nach Oberägypten begleitet hatte, zu einer ergreifenden
Apotheose des heldenmüthigen Kaisers Friedrich.

Aber nicht nur litterarische Denkmäler hat H. den Heroen der Wissen-
schaft gesetzt; er ruhte nicht, bis er im Verein mit den Fachgenossen für Liebig
in München und Gießen, für Wöhler in Göttingen solche in Stein und Er
geschaffen hatte; auch in der Herausgabe des Briefwechsels dieser große
Forscher (Braunschw. 1888, 2 Bde.) hat sich H. ein bleibendes Verdienst er-
worben.

Einem so thatenreichen, so erfolgreichen Leben konnte es an dankbare
Anerkennung nicht fehlen. Seine Schüler haben ihn buchstäblich auf Hände
getragen. Keine Gelegenheit haben sie vorübergehen lassen, den verehrten Lehre
zu feiern. An seinem 60. und 70. Geburtstage wurden ihm Commerse gegeben
wie sie Berlin noch nicht gesehen hatte. Bei dem ersten waren Schüler von alle
fünf Welttheilen vertreten; der zweite wurde verherrlicht durch die Anwesenhe
von Karl Schurz, mit dem H. bei der Eröffnung der Northern-Pacificbahn i
Amerika zusammengetroffen war. Diese Anhänglichkeit seiner Schüler war i
der That gerechtfertigt, denn der Einfluß, den H. als Lehrer auf den Fort

schritt der Wissenschaft und der Industrie ausgeübt hat, kann nicht hoch genug angeschlagen werden: seine zahlreichen, auf den Lehrkanzeln und in den Werkstätten der Technik thätigen Schüler — sind sie auch über den ganzen Erdkreis zerstreut — umschließt noch heute ein geistiges Band einmüthiger Arbeit im Sinne des Meisters und der Zusammengehörigkeit in der dankbaren Verehrung des unvergleichlichen Lehrers.

Die deutsche chemische Gesellschaft brachte ihrem Präsidenten ihre Huldigung durch die Begründung einer Hofmannstiftung dar. Die chemische Großindustrie hat Sorge getragen, daß sein von Angeli's Künstlerhand gemaltes Bildniß der Nationalgalerie einverleibt wurde. Seine Freunde und Fachgenossen haben das Andenken des großen Forschers geehrt durch die Errichtung des „Hofmannhauses“ in Berlin, einer bleibenden Heimstätte für die Wissenschaft, der A. W. v. Hofmann sein Leben gewidmet hat.

Poggendorff, Biogr.-litter. Handwörterbuch. — W. Will, A. W. v. Hofmann, Gedächtnißrede, Berl. 1892. — J. Volhard u. E. Fischer, Aug. Wilh. von Hofmann, ein Lebensbild, Ber. d. Dtsch. Chem. Ges. 1902. — H. Armstrong, Hofmann Memorial Lecture, Journ. chem. soc. 1896. — Eine Zusammenstellung von Hofmann's Abhandlungen gaben Nölting und Gerber im Mon. scient. de Quesneville 1897. B. Lepsius.

Hoffstetten *): Franz Xaver von H., Landschaftsmaler, geboren 1811 in München, † am 16. November 1883 zu Waidhaus in der Oberpfalz. Als der Sohn eines Regierungsdirectors v. H., welcher als kgl. bair. Ministerpräsident zu Salzburg, dann als Statthalter zu Innsbruck und Vertrauensmann des Ministers v. Montgelas eine Rolle gespielt hatte, welche weder Tirol zum Segen noch Baiern zum Heile gereichte, absolvirte der junge H. sehr frühzeitig seine Studien und trat als Baupraktikant bei der Regierung des Isarkreises ein, brachte aber schon im J. 1830 einen Cyklus von sieben Landschaften in den Kunstverein. Die Aufnahme war eine so ermuthigende, daß H. die Beamtenlaufbahn verließ, ganz zur Kunst übertrat und seit 1833 als Maler eine geachtete Stellung im Leben einnahm und fortwährend behauptete. Die bairische Gebirgslandschaft mit ihren Ausläufern in die Ebene bildete das engbegrenzte Terrain, auf welchem der Künstler vom Anfang an sich bewegte und das er selten überschritt. Er liebte die Natur nur im Zustande der Ruhe und des Friedens, vorzugsweise zur Zeit des Sommers oder Herbstes, etwa auch in Frühlingsfrische, seltener in winterlicher Stimmung darzustellen. Mehr als vierzig Jahre lang fanden seine Bilder bereitwillige Freunde; beinahe jeder unsrer Kunstvereins-Berichte verzeichnete regelmäßig in dieser Zeit einige seiner zur Verloosung angekauften Stücke, welche auch nach auswärts den Weg fanden. Das Jahr 1830 brachte eine Gebirgslandschaft mit See und eine Partie an der Isar; 1832 eine Steinbruchhütte, 1833: Mühle im Gebirge, Landschaft mit der Ansicht von München im Hintergrunde; 1834: Waldige Gegend; 1835: Wasserfall am Karwendelgebirge; 1836: Gegend aus der Riß; 1837: Partie am Chiemsee, Insel Wörth bei Starnberg; 1839: Sensenhammer in Tirol; 1841: Ansicht der Zugspitz bei Oberau, Mühle in Tirol; 1842: Ansicht des Vogelhorns im Karwendelgebirge und ausnahmsweise eine Wintergegend; 1843: Kalköfen im Gebirge; 1844: Berglandschaft mit Thierstaffage; 1846: Mondlandschaft; 1848: Schloß Marquardstein im früheren Zustande mit der Aussicht auf den Chiemsee u. s. w. Eine Partie aus dem Spessart erschien 1861, vom Walchensee 1864, von der Loisach 1865, von der Würm 1866, eine „Abendstille“ 1869 und 1873 der ernste Thumsee

*) Zu S. 438.

bei Reichenhall. Zu seinen letzten Arbeiten zählte ein hübscher „Königssee". Sein Blatt „Aus der Goßau" im König-Ludwig-Album hat Württle lithographirt und H. selbst wieder durch Photographie vervielfältigt, da er nebenbei in diesem Gebiete, ebenso aber auch, als Besitzer des großen Oekonomiegutes „Maxhof", in der Landwirthschaft, leider nicht zu seinem Vortheil, experimentirte und dilettirte. H. war ein liebenswürdiger, gebildeter und amüsanter Mann und trockener Humorist, der beispielsweise die Galerieen darnach beurtheilte, ob selbe überhaupt einen „Franz Xaver von Hofstetten" besaßen; er blieb eine echte, edle Künstlernatur und seines leutseligen Wesens und Seelenadels wegen geschätzt und geachtet.

Vgl. Raczynski, 1840. II, 368. — Nagler, 1838. VI, 228. — Nekrolog in Beil. 44 d. Allgem. Zeitung vom 13. Febr. 1884. — Fr. von Böttichér, 1895. I, 559. — Singer, 1896. II, 194 (3 Zeilen!).

Hyac. Holland.

Holz*): Hermann H., Maler, Photograph, Bienenzüchter und Fachschriftsteller, geboren am 20. Mai 1821 zu Bremen, † am 16. October 1883 in München; kam beiläufig 20 Jahre alt, ausgestattet mit guten Vorkenntnissen nach München, malte als Schüler von Bernhardt und Graefle Porträts, wendete sich aber dann zur Photographie und erwarb dadurch einen geachteten Namen und ein schönes Vermögen. Später machte er unter Karl Millner's Leitung Fortschritte in der Landschaft und schuf einige anziehende Bilder, warf sich dann aber ganz auf seine Lieblinglingsbeschäftigung als Imker, wurde als solcher erster Vereinsvorstand der Münchener Bienenzüchter und schrieb in Stautner's „Bienen-Zeitung" (München 1879 ff.) eine Reihe von Aufsätzen, in welchen er seine zahllosen scharfsinnigen, mikroscopischen und anatomischen Beobachtungen und Erfahrungen niederlegte, darunter „Zur Einwinterung der Bienen", über Drohnen und Drohnenbau, Fütterungsversuche, über die Wachsmotte, ein neues Desinfectionsmittel für Bienenwohnungen, eine kranke Bienenkönigin, 1880 über die Nachzucht von Königinnen, über die Faulbrutkrankheit der Bienen, 1881, 1882: Gewinnung des krystallisirten Honigs ohne Zerstörung der Waben; gutartige und bösartige Bienen, ihren Einfluß auf den Honig und die Bedeutung des Bienengiftes, die gefährliche Pollenmilbe und die praktische Wichtigkeit wissenschaftlicher Witterungsbeobachtungen für die Bienenzucht u. s. w. Seine langjährigen Untersuchungen über den Bienenstachel waren noch nicht abgeschlossen, als ein infolge schwerer Vermögensverluste eingetretener Schlaganfall seinem verdienstlichen Forschen ein jähes Ziel setzte.

Vgl. Beil. 362 d. Allg. Zeitung v. 30. Dec. 1883.

Hyac. Holland.

---

*) Zu S. 455.

J.

Jachmann: Eduard Karl Emanuel J., erster aus dem Seemannsstande hervorgegangener, einheimischer preußischer Seeofficier, und erster Viceadmiral der deutschen und preußischen Flotte, war am 2. März 1822 in Danzig als jüngstes Kind des Geh. Regierungs- und Provinzialschulraths Dr. R. B. Jachmann geboren. Dieser, in Königsberg, wo er studirte, ein Schüler, dann Freund von Kant, hatte nach mehrjähriger Wirksamkeit als Prediger und Rector einer gelehrten Schule in Marienburg 1801 die Leitung einer neuen höheren Lehranstalt in Jenkau bei Danzig übernommen und sie unter warmer Pflege des Nationalgefühls zur Blüthe gebracht, bis die Belagerung von Danzig der Anstalt Anfang 1814 ein Ende machte. Dann trat J. in den Staatsdienst und leitete bis zu seinem Tode im J. 1843, also fast 30 Jahre lang, unter dem Oberpräsidenten v. Schön zuerst in Gumbinnen, dann in Danzig, seit 1831 in Königsberg das Schulwesen der Provinz Preußen, um das er sich große Verdienste erwarb. Von seinen aus der Ehe mit Minna Schaaff aus Riga entsprossenen sieben Kindern war die eine Tochter mit dem Regierungspräsidenten v. Kries in Gumbinnen, eine andere mit dem Oberpräsidenten Pinder von Schlesien verheirathet. Sein Sohn Eduard erhielt die erste Erziehung im elterlichen Hause, dann besuchte er das Gymnasium in Marienwerder. 1839 ging er, seiner entschiedenen Neigung folgend, gegen den Wunsch seines Vaters zur See und zwar, da eine Kriegsflotte noch nicht existirte, als Schiffsjunge auf einem Danziger Handelsschiffe — für einen gebildeten jungen Mann aus guter Familie damals eine große Seltenheit. Bis zum Jahre 1844 machte er Reisen auf verschiedenen Kauffahrern nach Westindien und sonst nach Amerika. Inzwischen hatte er im Winter 1842/43 die Navigationsschule in Danzig besucht und am 20. März 1843 die Steuermannsprüfung bestanden. 1844 nahm er an der ersten Uebungsfahrt der königlich preußischen Corvette „Amazone", welche dem Handelsministerium unterstellt und der Navigationsschule in Danzig zur Verfügung gestellt war, unter dem Commando des damaligen Directors der Schule, Capitäns der dänischen Flotte, Baron von Dirkink-Holmfeld theil und blieb von da ab im Dienst der entstehenden preußischen Marine. Am 27. Mai 1847 wurde er zum Secondlieutenant (später Lieutenant zur See 2. Classe) mit Premierlieutenantsrang, am 29. März 1849 zum Premierlieutenant (mit Hauptmannsrang) bezw. zum Lieutenant zur See 1. Classe ernannt. Als Commandant der „Amazone" und ältester Seeofficier am Orte lag J. 1850 im Hafen von Swinemünde, als das dänische

Blockadegeschwader am 15. Juli dicht vor dem Hafen einige preußische Fahrzeuge wegnahm. Daß er nicht in See ging und dies verhinderte, wurde ihm sehr verdacht und hätte ihn beinahe die Carrière gekostet; aber bei den verfügbaren mangelhaften Streitkräften — außer der kleinen, leichten Segelcorvette von nicht mehr als 356 Tonnen Gewicht (unsere jetzigen kleinen Kreuzer haben bis 4292 Tonnen Gewicht) nur einige Riemenkanonenboote — wahrscheinlich mit Unrecht. Die seemännischen Kameraden und Vorgesetzten stellten ihm das Zeugniß des Muths und der Entschlossenheit aus, die er auch in den schwierigsten Lagen stets bewährt hat. In den 50er Jahren fand er bei der mehrfach wechselnden Organisation der oberen Marinebehörden verschiedenartige Verwendung theils an Bord, theils am Lande, so als Assistent in der Marineabtheilung des Kriegsministeriums, als 1. Officier der Fregatte „Gefion“, als Commandant der „Amazone“, als Commandeur der Matrosen-Stammdivision, als Oberwerftdirector in Danzig, bis er am 3. December 1856 zum Director der technischen Abtheilung in der Admiralität ernannt wurde. Inzwischen war er am 27. Mai 1855 zum Corvettencapitän aufgerückt, am 27. September 1859 wurde er zum Capitän zur See befördert und zum Commandanten der Segelfregatte „Thetis“ für die erste große Expedition unserer Flotte nach Ostasien unter Commodore Sundwall ernannt. Auf dieser dreijährigen Reise besuchte er eine große Anzahl von Häfen Japans, Chinas und des ostindischen Archipels in zum Theil noch wenig bekannten Gewässern und kehrte 1862 glücklich nach der Heimath zurück, wo er am 27. Decbr. 1862 mit der Wahrnehmung der Geschäfte des Chefs der Marinestation der Ostsee betraut wurde. Nach Ausbruch des Krieges gegen Dänemark am 27. Februar 1864 zum Commandanten der gedeckten Corvette „Arcona“ und Chef des in Swinemünde stationirten Geschwaders ernannt, griff er gleich nach der feindlichen Blockade-Erklärung am 17. März 1864 mit „Arcona“ (28) und der Glattdeckscorvette „Nymphe“ (14), Capitän R. Werner, das ca. 40 Seemeilen entfernt bei Jasmund liegende dänische Blockadegeschwader, obwol dasselbe an Geschützen mehr als 4 mal so stark war, an und kam glücklich nach Swinemünde zurück, nachdem er dem Feinde mehr Schaden zugefügt, als unsere beiden Schiffe erlitten. Daß Capitän zur See Kuhn, der Chef der in den Rügenschen Binnengewässern stationirten Kanonenbootsflottille, mit dem Raddampfer „Loreley“ die beiden Corvetten auf eigene Hand begleitete, hatte keinen Werth fürs Gefecht, sondern setzte nur den leicht verletzlichen Aviso der Gefahr aus, lahmgeschossen und genommen zu werden. Für diesen Angriff wurde J. von König Wilhelm I. am folgenden Tage in „Anerkennung der bewiesenen Umsicht, Entschlossenheit und Kühnheit“ zum Contreadmiral ernannt. Weitere Angriffe auf das Blockadegeschwader waren dadurch ausgeschlossen, daß dasselbe sehr bald durch eine neue Panzerfregatte verstärkt wurde, gegen welche die damaligen preußischen Geschütze wirkungslos waren. Nach dem Friedensschluß ging J. mit „Arcona“ und „Nymphe“ nach Kiel, das von da ab der Kriegshafen unserer Flotte von der Ostsee wurde, obwol die Oesterreicher Holstein und die Stadt Kiel noch bis Mitte 1866 besetzt hielten und Feldmarschalllieutenant v. Gabelentz als Statthalter dort residirte. Danach besuchte J., auf dessen Flaggschiff Prinz Friedrich Karl von Preußen sich eingeschifft hatte, auch noch Flensburg. Im Spätherbst ließ er die Gewässer um Düppel und Sonderburg im Anschluß an die schon ausgeführte Aufnahme des Terrains, durch S. M. Kanonenboot „Cyclop“ vermessen, ebenso ein Jahr später die Schleimündung. Am 24. März 1865 war J. von dem Commando als Geschwaderchef in Schleswig-Holstein entbunden und zum Chef der Marinestation der Ostsee in Kiel ernannt worden; er leitete die

inrichtung der Station und die Ueberführung der Marinetheile am Lande, r Beamten und allen Zubehörs von Danzig dahin; mit dem Bau des Kriegs-afens in der Kieler Förde außer Schußweite einer etwa angreifenden feind-ichen Flotte, für den General v. Moltke das Hörup Haff, General v. Roon ie Holtenauer Bucht ins Auge gefaßt hatte — wurde bei Ellerbek begonnen. m Herbst 1865 begleitete J. den Marineminister v. Roon auf S. M. Aviso Loreley" bei einem Besuch des noch im Bau begriffenen Kriegshafens an der ade. Im Mai 1866 sandte J. S. M. Kanonenboot „Tiger" nach der Elbe, m im Kriegsfalle den Uebergang der österreichischen Brigade Kalik, welche olstein besetzt hielt, zu verhindern; vor Ausbruch des Krieges, am 7. Juni 866, wurde er zum Chef eines aus allen verfügbaren Schiffen zu bildenden eschwaders ernannt, das jedoch nicht zur Verwendung gelangte; nur „Armi-ius", „Loreley" und einige Kanonenboote traten in den Elbe-, Weser- und msmündungen gegen Hannover in Thätigkeit.

Im Juli 1867 wohnte J. mit zwei jüngeren Seeofficieren der zu Ehren s türkischen Sultans auf der Rheede von Spithead stattfindenden großen glischen Flottenparade bei, führte dann für kurze Zeit das Commando des eschwaders in der Ostsee und wurde am 22. August 1867 bei der Ver-chiedung des Präses im Marineministerium, Generals v. Rieben, zur Wahr-hmung der Geschäfte des Directors im Marineministerium unter General Roon als Marineminister commandirt, wenige Tage später zum Bevoll-ächtigten zum Bundesrath und Mitglied des Ausschusses für Seewesen er-nnt. Im December d. J. wurde er mit der Vertretung des Ministers für ei Monate beauftragt und am 22. März 1868 zum Viceadmiral befördert. m Marineministerium war J. Gelegenheit zu reicher organisatorischer Thätig-it geboten; als Vorbedingung für den Erfolg unterhielt er stets ein gutes nvernehmen mit dem Obercommando der Marine, an dem es früher zum achtheil der Sache nicht selten gefehlt hatte. Und da nach ertheilter In-mnität und dem Uebergange der königlich preußischen Flotte auf den Nord-utschen Bund die bisher sehr spärlichen Geldmittel reichlicher flossen, so kam in die Lage, durch Bestellung der Panzerfregatten „Friedrich Carl" (in Seyne bei Toulon) und „Kronprinz" (in London) Hand in Hand mit n General v. Roon und dem Prinzen Adalbert den Grund zu der deutschen hlachtflotte zu legen, zu der im nächsten Jahre der an der Themse im Bau indliche mächtige „König Wilhelm" hinzukam. Zum Zweck der weiteren rstärkung der Schlachtflotte und zwar durch die einheimische Industrie, rde im Marineministerium eine Panzerfregatte nach Art des auf hoher See auch unter Segel bestens bewährten hochbordigen englischen Thurmschiffs onarch" entworfen und im J. 1870 an drei Stellen in Kiel, Wilhelms-en und beim Vulkan in Stettin in Bau gegeben; andere einheimische rften konnten derzeit noch nicht in Betracht kommen. Das entschiedene rgehen hat der privaten deutschen Schiffbauindustrie einen starken Anstoß Weiterentwicklung gegeben.

Inzwischen war im Sommer 1869 aus den drei genannten Panzer-gatten unser erstes Panzergeschwader gebildet worden, das wiederum J. mandirte, und bei dem vielfache Erfahrungen gewonnen wurden. Nach luß desselben wurde dem Admiral von hoher Stelle der Wunsch nahe-egt, auf S. M. S. „König Wilhelm" mit Seiner Königlichen Hoheit dem nprinzen an Bord zur Einweihung des Suezcanals nach dem Mittelmeer gehen, was für ihn persönlich sehr verlockend war und ihm Vortheile für Zukunft versprach; aber J. lehnte das mit der ihn auszeichnenden Selbst-

losigkeit und Sachlichkeit ab, weil eine so lange Indiensthaltung des mächtig Schiffes mit 750 Mann Besatzung große Kosten beansprucht haben würde, im Etat nicht vorgesehen waren, weil das große Officiercorps ohne Schad für den Dienst in der Heimath so lange nicht entbehrt werden konnte u weil an dem Schiff selbst zur Herstellung der vollen Kriegsbereitschaft no mancherlei Arbeiten erforderlich waren. Diese lediglich aus sachlichen Gründ erfolgte Ablehnung ist dem Admiral sehr verdacht worden und hat üble Folg für ihn gehabt. Im Winter 1869/70 verursachte dann die Neubewaffnu der Flotte und der Küstenbefestigungen große Arbeit. Im Mai 1870 wurd auf Jachmann's Veranlassung die drei ältesten Obermaschinisten zu Maschine Unteringenieuren ernannt, wodurch der Grund zu dem heutigen Maschine ingenieurcorps gelegt wurde. Im Sommer 1870 waren die Befestigung des Kieler Hafens gerade im Umbau, in dem noch unfertigen Wilhelmshave stand noch kein Geschütz auf den Wällen, das in diesem Jahre dem Prinz Adalbert auf seinen Wunsch unterstellte Panzergeschwader hatte eben eine länge Reise in den atlantischen Ocean angetreten, als Frankreich den Krieg ganz plötzl vom Zaun brach. Am Abend der Rückkehr König Wilhelm's von Ems na Berlin, der unterwegs die allgemeine Mobilmachung angeordnet hatte, gab J dem während der Abwesenheit des Prinzen Adalbert der Oberbefehl übertrage war, zusammen mit Roon und Moltke die Mobilmachungsbefehle aus. M größter Schnelligkeit wurden im Marineministerium alle nöthigen Maßnahme getroffen, die Decernenten arbeiteten alle an einem Tische. Alle kriegsbrauc baren Schiffe 2c. wurden in Dienst gestellt und besetzt und angemessen a Nord- und Ostsee vertheilt. Die zum Sperren der Fahrwasser nöthigen Min — das Seeminenwesen befand sich erst im Versuchsstadium — wurden b schafft, die Vorstände der betreffenden Behörden an der Küste wurden zu kurz Besprechung nach Berlin berufen und alle Kräfte zur Arbeit aufgeboten, au die Bildung einer freiwilligen Seewehr wurde in die Wege geleitet; so gelan es noch zu rechter Zeit, Alles gefechtsbereit herzustellen und die wichtige Fahrwasser zu sperren. Das Geschwader war durch die drohenden Nachrichte noch rechtzeitig erreicht worden und traf am 16. Juli vor Wilhelmshaven ei Prinz Adalbert, der den Krieg bei der Armee am Lande mitmachen sollt gab das Commando ab; J. wurde zum Oberbefehlshaber der Seestreitkräf in der Nordsee ernannt, welche außer den 3 Panzerfregatten 2 Panzerfah zeuge und eine Anzahl kleiner Kanonenboote umfaßten. Mit ihnen nahm J Station auf der Rheede von Schillig, 4 deutsche Meilen unterhalb Wilhelms haven, dem gegebenen Platze für den Angriff auf eine Blockadeflotte und fü die Bedrohung der Verbindung zwischen dem Canal und der Ostsee, wie fü die Vertheidigung der deutschen Nordseeküste. Die Schwierigkeiten der Lag waren groß und mannichfach, da Wilhelmshaven noch nicht die geringste Hülfsmittel, nicht einmal Trinkwasser bot; selbst die Eröffnung des fertig Hafens mußte J. erst erzwingen, sodaß derselbe mit seinen Trockendocks de Schiffen zugänglich wurde. Sehr erschwerend wirkte ferner, daß das Marin ministerium nach Roon's und Jachmann's Abreise jede Initiative ablehn und dem Oberbefehlshaber Alles auf seine Verantwortung zuschob. J. wa aber nicht der Mann, Verantwortung zu scheuen, wo es galt, und durch se thatkräftiges Eingreifen wurden alle Schwierigkeiten überwunden. Es wurd Dampfer für den Post 2c.-Verkehr, für den Schleppdienst, zur Beschaffung v Vorräthen aller Art einschließlich Trinkwasser, zu Signalzwecken, zum Kun schaften 2c. gemiethet, ein schneller Dampfer („Falke") wurde in England a gekauft und zum Gebrauch von Harvey-Torpeden eingerichtet, für die Instan haltung und ev. Ausbesserung der Schiffskörper und Maschinen wurde gesorg

; Alles gethan, um das zahlreiche, sehr verschiedenartig zusammengesetzte schwader schlagfertig zu halten.

Die Franzosen hatten den Krieg mit so blinder Ueberstürzung begonnen, ß das für die Nordsee bestimmte Blockadegeschwader — 8 Panzerfregatten ꝛc. — ter Admiral Fourichon erst am 11. August bei Helgoland eintraf. Auf Nachricht davon wollte J. dasselbe trotz der fast dreifachen Ueberlegenheit d obgleich „Friedrich Carl" und „König Wilhelm" durch erlittene Schäden ihrer Fahrgeschwindigkeit stark beeinträchtigt waren, sofort angreifen, aber Commandanten erklärten sich dagegen und so mußte J., da volle Ein= thigkeit die Grundbedingung für das Gelingen des Wagnisses war, schweren rzens auf den Angriff verzichten. Fourichon hielt sich in der Nähe von lgoland und unternahm nichts. Am 11. September nach einiger Zeit ruhigen Wetters, das den Feind ermüdet haben mußte, vielleicht ihm einige varien zugefügt hatte, lief J. mit den 3 Panzerfregatten zum Angriff des indes nach Helgoland, aber er fand die französische Flotte nicht mehr vor, hatte wenige Stunden vorher die Heimreise angetreten.

Trotz alledem konnte ein Angriff der übermächtigen feindlichen Flotte auf ilhelmshaven jeden Tag erfolgen, daher blieb J. nur übrig, des Weiteren der Außen=Jade unter den beschwerlichsten Verhältnissen die Wacht zu lten, was mit Beharrlichkeit bis Weihnachten, wo starker Eisgang einsetzte, chah; vorher hatte er deshalb einen harten Zusammenstoß mit dem General= verneur der Küstenlande, General Vogel von Falkenstein, welcher an Bord n und die Verfügung über das Geschwader beanspruchte, die ihm nicht tand. Zu Weihnachten lief der Admiral mit den 3 Panzerfregatten und em Panzerfahrzeug in einer Fluth in den Wilhelmshafen ein, was Nie= nd zu wiederholen unternommen hat.

Seit der Abfahrt des Blockadegeschwaders hatte J. es sich angelegen sein en, die zum Kreuzen im Ocean gegen die feindliche Waffenzufuhr geeigneten iffe hinauszusenden, obgleich das eigentlich ganz außerhalb seines Befehls= iches lag. Mit vieler Mühe gelang es, erst die gedeckte Corvette „Elisa= h" aus Kiel zu dem Zwecke heranzuziehen; doch erlitt sie unterwegs wieder= t Havarie, sodaß sie erst bei Eintritt des Waffenstillstandes dienstbereit rde. Anders die Glattdeckscorvette „Augusta", Kapitän Weickhmann, die ilich nur mit den Officieren und Mannschaften der zu dem Zweck in Danzig ßer Dienst gestellten „Nymphe" besetzt werden konnte; erst im December r sie seeklar und ging nördlich um Schottland herum, nahm zu Weihnachten Bantry Bai, Irland, aus einem dahin bestellten Dampfer Kohlen, kreuzte rauf einige Zeit ohne Ergebniß vor Brest, Anfang Januar 1871 lief nach der Gironde, wo sie drei Prisen machte. Das Erscheinen eines utschen Kriegsschiffes in einer französischen Flußmündung machte das größte ufsehen, zumal nahebei in Bordeaux die französische Nationalversammlung gte, und es wurde eine große Zahl von Panzerschiffen zur Verfolgung auf= boten, von denen ein Geschwader die nach Vigo zum Kohlennehmen ein= laufene „Augusta" ohne Rücksicht auf Neutralitätsbedenken bis zum Waffen= stillstande fest blockirt hielt.

Nach Beendigung des Krieges kehrte J. am 17. März 1871 nach Berlin n seine frühere Stellung zurück, wo eine Fülle von Arbeit seiner harrte. Im aufe des Jahres wurde die im Kriege vorläufig eingerichtete Nordseestation dgültig organisirt und für sie eine Matrosen= und eine Werftdivision geschaffen; benso eine Inspection des Torpedowesens mit einer Versuchscommission zur örderung der Torpedos und Seeminen; die Schiffe und das Personal wurden uf beide Stationen vertheilt. Die Werft in Wilhelmshaven wurde ein=

gefriedigt und der Bau großartiger Werkstätten und Magazine für sie b
gonnen, zur Unterbringung von Arbeitern wurden Straßen von Häuse
gebaut, sodaß ein geregelter Betrieb schnell in Gang kam; ähnliches gesch
für die Einrichtung der Kieler Werft, die bis dahin nur aus einem De
auf der Stadtseite bestand, bei Ellerbek. Die durch die Werften entbehrl
werdenden Marinedepots in Geestemünde und Stralsund wurden aufgelö
Die „Allgemeinen Marine-Befehle" wurden durch das „Marine-Verordnung
Blatt" ersetzt. Für die Einrichtung der Marine-Akademie wurde ein Entw
fertig ausgearbeitet, ein solcher für die Vertheidigung der Küste im Zusamme
wirken mit der Armee — die für Nord- und Ostsee je ein Küstenartiller
regiment aufzustellen übernehmen sollte, die Minensperren sollten der Mari
verbleiben — vereinbart und bearbeitet; Beides jedoch blieb Entwurf. Z
schnellen Vermehrung der Schlachtflotte zwecks angriffsweisen Auftretens endl
wurden zwei Panzerfregatten „Kaiser" und „Deutschland" in England bestel
weil der Revanchekrieg damals für nahe bevorstehend gehalten wurde und d
einheimischen Werften solche Schiffe noch nicht schnell bauen konnten; „Groß
Kurfürst" z. B. wurde erst im achten Jahre nach Beginn dienstbereit. A
läßlich dieser Bestellung wurde hauptsächlich gegen J. ein boshafter Pres
feldzug eingeleitet, auch im Reichstage wurde er boshaft angegriffen, doch
ließ sich dadurch nicht beirren.

Es war eine Zeit rüstigsten Schaffens für J. in der Entwicklung d
Marine und zwar in steter voller Uebereinstimmung mit dem Marineminist
v. Roon und in dauernd gutem Einvernehmen mit dem Obercommando, wora
es früher zum Nachtheil der Sache nicht selten gefehlt hatte. Die aus d
zehnjährigen Dauer der alten Organisation gewonnene Erkenntniß der fast u
vermeidlichen störenden Friction bewog den Prinzen Adalbert, nach dem Krieg
hochherzig aus eigenem Antriebe auf den Oberbefehl über die Flotte und di
Wiederherstellung des Obercommandos zu verzichten, woraus die Nothwendig
keit sich ergab, das Marineministerium unter Vereinigung mit dem Ober
commando in eine Centralbehörde für die Flotte umzuwandeln; dies gescha
nach Jachmann's Vorschlag durch das Allerhöchste, von Bismarck und Roo
gegengezeichnete Regulativ vom 15. Juni 1871. Vor dessen Vollziehung macht
Roon J. darauf aufmerksam, daß darin für ihn selbst keine Stelle vorgeseher
sei, aber J. lehnte es ab, die für richtig erkannte Organisation im persönliche
Interesse umzuändern.

J. wäre unter den vorliegenden Umständen der gegebene Chef der Ad
miralität — welche Bezeichnung die Centralbehörde am 1. Januar 1872 er
hielt — gewesen, aber noch ehe er Kenntniß von dem bevorstehenden Personal
wechsel erhielt, war Generallieutenant v. Stosch schon Mitte October in Nanc
von Höchster Stelle benachrichtigt worden, daß dieser Posten ihm sicher wäre
(Denkwürdigkeiten des Generals von Stosch, 1904, S. 269). Dadurch wa
Jachmann's Laufbahn abgeschlossen, denn er war dem Patent nach der älter
Am 4. December 1871 wurde er von der Stellung als Präses im Marine
ministerium entbunden und zwar dabei zum Oberbefehlshaber sämmtlicher i
Dienst gestellter Seestreitkräfte, sowie zum ständigen Mitgliede des Admiralitäts
raths ernannt, aber Beides hatte keine praktische Bedeutung. Die Indienst
stellung eines Geschwaders, welches J. ins Ausland führen sollte, wurde sel
bald rückgängig gemacht, und der Admiralitätsrath, obwol nach dem qu. Regu
lativ eine organische Einrichtung der oberen Marinebehörde, ist von dem Gener
v. Stosch niemals einberufen worden.

J. blieb zunächst unbeschäftigt in Berlin als seiner Garnison; als ab
nach dem am 6. Juni 1873 erfolgten Ableben des Prinzen Adalbert d

durch offen gewordene Stelle des Generalinspecteurs der Marine, obwol
enfalls gemäß dem qu. Regulativ eine organische Einrichtung der oberen
Marinebehörde, nicht wieder besetzt wurde, erbat er seinen Abschied und erhielt
nselben unter Verleihung des Rothen Adlerordens 1. Classe mit Schwertern
m 17. Februar 1874; danach zog er sich nach Oldenburg i. Gr. zurück, wo
r ganz abgeschlossen in seiner Familie lebte. Selbst nach dem nahen Wil-
elmshaven, das er mit hatte schaffen helfen und das sich auf dem gelegten
Grunde großartig entwickelte, kam er erst nach vielen Jahren auf Stunden,
ls sein jüngster Sohn in die Marine eintreten wollte. An den zum Theil
hr lebhaften Erörterungen in der Presse über Marineangelegenheiten hat er
ch nie betheiligt. Nur einmal noch trat er in die Oeffentlichkeit, als S. M.
er Kaiser ihn im Mai 1885 mit der Taufe des neuen Kreuzers „Arcona“
auftragt hatte, die in Danzig stattfand. In Oldenburg ist er am 21. De-
ber 1887 gestorben und auf dem dortigen Friedhofe beerdigt.

J. war ein königstreuer Preuße von idealem Sinn und vornehmer Ge-
nnung und nur zu geneigt, Andere ebenso zu beurtheilen. Er hatte nie
inen eigenen Vortheil, geschweige denn materiellen Nutzen, sondern immer die
roße Sache, der er diente, im Auge. Er hat niemals etwas nachgetragen
er einem Widersacher zu schaden gesucht, auch wenn er die Macht dazu in
änden hatte. Bei hoher Begabung, scharfem Blick und richtigem Urtheil
elt er an dem einmal als richtig Erkannten stetig, ja mit Starrheit fest,
ne Rücksicht auf die Folgen für ihn selbst. Sein leitendes Ziel von Jugend
f war die Wehrhaftmachung Preußens bezw. Deutschlands zur See; dies
tionale und ideale Ziel hielt er unverrückt mit völliger Selbstlosigkeit fest.
as rauhe Leben des ersten Jahrzehnts seiner Laufbahn auf Handelsschiffen 2c.
tte ihn gründlich zum tüchtigen Seemann ausgebildet, aber vom rauhen
er handwerksmäßigen Seemann haftete ihm keine Spur an; er bewegte sich
der Gesellschaft oder bei Hofe ebenso sicher und ruhig, wie an Bord.
urchaus natürlich, einfach und wahr in seinem ganzen Thun und Auftreten,
r er ein Feind alles Gemachten und jeder Reclame, durch die Mancher sich
fördern sucht. Die schwere Schule auf See aber hatte ihn, der wol von
atur schon wortkarg und zurückhaltend war, noch stiller und merkwürdig
rschlossen gemacht, sodaß er niemals von seinen Angelegenheiten oder Er-
nissen sprach und auffällig dazu neigte, sich abzusondern; bei jedem gebotenen
nlaß jedoch zeigte er sich als unterhaltender Erzähler oder auch als trefflicher
edner.

Seine gewöhnliche Kürze jedoch erschien leicht schroff und wirkte abweisend;
ch war ihm die seltene Gabe Nelson's, seine Commandanten zu einer Schar
n Brüdern zusammenzuschweißen, nicht verliehen. Als Seemann war er
ch kein Freund von der Feder, obwol er sie trefflich zu führen wußte, und
f seinem Quarterdeck fühlte er sich heimischer, als in der Schreibstube;
hriftliche Arbeiten überließ er daher gern Anderen. Militärisch zeichnete ihn
nempfindlichkeit gegen Gefahr und hervorragende Ruhe und Kaltblütigkeit
bst in bedenklichster Lage aus; er war von dem Geist kühner Offensive be-
lt, doch ließ er denselben nur in der Stunde des Bedarfs hervortreten.
n diesem Sinne die Flotte zu entwickeln, war in voller Uebereinstimmung
mit General v. Roon und Prinz Adalbert sein Streben.

Stenzel.

Jacobi: Bernhard von J., königl. preußischer Oberstlieutenant, Sohn
des Generals Karl J. (s. A. D. B. XIII, 596), am 25. September 1823 zu
Hannover geboren, trat 1843 als Cadet beim Garde-Jägerbataillone in den
Dienst seines Heimathlandes, wurde in diesem Bataillone im Sommer 1845

zum Titulärofficier befördert, aber schon am 26. September des nämlich
Jahres nach Stade in das 5. Infanterieregiment versetzt, mit welchem er 18
und 1849 am Kriege gegen Dänemark in den Elbherzogthümern theilnah
am 1. October 1849 zum Generalstabe commandirt und am 27. Mai 18
in diesen versetzt. Diesem hatte er — 1856 zum Hauptmann aufgerückt, spä
für einige Zeit als Compagniechef in die Front zurückgekehrt, am 18. M
1866 mit seinem Vater gelegentlich der goldenen Hochzeitsfeier geadelt — a
gehört, als bald darauf der Krieg mit Preußen ausbrach. Vor dem Abmars
der Armee von Göttingen war er zum Major befördert. Dem Stabe d
commandirenden Generals v. Arentsschildt zugetheilt, griff er, als Parlament
behufs Einleitung von Verhandlungen mit dem Feinde nach Gotha entsan
am Nachmittage des 24. Juni verhängnißvoll in den Gang der Ereignisse e
indem er, durch ein dort aufgegebenes Telegramm, den auf das Ueb
schreiten der Eisenbahn Gotha-Eisenach gerichteten Vormarsch der hannoversch
Armee unterbrach und so ihre auf das Durchkommen nach dem Süden h
zielende Bewegung ins Stocken brachte. Eine am 26. Juli jenes Jahres
den commandirenden General gerichtete Rechtfertigungsschrift, in welcher
sein Verhalten begründet und sich gegen die ihm gemachten Vorwürfe u
bedacht und eigenmächtig gehandelt zu haben verantwortet, ist in den A
zeichnungen des Chefs des Generalstabes, Oberst Cordemann (Die hannovers
Armee und ihre Schicksale in und nach der Katastrophe von 1866. Herau
gegeben von Dr. G. Wolfram, Hannover und Leipzig 1904, S. 25) abgedru
Zur Erklärung seines Verfahrens trägt bei, daß er, von Natur pessimisti
veranlagt und zur Schwarzseherei neigend, auch vielleicht durch ein körperlich
Leiden darin bestärkt (F. Dammers, Erinnerungen und Erlebnisse, Hanno
1890, S. 108; W. v. Hassell, Geschichte des Königreichs Hannover, Hanno
1901, 3. Band, S. 415; Cordemann a. a. O., S. 11, 22), seit Beginn d
Zuges der Armee nach dem Süden an dem Gelingen gezweifelt und gerath
hatte den Weg der Unterhandlung einzuschlagen. — Am Tage von Langensalz
dem 27. Juni, war J. als Generalstabsofficier dem Commandeur der 4. Br
gade, General v. Bothmer, zugewiesen; es trifft ihn daher ein Theil der Ve
antwortlichkeit für die Unterlassungssünde, welche dieser sich zu Schulde
kommen ließ, indem er, statt die Unstrut zu überschreiten, am linken Ufer de
Flusses stehen blieb und deshalb darauf verzichten mußte, den auf andere
Theilen des Schlachtfeldes erfochtenen Sieg in eine Niederlage des Gegner
zu verwandeln. — Als die hannoversche Armee aufgelöst war, wurde J. zu
nächst auf sein Ansuchen mit Pension zur Disposition gestellt, am 27. Jul
1868 aber trat er beim 3. hannoverschen Infanterieregimente Nr. 79 that
sächlich in den preußischen Dienst, den er jedoch schon vier Monate später wieder
verließ. Nach dem Kriege gegen Frankreich kehrte er als Landwehr-Bezirks
commandeur in Colmar nochmals für kurze Zeit in denselben zurück. Am
16. September 1881 ist er zu Northeim gestorben.

J. war ein hochgebildeter kenntnißreicher Officier. Er gab eine 2. Auf
lage (Hannover 1858) des von seinem Vater verfaßten Werkes „Das
X. Armeecorps des Deutschen Bundes“ heraus und schrieb „Hannovers Theil
nahme an der Erhebung im Frühjahre 1813“ (Hannover 1863), zwei seh
gediegene Arbeiten. B. v. Poten.

Jacobi: Carl Gustav Jacob J. (in der hier gebrauchten Rechtschrei
bung, da die Mathematiker abkürzend ausschließlich von C. G. J. Jacobi reden)
Mathematiker, geboren am 10. December 1804 in Potsdam als Sohn eine
wohlhabenden Geldwechslers, † am 18. Februar 1851 in Berlin. Durch eine
mütterlichen Oheim, H. Lehmann, vorbereitet, kam der noch nicht 12jährig

nabe in die Secunda des Potsdamer Gymnasiums, aus der er nach einem
lben Jahre nach Prima befördert wurde. Mit Rücksicht auf seine große
ugend mußte J. vier Jahre in Prima bleiben, da man ihn vor zurückgelegtem
6. Jahre nicht zur Universität entlassen durfte. Die damals schon hervor-
tende mathematische Befähigung brachte eher ein unangenehmes als ein an-
nehmes Verhältniß zwischen dem frühreifen Schüler und dem Mathematik
ls Gedächtnißsache behandelnden Lehrer hervor, bis letzterer sich entschloß, den
ungen gewähren zu lassen, welcher für sich Euler's Introductio durcharbeitete
nd Versuche der Auflösung von Gleichungen fünften Grades anstellte, während
ie Classe sich mit Elementarsätzen abquälte. J. bezog die Universität Berlin.
r nahm am Böckh'schen philologischen Seminare Antheil, er hörte philo-
ophische Vorlesungen, er studirte die mathematischen Classiker, denn Vor-
sungen über höhere Mathematik, wie sie seinen Bedürfnissen entsprochen haben
ürden, waren damals in Deutschland unbekannt. Etwa zwei Jahre schwankte
J. hin und her, ob er sich der Philologie, ob er sich der Mathematik widmen
olle. Er entschied sich für letztere und doctorirte 1825 mit einer Abhandlung
ber die Zerlegung algebraischer Brüche. Gleich darauf habilitirte sich J.
ls Privatdocent an der Universität Berlin. Seine erste Vorlesung galt den
urven und Flächen im Raum, ein Gegenstand, der von da ab an deutschen
niversitäten heimisch geblieben ist, und bei dessen Behandlung J. bereits das Lehr-
lent an den Tag legte, das ihm nachmals nachgerühmt wurde. Der eigenthüm-
iche Entwicklungsgang des nun erst 21 jährigen Docenten machte die Unterrichts-
ehörde in dem Grade auf ihn aufmerksam, daß man J. aufforderte, als be-
ldeter Privatdocent nach Königsberg überzusiedeln, wo es möglich sein werde,
n früher als anderwärts zu befördern, da die Professur der Mathematik
rt frei sei. J. folgte dem Rathe und wurde in der That schon 1827 zum
ußerordentlichen, 1829 zum ordentlichen Professor der Mathematik in Königs-
rg ernannt. Fast gleichzeitig mit der Wohnsitzverlegung war die Veröffent-
chung von Jacobi's erstem Aufsatze: „über Gauß' Methode, die Werthe der
ntegrale näherungsweise zu finden", im ersten Bande des neugegründeten
relle'schen Journals. Vielleicht hat der junge Verfasser einen Abzug dieses
ufsatzes an Gauß geschickt. Jedenfalls erkundigte sich dieser nach ihm bei
essel, dem hochbedeutenden Königsberger Astronomen, in einem Briefe vom
). November 1826, dem eine Einlage an J. beigefügt war: „Sie würden
ich sehr verbinden, wenn Sie mir etwas näheres über diesen wie es scheint
hr talentvollen jungen Mann, auch über seine persönlichen Verhältnisse an-
igen wollten." Das ist beiläufig das einzige Mal, daß der Name J. in
nem der 1880 gedruckten Briefe von Gauß an Bessel vorkommt. Häufiger
d Bessel's Aeußerungen. Die an ihn gerichtete Anfrage beantwortete er
n 12. December 1826 wie folgt: „Jacobi ist seit Anfang des Sommers hier
d bezieht, als Privatdocent, ein kleines Gehalt; förmlich angestellt ist er
ch nicht, ich hoffe aber, daß es bald geschehen wird. Er ist gewiß talent-
ll, allein er hat sich hier fast alle zu Feinden gemacht, weil er, als er hier
kam, jedem etwas unangenehmes sagte: den geborenen Königsberger ver-
cherte er, daß er seinen hiesigen Aufenthalt als ein Exil betrachte, den Philo-
phen lobte er Hegel, den Philologen Böckh, alles auf eine Art, die man ihm
icht verzeihen will. Doch hoffe ich, daß solche kleine Albernheiten bald nicht mehr
erden erwähnt werden. Mir ist er immer als ein artiger junger Mann er-
hienen. Von seinen sonstigen Verhältnissen weiß ich nichts näheres, als daß
in Vater ein Jude und Geldwechsler in Potsdam ist. Mit Dirksen soll er
icht freundschaftlich gestanden haben; allein das sagt in Berlin gar Nichts".
on Moritz Hermann J. (A. D. B. XIII, 597—599), dem Erfinder der Galvano-

plastik, dem um drei Jahre älteren Bruder von C. G. J. J., der ihm n
Königsberg gefolgt war und dort als Baumeister eine Thätigkeit entfalt
die ihn 1835 nach Dorpat berufen ließ, kommt in Bessel's Briefen nichts v
Dagegen ist über Jacobi's Charakter ein zweites Urtheil vorhanden, welch
zeigt, daß die in dem ersten ausgesprochene Hoffnung einer gewissen Wandlu
sich erfüllte. Am 11. November 1841 schreibt Bessel: „Wir schätzen hier
doppelt, wegen seines Talentes nicht allein, sondern auch wegen seines Charakte
der seiner sarcastischen Wendung nicht im Mindesten entspricht und, wenn m
ihn erst kennen gelernt hat, sehr liebenswürdig erscheint.“ Für Gauß m
das Nichts neues gewesen sein, nachdem er J. 1829 persönlich kennen geler
hatte, als dieser auf der Durchreise nach Paris ihn in Göttingen besucht
In Paris verweilte J. damals mehrere Monate in stetem Verkehre m
Legendre, welchem er vorher brieflich schon nahe stand, mit Fourier, m
Poisson und anderen hervorragenden Fachgenossen. Im J. 1831 vermählt
sich J. mit einer Dame von hervorragender Geistesbildung und lebte nun i
den glücklichsten Verhältnissen, bis im Herbste 1841 ihn ein schwerer Verlu
traf. Jacobi's Vater, der mit Hinterlassung eines damals als groß be
trachteten Vermögens von etwa 100 000 Talern gestorben war, hatte letztwilli
verordnet, das Geld solle ungetheilt in dem Bankgeschäfte eines seiner Söhn
angelegt bleiben, und eben dieser Sohn machte 1841 einen starken Bankerott,
sodaß die Miterben, die Mutter und die Brüder, ihr Vermögen dabei ein-
büßten. Zu diesem Verluste gesellte sich eine neue Unannehmlichkeit. J. wurde
am Anfang des Jahres 1843 von der Zuckerkrankheit befallen, und von ärzt-
licher Seite verlangte man dringend die Uebersiedelung in ein milderes Klima.
J. wäre nach den Ereignissen von 1841 nicht im Stande gewesen den Willen
der Aerzte zu erfüllen, wenn nicht König Friedrich Wilhelm IV., angeregt
durch Alexander v. Humboldt, sich als freigebiger Gönner bewiesen hätte.
Schon 1842 hatte J. in Begleitung seiner Frau mit Bessel zusammen auf
Staatskosten eine Reise nach England machen dürfen zur Theilnahme an einer
dort stattfindenden Gelehrtenversammlung, bei welcher sie die deutsche Wissen-
schaft in glänzender Weise vertraten, und jetzt 1843 bewilligte der König aber-
mals eine ansehnliche Summe zur Reise nach Italien. Das war jener Winter
1843 auf 1844, in welchem J., Dirichlet, Borchardt, Steiner, Schlaefli ge-
wissermaßen eine mathematische Colonie in Rom bildeten und in engstem Ver-
kehre die Wissenschaft um die Wette bereicherten. Im Frühjahre 1844 kehrte
J. nach Deutschland zurück. Man gestattete ihm seinen bleibenden Aufenthalt
anstatt in Königsberg in dem verhältnißmäßig milderen Berlin zu nehmen,
wo er als Akademiker lebte. Er gehörte der Universität nicht als Professor
an, wiewol sein Gehalt weiterlief und er außerdem noch einen besonderen, wenn
auch widerruflichen Zuschuß erhielt: Er hatte nur die Verpflichtung Vor-
lesungen zu halten, so weit es sein Gesundheitszustand, auf dessen Schonung
es ankam, gestatten würde. Schriftstellerisch war er auch in Berlin von größter
Fruchtbarkeit. Nun trat das Jahr 1848 ein. J. gehörte der liberalen, viel-
leicht einer vorgeschrittenen liberalen Richtung an, ohne die Monarchie al
solche zu bekämpfen. Er trat vielmehr als glänzender Redner für die
Constitutionellen Club auf, und das verübelte man ihm von zwei Seit
Von links warf man ihm vor, daß er einen königlichen Gehaltszuschuß bez
von rechts, daß er durch seine öffentliche Parteinahme sich der königlichen W
thaten unwerth erweise. Es kam während der dem Revolutionsjahre fol
Reactionszeit dahin, daß am 31. Mai 1849 die ministerielle Anfrage
gelangte, ob er noch immer nicht im Stande sei, seine Königsberger Pr
zu versehen, daß ihm bald darauf der bisher gewährte außerordentliche Z

entzogen wurde. J. mußte seine Frau und sieben minderjährige Kinder in Gotha unterbringen, wo das Leben wenig kostspielig war, und sich selbst verhältnißmäßig einfach in Berlin behelfen, um nur dort bleiben zu können. Das Ende des Jahres brachte ihm eine Berufung nach Wien unter glänzenden Bedingungen, und diese Möglichkeit, J. zu verlieren, öffnete der preußischen Regierung die Augen. Der frühere Zuschuß wurde J. neuerdings als wirklicher Gehalt verliehen und mit Rückdatirung noch erhöht. Aber Aufregungen und ernste Sorgen nicht minder als allzuanstrengende Geistesarbeit hatten Jacobi's körperliche Widerstandskraft vor der Zeit zerstört. In den ersten Tagen des Jahres 1851 wurde J. von der Influenza befallen, von welcher er sich zwar rasch erholte, allein am 11. Februar erkrankte er aufs neue, und eine Woche später starb er. Seine unter der Aufsicht der Berliner Akademie herausgegebenen Werke füllen sieben stattliche Bände. Deren Inhalt verbreitet sich fast über das ganze Gebiet der mathematischen Wissenschaften, wenn auch die Lehre von den elliptischen Transcendenten und die Zahlentheorie vorzugsweise zu nennen sind. Ihnen gehören wenigstens zwei Schriften an, welche in Buchform erschienen sind, die „Fundamenta nova theoriae functionum ellipticarum" von 1829 und der „Canon arithmeticus" von 1839. Die Lehre von den elliptischen Transcendenten war, da Gauß seine weitreichenden Untersuchungen auf diesem Gebiete in dem Dunkel seiner Notizbücher verborgen hielt, noch in dem Zustande, bis zu welchem Legendre sie gebracht hatte, als J. und kurze Zeit vor ihm der norwegische Mathematiker Abel an ihre Fortentwicklung herantraten. Selten hat wol die Geschichte der Wissenschaften von einem fruchtbareren Wettkampfe zu erzählen gehabt als der war, welcher in den drei Jahren 1826—1829 zwischen den beiden fast gleichaltrigen Nebenbuhlern (Abel ist 1802 geboren) entbrannte. Jeder von ihnen bediente sich sofort der von dem anderen entdeckten Ergebnisse, jeder erkannte die ihm fremde Leistung als ebenbürtig an, und erst in einem Zeitpunkte, der weit nach dem Tode Beider liegt, wurde der Versuch gemacht, Jacobi's Unabhängigkeit anzuzweifeln, ein Versuch, welcher bei Niemand, der J. persönlich gekannt hatte, ein gläubiges Ohr fand. Das Ineinandergreifen der Arbeiten von Abel und J. macht es um so schwieriger streng zu trennen, was Diesem oder Jenem ausschließlich angehört, und man wird sich, will man von einer sehr ins Einzelne gehenden fachwissenschaftlichen Darstellung absehen, damit begnügen müssen zu sagen, daß die Fundamente Jacobi's die Summe aus dem ziehen, was 1829 über die elliptischen Transcendenten bekannt war, und was bis etwa 1850 keinen umgestaltenden Zuwachs erhielt, mit jenem Zeitpunkte aber infolge der bahnbrechenden Arbeiten von Weierstraß und Riemann der Methode nach fast schon veraltet ist. Von J. stammt jedenfalls der Name der elliptischen Functionen im Gegensatz zu den elliptischen Integralen, von ihm der Name der Thetafunctionen, während die dadurch bezeichneten Reihen schon in den Arbeiten französischer Gelehrten über die mathematische Wärmelehre vorkamen. J. und Abel erkannten jeder für sich die Nothwendigkeit, den Gedanken der complexen Größen in die Theorie der elliptischen Transcendenten einzuführen und kamen dadurch zur Entdeckung doppelt periodischer Functionen. Von J. ist wieder die Entdeckung, daß rationale Functionen irgend eines Grades zur Transformation eines elliptischen Integrals in ein Integral derselben Form führen, und daß die sogenannte Multiplication elliptischer Integrale immer aus zwei Transformationen zusammengesetzt werden kann. Hat J., wie wir schon sagten, den Namen der elliptischen Functionen erfunden, so war die Erfindung des Gegenstandes, d. h. die Aufstellung eines Umkehrungsproblems, ihm und Abel gemeinsam, und nach Abel's 1829 erfolgtem Tode kam J. auf

die Erweiterung des Problems zu einer Umkehrung von vier oder mehr gleichzeitig zu betrachtenden Integralen. Wir nannten Zahlentheorie als ein zweites Hauptgebiet Jacobi'scher Forschungen. Schon 1827 veröffentlichte J. eine Reihe von Sätzen über cubische Reste, welchen er zwar keine Beweise mitgab, welche aber durch ihre Ausdrucksweise zeigten, ihr Entdecker müsse tief in die betreffende Lehre eingedrungen sein; 1828 und 1834 folgten Untersuchungen über die Zerfällung einer Zahl in vier Quadrate, bei welcher elliptische Transcendenten zahlentheoretische Anwendung fanden, 1832 solche über die Classenzahl bei quadratischen Formen, für welche J. einen merkwürdigen Lehrsatz inductiv entdeckte, während der Beweis erst 1839 und 1840 von Dirichlet gefunden wurde. Im J. 1839 beschäftigte sich J. mit der Lehre von den primitiven Wurzeln, und sein „Canon arithmeticus" gab Tabellen der Indices für alle dem ersten Tausend angehörenden Primzahlen, deren Herstellung nicht gerade schwer aber unsäglich mühevoll war. In demselben Jahre behandelte er complexe Primzahlen, 1846 die Kreistheilung und ihre Anwendung auf die Zahlentheorie. Wir haben schon oben gesagt, daß Jacobi's Arbeiten alle Gebiete der Mathematik berührt haben. Wir müssen einzelne noch nennen. So seine classischen Abhandlungen über Determinanten und Functionaldeterminanten von 1841, deren letztere eine ganz neue Lehre schuf, während die erstere theilweise schon Bekanntes in eine neue Form zu gießen wußte. Von dieser Gedankenfolge ausgehend, kam J. 1844 und 1845 zu dem sogen. letzten Multiplicator, dessen Auffindung bei der Integration von Differentialgleichungen von wichtiger Anwendung ist. Auch sonst hat J. die Lehre von den Differentialgleichungen und besonders die von den partiellen Differentialgleichungen erweitert, schon 1827, dann wiederholt 1837 und 1842 hat er sich damit beschäftigt. In der Variationsrechnung hat eine Abhandlung von 1837 sich mit der zweiten Variation beschäftigt, welche erst den Ausschlag darüber geben kann, ob das Verschwinden der ersten Variation wirklich die Kennzeichen einer Maximal- oder Minimalbestimmung in sich trägt. Eine verwandte geometrische Aufgabe, die Herstellung der geodätischen Linien auf dem dreiaxigen Ellipsoid, löste eine Abhandlung von 1839. Die eine Umwälzung in dem Vortrage der analytischen Mechanik hervorbringenden Untersuchungen über die Hamilton'schen Gleichungen sind vorzugsweise aus Jacobi's Vorlesungen über Dynamik zu entnehmen, welche Clebsch 1866 herausgab. Auch über Geschichte der Mathematik, und zwar insbesondere der griechischen Mathematik, hat J. gearbeitet. Das sind nur einige wenige von den schier zahllosen Leistungen, durch welche J. sich berühmt gemacht hat. Sie alle im Zusammenhang zu schildern, war einem 1904 im Drucke erschienenen Buche vorbehalten, das aber nur von Mathematikern und zwar ausschließlich von solchen verstanden werden kann, die in den höchsten Gebieten ihrer Wissenschaft sich heimisch fühlen.

Vgl. Gedächtnißrede auf C. G. J. Jacobi von Lejune-Dirichlet in den Abhandlungen der Berliner Akademie für 1852 und besonders Leo Königsberger: Carl Gustav Jacob Jacobi, Festschrift zur Feier der hundertsten Wiederkehr seines Geburtstages. Leipzig 1904.

Cantor.

Jacobi: Justus Ludwig J., Professor der Kirchengeschichte in Halle, ward am 12. August 1815 zu Burg bei Magdeburg geboren. Eines Landwirths Sohn, hat er unter dem Darniederliegen der Landwirthschaft in jenen Jahrzehnten eine harte Jugend durchlebt. Verwandte brachten den begabten Knaben auf das Joachimsthal'sche Gymnasium nach Berlin, wo er unter Meinecke's Leitung sowol seine tüchtige classische Bildung als auch den gedrungenen Stil seiner späteren Arbeiten von den Vorbildern der Alten

empfing. Im Jahre 1834 bezog er die Universität Halle, um Theologie zu studiren. Noch zog der Philologe Bernhardy daselbst ihn mehr an, als der trockne Rationalismus eines Gesenius und Wegscheider. Die theologische Wissenschaft ging ihm erst auf, als er, 1835 nach Berlin zurückgekehrt, zu den Füßen August Neander's jenen göttlichen Pragmatismus verstehen lernte, den der Vater der Kirchengeschichte wie eine Unterströmung in den mannichfachen Wandlungen des Lebens der Kirche seinen Schülern aufzeigte. Es war ein dreitheiliges Schema, nach welchem der Verlauf der Geschichte beschrieben wurde. Eine Zeit verhältnißmäßiger Reinheit der christlichen Ideen, die von Jesu Christo ausgehn, in der alten Kirche; eine Entartung im Mittelalter, und eine Erneuerung des ursprünglichen christlichen Wesens und Lebens seit der Reformation. Gemessen wurde Werth oder Unwerth der religiösen Erscheinungen an dem Maßstab der Rechtfertigung aus dem Glauben, der in einzigartiger Weise Mittelpunkt der wissenschaftlichen, wie der frommen Herzensüberzeugung war. Auf die Aeußerungen des subjectiven christlichen Lebens wurde mehr gesehn, als auf die Darstellung der reinen Lehre, wie denn Gottfried Arnold's Kirchen- und Ketzerhistorie ein Lieblingsbuch jener Kreise war. — J. ward der vornehmste Schüler Neander's, dem Geiste wie dem Herzen des geliebten Lehrers gleich nahe stehend. Allerdings beschritt er selbständige Bahnen, namentlich sofern sein beobachtendes Auge und sein nüchternes Urtheil mehr den menschlichen Factoren in den Ereignissen der Geschichte zugewandt war. Ihm war eine zu große Objectivität und gründlichste Kenntniß der Quellen eigen, um dem kirchenhistorischen Schema zulieb den Dingen und Persönlichkeiten ungerecht zu werden. So hatte er auch für die Größe und Bedeutung des Papstthums auf seiner mittelalterlichen Höhe eine volle Würdigung. Aber es ist begreiflich, daß Neuere den constituirenden menschlichen Factoren am Bau der Kirchengeschichte noch intensiver nachgehn und andere, wenn auch pathologische Seiten aufdecken, während die Neander'sche Schule in der Zeit des wiedererwachten evangelischen Glaubens den unmittelbaren göttlichen Factor stärker hervorkehrte.

Um die verehrungswürdige Gestalt des Lehrers scharte sich ein Kreis, der durch warme Freundschaft verbunden war. Rossel, der princeps juventutis, Dichter, Bildhauer und Theologe zugleich, der Westfale Konstantin Schlottmann, Ludwig Rauh, Karl Heintz, später Gesandtschaftsprediger in Rom, gehörten zu Jacobi's näheren Freunden. Es war diesen Jünglingen eigen, sich in der Wahrheit gegenseitig zu fördern. Ihr Briefwechsel legt davon Zeugniß ab, wie sie die tiefsten Regungen auch des sündigen Herzens vor einander nicht verhehlten. Diesen ernsten pietistischen Zug bestärkte der Baron v. Kottwitz, der in seinem Arbeiterheim in der Alexanderstraße J. besonders in sein Vertrauen gezogen hatte. Dem Einfluß Neander's und der wissenschaftlichen Richtung andererseits, die von dem damals schon heimgegangenen Schleiermacher ausging, verdankte J. eine Klärung und Ausdehnung seines theologischen Standpunkts — ein weites Herz bei engem Gewissen — welches in der sog. Vermittlungstheologie zeitlebens den entsprechenden Ausdruck fand.

Nachdem er sich 1842 an der Universität habilitirt hatte, schrieb er seine erste Schrift: „Die Lehre des Pelagius. Ein Beitrag zur Dogmengeschichte" (Leipzig, 8°, 103 S.). Sie verräth bereits eine seltene Reife des abwägenden, dogmatischen Urtheils, eine feine Charakterisirung der Gegensätze zwischen Augustin und seinem Gegner, nicht ohne Schlaglichter auf den zeitgenössischen Rationalismus und seine Bekämpfung durch die neuerwachte reformatorische Lehre von Sünde und Gnade zu werfen. Noch lebhafter trat er in die Tagesfragen ein, als A. H. Daniel im puseyitischen Sinne Thesen veröffentlicht

hatte, welche der Tradition ein ungemessenes Recht zuschrieben. Gegen ihn ließ J. seine „Kirchliche Lehre von der Tradition und heiligen Schrift in ihrer Entwicklung, mit besonderer Berücksichtigung der theologischen Controversen von Dr. Daniel“ (Berlin 1847, 8°, XXVIII u. 185 S.) ausgehn. Seine Ader treffender polemischer Abwehr gegen römische und romanisirende Tendenzen regt sich hier zum ersten Mal nebst gründlichen Untersuchungen über Inspiration und Schriftlehre altkirchlicher Zeiten.

Inzwischen (1847) zum Extraordinarius befördert, betheiligte er sich in feuriger vaterländischer Gesinnung an den Ereignissen des Revolutionsjahrs, ermunterte die akademische Jugend zur Königstreue und griff selbst mit Piper, dem christlichen Archäologen, zur Flinte, die Güter der Nation zu bewachen. Bitter empfand er den Abzug der Armee von Berlin, die nachherige Schmach von Olmütz. Er hielt es mit Ranke, daß den Historiker von selbst seine Studien auf conservative Bahnen lenkten. Freilich gegen die Auswüchse einer reactionären Partei erklärte sich sein gesunder Sinn, und seine vermittelnde Richtung in Theologie wie in Politik hat ihn von der hochkirchlich und conservativen Clique seiner Zeit nicht ohne manche Nackenschläge seitens derselben fern gehalten. Die Folge war, daß er, wie leider soviele der Besten seiner Zeit, sich am politischen Leben überhaupt nicht betheiligte.

In der wiedergekehrten Ruhe nach dem Sturm gründete er seinen Haushalt mit der Geliebten der Jugend, der Tochter des Pastors Hertzberg in Jerichow, die klug und praktisch, eine echte Professorenfrau und Mutter vieler Studenten in Königsberg und Halle, ihn durchs Leben begleitete und neunzigjährig (1904) ihm nachgefolgt ist. — In geordneten häuslichen Verhältnissen, in beglückender Gemeinschaft mit den Freunden und besonders mit dem Neander'schen Geschwisterpaar begann er sein Hauptwerk: das „Lehrbuch der Kirchengeschichte“ (Erster Theil, Berlin 1850, 8°, XVI u. 405 S.) zu schreiben. Durch das quellenmäßige Studium der ersten christlichen Jahrhunderte, durch prägnante Schilderungen der großen Gestalten jener Zeit ausgezeichnet, ist es lange das Handbuch seiner Zuhörer gewesen und hat zur Ausbreitung nüchterner, objectiver Geschichtsforschung beigetragen. Warum das Werk nie vollendet ward? Er hat es selbst am tiefsten beklagt. Die pietätvolle Herausgabe des Neander'schen Nachlasses hinderte ihn in den Jahren der Kraft. Zunehmende Augenschwäche und eine gewisse Zurückhaltung in der Production, die in seinem Charakter lag, schoben die Herausgabe weiterhin auf. Viele eigene werthvolle Studien wurden von Anderen monographisch überholt, etwas von dem vorhandenen Material ist von Förster in Halle in den Beyschlag'schen Blättern herausgegeben worden. Es war sein Kreuz, daß das Buch unvollendet blieb.

Neander's Tod 1850 bewegte die theologische Welt und den Freundeskreis. Für J., seinen Vertreter in den Vorlesungen von 1850—51, ward er das Signal, daß ihn der Minister auf den kirchengeschichtlichen Lehrstuhl nach Königsberg berief. Mit frischer Kraft griff er in die etwas obsolet gewordenen Verhältnisse der Facultät und namentlich des Examinatoriums ein. Die Herzen der Studenten wandten sich dem anregenden jungen Professor zu. Er selbst hatte volles Verständniß für den klugen, treuherzigen Charakter dieser Ostpreußen, deren Gesinnung ersetzte, was dem Lande an Reizen abging. Feste Freundschaftsbande schlossen sich über die Königsberger Zeit hinaus. Hier unternahm er die mühevolle Herausgabe von Neander's „Christlicher Dogmengeschichte“, zu welcher er werthvolle Ergänzungen in den Fußnoten bot. Sie erschien in 2 Theilen Berlin 1857. Die Neander'sche Ethik folgte. Seine eignen Studien über die Gnostiker wurden fortgesetzt. Sie finden sich niedergelegt

der 2. Auflage von Herzog's Realencyklopädie. Eine glückliche kritische Ent-
ckung waren jene altkirchlichen Fragmente, welche Cardinal Pitra dem Hila-
us von Poitiers zugeschrieben hatte. J. erkannte sie als Commentare des
eodor von Mopsuestia zu den kleinen paulinischen Briefen. — Wie er mit
haftem Interesse an den damals wogenden Kämpfen über Union und Con-
sion sich betheiligte, so trat er auch persönlich und mit einer noch jetzt
uchbaren Schrift der Secte der Irvingiten, die in Königsberg ihr Wesen
eb, entgegen („Die Lehre der Irvingiten oder der sog. apostolischen Ge-
inde verglichen mit der heiligen Schrift", 2. Aufl., Berlin 1868).

Inzwischen war in Halle Thilo gestorben. Die Facultät wünschte J. als
chfolger. Der Minister v. Raumer, beeinflußt von der Gerlach'schen Gruppe,
derstrebte. Es gab manches Herzweh und einen merkwürdigen Kampf um
Stelle, den Friedrich Wilhelm IV., in diesem Augenblick für die Union
timmt und von dem dem Königsberger Professor wohlgeneigten Oberst-
mmerer Grafen Dohna bestimmt, durch ein eigenhändiges Handschreiben zu
nsten Jacobi's entschied. 1855 siedelte er nach Halle über, wo er nach der
sammensetzung der Facultät sowie nach den äußeren Bedingungen dieser
Herzen Deutschlands gelegenen Universitätsstadt das ersehnte Feld seiner
irksamkeit fand. Hier baute er sich das Haus neben Julius Müller auf
n Weidenplan. Hier vertrat er mit den gleichgesinnten Collegen, zu welchen
bald auch den Freund der Jugend, C. Schlottmann aus Bonn hinzog, die
lische Vermittlungstheologie. Durchaus feststehend auf dem articulus stantis
cadentis ecclesiae, der Rechtfertigung durch den Glauben, ja z. Th. auf der
chlichen Dogmatik weiterbauend, kirchenpolitisch der Union warm zugethan,
umte diese Theologie doch den weiter links stehenden Richtungen und der
lischen Kritik eine größere Berechtigung ein, als die confessionelle Theologie
estehen wollte. So fehlte es nicht an schmerzlichen Kämpfen zwischen
istern, die sich innerlich nicht so ferne standen. Auf kirchenpolitischem Ge-
t kam es nach dem Erlaß der Kirchengemeinde- und Synodalordnung zu
Ablösung der Gruppe der positiven Union von der Mittelpartei. J. be-
hrte consequent seinen Standpunkt. Er hielt auf das corpus academicum
d seine Rechte, was bei der gleichgestimmten Facultät ein Vorzug war. In
ncher bedeutsamen Entscheidung ward von den Behörden ihr Votum ein-
olt. Als Vorsitzender der Prüfungscommission wahrte er seiner Facultät
Recht des ersten theologischen Examens. Aber auch die praktischen Liebes-
ke erkannte er als Pflicht des Theologen. Mit der Frau Räthin Tholuck
rd er im Cholerajahr 1856 der Gründer des Diakonissenmutterhauses für
Provinz Sachsen.

Der Culturkampf nach dem großen Krieg hieß den Kirchenhistoriker ein-
enk sein, daß der Name seiner Universität Halle-Wittenberg war. Als
lottmann wegen seines Erasmus redivivus von Windthorst im Reichstag
egriffen war, vertheidigte ihn der Freund in einer Schrift: „Prof. Schlott-
nn, die Hallesche Fakultät und die Zentrumspartei" (Halle, 2., verschärfte
flage 1883). Es folgten die „Streiflichter auf Religion, Politik und Uni-
itäten der Zentrumspartei" (ebd. 1883), als die letztere auf eigene, katho-
e Universitäten drang. Nach 1904 hat ein katholischer Polemiker Wolter
längst Entschlafenen darob angegriffen. „Der Nuntius in Berlin" (Halle
5) war eine zeitgemäße Streitschrift, welcher zuletzt ein „Offener Brief an
Pfarrer Woker in Halle" (1887) folgte. Den Kampfschriften folgten
rke des Friedens. Der alternde Mann kehrte zu den Lehren und Ein-
icken der Jugend zurück: Neander und Kottwitz setzte er Denkmale edelster
etät in den „Erinnerungen an D. Aug. Neander" und „an den Baron

Ernst von Kottwitz" (Halle, beide Schriften aus dem Jahre 1882). Reife Zeugnisse eines Christen von Männern, in denen Christus Gestalt gewonnen hatte.

Geliebt von den Seinen, verehrt von einem großen Schülerkreis weit über die Provinz hinaus, ergriff ihn ein schweres Blasenleiden, welches er mit der Geduld des christlichen Helden in seinem Diakonissenhaus am 31. Mai 1888 überwand.

Vgl. D. Justus Ludwig Jacobi und die Vermittlungstheologie seiner Zeit von J. Jacobi. Gotha 1889. Jacobi.

Jacobson: Eduard J., humoristischer Dramatiker, insbesondere Possendichter, Neudeutschlands fruchtbarster Theaterschriftsteller, geboren am 10. November 1833 zu Großstrehlitz in Oberschlesien als Sohn eines Rabbiners, besuchte 1846—50 das Gymnasium zu Oels, danach bis Herbst 1854 das zu Ostrowo in Posen und studirte darauf bis 1858 zu Berlin Medicin, promovirte darin auch ebendaselbst Anfang 1859 zum Dr. med. In Berlin sich niederlassend hat J. dort auf die Dauer seinen Wohnsitz behalten, sich immer mehr in die sociale, die volkspsychologische und die volksthümlich-litterarische Sphäre der preußischen Hauptstadt hineingelebt und hat, durch sofortige frühzeitige Bühnenerfolge veranlaßt, den Dienst Aeskulaps gar nicht angetreten, sondern vielmehr den Thaliens vorgezogen, welchem er sich dann bis an seinen Tod — 29. Januar 1897 zu Berlin — mit wahrer Unermüdlich-, Freudig- und erstaunlicher Fruchtbarkeit gewidmet hat. Dies der überaus einfache äußere Umriß einer Jahrzehntelang rastlosen und erfolggekrönten schriftstellerischen Wirksamkeit, der es allerdings trotz stärkster Augenblicksanerkennung des Publicums oft an rechtem persönlichen Lobe gebrach, weil die nachträgliche musikalische Leistung des mitarbeitenden Vertoners naturgemäß der Zuhörermehrheit stärker ins Ohr fiel und so die litterarische Unterlage nicht wenig in den Schatten zu stellen schien. So ist Eduard J. der allerfleißigste, meistgespielte und beliebteste Verfasser deutscher Originalpossen und verwandter dramatischer Werke geworden, der typische Vertreter der von ihm reformirten, theilweise sogar erst durch ihn neuberolinisch umgemodelten Posse der Spree-Residenz.

Jacobson's einschlägige schriftstellerische Wirksamkeit setzt mit dem rasch bekannt gewordenen Schwank „Faust und Gretchen" ein, seinem ersten Theaterstücke, mit welchem er am 21. April 1856 das Rampenlicht versucht hat. Der außerordentliche Beifall, den er damit gewann, bestimmte ihn eben, sich ausschließlich derartiger litterarischer Thätigkeit hinzugeben. In einem schon oberhalb des erstiegenen Gipfels gehaltenen Rückblick, in einem autobiographischen Briefe vom 9. Mai 1890, erzählt J.: „Für Ottilie Genée — ich war damals Mediciner im vierten Semester — schrieb ich den Schwank ‚Bei Wasser und Brot' (noch heutiges Tages auf dem Repertoir), für Anna Schramm ‚Faust und Gretchen'. Beide Erstlingsarbeiten erschienen fast gleichzeitig, erstere auf dem Kroll'schen Theater, das damals der bekannte Lustspieldichter [C. A.] Görner (s. d.) leitete, letztere auf dem Friedrich-Wilhelmstädtischen (Director Deichmann), gefielen ausnehmend und erlebten ununterbrochen 40—50 Wiederholungen. In ‚Faust und Gretchen' spielte Theodor Lobe, der ein Jahrzehnt später einer der besten Goethe'schen Mephistos war, den Faust. Meine nächste Arbeit war ein Einacter für [Karl] Helmerding (s. d.), Verwandlungen [oder: Für jeden etwas!] (1858), der in dem damals eröffneten Königstädtischen Theater (Franz Wallner) — ‚Grüne Neune' — über 100 Aufführungen erlebte. Noch war ich mit Leib und Seele Mediciner, aber das Schicksal hatte es sich vorgenommen, aus mir einen Possenautor zu machen und es hat Recht behalten . . . Ich dachte ‚ultra Posse nemo obligatur' (der Scherz stammt

rsprünglich von mir) . . . Den ersten abendfüllenden und . . . sensationellen
rfolg hatte ich mit der Posse ‚500 000 Teufel‘, die im J. 1862 auf der da=
aligen Meysel=Bühne, jetzt Friedrich=Wilhelmstädtischen Theater, in Scene
ng und in ununterbrochener Reihenfolge 300 Aufführungen erlebte.“ Was
. außerdem noch vorher geschrieben bezw. hat aufführen lassen, bezeichnet er
a. O. selbst als „Kleinigkeiten, die heute noch sämmtlich beliebte Repertoir=
ücke sind“. Schon 1861 hatte J. eine Sammlung seiner „Possen und Vaude=
illes“ veranstaltet, jedoch ist dieser als 1. Band bezeichneten nie eine Fort=
tzung gefolgt; sie enthielt außer den oben genannten drei Erstlingen noch
Meine Tante — Deine Tante!“ (1858), „Lady Beefsteak“ (1860), „Wer
letzt lacht“ (1861). Fürder hat J. den Text einer geradezu erstaunlichen
nzahl von Gesangspossen, daneben Schwänke gearbeitet, nachdem ihm Ende
r 50er Jahre kleine nett erfundene und reizend durchgeführte Liederspiele
e große Menge der in Betracht kommenden Bühnen zugänglich gemacht hatten.
iese Gattung hat er mit denselben Gaben, welche ihm für alle seine
eatralischen Leistungen treu geblieben, wieder gern gepflegt und so begegnen
s Liederspiele am Anfang wie gegen Schluß seiner Laufbahn: „Becker's Ge=
schichte“ (1867) und „Becker's Geschichte, oder: Am Hochzeitstage“ (1891)
gen deutlich seine Ausdauer dabei, „Singvögelchen“ (1867) und „Was den
rauen gefällt“ sowie „Der Nachbar zur Linken“ (beide 1887).

In der Hauptsache jedoch und auf der Höhe seines emsigen Wirkens ganz
d gar hat J. Gesangspossen und Schwänke in stattlicher Schar der leicht=
schürzten Bühnenmuse dargeboten. Und zwar nicht wenige davon, indem er
) mit „associés“ zusammenthat: eine bis dahin bei uns noch nicht ein=
bürgerte Schaffensweise. Diese Compagnons Jacobson's sind O. F. Berg
i. Ebersberg, s. A. D. B. XLIX, 220), Otto Girndt, Gustav v. Moser,
lius Rosen (d. i. Nikolaus Duffek), Rud. Kneisel gewesen; aber J. war
bei überall der Fahnenträger, hat übrigens die meisten seiner Geisteskinder
ein ans Tages= und vors Rampenlicht gefördert. „Wie nicht alle Kinder
athen“, so ließ sich 1886, als der Dichter das Jubiläum seines 100. Bühnen=
ds feierte, ein vornehmes Tagesblatt wie die „Norddeutsche Allgemeine
tung“ vernehmen „so hat auch J. unter den Erzeugnissen seines Geistes
ige solcher Früchtchen aufzuweisen, die trotz aller Liebe, mit welcher seine
erliche Sorgfalt sie ausgestattet, die Gunst des Publicums nicht erlangen
nten und ihr verfehltes Dasein nur noch in den Theaterbibliotheken fort=
ren; bei weitem aber die größere Anzahl seiner Stücke fand allgemeinen
fall . . . Sein unversieglicher Humor, seine scharf pointirten Couplets,
e allerliebsten Lieder, in denen der Vers meistens meisterhaft behandelt
machten ihn bald zu einem unserer beliebtesten Theaterschriftsteller. Es gab
Zeit, wo die Berliner Theater: Kroll, Wallner, Friedrich=Wilhelmstadt,
ausschließlich durch J. mit Possen und Schwänken versorgt wurden und
Name täglich auf allen Berliner Theaterzetteln zu finden war“. Es mag
zwei Decennien her sein, daß der Wiener Litteraturkritiker Wilhelm Gold=
m, ein feiner Beobachter, wie seine „Litterarischen Physiognomien“ (1884)
anden, anläßlich eines Erlebnisses mit J. über dessen Genre sagte: „Wer
merksamer dreinschaut, findet gar bald, daß der Gang der Cultur auch den
ng des Schriftthums bestimmt. Die Berliner Localposse war ein Stück
tischer Cultur, und wenn sie gleich nicht von aristophanischem Humor beseelt
rde, so spiegelte sie doch das Wesen einer Stadt= und Volksgemeinschaft
der, die nicht umsonst durch vierzig Jahre unter dem geistigen Einflusse
istreicher Salons gestanden hatte.“ Und unmittelbar vorher führt Goldbaum
f Grund persönlicher Kenntniß über J. folgendes aus: „Der schlanke, be=

wegliche Mann mit dem bleichen Gesicht und dem schwarzgelockten Haupte ha
niemals einen anderen Ehrgeiz als den, auf dem Wallner-Theater als Li
ling des Berliner Publicums belacht und applaudirt zu werden. Zu diese
Zwecke arbeitete er mit fieberhafter Unermüdlichkeit zwei, drei, auch vier u
fünf Possen jährlich, im steten Hinblicke auf seinen Freund Helmerding, de
er wenigstens zwanzig Rollen auf den Leib geschrieben hat. Die Tantièm
flossen ohne Unterlaß, aber als leichtes Künstlerblut, das er war, hielt er
nicht zusammen, und wenn er heute kein reicher Mann ist, so hat es d
Wallner-Theater wenigstens nicht verschuldet. Es gab eine Zeit, wo jed
Berliner Schusterbube Jacobson'sche Couplets auf der Gasse vor sich hinträller
Das ist vorbei. Ernstere Tage sind gekommen, und wenn nicht alle Zeich
trügen, so haben sie auch die Berliner Localposse hinweggescheucht . . ."

Diese Couplets, deren J. Hunderte, größtentheils zündenden Inhalt
voller Witz und Schlager in seine heiteren Schöpfungen eingestreut hat, müss
als eine Besonderheit seines Talents gelten, und er erhebt sich mit ihne
wesentlich über seine specifischen Vorgänger und Concurrenten E. Doh
D. Kalisch, R. Löwenstein, Salingré. Schon 1890 im citirten Briefe nenn
der Dichter, mit resignirter Selbsteinsicht, diese seine Lieblingsproducte, d
„größtentheils ihrer Zeit sehr populär gewesen — jetzt versunken und vergess
— bis auf ein paar noch heute so populäre Refrains: ‚Glücklich, August
macht das nicht‘ — ‚Was meinen Sie, wie gesund ist das‘ — ‚Da werde
Sie wohl kein Glück mit haben‘ — u. s. w. Auch einige Redensarten au
meinen Possen, wie ‚Brillanter Witz, habe lange nicht so gelacht‘, ‚Bang
machen gilt nich‘, ‚Immer rin ins Vergnügen‘ u. s. w. werden hie und d
noch gehört." Besonderen Werth legte J. jederzeit und zwar mit Recht, auße
auf den classischen Komiker Karl Helmerding als Träger vieler Paraderollen
auf die Soubretten, welche seine Gestalten mit Schick und Verve verkörper
sollten und dem auch glücklich nachgekommen sind. Nachdem er in der Mej
Lina Mayr, Amalie Wollrabe, Marie Stolle, Sophie König verständnißvoll
Interpretinnen seiner vis comica gefunden hatte, erlebte J. die glänzendsten
Triumphe dadurch, daß die geniale Ernestine Wegner (vgl. meinen Artike
A. D. B. XLI, 786) sich gänzlich den Offenbarungen seiner Laune weihte
Es ist nicht wohl begreiflich, wie ein so bühnenkundiger Richter wie Pau
Schlenther (s. ebenda) der „Tini" nicht nur vollste Gerechtigkeit widerfahren
sondern sogar höchstes Lob zutheil werden lassen, andererseits (Jahresbericht
f. neuere deutsche Litteraturgeschichte II, II 117 zu IV 5 72) Jacobson's solid
volksmäßige Muse und ihre Stellung 1891 mit derjenigen Kotzebue's — nett
ein Jahrhundert früher — vergleichen konnte. Denn betreffs der von ihm selbst
gebilligten Triumphe der Wegner wußte doch auch Schlenther, der damalig
Berliner Theaterreferent, daß Jacobson's „Name mit denselben eng verknüpft
war", um hier des Dramatikers eigene Worte zu gebrauchen, der dann fort-
fährt: „Sie spielte fast nur in meinen Stücken: ‚Der jüngste Lieutenant‘,
‚Die Lachtaube‘, ‚Der Mann im Monde‘, ‚Ebbe und Flut‘". Wie der ihr sehr
befreundete J. seine besten und zugkräftigsten Possen eben für diese hochbegabte
ungemein sympathische Künstlerin geschrieben, so machte sich auch eine Abnahme
ihrer früh erlöschenden Kräfte zuerst als Caprice (Niniche) in dem letzt-
genannten Stücke (1882) geltend, während sie am 30. April 1884 in der
112. Aufführung der Jacobson'schen Posse „Der jüngste Lieutenant" in der
Titelrolle (Bernhard), wol ihrer vollendetsten Darbietung, zum letzten Male
die Bühne betreten hat — ein halbes Jahr später sank die ewig Frohgemuth
33jährig einem argen Nervenleiden zum Opfer. Und die Wegner hat Jacob-
son's Bühnenschöpfungen von der deutschen Reichshauptstadt auch nach de

österreichischen Kaiserstadt verpflanzt, 1876, mit stürmischen Erfolgen — ein bühnengeschichtlich überraschendes Ereigniß angesichts des allgemeinen Vorurtheils, das an der Donau gegen Spree-Athens Humor, individuelle Posse und Soubretten herrschte und herrscht. Schon unter den erwähnten Schauspielerinnen, welche Jacobson'sche Figuren „kreirten", befinden sich mehrere Oesterreicherinnen; aber auch die beiden classischen Wiener Soubretten haben ihre Kraft in seinen Dienst gestellt: Josefine Gallmeyer (1838—84) hat in einigen seiner Possen gewirkt, die für Wien localisirt wurden — „unzählbar sind die für Wien bearbeiteten Berliner Possen von Kalisch oder J., in denen wol aus dem ‚Budiker' ein ‚Greißler' gemacht wurde, die aber trotzdem berlinerisch geblieben sind bis ins innerste Mark", sagt Ferd. Groß, in seinem Essay über den Wiener Witz, „Was die Bücherei erzählt" (1889), S. 289 f. — andererseits hat J. für Marie Geistinger, der er später eine Glanznummer, „Die Näherin", gleichsam abgeborgt hat, indem er dies Wiener Stück Ludwig Held's mit Glück für Berlin, das dortige Wallner-Theater und Marie Schwarz adaptirte, die Posse, „Die Salontirolerin" geschrieben, in der sie noch in den 80er Jahren, zum letzten Male vor ihrem Bühnenabschied, auf dem Berliner Belle-Alliance-Theater ausschließlich ein Gastspiel absolvirte. Neben diesen haben Norddeutschlands größte Soubrette und spätere „komische Alte", Anna Schramm, sowie die überaus ausdauernde Ottilie Genée, eine der begeistertsten Interpretinnen und Lobrednerinnen des Dichters, dem sie soviel Lorbeeren dankte, dann Anna Schäders, die er gegen Schluß seiner Thätigkeit entdeckte und mit großer Zufriedenheit, 1890, nach der mit Leopold Ely gemeinsam verfaßten Posse „Die junge Garde" 150maligen Aufführung von 1889 im Berliner Adolf-Ernst-Theater ebendaselbst über 100mal im „Goldfuchs" seine Soubrette verkörpern lassen. In dies Bühnenhaus war Jacobson's Muse übergesiedelt, seitdem in den Achtzigern aus seinem angestammten Wallner-Theater die jüngst französischen Schwankpicanterien die deutschen Autoren verdrängt hatten.

Die Titel der Jacobson'schen Possen und Schwänke findet man nirgends auch nur einigermaßen vollständig zusammengestellt. Es seien hier darum die nennenswerthesten d. h. in erster Linie die erfolgreichsten, aufgeführt, soweit sie nicht oben bisher schon genannt worden. Die Possen: „Backfische, oder: Ein Mädchenpensionat" (1864), „Seine bessere Hälfte" (1864), „Narciß im Frack"; Soloscene (1865), „Humor verloren — alles verloren!" (1867), „733 Thaler 22½ Silbergroschen" (1870), „Die Lachtaube" (1883), „Das lachende Berlin" (1888), „Der Tanzteufel" (1891), „Fräulein Feldwebel" (1892), „Modernes Babylon" (1892), „Der Mann im Monde" (1892), „Goldfuchs" (1893), „Die Bajazzi" (1894), ferner, beide mit O. Girndt, „Die Pantöffelchen des Glücks" (1876) und „Ein weißer Rabe" (1888); die Schwänke: „Lehmann's Jugendliebe" (1862), „Kammerkätzchen" (1869), „Die kleine Schlange" (1885), außerdem die Sammlung „Polterabend-Komödien. Heitere Bühnenstücke" (2. Aufl. 1888). Außer diesen wol größtentheils auch in Druck übergegangenen haben wochenlange Heiterkeitsstürme und scenische Siege erzielt: „Der Postillon von Müncheberg", „Das Mädel ohne Geld", „Wünsche und Träume", „Die schöne Sünderin", „Die Kohlenschulz'n", „Der lockere Zeisig", „Bummelfritze", „Hotel Klingebusch", „Drei Monate nach Dato", „Spillike ...ris", „Die Probiermamsell", „Die Frau Mama", „Moderne Vagabunden", „Berliner in Philadelphia" u. a. m. Als im J. 1886 J. mit der Posse „Ein gemachter Mann" (aufgenommen in Reclam's Universalbibliothek) sein 200. Bühnenstück lieferte, ging die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung" in einem bereits oben angezogenen Gelegenheitsartikel auf diese Thatsache wie

folgt ein: „Nur wer das Theater genauer kennt, ist im Stande, richtig zu
beurtheilen, welch ein ungeheures Quantum von Arbeit, Fleiß und Erfindungs
gabe in hundert solcher Werke aufgespeichert liegt . . . In den letzten Jahren
hat J. nicht mehr so viel geschrieben wie früher, hat aber dafür auch manche
recht Gehaltvolle geliefert. Eine seiner besten Possen ist sein soeben erwähntes
hundertstes Werk: ‚Ein gemachter Mann‘, seiner Zeit ein Zugstück des Wallner
Theaters. Die von niedlichen Liedern und zündenden Couplets begleitete
Handlung bewegt sich überall in den Grenzen des Wahrscheinlichen; die ein
zelnen Figuren sind, ohne Caricaturen daraus zu machen, mit characteristischen
Strichen humorvoll gezeichnet, der Inhalt ist sehr lustig und dabei so harmlos
daß der Berliner dieses Stück auch mit der erwachsenen Tochter besuchen konnte
Derartige Stücke werden immer seltener; . . . wir wünschen daher Herrn J
von ganzem Herzen Glück zu dem in der Jubiläumsposse eingeschlagenen Wege
Wenn er sich wie hier frei hält von jeder Zweideutigkeit und den sog. politischen
Couplets entsagt, die wie ein chronisches Leiden vielen seiner früheren Werk-
anhaften [aber seine Anlagen für Zeitsatire und Pointe-Kraft greifbarer ver
anschaulichen, auch in Berlin gerade Beifallssalven hervorzurufen pflegten], so
wird sein Witz und sein frischer Humor auch ferner ihn immer zum sicheren
Erfolge führen.“ Solche sind denn auch kaum einem andern Tagesdramatiker
der jüngeren deutschen Vergangenheit in gleichem Umfange beschieden gewesen,
wenn sich freilich auch an Eduard J. selbst bestätigt hat, was W. Goldbaum
in seinem oben benutzten Artikel über ihn betreffs des litterarhistorischen
Urtheilswechsels überhaupt gesagt hat: „Es ist kinderleicht, Litteraturgeschicht-
zu schreiben, wenn man die Genügsamkeit besitzt, hinter dem großen Haufen
einherzugehen und ihm abzulauschen, was er in seiner Launenhaftigkeit ver-
wirft und was er mit naiver Willkür auf den Schild erhebt.“ Schon J. selbst
hat den Wandel des Geschmacks, den Umschlag zu gesteigertem Raffinement
auch auf den Brettern der volksmäßigen Theatergöttin erlebt und erkannt: ob
diese neu eingeschlagenen Bahnen durchweg gesunde und bessere, steht noch da-
hin. Jedenfalls erscheint es völlig unangebracht, auf einen Bühnenschriftsteller
heute mit souveräner Verachtung herabzusehen, dessen launige und lebendige
Theaterstücke monatelang auf breite Schichten des städtischen deutschen Bürger-
thums als Cassenmagneten gewirkt haben, ohne daß sie irgendwie an niedere oder
unlautere Instincte appellirt hätten. Eugen Zabel, der vieljährige Berliner
Theaterkritiker, der ihn genau gekannt, hat in seinem Nekrolog (mit Porträt)
in Nr. 2798 der „Illustrirt. Ztg.“ (13. Febr. 1897) S. 196 eine überaus
wohlgelungene Charakteristik der liebenswürdigen und anspruchslosen Persönlich-
keit Jacobson's entworfen. Der habe seine daheim wohlgeordneten zahlreich auf-
gesammelten Witze, Schnurren und drolligen Einfälle rastlos in die ihm oft
eingegebenen Stoffe mit Geschick einzuflechten gewußt und sei vom einactigen
Singspiel mit knapp geschürzter Handlung, witziger Pointe und volksthümlicher
musikalischer Begleitung — „Singvögelchen“ nehme durch leichte Spielbarkeit,
dankbare Rollen und angenehme, populäre Führung der Handlung den ersten
Rang dieser kleinen frischempfundenen Singspiele ein — zum größeren Rahmen
der Berliner humoristischen Posse gelangt, in ein Gebiet, „das doch im Rahmen
des großstädtischen Lebens seine volle Berechtigung“ habe, mögen auch Litteratur
und dramatische Kunst dabei ziemlich abseits stehen. Einen deutlichsten Beweis
für die andauernde große Popularität Jacobson'scher Couplets erbringt die
Thatsache, daß bei einem auf den „chiksten“ Carnevalsunterhaltungen der
lustigen süddeutschen Metropole im Januar 1905 auffallenden prachtvollen
weiblichen Domino „die Schlußborte die 500 000 Teufel aus dem bekannten

Liebe vorführt“ (General-Anzgr. d. Münch. Neuest. Nachr. Nr. 60 v. 6. Febr. 1905, S. 12): auf einem bal parée des Münch. D. Theaters.

Die lebensgeschichtlichen und bibliographischen Daten in den üblichen Nachschlagewerken gehen meistens auf einen und denselben ursprünglich von J. selbst aufgesetzten sehr äußerlichen Entwurf zurück, so auch bei: Brümmer, Lex. d. dtsch. Dichter u. Prof. d. 19. Jhrhs.[5] I 220 (u. 530); A. de Gubernatis, Dictionnaire des écrivains du jour S. 1228a; R. Wrede u. H. v. Reinfels, Das geistige Berlin I (1897), 208 f.; Hinrichsen, Lit. Deutschl.[2] S. 618 (etwas reichhaltiger); mein von ihm revidirter Artikel in der 14. Aufl. des „Brockhaus'schen Conv.-Lex.; Meyer's Conv.-Lex.[5] IX, 446 u. Bornmüller's Schriftsteller-Lex.; S. 361. Die Encyklopädiker des modernen Dramas schweigen meistens über ihn; R. Prölß, Gesch. d. neuer. Dramas III 2, 372 nennt nur ganz nebenbei seinen Namen. Die Hauptquelle bilden für uns die mit vielen authentischen Daten, namentlich auch Briefen von und an E. J., versehenen Mittheilungen Ad. Kohut's in seinem Buche „Die größten und berühmtesten Soubretten des 19. Jahrhs.“ (1891), besonders das Schlußcapitel (S. 195—203) „Ein Dichter nach dem Herzen der Possensoubretten (Eduard Jacobson)“ — dessen Text fast wörtlich in Kohut's Buch „Berühmte israelit. Männer u. Frauen“ II, 11—13 (mit Porträt S. 11) übergegangen — ferner S. 92 f., 104, 107—110 (vgl. 44 f.), 133 f., 161 f. Die oben von J. selbst aufgezählten populär gewordenen Redensarten aus seinen Stücken sind es in Berlin und theilweise Norddeutschland noch geblieben, fehlen aber in Büchmann's „Geflügelten Worten“ bis in die 22. Aufl. von 1905. Genannt ist wenigstens sein Name unter den bemerklichsten Vertretern der Berliner Posse bei G. Karpeles, Allg. Gesch. d. Lit. II, 664. Die Grundlage für die biographischen Angaben an verschiedenen Stellen bildet ersichtlich D. Th.'s kurzer Lebensabriß nebst Würdigung vor dem Reclam-Druck der „Posse mit Gesang in drei Aufzügen“ ‚Ein gemachter Mann‘ (Nr. 2265), S. 3—4; ebenfalls i. Reclam's U.-B. erschien 1892 als Nr. 2977 die Gesangsposse „Der Mann im Monde“. Als Musterbeispiel einer einactigen Jacobson'schen Gesangsposse diene „Bei Wasser und Brod“ Nr. 17 von „Ed. Bloch's Dilettanten-Bühne“. — Einen warmen Freundesnachruf weihte ihm Julius Stettenheim: „Ed. Jac. Ein Blatt der Erinnerung“ ‚Das Kleine Journal‘ (Berlin) Nr. 36 vom 5. Febr. 1897; herzlicher poetischer Nachruf auf Jacobson's Humor von R. S(chmidt)-(Cabanis) im „Ulk“ v. 5. Febr. 1897, Nr. 6, S. 6.

Ludwig Fränkel.

Jacobson: Heinrich J., Arzt zu Berlin, als älterer Sohn von Ludwig J. (1795—1841) am 27. October 1826 zu Königsberg geboren, studirte in Halle, Heidelberg, Berlin, Prag unter Krukenberg, Volkmann sen., Oppolzer, Pfeufer, wurde 1847 in Halle mit der Dissertation: „Quaestiones de vi nervorum vagorum in cordis motus“ Dr. med., war darauf in Königsberg Arzt, Privatdocent, Professor e. o. und seit 1872 Professor e. o. an der Universität Berlin und dirigirender Arzt der inneren Station des jüdischen Krankenhauses daselbst, wo er am 10. December 1892 starb. J. war ein hervorragender Kliniker, der sich namentlich durch seine Arbeiten zur experimentellen Pathologie einen Ruf als Forscher begründet hat. Er veröffentlichte: „Beiträge zur Hämodynamik“ (Reichert und Du Bois-Reymond's Arch., 1860—62); „Zur Einleitung in die Hämodynamik“ (ebd. 1861); „Ueber die Blutbewegung in den Venen“ (Virchow's Arch., 1866; Arch. f. Anat. u. Physiol., 1867); „Ueber normale und pathologische Localtemperaturen“ (Virchow's Arch., 1870); „Ueber die Herzgeräusche“; „Ueber den Blutdruck in comprimirter Luft“ u. v. a.

Vgl. Biogr. Lex. hervorr. Aerzt rc. hrsg. von Pagel (Berlin u. Wie
1901) S. 809. Pagel.

Jacobson: Julius J. wurde am 18. August 1828 zu Königsberg i. P
als der Sohn eines hochgeachteten Arztes geboren. Den ersten Unterricht e
hielt er im Elternhause, trat mit 9 Jahren in die Quarta des Gymnasium
ein und bezog — 16 Jahre alt — im Herbst 1844 die Universität sein
Vaterstadt, an der damals ein außerordentlich reges geistiges Leben unter de
Studenten herrschte. Künstlerisch und musikalisch hoch beanlagt, lebha
interessirt an der politischen Bewegung, welche dem Jahre 1848 vorausgin
bei seinem jugendlichen Alter innerlich noch nicht genügend gefestigt und dabei de
Vaters frühzeitig durch den Tod beraubt, drohte J. eine Zeit lang die Gefah
durch Zersplitterung seiner Kräfte, trotz seiner ungewöhnlichen Geistesgaben da
gesteckte Ziel nicht zu erreichen. Aber er überwand dieselbe siegreich, widme
sich wieder mit aller Energie dem Studium der Medicin, wurde am 1. No
vember 1853 auf eine Arbeit über Glaucom zum Doctor promovirt und be
stand im Winter 1853/54 die Approbationsprüfung. Wenige Jahre vorhe
hatte Albrecht v. Gräfe in Berlin seine ophthalmologische Thätigkeit begonne
und in kurzer Zeit sich einen Weltruf als genialer Forscher, als klinische
Lehrer und Arzt erworben. Zu ihm begab sich J., um sich unter seiner An
leitung weiter in der Augenheilkunde auszubilden, nachdem er vorher einig
Monate hindurch bei Arlt in Prag die Klinik besucht hatte. Die erste Be
gegnung beider Männer ist für Jacobson's ganze spätere Entwicklung ent
scheidend gewesen. In Gräfe fand er sein Ideal eines Klinikers verwirklich
dessen ganzes Streben auf den Endzweck alles medicinischen Könnens: auf da
Heilen, das Helfen gerichtet war. Aber nicht nur die glänzenden Geistesgabe
des jugendlichen Lehrers zogen den fast gleichalterigen Schüler unwiderstehlic
an, ebenso sehr fesselte ihn die Gleichartigkeit ihrer Lebensanschauung, die Be
geisterung für die zu ungeahnter Blüthe sich entwickelnde Ophthalmologie, di
ideale Auffassung des ärztlichen Berufes. Die Monate, welche J. mit gleich
strebenden Genossen aus aller Herren Länder in unermüdlicher Arbeit bei Gräfe
zugebracht, hat er oft als die glücklichsten seines Lebens bezeichnet. Sie legten
den Grund zu einer Freundschaft zwischen beiden, die bis zum Tode unerschütter
geblieben ist. Zahlreiche Briefe v. Gräfe's bezeugen es, mit wie rückhaltlosem
Vertrauen er sich dem Freunde hingab, wie tiefe Einblicke er ihn in sein
innerstes Sein und Wesen thun ließ. J. hat es ihm gedankt bis zum letzten
Athemzuge. Wie er jede neue Generation seiner Schüler immer wieder auf die
Verdienste unseres großen Meisters um die Wissenschaft hinwies, so war er
auch stets bereit, mit aller ihm zu Gebote stehenden Schärfe öffentlich jeden
zurückzuweisen, der es wagte, die Leistungen des entschlafenen Freundes herab-
zusetzen.

Nach Königsberg zurückgekehrt, ließ sich J. daselbst als praktischer Arzt
nieder und bald verbreitete sich in Stadt und Provinz die Kunde von den
großen Erfolgen, welche er bei der Behandlung von Augenkrankheiten erzielte;
von allen Seiten, selbst aus dem benachbarten Rußland, strömten zahlreiche
Kranke herbei. Aber nicht nur als Augenarzt gelangte er rasch zu hohem
Ansehen; seine allgemeinen medicinischen Kenntnisse, sein diagnostischer Scharf-
blick, seine echte Humanität im Verkehr mit seinen Patienten bewirkten, daß
er in wenigen Jahren zu den gesuchtesten Hausärzten Königsbergs gehörte. In
einer in bescheidensten Verhältnissen eingerichteten Privatklinik setzte J. seine
ophthalmologischen Studien unermüdlich fort und trat dann 1858 als Privat-
docent in die akademische Laufbahn ein, für welche er befähigt war wie wenige.
Außerordentliche Klarheit des Vortrages verbunden mit glänzender Bered-

:it, umfassende Kenntnisse auf allen Gebieten der Medicin, unterstützt durch
nfehlbares Gedächtniß, reiche klinische Erfahrung und eine ungewöhnliche
tive Gewandtheit gewährleisteten von vornherein seinen Erfolg als Lehrer,
günstig an sich auch damals die Stellung der Ophthalmologie den älteren
chen Disciplinen gegenüber war. Nominell von den Ordinarien der
rgie vertreten, welche dem rapiden Aufschwung des neuen Faches nicht
lgen vermochten, war sie an den preußischen Universitäten thatsächlich
vernachlässigt, ihre Pflege fiel lediglich den Schülern v. Gräfe's anheim.
haben es an sich nicht fehlen lassen und der Erfolg war auf ihrer Seite.
ich zu jener Zeit ophthalmologische Kenntnisse im Examen noch nicht
ngt wurden, fanden sich bald Studirende, welche aus Interesse für die
: Jacobson's Vorlesungen besuchten und seinen klinischen Vorträgen mit
sterung folgten, welche stets eine Fülle des Interessanten und Wissens-
en brachten. — 1861 zum Extraordinarius ernannt, begann er bald
f seinen Kampf um die Anerkennung der Ophthalmologie als einer selb-
igen, mit den anderen gleichberechtigten klinischen Disciplin. Facultät,
tor und Ministerium wurden in wiederholten Berichten auf die Unhaltbar-
eines Zustandes hingewiesen, der es ermöglichte, daß alljährlich immer
r Aerzte zur Praxis zugelassen wurden, die nie ein krankes Auge ge-
, — doch alles blieb beim Alten. Erst 1867 wurden J. durch den
tor in dem früheren Leichenhause des pathologischen Institutes zwei kleine
ner zur Verfügung gestellt, welche die „ophthalmologische Universitäts-
linik" aufnehmen sollten. Trotz ihrer gänzlich ungenügenden Beschaffen-
wies er sie nicht zurück, sondern erblickte in ihrer Bewilligung den ersten
tt zur officiellen Anerkennung seines Faches. Als aber weitere aus-
en, wandte er sich 1868 an die Oeffentlichkeit mit seiner Schrift: „Die
nheilkunde an preußischen Universitäten, ein Nothstand im Cultus", in
er er in ebenso formvollendeter wie bestimmter Weise seinem Standpunkt
ruck gab. Errichtung ordentlicher Lehrstühle an allen Universitäten,
ung in der Ophthalmologie durch den Fachvertreter, Gründung von
ken und Polikliniken — das waren die Forderungen, welche J. stellte,
welche er auch in seinen beiden weiteren Streitschriften: „Zur Reform des
halmologischen Universitätsunterrichtes" 1869 und 1872 von neuem öffent-
eintrat. Seine Argumente wirkten an den maßgebenden Stellen über-
nd. In der neuen Prüfungsordnung vom 25. September 1869 erschien
ugenheilkunde als selbständiges Fach, in welchem der Candidat wenigstens
: Kenntnisse besitzen sollte und 1871 wurde in Königsberg in einem aus-
nden Local eine staatliche Poliklinik für Augenkranke unter Jacobson's
ng eröffnet.

v. Gräfe war inzwischen, an der Zukunft der Ophthalmologie fast ver-
elnd, 1870 ins Grab gesunken; sein überlebender Freund setzte den Kampf
twegt fort und endlich siegte die gute Sache: 1873 wurde J. als erster
Ordinarius ernannt. Die Erbauung einer mit allen Unterrichtsmitteln
statteten Klinik erfolgte 1875—77 und mit ihrer Eröffnung war das
erreicht, dem J. mit Einsetzung seiner ganzen Person zugestrebt hatte.
vollster Hingebung widmete er sich fortan der neuen Anstalt und dem
schen Unterricht. Aerzte heranzubilden, die den Leidenden wirkliche Helfer
en, die Wissenschaft zu fördern durch unermüdliche eigene Arbeit — das
die Aufgabe, die er sich stellte und in vollem Umfange gelöst hat. —
räfe's Archiv für Ophthalmologie war die Zeitschrift, in welcher er die
ltate seiner Studien zu veröffentlichen pflegte. Mit der Arbeit: „Be-
ungen über sporadische und epidemische Diphtheritis conjunctivae" begann

er 1860 seine schriftstellerische Thätigkeit. 1863 folgte seine Monographie „Ein neues und gefahrloses Operationsverfahren zur Heilung des grauen Stares“, eine Frucht neunjähriger klinischer Beobachtungen. Während die besten Operateure zu jener Zeit noch 10 % Verluste durch Hornhautvereiterung zu beklagen hatten, deren Ursache gänzlich dunkel blieb, weil es als Dogma galt das operirte Auge vor Ablauf von fünf Tagen nicht zu öffnen, gelang es J. durch seine neue Methode beim ersten Hundert seiner Operirten die Verlust ziffer auf 2 % herunterzudrücken. Maßgebend für die Ausbildung derselben waren die Erfahrungen, welche er als erster durch consequente Untersuchung der operirten Augen in Zwischenräumen von 12 Stunden über die Heilungs vorgänge nach der Staroperation sammelte und in der trefflichen Arbeit: „Zur Lehre von der Cataracterxtraction mit Lappenschnitt“ 1865 veröffentlichte. Weit entfernt, sich an diesem Erfolge genügen zu lassen, hat J. bis an sein Lebens ende an der weiteren Vervollkommnung der Staroperation den regsten Antheil genommen, wie es seine Arbeiten: „Ueber v. Gräfe's neueste Cataract-Extraction“, 1868, „Widerlegung der neuesten Angriffe gegen v. Gräfe's Linear-Extraction“, 1872, „Ein motivirtes Urtheil über Daniel's Lappen-Extraction und v. Gräfe's Linear-Extraction“, 1886, „v. Gräfe's modificirt Linear-Extraction und der Lappenschnitt“, 1888, „Die Extraction mit der Kapsel“ 1889 bezeugen.

In den 1880 veröffentlichten „Mittheilungen aus der Königsberger Universitäts-Augenklinik 1877—79“ nimmt eine umfangreiche historisch-kritisch Abhandlung: „Zur Entwickelung der Glaucomlehre seit Gräfe“ die hervor-ragendste Stelle ein. In ihr wie in den 1883, 84 und 88 publicirten Arbeiten: „Klinische Beiträge zur Lehre vom Glaucom“, „Zur Casuistik der glaucomatösen Krankheiten“ und „Glaucom“ tritt er mit größter Schärfe gegen diejenigen auf, welche die Verdienste v. Gräfe's um die Pathologie und Therapie der glaucomatösen Processe zu schmälern versucht und sichert dem verstorbenen Freunde den Ruhm, der ihm gebührt, trägt aber auch selbst zum weiteren Ausbau der Lehre vom Glaucom auf Grund seiner reichen klinischen Erfahrungen wesentlich bei.

In seiner 1885 erschienenen Monographie: „Beziehungen der Veränderungen und Krankheiten des Sehorganes zu Allgemeinleiden und Organerkrankungen“ offenbart sich trotz der Kürze der Darstellung sein umfassendes Wissen auf dem Gebiete der allgemeinen Medicin in glänzender Weise. — Das gleichfalls 1885 veröffentlichte Buch: „Albrecht v. Gräfe's Verdienste um die neuere Ophthal-mologie“ ist ein schönes Denkmal wärmster, über das Grab währender Freundschaft. Den großen Meister in seiner Eigenart späteren Geschlechtern zu schildern, unternimmt J. nicht, er beschränkt sich darauf, „aus den reichen Wissensschätzen, die der Verstorbene all seinen Berufsgenossen als Gemeingut hinterlassen, nach-zuweisen, warum die unparteiische Geschichte der Medicin dem Namen Gräfe unter den hervorragendsten klinischen Reformatoren einen Ehrenplatz nicht wird versagen können“.

In seiner letzten großen Arbeit: „Beiträge zur Pathologie des Auges“, 1888, macht J. in dem Aufsatz: „Die Ophthalmopathologie der Gegenwart und Gräfe's Intentionen“ gewissermaßen sein wissenschaftliches Testament. Eindringlich ermahnt er die Fachgenossen, nach dem Vorgang v. Gräfe's in gemeinsamer Arbeit zunächst die klinischen Krankheitsbilder festzustellen, über welche bisher eine Verständigung keineswegs erzielt sei, um so einen gesicherten Grund für den Aufbau einer Pathologie des Auges zu gewinnen, sodann aber auch durch eine objective Kritik dafür Sorge zu tragen, daß ferner nicht mehr haltlose Behauptungen als wissenschaftliche Wahrheiten ausgegeben würden.

he Unklarheit bezüglich der Definition der verschiedenen Krankheitsbegriffe
er Ophthalmologie noch vielfach herrscht, weist J. in den drei folgenden
ndlungen schlagend nach, in denen er uns zugleich Meisterwerke feinster
cher Beobachtung hinterlassen hat.

Viele Jahre hindurch hatte J. scheinbar mühelos eine Arbeitslast bewältigt,
welcher die meisten bald zusammengebrochen wären, als er von unerträg-
Trigeminusneuralgien befallen wurde, die jeder Behandlung trotzten.
sich wenigstens zeitweilig Ruhe zu verschaffen und arbeitsfähig zu bleiben,
er zum Morphium, das er Jahre hindurch scheinbar ohne Schädigung
s Körpers gebrauchte. Verhängnißvoll wurde aber für ihn der Versuch,
durch Cocain vom Morphium zu befreien, denn der deletäre Einfluß
ben machte sich bald geltend und nur mit Aufbietung seiner ganzen un-
hnlichen Willenskraft vermochte er sich noch aufrecht zu erhalten. In
er Klarheit über sein nahe bevorstehendes Ende hat er bis zuletzt für den
en Zweck gewirkt, dem er sein ganzes Dasein geweiht: ohne Rücksicht auf
igene Person für die Wahrheit einzutreten in Wissenschaft und Leben.
14. September 1889 erlöste ihn im Seebad Cranz der Tod von langen
ren Leiden.

Jacobson's Verdienste als Forscher, Lehrer und Arzt sind von der großen
zahl seiner Fachgenossen niemals voll gewürdigt worden, denn nur wenige
Gelegenheit gehabt, den Zauber seiner Persönlichkeit auf sich einwirken
ssen, viele fürchteten die Schärfe und Schlagfertigkeit seiner Polemik, den
en blieb er fremd, weil er, durch seinen großen Wirkungskreis im fernen
gebunden, Versammlungen und Congresse nicht besuchte. Wer aber das
gehabt, ihm persönlich nahe zu treten, der weiß es, daß in der un-
nzten Hingabe an seine Wissenschaft, in der Begabung für den Beruf des
mischen Lehrers, in jener echten Humanität, die nur im Wirken für das
l der Menschheit ihre Befriedigung findet, nicht leicht jemand Julius J.
chen wird.

Verzeichniß der Schriften Jacobson's: „Ueber die syphilitische Retinitis",
gsberger med. Jahrb. 1859; „Bemerkungen über sporadische und epide-
e Diphtheritis Conjunctivae", v. Gräfe's Archiv Bd. 6, 1860; „Ein
s und gefahrloses Verfahren zur Heilung des grauen Stares", 1863;
nische Mittheilungen", v. Gräfe's Archiv, Bd. 10, 1864; „Zur Lehre von
ataracterxtraction mit Lappenschnitt", v. Gräfe's Archiv, Bd. 11, I, 1865;
letzung des Auges durch einen bis in die Nähe des Sehnerven durch-
enden Fremdkörper", v. Gräfe's Arch., Bd. 11, 1865; „Zur Lehre von
Cataractextration mit Lappenschnitt", v. Gräfe's Archiv, Bd. 11, Abt. II,
; „Ueber v. Gräfe's neueste Cataract-Extraction", v. Gräfe's Archiv,
14, Abt. II, 1868; „Widerlegung der neuesten Angriffe gegen v. Gräfe's
t-Extraction", v. Gräfe's Archiv, Bd. 18, Abt. I, 1872; „Ueber den
almologischen Befund bei Tuberkeln des Auges", v. Gräfe's Archiv,
19, I, 1873; „Mittheilungen aus der Königsberger Universitäts-Augen-
", Berlin 1880, Peters; „Klinische Beiträge zur Lehre vom Glaucom",
räfe's Archiv, Bd. 29, III und Bd. 30, I, 1883 u. 84; „Zur Casuistik
laucomatösen Krankheiten", v. Gräfe's Arch., Bd. 30, IV, 1884; „Be-
ngen der Veränderungen und Krankheiten des Sehorgans zu Allgemein-
und Organerkrankungen", Leipzig 1885, Engelmann; „Albrecht v. Gräfe's
enste um die neuere Ophthalmologie", Berlin 1885, H. Peters; „Ein
irtes Urtheil über Daviel's Lappenextraction und v. Gräfe's Linear-
ction", v. Gräfe's Arch., Bd. 32, III, 1886; „Beitrag zur Lehre vom
com", v. Gräfe's Archiv, Bd. 32, III, 1886; „Beitrag zur Glaucom-

Lehre", v. Gräfe's Archiv, Bd. 34, I, 1888; „v. Gräfe's modificirte Lin- Extraction und der Lappenschnitt", v. Gräfe's Archiv, Bd. 34, II, 18 „Beiträge zur Pathologie des Auges", Leipzig 1888, Engelmann; „ Extraction mit der Kapsel." Centralblatt für practische Augenheilkunde, 18

A. v. Hippel.

Jacoby: Leopold J., Dichter und Litterat, wurde am 29. April 1 in der kleinen Kreis- und Fabrikstadt Lauenburg in Hinterpommern gebo als ein Sohn des ungünstig gestellten vieljährigen Cantors und Religio lehrers der jüdischen Gemeinde. In einer glücklichen Kindheit, an die er auch mit Versen, zurückgedacht, besuchte er die dortige Bürgerschule, de Conrector Fitte, ein Burschenschafter und Turner, im Knaben idealen Dr erregte und ihn in Latein und die Grundlagen der Naturerkenntniß einführ Seit 1854 unter großen Entbehrungen, nur durch Stipendien und Priv stunden in einem unheizbaren Erdgeschoß-Erker sein Dasein fristend, auf de Gymnasium zu Danzig, lernte er schon am eigenen Leibe den harten Kam des Lebens kennen. Dieser wies ihn auch auf die, dazumal noch wenig geüb Fertigkeit der (Stolze'schen) Stenographie, mit der er seit der ersten Bekann schaft einen treuen, innerlich wie äußerlich lohnenden Bund einging: „sie schl mir zuerst die Geheimnisse der deutschen Sprache auf, lehrte mich später i den Stenogrammen der beklatschten Redner das Wesen der Phrase erkennen, ga mir in den Jahren der Noth durch harte, mechanische Arbeit ein ehrlich e worbenes Brot und bewahrte mich vor Untergang". In Berlin, wo er Oster 1862 das Studium der Medicin begann, trat er nämlich schon im erste Semester als Secretär in das stenographische Bureau des Abgeordnetenhause ein, ward bald darauf Stenograph und Berichterstatter für das neugebilde parlamentarische Bureau der „Kölnischen Zeitung", im folgenden Jahre fü die bekannte große „Oldenbergische Kammercorrespondenz". Betreffs seine Fachstudien an der Universität sattelte J. nach vier Semestern, einem lang gehegten Lieblingswunsche folgend, zu den Naturwissenschaften, speciell de Zoologie, um, wo er im Gebiete der Wirbelthiere und der Entomologie be W. Peters bezw. Gerstäcker gründliche Studien machte, dazu in Physik be Magnus und Dove. Jedoch hat er auch in Geschichte, Philosophie un Aesthetik bei hervorragenden akademischen Kräften Colleg gehört und dadurc wie durch private Beschäftigung mit Litteratur seinen Trieb zu schönwissen schaftlichem Interesse befriedigt. Publicistisch hat er sich sofort in den studen tischen Anfängen ein Jahr als Redacteur einer wöchentlichen Turnzeitung über zwei Jahre als der der „Stenographischen Trinkstube", eines, in Stolze scher Schrift lithographirten, illustrirten humoristischen Wochenblatts, Organ eines gleichnamigen geselligen Vereins, den er mit Stolze's besten Schülern mitbegründet hatte; Text nebst Illustrationen einer ganzen Nummer waren öfters sein alleiniges Werk. Am 13. November 1867 drei zoologische Thesen öffentlich an der Universität Halle auf Grund der Dissertation „Ueber den Knochenbau der Oberkinnlade bei den Aalen (Muraenoidei Müll.)", die in dem selben Jahre mit acht Tafeln Abbildungen im „Archiv für Naturwissenschaften hrsg. von Giebel und Siewert" sowie separat erschien. Darauf wandte er sich nach Marburg, um dort — mit Unterstützung eines Bruders — das einst aufgegebene Medicinstudium zu vollenden, da er eine wissenschaftliche Reise nach den Tropen plante. Im nächsten Frühlinge durchwanderte der schon im hessischen Hügellande entzückte Sohn der Ostsee-Tiefebene das Rheinland von Coblenz bis Straßburg mit reichen Eindrücken. Im Sommer 1870 kaum ausstudirt, wurde er als Assistenzarzt der freiwilligen Krankenpflege der Etappencommando der deutschen Südarmee zugetheilt, blieb drei Monate i

n Kriegslazarett zu Chalons, seit December im Reconvalescentenlazarett
r Südfront vor Paris in Schloß Trouseau, unter Anerkennung. Vom
gstage, 1. März 1871, brachte er mit Urlaub vier unvergeßliche Tage
: besiegten Hauptstadt zu — hier ist er durch das was er gesehen, be-
er, Socialist geworden, die nach den Pariser Communeereignissen in
: von ihm beobachtete sog. Gründerperiode hat ihn darin befestigt. Der
em Friedensschlusse wieder in der Reichshauptstadt in die Oldenberg'sche
ercorrespondenz Eingetretene blieb zwar bis 1877 deren Mitvertreter
r Journalistentribüne des preußischen Landtags wie früher und nun
utschen Reichstags, aber der Socialist in ihm entwickelte sich folgerichtig
Er, der noch auf Seite 31 f. seiner „Weinphantasien“ 1869 (2. Aufl.
in einem besonderen „Kaiserlied“ gesungen hatte: „Ich singe mir die
naß Und bringe jubelnd dieses Glas, Ich bring's dem deutschen Kaiser.
t ein Ruf, es dröhnt ein Wort In tausend Herzen fort und fort, Bald
und bald leiser: Daß wir des Bannes werden frei, Daß unsere Noth
e sei, Komme Du bald, o Kaiser!“ — derselbe ließ, bei den Versamm-
des Lassalle'schen Berliner Arbeitervereins 1871 aufmerksamster Zuhörer
t einem befreundeten städtischen Armenarzte (Dr. Herm. Joseph) Keller-
gen der Fabrikarbeiter und kleinen Handwerker besuchend, im December
ein merkwürdiges Buch „Es werde Licht! Poesien“ erscheinen. Damit
Uebergang dieses schwärmerischen Idealisten ins Lager der revolutionären
emokratie, deren Theoretiker Lassalle und Marx er eingestandenermaßen
hin noch nicht gelesen, endgiltig vollzogen.
r Erfolg dieses Büchleins, das rasch, wie im Vorwort zur 2. Auflage
1872) „constatirt wird, in deutschen Arbeiterkreisen festen Fuß gefaßt“
tschied über Jacoby's Zukunft. Zwar blieb J. noch bis 1877 als
entsstenograph in Berlin thätig, aber er vertiefte sich immer mehr in
geistert aufgenommenen Anschauungen und widmete sich gründlichen
„in den Zwischenräumen, welche die den größten Theil des Jahres
e, sehr angestrengte Thätigkeit als Stenograph und Berichterstatter in
rlamentshäusern mir übrig ließ, aber ich habe diese letzte, für mich
sche Arbeit nicht als ein Hemmniß empfunden, vielmehr als einen An-
u künstlerischem Schaffen“. Damals ist auch sein Prosa-Hauptwerk
dee der Entwickelung“ entstanden und erschienen. Das Socialistengesetz
hre 1878 traf J. nicht mehr im Vaterlande, erreichte aber sein Gedicht-
Es werde Licht!“, das, schon zwei Tage nach dem Erlaß jenes Reichs-
am 23. October 1878 die lange Liste der im „Deutschen Reichsanzeiger“
en Bücher eröffnete. Für J. selbst hatte ein ziemlich ruhe- und wol
anloses Wanderleben begonnen. Nach kurzem Aufenthalt in Zürich ging
7 nach Triest, wo er auf der Zoologischen Station mit einer Fachaufgabe
wurde. Aus selbsterworbenen Mitteln machte er einen Forschungs-
nach den Po-Lagunen, wovon die Broschüre „Ein Ausflug nach
hio“, die er in Triest 1881 drucken ließ, erzählt, während seine Er-
das Heft „Der Fischfang in der Lagune von Comacchio, nebst einer
lung der Aalfrage. Mit 2 (1 lithogr. u. 1 Holzschnitt-)Taf.“ anläßlich
en internationalen Fischereiausstellung in Berlin 1880 zusammenfaßte,
n Promotionsthema mit der fachmännischen Behandlung der heute all-
n Delicatesse anguilotti di Comacchio zurückgreifend. Die Gestaltung
litischen Verhältnisse im deutschen Reiche und Oesterreich veranlaßte J.
über das große Wasser, wo er in Californien mehrere Geschwister an-
hatte, zu gehen: er wandte sich nach Cambridge bei Boston mit seinem
ten Harvard College. In Studentenkreisen und Familien ertheilte er

dort Privatunterricht wie vorher in Triest, in erstere eingeführt durch
seiner Schüler, den poetischen Studenten Augustus Lord, der beim Stu
abschlusse im ältesten Akademikerblatte der Universität einen warmen A
„A German Poet“ über Jacoby's Poesie, besonders seine „Weinphanta
veröffentlichte. Eine Schülerin Jacoby's, die in den nordamerikanischen
staaten geborene, in Ostindien aufgewachsene, in England und Hannove
zogene Edith, hat ihn in Cambridge zu der herrlichen Dichtung „Cunita“
geistert, welche er, auf Grund eindringlicher Bibliotheksstudien zu Harvard
Boston, ausführte. Nach deren Vollendung kehrte er noch in den Achtz
aus unbezwingbarer Sehnsucht zur alten Culturwelt nach Europa zurück
ließ sich in Mailand nieder, das ihn durch seinen demokratisch-arbeits
Geist und das Wirken Leonardo da Vinci's, seines Ideals von Jugend
anzog. Durch das Entgegenkommen des Präsidenten und einiger Profess
der Reale Accademia scientifico-letteraria hielt er an dieser a
deutschem Unterricht litterarhistorische Vorlesungen in deutscher Sprache
1888—92 über Goethe's „Faust“, der da in Italien wol zuerst in deut
Sprache erklärt wurde, und „Geschichte der romantischen Schule in Deu
land“, etwa seit 1890 als wirklicher Docent. Immer blieb seine ganze Pos
arg precär und der Fünfzigjährige mußte sich in harter Arbeit mit Sp
unterricht — hatte er ja an Ort und Stelle sich Englisch wie Italienisch v
angeeignet — daneben Ordnen einer Bibliothek, Ausarbeiten von Wissensch
katalogen für eine Buchhandlung u. ä. durchschlagen. Eine mathematische
ihn seit Jahren beschäftigend, gelangte zu vorläufigem Abschlusse. U
anstrengung im Herbste 1891 und dem folgenden Winter, ihn bis
Stunden täglich beanspruchend, warf J. im Frühling 1892 auf dem
zur Akademie mit einem Schlaganfall nieder. Er übersiedelte im selben J
nach Zürich, wo er sich nur langsam von dem schweren Leiden erholte,
blieb die rechte Seite bis zu gewissem Grade gelähmt. Dieser Zustand dr
aber nur zeitweilig auf diesen Stimmungsmenschen, der Klagen von sich
vielmehr in unverwüstlichem Optimismus und Idealismus den festesten Gla
an das Gute im Menschen, an dessen geistige und seelische Fortentwick
hegte und sich im einsamen Martyrium eines bescheidenen Zimmerchens
Vororte Hottingen kindlich erfreute an gelegentlichen überdeuteten höfli
Anerkennungen und der Theilnahme der wenigen wirklichen Freunde —
Henckell, Otto Erich Hartleben, welcher in Berlin dem unglücklichen Dichter
Traumgeiste Freunde warb ihm im letzten Lebensjahre die Sorge um Alt
brot zu erleichtern, Mathieu Schwann, Gustav Maier, Minna Geith, die
husiastisch eine Jacoby-Biographie und -Anthologie (s. u.) zusammenge
hatte, u. a. Er fühlte im Siechthum und besprach das Nahen des Todes.
unter sechs schweren Krampfanfällen eines halben Tages noch scherzend, ha
J. am 20. December 1895 im Zürcher Krankenasyl Neumünster helden
seine schönheitsdurstige und schönheitsgläubige Seele aus.

Jacoby's Unstern war als Kämpfer ein Mangel an Geschick, die
seiner Gaben geltend zu machen, sodaß sein reiches Talent, nachdem er's, zu
durch sein freiwilliges Exil, mit der bürgerlichen Gesellschaft verschüttet,
im socialistischen Lager im Dunkel blieb, trotz der wiederholten Auflagen se
mehrfach erwähnten ideal-revolutionären Dichtung. Erst ganz zuletzt er
er im Kreise der socialistisch angehauchten Litteratenschar eine gewisse P
larität, nachdem der großentheils immerhin nicht leicht faßliche Text des B
„Es werde Licht!“, zufolge Jacoby's eigenem Ausdrucke „von den Gesich
der Berliner Arbeiter abgeschrieben“, vielfach „von den Massen gelesen“ wo
war, schließlich kam auch beim lesenden Manne des vierten Standes

Jacoby's Name zu Ehren. So ward er mehrfach als „der Dichter des Proletariats" bezeichnet. Dieses von Anfang an durch alle Auflagen (1. Aufl. 1872; 2. 1873; 3. 1887; 4. 1893) unverändert gebliebene Büchlein enthält in seinem größten Theile gereimte freie Strophen in der Fr. Rückert nachgebildeten Form einer deutschen Makame „Aus Berlins Vorzeit. (Eine persische Erzählung)": mit hervorragender Sprachkunst und poetischer Kraft stellt hier der Dichter durch den Mund eines Märchenerzählers, der von einer Weltreise vor 400 Jahren an den Hof des Perserschahs heimgekehrt, an dessen Hof eine angeblich selbsterlebte Reihe Berliner Volksscenen anläßlich einer Fürsteneinholung dar. Daran angehängt sind die ungebundenen Rhythmen „Klage" und „Der deutschen Sprache Lobgesang", wo mit wärmsten Tönen, in öfters halbbiblischer Gleichnißanschaulichkeit das Elend der Mühseligen und Beladenen behandelt wird von einem Manne, sagt M. Schwann's Nekrolog, „der nicht bloß Verse machte, sondern seine Dichtungen lebte". Im ganzen erscheint uns heutzutage jenes Verbot auf Grund des Gesetzes „gegen die gemeingefährlichen Bestrebungen der Socialdemokratie" kaum verständlich; denn nicht nur haben diese Poesien mit Politik, mit Fragen moderner Discussion keinerlei directen Zusammenhang, sie stehen auch an agitatorischer Schlagkraft und radicaler Ausdrucksweise weit hinter den Gedichten der Neueren, M. R. v. Stern's, J. H. Mackay's, K. Henckell's und ihrer geringeren Genossen, desgleichen hinter den Aelteren der vorrevolutionären Periode wie Freiligrath u. s. w. erheblich zurück. Der Band meist munterer „Weinphantasien von Leopold Jacoby (J. Leopold)", 1869 zum 1., 1870 zum 2. Male erschienen, enthält eine Menge netter und gewandter, sachlich ganz harmloser Lyrik, die aber längst völlig vergessen scheint. Wie diese ist dem ausstudirenden Mediciner im lieblichen Marburg entstanden: „Das Lustspiel. Lustspiel mit Prolog in drei Aufzügen" (1870), ein modernes Universitätsstück; obwol es die Prüfungscommission auf der Lustspielconcurrenz zu Hamburg unter 182 als das nächstbeste nach dem preisgekrönten hervorhob und die Berliner „Demokratische Zeitung" auf die ungewöhnliche Natur und Bedeutung hinwies, ist vielfach wiederholte Bemühung zur Bühnenaufnahme gescheitert. 1880 in Triest entstanden ist das in freien Versen abgefaßte bürgerliche Trauerspiel „Der Uhrmacher von Danzig" mit manchem modern symbolistischen Klange, das nie in die weitere Oeffentlichkeit gedrungen ist. Jacoby's stärkste dichterische Leistung ist „Çunita. Ein Gedicht aus Indien", 1884 als Pracht-, nach Jacoby's Tode, 1896 als Volksausgabe (mit biograph. Vorwort von K. Henckell u. Porträt) gedruckt. Diese Hauptschöpfung Jacoby's offenbart in der Hülle einer indischen, frei erfundenen Erzählung als Kern eine reine Humanitätsidee ohne jeden politischen Einklang und ist von den großen Indologen O. v. Böhtlingk und Max Müller, in ästhetischer Hinsicht von Fr. Vischer, Daniel Sanders und J. V. Widmann hoch gerühmt worden; letzterer treffliche Dichter und Kritiker äußerte u. a.: „Wer mitten in allem Weltlärm sich den Sinn bewahrt hat für eine Poesie, die schlank und blank wie die Lilie emporstrebt, der lese diese Dichtung . . . ein weihevolles Gedicht, das man als ein poetisches Andachtsbuch bezeichnen darf." Die „Deutschen Lieder aus Italien" (1892) setzt zu einem Drittel „Ein Cyklus Fannylieder", zu zwei Drittel die Serie „Aus Gegenwart und Zukunft" zusammen: in ersterem verschieden gestimmte gesetzte Liebeslyrik, in dem zweiten Abschnitte Naturbilder und allerlei Kritisches aus der Zeit des Dichters, der am Ende in den fünf schwung- und gedankenvollen „Weltalls-Liedern" und der „Vision" „der Menschheit Frühroth" über der Gesammtschöpfung aufdämmern sieht, vielfach Shelley, den ein Beurtheiler

intoxicated with eternity genannt hat, mit seinen Naturphantasien vergleichbar.

J. hat als Dichter überall, auch wo er schmerzbewegt vom Elend dieser Erde und dem Los der Enterbten des Schicksals singt, das Banner des Idealismus hochgehalten, die Hoffnung auf einen versöhnlichen Ausgleich und Ausklang in der Zukunft begeistert kundgegeben. Dieser selben Ueberzeugung dient auch sein Werk „Die Idee der Entwickelung. Eine socialphilosophische Darstellung" (2 Theile, 1874/76; 2. Aufl. 1886/87) welches, auf ausgedehnteste Vorstudien gestützt, Darwin's und Karl Marx' Lehren selbständig unter höherem philosophischen Gesichtspunkte zu vereinigen strebt, vom fortentwickelten Menschheitsbewußtsein und dessen Niederschlag in menschlicher Organisation aller Räthsel und Geheimnisse Lösung erwartet. „Aber", bemerkt Schwann dazu mit Recht, „Dichter blieb er dabei doch, ein Mann der schöpferischen, hinreißenden Phantasie. Das nimmt dem Buche gewiß nichts von seinem Werthe und seiner Eigenart, im Gegentheil. Nur . . . daß man hinter dem Buche nichts anderes suche als Jacoby zu geben beabsichtigte." Auf litterarhistorischem Felde hat er drei Schriften veröffentlicht, die größtentheils auf Vereinsvorträgen beruhen: „Die deutsche Makame" (1883; 2. Aufl. 1886), „Ueber die Nachahmung der Naturstimmen in der deutschen Poesie" (1880 in Frommel-Pf[aff's] „Sammlung von Vorträgen"), „Annette von Droste-Hülshoff, Deutschla[nds] Dichterin. Studien" (1889); sie sind temperamentvoll wie alles was J. v[er]lautbaren ließ, und sogar auch im Material nicht unverdienstlich. Ins Deuts[che] übersetzt hat J. 1894 Adolfo Rossi's Broschüre „Die [socialdemokratische] Be[-]wegung in Sicilien im Hinblick auf die letzten Verurtheilungen": seine le[tzte] größere litterarische Arbeit, eine geschickte Uebertragung des spannenden Bü[ch]leins ohne eigene Zuthat.

Alles Wesentliche zum Lebens- und Charakterbilde, wenn auch in ungewöh[n]lich halbbelletristischer Form, fesselnd, großentheils von seiner eigenen Feder, z[u]sammengestellt in: „Leopold Jacoby. Ein Lebensmärchen. Aus Mittheilunge[n,] Briefen und Schöpfungen erzählt von Minna Geith" (1893; mit demselb[en] Porträt wie die 4. Aufl. von „Es werde Licht", welche für den werdende[n] Socialisten dasselbe Autobiographische angibt). Kurze Biographie u[nd] Charakteristik bei Ad. Kohut, Berühmte israelit. Männer u. Frauen II (190[1]) S. 14 f. Lebensskizze nach Originalnotizen bei Brümmer, Lex. d. dtsch. Dcht. u. Pros. d. 19. Jhrhs.[5] II, 530 f. Noch bei Lebzeiten geschrieben der Artik[el] Gustav Maier's „Dichter-Schicksal" i. d. Wochenschrift „Ethische Cultur" II Nr. 28 (13. Juli 1895), S. 222; vgl. dazu „Jhrsbrcht. f. neuere dtsch. Litrtrgsch." VI, IV 2b 154. Nachrufe: B. Marquardt i. „Der Socialistisch[e] Akademiker" II (1896), S. 38—44; M. Schwann i. „Magazin f. Litteratur" v. 1896 Nr. 2 S. 47—50, welch letzterer ebenda Nr. 33 S. 1013—17 einen warm emphatischen Erguß über den Schönheitssinn und Menschheitsglauben i[m] Poem „Çunita" und seinen Verfasser Jacoby lieferte. Jacoby's „Deutsch[e] Lieder aus Italien" würdigt Rob. Schweichel in der „Neuen Zeit" X 1. Bd., S. 771/78. Die litterarhistorischen Handbücher, selbst die registrirenden Nachschlagebücher schweigen ihn sämmtlich tot außer R. M. Meyer, Di[e] dtsch. Litteratur d. 19. Jhrhs., S. 783 f.; vgl. dazu dessen „Grundriß z. G. d. d. L. d. 19. J." S. 218 Nr. 4070. Der Geburtstag u. a. Daten nach Jacoby's eigenem „Lebenslauf" hinter seiner Doctordissertation S. 43. Die hauptsächlichen Tendenzgedichte allgemein-freiheitlicher und socialistischer Richtung hat K. Henckell ins „Buch der Freiheit" I (1893) S. 233—51 aufgenommen, 7 Proben m. Bildn., Lebens- u. Charakterskizze, Bibliographie als II Nr. 1[4] seiner Vierseiten-Flugblätter „Sonnenblumen" 1896 von Henckell, Charakteristik

u. „D. d. Spr. L.“ Anfang in seine „Modernen Dichterabende“ (1895) S. 96 bis 101, Gedichte auf oder an J. in „Diorama“ (1890) S. 257, „Mein Liederbuch“ S. 94. — Mitthlgn. von Freund Henckell u. J.'s Verleger M. Pößl.

Ludwig Fränkel.

Jäger: Dr. Georg von J., Lyceal- und Gymnasialrector in Speier, ein hervorragender Schulmann, wurde am 8. März 1778 zu Düsseldorf geboren als der Sohn einer schlichten Bürgerfamilie. Er besuchte das Gymnasium seiner Vaterstadt bis 1797 und widmete sich dort auch den philosophischen Studien 1797—1799. Da Düsseldorf damals zu Pfalz-Baiern gehörte, so führte ihn sein Lebensweg nach Heidelberg, einer damals gleichfalls noch pfälzisch-bairischen Stadt, wo er 1799 katholische Theologie im Clericalseminar studirte. Doch die Kriegsstürme jener Revolutionszeit vertrieben ihn aus Heidelberg, und J. suchte und fand ein anderweitiges Unterkommen als Hofmeister bei einer adeligen kurpfälzischen Beamtenfamilie zu Neckarschwarzach im Odenwald, welche in Beziehung mit dem aus Heidelberg stammenden späteren Fürsten und Feldmarschall v. Wrede stand, der die Anstellung Jäger's in bairischen Diensten bewirkte. So wurde J. 1804 Professor und Rectoratsverweser an dem neu organisirten Gymnasium in Kempten und 1817 Gymnasialrector daselbst. Am 8. October 1817 wurde er in gleicher Eigenschaft an das Gymnasium in Speier versetzt, wo man seiner sachkundigen und energischen Hand ebenso bedurfte wie vorher in Kempten. Unter der französischen Herrschaft und der darauffolgenden Zwischenregierung war das höhere wie das niedere Schulwesen in der Pfalz gänzlich verwahrlost, hier war ein Mann wie J. am Platze, der fein und gebildet und thatkräftig zugleich mit scharfem Blick überall die Schäden erkannte und zugleich zu beseitigen verstand. Als geborner Rheinländer paßte er für die Pfalz und die lebhafte pfälzische Bevölkerung, der sein aristokratisches Wesen imponirte. Unter seiner Leitung blühte das Gymnasium Speier rasch empor, und wenn irgendwo, so war am Gymnasium Speier, mit dem ein Lyceum für die philosophischen Studien verbunden war, ein tüchtiger Rector nöthig, besonders da die Pfalz damals nur 2 Gymnasien (heute 6!) hatte, Speier und Zweibrücken, von denen das erstere das weit besuchtere war und in den obersten Classen gegen 50 Schüler zählte; ihrer Stellung nicht gewachsene Lehrer oder gar derartige Vorstände können da großes Unheil anrichten. Die Vorzüge Jäger's wurden bald allgemein bekannt sowol oben wie unten, und deshalb wurde ihm bald die Leitung des ganzen pfälzischen Schulwesens übertragen und J. erlangte eine Stellung, wie sie in der Pfalz und selbst in Baiern kein Schulmann je mehr erlangt hat. Da die Umbildung und Neugestaltung der pfälzischen Volksschule sich als nöthig erwies, wurde ihm schon 1817 die Bezirksschulinspection Speier übertragen. 1827 erhielt er das Correferat über katholische und gemischte Schulangelegenheiten bei der kgl. Regierung der Pfalz. Das confessionell-gemischte Schullehrerseminar in Kaiserslautern, das damals einzige in der Pfalz, war ihm unterstellt, und er leitete viele Jahre die beschwerlichen Aufnahme- und Abgangsprüfungen der Zöglinge. 1824 erhielt er vom König den Rang eines Universitätsprofessors, eine Anerkennung seiner Verdienste, wie sie damals in Baiern einzig war. 1830 erhielt er den Titel eines kgl. Hofrathes, welche Auszeichnung damals nur den ersten Universitätsprofessoren, den Größen in ihrem Fache, zu theil wurde. 1832 wurden die Kreisscholarchate errichtet, und J. wurde der erste Kreisscholarch der Pfalz. 1842 feierte das Gymnasium Speier das Fest seines 25jährigen Bestehens und zugleich das 25jährige Rectoratsjubiläum Jäger's. Die alte pfälzische Universität Heidelberg sandte J. aus diesem Anlasse das Diplom eines Doctors der Philo-

sophie, die Stadt Speier ertheilte ihm das Ehrenbürgerrecht für sich und sei
Nachkommen, und der König Ludwig I. verlieh ihm nachträglich das Ritterkre
des Verdienstordens vom hl. Michael 1. Classe. Daß J. in den Stürmen d
Jahre 1848/49, von denen ganz besonders die Pfalz heimgesucht wurde, sein
Könige treu blieb und jenen unklaren Umsturzversuchen kühl ablehnend gege
überstand, weshalb die von den Aufständischen eingesetzte provisorische R
gierung der Pfalz ihn absetzte, war nicht anders zu erwarten. Die dama
bekundete Treue belohnte der neue König Max II. 1850 durch Verleihung d
Verdienstordens der Bayerischen Krone, womit der persönliche Adel verbund
war. Im selben Jahre erhielt er Sitz und Stimme im Collegium der Krei
regierung der Pfalz. Den Rang als Regierungsrath besaß er schon seit 182
1854 feierte er im Alter von 76 Jahren sein 50jähriges Dienstjubiläum u
erhielt aus diesem Anlasse das goldene Ehrenkreuz des Ludwigsordens, d
äußerst selten einem bairischen Schulmann zu theil wird, weil nur selten ei
im Dienste der Schule so lange ausharrt.

Auf allen Gebieten suchte man sich seiner außerordentlichen Arbeitskr
zu versichern. Als man daran ging den Kölner Dom auszubauen, übertr
man J. den Vorsitz des bezüglichen Dombauvereins für die Pfalz. Als d
1827 gegründete Historische Verein für die Pfalz 1839 neu organisirt wur
wählte man J. zum 2. Vorstande (die 1. Vorstandsstelle wird stets dem
weiligen Regierungspräsidenten der Pfalz vorbehalten). Lange Jahre war
Präsident der katholischen Kirchenverwaltung der Stadt Speier (des sog. Do
Fabrikrathes). Doch bei den hohen Stellungen und seltenen Ehren, die J.
theil wurden, blieb derselbe von mancherlei Mißgeschick nicht verschont. Sein
Vater hatte er schon in frühester Kindheit verloren, doch sorgte ein brav
Stiefvater für den talentvollen Knaben; seine Mutter blieb ihm bis 18
erhalten, wo er bereits eine angesehene und gesicherte Stellung sich errung
hatte. 1826 starb ihm eine blühende und reich begabte Tochter im Alter v
13 Jahren; noch niederdrückender war für ihn der Tod seines trefflich
Sohnes Rupert, der mitten im rüstigsten Schaffen als Lycealprofessor in Spei
1851 im Alter von 42 Jahren starb. Dagegen überlebte ihn um mehr a
20 Jahre sein jüngerer Sohn Albert (1814—84), der Regierungsdirector u
viele Jahre Director der pfälzischen Eisenbahnen war und wegen seiner Verdien
um den bairischen Staat gleichfalls in den Adelstand des Königreichs erhob
worden war. 1857 starb ihm die Mutter seiner Kinder und 1861 zwei ho
nungsvolle Enkel.

Doch endlich setzte die Natur auch seinem unermüdlichen Wirken ein Zi
Am 12. October 1862 mußte J. im Alter von 84 Jahren, da seine Krä
immer mehr abnahmen, seine Stelle als Lyceal- und Gymnasialrector nied
legen, Ende März 1863 die Stelle als Schulreferent bei der kgl. Regieru
der Pfalz und endlich im October 1863 auch die eines Kreisscholarchen. A
20. November 1863 ging der nimmer ruhende Greis im Alter von 85 Jahr
zur ewigen Ruhe ein; nur einen Monat hatte sein Ruhestand gewährt. Se
Biograph und Nachfolger Lyceal- und Gymnasialrector Joseph Fischer
Speier († 1872) strömt über von Lob für den seltenen Mann, dessen Wi
samkeit einzig dastehe in der Geschichte des bairischen Schulwesens.

Bei seiner eminenten praktischen Thätigkeit fand er wenig Zeit zu schri
stellerischen Arbeiten; doch hat er immerhin auch auf diesem Gebiete einig
geleistet, was aus seinem amtlichen Wirken hervorwuchs und der Erwähnu
verdient. Im Druck erschienen von ihm: 1. „Ueber das Schul- und E
ziehungswesen im kgl. bayer. Rheinkreise von 1817—1827“ (Speier 1827
2. „Die Vorsteher und Lehrer der früheren Rathsschule und des nachmalig

Gymnasiums der freien Reichsstadt Speier" (1835); 3. „Statistische Uebersichtstabellen über den Stand der gesammten Schulen und Studienanstalten des Rheinkreises im Jahre 1836/37" (Speier 1837); 4. „Des Rheinkreises Jubelwoche" (1839); 5. Gelegenheitsgedichte (im Namen des Gymnasiums) sind zahlreiche aus seiner Feder geflossen; 6. Eine Sammlung geistlicher Lieder.

Die Bedeutung Jäger's liegt auf dem Gebiete der Erziehung und des Unterrichtes, hier hat er Großes geleistet, er war ein halbes Jahrhundert der oberste Leiter des pfälzischen Schulwesens; dazu gehörte viel Einsicht und Thatkraft, die nur Wenigen beschieden sind. Von seinen zahlreichen Schülern war er wol nur von wenigen geliebt, von allen aber gefürchtet; so erzählte mir ein alter Forstmann, der unter seinem Scepter gestanden hatte, er habe noch als Forstassistent, wenn er in Speier dem Manne mit seinen durchdringenden Augen begegnete, sich vor demselben gefürchtet, obwol er gewiß nichts mehr von ihm zu fürchten hatte.

Das Andenken Jäger's wird durch eine Stiftung erhalten, die aus Anlaß seines 50jährigen Amtsjubiläums 1854 von seinen Schülern, Freunden und Verehrern mit einer Summe von 1500 Gulden gegründet und für junge pfälzische Philologen bestimmt wurde, an denen damals bedeutender Mangel war; der Fonds hat sich im Laufe der Zeit auf 3000 M. erhöht und gelangen die Zinsen im Betrage von 105 Mk. jetzt alljährlich zur Vertheilung.

J. Fischer, Zur Erinnerung an Dr. Georg von Jäger. Speier 1864. — Pfälzisches Memorabile, zweiter Theil. Westheim, Verlag des Evangelischen Vereins für die Pfalz, 1874, S. 239—241. — Oratio Caroli Schuelein d. VIII. Marti 1830. — J. Fischer, Die erste Jubelfeier des k. bayer. Gymnasiums zu Speier, 1842. — G. Rau, Rede bei der Feier des 50j. Amtsjubiläums des Dr. G. v. Jäger, 1854. — J. Fischer, Die Studienanstalt Speier von 1828—1856. — J. Fischer, Dr. G. v. Jäger, Nekrolog i. d. Pfälzer Ztg. v. 3. Dec. 1863. — Jahresberichte über d. kgl. bayer. Lyceum u. Gymnasium zu Speier f. d. J. 1862/63, 1863/64 u. 1867/68.

J. J. H. Schmitt.

Jäger: Albert J., österreichischer Historiker, wurde am 8. December 1801 zu Schwaz in Tirol, wo sein Vater das Bäckerhandwerk betrieb, geboren. Seine Knabenzeit fiel in die bedeutsamen Jahre der tirolischen Befreiungskämpfe; 1809 sah er in seiner Vaterstadt Andreas Hofer. Nach beendigtem Gymnasialstudium in Innsbruck trat er in das Benedictinerkloster Marienberg bei Glurns und widmete sich in seinen Mußestunden dem Studium vorzüglich der heimischen Geschichte. Im J. 1844 erschien sein Buch „Tirol und der bayrisch-französische Einfall im J. 1703", dem er, der Marienberger Mönch, schon im folgenden Jahre seine Ernennung zum Supplenten für die Lehrkanzel der Welt- und österreichischen Staatengeschichte und der historischen Hülfswissenschaften an der Universität in Innsbruck und 1846 zum definitiven Professor daselbst verdankte. Im J. 1847 zum Mitglied der kais. Akademie der Wissenschaften in Wien gewählt, wurde er 1848 damit betraut, dem in Innsbruck weilenden damaligen Kronprinzen Franz Josef Vorträge aus der Landesgeschichte Tirols zu halten. 1848—1851 mußte er seine Lehrthätigkeit an der Universität unterbrechen, um einem Befehle des Prälaten gemäß die Erweiterung des Meraner Gymnasiums durchzuführen. Seinem Wunsche, nach Beendigung dieser Aufgabe in seine frühere Universitätsstellung zurückzukehren, widersetzte sich der Prälat, und als J. gleichwol durch den Minister Grafen Leo Thun 1851 an die Wiener Universität berufen wurde, mußte er sich mit päpstlichem Dispens säcularisiren lassen, verblieb aber Benedictiner.

Seine Aufgabe in Wien war eine doppelte: neben den Collegien über österr. Geschichte für Lehramtscandidaten der Mittelschulen und Juristen sollte er „eine Schule für Bearbeitung der österreichischen Geschichte durch Anleitung junger Leute zur Benutzung der Quellen“ gründen. Auf diesem Wege wurde er der Begründer des im J. 1854 organisirten „Instituts für österreichische Geschichtsforschung“, dem er bis 1869 als Director vorstand; 1871 trat er vom Lehramt überhaupt zurück und übersiedelte nach Innsbruck. In den Jahren 1867 bis 1871 war J., vom Tiroler Landtag, dem er durch längere Zeit angehörte, dahin entsandt, Mitglied des österreichischen Reichsraths, in dem er sich der clericalen Partei anschloß.

Seine überaus erfolgreiche Wirksamkeit als Lehrer — Brunner, Krones, Lorenz, Thausing, Zahn, Zeißberg und andere Historiker zählte er zu seinen Schülern — begleitete eine emsige schriftstellerische Thätigkeit, die bis in seine letzten Lebensjahre anhielt. Ein großer Theil seiner historischen Arbeiten erschien als Aufsätze in den Sitzungsberichten und Denkschriften der kaiserlichen Akademie in Wien, im Archiv für österreichische Geschichte und anderen Zeitschriften. Einige von ihnen betreffen das allgemeinere Gebiet der Diplomatik und Quellenkunde, wie: „Ueber eine angebliche Urkunde K. Konrad's II. vom J. 1028“ (1877), „Ueber den Ausstellungsort einer Urkunde K. Heinrich's IV. dd⁰ Nuzdorf id. maii 1097“ (1879), „Ein Beitrag zur Privilegiumsfrage“ (1856), „Franc. Petrarca's Brief an K. Karl IV. über das österreichische Privileg vom J. 1058“ (1867); in der „Oesterreichischen Geschichte für das Volk“ verfaßte er den Band: „K. Josef II. und Leopold II., Reform und Gegenreformation 1780—1792“ (1867). Sein eigentliches Gebiet war aber die Geschichte Tirols in politischer und rechtsgeschichtlicher Beziehung. Schon im Jahre 1848 schrieb er eine Studie über „Die alte ständische Verfassung Tirols“, und das Thema der Entwicklung des Ständethums dieses Landes stand auch bei vielen seiner weiteren Arbeiten mehr oder weniger deutlich im Vordergrunde. Hiemit hängt zusammen sein Interesse für die Persönlichkeit des Nicolaus v. Cusa, dem er nach einigen Vorarbeiten, „Ueber die den Cardinal und Bischof Nicolaus von Cusa betreffenden Geschichtsquellen in den Tiroler Archiven“ (1850) und „Regesten und urkundliche Daten über das Verhältniß des Cardinals Nicolaus von Cusa als Bischof von Brixen zum Herzog Sigmund von Oesterreich und zu dem Lande Tirol 1450—1464“ (1851) das zweibändige Werk „Der Streit des Cardinals Nicolaus von Cusa mit dem Herzog Sigmund von Oesterreich als Grafen von Tirol“ (Innsbruck 1861) widmete; hier suchte er die Ausbildung der landesfürstlichen Gewalt im Kampfe gegen Immunität und Reichsunmittelbarkeit der geistlichen Fürsten an einem wichtigen Beispiele zur Darstellung zu bringen.

Dazwischen und nachher folgten Beiträge zur tirolischen Landesgeschichte der verschiedensten Perioden, wie „Zur Vorgeschichte des Jahres 1809 in Tirol“ (1852), „Regesten und urkundliche Daten über das Verhältniß Tirols zu den Bischöfen von Chur . . . von den frühesten Zeiten des Mittelalters bis zum J. 1665“ (1855), „Die Wiedervereinigung Tirols mit Oesterreich in den Jahren 1813—1816“ (1856), „Die Fehde der Brüder Vigilius und Bernhard Gradner zu Herzog Sigmund von Tirol“ (1858), „Beiträge zur Geschichte der Verhandlungen über die abfällig gewordene gefürstete Grafschaft Tirol nach dem Tode des Erzh. Ferdinand von 1595—1597“ (1873), „Beiträge zur Geschichte des Passauischen Kriegsvolkes, soweit es Tirol und die österreichischen Vorlande betrifft“ (1874). Andere Arbeiten, wie „Der Streit der Tiroler Landschaft mit Kaiser Friedrich III. wegen der Vormundschaft über Herzog Sigmund von Oesterreich von 1439—1446“ (1872) und „Der

ebergang Tirols und der österreichischen Vorlande von dem Erzh. Sigmund den römischen König Maximilian 1478—1490" (1874) u. a. bilden wieder recte Vorarbeiten zu Jäger's zweitem Hauptwerk, der zweibändigen „Geschichte der landständischen Verfassung Tirols bis 1519" (Wien 1881—1885). m J. 1890 veröffentlichte er in der Oesterr.-ung. Revue (N. F. Bd. VIII) ter dem Titel „Graf Leo Thun und das Institut für österreichische Geschichtsforschung" Erinnerungen aus seiner akademischen Zeit. Zwei Tage ch der Feier seines neunzigsten Geburtstages, am 10. December 1891, verschied er und wurde in seiner Vaterstadt Schwaz bestattet.

B. Bretholz.

Jaeger: Johann Wilhelm Abraham J., geboren am 18. August 1718 in Nürnberg als Sohn des dortigen, aus Frankfurt a. M. stammenden Stadtquartiermeisters und Roßschreibers Peter J., trat am 1. März 1737 in Eger als Fourier beim kais. Infanterieregiment Suckaw ein und machte erst in österreichischen, dann in bairischen Diensten die Feldzüge 1742—1744 mit. 1745 hielt er sich auf der Reise zur kaiserlichen Armee in Südwestdeutschland in der Reichsstadt Frankfurt auf und ließ sich hier bereden, in der Artillerie dieser Stadt Dienste zu nehmen; 1748 nahm er als Stückjunker seinen Abschied und heirathete die Wittwe des hanauischen Pulverfabrikanten Platz, dessen Fabrik er die nächsten Jahre führte. 1757 folgte er einem Rufe des Frankfurter Kriegszeugamtes und kehrte als Ingenieurlieutenant und Zeugwart in den Dienst der Reichsstadt zurück. 1758 wurde J. Lieutenant der Artillerie, 1762 kaufte er die Hutter'sche Buchhandlung auf dem Pfarreisen, die nachweisbar schon 1672 unter Johann Georg Walther bestand und später unter dem Namen Jaeger'sche Buchhandlung sich einen ehrenvollen Platz in der Geschichte des deutschen Buchhandels erworben hat. Der neue Buchhändler brachte es 1764 in seiner militärischen Laufbahn noch bis zum Capitänlieutenant der Artillerie. Mit Hülfe seiner Frau begann er am 22. März 1762 ohne alle Vorkenntnisse sein Geschäft. Das bekannteste Werk nicht nur seines Verlags, sondern auch seiner persönlichen gewissenhaften und mühseligen Arbeit ist der Jaeger'sche Atlas von Deutschland in 81 Blättern, alle im gleichen Maßstab, der sich langsam, aber mit stetig wachsendem Erfolge gegen Ende des Jahrhunderts als erstes deutsches Kartenwerk überall einbürgerte; er wurde 1766 begonnen und erschien 1789 mit einer Widmung an Kaiser Josef II., eines der hervorragendsten Werke der deutschen Kartographie in Technik und Ausstattung. Das Glück ist dem Buchhändler-Autodidacten treu geblieben; er hat seinem Sohne 1782 ein gutgehendes und in hohem Ansehen stehendes Geschäft übergeben können. Er betrieb außer diesem die erheirathete Pulvermühle in Hanau und errichtete dort auch eine Papierfabrik; in seinen Mußestunden fertigte er Elektrisirmaschinen und Telescope an, auch eine Standuhr ging aus seiner Werkstätte hervor. Wie in der Technik so auch in der Wissenschaft bewährte er sich als Autodidact: im 41. Lebensjahre erlernte er die französische Sprache zur Zeit, als die Franzosen im siebenjährigen Kriege Frankfurt und Umgegend besetzten, und brachte es so weit, daß er sehr bald Le Blond's Kriegskunst in 4 Theilen ins Deutsche übersetzen konnte. J. war ein Mann von höchster Intelligenz und ausdauerndem Fleiße, eine gerade, aufrichtige, demüthig fromme Natur. Er starb im September 1790.

Heyden, Gallerie berühmter und merkwürdiger Frankfurter (Frankfurt 1861), nach Aufzeichnungen Jaeger's und seines Sohnes, die auch oben benutzt wurden. — Zur 100jährigen Jubelfeier der Jaegerschen Buch- ꝛc.-Handlung 22. März 1862 (als Manuscript gedruckt).

R. Jung.

Jahn: Gustav J., Volksschriftsteller, Dichter und Arbeiter der Inneren Mission, geboren zu Sandersleben am 23. Februar 1818, † zu Züllchow bei Stettin am 29. März 1888. Vater wie Vorväter waren Ackerbürger und Weißgerbermeister in dem anhaltischen Städtchen Sandersleben. Nur der älteste Bruder Karl wurde nach außerhalb auf gelehrte Schulen geschickt (geb. am 8. Juni 1816, † am 15. Juni 1891 als Oberhofprediger in Schwerin), die übrigen Kinder, im ganzen fünf Söhne und zwei Töchter, mußten sich mit der heimischen Volksschule und einigen französischen und englischen Privatstunden begnügen. Gustav, der zweite Sohn, wurde trotz seines geweckten Geistes, wegen seines kräftigen Körpers für das väterliche Handwerk bestimmt, in das er 1833 als Lehrling eintrat, um es dann, da der Vater wegen Kränklichkeit sich aus der Arbeit zurückzog, bis 1846 selbständig zu treiben. Damals verkaufte er es, da es schlecht ging, und richtete eine größere Landwirthschaft ein, die er auch noch zwei Jahre fortsetzte, als er 1852 zum Bürgermeister seiner Vaterstadt ernannt ward. Seine schriftstellerische Neigung erhielt ihre erste Anregung und bleibende Richtung durch die frühzeitige Lectüre des Wandsbecker Boten. Eine herzliche, patriarchalische Frömmigkeit, die mit Humor und Derbheit gegen den anders gearteten Zeitgeist in Vertheidigung und Angriff die Waffen führt, gibt seinen besten Erzeugnissen das Gepräge. Daneben regt sich früh seine dichterische Begabung. So gab er 1842 unter dem Pseudonym „Gustav Frisch“ als Erstlingswerk „Vermischte Gedichte“ (Dessau) heraus. In demselben Jahre bereitete Pastor v. Tippelskirch in Giebichenstein die Herausgabe des (Halleschen) „Volksblattes für Stadt und Land“ vor, das zur Wiederaufrichtung des durch eine negative Litteratur gefährdeten Volksgeistes auf christlich-conservativer Grundlage wirken sollte und zu dessen zugkräftigsten Mitarbeitern J. von Anfang an gehörte. Seine gelungensten Sachen, die M. Claudius nachgebildeten Briefe des Schulzen Gottlieb an seinen Vetter über Preßfreiheit, Judenemancipation, Ehescheidung, Sonntagsheiligung, Volksvergnügungen und andere die Zeit bewegende Fragen des sittlichen Gemeinschaftslebens, traten darin vor eine zahlreiche gesinnungsverwandte Leserschaft und sind später in seine „Gesammelten Schriften“ (Stettin, Bd. I u. II 1847, Bd. III 1849) übergegangen. Friedrich Wilhelm IV. bewies ihm 1845 seine Theilnahme durch Uebersendung von 600 Thalern „zur Aufmunterung und Sicherstellung des künftigen Lebensberufes“. In den Jahren 1845 und 1847 erschien sein poetisches Hauptwerk „Das Hohe Lied in Liedern“ (2. Ausgabe 1848), das sich nach Inhalt und Form den reifsten Früchten neuerer Mystik an die Seite stellt. Wiederholte Auflagen erlebten seine im Christlichen Verein für das nördliche Deutschland erschienenen geschichtlichen Volksschriften: „Geschichte der französischen Revolution“ (1849); „Geschichte der deutschen Befreiungskriege“ (1850); „Kamerad Hechel“ (1852). Wie er selbst mitten im thätigen Volksleben stand, so war ihm die Sprach- und Denkweise des Volkes angeboren. Später folgte „Der deutsche Krieg und Preußens Sieg im Jahre 1866“ und „Der Krieg von 1870 und 1871“ (Halle 1861 resp. 1872). Seine erste, am 21. Februar 1848 geschlossene Ehe mit Anna Wapler fand schon am 10. August 1854 durch den Tod der kränklichen kinderlosen Gattin ihr Ende. Am 26. August 1855 schloß er die zweite mit Dora v. Dieskau aus Magdeburg. Mit ihr und zwei Kindern zog er im Herbst 1858 nach Züllchow bei Stettin, wohin er als Hausvater des Rettungshauses und Vorsteher der Brüderanstalt gewählt war. Für diese dem Rauhen Hause nachgebildete Anstalt der Inneren Mission hat er von da ab seine ganze Kraft eingesetzt und besonders durch ausgedehnte industrielle Einrichtungen (Gärtnerei und Christbaumschmuck) bewirkt, daß sie von schwankenden Liebesgaben unabhängig wurde. Auch zu

einer eigenen Kirche hat er den Züllchowern verholfen. In allen christlichen Kreisen war er eine bekannte und wegen seiner geselligen Talente überall gern gesehene Persönlichkeit. Am 12. Juni 1871 wurde er zum zweiten Male Wittwer, nachdem ihm zehn Kinder geboren waren, von denen sieben heranwuchsen. Am 27. Januar 1872 schloß er die dritte Ehe mit Ulrike Strecker, einer pommerschen Pfarrerstochter. Am 29. März 1888 ist er selbst nach schwerer fünfvierteljähriger Krankheit (Herzleiden mit Brustwassersucht) verstorben.

(Von seinem gleichfalls als Dichter bekannt gewordenen Bruder Franz Jahn), Daheim 1888, S. 523—526. — Allgem. conf. Monatsschrift, März 1890, S. 225—237. — Bilder aus dem kirchl. Leben. Stettin. Bd. II, S. 1—42. — (Von seinem Sohne Fritz Jahn), Kurze Gesch. d. Züllchower Anstalten, S. 27—54. Stettin 1892. — Vgl. Barthel, Dtsche. Nationallitteratur, 8. Aufl., S. 241 u. 518. — Mündliche Mittheilungen.

Hermann Petrich.

Jaksch: Anton J., Ritter von Wartenhorst, Kliniker in Prag, geboren am 11. April 1810 im Städtchen Wartenberg in Böhmen, erhielt seine Ausbildung theils in Prag durch Krombholz, theils in Wien durch Skoda, Kolletschka und Rokitansky, erlangte 1835 mit der „Diss. inaug. med. sistens conspectum morborum in clinico ophthalmiatrico Pragensi anno 1834 tractatorum" die Doctorwürde, wirkte 1835—38 als Assistent der 2. medicinischen Klinik, 1842, 1843—45, 1846 als Vorstand und Docent an der neu errichteten Brustkrankenabtheilung in Prag und übernahm im letzteren Jahre die 2. und 1849, 1850 die 1. medicinische Klinik, welche er bis 1881 innehatte. J. starb als Professor em. und Hofrath am 2. September 1887 auf seinem Schlosse Lohova bei Tuschkau. Veröffentlicht hat J.: „Abhandlung über das perforirende Magengeschwür in diagnostischer und therapeutischer Hinsicht"; „Ueber Ammoniämie"; „Ueber die Erscheinungen, welche der Gesichts- und Tastsinn bei Krankheiten der Lunge und des Herzens liefert"; „Ueber die spontane Heilung der Krankheiten der Herzklappen"; „Bericht über Duchenne's de Boulogne Faradisation localisée und Claude Bernard nach einem längeren Aufenthalte in Paris".

Vgl. Biogr. Lex. hervorr. Aerzte d. 19. Jhs., hsg. von Pagel (Berlin u. Wien 1901), S. 814.

Pagel.

Jan: Karl von J., einer der bedeutendsten Forscher auf dem Gebiete der altgriechischen Musik, geboren am 22. Mai 1836 zu Schweinfurt, † am 3. September 1899 zu Adelboden in der Schweiz, war von Hause aus classischer Philologe, wandte sich jedoch bereits während seiner Studienjahre, seinen stark ausgebildeten künstlerischen Neigungen folgend, dem Specialgebiet der antiken Musik zu. J. ist eines der glänzendsten Beispiele der Vereinigung musikalischer und philologischer Schulung in einer Person, der die Musikforschung nach langen Jahren unfruchtbaren Aesthetisirens ihre Erhebung zu einer wirklichen, den anderen Disciplinen gleichstehenden Wissenschaft verdankt. Dieser streng wissenschaftliche Charakter zeigt sich bereits in seiner ersten Dissertation „De fidibus graecorum", mit der er 1859 an der Berliner Universität zum Dr. phil. promovirte. Seine erste Anstellung erhielt J. kurz darnach als Lehrer am Grauen Kloster, wo er durch den Verkehr mit dem damaligen Director Fr. Bellermann, dem verdienstvollen Forscher auf dem Gebiete der altgriechischen Musik, auch für sein Specialgebiet neue Anregung erhielt. Jan's Leben war fortan bis zu seinem Ende zwischen Wissenschaft und Kunst getheilt. In seiner nächsten Stellung, am Gymnasium zu Landsberg a. W., übernahm er 1862 auch den Gesangunterricht und veranstaltete eine Reihe von Concertaufführungen,

aus deren Ertrag er eine neue Orgel für die Aula des Gymnasiums beschaffte. Allein eben daraus entspannen sich Differenzen mit dem städtischen Magistrat, die schließlich 1875 mit Jan's Uebersiedlung nach Saargemünd endeten. Auch hier war er als Chordirigent längere Zeit hindurch thätig, bis er 1883 als Professor an das Straßburger Lyceum berufen wurde.

Jan's schriftstellerische Thätigkeit umfaßte das gesammte Gebiet der antiken Musik. Seine Studien auf dem Gebiet der Instrumentenkunde nahm er in einer Reihe von Monographien wieder auf, von denen die Schrift über „Die griechischen Saiteninstrumente“ (Progr. d. Gymn. Saargemünd 1882) die bedeutendste ist. Hier wird zum ersten Mal der Versuch gemacht, die Gestalt und den Gebrauch der zahllosen uns dem Namen nach bekannten griechischen Saiteninstrumente nachzuweisen. Aehnliche Zwecke verfolgte die Schrift über „Die griechischen Flöten“ hinsichtlich der antiken Blasinstrumente; der Flötenklang wird als dem der modernen Clarinette ähnlich dargestellt und das Wesen und die Verwendung der Doppelflöten erläutert (Allgem. Musikzeitung, herausg. von Fr. Chrysander, XVI. Jahrg. 1881, Nr. 30—32). Vgl. über alle diese Fragen noch den Aufsatz: „Die Musikinstrumente der Griechen und Römer“ in den „Festgaben zum 25jährigen Jubiläum des Gymnasiums zu Landsberg a. W.“ 1884.

Auch zu der eine Zeitlang sehr viel erörterten Nomos-Frage hat sich J. verschiedentlich geäußert, vgl. „Die musischen Festspiele in Griechenland“ (Ber. d. 39. Philologenverſ. Zürich 1887) und „Jahresbericht über die Fortschritte der klassischen Alterthumswissenschaft“, 28. Jahrg. 1901, S. 64 f. War er hier bereits den Theorien Westphal's von der langandauernden Einwirkung des kitharodischen Nomos auf die antike Lyrik mit Nachdruck entgegengetreten, so entspann sich, namentlich auf dem Gebiet der Harmonik, eine tiefgreifende und von Seiten Westphal's zum großen Theil mit großer Erbitterung geführte Polemik zwischen beiden Forschern. J. war der erste, der Westphal's willkürlicher Deutung der Begriffe Thesis und Dynamis und seiner Theorie von den Terzenschlüssen in der griechischen Musik entgegentrat, der sowol Westphal wie auch Gevaert gegenüber den namentlich für die griechische Musiktheorie so überaus wichtigen Grundsatz betonte, daß „wir uns zufrieden geben müssen mit dem, was wir zu erkennen und zu erschließen vermögen“. Allerdings vermochte auch K. v. Jan nicht alle Bedenken zu beseitigen und die neuere Forschung hat sich zunächst wieder mit richtigem Instinct auf den Standpunkt vor Westphal und J. gestellt. Vgl. Allg. Musikztg., XIII. Jahrg. 1878, Nr. 45 ff.; Fleckeisen's Jahrbücher f. klass. Philol., X. Jahrg. 1864, S. 587 ff. und verschiedene Referate und Recensionen in der Berliner Philol. Wochenschrift.

Im letzten Jahrzehnt seines Lebens war J. noch das Glück beschieden, die Auffindung altgriechischer Musikreste in Delphi und anderen Orten zu erleben. Er war einer der Ersten, die sich an der Lösung der damit neu ins Leben tretenden Probleme mit Nachdruck betheiligten. In mehreren Recensionen in der Berliner Philologischen Wochenschrift und dem schon genannten Jahresbericht nahm er zu den schwebenden Fragen Stellung; die Frucht seiner eigenen Studien aber legte er nieder in der kritischen Ausgabe jener Ueberreste, die er zusammen mit den Mesomedes-Hymnen seinen „Musici scriptores graeci“ anfügte. Von all den zahlreichen Neuausgaben dieser neuen Funde ist die seinige insofern die werthvollste, als sie von aller Zurechtstutzung für moderne Aufführungszwecke absieht und sich lediglich auf eine kritische Herstellung des Textes beschränkt. In seinem letzten Lebensjahr wandte er sich auch noch dem

neuen Aristoxenosfund aus Oxyrhynchos in Aegypten zu (Berl. Philol. Wochenschrift 1899, S. 475).

Die Hauptarbeit seines Lebens gehörte jedoch der musikalischen Quellenkunde. Hier gebührt ihm das unvergängliche Verdienst, jene spätgriechischen Musiktheoretiker, die in Anbetracht der spärlichen, aus der eigentlich classischen Zeit der Musiktheorie auf uns gekommenen Quellen die Grundlage unserer Kenntniß des antiken Tonsystems bilden, der Forschung auf kritisch gesicherter Basis zugänglich gemacht zu haben. Anknüpfend an analoge Bestrebungen Fr. Bellermann's und vor allem des alten Meibom in seinen Antiquae musicae auctores septem (1652) vollendete J. 1895 sein Hauptwerk, die „Musici scriptores Graeci“ (Aristoteles, Euklides, Nicomachus, Bacchius, Gaudentius, Alypius); eine Neubearbeitung der beigefügten Melodien erschien 1899. Dieses Werk, das Meibom's Ausgabe endlich entbehrlich gemacht hat, ist von bleibendem Werthe nicht allein wegen der kritischen Untersuchung des sehr umfangreichen handschriftlichen Materials und der sorgfältigen Bearbeitung der Texte, sondern namentlich auch wegen der in den Einleitungen zu den einzelnen Schriftstellern niedergelegten Forschungen. Eine Vorstudie dazu bildete die gründliche Schrift „Die Eisagoge des Bacchius“ (Progr. d. Straßb. Lyceums 1890/91), sowie „Die Metrik des Bacchius“ (Rhein. Mus. f. Philol. Bd. 46, S. 557 ff.), ebenfalls im Zusammenhang damit steht die Untersuchung über „Die Harmonie der Sphären“ (Philologus Bd. 52, S. 20 ff.) und über den Musiker Albinus (ebenda 56, 163 ff.), sowie die Schrift: „Ueber die Hymnen des Dionysius und Mesomedes“ (Fleckeisen's Jahrbücher f. Philologie 1890, S. 679 ff.).

J. hat seine Forschungen aber nicht bloß auf das altgriechische Gebiet beschränkt, mit dem er durch die Abfassung der Berichte für den genannten Jahresbericht in steter Fühlung blieb; er drang vielmehr mit der Untersuchung über „Hucbald und das Organum“ (Allgem. Musikztg., Charlottenburg 1899, Nr. 11—13) auch in das Mittelalter vor. In der neueren Zeit, der er sich mit der Schrift „Rousseau als Musiker“ (Preuß. Jahrbücher 56, S. 331 ff.) näherte, fühlte er sich am meisten zu Heinrich Schütz hingezogen; von ihm besorgte er eine Ausgabe des 122. Psalms und der Exequien (vgl. Correspondenzblatt des ev. Kirchengesangsvereins 1899, Nr. 4).

Der modernen Musik stand J. ziemlich kühl gegenüber. Nicht allein mit der Kunst der Neudeutschen fehlte ihm jeder Berührungspunkt, auch gegen Johannes Brahms hatte er mancherlei Bedenken. Das „deutsche Requiem“ z. B. schien ihm da und dort stilwidrig, denn es entfernte sich von der Diatonik, die für J. die unerschütterliche Grundlage aller Kirchenmusik bildete. Auch praktisch war J. für die kirchliche Tonkunst in diesem Sinne thätig; er gab zum Gebrauch beim evangelischen Gottesdienst ein Heft lateinischer Chorgesänge heraus, denen er zu diesem Zwecke deutsche Texte unterlegte.

Herm. Abert.

Janauschek: Leopold J., Cistercienser, Historiker, geboren am 13. Octbr. 1827 zu Brünn in Mähren, † am 23. Juli 1898 in Baden bei Wien. Er machte seine humanistischen Studien am Gymnasium seiner Vaterstadt Brünn, wo der Geschichtschreiber Mährens, P. Beda Dudik, einer seiner Lehrer war, und trat hierauf am 28. August 1846 in das Cistercienserstift Zwettl in Niederösterreich ein. Nach vollendetem Noviziat absolvirte er 1848—51 die theologischen Studien an der Ordenslehranstalt zu Heiligenkreuz, legte am 1. September 1850 Profeß ab und wurde am 15. Juli 1851 zum Priester geweiht. Hierauf wirkte er zunächst einige Zeit in der Seelsorge, zuerst 1851—52 als Cooperator an der Stiftspfarre Zwettl, dann 1852—53 an

der dem Stifte Wilhering incorporirten Pfarre Theras. Im Herbst 1853 wurde er Professor der Kirchengeschichte und des Kirchenrechts an der theologischen Hauslehranstalt der niederösterreichischen Cistercienserstifte zu Heiligenkreuz; er las hier auch über Patrologie, Ordensgeschichte und Kunstgeschichte. Nach einer Unterbrechung, während welcher er 1856—58 in Wien weitere Studien im kanonischen Recht machte und von Herbst 1858 bis 1859 die Kirchengeschichte an der Wiener Universität supplirte, nahm er 1859 seine Lehrthätigkeit in Heiligenkreuz wieder auf und setzte sie bis 1877 fort. Seit 1875 war er auch Correspondent der k. k. Central-Commission für Erforschung und Erhaltung der Kunst- und historischen Denkmale. Am 27. Mai 1877 verlieh ihm die katholisch-theologische Facultät zu Tübingen die theologische Doctorwürde; am 9. Juni 1877 wurde er in das Salzburger theologische Doctorencollegium aufgenommen. Nachdem ihm ein schweres Gichtleiden, an dem er schon seit 1860 litt, seit 1877 eine Fortsetzung seiner Lehrthätigkeit unmöglich gemacht hatte, kehrte er in sein Stift Zwettl zurück, wo er noch 1878—80 das Amt des Archivars bekleidete. In den späteren Jahren war er durch seine Krankheit viel an das Bett gefesselt, setzte aber auch unter den heftigen körperlichen Leiden seine historischen Studien eifrig fort.

J. hatte schon in seinen Studienjahren den Plan zu einem „Monasticon Cisterciense“ gefaßt und in vieljähriger Arbeit das Material dafür gesammelt; für diesen Zweck hatte er auf vielen Reisen Klöster und Bibliotheken besucht und eine umfangreiche Correspondenz geführt. Der erste Theil der Ausführung dieses großen Hauptwerkes liegt vor in dem Bande: „Originum Cisterciensium Tomus I in quo praemissis congregationum domiciliis adiectisque tabulis chronologico-genealogicis veterum abbatiarum a monachis habitatarum fundationes ad fidem antiquissimorum fontium primus descripsit“ (Wien 1877). Zur Ausarbeitung des 2. Bandes kam J. in den Jahren seiner Krankheit nicht mehr; in seinem reichen handschriftlichen Nachlaß, der dem Archiv des Stiftes Zwettl einverleibt wurde, fand sich aber ein reichhaltiges Material für den 2. Band der Origines, mit dessen Bearbeitung der inzwischen (am 19. August 1904) auch verstorbene P. Otto Grillnberger beschäftigt war. Mit P. Benedict Gsell zusammen, unter Mitwirkung einer Reihe von Gelehrten aus dem Orden, gab J. die von den österreichischen Cistercienserstiften als Festgabe zur achten Säcularfeier der Geburt des hl. Bernard von Clairvaux veröffentlichten „Xenia Bernardina“ heraus (Wien 1891, 4 Theile in 6 Bänden), deren 1. Theil die Sermones S. Bernardi, der 2. die Handschriftenverzeichnisse der österreichischen Cistercienserstifte (2 Bde.), der 3. Beiträge zur Geschichte derselben enthält. Den 4. Theil der Xenia bildet Janauschek's zweites Hauptwerk, die von ihm allein bearbeitete: „Bibliographia Bernardina qua Sancti Bernardi primi Abbatis Claravallensis Operum cum omnium tum singulorum editiones ac versiones, vitas et tractatus de eo scriptos, quotquot usque ad finem anni 1890 reperire potuit collegit et adnotavit“. Von kleineren Schriften sei noch genannt: „Der Cistercienser-Orden. Historische Skizze“ (Brünn 1884). Eine Reihe von kleineren Arbeiten und Recensionen veröffentlichte J. in verschiedenen Zeitschriften (Oesterreichische Vierteljahresschrift für katholische Theologie, Historisch-politische Blätter, Studien und Mittheilungen aus dem Benedictiner- und Cistercienser-Orden, Katholische Literaturzeitung, Literarische Rundschau, Salzburger Kirchenblatt, Theologisch-praktische Quartalschrift).

Cistercienser-Chronik, 10. Jahrg. 1898, S. 285—288, m. Portr. (P. Benedict Hammerl.) — Xenia Bernardina, Pars III (Wien 1891), S. 181—183.

Lauchert.

Janke: Otto J., angesehener deutscher Verlagsbuchhändler und Gründer der Firma gleichen Namens in Berlin, geboren daselbst am 19. Dec. 1818, † 7. Dec. 1887. J. pflegte hauptsächlich das Gebiet der belletristischen Litteratur, wobei er neben geschäftlicher Tüchtigkeit einen Scharfblick zeigte, der charakteristisch genug ist, um seine Erfolge zu erklären. Als Romanverleger stand er unzweifelhaft mit in erster Reihe, und die Zahl der Autoren dieser Litteraturgattung, welche bei ihm verlegten, ist eine sehr große. Wir nennen davon: Willibald Alexis, Dr. W. Häring, Brachvogel, J. v. Dewall, Gutzkow, G. Hesekiel, M. Jokai, Turgenjew, Hans Wachenhusen u. A. Erwähnenswerth ist, daß J. als erster Verleger von Scheffel's „Ekkehard“ — das Verlagsrecht war durch ihn von der aufgelösten Meidinger'schen Buchhandlung in Frankfurt mit erworben worden — in einen heftigen Streit mit dem später so berühmt gewordenen, heißblütigen und sehr aufgeregten Dichter verwickelt wurde, der damit endigte, das J. das Verlagsrecht nach Ablauf seines Contractes an die Herren Bonz & Co. abtrat. J. war einer der ersten, welcher den Werth dieses culturgeschichtlich bedeutsamen Romans erkannte. Ebenso war J. es, der die Erstlingsarbeit von Luise v. François, „Die letzte Reckenburgerin“, nach wiederholt vergeblich angestellten Versuchen der Verfasserin, einen Verleger dafür zu finden, verlegte, ein Entschluß, den er gewiß nicht zu bereuen hatte, denn im J. 1881 erschien bereits die fünfte Auflage dieses Buches. Genannt sei noch Janke's Collection belletristischer Romane zu wohlfeilen Preisen, die jetzt bereits 400 Bände umfaßt und sich großer Beliebtheit erfreut. Die von J. im J. 1864 gegründete „Deutsche Romanzeitung“ bildet auch heute noch einen wichtigen Bestandtheil des Verlages. Karl Fr. Pfau.

Jany: Ludwig J., Augenarzt in Breslau, geboren zu Friedrichgraetz im Oppelner Kreise, in Oberschlesien, am 5. October 1833, studirte in Breslau von 1854—58, erlangte daselbst 1858 die Doctorwürde, machte darauf eine Studienreise mit Aufenthalt in Berlin, Wien, Paris, London und Utrecht, bildete sich hier augenärztlich weiter, bekleidete 1859—64 die Stellung als Assistent an der Breslauer Universitäts-Augenklinik unter Foerster und begründete darauf eine eigene Augenheilanstalt, die er bis zu seinem am 9. December 1886 erfolgten plötzlichen Tode leitete. J. war ein geschickter Operateur und hat in seiner von der Stadt Breslau und verschiedenen Gemeinden und Kreisen der Stadt geförderten Anstalt allein etwa 1111 Staaroperationen vollzogen. Auch hat er zahlreiche schriftstellerische Arbeiten augenärztlichen Inhalts geliefert, von denen einige Titel in der unten angegebenen Quelle genannt sind.

Vgl. Biogr. Lex. ed. Hirsch und Gurlt III, 386 u. VI, 868.

Pagel.

Jaquet: Agathon J., Stenograph, geboren am 20. December 1803 zu Kulm in Westpr., trat nach mehrjähriger Thätigkeit im Bureau eines Landbaumeisters und Landrathsamts in das Heer ein, besuchte die Brigadeschule in Königsberg, wurde in Koblenz Unterofficier und Feuerwerker und trat 1828 in das Bureau des Generalinspectors der Artillerie in Berlin ein. Im Jahre 1833 wurde er Secretär beim Kgl. Obermarstallamte und Registrator im Ministerium des Innern, erhielt später die Rendantur und wurde schließlich zum Geheimen Rath befördert.

Die Stenographie erlernte er 1841 bei Wilh. Stolze und wurde einer der ersten Propagandisten und Praktiker der Stolze'schen Schrift. Er verschaffte ihr den Eingang in die polytechnische Gesellschaft in Berlin und gründete daselbst am 24. Juni 1844 mit Kreßler den Stenographischen Verein, den ältesten Stenographenverein Deutschlands, dessen Vorsitzender er von

1850—1852 war. Auch führte er die Stolze'sche Schrift in die Kammerpraxis ein, indem er im Winter 1844/45 mit Strahlendorff die Verhandlungen des rheinischen Landtages aufnahm und 1846 das Stenographenbureau für den Allgemeinen Landtag in Berlin bildete. Zwar wurde als Vorstand des letzteren bald der Gabelsbergeraner Wigard berufen, aber J. wurde wieder im J. 1848 mit der Leitung des Stenographenbureaus der preußischen Nationalversammlung und der Zweiten Kammer des Landtages betraut. Im J. 1850 schied er aus dem Bureau aus und Stolze trat an seine Stelle. Seitdem hat sich J. nicht mehr in führender Stellung an der stenographischen Bewegung betheiligt. Er starb am 19. December 1880 zu Berlin.

Archiv f. St. 1881, S. 33—36. Johnen.

Jäschke: Heinrich August J., sprachgelehrter Missionar der Brüdergemeine, geboren am 17. Mai 1817 in Herrnhut, aus einer mährischen unter Zinzendorf eingewanderten Familie stammend, besuchte die Lehranstalten der Brüdergemeine in Herrnhut (Bürgerschule), Niesky (Pädagogium) und Gnadenfeld (theologisches Seminar), war dann in einer Pensionsanstalt in Schleswig und im Nieskyer Pädagogium als Lehrer thätig, und kam 1856 durch seine Berufung in die, an der Westgrenze von Tibet von der Brüdergemeine angefangene Mission, zu einer seinen Fähigkeiten durchaus angemessenen Thätigkeit, nämlich zur gründlichen Erlernung und Bearbeitung der zwar nicht unbekannten, aber doch nicht genügend erforschten tibetischen Sprache. Westeuropäische Sprachen hatte er sich, bei seinem außerordentlichen, durch ein riesiges Gedächtniß, äußerst feines Gehör und geschickte Sprechorgane unterstützten Sprachtalent, schon in ziemlicher Anzahl und in sehr vollkommener Weise angeeignet. So sprach er das Polnische, Dänische, Schwedische und Englische wie ein Eingeborner und mit Beobachtung aller Feinheiten der Aussprache, und auch des Böhmischen und Ungarischen war er ziemlich mächtig. Von orientalischen Sprachen hatte er sich mit dem Arabischen und Persischen und besonders mit der Sanskritsprache eingehend beschäftigt. Letzteres kam ihm nun bei seinen tibetischen Studien sehr zu statten, denn die tibetischen Buchstaben sind ja nur vereinfachte Sanskritzeichen, und die buddhistischen Schriften wimmeln von Sanskrit-Citaten, oder sind Uebersetzungen aus dem Sanskrit. Da nun auch die zwar unvollkommenen, aber doch ein ziemliches Material darbietenden Wörterbücher von Schröter, Csoma de Körös und Schmidt, und die Grammatiken von Csoma und Foucaux schon vorlagen, und da J. während seines 12jährigen Aufenthaltes auf seiner Himalayastation Kyelang nicht nur die tibetische Litteratur, zum Theil mit intelligenten Lamas, eifrig durchforschte, sondern auch viele tibetische Dialekte, besonders auch durch die vielen durchkommenden Pilger aus dem Innern von Tibet gründlich kennen lernte, so gelangte er zu einer bisher noch nicht erreichten umfassenden Kenntniß der Sprache, und legte seine Kenntnisse in einer Reihe von Schriften nieder, welche die schon vorhandenen weit überragen, und die ihm einen ehrenvollen Platz als hervorragendem Sprachforscher sichern. Wir können hier von diesen Schriften nur die wichtigeren nennen, und müssen die vielen in gelehrten Zeitschriften erschienenen Abhandlungen ganz übergehen. In Kyelang wurden von ihm herausgegeben und lithographirt: 1. „A Short Practical Grammar of the Tibetan Language, with special reference to the Spoken Dialects“. 2. „A Romanized Tibetan and English Dictionary“. 3. „An Introduction to the Hindi and Urdu Languages for Tibetans“. Wegen Kränklichkeit 1868 nach Deutschland zurückgekehrt, gab J. das langvorbereitete tibetisch-deutsche große „Handwörterbuch der Tibetischen Sprache“ autographirt heraus, welches auf 700 Quartseiten den ganzen tibetischen Sprachschatz in übersichtlicher An-

ordnung darlegt, die Bedeutung der Wörter durch eine Menge von Beispielen erläutert, alle Dialekte berücksichtigt und die in den verschiedenen Theilen von Tibet sehr abweichende Aussprache überblicken läßt. Dieses meisterhafte Werk wurde auf Kosten der Indischen Regierung auf tibetisch-englisch, und zwar gedruckt herausgegeben, unter dem Titel: „A Tibetan English Dictionary, with special reference to the prevailing dialects“, London 1881. Die tibetischen Typen für diese schöne Ausgabe wurden in Berlin nach Jäschke's Vorzeichnung neu geschnitten, und sind die schönsten, die es überhaupt gibt. Sie wurden auch zu einer neuen gedruckten Ausgabe von Jäschke's Grammatik und zum Druck des von J. übersetzten Neuen Testamentes benützt, welches aber erst nach dem schon am 24. September 1883 erfolgten Tode des unermüdlichen Sprachforschers erscheinen konnte.

Außer diesen die tibetische Sprache behandelnden Werken verfaßte aber J. noch in Kyelang eine Menge von religiösen und Unterrichtsschriften, welche zusammen wol 1500 Seiten umfassen mögen. Wir nennen von diesen: Evangelien-Harmonie, Kirchenlitanei, Katechismus, Kirchengeschichte, Biblische Geschichte, Gesangbuch, Kinderfibel, Lesebuch, Geographiebuch, Fabelbuch. — Man sieht, J. war ein unermüdlicher Arbeiter, und wenn ihm ein längeres Leben vergönnt gewesen wäre, so hätte er noch mehrere, zum Theil schon vorbereitete, für die Kenntniß der tibetischen Sprache sehr wichtige Schriften veröffentlicht. Seine Verdienste um die Sprachwissenschaft wurden auch von Lepsius, Schiefner und anderen mit ihm correspondirenden Sprachkennern voll gewürdigt, aber keine deutsche Universität verlieh ihm einen Ehrentitel, vielleicht weil auf keiner ein gründlicher Kenner des Tibetischen zu finden war, der im Stande gewesen wäre den Werth seines Wörterbuchs und auch seiner Grammatik recht zu würdigen. Denn auch in seiner Grammatik war er bahnbrechend, indem er die tibetische Sprache aus der ihr angelegten lateinischen Zwangsjacke befreite und sie auf eigne Füße stellte. Verdiente Anerkennung fanden seine Arbeiten nur bei den nicht sehr zahlreichen Kennern der tibetischen Sprache (z. B. Emil v. Schlagintweit) und vor allem in der Brüdergemeine, bei den mit den Leistungen des sehr bescheidenen und bedürfnißlosen Mannes näher bekannten Freunden und früheren Schülern. Und wer, wie der Schreiber dieses, eines der von J. im Himalaya geführten Tagebücher durchblättern kann, der wird schon deshalb, abgesehen von allen veröffentlichten Schriften, mit Bewunderung zu diesem seltenen Sprachkundigen aufblicken. Seine Tagebücher führte J. nämlich, um nicht früher Gelerntes zu vergessen, in lauter nichtdeutschen Sprachen, und so findet man darin alle gewöhnlichen Ereignisse des Lebens und der Reise in musterhaftem Latein und in perfecter altgriechischer Sprache geschildert, und außer diesen beiden kommt am meisten die polnische und schwedische Sprache in Anwendung. — Ueberblickt man aber Jäschke's ganze Thätigkeit und seinen Lebensgang, so wird man gern mit dem, auf seinem Leichenstein auf dem Herrnhuter Gottesacker in tibetischer Sprache und Schrift eingegrabenen Bibelspruch ihm nachrufen: Ei Du frommer und getreuer Knecht! . . . . Gehe ein zu Deines Herrn Freude!

G. Th. Reichelt.

Jaspis: Albert Sigismund J., Dr. theol., pastoral-theologischer Schriftsteller, Generalsuperintendent von Pommern, geboren am 15. Februar 1809 in Rossen bei Freiberg a. Mulde, † am 20. December 1885 in Stettin. In sorgenvoller Kindheit unter unglücklichen häuslichen Verhältnissen — der Vater war Justitiar und Notar des Geburtsorts, die Erziehung des einzigen Sohnes lastete aber ausschließlich auf der frommen Mutter — und in entbehrungsreicher Gymnasialzeit zu Freiberg empfing sein Charakter die erste

Prägung, das Peinliche und Ueberängstliche, das ihm sein Leben lang
Aber auch die solide Kenntniß der alten Sprachen, die ihn später aus
brachte er von der Schule mit auf die Universität Leipzig, die er Oste
bezog. Nach kurzer Hauslehrerarbeit bei und in Leipzig, wo ihm der Obe
Dr. Fr. Aug. Wolf, dessen 6 Bände Predigten er neben Dräseke, T
Krummacher und Harms auch später fleißig studirte und empfahl, hom
Vorbild wurde, und nach wohlbestandenem Examen wurde er 1832 v
Ordination Katechet und Nachmittagsprediger an St. Peter in Leip
erhielt dann im Juli 1835 von dem Fürsten von Schönburg das P
Lugau, von wo er 1838 in das Diakonat von Lichtenstein bei Zwick
mit dem das Pfarramt Rödlitz verbunden war. Er hatte gleich im
seiner Amtszeit den Weg aus dem öden Rationalismus zum lebendige
glauben gefunden. In dem meist von Strumpfwirkern bewohnten S
entfaltete er eine tief- und weitreichende pastorale Wirksamkeit. El
Kaufleute hörten davon auf der Leipziger Messe. So wurde er Oste
an die evangelisch-lutherische Kirche nach Elberfeld berufen. In dem
bewegten Wupperthal fand er als Prediger, Katechet und Seelsorg
Hochschule und gab seinen „Katechismus", eine in der Entwicklung d
lichen Unterrichts epochemachende Arbeit, heraus (1. Aufl. 1853, E
später Köln a. Rh., 83. Aufl. 1902). Durch den sächsischen Gene
intendenten D. Möller, der ihn auf Generalvisitationen kennen geler
dem Minister v. Raumer empfohlen, wurde er im April 1855 Gene
intendent von Pommern. Im Gegensatz zu seinem Vorgänger Bischof I
(s. A. D. B. XXVIII, 661 ff.) jeder Repräsentation abhold und un
von seiner gleichgesinnten Gattin darin bestärkt, legte er den Sch
seines Amtes in die vorbildliche Predigt und Katechese und in die P
theologischen Nachwuchses. Seine Jugendunterredungen, in denen er
Stumpfsten zum Verständniß und Zeugniß für die christliche Heils
aufweckte, waren ihm die Uebungsschule seiner Predigt, die mit „Kate
einfalt" die Gewissen zu treffen wußte. Eine Anzahl kleiner Schrif
Bibellesen, von der Seelsorge an Confirmanden und Confirmirten (
Hauptverein für christliche Erbauungsschriften, Berlin C) enthalten die
gedanken seiner pastoral-theologischen Anschauung und Thätigkeit. Er
Amt, in dessen Pflichten er seine Kräfte zerrieb.

Biographie in: Erinnerungen an eine Zeit, wo es trübe un
ist. Cöln a. Rh. 1886. — Bilder aus dem kirchlichen Leben in P
Bd. 1. Stettin 1895, S. 205—217. — Handschriftliches.

Hermann Pe

Jastram: Cordt J. und Hieronymus **Snitger**; beide in
1686 hingerichtet, sind die Volksführer, nach denen die Wirren benann
sind, die zwei Jahrzehnte lang eine gedeihliche Entwicklung des hamb
Gemeinwesens hinderten, die Autorität des Rathes lähmten und en
Stadt in Gefahr brachten, eine Beute Dänemarks zu werden. So dü
füglich die Biographien beider Parteiführer mit einander vereinigt werde
jene Wirren ein allgemeineres Interesse als nur das speciell hambur
beanspruchen geeignet sind, ist ersichtlich aus C. F. Wurm's (s. A. D. B
326) Programm: „Der europäische Hintergrund der Snitger-Jastr
Wirren in Hamburg. Aus archivalischen Quellen." Hamburg 18
wurde 1634 in Hamburg geboren. Sohn eines Färbers, setzte er da
liche Geschäft fort. „Durch Heirath und eine ansehnliche Erbschaft wo
wurde er Schiffsrheder und betrieb die damals blühende Rhederei na
land zum Walfischfang; zu Zeiten hatte er die Leitung von vier Gr

fahrern unter sich. Er hatte sich in der Welt umgesehen und aufmerksam beobachtet. Wenn er auch in den bürgerlichen Collegien verschiedentlich ein und das andere bekannte lateinische Wort so übel anbrachte, daß es ein Gelächter verursachte, so sprach er doch faßlich und eindringlich. Die französische Sprache verstand er gar nicht." (L. Wächter's [s. A. D. B. XL, 428] historischer Nachlaß, herausgeg. von C. F. Wurm. Hamburg 1838/9. 2 Bände. I, 350 f.) Der dänische Canzleirath Jak. Heinr. Pauli, der alles daran setzte, um J. und S. für Dänemark zu gewinnen, nennt in seinem Briefe an die Herren v. Liliencron und Ehrenschildt J. einen „bonhomme, der aus Nichts Arges habe" (a. a. O. S. 452). Jastram's Mitkämpfer für „die Maintenirung der Freiheit und Rechte seiner Vaterstadt", Snitger, im September 1648 in Hamburg geboren, gehörte einer angesehenen Kaufmannsfamilie an. Er sowie sein Vater schrieben sich „Jeronimo Snitquer", spanisch, wie es damals mehrfach der Fall war bei denen, die in Spanien etablirt waren. Als „Hieronymus Schnitker" wurde er 1666 an demselben Tage mit dem nachmaligen Bürgermeister Luk. v. Borstel in das Akademische Gymnasium seiner Vaterstadt aufgenommen, ein Institut, das oft von Gymnasiasten aufgesucht wurde, ehe sie die Universität bezogen. S. hatte demnach eine höhere Schulbildung genossen, wenn ihm auch nach dem Zeugniß des J. H. Pauli die französische Sprache nicht besonders geläufig war (a. a. O. S. 352). „Auf Reisen gebildet, war er geschäftserfahren, wohlberedt und hatte, man wußte nicht was an sich, wodurch er die Gemüther an sich ziehen konnte. Seine Anhänger rühmten seinen Freimuth, seine Leutseligkeit und Gastfreiheit, die Gegner verunglimpften ihn als hochmüthig, verwegen, hinterlistig, er heuchle Sittlichkeit und lebe schwelgerisch" (a. a. O. S. 349 f.). Sein Wahlspruch war: „Salus urbis et populi" (S. 416 Anm. 3). Nach dem Tode seiner ersten Frau, Cäcilia († 1681), einer Schwester des Senators Hieronymus Sillem, heirathete er Anna Katharina, Tochter des Asmus Wetken, einer sehr angesehenen Familie (s. A. D. B. XLII, 231) angehörig. In den Streitigkeiten der siebziger und achtziger Jahre, die übrigens schon in der ersten Hälfte des Jahrhunderts begonnen hatten, handelte es sich um die Frage, welche Körperschaft die höchste Herrschaft habe, ob der Rath allein oder Rath und Bürgerschaft. Der Rath hatte u. a. 1665 die Behauptung aufgestellt, ihm sei vom Kaiser die höchste Herrschaft übertragen, es gebe folglich zwei Stände, den Rathsstand und den Bürgerstand. Hiergegen erhoben mit Recht die Oberalten, als bürgerliche und kirchliche Gemeindeältesten und Vorsitzende der erbgesessenen Bürgerschaft Einwendungen. Denn worüber sich Rath und Bürgerschaft geeinigt hatten, hatte Geltung und wurde in einem sogenannten Receß zusammengefaßt. Die damals Hamburg bewegenden Wirren gingen also nicht aus einem Kampf sogenannter „Geschlechter" gegen die „Bürger" hervor. Wählte doch der Rath sehr häufig seine Mitglieder aus dem Colleg der Oberalten. Diese principiellen Gegensätze wurden aber verschärft durch persönliche Angriffe, hervorgerufen durch offenkundige Mißbräuche. Die Bürgerschaft rügte, daß die Beamtenstellen durch den Rath „nach Gift und Gaben" verliehen würden, die Processe würden unnöthig in die Länge gezogen. Da keine Abhilfe dieser Beschwerden eintrat, hatte die Bürgerschaft 1650 bereits zum zweiten Mal dem Rathe das Honorar verweigert (Wächter I, 286). Als sich im J. 1663 der Rath durch fünf neue Wahlen ergänzt hatte — es waren Verwandte der bisherigen Rathsherren — erkannte die Bürgerschaft die Wahlen nicht an. „In der That war im J. 1663 unter den vier Bürgermeistern und siebzehn Senatoren kein einziger, der nicht einige Vetter- und Schwägerschaften unter seinen Collegen zählte" (Buek, Hamb. Bürgermeister. Hamb. 1840, S. 224). Um Frieden zu stiften, erschien 1667

als kaiserlicher Commissar der Ritter v. Selb aus Wien, mußte aber nach einem halben Jahre unverrichteter Dinge zurückkehren, da die Bürgerschaft seinen vorgeschlagenen Vergleich nicht billigte. Hatte die Bürgerschaft bisher nur gegen den Rath opponirt, so gab ihr 1672 die Wahl eines ihr nicht anstehenden Mitgliedes des bürgerlichen Collegs der Diakonen durch die Oberalten die Veranlassung, auch diese ihre eigenen Vorsitzenden anzugreifen. In dem Bürgerconvent vom 18. September setzten einige Bürger, unter denen sich auch J. befand, den Oberalten dermaßen mit Drohungen, Stoßen und Drängen zu, daß sie das Rathaus verlassen mußten und Schutz bei dem Rathe suchten. Aus der Antwort des Raths, er könne ihnen nicht mehr Schutz gewähren als er selbst hätte, erhellt genugsam die Machtlosigkeit des Raths (Wächter I, 302 f.). Nun wandten sich die Oberalten um Schutz an den Kaiser, infolge dessen im Februar 1674 Graf Gottlieb Amadeus Windisch-Grätz (s. A. D. B. XLIII, 416) als kaiserlicher Commissar in Hamburg erschien. Mit dessen Ankunft begannen auch die unheilvollen Ränke des kaiserlichen Hofrathes und Residenten in Hamburg, des Edlen von Rondeck († am 2. August 1678 in Hamburg). Joh. Dietrich, so hieß er ursprünglich, Sohn eines hessischen Predigers, Jurist, war seit 1670 Präsident und Rath des Herzogs August von Sachsen, Administrators von Magdeburg. In Ungnade gefallen, wurde er vom Kaiser Leopold zum Hofrath ernannt und geadelt als Edler v. Rondeck. 1671 trat er zur römischen Kirche über und wurde kaiserlicher Resident in Hamburg. In den vom Grafen Windisch-Grätz eilig zur Beilegung der Streitigkeiten entworfenen Receß hatte v. Rondeck einige der Stadt nachtheilige Artikel zu Gunsten der Oberalten hineingebracht. In kaum zwei Monaten war der Receß von Rath und Bürgerschaft schnell durchberathen worden, da der Graf nicht länger in Hamburg verweilen konnte. Jene Artikel waren übersehen worden. Selbst einige Rathsherren erklärten, „es sei unmöglich, daß dem Receß in allen Punkten strikte nachgelebt werden könne“ (a. a. O. S. 311). Er sei, so meinte mit Recht die Bürgerschaft, nicht den bisherigen Recessen gleich zu achten, die als ein freier Vertrag zwischen Rath und Bürgerschaft entstanden seien; dieser Receß sei aber durch Herbeiziehung eines äußeren Einflusses zu Stande gekommen. Trotzdem bestanden allein die Oberalten auf eine kaiserliche Confirmation des Recesses, die 1677 mit einer angefügten scharfen Poenalclausel eintraf gegen jeden, der dem Recesse nicht nachleben werde. Die Irrungen nahmen an Erbitterung zu; das Colleg der Hundertvierundvierziger schickte 1682 sogar einen eigenen Sachwalter, den Juristen Daurer nach Wien, um die Absetzung des Rathsherrn Krull, der als Oberalter seiner Zeit in Wien über die Abfassung der Poenalclausel verhandelt habe, zu betreiben. Unter so bewandten Umständen ernannte der Kaiser den Herzog Georg Wilhelm von Lüneburg-Celle und die Stadt Bremen 1683 zu seinen Subdelegirten, um die Streitigkeiten in Hamburg zu schlichten. Hierdurch trat in den Jastram-Snitger'schen Wirren die Wendung ein, die nach drei Jahren zum Untergang der beiden Parteihäupter führte.

Die Bürgerschaft weigerte sich mit den Celler und Bremer Abgesandten zu verhandeln, denn, wie die Bürgerschaft sagte, gründeten sich deren Forderungen auf v. Rondeck's leidenschaftliche Berichte und zielten auf die Schmälerung der bürgerlichen Freiheit ab. Die Subdelegirten meldeten nach Wien, die von J. aufgehetzte Bürgerschaft werde sich nicht unterwerfen, die schon gegen einige Magistratspersonen, besonders gegen den Bürgermeister Meurer (s. A. D. B. XXI, 532) vorgegangen sei (Wächter I, 339). Als der Kostenpunkt der Subdelegation zur Sprache kam, erklärten die Bürger, sie würden nicht einen Sechsling dazu zahlen, worauf die lüneburgischen Räthe erwiderten, der Herzog

:de sich an der Stadt Gütern schadlos halten. Mit dieser Drohung reisten Gesandten im Frühjahr 1684 von Hamburg ab, nachdem sie noch ein sphemisches Prognosticon ad imitationem Psalmi secundi in Abschriften er die Leute gebracht hatten, welches begann: „Warum toben die Hamburger der gemeine Pöbel redet so vergeblich? Die Pfeffersäcke lehnen sich auf die Käseschraper rathschlagen wider den Kaiser und den Herzog von aunschweig-Lüneburg: Lasset uns zerreißen Ihrer Kaiserlichen Majestät nde und von uns werfen des Herzogs Seile“ (a. a. O. S. 343). Die te kaiserliche Commission war also abgewiesen worden. Nun schritt man en Meurer ein. Man warf ihm vor, daß nach seinem Eintritt in den th, dieser gegen die kaiserlichen Anforderungen nachgiebiger geworden sei, urer halte es mit v. Rondeck und habe die Celler Subdelegation beftigt u. s. w. Meurer ward gezwungen, nach Leistung der Urfehde und er Caution am 12. Juni 1684 aus dem Rath auszuscheiden und begab sich Celle. Tags zuvor war der Windischgrätz-Receß aufgehoben worden. tram's und Snitger's Einfluß nahm zu, da sie sich bei und nach einer ersbrunst, die über zweihundert Häuser und mehr als siebzehnhundert Wohnten eingeäschert hatte, jeder in seiner Weise, bewährt hatten. J. hatte Gebheit und Leben gewagt, um namentlich die Schiffe zu schützen; S. schlug, l die Steuerlast bedeutend angewachsen war, vor, die bisher vom Rath liehenen Beamtenstellen dem Meistbietenden zu verkaufen, wodurch der Stadtel in anderthalb Jahren 150000 Mark Banco (225000 Reichsmark) genn. (Im J. 1696 schätzte man den Ertrag auf 1200000 Reichsmark; a. O. S. 373, 377.) J. und S. wurden auch in eine Commission erwählt, den Briefwechsel mit dem Hamburger Agenten in Wien zu führen hatte. gleich wurden Briefe und Papiere, die Daurer's Sendung betrafen, jener mmission vom Rath ausgeliefert. Nach Meurer's Abgang wählte der Rath seine Stelle den ersten Syndicus Joh. Schlüter zum Bürgermeister, einen hlwollenden aber fast siebzigjährigen Mann, der durchaus nicht geeignet war, hatkraft gegen die Unbotmäßigkeit der Bürger zu entwickeln. Der Herzog n Lüneburg verlangte in einem Schreiben vom 5. Januar 1685 u. a. astram's und Snitger's Auslieferung oder Bestrafung, die Bezahlung der Subdegationskosten und, da dies nicht gewährt wurde, ließ er in seinen Landen mburgische Güter und Bürger arrestieren, das Amsterdamer Postfelleisen erfnen und die Hamburger Briefe daraus nehmen. Zugleich wurde Hamrger Gebiet, die Dorfschaft Moorburg am linken Elbufer, von lüneburgischen ruppen besetzt. Den Werth der beschlagnahmten Waaren schätzte man auf ne Tonne Goldes (a. a. O. S. 396 Anm.). Diese Besetzung hamburgischen ebiets gab Dänemark den erwünschten Vorwand, seine lange gehegten Pläne gen Hamburg, anscheinend zum Schutze Hamburgs, auszuführen.

Erst 1679 hatte Dänemark in Hamburgs Nähe 17000 Mann zusammengen, um der wiederholten Forderung der Erbhuldigung mehr Nachdruck zu en, was noch durch den Pinneberger Interimsreceß unter Vermittlung von ankreich, Lüneburg und Brandenburg abgewandt wurde. 1683 im August rieb der niederländische Gesandte in Kopenhagen, schon mangele es den Dänen ht an Einverständniß in Lübeck und Hamburg; 1684 im August meldet französische Gesandte im Haag, Graf d'Avaux, daß Dänemark mit seinen sichten auf Hamburg auch die gegen den Herzog von Holstein-Gottorp verde (C. F. Wurm, Der europ. Hintergrund u. s. w. S. 11, 13). Dänerks Absichten auf Hamburg auszuführen, war mit Umgehung des in Hamg accreditirten dänischen Residenten Lynker, der dänische Canzleirath Jak. inr. Pauli bestimmt. Anfangs Mediciner, später Jurist, hatte er auf ver-

schiedenen Sendungen Christian's V. Vertrauen erworben und war 1683 angewiese
worden, in Hamburg seinen Wohnsitz zu nehmen, wie Pauli selbst schreibt al
„résident quasi en cachette" (a. a. O. S. 382 Anm.). Gestützt auf ei
königliches Memorial vom 30. Januar 1685 stellte der Canzleirath J. und S
vor, daß Dänemark nicht die Unterdrückung der städtischen Freiheit und de
Handels zu Gunsten einer kleinen Partei zugeben werde. Die dänischen Um
triebe hatten aber auch den Kurfürsten von Brandenburg nicht ruhen lassen
Er hatte am 7. August 1684 in Berlin einen Vertrag mit dem Gesammthaus
Lüneburg zum Schutze von Bremen, Lübeck und Hamburg geschlossen, falls ein
der Städte angegriffen werden sollte (Wurm a. a. O. S. 26). Dementsprechend
sandte der große Kurfürst seinen Staatsrath F. R. v. Canitz (s. A. D. B
III, 756) nach Hamburg, um zwischen Lüneburg-Celle und Hamburg zu ver
mitteln. Als ob der Rath auf jede Selbständigkeit verzichten wollte, schlug er
der Bürgerschaft vor, trotz aller traurigen Erfahrungen, die er mit bürger-
schaftlichen Deputationen gemacht hatte, eine Deputation von dreißig Mit-
gliedern zu erwählen, die mit ihm und Herrn v. Canitz über „alle Diffe-
rentien" verhandeln sollte. J. und S. gehörten zu den Dreißigern, die „sehr
bald alle Angelegenheiten der äußeren und inneren Stadt- und Rechts-
verhältnisse an sich zogen" (Buek, Bürgerm. 107). Bezeichnend ist das Wort
des Rathsherrn Langermann, das er zu den Dreißigern in der achten Sitzung
sprach: Deputatio est mala bestia, quae non audit rationes (Wächter I
388, A. 8). Die Verhandlungen blieben ohne Erfolg, da Celle auf seinen
Forderungen bestand. Der Kurfürst rief Canitz ab, beauftragte ihn aber, in
Celle anzuzeigen, daß der Kurfürst keinesfalls Hamburgs Untergang müßi
ansehen werde (Wächter 401). Nach vierzehn Tagen bot Lynker der Stadt
des Königs gute Dienste an, wofür Rath und Bürgerschaft dem Könige ihre
Dank zu sagen, aber auch dies dem Kurfürsten mitzutheilen beschlossen. Nu
traf der jüngere v. Rondeck († 1688 in Wien), der an seines Vaters Ste
kaiserlicher Resident war, Anstalten, sich Snitger's zu bemächtigen und ih
dem Herzog von Celle auszuliefern. Seine Helfershelfer waren drei au
fremden Diensten entlassene Officiere, die in Hamburg lebten und einige en
lassene Stadtsoldaten. S. und seine Frau wurden am Abend des 19. Mä
im Begriff von ihrem Landhause in Horn nach Hamburg zurückzukehren, v
den Verschworenen entführt, die die Gefangenen nach einem Ort im Lüneburgisch
zu bringen beauftragt waren. Gegenüber von Artlenburg mußten sie die Na
am rechten Elbufer zubringen, da der Fährmann sich weigerte, nachts üb
zusetzen. Hier wurden sie am frühen Morgen von den verfolgenden Hambur
Reitern überrascht, die Entführer gefangen genommen und nach Hamb
zurückgeführt. Snitger's und seiner Frau Rückkehr glich einem Triumphzu
Seinem Wagen folgten auf einem Leiterwagen die drei gefangenen Officie
neben demselben schritt J., um die Entführer vor der Volkswuth zu schütze
v. Rondeck hatte sich aus der Stadt entfernt, die sich einem nie gekannt
Freudentaumel überließ: auf den Marktplätzen loderten am Abend Freude
feuer auf und unverabredet wurden allgemein die Fenster erleuchtet. J. ga
zu der den Befreiern Snitger's verheißenen Belohnung fünfhundert Thale
Den Entführern wurde der Proceß gemacht. Am 8. April fällte das Niede
gericht sein Urtheil über drei derselben: der hamburgische Garnisonsauditeu
Rickmeyer wurde zu fünfjähriger Haft, der verabschiedete hamburgische Rittmeiste
Hartwig zu lebenslänglichem Gefängniß und der vormalige dänische Rittmeiste
v. Gahlen zum Tode verurtheilt. Dies Urtheil erschien dem großen Haufe
zu milde, nach zwei Tagen sprach der Rath das Endurtheil, indem er für all
drei auf Todesstrafe erkannte. Am 13. April wurde sie vollzogen. De

urfürst war um seine Verwendung für die Angeklagten gebeten worden, hatte
er erklärt, er wolle dem Gerichte seinen Lauf lassen (a. a. O. S. 422).
ondeck aber schrieb von Harburg aus an den Rath, „es müsse kaiserliche
ajestät Wunder nehmen, daß man so cruel mit den Gefangenen verfahren
olle, da sie doch ausgesagt hätten, Snitger's Abducirung sei auf des Grafen
Berka [des kaiserlichen Gesandten] und seine (Rondeck's) Verordnung ge-
hehen" (a. a. O. S. 425). Am 29. Mai wurden auch die anderen sechs
elfershelfer hingerichtet. Der Kaiser erklärte seinen Abscheu über die Exe-
tionen und citirte J. und S. und den Bürgermeister Schlüter zur Ver-
atwortung nach Wien. Herzog Georg Wilhelm forderte im kaiserlichen Auf-
age die völlige Wiedereinführung Meurer's. Der Kurfürst versuchte vergeblich
n Herzog zur Nachgiebigkeit zu bewegen, während er dem Rath es nahe
gte, eine Deputation nach Wien zu senden, der er eine ehrenvolle Aufnahme
reiten wolle. Zu einem Entschluß konnte sich der Rath nicht aufraffen. Da
setzten im Januar 1686 Lüneburger Truppen das Amt Bergedorf und die
ierlande, um „Hamburg zu zwingen, kaiserlichen Befehlen zu pariren, Meurer
nd dessen Güter zu restituiren und diesem Satisfaction zu geben" (a. a. O.
. 445). Hamburger Stadtsoldaten suchten das Vordringen der Lüneburger
u hindern, mußten sich aber nach einigen Gefechten vor der Ueberzahl zurück-
ehen. Nun deputirte der Rath seine beiden Mitglieder, die nachmaligen
ürgermeister, die Doctoren Schaffshausen und Hieronymus Hartwig Moller
ach Wien. Am 18. März fuhren sie in die Leopoldstadt ein. Hier kam
hnen, wol nicht zufällig, der in Wien accreditirte lüneburg-cellische Minister
Baron v. Marenholtz zu Pferde, begleitet von vier Dienern, entgegen und griff
die hamburgischen Gesandten an. Durch dazwischen tretende Wiener wurden sie
vor ferneren Mißhandlungen geschützt. Der Kaiser forderte sogleich die Ab-
berufung des lüneburgischen Gesandten, allein eine anderweitige Genugthuung
wurde Hamburg nicht zu theil. Der Kurfürst jedoch, der sich gewissermaßen für
die Sicherheit der Gesandten verbürgt hatte, zeigte dem Rath an, daß er die
in seinem Gebiete belegenen Marenholtz'schen Güter im Werthe von 50 000
Thalern mit Beschlag belegt habe (Buek, Bürgerm. S. 145). Sein An-
erbieten, brandenburgische Truppen der Stadt zu Hülfe zu schicken, lehnten
Rath und Dreißiger ab. Auch Pauli stellte dem Rath dänische Hülfe zur Ver-
treibung der Lüneburger in Aussicht, ohne ein Entgegenkommen zu finden.
Pauli's Briefe nach Kopenhagen (Wächter, S. 450—455) bekunden sein un-
ausgesetztes Bemühen, J. und S. für den König von Dänemark günstig zu
stimmen, zugleich aber, „daß Haß und Mißtrauen gegen Dänemark hier so tief
gewurzelt seien, daß es schwer scheine, sie ausrotten zu können"; J. habe er-
klärt, sobald man veranlaßt werde, einen Angriff Dänemarks auf die Stadt
befürchten zu müssen, würden die bürgerlichen Collegien einförmig mit dem
Rath gegen Dänemark beschließen; S. habe beim Trunk (inter pocula) ge-
äußert, wenn Dänemark die Stadt von den Lüneburgern befreien wolle und
ihr freie Fahrt durch den Sund, wie die Holländer und Schweden sie jetzt
hätten, bewilligen würde, so würde die Stadt sich durch ein namhaftes Geld-
geschenk dankbar erweisen. Noch am 17. August meldete Pauli: J. hat mir
zuschreiben lassen, im Falle, daß vom Könige von Dänemark gegen die Stadt
das Geringste sollte vorgenommen werden, würde man sowol Brandenburger
als die gegenwärtigen 2000 Mann Hannoveraner annehmen." Der Haß gegen
Meurer's Partei, die an Lüneburg-Celle ihren starken Rückhalt hatte, vielleicht
auch die Furcht vor der unleugbaren Ueberlegenheit des resignirten Bürger-
meisters mögen in etwas Jastram's und Snitger's und ihrer Genossen un-
glaubliche Verblendung erklären, die bis zum letzten Augenblick nicht die von

Dänemark drohende Gefahr sahen. Denn im Juli gingen in Hamburg Gerüchte um, daß auf der Kropper Heide zwischen Schleswig und Rendsburg sich zahlreiche dänische Truppen sammelten. Brandenburgische und holländische Agenten und Mitglieder der englischen Court in Hamburg zeigten an, „die Stadt sei in großer Gefahr“, Augen- und Ohrenzeugen berichteten, daß an 1800 Höfe in Holstein der Befehl ergangen sei, jeder Hof solle einen Mann mit Schaufel und Spaten stellen; nördlich von Altona werde ein großes Lager abgesteckt; in der Umgegend von Blankenese sei Belagerungsgeschütz untergebracht. Als am 14. August der Rath den Dreißigern vorschlug, das Geschütz und die Stadtsoldaten aus dem Landgebiet in die Stadt zu ziehen, wandten sie ein, wenn glaubwürdige Nachrichten eingetroffen sein würden, wäre dazu noch Zeit genug. J. äußerte öffentlich, „er wolle sich im Bürgerschaftssaale henken lassen, wenn Dänemark Hamburg feindlich überziehe.“ S. behauptete, „dies Gerücht sei von den Meurerischen ausgesprengt“. Aber am Abend des 18. stellte er Pauli vor, das Gerücht von der feindlichen Annäherung des Königs gewinne an Glaubwürdigkeit und fügte hinzu: „Kommt der König feindlich vor Hamburg, dann vertragen wir uns sogleich mit Lüneburg und lassen den rothen Hahn in Altona krähen.“ Allein am nächsten Morgen um fünf Uhr eilte Pauli zu S. und kündigte ihm an, der König stände bei Ottensen, mit 16 000 Mann und schwerem Geschütz. Er verlange Hamburgs Erbhuldigung und eine Barzahlung von 400 000 Thalern, widrigenfalls werde er die Stadt verwüsten. So wenig dachte S. an hochverrätherische Absichten, daß er stracks den vier Bürgermeistern Pauli's Eröffnung kund gab. Lynker machte dem Rath im Laufe des Tages eine ähnliche Mittheilung wie die Pauli's. Der Rath war aber nicht ohne Aussicht auf Hülfe. Denn an demselben Tage übergab der brandenburgische Resident die Erklärung seines Herrn, „was für Volk die Stadt vom Kurfürsten begehre, solches solle dazu parat sein“. Auch Herzog Ernst von Hannover bot seine Hülfe an und versicherte, die Stadt habe von den lüneburg-cellischen Truppen nichts zu befürchten (a. a. O. S. 458 f.).

Bei der von außen drohenden Gefahr hatten sich Rath und Bürgerschaft schnell geeinigt, aber so blindlings wie bisher die große Masse sich von J. und S. hatte führen lassen, so schnell verwandelte sich ihre bisherige Anhänglichkeit in Feindschaft. J. und S. wurden für Feinde der Stadt angesehen. Am 20. forderten schon Volkshaufen vor Bürgermeisterhäusern dringend die Verhaftung beider. Sie und einige andere Führer der Dreißiger wurden am 22. in bürgerliche Haft auf dem Winserbaum abgeführt. Acht Tage später mußte der zweiundsiebzigjährige Bürgermeister Schlüter seine Haft im Einbeck'schen Hause antreten, von der ihn der Tod am 21. October erlöste. Wären J. und S. sich einer Schuld bewußt gewesen, so hätten sie die Stadt unbemerkt verlassen können, da vom 20. bis 22. August die Stadtthore geöffnet waren für den Einzug der Lüneburger und der städtischen Garnison. Die Stadt wurde energisch vertheidigt: ein viermaliger Angriff der Dänen auf die Sternschanze brachte allein ihnen einen Verlust von 1000 Mann, der andren Verluste zu geschweigen. So ließ der König am 6. September mit den Belagerungsarbeiten einhalten und schloß am 23. einen Vergleich mit der Stadt ab. Aber je günstiger die Aussichten sich für Hamburg gestalteten, desto schärfer gingen Jastram's und Snitger's Gegner vor. Am 27. August wurden sie in der Frohnerei der Obhut des Scharfrichters übergeben. Ihre Frauen, Kinder und Vertheidiger durften nur in Gegenwart von Gerichtsdienern mit ihnen sprechen. Bei der ersten gerichtlichen Vernehmung am folgenden Tage leugneten beide die ihnen vorgelegten Fragen über hochverrätherische Verbindungen mit Dänemark. Auf ver-

schiedene Anklagen antwortete S., daß er nicht anders gehandelt habe als alle Dreißiger. J. wurde wegen einiger Aeußerungen angeklagt, die den Schein erwecken konnten, als ob er die Dänen als die Befreier Hamburgs angesehen habe. Er entgegnete, sie sollten nach seiner Meinung die Lüneburger aus den Vierlanden vertreiben, „doch nie sei er der Meinung gewesen, daß sie diese für sich behalten sollten“ (a. a. O. II, 7). Am Abend des 30. wurden beide Gefangene stundenlang der Tortur unterworfen, ohne ein weiteres Geständniß abzulegen oder zu widerrufen. S. war so zugerichtet, daß er nicht gehen konnte, „er könne die Hände nicht zum Munde führen und man müsse ihm wie einem Kinde zu essen geben“, meldete der Frohn, als er die Gefangenen am 9. September vor das Niedergericht führen sollte. Nach den Stadtrechten hätten J. und S. vor einer Bürgerversammlung angeklagt und dieser die Beweise vorgelegt werden müssen, daß sie ihre Vollmacht überschritten und verrätherische Consilia gegen die Stadt vorgehabt hätten, dessen sie jetzt angeklagt waren. Der gerichtlich bestellte Vertheidiger beschwerte sich, daß ihm zur Abfassung der Vertheidigung nicht die Zeit verstattet sei, welche sonst in der allergeringsten Civilsache täglich erlaubt werde, indem ihm nur eine siebentägige Frist verwilligt worden, und erklärte auch in Beziehung auf die Pauli'schen Schriftstücke, daß er der französischen Sprache nicht völlig mächtig sei (a. a. O. II, 11 f.). Dieselbe Härte und Eile, mit welcher man ein Jahr zuvor das Todesurtheil über die neun Entführer Snitger's gefällt hatte, zeigte sich in der Verurtheilung von J. u. S. Am 10. September sprach das Niedergericht das Todesurtheil aus, das der Rath am 1. October bestätigte. Am 4. October wurde es vollzogen. Snitger's Frau hatte ihren Mann seit seiner Verhaftung nicht verlassen; als S. die Thürschwelle der Frohnerei überschritt, sank sie ohnmächtig nieder. Beide Verurtheilte wurden von ihren Beichtvätern begleitet. Kurz vor seinem Ende rief S. den gerechten Gott zum Zeugen an, daß er unschuldig sterbe (a. a. O. II, 14).

J. und S. sind die Opfer der dänischen Ränke geworden. Weder unter den Qualen der Tortur haben sie ein Einverständniß mit Dänemark bekannt, noch konnten sie dessen aus ihren Worten und Thaten überführt werden. Hätten beide ihre Wirksamkeit auf die communalen, städtischen Aufgaben beschränkt, so hätten sie durch Abschaffung offenbarer Mißbräuche manche Einrichtung zum Heil der von ihnen stets hochgehaltenen bürgerlichen Freiheit treffen können. Es ist aber auch nicht zu leugnen, daß sie mit der Gesammtheit der Dreißiger die Befugnisse dieser Deputation überschritten und in die Rechte des Rathes sich Eingriffe erlaubten. Vollends fehlte J. und S. der politische Scharfblick bei den weit verzweigten Verwickelungen, in die Hamburg durch die gleichzeitige Einmischung des Kaisers, Lüneburgs, Dänemarks und Brandenburgs gerathen war. Zur Erklärung dieser Kurzsichtigkeit darf man vielleicht sagen, daß J. und S. geblendet waren durch die Feindschaft gegen Meurer und seine Partei. Sind beide nicht frei zu sprechen von solcher persönlichen Feindschaft, die vielleicht auch in der Furcht vor dem geistig ihnen überlegenen ehemaligen Bürgermeister begründet war, so ist dieser ebensowenig frei zu sprechen von der persönlichen Mitwirkung zur Entführung des Snitger's, indem Meurer sich zur Vorbereitung derselben bei dem lüneburgischen Amtmann auf der Wilhelmsburg zwischen Harburg und Hamburg befand (a. a. O. I, 423). Die zügellose, verhetzte Volksmasse forderte 1685 das scharfe Urtheil wider Jastram's und Snitger's Gegner und 1686 gegen die eigenen Parteihäupter.

Außer den unzähligen gleichzeitigen Flugschriften über J. und S. ist vor allen Wächter's Nachlaß zu nennen: Nach der Vorrede Wurm's ist der

Verfasser nicht mehr zu einer letzten Ueberarbeitung seiner Schrif
kommen. Sie enthält aber die auf Quellenforschung beruhende actenm
Darstellung der Wirren. Zu den Wächter bekannten Quellen sind n
dings einige aus dänischen, brandenburgischen u. a. Archiven geschöpfte
öffentlichungen in der Zeitschrift und den Mittheilungen des Verein
Hamb. Geschichte erschienen. — S. G. Kowalewski, Gesammtregister
die Veröffentlichungen des gen. Vereins von 1839—1899. Hamb. 1
Hervorzuheben sind die betreffenden Arbeiten in Bd. VIII (1889) der
schrift und in Bd. IX (1894) „Zur Geschichte der dänischen Belagerung von
von Th. Schrader" mit Berichtigungen früherer Darstellungen. — Als
Gedächtnißfeier ist die gleichfalls auf Quellenstudien beruhende Schrift
H. Erdmann: „Hamburg vor 200 Jahren oder die Jastram-Snitger'
Wirren", Hamb. 1886, 8°, 75 S. anzusehen.

W. Sille

Jauer: Nikolaus J. (Nikolaus Magni de Jawor), Theologe, geb
ca. 1355 zu Jauer in Schlesien, † am 22. März 1435 zu Heidel
Der Familienname ist Magni (Groß); nach der Sitte der Zeit wird er
gewöhnlich nach dem die Herkunft bezeichnenden Zusatz zum Namen gen
Ueber seine erste Ausbildung, auch über Ort und Zeit seiner Priesterweih
nichts bekannt. Erst der Gang seiner höheren Studien an der Unive
Prag läßt sich verfolgen, wo er 1378 als Cleriker zum Baccalarius in arti
am 5. Februar 1381 zum Licentiaten in artibus promovirt wurde, wora
Vorlesungen an der Artistenfacultät zu halten begann, der er bis 1395
Magister angehörte. In diesen Jahren der philosophischen Lehrthätigkeit m
er zugleich in der herkömmlichen Weise den theologischen Studiengang d
während er auch als Prediger und Inhaber eines Altarbeneficiums
St. Gallus praktisch im geistlichen Amte thätig war. Wahrscheinlich im J
1395 trat er als Magister in die theologische Facultät über. Im Som
halbjahr 1397 war er Rector der Universität. Im J. 1402 siedelte J.
Prag, wo sich die Verhältnisse durch die nationalen und religiösen Stre
keiten immer unerquicklicher gestalteten, an die junge Universität Heidel
über, um das Amt eines der drei Ordinarien der theologischen Facultä
übernehmen. Andere Prager Magister waren ihm hierhin schon vor
gegangen; in der theologischen Facultät traf er seinen früheren Prager L
Matthäus von Krakau (später 1405—1410 Bischof von Worms) und Ko
von Soltow (1405—1407 Bischof von Verden) wieder an. In der e
Hälfte des Jahres 1407 war er Rector der Universität. In den Ja
1407—1421 fungirte er als Vicekanzler bei den feierlichen Promotio
Bald wurde er Senior und Decan der Facultät und blieb als Professor
Decan bis zu seinem im Alter von etwa 80 Jahren erfolgenden Lebens
thätig. Seit 1413 war er auch Kanonikus, und von 1413—1418 D
des Stiftscapitels der Heiliggeistkirche, seit 1418 Canonicus senior. Im J
1416 wurde J. mit Anderen als Vertreter der Universität zum Concil
Konstanz gesandt, wo er eine handschriftlich erhaltene Rede hielt (gedruck
v. d. Hardt, Hist. lit. Reformationis III, 26—38 und auszugsweise in
unten genannten Monographie von Franz, Anlage 4, S. 224—239), 1
als Abgeordneter des Kurfürsten (vgl. P. Albert in der Literarischen R
schau 1898, Nr. 7, Sp. 203) zum Concil nach Basel. Auf einer ze
nicht näher zu bestimmenden Synode in Worms hielt er eine in zwei Wi
Handschriften erhaltene Synodalrede (darnach gedruckt bei Franz als Anla
S. 240—248).

Von den handschriftlich erhaltenen litterarischen Arbeiten Jauer's

hören in die Prager Jahre der für Klosterfrauen um 1400 geschriebene Tractat „De tribus substantialibus votis religiosorum“ (Handschriften in München, Leipzig, Prag, Wien, St. Florian, Wilhering und im Besitze von Franz) und ein „Sermo super quatuor passionibus Domini nostri Jesu Christi secundum concordantiam quatuor evangelistarum ad populum“ (in Codex lat. Mon. 23 863). Aus der Heidelberger Zeit sind erhalten eine Quaestio über das Mendicantenthum (in Cod. lat. Mon. 17 231; bei Franz gedruckt als Anlage 2, S. 206—216), eine Quaestio über die Behandlung der Häretiker (in Cod. Vat. Palat. 608; bei Franz als Anlage 3, S. 217—223), die schon erwähnten, auf dem Concil von Konstanz und auf einer Wormser Synode gehaltenen Reden, eine Anzahl von Predigten, die J. an Sonn- und Festtagen beim akademischen Gottesdienst in der Heiliggeistkirche hielt (theils in einer Trierer Sammlung von Predigten von Heidelberger Professoren aus der ersten Hälfte des 15. Jahrh., Cod. 60 der Stadtbibliothek zu Trier, theils in einer aus Buxheim stammenden Handschrift, jetzt im Besitze von Franz); endlich die am meisten verbreitete Schrift Jauer's, der 1405 verfaßte Tractat „De superstitionibus“, eine kurze schulmäßige Darstellung der Dämonologie und des damit zusammenhängenden Aberglaubens, worin J. den Aberglauben in allen seinen Formen bekämpfen will; Franz zählt 58 Handschriften dieses Tractats aus dem 15. Jahrhundert auf, davon 25 jetzt allein in der Münchener Staatsbibliothek; gedruckt wurde derselbe nie. J. war kein bahnbrechender, schöpferischer Geist, aber ein tüchtiger Vertreter der Schulgelehrsamkeit seiner Zeit, erfüllt von Liebe zur Wissenschaft wie zur Kirche und mit ernstem Sinn auf die Abstellung der schmerzlich empfundenen Gebrechen im kirchlichen Leben und im Volksleben dringend; er war einer von den Männern, welche das Ansehen der Heidelberger Hochschule begründet hatten.

Ad. Franz, Der Magister Nikolaus Magni de Jawor. Ein Beitrag zur Literatur- u. Gelehrtengeschichte des 14. u. 15. Jahrhunderts. Freiburg i. Br. 1898. — Paulus, Nikolaus Jauer; Histor.-politische Blätter, 121. Bd. 1898, S. 815—819 (nach Franz). Lauchert.

Jeitteles: Andreas Ludwig J. oder, wie er sich als Poet nannte, Justus Frey, dessen „Gesammelte Dichtungen“ sein Sohn, der bekannte Germanist und Universitätsbibliothekar Adalbert J. im Auftrage der Gesellschaft zur Förderung deutscher Wissenschaft, Kunst und Literatur in Böhmen 1899 herausgegeben, ward am 24. November 1799 in Prag geboren, besuchte daselbst 1810—15 das Altstädter Gymnasium, in welchem er besonders eifrig das Studium der classischen Sprachen betrieb. Nach Vollendung des sogenannten philosophischen Obligatcurses, der seiner idealen Geistesrichtung lebhafte Anregung bot, wählte er die Medicin zu seinem Berufsstudium. Schon während der Studienzeit erwachte in ihm die Liebe zur Poesie. Durch vertrauten Umgang mit Karl Egon Ebert und dem berühmten Schauspieler Karl Seydelmann, welcher damals der Prager Bühne als Mitglied angehörte, sowie mit dem genialen Maler Joseph Führich schoß diese Neigung zu hellen Flammen auf. So entstanden schon frühzeitig viele Gedichte, die in verschiedenen Zeitungen, Zeitschriften und Taschenbüchern erschienen und in litterarischen Kreisen Aufsehen erregten. Doch mußte J. der Noth gehorchend, nicht dem eigenen Triebe, seine Neigung eindämmen. Die Armuth, die unseres Dichters Erbtheil war und ihm in dem Jugendgedichte „Frage nicht“ den Seufzer entlockte:

„Wenn ich Andere lächeln sehe,
Sehe, wie sie froh genießen,
Fühl' ich ein gewaltig Wehe

Durch die Brust wie Pfeile schießen.
Lieder sind die einz'ge Habe
Die vom Himmel ich empfangen"

forderte von ihm mit gebieterischem Zwange, daß er sich eine feste Ste
im Leben erobere. Er promovirte daher im J. 1825 in Wien auf G
einer Dissertation, die den Titel führt „De animi adfectibus", ließ sich
selbst als praktischer Arzt nieder und traf zugleich Vorbereitungen für
akademischen Lehrberuf. 1826 unternahm er in Begleitung eines Mä
des Dr. Philipp Ritter v. Holger, zu wissenschaftlich-litterarischen Zw
eine Reise durch Deutschland, welche ihn unter anderem nach Weimar fü
Hier entstand 1826 das ergreifende Gedicht „Im Schiller'schen Hause
Weimar", in dem er das Andenken des Dichterfürsten in sinniger Weise fei
Um dieselbe Zeit erschien auch das Gedicht „Schiller und seine romanti
Gegner", in welchem er dem unerschrockenen Streiter für Wahrheit und F
heit, dem Bekämpfer der Tyrannen, dessen Dramen Erzposaunen glei
huldigte. Er donnerte den Romantikern entgegen, daß es durchaus nicht e
heiliger Zorn ist, der sie gegen Schiller entflammt, sondern vollständ
Mangel an dem Ewig-Männlichen:

„Weil er, ein Held, verblutend für jene Freiheit focht,
Bei deren bloßem Namen das Herz euch ängstlich pocht;
Weil er der finstern Lüge Medusenhaupt zertrat
Und unsern Geist mit Wahrheit, mit Licht gesättigt hat.

Weil sein Gesang, der mächtig und kühn daher gebraust,
Wie wenn der Sturm des Waldes um Eichenwipfel saust,
Nie kräftiger und reiner, nie reicher sich ergoß,
Als wenn vom Recht der Menschheit der Mund ihm überfloß.

Weil er, sich selbst vertrauend, nur durch sich selbst geschult,
Um eure Gönnerschaften nicht kleinlich hat gebuhlt;
Weil ihm verhaßt gewesen Parteien-Haß wie Gunst;
Weil Meisterin und Herrin allein ihm war die Kunst.

Weil er, der Zeitenkenner, der Weise, der Prophet,
Wornach ihr kindisch geizet, hat männlich stolz verschmäht:
Aus hohem Aug' ein Lächeln, ein Kreuz aus hoher Hand,
Und wie er sonst noch heiße der weltlich hohle Tand!

Das sind die weisen Gründe, wir kennen sie genau,
Ihr Männer, fein im Umgang, im Urtheil hart und rauh,
Warum ihr pathologisch den Kerngesunden nennt;
Ja, pathologisch ist es, daß ihr ihn nicht erkennt.

Es wird euch nicht gelingen, ihr müht umsonst euch ab,
Den deutschen Herzen theuer bleibt dieses edle Grab:
Gesinnung heißt der Zauber, wodurch man sie gewinnt,
Charakter heißt die Formel, die Liebesnetze spinnt."

Damals war es ihm auch vergönnt, den Olympier von Angesicht zu
gesicht zu sehen und ihm seine Reverenz zu bezeigen. Bei aller Verehr
und Bewunderung seines gewaltigen, titanenhaften Genius hielt er jedoch n
mit dem allerdings zu weit gehenden, das Kind mit dem Bade ausschütter
Tadel zurück. Goethe ist ihm ein Lehrer, ein Führer, ein Schild g
Schicksalsdruck, aber er kann ihn nicht erwärmen, das Herz ihm nicht h
schlagen machen, weil er nicht wie Fichte zündende Worte zur deutschen Na
gesprochen, weil er Verrath an seinem Volksthum begangen hat. Der An
seiner Statue entlockt ihm den zornigen, schmerzerfüllten Ausruf:

„In diesen Tagen fühl' ich's mehr als jemals: Eins hast du verbrochen:
Du ließest deines Volkes Leid vergebens an die Thüre pochen,
Du wiesest vornehm es zurück;
. . . . und wo du bitter hättest sollen weinen,
Genügte dir dein eigen Glück.

Und doch — wer weiß — ein freies Wort aus deinem Zaubermund erklungen,
Es wäre wie der Strahl des Lichts vielleicht durch Land und Meer gedrungen,
Erleuchtet hätt' es und geweckt,
Die Säumigen geweckt zur That, die Schlafenden geweckt aus Träumen,
Die bösen Geister hätt' es kühn gejagt aus ihren finstern Räumen
Und freche Willkür aufgeschreckt.

Und hätt' auch nicht dein Wort gesiegt — nicht immer siegt ein Wort zur Stunde —
So sprachst du's doch, so kam es doch hervor aus dem Prophetenmunde,
Durch alle Zeiten tönt' es fort;
Verkünden würd' es ein Geschlecht dem andern: „Seht, so dacht' und schrieb er,
So kämpft' und litt er für sein Volk, ein Mann des Volkes war und blieb er,
Gepriesen sei sein großes Wort!"

Du wolltest nicht! — Und warum nicht? — Du warst so stark nicht wie der Weise,
Der aus dem himmlischen Gefild in unsre niedern Lebenskreise
Sich opferfreudig hergewandt:
Man zeigte dir das Erdenrund mit allen seinen Herrlichkeiten;
Da ließest du den schlichten Ring von deinem Finger abwärts gleiten,
Der mit dem Volke dich verband.

. . . .

Bedrängte Menschheit, wann doch wird ein Geistesheros dir erstehen,
Der einen Arm hat für dein Wohl und ein Gefühl für deine Wehen? —
O, weinen möcht' ich wie ein Kind,
Daß Männer, die du nennen mußt im Reich des Geistes hohe Fürsten,
Nach ihrer eig'nen Ehre zwar, jedoch nach deiner Schande dürsten,
Daß deine Größten — groß nicht sind!"

1829 erhielt Z. die Stellung eines Prosectors bei der anatomischen Lehr=zel in Wien und 1831 die durch den Tod des Ordinarius erledigte Lehr=zel selbst in provisorischer Eigenschaft, 1835 wurde ihm die supplirende ein Jahr darauf die ordentliche Professur der sogenannten theoretischen dicin für Wundärzte an der ehemaligen Universität in Olmütz übertragen. dem Studienjahr 1842—43 bekleidete er das Ehrenamt eines Rectors. Sturmjahre 1848 erfuhr seine Lehrthätigkeit eine Unterbrechung. Er loß sich mit feuriger Begeisterung und der ganzen Hingebung seiner nach rtschritt und Aufklärung dürstenden Seele der freiheitlichen Bewegung an. seiner Eigenschaft als Lehrer der Hochschule fühlte er sich vor allem ge=ungt, auf die akademische Jugend beschwichtigend und belehrend einzuwirken, ndem er an sie in und vor der Aula wiederholte, mit Jubel aufgenommene nsprachen hielt. Er übernahm ferner die Leitung eines politischen Blattes „Die neue Zeit"), in dem er seinem Freimuth und dem Ingrimm gegen die nsteren Mächte der Reaction rückhaltlos Ausdruck lieh. Durch diese seine olitische Thätigkeit gewann er sich nicht nur die Herzen der gesammten Studentenschaft, sondern zugleich die Gunst und Achtung des aufgeklärten Theiles der Bevölkerung in so hohem Grade, daß er von dem Wahlbezirk Olmütz mit weitaus überwiegender Stimmenmehrheit zum Abgeordneten der eutschen Nationalversammlung in Frankfurt am Main gewählt wurde. In er Paulskirche saß er neben dem 80jährigen Ernst Moritz Arndt, so lange ieser nicht die „Schwenkung nach rechts" machte, und hielt zwei größere Reden. Mit geschwellten Hoffnungen war er nach Frankfurt gezogen, tiefgebeugt kehrte er m December 1848 in die Heimath zurück, weil Deutschland sich freiwillig der Schmach vermählt hatte. Zu der herben Gemüthsstimmung gesellte sich ein angwieriges schweres Leiden, das ihn zwang, mehrere Jahre hindurch seinem geliebten Berufe fernzubleiben. Während dieser unfreiwilligen Unterbrechung einer akademischen Thätigkeit war er eine Zeit lang ernstlich von der Gefahr edroht, wegen seines öffentlich bekundeten Liberalismus des Lehramtes entsetzt u werden. Erst 1852 kam er in die Lage, seine Berufsarbeit wieder auf=

zunehmen, und er lag ihr mit dem ihm eigenen Pflichteifer bis zum Jah
1869 ob, in dem ihm die edle Gattin durch den Tod entrissen wurde. D
Rest seines Lebens verbrachte er in Graz, wo er am 17. Juni 1878 starb.

Aus den oben erwähnten Gedichten, zu denen sich noch das 1844 ve
faßte Gedicht „Nicolaus Lenau“ gesellen mag, in dem er für das Schicks
des unglücklichen Dichters seinen Mißton verantwortlich machte und in de
schönen Versen:

> „Wie anders deiner Muse Sonnenblick,
> O Goethe, reizendstes der Wunder!
> Mit allen Grazien im Freundschaftsbund,
> Strömt Weisheit dir vom lebenswarmen Mund,
> Und selbst dein Schmerz ist ein gesunder.
>
> Zu dieser Quelle wandert ungesäumt:
> Hier wird nicht knabenhaft der Tag verträumt,
> Lebendiges wird treu besichtigt;
> Vom Kerne wird das Beiwerk losgeschält,
> Der Sinn geschärft, die Mannesbrust gestählt
> Und Leid wie Leidenschaft beschwichtigt!“

den Altmeister als lichtvolles Gegenstück hinstellte, geht klar hervor, daß J
im Gegensatze zu vielen österreichischen Dichtern des Vormärz nie in schwach
müthige Resignation und weltabgewandte Beschaulichkeit verfiel. Dem Qui
tismus schoben schon sein ernster Beruf und die Beschäftigung mit der trockenen
nüchternen Erfahrungswissenschaft einen Riegel vor. Die Hingabe an d
letztere war für die Ausreifung seines dichterischen Talentes von entschiedenem
Vortheil; sie schärfte seinen Blick für die Natur, sie befähigte ihn zu einem
raschen Erfassen des Nothwendigen, ihr dankte er die Gabe, alles Ueber
flüssige und Zufällige sofort von einer Sache abzustreifen, aus den verwickeltste
Dingen alsbald den wesentlichen Kern herauszuschälen, — eine Gabe, die
vielen Berufspoeten in empfindlichem Grade mangelt, sie über die Oberfläc
der Dinge nicht hinausschauen läßt und der naturalistischen Kleinkunst
die Arme treibt.

J. war ein reger Geist und mit seinen Idealen der trägen Zeit vorau
Goethe und Schiller waren ihm leuchtende Vorbilder, an ihnen rankte er sich empo
Gleichwol kann er nicht schlechthin als Epigone gelten, denn er erhebt s
durch den Reichthum der poetischen Anlage, durch die Fülle dessen, was
aus Eigenem zu dem Ueberkommenen hinzuthat, hoch über das Durchschnittsma

Wahrhaft mannbar wurde seine Muse erst mit dem staatlichen Umschwu
Auf der hohen Warte des Zeitgeistes stehend, nahm er an den Kämpfen d
Völker um Recht und Freiheit den lebendigsten Antheil und stellte sich üb
haupt in den Dienst der Menschheit. Sein Singen und Sagen ist auf d
Grundaccord gestimmt: „Wie soll, wer kriecht, sein höchstes Ziel erklettern
Wie auf rein wissenschaftlichem, so ging ihm eben auch auf litterarischem u
politischem Gebiete die unverfälschte, ungeschminkte Wahrheit über Alles.

Er war vorzugsweise Lyriker. Die harmonische Verschmelzung und Dur
dringung aller Geisteskräfte drückt seiner Lyrik den Stempel auf. Sie ist e
Gewebe von Dichtung und Wahrheit, Anmuth und Würde. Verstand, Gemü
und Phantasie sind in ihr zu trautem Bunde vereint. J. war kein Stim
mungsfanatiker, er gab jederzeit der Idee vor der bloßen Stimmung d
Vorzug; er war ein Gedankendichter, womit aber beileibe nicht gesagt sein so
daß er kein einziges echtes Lied geschrieben, kein einziges Gedicht, welches ma
den schlichten Ausdruck naiven Empfindens nennen könnte; hat er doch sog
in einigen Gedichten den Ton des Volksliedes ausgezeichnet getroffen. D
Naturlaute echter Empfindung standen ihm ebenso reichlich zu Gebote, wie d
ätzende Lauge der Satire und kecker, überschäumender Humor. Und wie d

Töne, so meisterte er auch die vielfältigen Formen. Seinen Rhythmen und Reimen, im schlichten Liede wie im Odenschwunge, sowie nicht minder in den um so schwierigeren und zierlicheren Krystallisationsformen der Glosse, des Sonetts, des Ghasels und der Ottaven ist ein leichter, anmuthiger Flußeigenthümlich.

Ein reines, lauteres Gemüth spricht auch aus den thaufrischen „Spruchdichtungen“, die Adalbert J. im Jahre 1903 aus dem Nachlasse des Vaters herausgab. Gedankenwucht und Seelentiefe drücken ihnen den Stempel auf. Kraft ist der Panzer dieser Sinngedichte, köstlicher, oft übermüthig sprudelnder Humor ihr Geschmeide, Begeisterung ihr Schwert, ihr Schild die Klarheit. Der Sonne gleich verbreiten sie Wärme und Licht zugleich.

Es sei noch hervorgehoben, daß J. sich auch nicht ohne Geschick in einigen kleinen Dramen versucht hat. Bernhard Münz.

Jellinek: Dr. Adolf J., hervorragender Gelehrter und Kanzelredner, geboren am 26. Juni 1821 zu Drslawitz in Mähren, † am 28. December 1893 in Wien. Seine Eltern, die hochgeehrt waren, hatten mit der Noth des Lebens zu kämpfen. Als J. als kleiner Knabe unterrichtsfähig war, wurde er täglich nach dem fast eine Stunde entfernten Ung.-Brod in die Schule des R. Gabriel Brösler getragen. Unterricht im Talmud erhielt er, als er hierfür durch Vorkenntnisse vorbereitet war, bei R. Schelóme Bramer, der ein tüchtiger Dialektiker war. In Ung.-Brod wirkte damals als Rabbiner Mose Jehudah Rosenfeld, der für einen Kabbalisten gehalten wurde, und der wol mit Ursache war, daß J. später sich mit großem Eifer kabbalistischen Studien hingab. In seinem dreizehnten Lebensjahre ging J. nach Proßnitz, um die talmudische Hochschule des R. Mose Wannefried zu besuchen, woselbst er bald durch Fleiß und Scharfsinn Aufsehen erregte. Um sich mehr profanen Studien widmen zu können, ging J. von Proßnitz nach Prag, wo er eine Hauslehrerstelle annahm, und sich, mit vor keinen Schwierigkeiten zurückschreckendem Lerneifer, auf privatem Wege, die Wissenszweige aneignete, die damals der Lehrplan der österreichischen Gymnasiien vorschrieb. Im J. 1842 bezog er die Universität Leipzig und wurde ein Lieblingsschüler des Arabisten Heinrich Fleischer. 1845 wurde J. Prediger der israelitischen Cultusgemeinde in Leipzig. J., ein rastlos schaffender, schöpferischer Geist, gehört zu den classischen Vertretern des Judenthums und kann als der bedeutendste und gefeiertste jüdische Kanzelredner des vorigen Jahrhunderts bezeichnet werden. Er ging in seinen Reden stets von großen Gesichtspunkten aus und sie zeichnen sich durch Gedankenfülle und Formvollendung aus. Er machte Talmud und Midrasch, wie keiner seiner Zeitgenossen, der Kanzel dienstbar, was das eigentlich Charakteristische seiner Predigten ausmacht, die auf der großen und breiten Grundlage einer weitverzweigten jüdischen und außerjüdischen Gelehrsamkeit ruhen. Er hat in seine Reden die Ergebnisse seiner Forschungen hineingetragen und in ihnen die reichen Früchte ernster Gelehrsamkeit aufgespeichert. Dabei war Jellinek's Vortrag von zündender Wirkung und geradezu hinreißender Gewalt, und seine Reden, in welchen auch Zeit- und Streitfragen behandelt werden, behalten dauernden culturhistorischen Werth. 1847 erschienen von ihm in der Leipziger Synagoge gehaltene Kanzelvorträge, woselbst er am 22. Mai 1847 die erste Confirmationsfeier leitete, und 1848 zwei Kanzelvorträge, gehalten in der Synagoge seiner Heimathsgemeinde Ung.-Brod nebst einem Anhange über „Pirke Aboth“ und „Midrasch Jona“. Von auswärts gehaltenen Reden sind zu erwähnen: „Der Mensch ein Spiegelbild der Natur“, Predigt, gehalten in Karlsbad (1852) und „Freuden- und Freundesworte“, Rede, gehalten in Hamburg (1852). Im J. 1856 erhielt J. einen Ruf als Prediger der israelitischen Cultusgemeinde in Wien, nachdem er daselbst eine

Aufsehen erregende Rede gehalten, die unter dem Titel: „Jede Zeit hat ihren Mann, und jeder Mann hat seine Zeit“ erschienen ist. In Wien, wo damals noch der Meister und Mitbegründer der modernen jüdischen Kanzelberedsamkeit, der durch Adel der Gesinnung und Kraft der Beredsamkeit ausgezeichnete Prediger J. N. Mannheimer wirkte, war J. bis an sein Lebensende im Amte thätig und entfaltete nebstdem eine vielseitige litterarische Thätigkeit. Besonders anregend wirkte er in Wien auf junge aufstrebende Gelehrte, denen er die reichen Schätze seiner großen Bibliothek zur Verfügung stellte, die nach seinem Tode dem Wiener Rabbinerseminar zukam. In Wien gründete J. das Beth-ha Midrasch, eine Lehranstalt für die Wissenschaft des Judenthums, an der er selbst äußerst lehrreiche Vorträge hielt und an die er Männer von Weltruf auf dem Gebiete der rabbinischen Litteratur, wie J. H. Weiß und M. Friedmann zum Lehramte berief, denen viele jüdische Gelehrte ihre Ausbildung verdanken. Auch ist es Jellinek's Einfluß zu danken, daß die Baron Hirsch-Stiftung, welche humanitäre Zwecke verfolgt, ins Leben gerufen wurde, die er bis zu seinem Tode mit verwaltete. Neben den zahlreichen von J. in Wien einzeln veröffentlichten Reden seien hier besonders hervorgehoben: die (1862, 1863, 1866) erschienenen drei Theile seiner Predigten (Wien), die, weil vergriffen, eine Neuauflage verdienen, seine Reden über den Talmud (1863), über Schema Israel, das isr. Glaubensbekenntniß (1869) und seine „Zeitstimmen“ (1870, 1871). J. hat auch tiefe Blicke in die jüdische Volksseele gethan, wovon seine trefflichen Schriften: „Der jüdische Stamm“ (1869) und „Der jüdische Stamm in nichtjüdischen Sprichwörtern“ (1881, 1882) Zeugniß geben.

J. entfaltete von seinen Frühjahren bis ins Alter eine große litterarische Thätigkeit und es sind von ihm, neben seinen zahlreichen, in den verschiedensten Zeitschriften zerstreuten Aufsätzen religionsphilosophischen, homiletischen, kabbalistischen, historischen und bibliographischen Inhaltes über hundert Werke erschienen, von denen hier nur die wichtigsten aufgezählt werden sollen. Im J. 1839 schon beginnt er mit der Herausgabe von De Rossi's „Historischem Wörterbuch der jüdischen Schriftsteller“ und übersetzt 1846 unter dem Namen Gellinek die Kabbala oder die Religionsphilosophie von Prof. Ad. Franck aus dem Französischen. Gleichzeitig redigirt er in Verbindung mit J. Fürst, Saalschütz und Zunz das „Sabbath-Blatt, Wochenschrift für Belehrung, Unterhaltung und Kenntniß jüdischer Zustände“ (Leipzig 1844—1846). 1846 erscheint von ihm: „System der Moral von R. Bechaye ben Joseph“ und: „Sefath Chachamim oder Erklärung der in den Talmuden Targumim und Midraschim vorkommenden persischen und arabischen Wörter“ und 1847: „Nachträge zu meinem Sefath Chachamim“, „Elisa ben Abuja genannt Acher“, Erklärung und Kritik der Tragödie „Uriel Acosta“ von Gutzkow. Im J. 1851 erscheint der erste Ring der langen Kette „Kabbalistische Studien“: „Moses ben Schem-Tob de Leon und sein Verhalten zum Sohar. Eine kritische Untersuchung über die Entstehung des Sohar“ (Leipzig), ein Werk, in welchem die Sohar-Frage gründlich gelöst ist. Diesem Werke reihen sich dann an: „Beiträge zur Geschichte der Kabbala“ (Leipzig 1852) und „Auswahl kabbalistischer Mystik“, enthaltend den Tractat über die Emanation, das Buch der Intuition, das Sendschreiben Abulafias und über das Tetragrammaton von Abraham aus Köln, zum Theile nach Handschriften aus Paris und Hamburg nebst historischen Untersuchungen und Charakteristiken (Leipzig 1853). Er hat in diesen Schriften sich als ein bedeutender Kenner auf dem Gebiete der Gnosis und Mystik bewährt und neue Aufschlüsse über das Wesen und die Geschichte der Kabbala gegeben. 1852 erschien: „Dialog über die Seele von Galenus“

d 1853 „Thomas von Aquino in der jüdischen Litteratur". 1853 beginnt
mit der Herausgabe: „Beth-ha Midrasch", Sammlung kleiner Midraschim
vermischten Abhandlungen aus der älteren jüdischen Litteratur nach Hand-
iften und seltenen Druckwerken gesammelt, nebst Einleitungen (6 Theile,
3—1878). In diesem Werke hat J. verschollene, vergessene Midraschim
Licht gezogen, und erweist sich dasselbe als eine Fundgrube für Geschichte
Alterthumskunde. 1863 veröffentlichte J. aus Anlaß des 70. Geburts-
seines Collegen J. N. Mannheimer: „Nofet Zufim, Messer Leons Rhe-
" in herrlicher typographischer Ausstattung. Von großem Werthe sind
„Kontereſim", in welchen er die Bibliographie über die ältesten Com-
are zum Talmud, über die Namen der Juden, über die Litteratur zu den
pentateuchischen Ge- und Verboten und über Maimoni's Gesetzes-Codex,
großer Litteraturkenntniß behandelt (Wien 1877—1878). Seine letzten
ien gehaltenen Reden sind in den „Populär-wissenschaftlichen Monats-
rn" (Frankfurt a. Main 1893) unter dem Titel „Kleine Reden von
dolf Jellinek (S. 1, 25, 52, 77) abgedruckt, denen er als Ehrenmitglied
Mendelssohn-Vereins in Frankfurt a. M. stets ein Freund und Mit-
er gewesen. Am 31. December 1893 fand unter großer Betheiligung
eichenbegängniß in Wien statt und widmete ihm an der Stätte seiner
amkeit im Tempel sein würdiger College, Herr Oberrabiner Dr. Güde-
, einen tiefempfundenen Nachruf. Adolf Brüll.

Jellinek: Herrmann J., Schriftsteller, geboren in Drslawitz bei Ung.-
in Mähren am 22. Januar 1822, kriegsgerichtlich erschossen am 23. No-
r 1848 in Wien. Mit seinem um ein Jahr älteren Bruder Adolf, dem
als bekannten Kanzelredner, Orientalisten und Prediger der Wiener
tischen Gemeinde († 1893 in Wien), erhielt er den ersten Unterricht in
Geburtsdorfe, dann in der Normalschule zu Ung.-Brod und zu Proßnitz.
hen, für die er eine große Begabung zeigte, eignete er sich durch eigenen
nur von seinem Bruder geleitet an. Als sein Bruder des Studiums
nach Prag gegangen war, folgte er ihm bald dahin nach und bildete
classischer Litteratur und Philosophie aus, sich von Anbeginn zu Kant-
Grundsätzen bekennend. Um sich in dieser Disciplin zu vervollkommnen,
er 1841 die Universität Leipzig und veranlaßte auch seinen Bruder
zu kommen. Außer Philosophie betrieb er gleichzeitig jüdische, protestan-
und katholische Theologie, Nationalökonomie, Rechtswissenschaft, Sprachen
itteratur, Naturwissenschaften, wie er denn überhaupt die universelle
dung der Disciplinen verfocht. Leider war er bei seiner großen Ge-
mkeit excentrisch in seiner Denkungsweise und von einem unbändigen
itsgefühl, das sich in seinen Broschüren und Schriften kundthat. Er
ntlichte in dem einen Jahre 1847 „Uriel Acosta's Leben und Lehre.
Beitrag zur Kenntniß seiner Moral, wie zur Berichtigung der Gutzkow-
Fictionen über Acosta und zur Charakteristik der damaligen Juden",
Verhältniß der lutherischen Kirche zu den reformatorischen Bestrebungen
us Crell's und Christian's I. in seinen Wirkungen auf die neuesten
isse. Nebst einem Abdrucke der Visitationsartikel", „Die gegenwärtige
der Hegel'schen Philosophie", „Die religiösen, socialen und litterarischen
nde der Gegenwart in ihren praktischen Folgen untersucht", „Die religiösen
nde der Gegenwart oder Kritik der Religion der Liebe", „Die Täuschungen
ufgeklärten Juden und ihre Fähigkeit zur Emancipation mit Bezug auf
on der preußischen Regierung dem vereinigten Landtage über die Juden
hten Propositionen" u. a. m.

Sein überaus freies Auftreten an der Universität und im öffentlichen

Leben bot der sächsischen Polizei den Vorwand, ihn auszuweisen. Er räc
sich durch die Veröffentlichung einer Broschüre „Das Denunciationssystem d
sächsischen Liberalismus und das kritisch-nihilistische System Herrmann Jel
neks" und ging nach Berlin, um seine Studien, aber auch seinen Kampf geg
die tonangebenden Ideen der vormärzlichen Zeit in Wort und Schrift fo
zusetzen. Als er hier Vorlesungen über Nationalökonomie ankündigte, w
man ihn auch aus Berlin fort, worauf er sich noch im J. 1847 nach Wien beg
Mehr um seinen Lebenserwerb zu finden als aus innerer Zuneigung, wan
er sich der publicistischen Thätigkeit zu; er schrieb anfangs Leitartikel für
gemäßigtere „Allgemeine österreichische Zeitung", übernahm aber bald nel
Becher als Chefredacteur die Leitung des gefürchteten Blattes „Der Radical
Hier kämpfte er in der heftigsten Weise und mit ungezügelter Leidensch
gegen alle politischen, kirchlichen und socialen Zustände, dagegen blieb er al
Demonstrationen in der Aula, im Reichstag und in den Vereinen vollkomm
fern. Damals verfaßte er seine Broschüren „Kritischer Sprechsaal für
Hauptfragen der österreichischen Politik" (Wien 1848) und „Kritische Geschi
der Wiener Revolution vom 13. März bis zum Constituiren der Reichstag
(Wien 1848). Als er nach der Niederwerfung des Aufstandes fortfuhr zu
äußersten Widerstande anzueifern, um die constitutionellen Freiheiten zu rett
wurde er am 5. November im Hause der Baronin Perin verhaftet, am 2
verhört und zum Tode durch den Strang verurtheilt. Wie er sich früh
allen Rathschlägen aus Wien zu fliehen, widersetzt hatte, so verhielt er si
auch bei seinem kurzen Verhöre standhaft und trotzig. Seine Verurtheilun
erfolgte wegen hochverrätherischer Aufwiegelung des Volkes, wiewol er sich a
dem äußeren Kampfe nie betheiligt hatte. Am Abend vor seiner Justi
cirung durch Pulver und Blei, zu der er begnadigt wurde, rief er aus: „Mei
gedruckten Ideen können nicht erschossen werden". Das Todesurtheil wurde a
ihm und Dr. Becher gemeinsam im Stadtgraben vor dem Neuthor vollzoge

B. Bretholz.

Jensen: Julius J., geboren am 30. Juli 1841 in Kiel, beende
1866 als Assistent Esmarch's hier sein Studium und trat im September a
dem böhmischen Kriegsschauplatz als Arzt bei dem ostpreußischen Jägerbataill
ein und kam mit demselben nach Ostpreußen. Durch Kahlbaum's Abga
war die Stelle des 2. Arztes an der Irrenanstalt Allenberg freigeworde
welche J. auf seine Bewerbung erhielt. Eine kurze Zeit war er noch m
Kahlbaum zusammen, länger mit dessen Schüler Hecker, deren Lehren er
später vielfach anschloß. Bald mußte er in Vertretung des kränklichen Di
tors die Anstalt längere Zeit thatsächlich leiten und führte in dieser Zeit
Begeisterung die damals neue zwanglose Behandlung der Irren ein. I
1868—1875 hat er unter der Direction des ihm befreundeten Wendt ne
eifriger Thätigkeit als Anstaltsarzt in Allenberg zahlreiche wissenschaftl
Arbeiten geliefert. Mit dem Anatomen Pansch in Kiel begann er Stud
der Gehirnanatomie, die für einige seiner weiteren Forschungen grundleg
geworden sind; in Allenberg sammelte er reiches Material, welches ihn
an seine letzte Krankheit beschäftigt hat; besonders handelte es sich
Messungen und Zeichnungen der Gehirnoberfläche nach von ihm selbst a
gebildeten Methoden. Doch blieb der Verkehr mit den Kranken ihm Bedürf
und gewährte ihm eine hohe Befriedigung. Von 1875—1885 war er Direc
in Allenberg; während dieser Zeit setzte er die unentgeltliche Behandlung
heilbaren Kranken durch, erreichte die Angliederung einer Irrencolonie an
Anstalt und leitete das Bauprogramm für die neue Anstalt Kortau. 18
übernahm er die städtische Irrenanstalt Dalldorf bei Berlin, erkrankte a

an einem Gehirnleiden und wurde im Frühjahr 1887 zur Disposition
lt. Doch behielt er die Kraft zum wissenschaftlichen Arbeiten und zu
rägen. Am 24. April 1891 starb er in Charlottenburg.

Laehr, Gedenktage der Psychiatrie, S. 122 und 227. — Wendt, Ne-
log in Allgem. Zeitschrift f. Psychiatrie und psych. u. gerichtl. Medicin
. 48 (1892), S. 540—546, mit genauen Litteraturangaben.

Th. Kirchhoff.

Jessen: Karl Friedrich Wilhelm J., Botaniker, geboren zu Schles-
am 15. September 1821, † in Berlin am 27. Mai 1889. Nachdem J.
el seine philosophischen und naturwissenschaftlichen Studien beendet hatte,
e er daselbst auf Grund seiner Inauguraldissertation: „Prasiolae generis
rum monographia" 1848 zum Dr. phil. promovirt und bald darauf als
nt der Botanik an der landwirthschaftlichen Akademie in Eldena angestellt,
end er sich gleichzeitig an der Universität Greifswald für Botanik habili-
Im J. 1871 nahm J. an einer vom preußischen Ministerium für Land-
schaft zur naturwissenschaftlichen Erforschung der Ostsee ausgerüsteten
dition theil, worüber er in dem von der Commission zur wissenschaftlichen
suchung der deutschen Meere herausgegebenen Berichte (Kiel, Jahrg. 1)
referirte. Die auf Grund jener Reise beabsichtigte Veröffentlichung einer
flora der Ostsee ist nicht erfolgt. Als 1877 die Akademie in Eldena
hoben wurde, siedelte J. nach Berlin über, wo er neben seiner schrift-
ischen Thätigkeit auch Vorlesungen an der Universität hielt. Hier ist er
nach kurzer Krankheit im 68. Lebensjahre gestorben.

Nachdem sich J. unter dem Einflusse seines Freundes, des Algologen
. v. Suhr, dessen Andenken er seine Dissertation gewidmet hatte, zuerst
dem Studium der Kryptogamen beschäftigt hatte, ging er später zur Be-
ung der höheren Gewächse und zu Fragen allgemeinerer Natur über. So
n 1855 eine von der Kaiserlich Leopoldinisch-Carolinischen Akademie,
Mitglied er 1854 wurde, preisgekrönte und in den Verhandlungen der
oldina abgedruckte Schrift: „Ueber die Lebensdauer der Gewächse und
rsache verheerender Pflanzenkrankheiten", worin er nachzuweisen versuchte,
die Pflanzen durch lange fortgesetzte ungeschlechtliche Vermehrung schäd-
Angriffen gegenüber widerstandsunfähiger werden. In erster Linie für
Zwecke der Landwirthschaft bestimmt, gab er 1863 das Werk „Deutsch-
Gräser und Getreidearten" heraus, das sich durch eingehende Analysen
behandelten schwierigen Pflanzenfamilie auszeichnet. Auch eine 1879 in
n veröffentlichte „Deutsche Excursionsflora" war praktisch angelegt und
rch bemerkenswerth, daß in ihr die geographische Verbreitung jeder selteneren
auf einem beigedruckten schematischen Kärtchen übersichtlich dargestellt
e. Mit besonderem Interesse hat J. von jeher die historische Seite der
rwissenschaften gepflegt. Einer kleineren, 1858 in Greifswald erschienenen
ndlung über die Pflanzenwerke des Aristoteles folgte 1864 ein größeres
: „Botanik der Gegenwart und Vorzeit in culturhistorischer Entwicklung.
Beitrag zur Geschichte der abendländischen Völker", und 1867 die von
Meyer und ihm besorgte Ausgabe von Albertus Magnus: De vegetabili-
libri VII. In jener größeren selbständigen Arbeit hat sich der Verfasser
lich der Neuzeit nicht frei von subjectiven Vorurtheilen gehalten, während
die Behandlung der Botanik des Alterthums und Mittelalters besser ge-
n ist. Seine umfassenden philologischen Kenntnisse verwerthete J. bei
Herausgabe eines von dem 1874 verstorbenen Verfasser des Thesaurus
aturae botanicae, Dr. G. Pritzel (s. A. D. B. XXVI, 612) nachgelassenen
scriptes über die deutschen Volksnamen der Pflanzen. Es kam 1884

heraus unter dem Titel: „Die deutschen Volksnamen der Pflanzen. Neuer Beitrag zum deutschen Sprachschatze. Aus allen Mundarten und Zeiten zusammengestellt von Dr. G. Pritzel und Dr. C. F. W. Jessen". Auch für die zweite Auflage des Thesaurus von 1872 besorgte J. den systematischen Theil. In späteren Jahren wandte sich J. immer ausschließlicher philosophisch-ästhetischen Fragen zu, für die er in Vorlesungen und Vorträgen auch weitere Kreise zu interessiren suchte. Er sprach unter anderem über „natürliche Grundgesetze der bildenden Kunst", „Aesthetik als Naturwissenschaft", „Physiologie der Seele" u. s. w. In einer Vorlesung über „Ursprung und Fortdauer der lebenden Wesen" nahm er Darwin's Lehre gegenüber eine schroff abweisende Stellung ein, die er auch vorher schon in einem 1855 veröffentlichten Buche: „Der lebenden Wesen Ursprung und Fortdauer nach Glauben und Wissen aller Zeiten" zu begründen unternommen hatte.

Nachruf von P. Magnus in Leopoldina XXV. 1889.

E. Wunschmann.

Ihering: Rudolf J. wurde am 22. August 1818 als Sohn des Rechtsanwalts und Secretärs der ostfriesischen Stände Georg Albrecht J. zu Aurich in Ostfriesland geboren. Die Familie, über deren Geschichte Ch. H. Gittermann in seiner Biographie des Herrn G. A. J. (Aurich 1865, auch im „Neuen Nekrolog der Deutschen", 3. Jahrg. 1825) ziemlich eingehende Nachrichten gibt, läßt sich weit zurückverfolgen. Nach den (vom Verf. nicht nachgeprüften) Mittheilungen Gittermann's stammt sie aus Franken, wo ihre Spuren bis ins 14. Jahrhundert nachzuweisen sind; im 15. Jahrhundert ist nennenswerth als directer Vorfahr Rudolf Ihering's der in Sachsen geborene Konrad J., welcher vom Kaiser Friedrich III. zum Pfalzgrafen ernannt wurde, mit der Bestimmung, daß diese Würde jederzeit auf den Erstgeborenen seiner Nachkommenschaft übergehen solle. Doch muß dieses Vorrecht sehr bald (angeblich schon in der ersten Generation) wieder verloren worden sein. Die Familie läßt sich in ziemlich reicher Verzweigung auch später noch verfolgen; der hier in Frage stehende Stamm zog sich schon im 16. Jahrhundert nach Ostfriesland. Ein Urgroßvater Rudolf Ihering's war Sebastian Eberhard J. (1700—1759); dieser, ein Urenkel von Hermann Conring, wirkte von 1735 als Kammerrath in Aurich. Ebenso lebten auch Ihering's Großvater und Vater daselbst als Verwaltungsbeamte und haben durch energisches und gemeinnütziges Wirken ein geachtetes Andenken hinterlassen.

Nach dem frühzeitig (1825) erfolgten Tod seines Vaters bezog Rudolf J. das Gymnasium zu Aurich, welches er zu Ostern 1836 verließ, um sich den juridischen Universitätsstudien zu widmen. Nachdem er ein Jahr zu Heidelberg, dann in München, Göttingen und Berlin studirt hatte, promovirte er 1842 zu Berlin mit der Dissertation „De hereditate possidente" und erlangte schon 1843 ebenda die Zulassung zur Privatdocentur. Von da ab verfloß sein Leben in ruhigem, wenngleich glänzendem akademischem Gang. 1845 wurde er als ordentlicher Professor nach Basel, 1846 nach Rostock, 1849 nach Kiel, 1852 nach Gießen berufen. Hier trat ein langer Stillstand in seiner akademischen Laufbahn ein; sechzehn Jahre blieb er in Gießen, wie es scheint nicht freiwillig; es liegt die Vermuthung nahe, daß die vielfach bestehende Opposition gegen die von ihm damals eingeschlagene wissenschaftliche Richtung hierbei mitgewirkt hat. In der langen Gießener Zeit hat J. eines seiner Hauptwerke geschaffen, den „Geist des Römischen Rechts", sowie zahlreiche Abhandlungen, die seinen Namen emporhoben; in dieser Zeit geschah es auch, daß er als Candidat für das norddeutsche Parlament aufgestellt wurde, jedoch nicht zum Schaden der Wissenschaft und seiner eigenen Entwicklung, bei der

Stichwahl unterlag. Das Jahr 1868 brachte unter glänzenden äußeren Ehren
nd Bedingungen die Berufung an die Universität Wien, welche er jedoch,
achdem er im J. 1871 abgelehnt hatte, sich nach Straßburg berufen zu lassen,
 J. 1872 wieder verließ, um sich in die Stille der Göttinger Arbeitsluft
rückzuziehen; damals wurde ihm der österreichische Adelstand verliehen. Der
iversität in Göttingen ist J. dann treu geblieben bis zu seinem Ableben,
wol das Jahr 1874 ihm zwei Berufungen — nach Leipzig und Heidelberg
brachte.

Diese Lebensgeschichte ist, wenn man will, arm an äußeren spannenden
menten; es ist das Bild eines Gelehrtenlebens, ohne die Zuthaten, welche
viele demselben erst seinen Reiz geben. Politischer Bethätigung ist J.
er fern geblieben, und nur damals, als er sich für das norddeutsche
lament candidiren ließ, scheint die Versuchung, diese Laufbahn zu betreten,
überwältigt zu haben. Daß er an der Bewegung des Jahres 1848 theil=
mmen hätte würde man eigentlich bei seinem lebhaften Naturell beinahe
rten; aber es ist nichts davon bekannt geworden und es mag auch sein
liger Aufenthaltsort (Rostock) nicht der richtige Boden für eine größere
ische Bethätigung gewesen sein. Zudem scheint er trotz seines regen und
an die Studirstube gebannten Geistes keinen Zug zur Politik gehabt
aben; wäre es der Fall gewesen, so würden sich in seinen Schriften die
vielfach Anlaß geben, politische und staatsrechtliche Bemerkungen in
rer Anzahl finden; auch würde ein Mann, der die Feder so gern zu einem
llen Thema ergriff, schwerlich die Gelegenheit versäumt haben, sich litterarisch
en Tagesfragen zu äußern. — Ebensowenig ist J. jemals als praktischer
t thätig gewesen, obwol er nach dieser Richtung sehr ausgesprochene An=
 und Interessen an den Tag legt und als Gutachter über den Lucca=
ja=Actienstreit, den Berner Schießplatz und die Baseler Festungswerke,
 auf Wunsch des Reichsjustizamts im J. 1887 über den Schutz der
ita fungirt hat. So bildete für ihn die Wissenschaft den einzigen Inhalt
Lebens. Allerdings hat sie denselben gerade für ihn besonders reich aus=
ttet und seinem Dasein zwar nicht die äußere Bewegung, aber doch all den
z verliehen, den bei weniger ungewöhnlichen Geistern nur eine erfolgreiche
tische Thätigkeit zu gewähren vermag. Den äußeren Höhepunkt seines
ns bildet dabei unzweifelhaft seine Berufung an die Wiener Universität
die dort verlebte Zeit. Den inneren Culminationspunkt seines Schaffens
 J. allerdings schon früher, in der Gießener Periode erreicht; aber hier
gewöhnlich mußte der weltliche Erfolg den geistigen besiegeln, um die Be=
ung des Mannes den großen Massen zur Kenntniß zu bringen, wobei es
lich klar ist, daß eben auch nur für eine im Vollbesitz selbstbegründeter
torität stehende Persönlichkeit jene Berufung ein solcher Triumph werden
nte wie sie es thatsächlich gewesen ist. Denn die auszeichnende Form, in
cher die österreichische Regierung diese von J. nicht ohne Bedenken an=
ommene Berufung durchzuführen wußte und die Erfolge, welche J. sofort
seinem Auftreten in Wien fand, dürften im akademischen Leben selten sein.
bei kam ihm noch die gerade auf sein impulsives und subjectivisches Wesen
immte Empfänglichkeit der Wiener Gesellschaft und der Umstand zu statten,
 sein Auftreten die Krönung des von Brinz, Unger, Glaser, Siegel,
hts u. A. neugeschaffenen Gebäudes einer austriacistischen Rechtswissenschaft
bedeuten schien. Welche Gründe J. bestimmt haben, diesen Wirkungskreis
ald wieder zu verlassen, steht dahin und es ist müssig danach zu fragen;
 ist zweifelhaft, ob für J. selbst außer dem von ihm selber gewöhnlich an=
benen und auch unzweifelhaft zutreffenden Grunde der Ueberbürdung mit

akademischen Lasten und der großstädtischen Ruhelosigkeit nicht unbewußt noch
weitere Empfindungen mitgespielt haben. Denn, ob er sich nun darübe
klar war oder nicht, gewiß ist es, daß der intensive Erfolg seines erste
Auftretens im Lauf der Jahre sich naturgemäß hätte abschwächen müssen. Di
Reibungen des Daseins würden auch hier nicht ausgeblieben sein, und w
andere sich in ihre Stellung erst hineinwachsen, hatte er nur zu gewärtigen
daß das Ungewöhnliche seines ersten Erfolges mit der Zeit der alltäglichen
Gewohnheit erliegen mußte. Zudem ist das reichbegabte Naturell der Oester
reicher, und das hat J. sicher empfunden, mehr politisch als wissenschaftlich an
gelegt, und gerade in Wien wird die stille Thätigkeit des Gelehrten durch den,
wenn auch nicht immer fruchtbringenden so doch stets lauten Gang der politischen
Mühlen leicht übertönt. So hat J. einer gewiß richtigen Empfindung Folge
geleistet und seiner eigenen Entwicklung einen unschätzbaren Dienst erwiesen
als er sich auf der Höhe seines Erfolges in die Göttinger Stille zurückzog.
Er hat damit, indem er auch fernerhin jeden größeren akademischen Wirkungs-
kreis verschmähte und es vorzog, sich aufsuchen zu lassen, sich die glückliche
Position eines auf sich selbst gestellten Denkers bis an sein Ende gesichert.

In Göttingen waren ihm noch zwanzig Jahre ernster und friedlicher Arbeit
beschieden. Er lebte hier in einem vertrauten Kreis von Freunden und bildete,
obwol er sich allen akademischen Würden entzog und sogar von der Verpflichtung
dazu officiell entheben ließ, doch einen Mittelpunkt der Universität. An der
Seite seiner zweiten Frau, im Kreise seiner heranwachsenden Kinder erster Ehe
verbrachte er in unablässigem Schaffen die späten Mannesjahre. Das heran-
nahende Alter fand ihn ungebeugt. Reiche Ehre und Anerkennung und die
dankbare Anhänglichkeit hervorragender Genossen und zahlloser Schüler ver-
schönten seinen Lebensabend. Am 8. August 1892 beging er unter großer Be-
theiligung der deutschen Juristenwelt sein fünfzigjähriges Doctorjubiläum.
Dieses war sein letztes Fest. Schon damals machten sich die Spuren einer
schweren organischen Erkrankung bemerkbar; das Leiden verschlimmerte sich rasch.
Am 20. September verschied er in seinem Hause zu Göttingen.

Jhering's Stellung in der Geschichte der Rechtswissenschaft in einem auf
die Dauer veranlagten Werk zu charakterisiren, ist eine dankbare Aufgabe;
nachdem der große Strom, der zum größten Theil recht leichtflüssigen Elogien,
die bei seinem Tod geschrieben worden sind, rasch abgeflossen ist, droht
heute bei der Umwerthung aller juristischen Werthe, welche einerseits die
Codification des deutschen Civilrechts, andererseits die ungeheure Entwicklung
des öffentlichen Rechts und die im Zuge befindlichen Umwälzungen in der
Strafrechtswissenschaft mit sich bringen, den Juristen des vorigen Jahrhunderts
eine rasche Veraltung ihrer Schöpfungen, damit aber auch vielfach die Gefah
der Unterschätzung des Antheils, den sie fortdauernd an der heutigen Ent-
wicklung besitzen. Zumal eine in beschleunigtem Tempo lebende und aus de
alten engen Verhältnissen immer lebhafter hinausdrängende Zeit wie d
heutige den an sich gewiß sehr berechtigten Zug hat, lieber in die Zukunft z
blicken als in die Vergangenheit und auch die Zeiten nicht mehr sind, wo b
dem völligen Mangel jedes politischen Lebens das Erscheinen eines Buchs al
ein Ereigniß im Leben der Nation angesehen werden konnte, ist für de
Heroencultus im Gebiet der Wissenschaften gegenwärtig wenig Stimmung vo
handen. Darunter haben von den Juristen des vorigen Jahrhunderts Ve
schiedene in verschiedenem Maß zu leiden; die Häupter der historischen Schul
Savigny und Puchta, fast gar nicht, theils deshalb, weil sie wahre Classik
sind, theils auch darum, weil ihre Stellung schon längst vor dem Begin
jener Umwandlungen eine unerschütterlich gefestigte war. Auch die reine

Historiker unter den Juristen wie z. B. Bruns werden wenig berührt, weil
ie Rechtsgeschichte eine in sich abgeschlossene und von den juristischen Zeit-
trömungen unabhängige Wissenschaft bildet. Jene dagegen, deren Schwer-
ewicht auf dem rein juristischen oder dem doppelt wandelbaren rechtsphilo-
sophischen Plane liegt sind heut unverkennbar einem gewissen Undank ausgesetzt
nd ob die Zukunft von selbst zur richtigen Revindication ihrer Verdienste ge-
angen würde, ist zweifelhaft. Auch Ihering's Andenken ist dieser Möglichkeit
war theilweise, aber keineswegs ganz entrückt, und es ist darum ein Gebot der
erechtigkeit, es vor derselben zu schützen. Allerdings ist dabei von kritikloser
ewunderung durchaus abzusehen. Aber das Bleibende und vielleicht in
äteren Zeiten zu neuer Keimkraft erwachende in vielen seiner Werke, darf
 vergessen werden.

Man kann aber an eine Würdigung seiner einzelnen Arbeiten nicht heran-
ten ohne die Persönlichkeit des Mannes an die Spitze zu stellen. Mehr
 bei irgend einem der führenden Juristen des vorigen Jahrhunderts ist es
 J. die Gesammtpersönlichkeit, welche seine Bedeutung ausmacht. Vor allem
gt seine gewaltige Bedeutung in dem Leben, das er der Jurisprudenz seiner
ge eingehaucht hat; daß er durch den reißenden Zug seiner Ideen die Juris-
udenz mit einem einheitlichen, lebendigen Lufthauch erfüllte und wenigstens
 Romanistik vor der ihr stellenweise sehr gefahrdrohenden Scholastik bewahrt
t, bleibt eine Thatsache, welche vor allem diejenigen zu schätzen wissen, die
mals jung gewesen sind. Es hat unzweifelhaft zu jener Zeit zahlreiche
risten gegeben, die ihm an rein wissenschaftlicher Bedeutung annähernd
ichkamen, daneben aber auch recht viel alexandrinisch Veranlagte. Diese
chtung unschädlich zu machen, ist Niemand besser gelungen als J. Die Be-
ung der Wissenschaft ist nicht bloß Sache der Erkenntniß sondern auch der
bjectivität. Daß die Rechtswissenschaft auch an äußerem Ansehen und
pularität mit den aufblühenden Naturwissenschaften gleichen Schritt halten
nnte, daran hat J. von allen seinen Zeitgenossen wahrscheinlich den größten
ntheil, und er hat ihn infolge des fast revolutionären Charakters seines
issenschaftlichen Auftretens. Durch alle seine Schriften zieht sich der Schwung
nes rücksichtslosen, hohen Gesichtspunkten nachstrebenden Geistes hindurch.
war der specifisch-juristische Gesichtskreis selbst ist im Grunde bei J. kein
zuweiter; Schule und Rüstzeug ist ihm überall das Römische Recht und von
modernen Gesetzbüchern weiß er wenig, von ausländischen so gut wie nichts,
ie juristische Praxis hat er kaum gesehen. Auch in der Römischen Ge-
schichte ist seine Auffassung gebildet an Niebuhr, Rubino und Göttling und
er ungeheuren Vertiefung und Erweiterung, die Mommsen's Auftreten hier
mit sich brachte, ist er, wiewol er für das Alles die lebhafteste und gewiß
aufrichtige Anerkennung besaß, ersichtlich nicht activ gefolgt. Manche seiner
Schriften, wie „Scherz und Ernst in der Jurisprudenz" zeigen uns den
richtigen Gesichtskreis des romanistischen Professors der 1850er Jahre — selbst
in dem geistvollen Spott für unseren heutigen Geschmack ein zu lebendiges
Interesse für Dinge, die schon damals etwas zum altväterischen Hausrath ge-
hörten. Aber dieser Mangel seiner rein juristischen Interessenkreise — die
philosophischen sind eine Sache für sich — sind bei J. mehr als wettgemacht
urch die intensive Kraft, mit der er das Einzelne durchdringt und belebt und
urch die Freiheit, mit der bei ihm der Gedanke mit einem beschränkten Stoff
ie höchsten Erzeugnisse wenn nicht herzustellen so doch anzudeuten vermag.

Im Einzelnen muß man bei Ihering's Arbeiten die philosophischen von
n juristischen unterscheiden. Nur diese beiden Kategorien sind vorhanden;
storische Arbeiten im strengen Sinn giebt es nicht. Denn die allerdings

zahlreichen historischen Betrachtungen, die sich im „Geist" befinden, haben auf
dieses Prädicat nur in beschränktem Umfang Anspruch. Sie sind nicht um
der Geschichte, sondern um der Idee willen geschrieben; diese ist das Leitmotiv
welches mit historischen Excursen nur ausgeführt und auf solche nur gestüt
wird. An der Idee darf es nun natürlich auch in einer historischen Darstellu
nicht fehlen, wenn anders sie auf den Namen einer Darstellung Anspru
erheben und nicht als reine Materialiensammlung gelten will; aber die Id
quillt hier aus den Thatsachen hervor, während sie bei J. stets das Princi
geblieben ist. Daß dabei auch die Objectivität der geschichtlichen Forschung im
Einzelnen leicht leidet, ist klar: Ihering's historische Excurse sind sämmtlich
mit großer Voreingenommenheit geschrieben und eine wahrhaft objective
Würdigung der Thatsachen wird man vergeblich suchen, abgesehen davon, daß
mitunter störende Versehen unterlaufen — so wird z. B. im Besitzwillen ein
Rescript von Caracalla vom Jahre 214 beständig dem Antoninus Pius zugeschrieben — daß oft mit recht unvollständigem Material gearbeitet wird und
vielfach auch mit einer weitgehenden Unkenntniß der Litteratur — so konnte
J. in der Vorrede zur vierten Auflage des dritten Bands von Geist eine
achtundzwanzig Seiten starke Ausführung darüber geben, daß die praedes und
vades keinen Hauptschuldner voraussetzen und das als wichtigste originelle
Entdeckung bezeichnen (p. XII), ohne zu wissen, daß Mommsen sechsunddreißig
Jahre früher in den Stadtrechten, nur mit weniger Worten, dasselbe gesagt
hatte. — Exacte Historiker waren über diese Arbeitsweise denn oft auch ganz
entrüstet; die ersten Bände des „Geist" sind von der historischen Schule mit
nicht verhohlener Ablehnung empfangen worden. Wie J. dem Verfasser dieser
Zeilen einmal selbst mitgetheilt hat, hat einer seiner Freunde, ein angesehener,
damals noch junger Gelehrter, sich bei J. entschuldigt, daß er den ersten Band
des Geist nicht besser hätte recensiren dürfen; er wäre persönlich sehr dafür
eingenommen, getraue sich aber mit Rücksicht auf seine akademische Laufbahn
nicht dies zu sagen. Noch nach vielen Jahren ist die verdrossene Art ganz
unverkennbar mit der z. B. Pernice, freilich im Punkt der historischen Exactheit wie der Schwungkraft gerade der richtige Antipode von J., dessen Untersuchungen über das Schuldmoment citirt. In dieser Ablehnung durch die
Historiker liegt nicht bloße Pedanterie sondern vor allem der gesunde Zug zum
historisch Objectiven und das ehrbare Bewußtsein, daß in diesen Dingen die
banalste wahre Thatsache immer unendlich mehr werth ist als die schimmerndste
aber falsche „historische Idee". Man kann dabei J. auch nicht die Entschuldigung zu theil werden lassen, daß er auf historische Untersuchung und auf
den Namen eines Historikers keinen Anspruch gemacht hat; die geringschätzige
Art, wie er sich öfters z. B. über Rudorff geäußert hat, zeigt deutlich, daß er
seine Arbeitsweise auch für eine historisch berechtigte hielt, ganz abgesehen von
der „Entwicklungsgeschichte der Indoeuropäer", auf welche ich noch zu sprechen
komme.

Man kann die historischen Excurse Ihering's also nur vom philosophischen
Standpunkt aus betrachten; er ist eben ein Schüler und letzter Ausläufer der
historisch-philosophischen Richtung, wie sie in der ersten Hälfte des neunzehnten
Jahrhunderts weitverbreitet war und ihren unzweifelhaft bedeutendsten Vertreter in Hegel gefunden hatte. Allerdings gilt aber der Einfluß der älteren
auch nur für Ihering's Anfänge: der erste und die erste Hälfte des zweiten
Bands von Geist: diese sind geschichtsphilosophische im alten Sinne und man
muß wohl sagen, daß ihnen dies nicht zur Zierde gereicht. Wer heute diesen
Theil des Werkes liest, ist weniger über die ihr vielfach zu Theil gewordene
Ablehnung als darüber erstaunt, daß sie noch soviel Anerkennung gefunden hat;

nicht bloß die Methode, auch die Gedanken sind keineswegs durchaus originell, was über die älteste Organisation, gens, Königthum, Pontifex u. dgl. gesagt ist, ist lediglich bekanntes, schon vor fünfzig Jahren bekannt gewesenes und nur die über die damaligen Stilisten weit hinausreichende Art der Darstellung, der Reichthum der Ausgestaltung im Einzelnen und der jedenfalls großzügig angelegte Plan das ganze System des römischen Rechts in dieser Weise zu construiren, vermögen den Erfolg zu erklären, den schon dieser Theil des Werkes bei Vielen gehabt hat. Uebrigens steht dabei der erste Theil des zweiten Bandes immerhin schon beträchtlich höher als der Anfang des Werkes.

Auf seine eigentliche Höhe hat sich der Geist erst erhoben als mit des zweiten Bandes zweitem Theil — erschienen 1858 — J. zur Darstellung der Rechtstechnik überging. Hier verläßt er die im Grunde doch ausgetretenen Bahnen der älteren allgemeinen Geschichtsphilosophie und schafft sich seinen specifischen Ideenkreis. Dieser charakterisirt sich gegenüber dem Vorhergehenden einerseits durch das stärkere Hervortreten des specifisch Juristischen, andererseits — in philosophischer Hinsicht — durch die deutliche Ueberleitung in die teleologische Auffassung, weshalb denn die späteren Theile des Geistes ganz von selbst in den Zweck im Recht übergegangen sind. Der teleologische Gedanke geht hier dahin, daß man in der Rechtsentwicklung nicht die unbewußte Schöpfung eines nicht greifbaren in der unbestimmten Vielheit des Volkes lebenden Kraftsubstanz, sondern lediglich die bewußte und zweckmäßige Mit- und Nacheinanderarbeit Einzelner, allerdings ungezählter Einzelner annehmen will. In diesem Gedanken, der unzweifelhaft richtig und dessen Anwendung auf die römische Rechtsgeschichte zuerst eigenthümlich ist, hat J. einen großen Fortschritt für die Romanistik herbeigeführt, der indirect auch durch Aufstellung des richtigen Musters für die Schwesterwissenschaften von Werth geworden ist. Allerdings ist der eigentliche Werth dabei in der juristischen Durchführung gelegen; der teleologische Gedanke war natürlich uralt. Die Durchführung aber bedeutet für J. die Untersuchung der juristischen Technik der Römer und die Theorie der Technik, welche er hierbei aufgestellt hat, ist ebenso glanzvoll als ergiebig. Insbesondere die Theorie der Wort- und Symbolformen, welche die Rechtsgeschäfte und Processe annehmen, bedeutet die Einführung einer neuen und sehr fruchtbaren Methode. Man wird natürlich nicht verkennen, daß auch bei älteren Schriftstellern gelegentliche Untersuchungen über den Inhalt und Ursprung der Formeln und Symbole vorkamen, aber für das Römische Recht doch weniger als für das deutsche und jedenfalls in mehr philologischer als juristischer Weise: die eigenthümlich-juristische Deutung der Formen und ihres Details, insbesondere die Beobachtung dieses Details und die Erkenntniß des ursprünglichen Lebens, das die vielen rudimentären, sinn- und zwecklos gewordenen und darum wenig beachteten Formen geherrscht hat, ist ein ganz eigenthümliches Verdienst jener Schrift. Auch die Theorie vom Scheingeschäft, von der juristischen Analyse und vieles Andere sind nicht zu vergessen; das sind Dinge, die auf die spätere Zeit tiefen Einfluß geübt und sie sind es unzweifelhaft auch, welche Jhering's Namen eigentlich begründet haben. Das heut langsam in Vergessenheit geraten lassen zu wollen, wozu Einzelne neigen, und oft gerade diejenigen, welche J. bei seinen Lebzeiten am geschmacklosesten ihre Huldigungen darbrachten, ist wenig löblich und heißt die Entwicklungsgeschichte der romanistischen Wissenschaft entstellen.

Offenbar schon bei der Abfassung der späteren Bände des Geistes hatte er die Empfindung, daß sein neuer Ideenkreis die Rahmen des Römischen Rechts überschreite und auf den Boden der abstracten Rechtswissenschaft hinüber-

führe und diesem Gedanken ist er mit seinem Zweck im Recht gefolgt.
Geist wurde infolge dessen nicht fortgesetzt, wie es denn ein Charakteristik
von Ihering's Arbeitsweise war, daß seine Werke Torsos blieben — nicht a
einfacher Unlust an der Vollendung sondern weil die innere Entwicklung sei
Gedankenreihen die ursprüngliche Anlage immer sprengte. Ueber den We
des Zwecks mögen Manche günstiger denken als ich; ich halte ihn trotz mand
glänzender Einzelheiten für ein in der Hauptsache schwaches Werk. Einerse
tritt hier wo die specielle Anwendung der Teleologie auf Ihering's Fachwisse
schaft nicht mehr in Frage stand, und daher die gerade hier bahnbrechen
Detailforschung entfiel, die mangelnde Originalität des teleologischen Grun
gedankens stärker und störender hervor als im Geist, andererseits ist auch
Durchführung dieses rationalistischen Utilitarismus eine schwächliche und zei
vor allem eine gewisse Enge des Gesichtskreises und dadurch bedingte Aermli
keit der Ausführung. Ueberhaupt wirkt, sofern das Buch doch auch als e
sociologisches gelten will, der Vergleich mit der englisch-amerikanischen und sel
der deutschen Sociologie etwas beschämend. Zweihundert Jahre früher wür
sich Ihering's teleologisches System beträchtlich stärker herausgehoben haben a
es zur Zeit von Herbert Spencer einer- und Karl Marx andererseits noch d
Fall sein konnte.

„Der Kampf ums Recht", eine kleine aus einem Abschiedsvortrag i
Wien hervorgegangene Gelegenheitsschrift, betont in sehr ansprechender Wei
den Gedanken, daß die Durchsetzung des subjectiven Rechts für dessen Träg
ethische Pflicht sei und nur in der gemeinsamen consequenten Festhaltung dies
Pflichtgedankens das sittliche Zusammenleben gedeihen kann. Man muß dies
Schriftchen noch zu Ihering's philosophischen Schriften stellen, obwol e
eigentlich, so wie es ist, keinem bestimmten System angehört; denn es ist ein
seiner geistvollsten Leistungen und enthält eine noch weit größere Wahrhei
als man ihm gewöhnlich schon beilegt. Trotz der scheinbar paradoxen Schärf
mit der der Kampf ums Recht als ethische Pflicht hingestellt wird, ist d
Sache durchaus richtig, und es läßt sich darauf sogar ein System bauen
Freilich ist dies von jedem teleologischen weit verschieden und es ist eigentlic
eine große Ironie der Litteraturgeschichte, daß ein so begeisterter Verfechte
des utilitaristischen Gedankens gelegentlich eine so starke Anwandlung de
ethischen Rechtsidee hat.

Ihering's eigentliche Kraft lag immer auf dem Gebiet des Juristischen
Wo immer er philosophisch gearbeitet hat ist er bei der Philosophie nur z
Gast gewesen, freilich mit Vorliebe, ein Beispiel mehr von der häufigen Er
scheinung, daß Viele die schwächere Seite ihrer Begabung mit mehr Vorlieb
cultiviren als deren eigentliche Stärken. Als Jurist sucht er durchaus seine
gleichen; die juristische Intuition ist bei ihm mit einer Sicherheit und Urkra
vorhanden, die ihn zu den juristischen Phänomenen aller Zeiten stellen. Neb
seiner Entdeckung der juristischen Technik in den beiden letzten Theilen d
„Geist" sind es vor allem seine rein juristischen Schriften, die sein Ansel
unerschütterlich fundirt haben.

Es sind zum großen Theil Gelegenheitsschriften; gerade die allerschönst
und fruchtbarsten davon, wie die Theorie der culpa in contrahendo im 4. B
der „Dogmatischen Jahrbücher", die diversen Gutachten, die Schrift über d
Nachbarrecht im 6. Bd. der Jahrbücher u. a. sind ersichtlich angeregt dur
concrete Rechtsfälle oder durch zufällige litterarische Anregung. Bücher i
eigentlichen Sinn nach lang vorgefaßtem Plan zu schreiben war Ihering
Art auf juristischem Gebiet nicht; nur der „Besitzwille" kann als lang au-
gereifte Frucht bestimmter Arbeitspläne gelten. In jenen kleineren Schrifte

aber ist die Fülle und vor allem die innere Triebkraft der Ideen eine so große, daß sie die ganze civilistische Litteratur mit treibenden Fermenten versehen haben.

Von der Dissertation „de hereditate possidente“ (1842) kann hier abgesehen werden — sie hat unzweifelhaft dem Verfasser Anlaß gegeben zu der dritten der in seinem ersten Büchlein gesammelten „Abhandlungen aus dem Römischen Recht“ (1844). Deutlicher als in diesen beiden Untersuchungen zeigt sich der künftige Meister in der ersten dieser Abhandlungen („Inwieweit muß der, welcher eine Sache zu leisten hat, den mit ihr gemachten Gewinn herausgeben“), wo die überaus feinen, fünfzehn Jahre später von Friedrich Mommsen in seinen Erörterungen aus dem R. R. und dann noch mit mehr oder weniger Glück von Anderen bearbeiteten Probleme der Restitution des Commodum eingehend untersucht werden und der Gegensatz des lucrum ex re und propter negotiationem perceptum schärfer als bis dahin geschehen war, hervorgehoben wird. J. hat hier Fragen ins Auge gefaßt, die ihn eigentlich nie mehr ganz losgelassen haben; insbesondere die auf S. 78—85 besprochene Frage, inwieweit der ehemalige Besitzer einer fremden Sache den von ihr erzielten Verkaufserlös dem Eigenthümer herauszugeben hat, hat J. gegen die bis dahin herrschende ältere Ansicht schon damals ganz richtig dahin formulirt, daß der gutgläubige Besitzer hierzu nur dann verpflichtet ist, wenn sein Besitztitel ein bloß putativer war und diesen vollkommen richtigen Satz gegen die durchaus grundlosen und im ganzen fast verwunderlichen Angriffe Windscheid's später noch (Jahrb. f. Dogm. 16, 230 f.) siegreich vertheidigt. Sehr anregend ist aber auch die zweite Abhandlung über die Consolidation der bonae fidei possessio und der jura in re aliena durch die Analogie des Eigenthums, ein Gesichtspunkt, der zwar gelegentlich schon berührt worden war (Glück, Pand. 8, S. 47 Anm. 30 u. a.), aber erst nach J., insbesondere von Brinz, der hier sicher auf Ihering's Schultern steht, zu einem freilich überspitzten systematischen Gedanken erhoben worden ist.

Zu Ihering's früheren Arbeiten gehört noch eine, die wie wenig andere eingeschlagen und auf die weitesten Kreise anregend gewirkt hat, seine „Civilrechtsfälle ohne Entscheidungen“. Wie er in späteren Jahren zu erzählen liebte, hat er sie als junger Professor um des mit einem solchen gangbaren Büchlein verbundenen materiellen Emoluments willen geschrieben; wenn irgendwo, so ist hier das Schriftstellerhonorar und vielleicht auch die Anregung des Verlegers der Sache zu gute gekommen. Uebrigens hat J. mit dieser Arbeit in erster Linie doch einem inneren Bedürfniß entsprochen; denn zu lehren und anzuregen war ihm Lebensluft und Daseinselement und er konnte nicht lehren ohne ins Plastische, Anschauliche, Lebendige hineinzukommen. Das Praktikum war für ihn aber nicht bloß eine Lehraufgabe, sondern auch eine Fundgrube juristischer Gedanken; die alte Quästionenmethode der römischen Juristen hat unter den Neuern vielleicht keinen so überzeugten Anhänger gefunden wie ihn. Die Civilrechtsfälle, zum Theil aus Spruchsammlungen, zum Theil aus eigenen Beobachtungen genommen, sind gleich meisterhaft in der spannenden, einleuchtenden und oft künstlerischen Darstellung wie in der stets präcisen, alles Wesentliche genau enthaltenden, nur eine einzige Entscheidung ermöglichenden Entwicklung des Thatbestands; Vorzüge, von denen nur der erfahrene Lehrer den letzteren, aber selbst das große Publicum den ersteren zu würdigen versteht. Heute noch unerreicht an Geist und Fülle der juristischen Gedanken, die in ihnen verborgen liegt, sind sie der Gefahr des Veraltens noch auf lange Zeit entrückt. Ein Nachtrag dazu, die „Jurisprudenz des täglichen Lebens“ (1870) wirft hunderte von kleinen Rechtsfragen

des täglichen Lebens auf und zeigt die rastlose Bethätigung des juristischen Denkens, die J. eigen war.

Schon bald nach der Gießener Berufung schritt J. im Verein mit Gerber an die Gründung der „Dogmatischen Jahrbücher“, welche sich alsbald zum ersten civilistischen Organ Deutschlands erhoben und diese Stellung zum großen Theil Jhering's eigener Mitarbeit verdankten. Nicht oft hat der Herausgeber einer Zeitschrift soviel für deren Blüthe gethan als J. für die Jahrbücher. Gleich die beiden ersten Jahrgänge brachten eine seiner bleibendsten Forschungen, über die Mitwirkung bei fremden Rechtsgeschäften. Die scharfe Trennung der directen von der indirecten Stellvertretung, heute zum sicheren Gemeingut der Wissenschaft geworden, vorher zwar nicht unbekannt aber mehr gestreift als fest entwickelt, ist dort zum ersten Mal in voller Kraft und Breite aus den juristischen Quellen herausentwickelt; insbesondere die erstmalige richtige Interpretation der schwierigen Stelle D. mend. 17, 1, 49 ist eine romanistische That, die freilich der jüngeren Generation kaum mehr bekannt ist und auch der älteren aus dem Gedächtniß zu schwinden droht, aber eben deswegen hier festgestellt werden soll. Der dritte und vierte Band brachten sodann die Beiträge zur Lehre von der Gefahr beim Kaufcontract; von ihnen ist namentlich der zweite Theil (Bd. IV), entwickelt an einem praktischen Rechtsfalle, fundamental geworden nicht bloß für die romanistische Theorie, sondern auch für das Bürgerliche Gesetzbuch, welches in § 243 II im wesentlichen die von J., im Gegensatz zu Thöl's Ausscheidungslehre, entwickelten Gedanken der „Lieferungstheorie“ angenommen hat. Daneben enthält aber der gleiche vierte Band — welcher infolge dessen für die moderne Rechtsentwicklung eine der bedeutsamsten litterarischen Erscheinungen des vorigen Jahrhunderts bildet — den Aufsatz über „Schadenersatz bei nichtigen Verträgen“. Die Frage, um die es sich dabei handelt, ist zu bekannt, um darauf einzugehen; ebenso bekannt, daß die äußere Schale, in welche J. seine Antwort auf die Frage einkleidete, die Theorie der culpa in contrahendo, nicht die zulängliche Formulirung ist; das Verdienst an der Hand von D. 18, 1, 62 1 die in der Sache voll befriedigende Lösung der Aufgabe gegeben zu haben, wird dadurch ebensowenig verkümmert, als durch die Thatsache, daß Ansätze zu dieser Lösung sich schon im Preuß. L. R. und Oest. G. B. fanden; weder hat J. diese gekannt — seine Aufrichtigkeit in diesen Dingen wird durch die Note Jahrb. II, 121 ins hellste Licht gesetzt — noch würden diese damals halb vergessenen Dinge auf die gemeinrechtliche Doctrin und damit auch auf das Bürgerliche Gesetzbuch jenen Einfluß gewonnen haben, den sie in der heut jedem Schüler geläufigen Theorie des ungleichen Vertragsinteresses gegenwärtig thatsächlich ausüben. Ebenso sind auch in der Abhandlung vom Nachbarrecht (Jahrb. VI) die allein maßgebenden Gesichtspunkte scharf erkannt; auch hier ist dem Forscher die Genugthuung widerfahren, daß das Bürgerliche Gesetzbuch seine Lehre in Paragraphen formulirt hat (bes. § 905 S. 2, 906).

Die mannichfaltigen Anregungen, welche die in den folgenden Bänden der Jahrbücher verstreuten Abhandlungen gebracht haben, im einzelnen aufzuführen, würde zu weit gehn; die Untersuchung über die Reflexwirkungen des Rechts im zehnten Band zeichnet sich hier durch feine Beobachtungen aus und enthält einen interessanten, wenngleich praktisch kaum jemals verkannten, so doch theoretisch bis dahin nicht formulirten Gesichtspunkt. Unter den nachfolgenden Aufsätzen ist der über Rechtsschutz bei injuriösen Rechtsverletzungen (Bd. 23) weitaus der anregendste, wenngleich ihm unmittelbarer praktischer Erfolg nur in geringem Maße zu Theil geworden ist.

Indessen ist von all diesen Untersuchungen keine so berühmt geworden,

die im 9. Band der Jahrb. enthaltene, später in zwei Auflagen als
ratabdruck erschienene Abhandlung über den Grund des Besitzschutzes.
berühren hiermit eine Seite in Jhering's juristischer Thätigkeit, wo er
in der zweiten Hälfte seines Lebens eine seiner Lebensaufgaben gefunden
nämlich sein Verhältniß zum Besitzrecht.

Der Grundgedanke dieser Abhandlung ist ein einheitlicher, der sich freilich
vei Functionen zeigt. Er geht dahin, daß im Besitze der vermuthliche
thümer geschützt wird; dies wird als eine unumgängliche Ergänzung des
unzulänglichen Eigenthumsschutzes betrachtet, als ein Vorwerk des Eigen-
s. Daran schließt sich die Consequenz für den Begriff des Besitzthat-
ıds; er ist gegeben, so oft man sich zu einer Sache in dem Verhältniß
ıet, in dem sich normaler Weise der Eigenthümer zu seiner Sache zu
en pflegt.

Diese Idee, glänzend und durch ihre Einfachheit bestechend wie sie ist, hat
stens in ihren Anfängen lebhaften Anklang gefunden und J. konnte in
weiten Auflage des Separatabdrucks O. Bülow, Otto Bähr und Josef
r als deren erklärte Anhänger bezeichnen. Mehr und mehr hat sich dann
pposition geregt, und wenn man die Schrift heute noch als eine allseits
ßte und viel gelesene bezeichnen darf, so kann man doch nicht sagen, daß
h noch vieler überzeugter Gläubigen erfreut. In der That ist wenigstens
as Römische Recht eine Einwendung gegen Jhering's Grundposition ge-
, welche sehr einleuchtend scheint, nämlich die, daß gegen die Besitzinter-
selbst die liquide petitorische Einrede nicht aufkommt. Freilich hat später
ohde letzteren Satz zu bestreiten gesucht, schwerlich mit Glück; und daß
ıas B.G.B. die urtheilsmäßige liquidirte exceptio petitoria zuläßt, kann
lich für das R. R. nicht in Betracht kommen. Dessenungeachtet würde
it diesem Moment allein die Sache nicht für erledigt halten; doch kann
diesen überaus schwierigen Punkt hier nicht eingetreten werden. Eine
zu unterscheidende Frage ist es, ob die Voraussetzungen des Besitz-
ls wirklich mit der Herstellung der normalen Eigenthumslage zusammen-
. Es läßt sich dagegen einwenden, daß diese Formel einen Zirkel ent-
welches ist denn die normale Eigenthumslage? Doch eben die, daß der
thümer besitzt; gerade in den Fällen, wo die Besitzlage schwer zu ent-
n ist, ist auch die Frage, ob noch die normale Eigenthumslage gegeben
aum zu beantworten, oder ist das vom Windstoß in den Nachbargarten
ene Wäschestück in der normalen Eigenthumslage? Dennoch muß man
ohl hüten vor der Meinung, als ob mit solcher Dialektik Jhering's Idee
h aus der Welt geschafft sei; Thatsache ist, daß, bewußt oder unbewußt,
ntscheidungen der römischen Quellen doch von dem Vorbild des Eigen-
rs in weitestem Umfange beherrscht sind und daß auch wir desselben uns
tiv bedienen, um für gewöhnliche Besitzfragen einen Leitfaden zu haben.
ist freilich richtig, was hervorgehoben zu haben ein Verdienst von
ski ist, daß die rein zufällige Herstellung der eigenthumsmäßigen
tion zum Erwerb des Besitzes nicht schlechthin genügt, vielmehr, wenigstens
römischem Recht, zum Erwerb des Besitzes ein besonderes Eingreifen,
die That erforderlich ist, und dies ist vielleicht das stärkste Bedenken
Jhering's Theorie. Aber trotz aller Einschränkungen, die sie sich etwa
en lassen muß, steckt in ihr doch ein sehr gesunder und lebensfähiger
, welchen nur der Scholastiker überschätzen kann, der eine alles umfassende
dann auch meist todte Formel herauszudestilliren wünscht.

Noch weittragender als der Grund des Besitzschutzes ist Jhering's Besitz-
, 1889 in Buchform erschienen. Hier ist die Opposition gegen Savigny's

Besitzlehre, die im Grund d. B. Sch. sich auf das Corpus possessionis b
schränkte, auf den Besitzwillen übertragen und sicher mit Glück. Die auße
ordentlich subjective, theils leidenschaftliche, theils emphatische Darstellung,
der J. ein förmliches wissenschaftliches Duett mit Savigny provocirt, hab
anscheinend Manchen im ungünstigen Sinn beeinflußt und es haben sich au
hier alsbald polemische Stimmen vernehmen lassen; m. E. ist J. in alle
Wesentlichen auf der richtigen Bahn. Der Grundgedanke ist: weder histori
noch dogmatisch ist die Grenze von Besitz und Innehabung durch das physisch
Element des Besitzwillens gegeben, sondern diese Grenzscheidung liegt i
Rechtsgrund des Innehabens. Und das ist im wesentlichen zutreffend; histo
risch wird es durch die Geschichte des republikanischen Besitzrechts, die freili
J. weit entfernt war, genügend genau zu kennen und aufzuhellen, sicher be
stätigt und auch dogmatisch ist der Gedanke, daß der Besitz z. B. des Pfand
gläubigers, sich von dem des Miethers und Pächters im Punkt des Besitz
willens in nichts unterscheidet von unüberwindlicher Richtigkeit, mag man auc
sonst einwenden können, daß J. den Gegensatz von Eigen- und Fremdbesi
etwas leichter nimmt als nothwendig war. Unleugbbar stehen denn auch di
neuesten Forschungen über den Besitzerwerb durch Stellvertreter, z. B. vo
Lenel und Regelsberger unter dem Einfluß dieses Gedankens und dessen Weiter
entwicklung hat die besten Resultate gebracht.

So kann man denn Jhering's langjährige, noch in einem Artikel in
Handwörterbuch der Staatswissenschaften (= Jahrb. 32, 41 ff.) recapitulirt
Thätigkeit auf dem Gebiet des Besitzrechts als eine fundamentale bezeichnen
wenn es ihm nicht gelungen ist die unverrückbaren Grundlagen von Savigny'
Jugendwerk zu erschüttern, so hat er doch an diesem Werk selbst vieles neu
und umgebaut, was gleich jenem noch in einer fernen Zukunft bestehen wird

Wenn mit dem Besitzwillen J. noch kurz vor seinem Tod ein Zeugniß
seiner unerschöpflichen juristischen Divination abgelegt hat, so beweisen um
gekehrt die aus seinem Nachlaß herausgegebenen Schriften „Vorgeschichte der
Indoeuropäer“ und „Entwicklungsgeschichte des römischen Rechts“, daß er als
Historiker unverändert geblieben war. Namentlich das erstgenannte Werk zeigt
Lesefrüchte auf dem Gebiet der altarischen und altgriechischen Völkerkunde,
über deren Verwendung die Fachmänner wenig günstig berichten; der Mangel
eigener Sprach- und Sachkenntniß läßt sich eben auch durch die reichste und
selbständige Gedankenbewegung in historischen Dingen nicht ersetzen und das
Fragment der Entwicklungsgeschichte läßt trotz einzelner Gedankenblitze doch
jede methodische Forschung und Selbstkritik allzusehr vermissen. Die Pietät
der Angehörigen hat diese Arbeiten der Oeffentlichkeit überliefern zu sollen
geglaubt und wol mit Recht; denn sie haben damit nur in Jhering's Sinne
gehandelt, der mit solchen Publicationen nicht ängstlich war; die Aufrichtig-
keit der Kritik darf demgegenüber nichtsdestoweniger nicht verstummen.

Mit um so größerer Freude gedenkt man danach einer kleinen aber höchst
gehaltvollen Arbeit, welche J. im Jahre 1867 als Festschrift der Universität
Gießen für den Kanzler Birnbaum verfaßt hat, des „Schuldmomentes im römi-
schen Privatrecht“. Niemals ist im Gebiet des römischen Rechts der Gedanke,
daß einerseits die ältere Zeit das subjective Moment in der Widerrechtlichkeit
ignorirt und nur auf das objective Gewicht legt, und daß andererseits für
eine ganze Reihe von obligatorischen Verhältnissen das pönale Element den
Ausgangspunkt gebildet hat und erst allmählich dem reipersecutorischen ge-
wichen ist, besser, reicher und schöner durchgeführt worden. Die den fünfziger
Jahren angehörigen Forschungen über die Entwicklung der obligatorischen Con-
tracte von Dernburg, Bekker, später Demelius u. A. haben hier einen Wider

all gefunden, der seinerseits für lange hinaus und noch für die heutige
Forschung wenigstens eines der Leitmotive bildet und gebildet hat.

Es ist ein seltenes Gelehrtenbild, das sich aus der zusammenfassenden
Betrachtung der einzelnen Züge in Jhering's litterarischer Erscheinung ergibt.
Immer und immer wieder ist es die impetuose Genialität und die Kraft des
Wollens und Empfindens, welche in den Vordergrund tritt. Der Eindruck
er größten juristischen Potenz und einer sieghaften, alles mit sich fortreißen-
en Individualität ist der bleibende, dabei auch der einer substantiellen, jedem
Formalismus abgeneigten, stets das Lebendige lebendig mitempfindenden Per-
önlichkeit. Wie wohlthätig berührt es, um das letztgesagte noch besonders zu
etonen, in den Verhandlungen des Juristentags von 1862 über die Regelung
er unehelichen Vaterschaft Jhering's Vertheidigung der Vaterschaftsklage zu
sen; welcher Abstand zwischen der eleganten, aber kühlen, eiskalten juristischen
ogik seiner Gegner, welche die Frage vom Standpunkt der Solidarobligationen
ehandeln, und der warmen, das Lebendige in diesen Fragen empfindenden
Vertheidigung Jhering's. Und nicht minder erfreulich, wenn im Lucca-
Pistoja-Actienstreit J. den Standpunkt des zeichnenden Publicums vertritt
egenüber dem von L. Goldschmidt vertretenen Standpunkt des Bankiers über
ie Frage, ob gewisse Zusagen eines Emissionsprospects mit der bona fides
u vereinbaren seien. Da war es eine Weltanschauung, welche die Gutachter
rennte; wie denn überhaupt von dem manchesterlichen Formalismus, der die
Rechtswissenschaft der sechziger und siebziger Jahre des vorigen Jahrhunderts
eherrscht hat, niemand sich so frei zu erhalten gewußt hat wie J. Man-
esterthum und Scholastik — auch die letztere hat sehr einflußreiche Vertreter
n der Jurisprudenz gehabt — gleich weit von sich entfernt haltend, hat J.
e Bahnen für eine reiche und innerlich freie Entwicklung der Rechtswissen-
haft offen gehalten wie kein zweiter.

Als Lehrer und als Mensch war er von unverwüstlicher Kraft und Frische
nd trotz ausgeprägten Selbstgefühles zur Anerkennung fremder Leistungen
ets mit Freude bereit; er konnte überschwänglich werden, wo er eine be-
eutende Leistung zu finden vermeinte. Durch seine persönliche Liebens-
ürdigkeit, die von jeder magistralen Steifheit frei war, hat er die meisten
iner Hörer dauernd an sich gefesselt. Und er hatte ein Bedürfniß nach
roßer Lehrthätigkeit. Daß an seinen Göttinger Sitz ihm schließlich nicht so
ele gefolgt sind, als er bei seinem Weggang von Wien erwartet hatte, war
r ihn ein Schmerz; er hatte eben vergessen, daß die große Menge den Lehrer
ahr nimmt, wenn sie ihn findet, daß aber heutzutage ein einzelner Mann
e Wahl des Studienorts nur für wenige auserlesene Studirende bestimmt.
olche hat J. natürlich immer anzuziehen gewußt, wiewol man sagen muß,
ß er zum Lehrer für Gelehrte nicht berufen war; dazu war er viel zu viel
igenpersönlichkeit und zu wenig methodisch. Darum hat er denn auch nie
nen eigentlichen Schüler gehabt. Seine Art nachzuahmen haben zwar viele
ersucht; aber der große Faltenwurf hat ihnen stets übel gestanden.

So ist J. eine eigenartige und unvergängliche Erscheinung in der Ge-
hichte der Jurisprudenz. Eine Persönlichkeit, die man sich heute, unter der
errschaft des codificirten Rechts kaum mehr denken kann. Wie wenig würde
r die Herrschaft der Paragraphen ertragen haben, es über sich gewonnen
aben, auf den freien juristischen Gedankenflug zu verzichten und sich zu er-
ehen auf den wohlgepflegten aber schmalen Kieswegen, welche das Gesetz
vorschreibt. Man meint, das Beste an ihm müßte verloren gegangen sein.
Und umgekehrt ist es sehr fraglich, ob er für das ungeheuer Erziehliche, das
die Codification für den Juristenstand mit sich bringt, genügend empfänglich

gewesen wäre. So wie er war, als einer der letzten aus der Zeit des frei wachsenden gemeinen Rechts, derer, welche unmittelbar aus der Bibel predigten, steht er in unserer Erinnerung und auch als einer der größten aller Zeiten. Er ist nicht der Gründer einer Schule geworden wie Savigny, aber unter denen, welche zur historischen Schule zu zählen sind, ist er unzweifelhaft derjenige, welcher neben dem Schulhaupt das stärkste und dauerndste eigene Licht ausgestrahlt hat. L. Mitteis.

Ihlee: Johann Jacob I., geboren am 8. October 1762 zu Elmarshausen, einem freiherrlich v. Malsburgischen Gute im Hessen-Kasselischen, gehörte dem Frankfurter Nationaltheater von 1792—1827 in den verschiedensten Stellungen an. Schließlich wurde er während der Regierungszeit des Großherzogs Karl in Gemeinschaft mit dem Capellmeister C. J. Schmitt Director der Frankfurter Bühne. Das Amt eines artistischen Leiters behielt J. auch nach dem Tode Schmitt's (1817) bis an sein am 11. Juli 1827 in Frankfurt a. Main erfolgtes Ende. Dennoch war Ihlee's Stellung unter den wechselnden finanziellen Oberdirectionen der Frankfurter Theater-Actiengesellschaft, die das Schauspielhaus gepachtet hatte, nicht immer die gleiche. Der Kreis seiner künstlerischen Thätigkeit hat sich bald verengt, bald erweitert. Den Höhepunkt von Ihlee's Wirken bilden die Jahre von 1806—1813. Damals wurde ihm und Schmitt der Betrieb der Frankfurter Bühne unter einem finanziellen Ueberwachungscomité zu gemeinschaftlichem Gewinn und Verlust überlassen. Während dieser Zeit leitete namentlich J. die Geschäfte so ausgezeichnet, daß alsbald neben dem künstlerischen auch ein finanzieller Erfolg eintrat. Zumeist dieser veranlaßte die Actionäre, die Führung des Frankfurter Theaters wieder selbst zu übernehmen, jedoch ohne die gleichen günstigen Ergebnisse zu erzielen.

J. gehört zu den Naturen, die sich durch ungewöhnliche Begabung, verbunden mit zielbewußtem Streben und eisernem Willen, auf eine höhere Lebensstufe zu schwingen vermochten. In dem Bruchstück einer Selbstbiographie, die Börne in der „Iris“ 1827 veröffentlichte, hat J. alle von früh an auf ihn einwirkenden Einflüsse bis zu seiner Ankunft in Frankfurt, 1787, liebevoll geschildert. Er wurde von dem in der Blüthe des Mannesalters verstorbenen Vater zum Studium bestimmt, mußte aber nach einer an Noth und Entbehrungen reichen Kindheit in Kassel das Posamentirhandwerk erlernen. Der sieben Jahre dauernde Aufenthalt dort hatte ihn nicht nur in seinem Beruf, sondern auch durch die mannichfachen, mit unermüdlichem Fleiß von ihm benutzten Bildungsgelegenheiten in seiner geistigen Entwicklung ungemein gefördert. Vor allem scheint er in den fremden Sprachen bedeutend weiter gekommen zu sein.

Von Kassel ging J. auf die Wanderschaft, eine Zeit der bittersten Erfahrungen für ihn. Mitte der achtziger Jahre kam er in die Nähe Frankfurts, wahrscheinlich nach Hanau, wo er damals schon mit dem Theater in Verbindung getreten sein soll. Wie der alte J. selbst sagt, begann in Frankfurt a. M. „die glücklichste Epoche seines Lebens“. Neben befriedigender Thätigkeit im Handwerk fand gleichfalls sein Talent und geistiges Streben von den verschiedensten Seiten die freundlichste Aufmunterung. Hier gewann er auch in Anna Magdalena Petsch, der Tochter seines Meisters, 1793 eine verständnißvolle Gattin. Zu jener Zeit war J. schon anderthalb Jahre Mitglied des 1792 gegründeten Frankfurter Nationaltheaters; dennoch machte er nach der Aufnahme in die Bürgerschaft und kurz vor seiner Verheirathung sein Meisterstück als Posamentier. Entweder konnte er also nur unter einem Deckmantel seine Stellung im Theater behaupten, oder die Eltern wünschten

der damaligen Unsicherheit der Bühnenverhältnisse für die Ehe der Tochter
sichere bürgerliche Grundlage. Indessen gewann Ihlee's Stellung bei der
ne mehr und mehr an Halt. Neben seiner künstlerischen Wirksamkeit
te man ihn auch als Mensch hoch. Männer wie Börne und Kirchner
n dieses in ihren Berichten über das Frankfurter Nationaltheater zu
ee's Zeiten stets hervor und weisen auch mehrmals darauf hin, daß es
gelang, alle gegen sein Streben und Wollen gerichteten Angriffe ohne
wierigkeit abzuwehren. Nach Börne suchte J. die praktische Seite des
nenbetriebs mit idealen Zielen zu vereinen. Daneben verstand er, „das
nögliche, es Allen recht zu machen, dem Zunächstliegenden — die Mehr-
zu befriedigen — in der rechten Weise nachzustellen.

Seit Ihlee's Verweilen in Frankfurt erschienen poetische und prosaische
tungen von ihm in verschiedenen Blättern. Auch politische Flugschriften,
ie „Kriegslieder für Josephs Heer" (1790) soll er verfaßt haben. Diese
en höchstwahrscheinlich Nachbildungen der Grenadierlieder des dem jungen
wohlgesinnten Dichters Gleim. Im J. 1793 gab er sein erstes größeres
k „Tagebuch von der Einnahme Frankfurts durch die Neufranken" heraus.
s Buch bekundet ungemein viel Gewandtheit im sprachlichen Ausdruck und
zugleich ein Denkmal feurigster Vaterlandsliebe und warmer Anerkennung
„glücklichen Zustände in Frankfurt a. M.". Ueber einen etwas einseitigen
nzosenhaß kommt der Verfasser aber nicht hinaus. Ob J. diese streng legi-
n Gesinnungen bis an sein Lebensende bewahrte, kann wegen mangelnder
llennachrichten nicht angegeben werden. Im J. 1797 veröffentlichte J. einen
d „Gedichte". Sie zeigen ihn abhängig von Anakreontischen Mustern,
athen aber auch da und dort eine anerkennenswerthe Ursprünglichkeit, zu-
in der Begeisterung für die Natur.

Das deutsche Theater, in erster Linie die Frankfurter Bühne, verdanken
eine große Anzahl mehr oder minder freier Uebersetzungen und Bearbei-
en von Operntexten und anderen Stücken aus dem Französischen und
ienischen. Für solche Arbeiten besaß er neben reichen Sprachkenntnissen
nicht gewöhnliches Geschick, das durch die ihm innewohnende dichterische
t vor schablonenhafter Entartung bewahrt wurde. Von den durch J. be-
iteten ausländischen Opern sollen hier nur drei namhaft gemacht werden:
lmira" von Salieri, der „Wasserträger" von Cherubini und „Johann
Paris" von Boieldieu. Von 1792 an bis zu seinem Tode 1827 hat J.
eine Menge Prologe geschrieben, durch die er alle möglichen Vorkommnisse
Begebenheiten poetisch verherrlichen half.

Frankfurter Rathssupplikationen 1793, Bd. IV. — Acta, das Schau-
ielhaus betreffend. Ugb. A 12 Nr. 36 (Frkf. Stadtarchiv). — Zettel-
mmlungen des Frankfurter Theaters v. 1792—1828. — J. J. Willemer,
treitschriften über das Frankfurter Theater v. 1802—1823 (Stadtbiblio-
ek). — Frankfurter Montagsblatt v. 14. Dec. 1801 bis 15. März 1802.
— „Einige Worte über Theaterführung im Allgemeinen" und „Abschied",
eide von Fr. Werdy, Frankf. 1817. — J. J. Ihlee, Audiatur et altera
ars, Frankf. 1817. — A. Kirchner, Ansichten von Frankfurt a. M. Frankf.
818. — „Iris", herausg. von L. Börne, Frankf. 1827. — C. Heyner,
rankfurt im Jahre 1796, Frankf. 1796. — „Didaskalia" des Frankf.
Journals 1827. — Konversationsblatt, Beilage z. Frankf. Oberpostamts-
Zeitung, 1827. — Schriften über das Frankfurter Theater von A. H. E.
. Oven, A. Bing und E. Mentzel. — E. Devrient, Geschichte d. deutschen
Schauspielkunst III. Leipzig 1848. — C. Heyden, Gallerie berühmter und
merkwürdiger Frankfurter, Frankf. 1861. — Die Briefe der Frau Rath

Goethe, hrsg. von Albert Köster, Leipzig 1904. — J. J. Ihlee's eig
Werke und Bearbeitungen fremder Bühnentexte, soweit sie erhältlich ware
E. Mentzel.

Jireček: Josef J., böhmischer Litterarhistoriker, wurde am 9. Octob
1825 in Hohenmaut geboren, studirte in den Jahren 1843—1849 zuer
Philosophie, dann die Rechte in Prag, war schon während seines Studium
litterarisch und publicistisch thätig und hatte vielfache Beziehungen zu d
politischen und gelehrten Kreisen der Stadt. Er strebte zunächst eine Professu
für Statistik an der Prager Universität an, wurde aber schon 1850 vo
Grafen Leo Thun als Concipist im Ministerium für Cultus und Unterric
angestellt. Im selben Jahre erschien seine „Ethnographische Ueberſicht de
Königreichs Böhmen mit Karte“. Im Ministerium war er zufolge sein
reichen Kenntnisse der slawischen Sprachen eine überaus verwendbare Kraf
die sich insbesondere bei den Reformen des Unterrichtswesens und bei d
Organisation des österreichischen Schulbücherverlags bewährte. Seine admin
strative Thätigkeit war begleitet von einer reichen litterarischen und publ
cistischen Arbeit. Nachdem er 1869 zum Ministerialrath aufgestiegen wa
übernahm er 1871 im Ministerium Hohenwart die Leitung des Cultus- un
Unterrichtsministeriums, trat aber noch im selben Jahre mit dem Cabinett
chef zurück. Im J. 1874 übersiedelte er dauernd nach Prag und wurde al
bald zum Präsidenten der kgl. Gesellschaft der Wissenschaften gewählt, welc
Ehrenstellung er bis an sein Lebensende beibehielt.

Fortan im öffentlichen Leben, in der Prager Gemeindevertretung, i
Landtag und im Reichsrath (als Abgeordneter des Städtebezirkes Přibram
eifrig sich bethätigend, entwickelte er dabei eine außerordentlich fruchtba
Wirksamkeit auf dem Gebiete der böhmischen Litteratur und Geschichte. E
beschäftigte sich mit grammatischen und dialektologischen Studien, die er i
J. 1863 mit einem Aufsatz über „Die Dialekte im östlichen Böhmen“ be
gonnen hatte und bis 1887 „Ueber Eigenthümlichkeiten der čechischen Sprac
in alten mährischen Handschriften“ fortsetzte; er edirte zahlreiche litterarisch
historische und rechtshistorische Denkmäler, u. a. „Die Denkwürdigkeiten de
Grafen Wilhelm Slawata von 1608—1619“, dessen „Geschichte des Könic
reichs Ungarn von 1526—1546“, das „Rechtsbuch des Briccius“ und „D
Landesordnungen von Böhmen“ (letztere beiden gemeinsam mit seinem Brud
Hermenegild), „die Koldin'schen Stadtrechte“, die „Reimchronik Dalimils“
Ueberaus zahlreich sind seine Aufsätze zur böhmischen Litteraturgeschichte, w
er denn auch den Plan hatte, eine umfassende Geschichte der böhmisch
Litteratur zu verfassen. Eine überaus werthvolle Vorarbeit hiezu bildet se
1875—76 erschienenes „Handbuch zur Geschichte der böhmischen Litteratur b
zum Ende des 18. Jahrhunderts“, wie die Mehrzahl seiner Veröffentlichung
in čechischer Sprache geschrieben. Lebhaft betheiligte sich J. an dem Kam
wegen der Königinhofer Handschrift, deren Echtheit er vertheidigte (zu
1858) und deren Text er auch in deutscher Uebersetzung herausgab (187
— J., der mit einer Tochter P. J. Schafařik's verheirathet war, starb n
längerer Krankheit am 25. November 1888 in Prag.

B. Bretholz.

Ildibad, König der Ostgothen, a. 540—541. In dem fün
Jahre des Krieges der Byzantiner gegen das italische Gothenreich hatte Bel
durch arge Treulosigkeit König Witichis (s. den Artikel) und Ravenna in se
Gewalt gebracht, indem er vorgab, sich als Kaiser des Abendlands und K
der Gothen gegen Justinian empören zu wollen: damit lockte er die Befe
haber der meisten noch von den Gothen gehaltenen Vesten nach Ravenna,

ıngenschaft erwartete. Nur J., der das feste Verona vertheidigte, war
ıisch geworden, da man ihm seine beiden in Ravenna vorgefundenen
nicht herausgab; er ging nicht in die Falle. Als die lange getäuschten
endlich den Verrath Belisar's durchschauten, forderten die nördlich des
agerten des Witichis Oheim, den tüchtigen Kriegsmann Uraia zu
n (Pavia) auf, sie als ihr König gegen den Feind zu führen; allein
)ies sie auf J., der als Neffe des spanischen Westgothenkönigs Theudis
Artikel), dessen Waffenhülfe erlangen werde (was freilich nicht geschah).
Verona nach Pavia gerufen, nahm die Krone an, forderte aber noch-
Belisar auf, seine Versprechungen zu halten — ohne Erfolg. Nun unter-
. das hoffnungsarme Werk, das fast zerstörte Reich wieder aufzurichten,
ügte anfangs nur über Eine Tausendschaft und besaß von allen Vesten
lbinsel nur jene beiden Städte. Allein ihm kam zu Hülfe die Un-
t, Unfähigkeit, Unthätigkeit der zahlreichen Nachfolger Belisar's in der
rnschaft, die durch Bedrückung und Aussaugung der Italier deren Hin-
zu Byzanz in das Gegentheil verkehrten; Vitalius, der einzige dieser
, der, in richtiger Würdigung der drohend wachsenden Gefahr, etwas
. unternahm, zumal im Vertrauen auf seine starken herulischen Söldner-
, ward von J. bei Treviso aufs Haupt geschlagen, sehr viele Heruler
rem tapfern Führer Wisand fielen. Jedoch nun hemmten Neid, Haß
ord unter den Häuptern der Gothen weitere Fortschritte: die Gattin
, reich geschmückt, traf auf dem Wege zum Bade Ildibad's Königin
unscheinbarem Gewande — den Königsschatz der Gothen hatte ja Belisar
ch Byzanz genommen! — und kränkte sie durch den Hohn unehr-
en Grußes. Die Thränen seines Weibes zu rächen, verdächtigte nun
ia des Verrathes und ließ ihn bald darauf ermorden. Die Entrüstung
then ermuthigte einen Privatfeind des Königs zur Rache: ein junger
Wila, in dessen Abwesenheit J. die Braut einem Andern vermählt hatte,
ihm, wie er mit den Vornehmen beim Mahle saß, mit Einem Schwert-
das Haupt vom Rumpf, daß es auf den Tisch flog. Nach kurzer
nherrschaft des Rugiers Erarich wählten die Gothen Ildibad's Neffen
(s. die beiden Artikel) zum König, der noch einmal das Reich zu Glück
lanz erhob.

Quellen und Litteratur: Dahn, Die Könige der Germanen I. München
, S. 223; — Urgeschichte der germanischen und romanischen Völker I,
ufl. Berlin 1899, S. 266. Dahn.

llig: Moritz Friedrich J. (1777—1845), Erfinder der Papier-
mit Harz. — Schon der Großvater des J., Johannes J., wird im
buche der evangelischen Gemeinde zu Nieder-Ramstadt als „Papierfabrikant
hiesigen Papiermühle“ erwähnt; er starb dort am 17. Februar 1806 im
von 86 Jahren. Sein Sohn, der auch Johannes hieß, starb ebenda
rd im Kirchenbuche als „gewesener Papierfabrikant zu Amorbach“ (ge-
am 2. October 1748 zu Niederramstadt, † ebenda am 10. December
verzeichnet. Dieser Johann J. hatte zehn Kinder, davon war das
unser Moritz Friedrich J. Er wurde am 30. October 1777 zu Erbach
. Am 17. April 1813 ward er als Bürger und Uhrmacher zu Darm-
ufgenommen. In dem Anfang der 20er Jahre erschienenen Schriftchen
Pauli, Topographisches Gemälde von Darmstadt“ heißt es auf S. 205
en Künstlern Darmstadts: „Illig, tiefdenkender Mechanikus, wissenschaft-
hrmacher, verfertigt physicalische und mathematische Instrumente.“ Er war
isabeth Pfeil aus Darmstadt verheirathet und hatte zwei Kinder, Johann
m und Jakobine Florentine Theodore. Im J. 1807 hatte J. seine epoche-

machende Schrift: „Anleitung auf eine sichere, einfache und wohlfeile Art Pap
in der Masse zu leimen“ herausgegeben. Unter der Vorrede heißt es: „Erbach,
Januar 1806, M. F. Illig“. Seine darin niedergelegte Erfindung, Papier m
Harz u. s. w. zu leimen, muß er in jungen Jahren, gemäß einer Bemerku
auf S. 65 seiner Schrift, bereits auf der väterlichen Papiermühle gema
haben. Schnell verdrängte die Illig'sche Harzleimung die alte Leimung d
Papiers mit thierischer Gallerte und wurde für die Massenfabrikation d
Papiers unentbehrlich. Am 26. Juli 1845 starb J. in Darmstadt.

Die Familie J. soll nach dem 30jährigen Krieg aus der Schweiz na
Deutschland eingewandert sein. Ein Zweig ließ sich in Ober-Ramstadt b
Darmstadt nieder. Einer dieser Illigs gründete eine Papiermühle in Unte
Schmitten in Oberhessen. Von hier aus kamen sie nach Büdingen, Gelnhause
Gedern, Kloster Klarental und Ober-Wesel. Die Familie J. erhielt i
mehreren westdeutschen Staaten Papiermacherprivilegien und Monopole zu
Lumpensammeln. Bekannt sind Papiere mit Wasserzeichen von Christian
(1680—1720), Heinrich J. (1720—1780), Johann Georg J. (1780—1830
J. erhielt für seine Erfindung der Harzleimung von der französischen Regierun
200 000 Frcs.

C. Hofmann, Handbuch d. Papierfabrikation, II. Aufl., I. Thei
S. 292. — Stammbaum der Familie Scriba, Darmstadt 1824, S. 22
— Mittheilungen des Herrn Prof. Th. Beck in Darmstadt. — Papier
Zeitung, Berlin 1905, Nr. 5, S. 146. F. M. Feldhaus.

Ineichen: Josef J., Professor der Physik und Mathematik am Lyceum
in Luzern, wurde geboren am 12. Februar 1792 in Hochdorf (Kanton Luzern)
Nach dem Besuche des Gymnasiums und Lyceums in Luzern war er 1816—1
Privatlehrer in Genf, studirte dann, mit einem Staatsstipendium versehen
von 1819—1823 Mathematik und Naturwissenschaften in Göttingen und Paris
und war von 1823 ab bis zu seiner Pensionirung im Sommer 1870 Professo
der Physik und Algebra (oder Mathematik) am Lyceum der Kantonsschule in
Luzern. Er war ein vorzüglicher und pflichttreuer Lehrer und hat sich um
die Fortentwicklung des Lyceums verdient gemacht, u. a. durch die Schöpfung
des physikalischen Cabinetts. Auch in der Verwaltung des Lyceums war er
seit 1826 als Mitglied der Schulcommission, seit 1830 als Mitglied des Er-
ziehungsrathes, seit 1833 als Mitglied und seit 1840 als Präsident der
Bibliothekcommission thätig. Bei der Verfassungsänderung im J. 1841 aus
diesen Aemtern entfernt, wurde er nach dem Sturz des Sonderbundes wieder
1848 in den Erziehungsrath, 1852 in die Studiendirection und zum In-
spector des Gymnasiums, 1859/60 zum Inspector der Realschule gewählt, bis
er freiwillig 1862 aus dem Erziehungsrath ausschied.

Im politischen Leben Luzerns trat er in entschieden liberalem Sinne
hervor; er war von 1828 ab unmittelbar gewähltes Mitglied und von 183
bis 1848 mittelbares, vom Kantonswahlcollegium gewähltes Mitglied des
Großen Rathes. Auch gehörte er von 1832—1869 lange Zeit dem
Großen Stadtrath von Luzern an. Von 1843—1862 war er Mitglied des
Sanitätscollegiums, von 1833—1881 Mitglied und seit 1848 Präsident der
Maaß- und Gewichtscommission des Kantons, endlich von 1852—1862 Mit-
glied der topographischen Commission desselben. Namentlich hat ihn die
Regelung der Maaß- und Gewichtsverhältnisse des Kantons andauernd be-
schäftigt, wozu er u. a. im J. 1837 seine Maaß- und Gewichtstabellen (ge-
druckt auf Staatskosten, mit einer historischen Einleitung) und 1851 bei Ein-
führung des neuen Münzsystems die Luzerner amtlichen Münzreductions-
tabellen ausarbeitete; er half dann auch noch 1874—1878 bei der Einführun

s metrischen Maaßes mit, trotzdem er sich 1864 dagegen ausgesprochen hatte. ıch die naturwissenschaftlichen Beobachtungen Luzerns lagen ihm viele Jahre ndurch ob.

In der Geschichte der Stenographie ist J. durch seine Vertretung der ometrischen Methode von Horstig bekannt, die er 1813 erlernt hatte und indig anwandte. Sein ganzer Nachlaß, namentlich die Hefte, nach denen er n Lyceum docirte, waren stenographisch geführt. Er ertheilte auch zu Anng der dreißiger Jahre am Lyceum Unterricht in der Stenographie und rfaßte dazu eine Anleitung („Stenographisches Alphabet nach Horstig", 1831, Aufl. 1850). In den Jahren 1830—1840 stenographirte er mehrere Verndlungen des Luzerner Großen Rathes sowie die Debatte desselben über die suitenberufung vom 9. September 1842, die in zwei Auflagen im Druck schien.

J. gab 1823 das Lehrbuch der organischen Chemie von Gmelin in anzösischer Uebersetzung heraus (Paris 1823) und schrieb selbst: „Grundlehren r Algebra" (Luzern 1827), ein bis Anfang der siebziger Jahre am Gymnasium Luzern gebrauchtes Schulbuch, „Entwicklungsgang der Ansichten über das eltsystem" (Schulcatalog 1865/1866), veröffentlichte auch Aufsätze über den influß des Mondes auf die Witterung (Luzerner Hauskalender 1857), über n Papinischen Topf (Dingler, Polytechn. Journal, Bd. 205, 1872), und er Knallgasexperimente (Pogg. Annalen Bd. 95, 1855).

Er war seit 1831 verheirathet und starb in Luzern am 22. April 1881 i 90. Lebensjahre.

Biographie von Prof. Arnet im Jahresbericht der höheren Lehranstalt Luzern 1880/1881. — Illustr. schweizerisches Unterhaltungsblatt f. Stolze'sche Stenographen, 4. Jahrg., Wetzikon 1881, S. 84—87 mit Bild.

Johnen.

Ingersleben: Karl Heinrich Ludwig von J., preußischer Verltungsbeamter, geboren am 1. April 1753, † zu Coblenz als Staatsnister und Oberpräsident der Rheinprovinz am 13. Mai 1831, war der ohn des bei Kolin schwerverwundeten und in der Schlacht bei Breslau 22. November 1757 zu Tode getroffenen, von Friedrich dem Großen t Ehren überhäuften Generalmajors Johann Ludwig v. J. und der Charte Luise Dorothea v. J., geb. v. Herold, einer Tochter des am 18. Mai 20 in den Adelstand erhobenen, um die preußische Verwaltung sehr verinten Geheimen Finanz-, Kriegs- und Domänenraths Dr. Christian Herold, r ohne männliche Leibeserben am 10. Februar 1744 gestorben ist. Auch e Mutter Ingersleben's starb früh. Die Familie v. J. gehörte zum alten agdeburgischen Adel. Der General Joh. Ludwig besaß die Güter Königerode, iedrichrode und Willerode im Mansfeld'schen. Auch der Kriegs- und omänenrath v. Herold war ansehnlich begütert. Zur Zeit der Geburt Karl Heinrich Ludwig's stand der Vater in Potsdam in Garnison. Außer vier Schwestern, von denen sich die eine mit dem General v. Borstell, dem Vater des späteren commandirenden Generals des 8. Armeecorps verheirathete, hatte Karl Heinrich Ludwig einen älteren Bruder, Friedrich Wilhelm Heinrich Ferdinand, der später Oberst wurde und durch seine Uebergabe von Küstrin im J. 1806 eine traurige Berühmtheit erlangte. Karl Heinrich Ludwig bezog am 17. April 1764 die Ritterakademie zu Brandenburg, wo er bis zum Jahre 1765 blieb. Von dort kam er auf die école militaire nach Berlin, die er in den Jahren 1766 und 1767 besuchte. Am 15. October 1768 trat er als Fahnenjunker in das Manstein'sche Cürassierregiment ein, am 11. Juni 1769 wurde er zum Cornett, am 13. August 1777 zum Lieutenant befördert.

Während des bairischen Erbfolgekrieges war er Inspectionsadjutant bei
General v. d. Marwitz. Im J. 1783 verheirathete er sich mit Albertin
Sophie Ulrike v. Brause, Tochter des Generalmajors v. Brause. Das lang
same Avancement verleidete ihm die militärische Laufbahn. Er kam daher u
seinen Abschied ein, der ihm unter dem 6. August 1786 gewährt wurde. Bei
Regierungsantritt König Friedrich Wilhelm's II. erhielt er den Charakter al
Rittmeister. Am 30. October 1787 wählte ihn die Ritterschaft der Altmar
zum Landrath des Tangermünder und Arneburger Kreises. Von da wurd
er 1795 nach Halberstadt als Präsident der dortigen Kriegs- und Domänen
kammer versetzt und von dort bereits unter dem 15. Mai 1798 an Stelle de
am 8. Mai verstorbenen Geheimen Finanzraths und Kammerpräsidente
v. Schütz als Präsident der Kriegs- und Domänenkammer nach Stettin. I
den drei Jahren seiner Thätigkeit in Halberstadt hatte er es verstanden, sic
dort sehr beliebt zu machen. Ein Ausdruck davon war es, daß die Kamme
daselbst aus Anlaß seines Scheidens eine goldene Medaille mit seinem Brust-
bilde prägen ließ, ebenso zeigt seine Beliebtheit ein ihm und seiner Famili
im Göttinger Musenalmanach gewidmetes Lebewohl.

In Stettin sollte J. in achtjähriger Thätigkeit eine außerordentlich segens-
reiche Wirksamkeit entfalten, indem er dort das große Werk der Befreiung der
pommerschen Domänenbauern mit außerordentlichem Erfolge durchführte. Er
hat dies nicht etwa durch seine Organe erledigen lassen, sondern augenscheinlich
die Hauptarbeit selbst gethan, wie die verschiedenen von ihm in dieser Sache
unternommenen Dienstreisen durch die ganze Provinz vermuthen lassen. Er
hat ferner nicht nur die vom Staatsminister v. Voß auf Veranlassung des
Königs in Gang gebrachte Aufhebung der Dienste bei den pommerschen Domänen-
bauen durchgeführt, sondern vor allem das Verdienst der Idee, den Bauern,
welche die Verdienste abzulösen bereit seien, die persönliche Freiheit zuzugestehen
(1799). Am 19. Juni 1799 legte er einen Plan vor, nach dem die Ablösungen
vorgenommen werden sollten. Er sah dabei darauf, daß die fiscalischen
Interessen nicht litten. Zunächst faßte er nur die Ablösung der Spanndienste
ins Auge. Der Plan fand die Zustimmung des Königs. Dieser ließ J.
unter dem 16. Juli seinen „ganzen Beifall“ für seine „zweckmäßigen Be-
mühungen“ aussprechen, namentlich wegen des „sehr gründlichen“ Planes, di
Dienstaufhebung „ohne alles Geräusch“ zu Stande zu bringen. Am
21. September 1799 entwarf J. eine Instruction, nach der der Plan aus
geführt werden sollte. Darin hieß es: „Die Verwandlung der Dienste in ei
Geld- oder Körnerabgabe genügt noch nicht: der Bauer muß auch Eigenthüm
werden, was er bis jetzt noch nicht ist.“ Um die Bauern zur Annahme d
Eigenthums zu bestimmen, übte er geradezu einen Druck aus, indem er daß
auch Erlaß der verhaßten Handdienste in Aussicht stellte. Doch galt dies n
für die Bauern. Bei den Kossäten machte J. Halt. Er meinte, daß es der
eigentliche Bestimmung sei, Handdienste zu leisten; was sollten diese Leute
ihrer frei gewordenen Zeit anfangen, da ihr Landbesitz so gering wäre,
sie von besserer Cultur doch nur wenig Vortheil haben würden. Auch bei
Bauern selbst hatte er im wesentlichen nur die größeren im Auge. La
abtretungen zur Entschädigung der Domänenpächter betrachtete er als A
nahme. Auch sonst verfuhr er sehr sparsam bei der Gewährung von E
schädigungen. Viele Domänenpächter wußte er zum Verzicht auf die ih
zustehende Entschädigung zu veranlassen, da sie durch sonstige bei den R
gulirungen eintretende Vergünstigungen hinreichend anderweitige Vorth
empfingen. Dabei ließ J. die Bauern an den Staat herankommen, indem
von dem klugen Grundsatze ausging: „nur so lange der gemeine Mann

e Theil ist, kann man Bedingungen machen.“ Das ganze Regulirungs-
n Pommern ging mit einer auffälligen Schnelligkeit vor sich. Am
ai 1804 waren auf den 40 pommerschen Aemtern bei den 5000 Domänen-
173075 Spanndiensttage und 204534 Handdiensttage aufgehoben.
Aemtern war damals die Arbeit bereits vollendet, weitere 12 Aemter
bis Trinitatis 1806 fertig sein. Dabei schnitt der Staat noch gut ab,
er einen jährlichen Ueberschuß von 23011 Thalern zu verzeichnen hatte.
ıd doch J. selbst die Landwirtschaft aus dem Grunde, wie seine Ver-
g des großen, durch ihn im J. 1801 von den Erben F. Gotthilf's
evort für 58000 Thaler erworbenen Güterkomplexes Vietzow, Wutzow,
Neuhof, Grünewiese und Dieck im Kreise Belgard zeigt, wo er in den
1802 und 1803 das schwierige Geschäft der Gemeinheitstheilung mit
Bauern schnell und glücklich durchführte. Niemand war vergnügter über
n J. auf den Domänen erzielte günstige Ergebniß als der König selbst,
18. Mai 1804 in einer Cabinettsordre an Voß anordnete, daß J.
ine Räthe eine besondere Belohnung erhalten sollten. Schon vorher
r J. (am 14. März 1804) eine namhafte persönliche Gehaltszulage
n.

besaß überhaupt die vollste Gunst König Friedrich Wilhelm's III. Schon
ühjahr 1803 hatte dieser daran gedacht, ihm einen Ministerposten zu
gen, nämlich die Verwaltung des niedersächsisch-westfälischen Departe-
statt des ihm dafür vorgeschlagenen Freiherrn v. Stein. Doch rieth
raf Schulenburg-Kehnert davon ab, weil Stein, dessen Vorgesetzter J.
geworden wäre, nicht geneigt sein würde, sich J. zu fügen. Das
darauf hin, daß Ingersleben's Natur dem Freiherrn nicht kraftvoll
erschien. Als das Werk der Befreiung der Domänenbauern in Pommern
ndet war, machte Friedrich Wilhelm einen neuen, weiteren Wirkungs-
ür J. ausfindig, indem er ihn, zunächst unter Belassung in seiner
g als Kammerpräsident, am 24. Januar 1806 dem mit der Verwaltung von
er betrauten General Grafen Schulenburg als Civilcommissar beiordnete.
elt bei der Organisation der hannoverschen Administrationscommission,
Schulenburg etwa die Stellung eines Generalgouverneurs einnahm,
Februar 1806 den Vorsitz in der Commission, deren heikle Aufgabe
für die Neutralität Hannovers in dem Kriege zwischen Frankreich und
zu sorgen und dem Lande die Lasten möglichst zu erleichtern. Als
burg im Sommer zurücktrat, rückte J. in dessen Stellung (am 11. August).
vorher hatte er die Geschäfte hauptsächlich erledigt und u. a. am
ai 1806 eine umfassende Instruction für die aus Eingesessenen gebildete
ltungsbehörde entworfen. Schulenburg konnte ihm umsomehr die Ge-
überlassen, als er, wie aus einem von ihm an den König unter dem
uli erstatteten Berichte hervorgeht, sein Verwaltungstalent und seine
samkeit erkannt hatte. Freilich, so meinte er, ginge ihm noch etwas die
ung ab. Außerdem vermißte er einigermaßen Selbständigkeit und
tive bei ihm. Durch die Umstände sah sich J. gezwungen, die ihm
nglich gesteckte Aufgabe zu verlassen. So mußte er den preußischen
uß einführen, was zu heftigen Recriminationen der Hannoveraner führte.
nißlicher war es, als J. Ende September auf Befehl des Königs auch
chreiten mußte, das preußische Heer aus hannoverschem Material zu er-
Am 2. October erhielt er außerdem Anweisung, das Land zu den
losten heranzuziehen. Obwol J. sich im dauernden Besitze des Ver-
s seines Königs und dessen Berathers, Beyme, wußte, wofür seine am
eptember erfolgte Ernennung zum Staatsminister ein neuer Beweis war,

konnte er sich nicht verhehlen, daß seine Mission sowol bei der bestehenden A neigung der Hannoveraner als auch bei der schwachen Stellung Preußens ga hoffnungslos war. Schon am 24. August berichtete er in diesem Sinne a den König. So versöhnlich und schonend er auch auftrat, die Verhältnisse u der Gang der Dinge gestatteten es nicht, daß daraus auch nur der gerings Nutzen für Preußen erwuchs. Selbst die Ordnung, die J. in die Finanz des Kurfürstenthums brachte, und sogar die Thatsache, daß er die hannoversch Besatzung von Hameln aus preußischen Mitteln besolden ließ, erwarb de Preußen nicht Sympathien im Lande. Zwar bewies König Georg IV. no nach 15 Jahren J. seine Erkenntlichkeit für die von ihm geübte humane un uneigennützige Verwaltung, indem er ihm in Erinnerung daran das Großkreu des Guelfenordens verlieh, die Hannoveraner hielten es 1806 aber mehr mi den sie mit großer Härte behandelnden Franzosen. Sofort nach der Schlach bei Jena übernahmen die alten Minister trotz Ingersleben's Anwesenhei wieder die Geschäfte in Hannover (am 20. October). Gleich darauf zog di preußische Garnison ab, und alsbald riß man vor den Augen Ingersleben' die preußischen Adler herunter. Daß J. hiergegen nicht einmal zu protestire wagte, ist ein schlagender Beweis dafür, daß er, wie Stein wol richtig erkann hatte, nicht aus kräftigem Holze geschnitzt war. Am 22. October verließ J selbst Hannover.

In Salzwedel erfuhr er, daß das Generaldirectorium von Berlin nach Stettin verlegt sei. Infolge dessen begab er sich dorthin und traf daselbst am 27. October ein. Da er an seinem Wagen eine Ausbesserung vornehmen lassen mußte, konnte er sich an diesem Tage nicht den gerade von Stettin nach Danzig aufbrechenden Ministern Schulenburg, Voß und Stein anschließen und wurde so in die Capitulation von Stettin verwickelt. Der Magistrat und die Bürgerschaft bestürmten ihn am 28. unter dem Eindrucke der Nachrichten von der Waffenstreckung Hohenlohe's bei Prenzlau, sie nicht zu verlassen, sondern die Leitung der Civilangelegenheiten zu übernehmen. J. sträubte sich anfangs dagegen, „weil er als Diener des Staats sich keine Bestimmung selbst zueignen könne". Durch seine Ernennung zum Staatsminister im September war er zwar aus der pommerschen Kammer ausgeschieden. Wehmüthige Abschiedsschreiben, die er mit der Kammer und den pommerschen Ständen gewechselt hatte und die bekunden, wie sehr er sich mit Pommern verwachsen fühlte, hatten diese Trennung noch besonders betont. Seit dem 1. October 1806 war Stettiner Kammerpräsident Schuckmann geworden. Dieser war jetzt aber nicht anwesend und auch sonst scheint die Verwaltung hilflos gewesen zu sein. Angesichts einer solchen Lage war es wohl zweckdienlich, wenn J. selbständig eingriff. Daß er zauderte, entspricht der Auffassung Schulenburg's, J. besäße wenig Initiative. Man fand jedoch einen Ausweg in dieser Verlegenheit, indem eine Stafette des Königs Befehl hierzu einholen sollte; währenddessen übernahm J. einstweilig die Verwaltungsgeschäfte und traf alsbald die zweckmäßige Anordnung, daß die in Stettin befindliche Kriegscasse mit einem Inhalte von 253000 Thalern über Swinemünde zur See nach Danzig geschafft wurde. Am Mittage des 29. veranlaßte er den altersschwachen Gouverneur v. Romberg zur Abweisung einer ersten Aufforderung zur Uebergabe der Festung. Als am Nachmittag abermals ein Parlamentär mit dem Verlangen der Capitulation erschien, bewirkte er, um den fassungslosen Romberg moralisch zu stärken, eine Berathung der höheren Officiere zusammen mit dem Gouverneur und dem Commandanten, während er selbst, weil er diese Berathung für rein militärisch ansah und seine Anwesenheit dabei für weniger angebracht hielt, mit dem französischen Parlamentär in seine Wohnung ging. Als er zurück-

ehrte, fand er, wie er angibt, „zu seinem Erstaunen" den Beschluß der Officiere vor, die stark armirte Festung Stettin an die Franzosen, die nur mit einem kleinen Reitertrupp vor den Thoren standen, zu übergeben. Im Bewußtsein, an der Thatsache nichts mehr ändern zu können, verließ er nach Ueberreichung einer von ihm vorher im Beisein des Parlamentärs entworfenen, auf eine milde Behandlung der Stadt hinzielenden Civilcapitulation voller Aufregung das Zimmer und ließ den Dingen ihren Gang. Es sind ihm wegen dieses seines Verhaltens von vielen seiner Zeitgenossen und auch neuerdings von Granier heftige Vorwürfe gemacht worden; und in der That hat er in jener Krisis nicht kraftvoll, ja schwach gehandelt; auch sein Benehmen dem französischen Officier gegenüber ist nach Ausweis der Acten nicht gerade energisch zu nennen. Richtiger wäre es gewesen, die muthlosen Militärs, deren Handlungsweise ihn erschreckte, von ihrem unseligen Entschlusse zurückzubringen oder doch vorher auf sie stärkend einzuwirken und sich nicht zu entfernen, als über Stettin das Loos geworfen werden sollte. So hätten Minister wie Stein und Bismarck und auch wol noch mancher andere gehandelt. J. aber nahm den kläglich „correcten" Standpunkt ein, daß er sich nicht in die militärischen Dinge einzumischen habe, auch wo das Vaterland in Gefahr war. Es ist aber hervorzuheben, daß J. nicht ausdrücklich der Capitulation zugestimmt hat, wie noch Lettow-Vorbeck berichtet, sondern dagegen gewesen ist, wenn er auch seiner Meinung nicht Geltung verschafft hat. Er kann also nicht direct mit verantwortlich gemacht werden für die schimpfliche Uebergabe und Granier urtheilt sicher etwas zu scharf über ihn. J. gehörte eben nicht zu den kraftvollen Naturen, die in so schwerer Stunde dem Vaterlande zu wünschen sind.

Einstweilen sollte sein Ruf aufs schwerste unter dem Vorgefallenen leiden. Wie es besonders in so stürmischen Zeiten zu gehen pflegt, wurden ungenaue Angaben über sein Verhalten verbreitet, wozu die schimpfliche Handlungsweise seines Bruders in Küstrin, des einzigen der sieben Festungscommandanten, dessen Todesurtheil Friedrich Wilhelm III. bestätigte, einiges beigetragen haben mag. Selbst Männer, die unterrichtet hätten sein können, wie Gneisenau, lebten noch nach Jahren des Glaubens, daß J. sich der Forderung der Franzosen gefügt und Napoleon einen compromittirenden Eid geschworen hätte, während J. gerade dies Ansinnen entschieden ablehnte, obwol er dadurch in pecuniäre Schwierigkeiten kam. Unter dem Drucke der vielfach gegen ihn erhobenen Anklagen wandte sich J. am 16. August 1807 von Berlin aus, wohin er nach der Stettiner Katastrophe gegangen war, da man ihm französischerseits Pässe nach Preußen verweigert hatte, mit einer ausführlichen Rechtfertigungsschrift an den König, den man auch gegen ihn einzunehmen gesucht hatte, und bat wiederholt, wenn angängig, um Weiterverwendung im Dienste oder um eine Verabschiedung in Gnaden. Friedrich Wilhelm beschied ihn am 27. August sehr kühl: „muß mein Urtheil bis dahin suspendiren, daß dieser Vorgang gründlich und strenge, wie es dessen Wichtigkeit erfordert, untersucht sein wird". Die veränderte Lage gestatte zur Zeit nicht eine weitere dienstliche Verwendung Ingersleben's. Diese Inactivirung zwang J. dazu auf der Zurückzahlung eines Darlehens von 5000 Thalern, das er am 29. October der Stadt Stettin bis zum Friedensschluß zinslos gewährt hatte, zu beharren. Am 30. August theilte er der Stadt, die sich anfänglich nicht in der Lage zeigte, ihrer Verpflichtung nachzukommen, mit: „Mehrere Gründe legen mir die eiserne Nothwendigkeit auf, meinen Antrag zu erneuern." Nach einigem Hin und Her brachte die Stadt die Summe denn auch auf. Die ganze

Haltung der Bürgerschaft dabei zeigt, daß J. bei ihr sehr beliebt war. Sp
hat die vom Könige angekündigte Untersuchung stattgefunden. Die A
darüber sind nicht bekannt geworden. Aber kein Geringerer als der Sta
kanzler Fürst Hardenberg bezeugt in einem Schreiben an Gneisenau
15. März 1816, daß J. „völlig von aller Beschuldigung freigesprochen wo
ist". So wurde ihm die Bahn wieder eröffnet und er konnte bei nächster
legenheit aufs neue im Staatsdienste verwendet werden. Auf die Bitte
pommerschen Stände ernannte ihn der König unter dem 25. Juni 1812
Stelle des Geheimen Oberfinanzraths Hering zum Präsidenten der kurz vo
organisirten pommerschen Regierung mit dem Sitze in Stargard.

In dieser Eigenschaft hat J. im J. 1812 Sammlungen für die wäh
des Feldzuges in Rußland verwundeten Truppen des preußischen Hilfsc
und im J. 1813 mit großem Eifer und Geschick die Bildung der Landn
und die Ausrüstung und Verpflegung der Truppen organisirt. Vor a
trat er bei der Bildung des pommerschen Nationalcavallerieregiments her
in das sein einziger Sohn als Lieutenant trat. Was der Vater am 29.
tober 1806 durch Schwäche gefehlt hatte, ward überreich dadurch gesü
daß ihm dieser Jüngling am 23. August bei Großbeeren fast sechsundzwar
jährig durch den Tod entrissen wurde. Es war der einzige Officier
Regiments, der in jener Schlacht fiel. Auf den von J. unter dem 21.
vember 1813 gestellten Antrag wurde die pommersche Regierung im Früh
1814 von Stargard nach Stettin verlegt. Im J. 1814 verlieh der König ihm
Anerkennung seiner Verdienste um die Kriegsrüstungen das eiserne Kreuz
weißen Bande. Im Juli 1815 mit der neugeschaffenen Würde des O
präsidenten von Pommern bekleidet, erhielt er bald darauf (19. October)
Auftrag, in des Königs Namen die Uebernahme von Schwedisch-Pommern
bewerkstelligen, dessen er sich im October und November 1815 mit Tact
Geschick entledigte. Sein König verlieh ihm dafür den Kronenorden 1. Cl
und der König von Schweden sah sich veranlaßt, ihm das Commandeurk
des Nordsternordens zu verleihen. Nicht lange darauf (am 10. Januar 18
wurde er an Stelle des nach Pommern versetzten Generalgouverneurs
Rheinlande Sack, dessen Abberufung Hardenberg für nöthig hielt, zum O
präsidenten am Rhein bestellt und zwar erhielt er die Verwaltung des
Regierungsbezirke Coblenz, Trier und Aachen umfassenden Großherzogthu
Niederrhein mit dem Sitz in Coblenz. Diese Ernennung verstimmte Gneisen
den commandirenden General des rheinischen Armeecorps, der mit Sack
freundet war, und er brachte unmuthig die alten Anklagen gegen J.
Hardenberg an. Der aber vertheidigte J. auf das energischste. Er sa
Gneisenau offen: „Gegen J. haben Sie ein ungerechtes Vorurtheil. Sie wuß
gewiß nicht, daß eine Untersuchung seines Benehmens von 1806 verhä
wurde." Nach der Mittheilung, daß J. aus dieser Untersuchung schuld
hervorgegangen sei, empfahl er ihn mit den Worten: „Ich glaube, daß er
vollkommen in die dortigen Provinzen paßt; er ist ein Mann von angenehm
Aeußern, hat sehr gefällige Formen und hat in seinem bisherigen Posten u
bei der Uebernahme von Schwedisch-Pommern sehr gute Geschäftskenntnisse
zeigt, auch sich Liebe und Zutrauen erworben." Auch Boyen empfahl J.
Gneisenau.

Diese Empfehlungen sollten sich rechtfertigen. J., damals schon ein Ma
von 64 Jahren, dem man das Alter sehr ansah, fand sich mit großem G
schick in die überaus schwierige Aufgabe, die Rheinlande zu verwalten. Ger
weil er nicht viel regierte, sondern die Dinge sich mehr entwickeln ließ u
stets Milde und Freundlichkeit zeigte, hat er hier gute Erfolge erzielt. Hard

hatte das mit richtigem Blick vorausgesehen und einen glücklichen Griff
iefer Ernennung gethan. Auch Stein überzeugte sich bald durch den
schein, daß das sanfte und verständnißvolle Scepter des „guten Ingers=
treffliche Früchte zeitigte. Am 23. März 1816 übernahm J. die Ge=
. Wie im Halberstädtischen und in Pommern so erfreute er sich auch
eine großer Beliebtheit, und Mißhelligkeiten, die er mit dem Regierungs=
enten v. Schmitz=Grollenburg hatte, übten hierauf keinen wesentlichen Einfluß.
die Unterzeichnung der bekannten ungeschickten Adresse an den König im
17 durch einige seiner besten Freunde, wie den Präsidenten v. Meusebach
en Schulrath Johannes Schulze, brachte keine dauernde Verstimmung.
trug das gastlich=heitere Haus, das er mit seiner Gemahlin ausmachte,
bei, ihn beliebt zu machen. Er übte die Verwaltung durchaus im Geiste
iberalismus, nicht ohne daß dabei Unklarheiten und politische Un=
iten unterliefen, wie die oppositionelle Rolle zeigt, die er, in gewisser
ung als Stimmführer, mit den Oberpräsidenten Sack, Schön, Auers=
Vincke, Solms und Merkel im J. 1817 bei Gelegenheit der Berathung
twürfe zur Heeresverfassung spielte. Er befürwortete dabei fast förmlich
Einrichtung eines Milizsystems und zeigte sich wenig einer straffen
lisation geneigt. Viel Schwierigkeiten erwuchsen ihm bei Einführung
nntäglichen Landwehrübungen. Dabei wußte er sich mit dem Grafen
=Laubach in Köln, dem Oberpräsidenten der die Regierungsbezirke
Düsseldorf und Kleve umfassenden Provinz Jülich=Kleve=Berg, und mit
ommandirenden General v. Hake, dem Nachfolger Gneisenau's, gut zu
digen. Als Solms (24. Februar 1822) gestorben war, wurde dessen
räsidialbezirk mit dem Ingersleben's verschmolzen, sodaß J. seitdem die
nten preußischen Rheinlande verwaltete. Nach Thielmann's, des Nach=
von Hake, im October 1824 erfolgtem Tode kam Ingersleben's Neffe
ll als commandirender General an den Rhein. Besonders günstige Er=
e erzielte seine Verwaltung des Schulwesens, bei der er von tüchtigen
ern wie Johannes Schulze, Gerd Eilers und Lange wirksam unterstützt
. Im wesentlichen ließ er sie gewähren, nur hier und da freundlich
fend. Durch sein väterlich=wohlwollendes Wesen fühlten sich Eilers und
e auf das angenehmste berührt. Auch mit der katholischen Geistlichkeit
. gut aus. Es waren ja auch glückliche Zeiten. Konnte J. doch im
1817 noch davon berichten, daß die Bibelgesellschaften zu Kreuznach und
ed auch von vielen katholischen Geistlichen des Bisthums Trier lebhaft
tützt wurden. Mit dem Erzbischof Spiegel verband ihn nahe Freund=
Unter seiner Verwaltung wurde die Dampfschiffahrt auf dem Rheine
ichtet. Er interessirte sich lebhaft für die Erneuerung des Kölner Doms.
seiner Leitung der landständischen Versammlungen in Düsseldorf wurde
dlichkeit nachgerühmt. Hansemann's Plänen zur Gründung der Aachener
versicherungsgesellschaft bewies er ein verständnißvolles Entgegenkommen.
l bei seinem 50=, als bei seinem 60jährigen Jubiläum in den Jahren
und 1828 entzog er sich den persönlichen Huldigungen. Beide Male
er durch des Königs Huld ausgezeichnet, das erste Mal durch ein Hand=
en, 1828 durch die Verleihung des Schwarzen Adler=Ordens. Zu Beginn
ahres 1831 stellte sich bei ihm eine Fußwunde ein und Augenschwäche
das Eintreten des schwarzen Staars befürchten. Trotzdem fuhr er fort,
ingehend den Geschäften zu widmen. Noch am 13. Mai that er dies. In
2. Abendstunde desselben Tages raffte ihn ein Lungenschlag aus dem Leben.
Leichenbegängniß gestaltete sich zu einer großen Huldigung der rheinischen
lerung für ihn. Seine Witwe starb am 28. April 1846 in Berlin.

Außer ihr hinterließ er eine Tochter Luise, die an den Oberlandesgericht präsidenten v. der Recke verheirathet war. Recke übernahm die pommersch Güter seines Schwiegervaters.

Nicht gerade eine glänzende Erscheinung in der preußischen Geschicht hat sich J. doch mannichfache Verdienste erworben, namentlich durch sei Thätigkeit als Bauernbefreier in Pommern, die ihn auf der Höhe sein Schaffens zeigt, und als liebenswürdiger und milder Verwalter der Rhei lande.

Nekrologe in der Allgem. preuß. Staatszeitung 1831, Nr. 149, d Vossischen Zeitung 1831, Nr. 124 u. der Spener'schen Zeitung 183 Nr. 125, im Neuen Nekrolog der Deutschen. 9. Jahrg., I. Theil. Ilmen 1833, S. 415—418, u. im Neuen Rheinischen Conversationslexikon, Bd. Köln 1833, S. 1050—1052. — Acten des Kgl. Staatsarchivs zu Stett und der Gesellschaft für pommersche Geschichte und Alterthumskunde daselb ferner der Geh. Kriegskanzlei und der Ritterakademie zu Brandenburg. — Pauli, Leben großer Helden. 2. Theil, Halle 1758, S. 91 ff. (der Vater — Hörschelmann, Stammtafeln. Coburg 1774, S. 36. — Arnold, Geschich d. Ritterakademie zu Brandenburg. Brandenburg 1805, S. 121. — Göttinger Musenalmanach 1799, S. 235. — Knapp, Bauernbefreiung. — Lehmann, Stein, Bd. I, S. 310. — Thimme, Die inneren Zustände de Kurfürstenthums Hannover unter der französisch-westfäl. Herrschaft. Hannov u. Leipzig 1893 u. 1895. — Nachlaß Ludwig's v. Ompteda. Abth. Jena 1869, S. 135. — Granier, Die Kapitulation von Stettin 1806 un der Staatsminister v. Ingersleben, Baltische Studien, Neue Folge, Bd. IV S. 1—15. — Carl Friedrich Meyer, Aus der Franzosenzeit Stettins. Neu Stettiner Zeitung 1890 December, 1891 Januar. — Stettiner Zeitun 1806, 1812—1815. — Sonnenschmidt, Sammlung der für Neuvorpommer u. Rügen in den Jahren 1802—1817 ergangenen Gesetze 2c., Band 2 Stralsund 1847. — Pertz-Delbrück, Gneisenau, Bd. 5, insbesondere S. 31 — Treitschke, Deutsche Geschichte, Bd. 2. — Fr. Meinecke, Boyen, Bd. 2 Pertz, Stein, Bd. 5 u. 6. — Varrentrapp, Johannes Schulze. — Rheinische Antiquarius II, 2, S. 69 ff. — Gerd Eilers, Meine Wanderung durch Leben, 2. Theil, Leipzig 1857. — Freiherr v. Meusebach, Eintagsschönchen 1818 (auf der Berliner Bibliothek), S. 35. — Gedichte auf Frau v. Ingersleben 1818 u. auf Ingersleben's Tod 1831 auf der Bibliothek des Coblenzer Staatsarchivs. H. v. Petersdorff.

Jocham: Magnus J., katholischer Theologe, geboren am 23. März 1808 in Rieder bei Immenstadt im Allgäu, † am 4. März 1893 in Freising. Er besuchte seit Herbst 1821 das Gymnasium zu Kempten, nachdem er vorher einigen Privatunterricht im Lateinischen erhalten hatte, und absolvirte dasselbe im Sommer 1827. Im Herbst 1827 bezog er die Universität München, wo er im ersten Jahre Studien aus dem Kreise der philosophischen Facultät betrieb (bei Thiersch, Görres, Schubert) und im Herbst 1828 das Studium der Theologie begann, unter Allioli, Döllinger, Alois Buchner und Ammann. In München kam er auch in Beziehungen zu pietistischen Kreisen, ohne von denselben anderweitig beeinflußt zu werden, als daß ihm der Verkehr mit denselben die Ueberwindung der im Gymnasium aufgenommenen rationalistischen Einflüsse und die Rückkehr zu einem lebendigen Christenthum erleichterte. Mit Unrecht wurde er dagegen noch lange nachher mit den damaligen separatistischen Aftermystikern in innere Verbindung gebracht. Am 30. October 1831 wurde er zum Priester geweiht, feierte am 7. November seine Primiz in seiner Heimath und wurde dann zuerst Kaplan zu Altdorf im Allgäu, in der Nähe von Kauf-

uren; im Januar 1833 wurde ihm die von Altdorf aus zu besorgende icarierung der Pfarrei Ebenhofen übertragen. Im Mai 1833 wurde er ponirter Kaplan in dem zur Pfarrei Hindelang gehörenden Dorfe Hinter-in, im October 1835 Pfarrer in Frankenhofen, im März 1838 Pfarrer in ronten. Großen und wohlthätigen Einfluß hatten auf ihn während dieser ihre die ehrwürdigen Priester aus Sailer's Schule, mit denen er in nähere rbindung kam, sein Lehrer Prof. Al. Buchner in München, Pfarrer und can Jos. Kirchhofer in Immenstadt, der mit Buchner befreundete Pfarrer s. Fuchs in Altdorf, und Pfarrer Franz Jos. Wankmüller in Hindelang. n November 1841 erhielt J. die Professur der Moraltheologie am Lyceum Freising, die er bis 1878 versah; nach Permaneder's Abgang vertrat er h zwei Jahre lang, 1847—49, die Kirchengeschichte. 1854 wurde er Dr. eol., am 12. März 1860 erzbischöflicher geistlicher Rath. 1878 trat er als ofessor in Ruhestand. Alle seine Ersparnisse hatte er während seines ganzen iesterlebens wohlthätigen Anstalten und Stiftungen gewidmet. J. war, e er sich mit ungezwungenster Aufrichtigkeit in seiner Selbstbiographie äsentirt und von seinen Freunden geschildert wird, ein durchaus gerader und ener Charakter, nicht ohne Eigenheiten und Ecken, „der Urtypus des All-uers“ (Weinhart).

Von der ebenso ausgedehnten als verdienstvollen schriftstellerischen Thätig-t Jocham's seien zuerst die eigentlich fachwissenschaftlichen Schriften hervor-hoben: „Vom Besitzthum der Geistlichen; ein Fragment aus der Priester-oral“ (Regensburg 1845); „Moraltheologie oder die Lehre vom christlichen ben nach den Grundsätzen der katholischen Kirche“ (3 Theile, Sulzbach 1852 s 54); „Anleitung zum Gebrauche der biblischen Geschichte beim Religions-terrichte“ (München 1860; 3. Aufl. 1883); „Die kirchlichen Knaben-minarien“ (Augsburg 1862); „Aphorismen über Charakter und Charakter-bung“ (Jahresbericht des Lyceums zu Freising, 1863); dazu unter den in itschriften erschienenen Arbeiten, außer verschiedenen kleineren: „Die Armen-ege“ (Pastoralblatt für die Erzdiöcese München-Freising, 6. Jahrg., 1865, . 14—28); „Studien über den zweiten Theil des neuen Rituale (Die kirch-hen Segnungen)“ (Münchener Pastoralblatt 1865, Nr. 23—25, 30—32). n Pastoralblatt veröffentlichte er außerdem verschiedene kleinere Artikel. Einige inere katechetische Arbeiten erschienen in Heim's Quartalschrift für praktisches hulwesen (1839—41); ein Artikel: „Unwandelbares und Wandelbares in Kirche Gottes, mit specieller Beziehung auf die zeitlichen Güter der Kirche“, Archiv für kath. Kirchenrecht Bd. I (1857), S. 162—173. Mit Sighart ammen gab er neu heraus: „Raimundi de Sabunde Theologia naturalis liber creaturarum“ (Sulzbach 1852). Aus dem Lateinischen übersetzte er Buch von Joseph Kugler: „Der Priester nach dem Geiste der katholischen rche oder Anweisung zu einem priesterlichen Leben und Wirken für Candidaten Priesterthums und jeden Geistlichen“ (Regensburg 1844). Einen großen eil seiner gesammten schriftstellerischen Thätigkeit bilden ferner die Ueber-ngen ascetischer Schriften: Aus dem Griechischen: „Sämmtliche Schriften heiligen Makarius des Großen“ (2 Bde., Sulzbach 1839; und wieder in Bd., Kempten 1878, in der Bibliothek der Kirchenväter). Aus dem einischen: „Ausgewählte Schriften des ehrwürdigen Abtes Ludwig Blosius“ Bdchen., Sulzbach 1835—46; 2. Aufl. 1840—61); „Lichtstrahlen aus den riften des ehrw. Abtes L. Blosius“ (Münch. 1876). Aus dem Spanischen: dwig de Ponte, Der geistliche Führer, oder Unterricht über das Gebet, die Be-chtung und Beschauung“ (4 Bde., Sulzbach 1841; vorher erschien: „Leben des rwürdigen Ludwig de Ponte, nach der lateinischen von H. Lamparter verfaßten

Lebensgeschichte frei bearbeitet“, 2 Thle., ebd. 1840); „Die sämmtlichen Schriften der heiligen Theresia von Jesu“ (5 Bde., als 2. Aufl. der Uebers. von Gallus Schwab, Sulzbach 1851—53; 3. Aufl. 1868—70); „Die sämmtlichen Schriften des heiligen Johannes vom Kreuz“ (2 Bde., als 2. Aufl. der Uebers. von G. Schwab, Regensburg 1858 f.); „Uebung der christlichen Vollkommenheit und Tugend von Alphons Rodriguez“ (3 Thle., Regensburg 1862; 4. Aufl. 1894); „Lichtstrahlen aus den Schriften des ehrw. Ludwig de Ponte“ (München 1876). Aus dem Französischen: „Geistesübungen vom heiligen Franz von Sales“ (Regensburg 1881; 2. Aufl. unter dem Titel: „Betrachtungen für die jährliche Geisteserneuerung“, ebd. 1893). Aus dem Französischen übersetzte er ferner: „Sinnbilder der Schöpfung; aus dem Werk des Bischofs de la Bouillerie von Carcassonne“ (München 1865); „Das Testament des P. Lacordaire, eine Selbstbiographie herausg. von Graf Montalembert“ (Freiburg 1872). In modernisirter Sprache gab er heraus die „Predigten auf alle Sonn- und Festtage des katholischen Kirchenjahres“ von Johannes Wild (4 Thle., Regensburg 1841 f.); eine Probe davon vorher in den Conferenzarbeiten der Augsburgischen Diöcesan-Geistlichkeit, Bd. IV, H. 1 (1837), S. 145—185. Populär belehrenden und erbauenden Charakter tragen die Schriften: „Das kirchliche Leben des katholischen Christen“ (München 1859); „Bavaria sancta. Leben der Heiligen und Seligen des Bayerlandes zur Belehrung und Erbauung für das christliche Volk“ (2 Bde., München 1861 f.); „Geschichte des Lebens und der Verehrung des seligen Papstes Eugenius III.“ (Augsburg 1873); daran schließen sich einige Gebet- und Erbauungsbücher, unter denen neben der Bearbeitung des „Christkatholischen Unterrichts-Buches“ von Goffine (München 1858; 2. Aufl. 1866) zu nennen ist das „Vollständige Gebetbuch für katholische Christen, größtentheils aus den Schriften des gottseligen Abtes Ludovicus Blosius übersetzt und zusammengestellt“ (Sulzbach 1837; 9. Aufl. 1877). Ferner die Unterhaltungsschriften: „Katholische Parabeln und Erzählungen“ (Sulzbach 1852); „Schildereien aus altfränkischen Häusern von Johannes Clericus“ und „Schildereien aus dem Pfarrerleben von Joh. Clericus“ (5. u. 8. Bändchen der „Katholischen Trösteinsamkeit“, herausg. von Joh. Laicus“ Mainz 1854 f.); „Schildereien aus dem Tagebuch des Johannes Clericus“ (München 1857). Eine letzte, aber sehr werthvolle Gruppe unter Jocham's Schriften bilden endlich seine zahlreichen biographischen Arbeiten, meist über befreundete Geistliche, von denen hier nur die größeren und selbständig erschienenen genannt werden können: „Franz Joseph Wankmüller, bischöflich geistlicher Rath, Decan des Landcapitels Kempten und Pfarrer in Hindelang“ (Kempten 1860); „Franz Seraph Mayr“ (vor dem I. Bd. von dessen „Ausgewählten Predigten“, Regensburg 1861); „Kurze Lebensgeschichte des hochw. Herrn Directors und Domcapitulars Dr. Georg Friedrich Wiedemann“ (Augsburg 1864; zuerst in der „Sion“ 1864, Nr. 27—37); „Joseph Anton Geyr, Domcapitular in Augsburg“ (Augsburg 1867; zuerst in der „Sion“ 1867, Nr. 71—104); „Dr. Joachim Sighart“ (Katholik 1868, I, S. 309 bis 337); „Dr. Alois Buchner, ehedem Professor der Theologie in Dillingen, Würzburg und München, zuletzt Domcapitular in Passau. Ein Lebensbild zur Verständigung über J. M. Sailer's Priesterschule“ (Augsburg 1870; zuerst in der „Sion“ 1870, Nr. 14—50); „Daniel Bonifacius v. Haneberg, Bischof von Speyer“ (Würzburg 1874); dazu die zahlreichen kleineren Nekrologe, die besonders im Sulzbacher „Kalender für kath. Christen“ (1869—82), im „Pastoralblatt für die Erzdiöcese München-Freising“ (1861—68), in der „Sion“ (1864—74), im „Sendboten für Pius-Vereine“ (1865—68) und an anderen Orten erschienen. Jocham's letzte litterarische Arbeit ist seine hochinteressante,

für die Kenntniß des religiösen Lebens in Baiern, besonders in Schwaben, in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts wichtige Selbstbiographie, die bis zum Jahre 1883 geht und nach seinem Tode mit kurzer Ergänzung unter dem Titel: „Memoiren eines Obskuranten“ von P. Magnus Sattler herausgegeben wurde (Kempten 1896).

„Memoiren eines Obskuranten“ (Kempten 1896 mit Porträt). — [Weinhart], Dr. Magnus Jocham, im Amtsblatt für die Erzdiöcese München u. Freising, 1893, Beilage 4, S. 49—72. — Historisch-politische Blätter, Bd. 118 (1896), S. 554—562.

Lauchert.

Joel: Dr. Manuel J., hervorragender Religionsphilosoph und Prediger, geboren am 19. October 1826 in Birnbaum, † am 3. November 1890 in Breslau. Er wurde durch seinen Vater, der Rabbiner war, frühzeitig in die hebräische Litteratur eingeführt und erhielt nebstdem gründlichen Unterricht in den Gymnasialfächern. Nach dem Tode seines Vaters trat J. 1845 in die Secunda des Friedrich-Wilhelm Gymnasiums in Posen, wo er besonders durch seine stilistische Begabung auffiel. Nach Absolvirung des Gymnasiums bezog er die Universität in Berlin und widmete sich dort mit Eifer dem Studium der classischen Philologie und Philosophie, während er durch Michael Sachs, den damaligen Rabbinatsassessor daselbst, und Leopold Zunz reiche Anregung für seine jüdischen Studien erhielt. 1852 bestand H. das Oberlehrerexamen mit ausgezeichnetem Erfolge und erlangte in Halle a. d. S. die philosophische Doctorwürde. Da J. als Jude keine Aussicht auf die Erlangung eines höheren Lehramts hatte, nahm er eine Hauslehrerstelle in Nakel an und wandte sich, nachdem er die Autorisation als Rabbiner erlangt, mit Eifer jüdisch-wissenschaftlichen Studien zu. 1855 wurde J. als Hilfslehrer an das neubegründete jüdisch-theologische Seminar nach Breslau berufen, dem Dr. Zacharias Fränkel vorstand, um bald als ordentlicher Lehrer an demselben beschäftigt zu werden. Er lehrte an demselben bis 1863 classische Philologie, deutsche Sprache und Litteratur, Geschichte und Geographie, Religionsphilosophie und Homiletik und versah nebstdem in der mit dem Seminar verbundenen Synagoge das Predigtamt. Daselbst erschienen von J. werthvolle Biographien über R. Akiba, R. Meïr, R. Simon ben Jochai, R. Jose ben Chalafta, Juda ben Ilai in Frankel's Monatsschrift für Geschichte und Wissenschaft des Judenthums (Jahrg. 1855, 1856, 1857). Hervorragendes leistete J. als Religionsphilosoph und sind seine Arbeiten auf diesem Gebiete bahnbrechend. Er behandelte die classischen Hauptvertreter der jüdischen Philosophie in der ihm eigenen lichtvollen Weise und wies deren Einfluß auf die christlichen Scholastiker nach. Er brachte durch seine Arbeiten, die von bleibendem Werthe für die Geschichte der jüdischen Religionsphilosophie sind, die bis dahin nur wenig gewürdigte Bedeutung jüdischer Denker zur Geltung, indem er den Nachweis führte, daß Juden und Judenthum zu keiner Zeit blos müßige Empfänger der fremden Cultur waren, sondern daß ihnen die Wissenschaft vielmehr als redlichen Mitarbeitern zu Dank verpflichtet ist. 1858 erschien: „Ibn Gebirol's Bedeutung für die Geschichte der Philosophie“, 1859 „Die Religionsphilosephie des Moses ben Maimon“, 1862 „Levi ben Gerson als Religionsphilosoph“, 1863 „Verhältniß Albert des Großen zu Maimonides“, 1866 „Don Chasdai Cresca's religionsphilosophische Lehren in ihrem geschichtlichen Einflusse dargestellt“. 1863, als Abraham Geiger von Breslau nach Frankfurt a. M. als Rabbiner berufen wurde, wählte die jüdische Gemeinde in Breslau J. einstimmig zu seinem Nachfolger und trat er sein Amt am 1. Januar 1864 an. Er stand, was seine persönliche theologische Richtung anlangt, auf historischem Stand-

punkte, und trat nur dann für Reformen ein, wenn sie den Zusammenhang mit dem Ueberkommenen nicht vermissen ließen und gleichsam aus dem Boden der geschichtlichen Entwicklung des Judenthums herauswuchsen. Seine Ideen über Fragen des Cultus und Ritus hatte er Gelegenheit, in der Rabbinerversammlung in Cassel (1868) und in der Synode zu Leipzig (1869) darzulegen und schaffte er denselben weitere Verbreitung und praktische Bedeutung durch seine Schriften: „Zur Orientirung in der Cultusfrage" (Breslau 1867), „Zum ‚Schutz' gegen ‚Trutz'" (Breslau 1867) und „Israels Gebetbuch für die öffentliche Andacht des ganzen Jahres" (3. Aufl., 2 Theile, Breslau 1893). Diese Arbeiten, wenn auch aus localen gelegentlichen Veranlassungen hervorgegangen, eröffnen doch allgemeine historische Perspectiven. Seine gediegenen, tief angelegten, durch Klarheit und formvollendete Sprache ausgezeichneten Predigten waren das Spiegelbild seines Geistes und er wirkte besonders auf die Kreise überzeugend, welche für die Wahrheiten der Religion und des Judenthums nur auf dem Wege des Denkens zu gewinnen waren. 1867 erschien von J. ein Band Festpredigten, 1872 „Predigt, gehalten bei der Einweihung der neuen Synagoge in Breslau am 29. September 1872", 1898 „Sabbatreden" und später aus seinem Nachlasse die von seinen Schwiegersöhnen Herrn Dr. Eckstein und Dr. Ziemlich herausgegebenen „Fest- und Gelegenheitsreden" (Breslau 1892—1898). Die in Berlin an der Bahre Meyerbeer's, Dr. Moritz Veit und Dr. Michael Sachs gehaltenen Leichenreden, die im Drucke erschienen sind, waren wohl mit Veranlassung gewesen, daß ihm zwei Mal die Rabbinerstelle in Berlin angetragen wurde, die er aber ausschlug. Von großer Bedeutung sind die von J. erschienenen Arbeiten über Spinoza. J. gab der Forschung über den großen jüdischen Weisen eine neue Richtung, indem er den Nachweis führte, daß die jüdisch-mittelalterliche Philosophie in Spinoza münde und sich dann durch ihn in den Strom der modernen Gedankenrichtung ergieße. Näheres hierüber in seinen Schriften: „Spinoza's theologisch-politischer Tractat" (1870), „Zur Genesis der Lehre Spinoza's, mit besonderer Berücksichtigung des kurzen Tractates von Gott, dem Menschen und dessen Glückseeligkeit" 1871. Hervorzuheben sind noch Joel's Schriften: „Vortrag über das Buch Daniel" (1873), „Etwas über die Bücher Sefra und Sifre" (1873), „Religionsgeschichtliche Zeitfragen" (1876), „Beiträge zur Geschichte der Philosophie" (1876), „Mein aus Veranlassung eines Processes abgegebenes Gutachten über den Talmud in erweiterter Form herausgegeben" (1877), „Juden und Christen in den ersten Jahrhunderten der römischen Caesaren" (1879), „Blicke in die Religionsgeschichte. I. und II. Abtheilung" (1880—83), welche auch wichtige Materialien zur neutestamentlichen Zeitgeschichte enthalten. Sein Leichenbegängniß fand am 6. November 1890 unter ungemein großer Betheiligung statt und hat auch bei demselben der 1884 in Deutschland ins Leben gerufene Rabbinerverband der Trauer um seinen ersten verdienstvollen Vorsitzenden würdigen Ausdruck gegeben.

Adolf Brüll.

Joest: Wilhelm J., Forschungsreisender und Ethnolog, wurde am 15. März 1852 zu Köln a. Rh. als Sohn des Geheimen Commerzienrathes Eduard J. geboren. Er besuchte das Friedrich-Wilhelm-Gymnasium seiner Vaterstadt, nahm als Freiwilliger im Königs-Husarenregiment am Feldzuge gegen Frankreich theil und studirte dann bis 1872 Naturwissenschaften und Sprachen auf den Universitäten Bonn, Heidelberg und Berlin. Ein starker Trieb, fremde Länder und Völker kennen zu lernen, bestimmte ihn, sich in den folgenden Jahren systematisch auf den Beruf des Forschungsreisenden vorzubereiten. Begünstigt durch glückliche Vermögensverhältnisse und einen wider-

ndsfähigen Körper durchwanderte er 1874—75 den Orient, Aegypten und afrikanischen Mittelmeerländer, namentlich Marokko. Seit 1876 bereiste Canada und die Vereinigten Staaten, besuchte die westindischen Inseln, chquerte Mexiko von einem Ocean zum andern, zog dann durch die central- rikanischen Republiken und das nordwestliche Südamerika bis Peru, hielt einige Zeit am Titicaca-See und in Bolivien auf, überstieg die Cordilleren, ihrte die Wüste Atacama und fuhr von Valparaiso durch die Magellan- aße nach Buenos-Aires. Von hier aus unternahm er Ausflüge bis weit in nach Patagonien, um die dortigen Indianerstämme kennen zu lernen, ngte über den Paß von Uspallata nach Chile, kehrte dann über die Cor- re nach Argentinien zurück, durchstreifte die weiten Grassteppen dieses des nördlich bis Tucuman, hielt sich darauf mehrere Wochen in Uruguay fuhr den La Plata und Parana aufwärts bis Asuncion, der Hauptstadt Paraguay, und erreichte nach einem beschwerlichen Ritt durch das ehe- ge Missionsgebiet der Jesuiten die brasilianische Provinz Rio Grande do wo er sich längere Zeit niederließ, um die Verhältnisse in den dortigen chen Siedelungen gründlich zu studiren. Dann reiste er längs der Küste värts über Rio de Janeiro bis Pernambuco. Hier schiffte er sich 1878 nach ambien und von dort nach Deutschland ein. Nachdem er einige Monate er Ordnung seiner reichhaltigen ethnographischen, anthropologischen und ischen Sammlungen verbracht hatte, begab er sich im Herbst des folgen- ahres nach Britisch-Indien. Zunächst durchzog er das Land von Ceylon n den Südfuß des Himalaya. Dann schloß er sich einem englischen entheile an, der nach Afghanistan marschirte, um dort verschiedene Auf- niederzuschlagen. Nach Beendigung des Feldzuges kehrte er nach Cal- zurück, besuchte von hier aus Birma, wo ihn der durch seine Menschen- ereien berüchtigte König Thibo in Mandalay in feierlicher Audienz g, verweilte einige Zeit in Siam und bereiste darauf fast ein Jahr den malaiischen Archipel, namentlich Ceram, Borneo, Celebes und die ken. Hier beschäftigte er sich hauptsächlich mit den Sprachen und Sitten wenig bekannter Naturvölker. Später hielt er sich längere Zeit an renze von Atjeh auf Sumatra auf, um die dortigen Kämpfe der der mit den Eingebornen als Zuschauer zu beobachten. Weiterhin be- er Singapur, Kambodscha, die großen Küstenstädte des südlichen China, ilippinen und Formosa, verweilte vorübergehend in Peking und mehrere e in Japan, untersuchte die Urbewohner der Insel Yesso, schiffte sich von Nagasaki nach Wladiwostok ein, durchzog die Mandschurei bis an mur und fuhr im Reisewagen quer durch ganz Sibirien bis an den Nachdem er im Herbst 1882 nach Deutschland zurückgekehrt war, ordnete derum seine unterwegs erworbenen reichen Sammlungen und Aufzeich- n, ließ sich an der Berliner Universität immatriculiren und vertiefte Leitung der Professoren Bastian, Virchow und Kiepert seine ethnologi- anthropologischen und geographischen Kenntnisse. 1883 erwarb er in g durch eine Dissertation über die Holontalo-Sprache auf Celebes den ophischen Doctortitel. Noch im Herbst desselben Jahres trat er seine große Reise an. Er fuhr von England nach der Capstadt, hielt sich wegs einige Zeit in Madeira und St. Helena auf, drang dann von Port beth aus nach Norden zu ins Binnenland ein, besuchte die Diamant- von Kimberley, durchquerte den Oranjefreistaat, ritt dann durch Basuto- Kaffraria, Natal und Sululand, wo er die noch unbeerdigte Leiche des h verstorbenen Königs Ketschwayo sah, fuhr darauf nordwärts an der te Afrikas hin und verweilte überall kurze Zeit in den großen Hafen-

orten. In Aden wurde er von einem heftigen Fieber ergriffen, das nicht weichen wollte und ihn zwang, seine Absicht, nach Australien und den Südsee-inseln zu reisen, vorläufig aufzugeben und durch den Suezcanal nach der Heimath zurückzukehren. Da sich seine gesundheitlichen Verhältnisse nur langsam wieder besserten, beschloß er sich einige Jahre der Ruhe zu gönnen. Im März 1885 heirathete er, schlug seinen Wohnsitz in Berlin auf und errichtete sich ein prächtiges Heim, das er mit den künstlerisch werthvollsten Stücken seiner Sammlungen in überaus origineller Weise ausstattete und in ein höchst sehens-werthes Museum verwandelte. Auch widmete er sich der litterarischen Be-arbeitung seiner mitgebrachten Schätze und entfaltete in den wissenschaftlichen Vereinen und Instituten Berlins eine rege Thätigkeit. Doch sollte er sich nicht lange der erhofften Ruhe erfreuen. Seine Ehe befriedigte ihn nicht, so daß sie später getrennt wurde, und sein Wandertrieb führte ihn bald wieder durch die verschiedensten Staaten Europas. Zu Anfang des Jahres 1891 unternahm er abermals eine größere Reise, diesmal nach Südamerika und zwar hauptsächlich in das venezolanische, britische, holländische und französische Guayana zwischen den Flüssen Orinoco und Maroni, wo er die verschiedenen Bevölkerungstypen eingehend studirte. Nachdem er sich wieder einige Jahre in Europa, besonders in Berlin aufgehalten hatte, trat er im Mai 1897 seine letzte Reise an, die ihn nach Australien und den Südseeinseln führte, wo er namentlich die Tätowirungsmethoden der Eingebornen zu erforschen gedachte. Leider war sein geschwächter Gesundheitszustand den Strapazen, die er sich zumuthete, nicht mehr gewachsen, und so erlag er bei einem Besuche der zu Melanesien gehörigen Santa-Cruz-Inseln am 25. November 1897 noch im rüstigsten Mannesalter einem Herzschlag.

J. war ein gewandter Weltmann und zugleich ein vielseitig gebildeter Gelehrter von seltener Vorurtheilslosigkeit. Sein Vaterland liebte er über alles, und auch im Auslande kehrte er stets seine deutsche Gesinnung hervor, doch hielt er sich frei von jedem Chauvinismus. Seine reichen und werth-vollen Sammlungen verschenkte er zum großen Theil in liberalster Weise an öffentliche Sammlungen. Namentlich die Museen von Berlin, Dresden, Karls-ruhe, Braunschweig, Leiden und Kopenhagen verdanken ihm viel. Auch seine sehr beträchtlichen Geldmittel verwendete er gern zur Förderung wissenschaft-licher Unternehmungen. Dafür fehlte es ihm nicht an Ehren und Auszeich-nungen. Er war Inhaber zahlreicher Orden und wurde 1890 vom König von Preußen zum Titularprofessor ernannt.

Als Schriftsteller ist er vielfach hervorgetreten. Zahlreiche Reisebriefe hat er in der Kölnischen Zeitung veröffentlicht. Andere Aufsätze finden sich im „Globus“, im „Ausland“, in den Verhandlungen der Berliner Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte, in der Zeitschrift für Ethno-logie und im Internationalen Archiv für Ethnographie, vereinzelt auch in den Verhandlungen der Berliner Gesellschaft für Erdkunde, in der Revue coloniale internationale, sowie in den Zeitschriften „Nord und Süd“ und „Die Zukunft“. An selbständigen Werken Joest's sind folgende zu nennen: „Ein Besuch beim Könige von Birma“, Köln 1883; „Aus Japan nach Deutschland durch Si-birien“, Köln 1883, 2. Aufl. 1887; „Das Holontalo. Glossar und gramma-tische Skizze. Ein Beitrag zur Kenntniß der Sprachen von Celebes“, Berlin 1883; „Um Afrika“, Köln 1885, ein Buch, das namentlich durch seine un-günstige Beurtheilung des Burenvolkes Aufsehen erregte; „Tätowiren, Narben-zeichnen und Körperbemalen, ein Beitrag zur vergleichenden Ethnologie“, Berlin 1887, ein großes Prachtwerk von dauerndem Werthe, mit vielen Tafeln und Abbildungen; „Die außereuropäische Presse nebst einem Verzeichniß sämmtlicher

ußerhalb Europas erscheinenden deutschen Zeitungen und Zeitschriften", Köln
388, eine Frucht des andauernden Interesses, das er an den Verhältnissen
s Deutschthums im Auslande nahm; „Spanische Stiergefechte, eine cultur-
schichtliche Skizze", Berlin 1889, das durch seine grellen Schilderungen
anischer Mißstände großes Aufsehen erregte und auch ins Englische übersetzt
urde; „Ethnographisches und Verwandtes aus Guayana", Leiden 1893, das
h namentlich mit den Verhältnissen der Buschneger befaßt; endlich seine letzte
rößere Arbeit: „Weltfahrten, Beiträge zur Länder- und Völkerkunde", Berlin
395, 3 Bände, eine Sammlung von bereits früher veröffentlichten Aufsätzen
it guten Abbildungen. In allen diesen Werken zeigt sich J. als trefflicher
tilist, der es versteht, fesselnd und auch für weitere Kreise der Gebildeten
rständlich zu schreiben. Liebenswürdiger Humor und scharfe Ironie, diese
mentlich gegenüber dem Clerikalismus und der Bureaukratie, stehen ihm
eichermaßen zur Verfügung. Seine Ueberzeugung spricht er als unabhängiger
lann überall ungescheut und nicht selten in schroffer Form aus. So hält er
e Aufhebung der Sklaverei für einen schweren Mißgriff und bekämpft jene
elverbreitete Meinung, welche in den Verbrechern beklagenswerthe Opfer un-
ücklicher Verhältnisse sieht. In seinem vielbesprochenen Aufsatz über Sibirien
Zukunft IV, 1893, S. 151—166) weist er die entstellenden Schilderungen
eorg Kennan's aus dem sibirischen Gefängnißleben entschieden zurück und billigt
e Maßnahmen der russischen Regierung. Dieses unerschrockene öffentliche Ein-
eten für seine Ueberzeugungen erweckte ihm mancherlei Gegner, deren Angriffe
indeß mit der größten Seelenruhe über sich ergehen ließ.

Selbstbiographie als Anhang zu seiner Dissertation über die Holontalo-Sprache, Berlin 1883. — Globus, Bd. 73, 1898, S. 46—48 (m. Bildn.). — Internationales Archiv für Ethnographie, Bd. 11, 1898, S. 38—40 (m. Bildn.). — Leopoldina, Heft 34, 1898, S. 53. — Biogr. Jahrbuch, Bd. 2, 1898, S. 293—294. — Geogr. Jahrbuch, Bd. 20, 1898, S. 472.

Viktor Hantzsch.

Johann Egolf von Knöringen, der Sprößling einer alten, an-
sehenen schwäbischen Adelsfamilie, wurde 1537, in demselben Jahre, in
elchem der katholische Clerus von Augsburg vertrieben wurde, geboren. Nach
um zurückgelegtem 13. Lebensjahre ging er auf die Universität Ingolstadt,
mittelbar nachdem die Jesuiten dort ihren Einzug gehalten, und dann auf die
enfalls streng katholische Universität Freiburg, wo er durch den Humanisten
lareanus vortreffliche Unterweisung in der „Poesie", durch den hervorragen-
n Gräcisten Johann Hartung in der griechischen Sprache erhielt. Von
steren kaufte er dessen kostbare Bibliothek, die den Grundstock zu seinen
ätern reichen Bücherschätzen bildete.

Mit Kenntnissen wohl ausgestattet, mit echter Liebe zur Wissenschaft er-
llt, zog er schon früh die Aufmerksamkeit weiterer Kreise auf sich, gelangte
reichen Pfründen in Würzburg, Freising und Augsburg und trat im Jahre
53 in das Collegiatstift zu Ellwangen ein. Durch Reisen nach Rom, nach
ien, nach Norddeutschland und den Niederlanden erwarb er sich zu seinen
issenschaftlichen Kenntnissen weltmännischen Blick und feine Umgangsformen
d kehrte als ein mit mannichfaltigen Auszeichnungen und Ehren aus-
statteter Mann in die Heimath zurück.

Von seinem Wohlwollen für die Wissenschaft, das er auf vielerlei Weise
thätigte, gab vor allem eine großartige Stiftung Zeugniß, mit der er im
. 1573 die Universität Ingolstadt bedachte. Er schenkte ihr nämlich laut
estament vom 2. April dieses Jahres seine aus mehr als 6000 Bänden be-
hende Bibliothek, die in einer neu hergestellten Räumlichkeit aufgestellt und

von einem eigenen Bibliothekar verwaltet werden sollte, ferner seine Handschriften- und Münzsammlung, seine „Kunstkammer", sowie eine Anzahl kostbarer Kirchenornate, Kelche, Sculpturen u. s. w., die er in seiner Capelle in Augsburg verwahrt hatte.

An dem gleichen Tage, an welchem er diese Stiftung ausfertigte, starb der Bischof von Augsburg, der bekannte Cardinal Otto Truchseß von Waldburg, und Knöringen, der außer seinen geistlichen Würden auch die eines Comes Palatinus und eines herzoglich bairischen Hofrathes innehatte, wurde auf Empfehlung des Papstes, des Kaisers und einer Reihe katholischer und protestantischer Fürsten von dem ihm ohnehin schon gewogenen Domcapitel durch Wahl am 18. Mai auf den Stuhl des heiligen Ulrich erhoben. Im großen und ganzen ging er als Bischof im Geleise seines Vorgängers weiter, nahm eine schroffe Haltung gegenüber den Lutheranern und Calvinisten ein, vertrieb die Juden aus dem Hochstift und den Besitzungen des Domcapitels und suchte durch eindringliche Mahnungen und Androhungen schwerer Strafen für die Ungehorsamen das dem Clerus seines Bisthums im hohen Grade fehlende Bewußtsein der ihm durch die priesterliche Würde auferlegten sittlichen und beruflichen Verpflichtungen zu wecken und zu heben.

Im übrigen wurde fast die ganze Zeit seiner kurzen Regierung ausgefüllt durch einen überaus heftigen Kampf mit der Begehrlichkeit der Jesuiten, die damals in Augsburg ein Collegium zu begründen bemüht waren. Eine ihnen gewogene mächtige Partei unter der katholischen Bürgerschaft ging darauf aus, ihnen durch eine Vorstellung beim Papste (vom Mai 1573) das Kloster zum hl. Kreuz zu verschaffen, indem sie sich darauf berief, daß bei der notorischen Unfähigkeit und Zuchtlosigkeit des Augsburger Diöcesanclerus nur durch die Herbeirufung der Jesuiten der „fast gänzlich verfallenen Religion" wieder aufgeholfen werden könnte. Der Bischof und das ihm in diesem Falle treu zur Seite stehende Domcapitel suchten unter Zurückweisung der gegen die Geistlichkeit erhobenen Vorwürfe die Nothwendigkeit eines Jesuitencollegiums in Augsburg zu bestreiten und wußten, trotzdem der Papst, der Herzog Albrecht V. von Baiern und sein Sohn Wilhelm, selbst Kaiser Maximilian II. den Jesuiten und ihrer Partei mit allem Nachdruck Beistand leisteten, die Sache mit Erfolg in die Länge zu ziehen, sodaß sie erst im J. 1580 zum Abschluß kam, als die Anhänger der Jesuiten selbst für einen Platz zu dem Collegium und für die Dotation desselben sorgten. Der Bischof erlebte das Ende des Streites nicht; schon am 5. Juni 1575 erlag er einer schleichenden Krankheit, die ihn nach kaum zweijähriger Regierung im besten Alter dahinraffte. Er ist bestattet in der Domkirche zu Augsburg, nahe der Agnescapelle.

Ign. Dom. Cyr. Schmid, Paneg. in laudem J. Eg. a Knöringen (Ingolstadt 1745). — Ad. Weishaupt, Oratio panegyrica in laudem Eg. a Knöringen (Ingolstadt 1768). — Mederer, Annal. Academ. Ingolst. Tom. II, p. 19 u. 42. — Veith, Bibliotheca Augustana, Alphabetum IV (Aug. Vind. 1788). — Braun, Gesch. der Bischöfe von Augsburg, IV. Bd. (Augsburg 1815), S. 1 ff. — Prantl, Gesch. der Maximilians-Universität, Bd. I (München 1872), S. 345. — Ueber den Streit wegen des Jesuitencollegiums s. hauptsächlich Braun, Geschichte des Kollegiums der Jesuiten in Augsburg (München 1822), S. 12 ff. — Schellhaß, Nuntiaturberichte aus Deutschland, Bd. III, 3, S. 173. — Sugenheim, Baierns Kirchen- und Volkszustände (Gießen 1842), S. 322 ff.

Fr. Roth.

Johann Adolph, Herzog zu Schleswig-Holstein-Plön, von 1634 bis 1704, kaiserlicher Feldmarschall, wurde als ältester Sohn des Herzogs

achim Ernst am 8. April 1634 auf dem Schlosse Ahrensböck geboren. Von
nem 15. bis 20. Lebensjahre machte er die sogenannte Fürstenschule durch,
e sein Vater in Reinfeld gegründet hatte und reiste dann, um das Kriegs-
ndwerk praktisch zu erlernen, zuerst nach den spanischen Niederlanden und
äter nach Ungarn, wo er schon 1664 als kaiserlicher Oberst an dem Feld-
ge wider die Türken theilnahm. Am 18. Juli 1664 wurde er in Würdigung
iner tapferen Dienstleistung zum Generalmajor befördert. Am 10. Januar
668 zum Inhaber des Cürassierregiments Pfalz-Sulzbach (1679 aufgelöst)
nannt und am 31. December 1668 zum Feldmarschalllieutenant befördert,
ieb er bis 1670 mit seinem Regimente, welches zum Unterschiede von jenem
s Philipp Ludwig Herzog zu Holstein „Jung-Holstein" genannt wurde, in
ngarn und rückte mit letzterem 1670 nach Schlesien ab. Nach dem Tode seines
ters im J. 1671 wurde er Souverän der holsteinischen Besitzungen seiner
nie mit Plön als Hauptstadt. Er überließ einstweilen seiner Mutter die
gierung und verblieb selbst in Schlesien. Als im J. 1674 die braun-
weigischen Herzoge ein Contingent zu dem gegen die Franzosen ausziehenden
ichsheere stellten, wurde ihm als Feldmarschall und Commandirenden des
aunschweigischen Corps der gemeinsame Oberbefehl über die Truppen von
olfenbüttel und Celle übertragen. Bei Frankfurt vereinigte er sein Corps
t den Kaiserlichen und den anderen deutschen Landestruppen, woselbst auch
n kaiserliches Regiment bereits eingetroffen war. Schon in der Schlacht bei
tzheim am 4. October 1674 kämpften die Braunschweiger mit größter
pferkeit und Zähigkeit, angefeuert durch das glänzende Beispiel ihres
ihrers, des Herzogs von Holstein. Es gelang ihnen, die Dragoner- und
usketier-Peloton's aus dem Walde bei Entzheim hinauszuwerfen und da-
rch einen günstigen Ausgang der Schlacht herbeizuführen. Noch im October
selben Jahres erhielt J. A. ein Dankschreiben des Kaisers für sein und
nes Regimentes Wohlverhalten in dem Treffen bei Entzheim, sowie die An-
ennung, daß er ihn und sein Regiment auch nach der Annahme des Com-
ndos über die braunschweigischen Truppen in wirklichen kaiserlichen Diensten
asse. Ebenso zeichnete sich der Herzog mit seinem Corps im Feldzuge 1675,
besondere in der Schlacht an der Conzer Brücke am 11. August und 1676
der Belagerung von Philippsburg aus. In Würdigung seiner tapfer und
u geleisteten Kriegsdienste und seiner steten Anhänglichkeit an das Kaiser-
is beförderte ihn der Kaiser noch am 3. März 1676 zum kaiserlichen Feld-
rschall. Am 17. März desselben Jahres resignirte J. A. als Inhaber
es kaiserlichen Regiments. Er lehnte jedoch nie, wie behauptet wird, die
nennung zum kaiserlichen Feldmarschall ab, sondern wurde im Gegentheil,
viele Acten aus den Jahren 1674 und 1675 beweisen, wiederholt um
Avancement in kaiserlichen Diensten bittlich. — Als sich im J. 1676
Dänemark an dem Kriege betheiligte, wurde J. A. von dem Könige
istian V. zum Oberfeldmarschall in dänischen Diensten ernannt, eine Charge,
niemand als er je bekleidet hat; gleichzeitig wurde er Chef des Regiments,
sein eben verstorbener Bruder Bernhard innegehabt hatte. Mit der ihm
nen Energie und seinem großen administrativen Talent nahm sich J. A.
Kriegsbereitschaften in Dänemark an und galt bald als erster Berather
Königs. Nachdem die dänische Flotte ausgelaufen war und sich mit der
ändischen Hülfsflotte vereinigt hatte, wurde der größte Theil von Schonen
kurzer Zeit erobert. Helsingborg fiel am 4. Juli, Landskrona am 11. Juli,
istianstadt am 15. August. 1677 kehrte der Herzog wieder nach Plön
ück, blieb jedoch nach wie vor ein treuer militärischer und politischer Be-
her des Königs von Dänemark. Erst im J. 1684, als J. A. als General-

feldmarschall und Gouverneur in Maastricht in die Dienste der Generalstaaten trat, löste er sein Verhältniß zu Dänemark. Als eine seiner Thaten mag hier die Eroberung von Huy 1694 genannt werden; der Friede von Ryswick 1697 beschloß seine kriegerische Laufbahn.

Die innere Regierung seines kleinen Fürstenthums war in hohem Maße Gegenstand der eifrigen und verständigen Fürsorge des Herzogs. Er bemühte sich, der Industrie vorwärts zu helfen und trat aus handelspolitischen Gründen als eine Art Protector seines Nachbars Lübeck auf. Seine Hauptstadt vergrößerte er durch die sogenannte Neustadt und baute viele Kirchen, Armen- und Waisenhäuser. Am 2. Juli 1704 beschloß er auf dem Landsitz Ruheleben sein wirksames Leben.

J. A. hatte am 4. April 1673 Dorothea Sophie von Braunschweig-Wolfenbüttel (geboren am 17. Januar 1653), Tochter des Herzogs Rudolf August, geheirathet. Aus dieser Ehe entsprossen drei Söhne, von denen der letzte drei Monate nach des Vaters Tode starb; die Gemahlin Joh. Adolph's überlebte ihn bis 21. März 1722. Die männlichen Nachkommen sind mit seinem Enkel und Nachfolger Leopold August (geboren am 11. August 1702, † am 4. November 1706) ausgestorben, worauf die plönischen Lande Joachim Friedrich von Norburg zufielen.

Acten des k. u. k. Kriegs-Archivs. — O. Elster, Geschichte d. Truppen im Herzogthum Brauschweig-Wolfenbüttel. — Dansk biografisk Lexikon redg. of C. F. Bricka Bd. 8, S. 498. Sommeregger.

Johann von Hildesheim, Carmeliter, trat in das 1316 gestiftete Kloster Marienau bei Koppenbrügge (Provinz Hannover), erhielt seine wissenschaftliche Ausbildung hauptsächlich in Avignon unter dem späteren lateinischen Patriarchen von Constantinopel Petrus Thomas; er blieb dort mindestens bis 1351, wahrscheinlich aber bis 1359, nachdem er selbst als Lehrer an der Carmeliterschule in Avignon thätig gewesen war. In der Heimath scheint er, wie sein Briefwechsel und seine Vermittlung in einem Streite zwischen dem Bischofe von Hildesheim und den Herzögen von Braunschweig beweist, eine bedeutende Stellung eingenommen zu haben. 1367 war er, wol in Angelegenheiten seines Ordens, in Rom, übernahm dann als dritter Prior die Leitung seines Klosters und starb nach den Angaben auf seinem nicht mehr vorhandenen Leichensteine am 5. Mai 1375. Außer seinen Prosaschriften De fonte vitae, De Antichristo, Contra Judaeos, Contra quendam turpia pingentem und den Versen de modernis monstruosis abusionibus, welche nur theilweise gedruckt sind, hat er die Vita trium Regum, die „Legende von den heiligen drei Königen" verfaßt, welche s. Z. Goethe's Aufmerksamkeit erregte und von Schwab und Simrock übersetzt und bearbeitet wurde, nachdem sie schon im 15. Jahrhundert mehrfach gedruckt und übersetzt war. Die Schrift ist gewidmet an Florenz von Wevelinghoven, Bischof von Münster (1364—1379), welcher früher Unterdechant in Köln gewesen war, und daher wol auch den Johannes v. H. zu der Zusammenstellung der Schrift veranlaßt hatte. Goethe urtheilte darüber: „ich meine nicht, daß irgend etwas Anmuthigeres und Zierlicheres dieser Art mir in die Hände gekommen. Weder Pfaffenthum, noch Philisterei, noch Beschränktheit ist zu spüren".

H. Usener, Religionsgeschichtliche Untersuchungen II. Bonn 1889, S. 7 bis 15. — G. Schwab, Die Legende von den heiligen Drei Königen von Johann von Hildesheim. Stuttgart 1822. — Nordhoff, Denkwürdigkeiten aus dem Münsterschen Humanismus, S. 29 Anmerkung.

Philippi.

Johannsen: Peter Hinrich J., der „Lehrer der Batta“, hervorragen=
er Missionar und Schriftsteller in der Battasprache, ist am 9. November 1839
n Weddingstedt in Holstein geboren. Bei sehr schwierigen häuslichen Ver=
ältnissen hat er sein Joch in der Jugend tragen müssen. Schon in dem
ehnjährigen Knaben wurde durch die wöchentlichen Missionsstunden seines
ehrers Johnsen der Wunsch geweckt, Missionar zu werden. Johnsen war es
uch, der für eine gute Ausbildung seines Schülers, dessen Gaben er erkannte,
orgte. Mit achtzehn Jahren bekleidete er eine Lehrerstelle in Schleswig. Von
ort aus meldete er sich zum Eintritt ins Barmer Missionshaus, war dann
och zwei Jahre in Elberfeld als Lehrer thätig und wurde im J. 1861 ins
Missionshaus aufgenommen. Da er eine gute Vorbildung mitbrachte, hat er
en sechsjährigen Seminarcursus in vier Jahren absolvirt. Im J. 1865
urde er als Missionar im Dienst der rheinischen Missionsgesellschaft nach
Sumatra abgeordnet. Dort hatte Missionar Nommensen, auch ein Holsteiner,
nter unglaublichen Schwierigkeiten im J. 1864 die Arbeit an den braunen
Battas begonnen. J. trat ihm nun zur Seite und lernte ein Jahr lang auf
Nommensen's Station Huta Dame (Friedensdorf) die Battasprache, bis er zu
Beginn des Jahres 1867 in Pansurnapitu, in einem der Verehrung der Geister
eweihten heiligen Hain, seine eigene Station gründete. Pansurnapitu war
in harter Boden. Nach zehn Jahren zählte die Gemeinde erst 140 Glieder.
Aber der Missionar verlor nicht den Muth. Durch treue Arbeit in Predigt,
Seelsorge, Unterricht und medicinischer Hülfeleistung, in der er sich eine be=
ondere Geschicklichkeit angeeignet hatte, hat er in einer mehr als dreißig=
jährigen Thätigkeit auf derselben Station — er ist in der ganzen Zeit nur
inmal auf vier Monate in der Heimath gewesen — eine Gemeinde von
a. 2500 Seelen gesammelt. Aber J. sollte noch eine besondere Bedeutung
ür die ganze Battamission gewinnen. Man hatte nämlich schon seit längerer
eit begonnen, eingeborene Lehrer heranzubilden. Diese Arbeit wurde J. im
. 1877 übertragen. Als früherer Lehrer griff er sie mit herzlicher Freude
nd der ihm eigenen Energie an. Nun war er in seinem Element! Ein
ierjähriger Cursus wurde eingerichtet und der Unterricht frisch begonnen.
on vornherein legte er Gewicht darauf, daß die Schüler für ihren Unterricht
lbst aufkommen mußten, ein pädagogischer Grundsatz, der sich sehr bewährt
at. Außerdem war es ihm darum zu thun, die Zöglinge um keinen Preis
em battaschen Volksthum zu entfremden und sie nicht an Lebensverhältnisse
u gewöhnen, die sie von Haus aus nicht kannten. Vielmehr suchte er selbst
öglichst den Batta ein Batta zu werden. Der beständige Verkehr mit seinen
chülern that ihm darin große Dienste. In die Sprache drang er immer
efer ein, sodaß die Eingeborenen von ihm sagten, er könne besser battasch,
ls sie selbst. Die genaue Kenntniß der Sprache mit ihren eigenthümlichen
einheiten war für ihn der Schlüssel zum Verständniß des battaschen Volks=
ums. „Er kannte seine Battas durch und durch.“ Das ist das einstimmige
rtheil seiner Mitarbeiter. Leider hat er nie etwas über sein geliebtes Volk
eröffentlicht. Er pflegte wol zu sagen, Deutsch könnten auch Andere schreiben,
r schriebe am liebsten nur für seine Battas. Und das hat er treulich gethan,
alt es doch, für die Schüler die gänzlich fehlende Litteratur zu schaffen. Aus
einer Feder stammen: die biblischen Geschichten nach Zahn, eine Weltgeschichte,
in Spruchbuch, eine Erklärung zu diesem, eine Dogmatik, ein Katechismus
er Kirchengeschichte, Zeittafeln zur Kirchengeschichte, ein Büchlein über die
Unterscheidungslehren, eine Pädagogik, ein Werk über Seelsorge und eine
Homiletik, alles in Batta. Dazu kommen viele Dictate für die Seminaristen,
ie Uebersetzung von vielen Kirchenliedern, die Herausgabe des battaschen

Monatsblattes „Immanuel" und eines Kalenders. Sein größtes Werk ist die Uebersetzung des Alten Testaments, woran er zwölf Jahre lang gearbeitet hat. Dabei kam ihm sehr zu statten, daß er nie aufhörte, hebräisch zu treiben. Er sprach es wol scherzend aus, daß er es darin mit allen jungen Missionaren ruhig aufnähme. Seit dem Jahr 1886 erweiterte sich das Feld seiner Thätigkeit noch mehr. Es wurden nämlich die sittlich und geistig gefördertsten Lehrer, wenn sie sich einige Jahre gut bewährt hatten, noch einmal nach Pansurnapitu berufen, um zu eingeborenen Pastoren ausgebildet zu werden. So kam zum Lehrerseminar auch noch ein Predigerseminar. Da die Arbeit J. allmählich über den Kopf wuchs, stellte man ihm seit 1883 den Missionar Meerwaldt und nachher den Missionar Warneck, den Sohn des Missionsforschers, an die Seite. Sein College und Nachfolger Warneck schrieb bei seinem Tode, der ihn, wie er es sich immer gewünscht hatte, am 11. Januar 1898 plötzlich aus seiner Arbeit — er schrieb gerade Passionsbetrachtungen für seine Battas — herausriß: „Ich stehe staunend davor, was dieser eine Mann als Gemeindemissionar, als Seminarleiter und als Schriftsteller geleistet hat". Inspector Dr. Schreiber sagt von ihm: „Er war ein unermüdlicher Seelsorger, ein von Gott gelehrter Lehrer und Prediger, ein liebenswürdiger Kamerad und Mitarbeiter, für die anderen, meist viel jüngeren Missionare jederzeit ein freundlicher Berather. Seine Schüler auf dem Seminar hatten an ihm nicht nur einen strengen Lehrer, sondern auch einen trefflichen Seelsorger". J. war zwei Mal verheirathet und hatte acht Kinder. Es war eine besonders freundliche Fügung Gottes, daß er die beiden Männer, Nommensen und J., zusammengespannt hat. Nommensen, „ein Missionsgenie", wie D. Warneck sagt, der mit weitem Blick die Pläne für die Christianisirung des Battavolkes entwarf und neben ihm J., der ihm die Hülfskräfte stellte, zur Verwirklichung seiner Pläne. Von den über 200 Lehrern und 25 eingeborenen Pastoren verdanken weitaus die meisten ihm ihre geistige und geistliche Bildung, sodaß man wol mit Recht J. den „Lehrer der Batta" nennen kann.

Johannsen-Dhünn.

John: Dr. Richard Eduard J., Geheimer Justizrath und Professor der Rechte in Göttingen, wurde am 17. Juli 1827 in Marienwerder (Westpr.) als ältester Sohn des Justizrathes Eduard J. und seiner Frau, Luise geb. Reichenau, geboren. Er besuchte das Gymnasium in Marienwerder und studirte dann in Leipzig, wo er zunächst chemische und landwirthschaftliche Vorlesungen besuchte, da er anfänglich dazu geneigt war, das väterliche Gut Watkowitz zu übernehmen. Doch bald wandte er sein Interesse mehr der Jurisprudenz zu und wechselte deshalb, durch Albrecht in Leipzig (s. A. D. B. XLV, 743 ff.) dazu angeregt, den Gegenstand seines Studiums. Er studirte dann in Berlin, promovirte im März 1852 in Göttingen und habilitirte sich 1853 in Königsberg hauptsächlich für strafrechtliche Fächer. 1856 wurde er zum außerordentlichen Professor ernannt und heirathete 1857 die Tochter Hanna des Justizrathes Hasse in Liegnitz. Dieser glücklichen Ehe entsprossen ein in jungen Jahren verstorbener Sohn und eine jetzt mit Medicinalrath Dr. Willemer in Ludwigslust verheirathete Tochter. Er fand in Königsberg im Kreise junger Professoren und Aerzte den anregendsten Verkehr, dessen er noch in späteren Jahren stets mit Freude und Liebe gedachte. 1860 wurde er zum ordentlichen Professor befördert und vertrat 1862—66, gleichzeitig neben seinem Vater, im preußischen Abgeordnetenhause den Kreis Labiau-Tapiau-Wehlau als eifriges Mitglied der Fortschrittspartei in der Conflictszeit. Nach 1866 wandte er sich der national-liberalen Partei als Mitbegründer und treues Mitglied zu. Im Jahre 1868 wurde er ordentlicher

sor der Rechtswissenschaft in Kiel, 1869 in Göttingen, 1870 Mitglied
berappellationsgerichts in Lübeck, wo er auch als Mitglied der dortigen
rschaft thätig war, 1876 endlich wieder nach Göttingen berufen, das er
ine eigentliche Heimath betrachtete. Von großem Interesse erfüllt für
he Angelegenheiten, war er als Bürgervorsteher praktisch sehr thätig:
st die Einrichtung eines Orchesters für Symphonieconcerte sowie der
u des Theaters zu verdanken. Ein offener liebenswürdiger Charakter,
r Freude an allem Guten und Schönen; Reisen nach Italien, England,
n brachten ihm hohe Genüsse. Er unterstützte gern strebsame Jüng-
war ein Freund der Jugend und heiterer Geselligkeit, ein liebevoller
ienvater. 1881 bekleidete er das Prorectorat der Universität (vergl.
rift von v. Liszt I, 223). Einem Schlaganfall erlag er am 7. Au-
889.

ls feinsinniger Criminalist — wie ihn die Rectoratsrede von H. Hart-
vom Jahre 1890 nennt — hat er auf dem Gebiete der Strafrechts-
chaft vieles geleistet und namentlich auf die Gestaltung des deutschen
esetzbuches eingewirkt. Als wissenschaftliche Arbeiten sind hier zu nennen
: Landzwang und widerrechtliche Drohungen", Göttingen 1852 (Albrecht
met); „Das Strafrecht in Norddeutschland seit den Rechtsbüchern", Bd. 1,
; 1858; „Die Lehre vom fortgesetzten Verbrechen und von der Ver-
sconcurrenz", Berlin 1860; „Kritik des preußischen Gesetzentwurfs über
rantwortlichkeit der Minister", Lpz. 1863; „Kritiken strafrechtlicher
idungen des preußischen Obertribunals", Berlin 1866, ursprünglich
n in v. Holtzendorff's Allg. Dtsch. Strafrechtszeitung, nunmehr etwas
rt, namentlich um den allbekannten Beschluß des kgl. Obertribunals
9. Januar 1866 über Auslegung des Artikel 84 der preußischen
ung, den auch Zachariä in Göttingen (1866) heftig kritisirt hatte;
ber besonders werthvolle „Entwurf nebst Motiven zu einem Straf-
ch für den Norddeutschen Bund", Berlin 1868, und „Das Straf-
in Norddeutschland. Beurtheilung des Entwurfs eines Strafgesetz-
für den Norddeutschen Bund, in Form eines revidirten Entwurfs",
gen 1870. Viele Beiträge lieferte er für v. Holtzendorff's Allgem.
Strafrechtszeitung, für dessen Encyklopädie und Rechtslexikon (Civil-,
peciell Strafproceß), für dessen Handbuch des deutschen Strafrechts III,
2 (Verbrechen gegen den Staat), für Goltdammer's Archiv III, 58—67,
, 620 ff.; IV, 471—484; IX, 305—315, 361—369, 505—513; XXV,
431, auch kleinere Arbeiten wie „Ueber Strafanstalten", Berlin 1865;
die Todesstrafe", Berlin 1867 (Samml. gemeinverst. wiss. Vorträge
6), 2. Abdruck 1871; „Ueber Geschwornengerichte und Schöffengerichte",
1872, und das Königsberger Programm über die „nemede" des alt-
rsischen Rechts (1860). Für „die Gesetzgebung des Deutschen Reichs
rläuterungen" veröffentlichte er seit 1881 ein tief gründliches, viele
been enthaltendes Werk „Strafproceßordnung für das Deutsche Reich
Einführungsgesetz", Bd. I Erlangen 1884, Bd. II 1888, das er jedoch
s zu § 270 durchführen konnte (Bd. III 1889, fortgesetzt von v. Lilien-
Größere Arbeiten lieferte er in der Zeitschrift von v. Liszt I, 222
3; IV, 1—93; VI, 1—87.

Nach gefl. Mittheilungen des Herrn Medicinalrathes Dr. Willemer in
wigslust und des Herrn Geh. Justizrathes Prof. Dr. L. von Bar in
ingen. — Richter's Krit. Jahrbücher I, 309 ff. — Allg. Dtsch. Straf-
ztg. 1869, Sp. 113—148, 353—380, 409—432. — Goltdammer's

Archiv VIII, 343 ff., 433 ff., XVII, 148. — Gerichtssaal 1868, S. 40
bis 434; 1872, S. 488—492. — Ztschr. f. d. ges. StRWiss. I, 368, II
191, VIII, 119—129, XI, 266—271. — Kukula, Allg. Dtsch. Hochschuler
almanach, Wien 1888, S. 389, 390. — Brunner, Die Entstehung de
Schwurgerichte, Berlin 1872, S. 14. — H. Hetzel, Die Todesstrafe i
ihrer kulturgeschichtlichen Entwicklung, Berlin 1870, S. 392, 514. –
Dr. Georg Maas, Verzeichniß d. wissenschaftlichen Aufsätze im Archiv fü
Strafrecht u. Strafprozeß, Berlin 1903, S. 5, 12, 17, 21, 23, 32.

A. Teichmann.

Jolly: Julius August Isaak J., badischer Staatsmann, der in de
nationalen Politik eine große, erfolgreiche Thätigkeit entfaltet hat. Er en
stammte einer wegen ihres reformirten Bekenntnisses aus Frankreich geflüchtete
Familie, die seit Anfang des 18. Jahrhunderts in Mannheim nachweisbar i
Sein Vater Louis J., seit 1809 in Mannheim, hatte sich mühsam im Kau
mannsstande emporgearbeitet; dann gelangte er in bessere Verhältnisse und z
verdientem Ansehen. Er wurde Präsident der Handelskammer und 1836 erst
Bürgermeister, in welcher Stellung er auch 1848 noch seines Amtes waltet
Als achtes Kind wurde ihm am 21. Februar 1823 der Sohn Julius geboren
der im Vaterhause schon in früher Jugend durch den Verkehr des Vaters mi
angesehenen Politikern reiche Anregung erfuhr. Treffliche Ausbildung fan
er auf dem Mannheimer Lyceum unter dessen tüchtigem Director Nüßlin, de
in dem Jüngling die Begeisterung für das classische Alterthum erweckte. E
bezog 1840 die Universität Heidelberg, wo er namentlich Vangerow hörte, gin
nach vier Semestern nach Berlin, wo ihn besonders Homeyer anzog, und be
stand Ende Mai 1845 die Staatsprüfung mit großer Auszeichnung, wozu
sein Onkel Isaak, der damalige Justizminister, die Mutter, eine Tochter de
Bamberger Archivars Alt, herzlich beglückwünschte. Unmittelbar nach dem
Examen schritt er zur Promotion, für die er eine Abhandlung „Ueber da
Beweisverfahren nach dem Rechte des Sachsenspiegels“ geschrieben hatte; am
10. Juli bestand er das Colloquium summa cum laude. Um das damal
vor der Habilitation vorgeschriebene Biennium auszufüllen, trat J. bei dem
Bezirksamt seiner Vaterstadt als Rechtspraktikant ein. Mit der Revision de
von den Stadtgeistlichen geführten Standes- und Kirchenbücher betraut, ent
ledigte er sich dieser Aufgabe durch tiefgründliche Prüfung der vielfach mangel
haften Einträge zu größter Zufriedenheit des Justizministers. Schon damal
verrieth er körperlich den Gelehrten; der charaktervolle, vorgeneigte Kopf sa
etwas tief zwischen den breiten Schultern; das Gesicht war nach Windscheid
Ausdruck ein Dürer'sches Holzschnittgesicht. Ihm, wie seinem älteren Bru
Philipp, dem Professor der Physik in Heidelberg, war dunkle Hautfarbe eig
strahlend blaue Augen zeigten zuverlässigen Charakter und Klarheit. Se
Onkel Isaak hätte gewünscht, daß der Neffe sich in Leipzig oder Bonn habilitirt
letzterer ging auch an beide Orte, wurde dann aber von Philipp nach Heid
berg gezogen. Am 1. Juni 1847 richtete er an das großherzogliche Ministeri
das Gesuch um Gestattung der Habilitation, die am 10. Juli ihren Abschluß du
öffentliche Disputation fand. Im darauffolgenden Winter wurden die Vorlesun
eröffnet — in einer für ruhige Arbeit allerdings recht ungünstigen Zeit.
den jungen Docenten umgebende Kreis war der seines älteren Bruders; geis
Haupt desselben war Gervinus, der im Hause des emeritirten preußi
Geheimrathes Fallenstein, dem Heidelberger Schlosse gegenüber, neben Scheff
„Waldhorn ob der Bruck“ lebte, wo die gemäßigt Liberalen (später sog. Goth
verkehrten. Julius wurde, nachdem er kurze Zeit für die Abendzeitung
Struve geschrieben, Glied des politischen Kreises, der soeben die „Deu

g" gegründet hatte (Programm vom 8. Mai 1847), während Karl
seine vielgelesene Landtagszeitung und seine Correspondenz für die All-
e Zeitung einstellte. Bei Ausbruch der Revolution kamen für Vater
ohn schwere Tage. Jener erfuhr für seinen ebenso kühnen wie tapferen
tand gegen die Mannheimer Erhebung schnöden Undank: seinem kränkelte
n bald von einem ernsten Leiden heimgesucht zu werden. Unter den
n forderten Krankheit und Tod schwere Opfer. Julius selbst, der auf
akademischen Laufbahn anfangs großen Erfolg gehabt hatte, sah sich mehr
nehr vereinsamt und zurückgesetzt. Durch seinen Wirth, einen Gold-
r, zugleich Gemeinderath, dem er einmal eine goldene Kette abgekauft
gewarnt, konnte er sich nach der Vaterstadt (wohin die erste badische
ahn führte) und von dort auf einem holländischen Dampfer nach Mainz
vor Pressung zum Dienst in republikanischem Heer. Von dort folgte er
uge seines Herzens und stahl sich nach Auerbach, das damals noch hessisch,
n der badischen Grenze lag. Dort traf er die Fallenstein'sche Familie,
em Roggenbach und Gervinus, der aber bald nach Frankfurt abging; es kam
Lamey, damals Assessor beim Hofgericht in Mannheim, dann der in
berg überflüssig gewordene befreundete v. Preen mit seinem Praktikanten,
3 jährigen Victor Josef Scheffel, der sich auch der Conscription entzogen
und endlich Häusser. Während er kurzen Liebesfrühling feierte, erlitten
fständischen am 30. Mai 1849 ihre erste Niederlage. Es kamen weitere.
dem 16. Juni war der Weg nach Mannheim frei. Beim Einzug der
chen Heerescolonne entblößte der alte Fallenstein sein Haupt vor den
, unter denen er 1813/14 gefochten hatte. Jetzt wurde Julius des
inne — wie er später seinem Sohne im August 1884 schrieb —, „den die
rigkeit zu einem großen Staat für jeden einzelnen einschließe". Die
e Fallenstein ging zu Verwandten nach England. Als sie zurückgekehrt,
Julius die Hand der Tochter Elisabeth (3. März 1851). Der Vater
icht in der Lage, den Sohn selbständig zu stellen. Unerschütterlicher
der Braut und Großherzigkeit der Eltern, welche die Aeußerlichkeiten des
gering schätzten, ermöglichten das Wagniß einer Heirath, die am 18. De-
1852 erfolgte. Mehrere in Aussicht gestandene Berufungen nach aus-
hatten sich zerschlagen, so nach Würzburg, Gießen, Tübingen, Königs-
Am 8. December 1853 erlag der Vater seiner Krankheit, den noch
Geheimrath Fallenstein traf nach Weihnachten ein Schlaganfall. Ein
Freund wenigstens wurde in Goldschmidt gewonnen, der im Sommer
bei J. deutsches Privatrecht gehört hatte und sich dann 1855 in Heidel-
habilitirte. Zwischen ihnen und ihren Frauen hat dann ein erst durch
Tod gelöstes enges Freundschaftsverhältniß bestanden. Ein anderer
wurde der von Gervinus herbeigezogene Historiker Hermann Baum-
In akademischen Kreisen sank — neben gefährlichen Concurrenten,
Zöpfl für deutsche Rechtsgeschichte und dem feurigen Virtuos des
ischen Vortrags Achilles Renaud für Privatrecht — Jolly's Einfluß.
Berufung nach Bern, auf die man 1854/5 rechnete, kam auch nicht zu
. Am 5. Januar 1856 wurde Ludwig Friedrich Julius J. geboren
steigerte Sorge um die Zukunft warf ihre Schatten auf die Freude.
schaftlich hatte sich J. schon öfters glänzend bewährt. Gleich seine erste
„Das Recht der Actiengesellschaften" (Ztsch. f. deutsches Recht und
e Rechtswissenschaft, Bd. XI, 1847, 317—419) hatte große kritische
t gezeigt. Eine zweite Monographie „Die Lehre vom Nachdruck, nach
schlüssen des deutschen Bundes dargestellt", Heidelb. 1852 (auch Beilage-
im Archiv für die civilistische Praxis, Bd. 35), stellt eine der bedeutendsten

Leistungen der einschlägigen deutschen Litteratur auf lange Zeit hinaus da
Treffliche Arbeiten waren seine Abhandlungen über Fragen des Wechselrech
und der Werthpapiere im Archiv für Wechselrecht von Siebenhaar und Tauchn
Bd. II (1852), 163—186; III (1853), 1—57, 241—296; IV (1855
1—48, 37[illegible]—400; V (1857), 37—112; Ztsch. f. d. ges. Handelsrecht vo
Goldschmidt I (1858), 177—194, 333—359; krit. Vierteljahresschrift von Pö
Bd. II (1860), 537—577; Bd. III (1861), 207—240; Krit. Ueberschau Bd. V
(1859); dann der Art. „Eike von Repgow" im Staatswörterbuch von Bluntsch
und Brater III, 322—334, dazu später der über „Staatsministerium" (IX
1865), 732—734. Alles das hinderte nicht, daß er seiner politischen Ge
sinnung wegen zehn Jahre lang Privatdocent, dann 1857—61 außerordentliche
Professor, d. h. titulirter Privatdocent, gewesen ist. Er mußte seine Blicke nac
anderer Seite lenken.

Schwer hatte Baden unter der Reaction gelitten; die badische Revolution
war durch Preußen niedergeworfen worden; Oesterreich erntete die Frucht des
Sieges. Die Karlsruher Regierung bewegte sich im österreichischen Fahrwasser
trotzdem der junge Großherzog Friedrich durch seine Vermählung mit eine
preußischen Prinzessin eine entgegengesetzte Tendenz kundgab. Da kam es 1859
zu einem Abkommen mit der römischen Curie, das der katholischen Kirche ein
große Herrschaft einräumte. Dieses Concordat des Ministeriums Meysenbug
Stengel rief im Großherzogthum ungeheure Aufregung hervor. Es wurde dem
Landtage nur zur Kenntnißnahme vorgelegt. Die Zweite Kammer richtete an
den Landesherrn die Bitte (mit Dreiviertelmehrheit), es nicht in Wirksamkei
treten zu lassen. Ehe sich die Erste Kammer geäußert, fiel das Ministerium.
Es kam ein Ministerium Stabel-Lamey unter Hinzutritt von Roggenbach und
Mathey. Zur Regelung des Verhältnisses zwischen Staat und Kirche wurden
sechs Gesetzentwürfe eingebracht, denen zufolge die Kirche in ihren eigenen
Angelegenheiten volle Selbständigkeit besitzen, im übrigen aber dem Staate
unterworfen sein sollte. Zustimmung wie Widerspruch gegenüber den An-
sichten Lamey's in dieser Richtung hat J. in einer Schrift „Die badischen
Gesetzentwürfe über die kirchlichen Verhältnisse", Heidelb. 1860, bekundet. Er
begründete darin in einzelnen Punkten abweichende Abschauungen, die er zu
Entwürfen zusammenfaßte, und in einem Begleitschreiben an Lamey und Roggen-
bach erörterte. Ein Exemplar der Schrift sandte er dem Großherzog, worauf
dieser seine Anerkennung über die sorgfältige Untersuchung ausdrückte. In
den beanstandeten Punkten hat Lamey jedenfalls, wie sich später im preußischen
Conflicte zeigte, richtiger geurtheilt, wenn er das Regieren eine Kunst, aber
keine Wissenschaft nannte. War J. in juristischer Schärfe Lamey überlegen,
so waren doch manche Vorschläge Jolly's praktisch undurchführbar. Bedenklich
war freilich die im Entwurfe gebrachte Nothcivilehe. Die Regierung war da-
mit auf J. aufmerksam geworden und übertrug ihm die Widerlegung der
Denkschrift, die die Curie veröffentlicht hatte und berief ihn im April 1861
zum Regierungsrath in das Ministerium des Innern; am 7. Juli 1862
wurde er zum Ministerialrath mit erhöhtem Gehalt ernannt. Sein Einfluß
stieg schnell. Die Universität Heidelberg wählte ihn zu ihrem Vertreter in
der Ersten Kammer; auf dem Fürstentage in Frankfurt, wo der Großherzog
von Baden allein von allen deutschen Fürsten die Unzulänglichkeit der öster-
reichischen Vorschläge darlegte, arbeitete er neben Roggenbach Tag und Nacht.
Mehr und mehr beschäftigte er sich mit den Fragen der hohen Politik und er-
kannte bald die eminente Begabung und patriotische Gesinnung Bismarck's.
Lange freilich hielt er an der Neutralität Badens für den Fall eines aus-
brechenden Krieges fest. Dem nationalen Gedanken wurde in der Rede vom

Juni 1866 vollster Ausdruck gegeben. Neutralität zu beobachten war in=
ischen unmöglich geworden. Das hinderten die Gelüste Baierns und Oester=
ichs, während auch Frankreich leise sondiren ließ, ob in Karlsruhe nicht etwa
oden für eine neue Rheinbundspolitik zu ebnen wäre! J. suchte seine Entlassung
ch und wurde am 25. Juni 1866 zum Mitglied des Verwaltungsgerichts=
fs ernannt. Auch Mathy schied aus dem Ministerium; doch schon am 27. Juli
366 wurde er mit der Neubildung des Ministeriums betraut und J. Präsident
s Ministeriums des Innern, mit Leitung auch des Justizministeriums, bis
ieses 1867 von Dr. Stabel wieder übernommen wurde. Es schied v. Edels=
im aus (geboren am 24. October 1823 zu Karlsruhe, † am 23. Februar
872 zu Constanz) — von Niemandem vermißt; dagegen wurde im Lande sehr
dauert, daß der volksthümliche Lamey fehlte. Bis zu Mathy's Tode blieb
uch Kriegsminister Ludwig. Gleich zu Anfang hatte J. mit großen Schwierig=
iten zu kämpfen. In bisher ungewöhnlicher Form wandte er sich in einem
undschreiben an die Beamten seines Ressorts, um sich über seine Absichten
szusprechen. Man solle die erregten Gemüther beruhigen, aber eingerissener
uchtlosigkeit mit aller Strenge entgegentreten. Den Kirchen sei, wie bisher,
ihren Angelegenheiten Selbständigkeit zu gewähren, doch in gesetzlicher Unter=
dnung unter den Staat. Das geistliche Amt dürfe kein Deckmantel für ge=
issenlose Wühlerei sein; den ultramontanen und demokratischen Hetzblättern
i Anwendung scharfer Polizeimaßregeln anzudrohen. Parteilose Gerechtigkeit
nd gewissenhafte Pflege des allgemeinen Wohls wurden als erste Pflichten
zeichnet. Die wichtigste Vorlage für den Anfangs October versammelten
andtag war der Friedensvertrag vom 17. August, der Baden eine Kriegs=
stenentschädigung von 6 Millionen Gulden und die Anerkennung der Nikols=
urger Friedenspräliminarien auferlegte. Letzteren war allerdings die Spitze
gebrochen durch die vor der Hand geheim gehaltenen Schutz= und Trutz=
ündnisse der drei süddeutschen Staaten mit Preußen, wonach ihre Truppen im
riege dem Befehle des Königs von Preußen unterstellt würden. Als Programm
s neuen Ministeriums ergab sich, daß man dem Eintritt in den norddeutschen
und durch die Annahme norddeutscher Einrichtungen, namentlich der Preußischen
ehrgesetzgebung, und durch weitere Ausbildung des Zollvereins vorarbeiten
olle, während man die Theilnahme an einem Südbunde unbedingt verwarf.
m die Bekämpfung dieses Südbundes erwarb sich J. gegenüber seinem eher
für geneigten Collegen v. Freydorf große Verdienste. So verhinderten denn
ch Mathy und J. auf den Februarconferenzen 1867 die Schaffung eines
ddeutschen Oberbefehls. Freilich war dieser Plan in Süddeutschland populär
d man konnte nicht hoffen, demselben dauernd Widerstand leisten zu können,
nn nicht Preußen die Aussicht auf Aufnahme Badens in den norddeutschen
und in nicht allzuferner Zeit eröffnete. Diese Anträge Mathy's, begleitet
n einer Denkschrift Jolly's, wies aber Bismarck ab! Nach den bei den
deren süddeutschen Staaten gemachten Erfahrungen entwickelte man die
litärische Verbindung mit dem Norden nach eigenem Ermessen. Man brachte
esetzentwürfe auf Einführung der allgemeinen Wehrpflicht mit dreijähriger
enstzeit, mit der im Norden angenommenen Friedensstärke von einem Procent
r Bevölkerung und den übrigen preußischen Einrichtungen ein. Auf das
tandekommen des Contingentsgesetzes legte J. den Hauptnachdruck und sprach
der entscheidenden Verhandlung des Plenums der zweiten Kammer am
. Januar 1868 dafür mit einer Wärme und Lebhaftigkeit, die zeigten, welchen
erth er darauf lege. Man einigte sich dann schließlich auf Annahme des
setzes für zwei (anstatt der von der Commission vorgeschlagenen drei) Jahre;
enso gingen die anderen Militärgesetze durch und hatte damit Baden im

Militärwesen, der nationalen Pflicht des Landes entsprechend, einen Vorsprun vor Baiern und Württemberg gewonnen, der auch anderwärts gute Dienst leistete. Wichtig war neben dieser militärischen Verbindung mit dem Norde auch die Erzielung einer wirthschaftlichen. Nach Kündigung des Zollverein durch Preußen im Juni 1867 kam es am 8. Juli bei den mit den süddeutsche Staaten eingeleiteten Verhandlungen zu einem Vertrage, der dem Zollverei neben dem Zollwesen die Besteuerung des Zuckers, Salzes und Tabaks über wies, wobei die Beschlußfassung über Zölle und die genannten Steuern der durch Vertreter der süddeutschen Regierungen verstärkten Bundesrathe und der durch Abgeordnete der süddeutschen Wähler verstärkten Zollparlamente übertrage wurde. Im J. 1866 nicht zum Abschluß gelangte Vorlagen — in denen J mit Recht zum Theil liberale Steckenpferde und parlamentarische Kinderspielzeug sah — wurden unverändert oder noch freisinniger gestaltet den Kammern vor gelegt. Hierher gehört ein Gesetz über Ministerverantwortlichkeit, ein solches übe Vereine und Versammlungen, ein andres über parlamentarische Redefreiheit, ei liberales Preßgesetz, eine Erweiterung der Wählbarkeit in die zweite Kammer Eine Umgestaltung erfuhr das Unterrichtswesen. Im J. 1860 war der öffent liche Unterricht der Staatsleitung untergeben worden. Unter Mitwirkun Jolly's hatte das Ministerium Lamey Orts- und Kreisschulräthe geschaffen an Stelle der confessionellen Centralbehörden den staatlichen Oberschulrath fü Volks- und Mittelschulen gebildet. Das Gesetz vom 8. März 1868 bewahrt den confessionellen Charakter der Volksschule, gestattete aber den Gemeinden confessionell gemischte Schulen zu errichten, wovon man vielfach Gebrauc machte, bis 1876 die gemischte Schule gesetzlich eingeführt wurde. Der Lehr plan der Mittelschulen wurde nach den Anschauungen Jolly's umgestaltet breiterer Raum wurde dem Griechischen gegeben, besser für Unterricht in deut scher Geschichte und Litteratur gesorgt, die mathematisch-naturwissenschaftlich Bildung auf größere Höhe gebracht.

Mit alledem hatte J. seinen Gegnern bewiesen, daß ihre Befürchtung „es stehe eine preußische Reaction vor der Thür" ganz unbegründet war. Bis hierher war seine Verwaltung erfolgreich und dankenswerth. Nun griff er aber die Frage der Vorbildung der Geistlichkeit auf. Das Gesetz vom 9. October 1860 hatte den Kirchen die theologischen Prüfungen überlassen, die Zulassung zu einem Kirchenamt von dem Besitze einer allgemeinen wissen schaftlichen Bildung abhängig gemacht, deren Nachweis und Umfang durch eine staatliche Verordnung bestimmt werden sollte. Einen solchen Entwurf hatte J. als Ministerialrath ausgearbeitet. Gegenüber Einspruch des Ordi nariats ließ Lamey die Sache fallen. Jetzt erließ J. am 6. September 1867 eine Verordnung, die von den Pfarrcandidaten beider Kirchen das sog. Cultur examen (beide alte Sprachen, badisches Staatskirchenrecht, Weltgeschichte, Ge schichte der Philosophie und Litteratur) forderte. Er wollte alle leidenschaft lichen Kämpfe, wie sie früher geführt worden waren, beschwichtigen; für eine gebildete katholische Geistlichkeit sorgen, die von selbst zum Staate in ein freundliches Verhältniß treten würde! Dies schien ihm — der aus einer gemischten glücklichen Ehe hervorgegangen war und dessen Jugend noch in die Zeit der Josephiner gefallen — möglich; denn er hatte in seiner Vaterstadt nur Priester der Wessenbergischen Richtung mit humaner, toleranter Gesinnung und litterarischer Bildung kennen gelernt! Für diese seine ideale Auffassung fand er leider eigentlich in keinem Lager Anhänger, vielmehr heftigste Oppo sition, die seine Stellung auf die Länge bei starrem Festhalten an seiner Idee gefährden mußte. Aehnliche Streitigkeiten ergaben sich bei den klösterlichen und klosterähnlichen Erziehungsanstalten, die das Schulgesetz verbot — wo er

zwar schließlich siegte —, dann bei der Frage, wie weit das Recht der Regierung zur Streichung auf Präsentationslisten gehe (wo er unterlag), bei der Lesebuchfrage der Volksschulen und der Katechismusfrage. Da kam ein weiterer Schlag, der Tod Mathy's am 4. Februar 1868! Der Großherzog übertrug die Neubildung des Cabinets Jolly, „weil er Mathy am nächsten gestanden und ihn am erfolgreichsten unterstützt habe". Damit war J. vor eine sehr schwere Aufgabe gestellt. Lamey und Bluntschli glaubten als Hauptredner der zweiten bezw. ersten Kammer zu Mathy's Erbschaft berufen zu sein. J. aber dachte keinen Augenblick daran, in einem Ministerium mit Lamey, dem Mann der laxen Praxis, zu sitzen. Für Bluntschli aber — der für den 27. Juli 1866 in seinen Denkwürdigkeiten geschrieben „ich wäre damals eher als früher bereit gewesen" — fand sich keine Stützung. Hindernisse bereiteten auch Stabel und Ludwig, die im J. 1866 auf österreichischer Seite gestanden hatten. Nach einjähriger Wirksamkeit wurde Stabel entfernt, was der um das Land vielfach Verdiente niemals verziehen hat! Ebenso konnte sich von dem ihn treffenden Schlag Ludwig († am 8. Novbr. 1871) nicht erholen. Ganz besonders aber überraschten die Ernennungen, indem das Handelsministerium dem aristokratisch gesinnten v. Dusch, das Finanzministerium dem einst Mathy zunächst gestandenen Rathe Elstätter (einem Schüler Hansemann's, den Liberalen als Jude verdächtigt) übertragen wurde. Und an Stelle Ludwig's wurde — zum allgemeinen Schrecken — der preußische Militärbevollmächtigte General v. Beyer ernannt, der 1866 die badische Division an der Tauber über ihre Fehler belehrt hatte! Noch in letzter Stunde vor Kammerschluß stellte sich das neue Cabinet den Ständen vor; die betreffende Botschaft wurde in der zweiten Kammer mit eisigem Schweigen aufgenommen. Auf dem nach alter Sitte auf der Karlsburg in Durlach abgehaltenen Abschiedsessen der Stände wurde dem nicht erschienenen Lamey unter großer Begeisterung ein Toast gebracht. J. blieb kühl dabei, „jedenfalls sind wir sie nun auf längere Zeit los, und das ist das Beste an der Sache" äußerte er gegenüber dem aus Heidelberg herübergekommenen Adolf Hausrath. Die Situation verschlimmerte sich durch den Tod des greisen Erzbischofs v. Vikari (14. April 1868), für den (bei seinem hohen Alter) Hofcaplan Strehle und Kanzleidirector Maas das Regiment geführt hatten. Man wollte Bischof Ketteler von Mainz zum Nachfolger wählen; J. empfahl dagegen Cardinal Hohenlohe. Die diesem geneigte Partei ließ sich aber bei Aufstellung der Wahlliste einschüchtern, man wählte durchweg Zelanti. J. lehnte alle diese Namen, mit einer Ausnahme, als weniger genehm ab und verlangte neue Vorschläge, was der Papst untersagte. Man gab dem Capitelvicar die Vollmacht zur Verwaltung der Diöcese und wurde schließlich nur durch Eingreifen von Harry v. Arnim (für das wegen Hohenzollerns an der Erzdiöcese betheiligte Preußen) an einseitiger Einsetzung eines Erzbischofs gehindert. Glatter wickelte sich die Frage der Leitung des Schenkel'schen Predigerseminars ab. Die Unterwühlung der neuen Regierung betrieb Bluntschli mit den Gepflogenheiten schweizerischer Parteikämpfe. Nach Uebergehung Bluntschli's bei Besetzung des Justizministeriums (das Oberkircher übertragen wurde) traten am 5. November 1868 die bedeutendsten Mitglieder der zweiten Kammer in Offenburg zusammen, um sich über den Sturz des „Kabaleministeriums" zu berathen. Vierzehn Abgeordnete unterzeichneten ein Parteiprogramm, was J. veranlaßte, den Ministerialrath Kiefer, der sich zur Entgegennahme von Unterschriften bereit erklärt hatte, zu versetzen und in der Karlsruher Zeitung die Erklärung abzugeben, daß der mit der Bildung eines Ministeriums Beauftragte in Baden gar nicht das Recht habe, über diesen Allerhöchsten Auftrag

mit den Kammerparteien zu verhandeln. Die angekündigte Action in Sachen des Militärbudgets werde die Regierung bekämpfen; die 1867 geschaffene Militärverfassung könne man nicht 1868 wieder zerstören; der Vorwurf Mühler'scher Tendenzen in der Cultusverwaltung sei eine durch nichts begründete bedauerliche Verdächtigung. Allem nach müsse man fragen: „Woher die Opposition?“ Mit diesem Titel erschien im December eine Rechtfertigung der im Offenburger Programm erhobenen Vorwürfe. Die badische Presse neigte zu Lamey und Kiefer, der aus dem Staatsdienst ausgeschieden und Rechtsanwalt in Offenburg geworden war. J. fand Unterstützung nur bei Sybel, Baumgarten, Goldschmidt und Heinrich v. Treitschke, der in den Preußischen Jahrbüchern die Lamey'sche Schrift: „Woher die Opposition?“ jenen norddeutschen Kreisen zur Lectüre empfahl, die von den politischen Kräften des badischen Liberalismus eine glänzende Vorstellung hätten. Man kam bald zur Einsicht, daß man falsch gehandelt habe. Auf einer zweiten Offenburger Versammlung wiegelte man ab. Als aber die Regierung in mehreren Fällen die Rechte des Staates gegenüber der Kirche streng durchführte, gründeten die Demokraten eine Wahlreformliga, die Ultramontanen eine katholische Volkspartei. Die „Landeszeitung“ warf dem Ministerium ungenügendes Verständniß des Volkes vor; es wurde eine neue Versammlung nach Offenburg auf den 23. Mai 1869 berufen „zu Einigung der Partei und Berathung der schwebenden Fragen“. Vor Zusammentritt dieser Versammlung liefen tausende von Adressen der Angehörigen der liberalen Partei ein, die dem Ministerium ihr Vertrauen aussprachen. In der sehr zahlreich besuchten Versammlung führten die Verhandlungen zu einem vollständigen Ausgleich. Die Politik der Regierung wurde gebilligt, eine auch Anhänger der Regierung in sich fassende Parteileitung bestellt, die Forderung des directen Wahlrechts und der Kammerauflösung abgelehnt, eine Adresse an den Großherzog beschlossen, die ihn der Ergebenheit der versammelten Liberalen versicherte. Daraufhin reichte J. die Hand zur Versöhnung; er bot Lamey und Kiefer die Wiederaufnahme in den Staatsdienst an. Diese wollten sich aber während des nächsten Landtags nicht binden. Erst im Frühjahr 1870 ließ sich Kiefer als Oberstaatsanwalt wieder anstellen, während Lamey auch aus dem Landtag austrat. Das feste Auftreten Jolly's in dieser schwierigen Zeit hatte ihm viele Freunde verschafft. Nachdem er schon im Januar durch eine Ordensverleihung ausgezeichnet worden war, fand er für erlittene Angriffe Genugthuung, als ihn die Stadt Pforzheim im Juli zu einem Festmahl lud, auf dem er gefeiert wurde. Im August wurde er von dem Bezirk Kork in die zweite Kammer gewählt, nachdem er zu diesem Zwecke die Wiederwahl der Universität Heidelberg in die erste Kammer abgelehnt hatte. Der Heidelberger Senat sprach sein großes Bedauern, zugleich aber auch wärmste Anerkennung seines achtjährigen Wirkens als Vertreters der Universität aus. Von dem in Heidelberg tagenden deutschen Juristentage wurde die an ihn im Namen des Großherzogs gerichtete Ansprache mit Beifall beantwortet und der treffliche Redner von der Versammlung zu ihrem Ehrenpräsidenten ernannt. Vor großen Gesetzgebungsarbeiten stehend widmete J. der Erholung vierzehn Tage, die er im August mit seiner Gattin in der Schweiz verlebte, wie er bald nach Amtsantritt als Staatsminister kurze Zeit bei seinem als Autorität verehrten, 14 Jahre älteren Bruder Philipp in München zugebracht hatte; von ihm, der das Land genau kennen gelernt, hatte er die Antipathie gegen Oesterreich überkommen.

Der Landtag wurde am 24. September 1869 vom Großherzog selbst eröffnet. Die ihm gemachten Vorlagen waren zahlreich und wichtig. Es handelte sich um Einführung der auf dem metrischen System beruhenden Maaß- und

[...]tsordnung des norddeutschen Bundes, um das Gesetz über die Consum-,
[...]- und Vorschußvereine und die Productivgenossenschaften, um das die
[...]alhaft in bürgerlichen Rechtssachen aufhebende Gesetz, dann um Ein-
[...]g des Rechtshülfegesetzes in Baden und Leistung der Militärpflicht durch
[...]ngehörigen beider Staaten im anderen Staate nach ihrer Wahl. Man
[...] Verlängerung des Contingentsgesetzes und Erweiterung des Wahl-
[...] für die zweite Kammer auf alle Staatsbürger, geheime Abstimmung,
[...]tivrecht der Stände, freie Präsidentenwahl für die zweite Kammer,
[...]e Freiheit bei Feststellung der Geschäftsordnung, Heruntersetzung der
[...]eriode auf 4 Jahre. Die Forderung einjähriger Budgetperioden lehnte
[...]Ministerium ab. Auch die Gemeindeverfassung erlitt verschiedene Ab-
[...]ngen, wobei Kiefer der Regierung die besondere Zufriedenheit der libe-
[...]Partei mit dem Gemeindegesetz und ihr Vertrauen zum Ministerium
[...]ückte. Reformirt wurde auch die öffentliche Armenpflege und im Zu-
[...]nhang damit die Eheschließung erleichtert. Besonders wichtig war auch
[...]Stiftungsgesetz, das erst nach einer längeren Auseinandersetzung mit dem
[...]berger Kirchenrechtslehrer Herrmann und nachdem vor der Schlußabstim-
[...] der zweiten Kammer das sog. Festungsviereck demonstrativ den Saal
[...]en hatte, zur Annahme gelangte. Weitere Arbeit verursachte der Ent-
[...]über Einführung der Civilehe, der auch durchgebracht wurde. Als der
[...]en Ständen angenommene Rechtshülfevertrag im norddeutschen Reichstag
[...]egt wurde, schilderte Lasker begeistert die Politik Badens während der
[...] Jahre und hielt die ablehnende Haltung des Bundeskanzlers in der
[...] der Aufnahme Badens in den Norddeutschen Bund für ein Räthsel.
[...]er nahm an, daß der Lasker'sche Antrag, der Regierung und dem Volke
[...]Baden für die nationalen Bestrebungen zu danken und sich mit dem
[...]hst raschen Eintritte Badens einverstanden zu erklären, von Baden be-
[...]ei und nahm daraus Anlaß zu einer zornigen Auslassung über solches
[...]lten, während er „nicht den Topf absahnen und den Rest sauer werden
[...] wolle“. In der Karlsruher Zeitung gab J. in Bismarck's barschem
[...]die Erklärung ab, daß die Regierung dem Antrage Lasker's völlig fern
[...] Baden mache nationale Politik, nicht um des Wohlgefallens des Grafen
[...]rck willen, sondern weil es diese in seinem Interesse für zweckdienlich
[...]. Darauf hin zog Bismarck seinen Vorwurf zurück. Der Landtag wurde
[...] April 1870 nach mehr als halbjähriger Dauer mit einer Thronrede
[...]ssen, in welcher der Großherzog erklärte, mit stolzer Freudigkeit auf die
[...]cklung seines Landes sehen zu können, die durch die hingebende Thätig-
[...]r Volksvertretung so wesentlich gefördert worden sei, wofür er seinen
[...]ausspreche.

[...]Für den nun losbrechenden Krieg mit Frankreich war Baden finanziell
[...]t, da eben ein großes Anlehen für Eisenbahnbauten aufgenommen
[...]n war. Die äußerst exponirte Lage des Landes brachte schwere Besorg-
[...]und trieb zu schnellem Handeln. So glaubte man die Kehler Brücke
[...]en zu müssen und that dies. Bald überzeugte man sich, daß man die
[...]ltnisse in der französischen Armee falsch beurtheilt hatte. Siegeszuver-
[...]tellte sich ein, die Regierung fand vielfache Anerkennung und Lob. Die
[...]cht auf Erfüllung des lange gehegten Wunsches bezüglich Eintrittes Ba-
[...]in den Bund besserte sich. Am 2. October eröffnete der preußische Ge-
[...] dem Staatsminister, daß ein solcher Antrag jetzt dem Kanzler sehr
[...]scht sei, worauf am 3. October J. diesen mit Genehmigung des Landes-
[...]stellte. Am 12. October lud der Kanzler die badische Regierung ein,
[...]händler zur Feststellung der Einzelheiten in das Hauptquartier nach

Versailles zu senden. Der Großherzog beauftragte J. und v. Freydorf mit diesen Unterhandlungen, zu denen Legationsrath Hardeck und ein Secretär mitgenommen wurden. Fast gleichzeitig mit den Baiern trafen die Badenser in Versailles ein, später kamen die Württemberger und Dalwigk. Ueber die Reise und die Vorgänge berichtete J. an seine Gattin (vgl. Baumgarten u. Jolly S. 178—203, Hausrath S. 209—272). Am 30. November traf J. in Karlsruhe wieder ein, auf das freudigste empfangen. Der Landtag wurde von J. am 13. December eröffnet. Die Verträge fanden hier die freudigste Aufnahme. Schon am 21. December konnte der Landtag entlassen werden. J. schloß ihn mit einer glänzenden, aus dem Grunde des Herzens kommenden Rede, die in den weitesten Kreisen tiefen Eindruck machte. Bei dem gemeinschaftlichen Mahl der Stände wurde neben dem Landesherrn und dem Kaiser besonders J. gefeiert; er antwortete mit einer glänzenden Improvisation auf Bismarck, den er ja jetzt aus der Nähe kennen gelernt hatte. Es kamen weitere Huldigungen, so namentlich ein Brief von L. K. Aegidi aus Bonn als Neujahrsgruß (vgl. Baumgarten u. Jolly S. 207). Zu den Friedensverhandlungen reiste J. nochmals mit Hardeck nach Versailles (22. Februar 1871). Hierüber berichten wieder Briefe an die Gattin (ebd. 208—219, bez. Hausrath 253—272). Die Reise wurde in gedrückter Stimmung angetreten zufolge der Nachricht, daß der einzige Sohn der Schwiegermutter, Eduard Fallenstein, bei La Chartre den Strapazen des Feldzuges erlegen sei.

Wiederum kam eine arbeitsreiche, aber durch mannichfache Mißhelligkeiten getrübte Zeit. Besonders lästig fiel J. die Betheiligung an den Bundesrathssitzungen, die der Großherzog forderte. Von diesem Organ war er gar nicht erbaut. Aber auch in seiner Umgebung fand er manche Bekämpfung, die ihn schwer bedrückte. Mit großem Eifer ließ er sich die Reorganisation des Schulwesens angelegen sein, berief mehrere norddeutsche Schulmänner, darunter für Karlsruhe den Director des Gymnasiums in Hamm, Wendt, der sich allmählich große Anerkennung errang, sodaß sein siebzigster Geburtstag wie ein öffentliches Fest begangen und eine Straße ihm zu Ehren benannt wurde. Sein warmes Interesse für die gründliche Bildung des weiblichen Geschlechts bewies er durch die Errichtung einer höheren Mädchenschule in Karlsruhe, förderte auch die Kunstpflege durch den Staat. Sehr fatal war dann der akademische Streit der Heidelberger Collegenschaft und die Herabdrückung der Universität durch das Aufblühen derer in Berlin, Leipzig und Straßburg, wohin er leider 1872 Baumgarten ziehen lassen mußte. Nur mit großer Umsicht ließen sich geeignete Kräfte gewinnen. Auch die Militärconvention trug in ihrer Festhaltung und Durchführung manchen Stein zur Erschütterung von Jolly's Stellung bei und drohender gestaltete sich wieder die Kirchenfrage. Katholischerseits fügte man sich nach siebenjährigem Streit, indem man den Pfarrern den Eintritt in den Ortsschulrath befahl — angesichts der Ausbreitung des Altkatholicismus, der eine Stützung durch die Regierung fand, wenn sich diese auch nicht auf die dogmatische Streitfrage einließ. Das Ministerium wich einem Kampfe gegen die Lehrinstitute unter geistlicher Leitung aus und glaubte mit einigen Abschwächungen beim Culturexamen eine friedlichere Stellung der katholischen Partei errungen zu haben, als plötzlich die Curie wieder zurückzog. Frühere Nachgiebigkeit bezüglich des landesherrlichen Patronats zeitigte üble Früchte, und der in Preußen aufgetauchte Culturkampf riß Baden mit. Bismarck ersuchte um Mittheilung der badischen Kirchengesetze und Darlegung der damit gemachten Erfahrungen. Die mit großem Eifer ausgearbeitete Denkschrift vertrat die Anschauungen Jolly's; man ahmte in Preußen die badischen Vorschriften nach, freilich unter Ver-

schärfung. Leider ließ sich J. zu gleichem Schritte für Baden herbei, da selbst Pfarrverweser, die nicht das Culturexamen abgelegt hatten, nicht sollten verwendet werden dürfen. Es kam über diese und jene Punkte zu Verfolgungen und Verurtheilungen, die natürlich nur Märtyrer schufen. In Rom wollte man Preußen isoliren und zeigte sich deshalb Baden gefälliger. Der erzbischöfliche Stuhl sollte wieder besetzt werden, aber die Verhandlungen zerschlugen sich, während Debatten über ein Altkatholikengesetz zu schroffen Auftritten führten. In anderer Richtung traten weitere Conflicte ein. Man verfiel auf den Gedanken der Nothwendigkeit der Revision der badischen Verfassung. Er ging von Bluntschli als Mitglied der zweiten Kammer aus. Nach seiner Ablehnung griff Kiefer wieder andere Streitpunkte heraus, Abschaffung der Ersten Kammer und Einführung einjähriger Budgetperioden, wofür natürlich die Regierung nicht zu gewinnen war! Die vorgelegte Steuerrevision auf Grund einer Einkommensteuer fiel in der ersten Kammer; ein positiver Erfolg war nur die Einführung der Einwohnergemeinde in die sieben großen Städte Badens. Ein neuer Zwischenfall wegen eines Reichseisenbahngesetzes brachte wieder neue Verstimmung. Man warf dem Staatsminister vor, daß er, nicht genug durch Auslieferung der Armee und der Post die badische Selbständigkeit geschädigt zu haben, nunmehr auch die badischen Eisenbahnen an Preußen ausliefern wolle. Er fand hierin auch Bekämpfung beim Handelsminister Turban. Mit knapper Noth erzielte man eine Reform der Oberrechnungskammer, wobei die Competenz der Volksvertretung erweitert wurde.

Besonders schlimm gestaltete sich die Sache bei Einführung der gemischten Volksschule. Im Grunde war J. ein Gegner der gemischten Schule. Doch ging er einen Mittelweg, für den die Kammer aber nicht zu haben war. Als J. selbst diese Lösung annahm, stand man vor seinem Sturz. Eine Vorlage über Aufbesserung der Gehälter der Geistlichen, welche dafür durch einen Revers zu Gehorsam gegen die Staatsgesetze verpflichtet werden sollten, bekämpfte Kiefer, indem er beide Kirchen auf Kirchensteuern zur Aufbringung ihrer Bedürfnisse verweisen wollte. Der Minister griff zur Vertheidigung seiner Vorlage in der Presse, mußte aber in der Kammer die Vertrauensfrage stellen, um das Gesetz durchzubringen. Man bewilligte das Dotationsgesetz für sechs Jahre und ersetzte den Revers der einzelnen Geistlichen durch einen solchen des Kirchenoberhauptes. Die vom Landtag genehmigten Gesetze wurden dem Großherzog, der seine Sommerresidenz am Bodensee aufgesucht, zur Sanction gesandt. Alle, bis auf das Schulgesetz, kamen rasch vollzogen zurück: endlich kam auch das Schulgesetz, zugleich aber schrieb der Großherzog am 19. September, daß er eine Aenderung in der Leitung des Staatsministeriums infolge der Vorkommnisse auf dem Landtag für nothwendig erachte. J. erbat danach sofort seine Entlassung; sie wurde ihm am 21. September unter Verleihung eines Ordens ertheilt und Handelsminister Turban zum Nachfolger ernannt. Mit J. nahm auch v. Freydorf seinen Abschied.

Die Entlassung in diesem Augenblicke bestürzte J. tief, wenn sie ja auch schon lange gedroht hatte. Denn damit war er in der Blüthe der Kraft zur Unthätigkeit oder doch einer seinen Fähigkeiten nicht entsprechenden Thätigkeit verurtheilt. Es mußte ihm genug sein, daß er sich von Schuld frei wußte; seine Absichten waren stets die reinsten gewesen. Er war mit dem Großherzog in Meinungsverschiedenheiten gerathen, was er beklagen, aber doch nicht als Fehler sich vorwerfen konnte. Auch in seinem Verhalten zum Landtag trug jedenfalls nicht er allein die Schuld an den Mißhelligkeiten. Dies sah man auch allmählich ein. So fügte er sich ohne Verbitterung und Klage in sein

Schicksal. Wenige Tage nach seiner Entlassung wurde er zum Präsidenten der Oberrechnungskammer ernannt in Nachfolge des am 5. November 1875 verstorbenen Robert v. Mohl. Er nahm das Amt gern an, da er damit dem Staatsdienst erhalten wurde, was er als Gunstbeweis des Großherzogs ansah. Doch war diese Beschäftigung, wie er bald einsah, nur wenig befriedigend und konnte ihm nicht genügen. So begrüßte er es, als der nationale Wahlausschuß in Pforzheim ihn einlud, bei den im December 1876 stattfindenden Reichstagswahlen als Candidat aufzutreten. Nach einigem Schwanken nahm er das Anerbieten an, während er eine Breslauer Candidatur abgelehnt hatte. Er stellte sich in Pforzheim einer großen Wählerversammlung vor. Sein Sieg über den conservativen Gegencandidaten, einen Holzhändler aus Gernsbach, schien sicher; da erhielten in letzter Stunde die Socialdemokraten die Weisung, „jedenfalls gegen den Minister“ zu stimmen. Es siegte also der conservativ-pietistische Candidat mit den Stimmen der Socialdemokraten. Seinen Ansichten über die Stellung der Parlamente in Deutschland hat J. in der Schrift „Der Reichstag und die Parteien“, Berlin 1880, Ausdruck gegeben. Er bereitete noch eine andere vor, als er über den Ausgang des Streites mit der Kirche tief erbittert war. Hatte sich doch der Staat, wo die Situation in Baden ganz günstig lag, schließlich dazu verstanden, ohne alle Controlle die Ausbildung der Priester dem Bischof zu überlassen — freilich wesentlich unter dem Eindrucke der Vorgänge in Preußen. Aber er sah schließlich davon ab, da weitere Spaltungen in der liberalen Partei doch nur den Ultramontanen genützt hätten. Dagegen gab er sein Befremden über Bismarck's Rückzug kund im Augustheft (1882) der Preußischen Jahrbücher (separat bei G. Reimer erschienen u. d. T.: „Der Kirchenstreit in Preußen“ von Dr. Jolly. Berlin 1882). Sehr ruhig setzte er auseinander, daß Bismarck allerdings im Kirchenstreit nur einen politischen Streit sehe, wie andere, in dem auch vorübergehend einmal nachgegeben werden könne, während er ein Compromiß mit ultramontanem System eben absolut für unmöglich erklärte. Man muß diese treffliche Auseinandersetzung lesen, um ihren vollen Werth kennen zu lernen. Aber derer, die lernen wollen, sind gar wenige! Sehr richtig scheint sein Freund Hausrath zu urtheilen, wenn er sagt: „Einen Doctrinär nannten Jolly nur die, die selbst nicht wissen, was sie wollen und leider auch nicht wollen, was sie wissen“. Da er für seine Auffassung in weiteren Kreisen, als denen seiner nächsten Freunde kein Verständniß fand, blieb ihm nichts anderes übrig, als seiner Familie zu leben und denen, die an ihm festhielten, wie Wendt, Eisenlohr und Nokk, die Hardecks, Kuno Fischer, Leszczynski und Baumgarten, Theaterintendant G. zu Putlitz und Gattin, und natürlich Roggenbach. Im Jahre 1877 feierte man die silberne Hochzeit, wobei die treue Gattin nach längerem Leiden wieder zum ersten Mal in größerem Kreis erschien. Frohe Tage waren es, wenn die Söhne von der Universität heimkamen und von dem Vater sich belehren ließen; Genuß brachten ab und zu der Besuch von Lustspielvorstellungen, namentlich die Beschäftigung mit der Kunst, die Lectüre der Freunde („Die Ahnen“, „Deutsche Geschichte“ u. a.). Sehr erfreulich war die Ehrung, die ihm beim Universitätsjubiläum 1886 durch die medicinische Facultät in Heidelberg zu Theil wurde, wo man ihn zum Ehrendoctor proclamirte, zum Dank für die großen, trefflich eingerichteten Institute, die 1866 bis 1876 für ihre Zwecke auf Jolly's Anregung hin ausgeführt worden waren. Schwere Schläge waren dagegen der Tod des Kaisers Wilhelm, der 1874 persönlich ihm einen hohen Orden überreicht hatte, den er seines alten Kaisers stets gedenkend tragen solle; dann der Tod seines Bruders Philipp (24. Dec. 1884) und Bismarck's Entlassung (März 1890). Eine Belohnung für seine

te in der nationalen Sache war ihm nicht beschieden gewesen — aus
icht auf die Nachbarstaaten. War ihm 1889 der erste Enkel geboren
n, so verlor er fast gleichzeitig die Jugendfreundin, seine Schwester Jo-
. Auch stellte sich Gebrechlichkeit ein. Ende September 1891 erkrankte
holte sich aber scheinbar bald wieder. Als er am 14. October vom ersten
ange heimkehrte, erfuhr er von der Absicht, ihn wieder im Staatsdienste
tellen. Man stieß bei Tisch auf diese frohe Botschaft an — kurz darauf
er von einem Herzschlage getroffen zu Boden. — Man wird des großen
oten in Baden wie im Reich stets gedenken, wie auch seines im Tode
bald gefolgten Sohnes Julius August († 20. Febr. 1898).

Verfaßt im engen Anschluß an „Staatsminister Jolly. Ein Lebens-
d von Hermann Baumgarten, weiland Professor in Straßburg und Lud-
g Jolly, Professor in Tübingen", Tübingen 1897. — Zur Erinnerung
Julius Jolly von Adolf Hausrath, Leipzig 1899 („Alte Bekannte. Ge-
htnißblätter" I). — Dr. Robert Goldschmit in den Badischen Biographien
325—352; — Derselbe, Die politische Errungenschaft Badens unter der
gierung Großherzog Friedrichs, Karlsruhe 1896, S. 20. — Zur Ge-
chte der liberalen Partei Badens, Konstanz 1880, S. 6, 8, 16—18, 21,
30, 34. — G. Meyer, Die Reichsgründung und das Großherzogthum
den (in der Festgabe zur Feier des 70. Geburtstages Sr. königl. Hoheit
Großherzogs Friedrich von Baden, dargebracht von den Mitgliedern der
istischen Fakultät der Universität Heidelberg), 1896. — Friedberg, Der
aat und die katholische Kirche im Großherzogthum Baden seit dem Jahre
60, 2. Aufl., Leipzig 1874. — Verhandlungen des achten deutschen
ristentages II, 5, 6. — Ueber den Sohn Julius vergleiche Archivrath
. Obser in Bettelheim's Biogr. Jahrbuch III, 312 und Badische Bio-
phien V, 352 ff.

A. Teichmann.

Josenhans: Joseph J., Inspector der Basler Mission 1849—1879;
n am 9. Februar 1812 zu Stuttgart, † am 25. December 1884 zu
erg, Württemberg. Joseph J. war ein Sohn Schwabens, das elfte Kind
Kaufmannsfamilie in Leonberg, in deren pietistischem Kreis die Basler
n schon in ihren frühesten Anfängen einen ihrer bedeutendsten Herde
embergs hatte. Der Sohn durchlief von 1825—1829 die Klosterschule
aubeuren und bezog im Herbst 1829 die Universität Tübingen, wo er
inen Studienfreunden W. Hofacker, Kapff, Knapp, Oehler, Gundert u. a.
eologischen Stift einen pietistischen Kreis mit regelmäßigen Erbauungs-
n und lebhaften Missionsinteressen bildete, zur Zeit, als David Friedrich
ß als Repetent am Stift wirkte. Nach seiner theologischen Prüfung
J. Lehrer an einer Privaterziehungsanstalt zu Stetten, wo er als
og mit kraftvoller Hand die Disciplin zu heben und das religiöse Leben
u entflammen suchte. Hierauf unternahm er 1836 eine halbjährige
nreise durch Deutschland, wodurch er aus der bisherigen Einseitigkeit
Subjectivität des Pietismus heraus zu einem entschiedeneren kirchlichen
tsein geführt wurde. Nach seiner Rückkehr war er kurze Zeit als Hilfs-
er in Stuttgart, dann als Vicar in Backnang thätig, wo er seine spätere
Marie Geß, die Schwester des bekannten Theologen, kennen lernte.
wurde er neben Landerer, Palmer, Lechler und Oehler Repetent am
ger Stift und von 1839—1849 Oberhelfer in Winnenden, wo er zugleich
rtige unter Dr. Zeller stehende Irrenanstalt bediente. Während dieser
eriode, in welcher er sich 1840 verehelichte, veröffentlichte er eine „Samm-
iblischer Betrachtungen", eine Schrift über „Die psychischen Bedürfnisse

einer Irrengemeinde" und eine solche über „Frauenvereine zu leiblicher und geistiger Versorgung armer, verlassener und berufsloser Jungfrauen und Wittwen".

Sein Lebenswerk fand J. indes als Leiter des Basler Missionswerks, dem er als Regent und Organisator während seines 30jährigen Inspectorats seine innere feste Gestalt sowie sein äußeres Gepräge gegeben hat. Er wurde zunächst als Mitarbeiter des bisherigen Inspectors Wilhelm Hoffmann nach Basel berufen, dem er im März 1849 zur Seite trat, und übernahm nach dessen Abgang nach Tübingen (1850) die alleinige Leitung der Basler Mission mit ihren damaligen Arbeitsfeldern auf der Goldküste (Westafrika), in Südindien und in der chinesischen Kanton-Provinz. Diesem seinem Amt brachte er von Anfang an sein ganzes Herz entgegen und opferte ihm jede andere Thätigkeit und Liebhaberei. Mit scharfem Blicke erkannte er, worauf es beim Missionsbetrieb vor allem ankam, besonders in der indischen Mission, die sich damals in einer ernsten Krisis befand; durch unbeugsame Willenskraft und weise Maßregeln verstand er es, das vielseitige Werk in geordnete, gedeihliche Bahnen zu lenken.

Zu diesem Behuf begab er sich im Herbst 1851 als Visitator auf das indische Missionsgebiet, wodurch er eine auf eigener Anschauung und Prüfung beruhende allseitige Kenntniß des Missionsbetriebs gewann, persönliche Beziehungen zu den dortigen Missionaren anknüpfte und sich ein Verständniß für ihre Auffassungen, Bedürfnisse und Wünsche erwarb. Durch seine indische Missionsreise wurde aber auch der Grund zu seiner ganzen Wirksamkeit gelegt und die dabei gemachten Erfahrungen und Ergebnisse wurden ihm im wesentlichen zu Richtlinien auch für die übrigen Missionsgebiete in Westafrika und China. Er schuf demzufolge im Lauf der Jahre die auf den verschiedenen Missionsgebieten geltenden „Ordnungen" und gab dem ganzen Missionsorganismus daheim und draußen eine auf stricten Verordnungen beruhende Verfassung, wobei er mit weitsichtigem Blick bereits die Phasen künftiger Entwicklung berücksichtigte. So hat er z. B. das Verhältniß der einzelnen Missionare, Stationen und Missionsdistricte zu einander wie auch zum Comité der Gesellschaft aufs weiseste geregelt, Liturgie und Gemeindeordnung eingeführt, das Schulwesen stufenmäßig organisirt, die Erziehung eingeborener Prediger systematisch in die Hand genommen, eine Kirchensteuer angeordnet, das Rechnungswesen bis ins kleinste hinein geregelt, Oekonomie, Handel und Industrie sowie überhaupt die Erziehung der eingeborenen Christen zur Arbeit und ihre ökonomische Hebung oder Versorgung eingeführt und nach festen Grundsätzen geordnet, auch in der Heimath alles zu festem Abschluß und zur Concentration gebracht. Für die Kinder der Missionare errichtete er in Basel zwei Kinderheime, gründete eine Invaliden- und Wittwenkasse, stellte zur Belebung des Missionsinteresses in der Heimath Reiseprediger an und rief Conferenzen ins Leben, die seitdem von der Missionsgesellschaft regelmäßig beschickt wurden. Die Missionsanstalt in Basel erhielt unter ihm dadurch eine nennenswerthe Erweiterung, daß im Jahr 1860 ein neues, zur Aufnahme von 100 Zöglingen berechnetes Missionshaus erbaut wurde. — Das alles geschah zwar unter der officiellen Controlle und im Einverständniß des Comités, aber J. war dessen treibende und ausschlaggebende Kraft, wie er denn auch mit Recht der Gesetzgeber und Organisator der Basler Mission genannt worden ist.

Seine kraftvolle, stets auf ein bestimmtes Ziel hinwirkende Persönlichkeit kam auch im engeren Kreise der Missionsanstalt auf dem Gebiet der Erziehung und Ausbildung der angehenden Missionare zum deutlichen Ausdruck. Es mögen im ganzen etwa 700 junge Männer während seiner Amtsperiode durch

eine Hände gegangen sein, bei deren Erziehung ihm vor allem daran lag, völlige Drangabe des eigenen Willens, unweigerlichen Gehorsam gegen die Vorgesetzten, Hintansetzen aller persönlichen Interessen hinter die Berufspflicht, mannhaftes Verhalten in den schwierigsten Verhältnissen, treues Aushalten auf dem angewiesenen Posten zu erzielen. Bei der Behandlung seiner vielen Zöglinge, die nach Nationalität, Charakter und Begabung außerordentlich verschieden waren und vielfach ein schwieriges Problem für seine pädagogische Aufgabe bildeten, kam ihm in den meisten Fällen eine wunderbare, durchdringende Menschenkenntniß zu Hilfe, die ihn selten täuschte. Freilich hatte auch seine gebietende Herrschernatur für seine Untergebenen nicht selten etwas Einschüchterndes und Niederdrückendes, aber nichtsdestoweniger wurde ihm allseitig die höchste Achtung und Liebe gezollt. Noch mehr aber als seine Zeitgenossen wird die Nachwelt die Bedeutung dieses Mannes und seiner Wirksamkeit auf dem Gebiet der Basler Mission im vollen Umfang erkennen.

Da ihm vor allem am gründlichen Ausbau und an der organischen Entwicklung des bestehenden Missionswerkes in Indien, China und Westafrika lag, so enthielt er sich aller neuen Unternehmungen, die etwa sonst der Missionsgesellschaft nahe gelegen hätten. Dafür war aber auch der Erfolg seiner zielbewußten Leitung ein stetiges Wachthum und eine schrittweise vor sich gehende gleichmäßige Ausdehnung des gesammten Werkes, ohne daß dasselbe je durch schwere Krisen oder Rückschläge gefährdet und geschädigt worden wäre. Wie ein kundiger, kriegsgeübter Feldherr, und im Bewußtsein der ihm von Gott gestellten Aufgabe und verliehenen Autorität entwarf er seine Operationspläne und führte sie unbeirrt mit voller Energie und Beharrlichkeit aus. Am 17. März 1874 war es ihm vergönnt, sein 25jähriges Amtsjubiläum im Kreise der Missionsfamilie zu feiern. Aber schon neigte sich seine Kraft zu Ende. Zwar wäre er gern bis zu seinem Abschiede von dieser Welt in seinem Amte geblieben, aber im Gefühl seiner abnehmenden geistigen Frische und gemüthlichen Tragkraft hielt er 1879 seinen Rücktritt für nöthig. Am 1. Juni 1879 siedelte er nach Stuttgart über, wo er bis Frühling 1884 als Invalide lebte und sich dann in seiner Vaterstadt Leonberg niederließ. Hier hat er, von mehreren Schlaganfällen betroffen, am 25. December 1884 sein arbeitsreiches Leben beschlossen. Unter den fünf Missionsinspectoren, die die Basler Mission seit ihrem Bestand (1815) bis jetzt gehabt hat, ist er unstreitig der Größte gewesen.

Hesse, Joseph Josenhans, Ein Lebensbild. — D. W. Bornemann, Einführung in die evang. Missionskunde. — Eigene Erinnerungen.

P. Steiner.

Joseph Anton Johann, Erzherzog von Oesterreich, Ritter des goldenen Vließes, des Großkreuzes des königlich-ungarischen St. Stefan-Ordens in Brillanten, Palatin, königlicher Statthalter und Generalcapitän des Königreiches Ungarn, Comes et Judex Jazygum et Cumanorum, k. k. Feldmarschall, Inhaber des Husarenregiments Nr. 2 und des Palatinal-Husarenregiments Nr. 12, war als der siebente Sohn Kaiser Leopold's II. am 9. März 1776 zu Florenz geboren. Mit großer Vorliebe widmete sich der Erzherzog in seiner Jugend dem Studium der kriegs- und diplomatischen Wissenschaften. Er nahm bereits 1785 den Rang eines Feldmarschallieutenants in der kaiserlichen Armee ein. Als am 12. Juli 1795 der Erzherzog Palatin Leopold, des Erzherzogs J. älterer Bruder, starb, wurde der 19jährige Erzherzog J. von seinem Bruder, dem Kaiser Franz, zum Reichsstatthalter ernannt, von den Ungarn freudig in Ofen aufgenommen und von dem Cardinal-Primas eingesetzt. In dieser Stellung erwarb er sich so schnell das Vertrauen und die Liebe der Ungarn,

daß auf dem Reichstage 1796 auf den Antrag des Primas die Entsiegelung der königlichen Propositionen gar nicht vorgenommen, sondern der Erzherzog J. (12. November) mit einhelligen Stimmen zum Palatin ausgerufen und durch eine Deputation die Bestätigung dieser Wahl erbeten wurde, welche der Monarch sofort gewährte. Ueber 50 Jahre stand der Erzherzog diesem schwierigen und wichtigen Amte vor, gewissenhafte Treue gegen die Regierung und die Constitution, Liebe für Volk und Land, weise Mäßigung und Besonnenheit in allem seinem Handeln vereinigend und bethätigend. Im J. 1801 zum General der Cavallerie und 1808 zum Feldmarschall befördert, half der Erzherzog in den verhängnißvollen Kriegsjahren von 1805 und 1809 durch außerordentliche Rekrutirungen und durch Kriegsbeiträge und stellte sich selbst an die Spitze der Insurrection. Nicht minder hilfreich und um Beistellung entsprechender Vorkehrungen besorgt zeigte sich der Palatin, als 1831 die Cholera ausbrach und die Bevölkerung in große Angst versetzt wurde. Kaiser Ferdinand bestätigte bei seiner Thronbesteigung den Erzherzog durch ein sehr liebevolles Handschreiben in seiner hohen Würde. Unter dem Erzherzog und durch seine thätige Mitwirkung blühten die wissenschaftlichen Anstalten in Budapest, die ungarische Akademie der Wissenschaften, das Museum, deren Protector der Palatin wurde; auch hob sich die bisher wenig gepflegte ungarische Sprache und bildete eine für die kurze Zeit bemerkenswerthe Litteratur. Nicht weniger lag ihm die Förderung des materiellen Wohles Ungarns am Herzen. Durch Anlage gebahnter Fahrstraßen und Kanäle sowie durch Trockenlegung vieler Sümpfe wurden große Strecken Landes dem Ackerbau gewonnen; in diesen brachliegenden, doch fruchtbaren Gegenden unterstützte er eifrigst die Anlage von Colonien und begründete auch die Tabakpflanzeransiedlungen. Er sorgte für die Veredlung der einheimischen Pferdezucht und Schafzucht und brachte die Seidenzucht zu einem großen Aufschwung.

Zu seinen Verdiensten gehörten auch die zahllosen den Flor des Handels und der Gewerbe fördernden Einrichtungen und Schöpfungen, insbesondere die überraschende Entwicklung der Dampfschiffahrt und des Eisenbahnwesens in Ungarn. Für die Auffindung und Erhaltung der alten historischen Denkmäler war er ernstlich bedacht; ein Lieblingsgegenstand seiner Thätigkeit war die Vergrößerung und Verschönerung der Stadt Pest, welche ihm die Erhebung zu einer blühenden europäischen Stadt verdankt. — Einer der ausgezeichnetsten Kenner der Gesetze und Rechtsgelehrten im Lande wandte er, über den Parteien stehend, seine Weisheit und seinen Takt in der Regierung zur Mäßigung der Heftigkeit des Kampfes, zur Dämpfung der Parteileidenschaft an und erwies hierdurch seinem Lande überaus wichtige Dienste. Der 22. September 1845, wo es 50 Jahre waren, daß der Erzherzog, seinen bleibenden Sitz in Ungarns Hauptstadt aufschlagend, den Posten eines königlichen Statthalters angetreten hatte, wurde im ganzen Lande mit Jubel gefeiert. Noch festlicher und glänzender sollte auf ausdrücklichen Befehl des Kaisers der 12. November 1846 begangen werden, wo vor einem halben Jahrhundert die einstimmigen Wünsche der Nation sich den Erzherzog zum Palatin erkoren hatten. Da erkrankte der Palatin; am 13. Januar 1847 entriß der Tod den geliebten Fürsten dem Lande, dessen Trauer eine allgemeine war. Sein Leichnam wurde in der Hofcapelle der Königsburg zu Ofen beigesetzt. Die Liebe des Volkes hat das Andenken des Palatins im J. 1860 durch Aufstellung eines Denkmals auf dem Hauptplatze in Pest geehrt.

Erzherzog J. war drei Mal vermählt: zuerst mit der Großfürstin Alexandrina Pawlowna von Rußland, dann mit der Prinzessin Hermine von Anhalt-Bernburg, zuletzt mit der Prinzessin Maria Dorothea von Württemberg.

n ſeinen Kindern überlebten ihn Erzherzog Stefan, welcher ihm in der
latinswürde folgte, Erzherzogin Eliſabeth, Erzherzog Joſeph und Erz=
zogin Maria.

Acten des k. u. k. Kriegsarchivs. — Horváth, Geſchichte Ungarns, 1867.
— Hirtenfeld, Oeſterreichiſches Militär=Converſationslexikon. — Wiener
Zeitung 1847, Nr. 24. Sommeregger.

Joſel: Joſef J. von (d. h. aus) Witzenhauſen, c. 1616—1686, A. D. B.
LIII, 663 unter letzterem Stichwort W., muß nun, zufolge Dr. Schüler i.
Ztſchr. f. hebräiſche Bibliograph." VIII (1904), 117/23, 145/8, 179/80, unter
oſel' ſtehen; ebenda reiche Litteratur u. a. Material über dieſen jüdiſch=
utſchen Litteraten. Vgl. L. Uhlands Gedichte, hrsg. von E. Schmidt und
. Hartmann (1898) II, 159. L. Fränkel.

Jovanović: Stephan Freiherr von J., k. k. Feldmarſchalllieutenant,
boren als Officiersſohn am 5. Januar 1828 zu Pazarište bei Ottočac, trat
n 15. Lebensjahre als Regimentscadett in das Infanterieregiment Nr. 40,
hielt ſeine militäriſche Erziehung in der Cadettencompagnie zu Graz und
gann im September 1845 ſeine Dienſtleiſtung als Cadett des Infanterie=
giments Nr. 27. Am 7. September 1846 zum Lieutenant befördert, machte
den Feldzug 1848/49 in Italien mit und zwar die Erſtürmung von
aſtelnuovo am 11. April, die Kämpfe bei Paſtrengo am 28., 29. und 30. April
e Einnahme von Verona am 10. Juni 1848. Am 1. März 1849 zum Ober=
eutenant befördert, wurde er noch in demſelben Jahre dem Generalquartier=
eiſterſtabe der II. Armee zugetheilt und 1850 definitiv beim VIII. Corps zum
eneralquartiermeiſterſtab überſetzt. 1851 machte er als Generalſtabsofficier
i der mobilen Colonne deren Expedition in die römiſchen Legationen, dann
e Occupation von S. Marino mit.

Am 28. Januar 1852 zum Hauptmann befördert, wurde er nach Wien
rſetzt, 1853 dem mit einer militäriſch=diplomatiſchen Miſſion betrauten General=
jutanten Sr. Majeſtät in Cattaro zugetheilt und während des türkiſch=monte=
griniſchen Krieges in das Hauptquartier Omer Paſchas bei Spuć, ſodann
jenes des Fürſten Danilo von Montenegro bei Kčevo entſendet. Auch
ch ſeiner hierauf erfolgten Zutheilung beim Landesgeneralcommando in Zara
rde er wiederholt in militäriſch=diplomatiſchen Miſſionen an die türkiſchen
uverneure der Hercegovina und Albaniens, an den Fürſten Danilo von
ontenegro und 1855 behufs einer Recognoscirung durch Nordalbanien bis
vibazar entſendet. — Vom Juli 1858 an als Vertreter Oeſterreichs bei
internationalen Commiſſion für die Grenzregulirung zwiſchen der Türkei
Montenegro und zu den diesbezüglichen Conferenzen in Conſtantinopel be=
mmt, erhielt er für die in dieſer Miſſion bewieſene Umſicht den Ausdruck
Allerhöchſten Zufriedenheit. Am 9. Juli 1859 zum Major im Adjutanten=
ps befördert, wurde er während des Feldzuges 1859 dem Generalmajor
bich in Süddalmatien als Generalſtabschef zugetheilt, wofür er am 7. Mai
60 infolge ſeiner ſehr guten Dienſtleiſtungen mit dem Orden der eiſernen
one III. Claſſe ausgezeichnet wurde.

Im Juni 1860 wurde J. zum Flügeladjutanten des Banus von Croatien,
dmarſchalllieutenants von Sokčević, ernannt und am 5. April 1862 unter
chzeitiger Beförderung zum Oberſtlieutenant im Broder=Grenzinfanterie=
iment Nr. 7 zum Leiter des k. k. Generalconſulats für Bosnien und die
rcegovina ernannt. — Auf dieſem Poſten leitete er auch die Recognoscirung
Landesbeſchreibung und wurde am 22. October 1863 zum Oberſten be=
dert. — Als ſolcher übernahm er 1865 das Commando ſeines Broder=
enzinfanterieregiments Nr. 7 und machte an der Spitze desſelben den Feld=

zug 1866 in Italien mit. Am Schlachttage von Custozza machte er eine gelungenen Ausfall aus Mantua, wobei er verwundet wurde; für dieses er folgreiche Unternehmen wurde er mit dem Militärverdienstkreuz mit der Kriegs decoration ausgezeichnet. — Anläßlich der Bekämpfung des Aufstandes in Süd dalmatien im J. 1869 wurde er zum Brigadier bei den Truppen in de Bocche di Cattaro ernannt; als solcher commandirte er die zweite Expeditio behufs Verproviantirung des Forts Dragalj und wurde in dem Gefechte be dem Defilé von Han am 26. October schwer verwundet und für die tapfere un energische Leitung dieser Expedition mit dem Ritterkreuz des Leopoldorden ausgezeichnet. Am 29. October 1871 zum Generalmajor befördert, wurde e 1875 bei Gelegenheit der Reise des Kaisers in Dalmatien in den Freiherrn stand erhoben. Nach seiner Ernennung zum Commandanten der 28. Infanterie truppendivision und Beförderung zum Feldmarschallieutenant am 27. Octobe 1876 wurde er am 21. Juni 1877 Commandant der 18. Infanterietruppen division in Spalato, mit welcher er im J. 1878 betraut wurde, die Hercegovin zu besetzen. Auf Grund seiner langjährigen genauen Kenntniß der Verhält nisse dieser Gegend hatte J. bald mit sehr geringem Verluste Mostar und di Narentalinie gewonnen und hierauf trotz der enormen Terrainhindernisse un Schwierigkeiten der Verpflegung die ganze Hercegovina occupirt. Scho während des Feldzuges mit dem Orden der eisernen Krone I. Classe aus gezeichnet, wurde er auf Grund dieser Waffenthat kraft Promotion CLX vom 2. Mai 1879 durch Verleihung des Kleinkreuzes zum Ritter des Maria Theresien-Ordens promovirt. Am 12. December 1878 mit der Würde eine Geheimen Rathes bekleidet, wurde J. zum Stellvertreter des Militärgouverneurs und Chefs der Landesregierung von Bosnien und Hercegovina in Sarajevo am 29. August 1879 jedoch zum Commandanten der 2. Infanterietruppen division und des Stabsofficierscurses in Wien ernannt. — Am 12. Novembe 1881 zum Militärcommandanten in Zara und Statthalter von Dalmatien ernannt, warf er den Aufstand der Krivošijaner nieder und sicherte die be dingungslose Unterwerfung derselben unter die Staatshoheit der Monarchi für alle Zeiten. Hierfür wurde ihm am 29. Juni 1882 das Großkreuz des Leopoldordens mit der Kriegsdecoration verliehen; außerdem wurde er am 28. December desselben Jahres zum Oberstinhaber des Infanterieregiments Nr. 43 ernannt. In activer Dienstleistung ereilte ihn am 8. December 1885 jählings der Tod.

Acten des k. u. k. Kriegsarchivs. — Lukeš, Militärischer Maria-Theresien-Orden. Sommeregger.

Jsfordink: Johann Nepomuk J., Edler von Kostnitz, k. k. Hofrath und oberster Feldarzt, geboren zu Constanz 1776, † zu Wien am 5. Juni 1841, Sohn des k. k. (am 31. März 1809 verstorbenen) Kreis- und Oberamts rathes Ludwig J. zu Bregenz. Johann studirte an der Hochschule zu Frei burg und trat am 1. Februar 1802 als Oberarzt in das Tiroler Kaiser-Jäger regiment. Schon als solcher wirkte er in Tirol wesentlich für die Hebung der Impfung und gab zu diesem Zwecke auf eigene Kosten eine belehrende Volks schrift heraus. 1806 erwarb er an der Josephs-Akademie die Doctorwürde un avancirte am 17. November 1809 zum Regimentsarzte. 1804 wurde er zum Stabsarzt, k. k. Rath und Professor der allgemeinen Pathologie und Arznei mittellehre an der Josephs-Akademie ernannt und verblieb in dieser Stellun bis zum November 1822, worauf er zum k. k. Hofrath, obersten Feldarzt de Armee und Director dieser Akademie in Wien befördert wurde; gleichzeit wurde er Präses der permanenten Feld-Sanitätscommission und Inspect der Militär-Medicamentenregie. — J. war einer der ausgezeichnetsten pra

en Aerzte; im Kriege wie im Frieden durch lange Dienstjahre mit dem itärleben vertraut, hat er sich namentlich um die Feldarzneikunst und als rganisator des Militär-Sanitätswesens große Verdienste erworben; er ent- f auch die neuen Statuten der medicinisch-chirurgischen Josephs-Akademie, he der Kaiser unterm 27. October 1822 den Universitäten des Reiches in ug auf die medicinisch-chirurgischen Studien gleichstellte, und begründete in Akademie selbst das naturhistorische Museum. Auch auf wissenschaftlichem iete war J. thätig. Als Präses des Pest-Comités entwarf er das Regulativ ir und lieferte amtlich eine Bearbeitung des Militär-Medicamentenwesens. In von Schels herausgegebenen „Oesterreichische Militärische Zeitschrift“ 1820 ndet sich seine Abhandlung „Ueber den Einfluß der militärischen Gesundheits- zei auf den Zustand der Heere“ (Heft 8—10); selbständig erschien seine turlehre für angehende Aerzte und Wundärzte, als Einleitung in das dium der Heilkunst“ (Wien 1814, Schaumburg) und sein Hauptwerk: ilitärische Gesundheitspolizei mit besonderer Beziehung auf die k. k. öster- hische Armee“, 2 Bde. (Wien 1825, Heubner). — Seine großen Verdienste rden nicht nur in Oesterreich, sondern auch von den übrigen Staaten ge- digt. 1814 wurde ihm das Ritterkreuz des badischen Militär-Karl- edrichs-Verdienst-Ordens, 1825 das Commandeurkreuz des kgl. sicilianischen Georgs-Ordens der Wiedervereinigung verliehen, 1827 wurde er corre- ndirendes Mitglied der königl. preußischen Akademie der gemeinnützigen ssenschaften zu Erfurt und der medicinisch-chirurgischen Gesellschaft zu Berlin, 28 Ehrenmitglied der kaiserlich russischen medicinisch-chirurgischen Akademie zu ersburg und der Gesellschaft für Naturwissenschaft und Heilkunde zu Heidel- g, der physikalisch-medicinischen Gesellschaft zu Erlangen und der Gesell- ft für Naturwissenschaft und Heilkunde zu Dresden correspondirendes Mit- d, 1831 Mitglied der medicinischen Facultät zu Pest und correspondirendes tglied der medicinisch-chirurgischen Akademie zu Neapel und 1835 Mitglied königl. schwedischen Akademie der Kriegswissenschaften zu Stockholm.

Der Kaiser verlieh ihm am 19. September 1835 den österreichischen Adel- d mit dem Prädicate „Edler von Kostnitz“ in Erinnerung an seine Herkunft den Vorlanden. J. starb jählings an einem Schlagflusse.

Acten des k. u. k. Kriegsarchivs. — Wurzbach, Biographisches Lexikon. — Hirtenfeld, Oesterreichisches Militär-Conversations-Lexikon.

Sommeregger.

Jucho: Friedrich Siegmund J. wurde am 4. November 1805 in nkfurt a. M. als Sohn eines dortigen Advocaten geboren und erhielt seine ulbildung auf dem Gymnasium seiner Vaterstadt. 1823 bezog er die versität Halle zum Studium der Rechtswissenschaft, siedelte aber 1824, en Theilnahme an burschenschaftlichen Bestrebungen mit dem consilium undi belegt, nach Jena und 1826 nach Gießen über. Hier beschloß er e Studienzeit im Juni 1827 mit der Promotion als Dr. jur. Am 5. De- ber 1827 trat er in die Zahl der Frankfurter Advocaten ein, im J. 1829 rde er Notar. Mit dem Beginn der 30er Jahre betheiligte er sich lebhaft den freiheitlichen Bestrebungen und wurde bald einer ihrer Führer für ankfurt und Umgegend, in engster Verbindung mit seinen Jugendfreunden nck und Sauerwein; während diese litterarisch und agitatorisch wirkten, beitete J. mehr für die Organisation der radicalen Partei. Am Hambacher st 1832 und anderen Zusammenkünften seiner Gesinnungsgenossen nahm er eil, ohne dabei activ hervorzutreten; er wurde Mitglied des Preß- oder aterlandsvereins, dessen Filiale in Frankfurt das Mittwochs-Colleg war. ls sich dieses Colleg trotz des Verbotes der politischen Verbindungen am

2. Juli 1832 versammelte, erhielt J. mit anderen Theilnehmern eine Geldstrafe; gegen die zur Einziehung der Strafe vorgenommene Pfändung und Versteigerung legte er Protest ein, wegen gewaltthätiger Störung der Auction seiner gepfändeten Effecten wurde er in eine Arreststrafe verurtheilt, die nach langwierigem Processiren durch alle Instanzen in eine Geldstrafe umgewandelt wurde. Nach der Unterdrückung der politischen Vereine entfaltete J. im geheimen eine umfassende Thätigkeit; in einer Versammlung hervorragender Mitglieder des Preßvereins schlug er eine andere Organisation vor und scheint jetzt Leiter des Vereins für Frankfurt und Umgegend geworden zu sein, er unterstützte aus Vereinsmitteln politisch Verfolgte, er bemühte sich um die Drucklegung revolutionärer Schriften, er war zeitweilig Vorsteher des Brückenaucollegs, eines Vereinigungspunktes der radicalen Führer in Frankfurt, er stand in engster Verbindung mit den Gesinnungsgenossen der Umgegend, wie Weidig in Hessen und Leisler in Nassau. Am Frankfurter Attentat vom 3. April 1833 war er nicht betheiligt, anscheinend auch nicht am Männerbund, dessen Zweck der Umsturz der bestehenden Regierungen und die Einführung einer republikanischen Verfassung in Deutschland war, und nicht an der Befreiung der politischen Gefangenen am 2. Mai 1834 in Frankfurt; er hat vielmehr, nach seinen Angaben in späteren Jahren, von solchen gewaltthätigen Schritten entschieden abgerathen. Anläßlich der Untersuchung gegen den Buchhändler Meidinger wegen Verbreitung revolutionärer Schriften fand am 6. November 1834 eine Haussuchung bei J. statt; sie förderte so viel gravirendes Material zu Tage, daß er verhaftet und in Untersuchungshaft behalten wurde. Das mehrjährige Verfahren beschränkte sich nicht auf die J. vorgeworfene Verbreitung verbotener Schriften, es wurde auf sein ganzes Verhalten ausgedehnt, wofür die Verhöre seiner vielen Parteifreunde ein reiches Material geliefert hatten. Die Untersuchung dauerte über 40 Monate; sie wurde nicht nur dadurch in die Länge gezogen, daß die Untersuchungsbehörde aus den Verhören der anderen Inquisiten, der Gesinnungsgenossen Jucho's, welche infolge des Attentats in Untersuchung gekommen waren, und aus den Verhören bei Gerichten der Nachbarstaaten ihr Anklagematerial immer mehr zu vervollständigen suchte, sondern auch dadurch, daß der Angeschuldigte vielfach mit Rechtsverwahrungen und Beschwerden beim Oberappellationsgericht in Lübeck und bei den Frankfurter politischen Körperschaften in den Gang der Untersuchung eingriff; über die criminalistisch und politisch sehr interessanten Einzelheiten des Verfahrens vgl. Weißler's untengenannte Arbeit, welche auf Jucho's Papieren beruht und der Ergänzung durch die Acten des Frankfurter Archivs bedarf. Am 16. September 1838, nachdem J. beinahe vier Jahre in Untersuchungshaft (zuerst in Frankfurt, vom 28. Februar 1837 ab in Fort Hartenberg bei Mainz) verbracht hatte, wurde das Urtheil des Frankfurter Appellationsgerichtes gefällt: es sprach den Angeklagten des versuchten Hochverrathes schuldig, der in der Theilnahme am Preß- und Vaterlandsverein, an revolutionären Zusammenkünften, an der Drucklegung und Verbreitung revolutionärer Schriften, an der Vorbereitung eines Aufstandes, an der Beförderung der Flucht politischer Gefangener gefunden wurde, und verurtheilte ihn zu 6 Monaten Zuchthaus und Entsetzung vom Notariat. Jucho's Berufung an das Oberappellationsgericht der vier Freien Städte in Lübeck hatte den Erfolg, daß dieses sein Verbrechen auf Aufreizung zur Widersetzlichkeit gegen rechtmäßige obrigkeitliche Verfügungen reducirte, ihm die Untersuchungshaft als Strafe anrechnete und die Entsetzung vom Notariat aufhob. Am 25. Mai 1839 wurde J. entlassen und begann in Frankfurt von neuem seine Praxis, die sein Stellvertreter während der langjährigen Haft in gewissenloser Weise vernachlässigt hatte.

sich auch J. in den 40er Jahren nicht mehr activ am politischen und
en Leben in Frankfurt betheiligt, so blieb er doch in regem Verkehr mit
innungsgenossen, wie Itzstein, Welcker u. A.; an den Berathungen auf
en Landgut Hallgarten hat er mehrfach Theil genommen. Erst 1848
ieder in der Oeffentlichkeit hervor. Am 3. März war er Schriftführer
rversammlung, mit der die freiheitliche Bewegung in der Bundes-
begann, am 5. März nahm er an der Versammlung liberaler
pter in Heidelberg Theil, welche über die dringendsten Maßnahmen
ung der deutschen Verhältnisse berieth, und dann am sogenannten
nent, welches infolge der Heidelberger Beschlüsse am 31. März in
zusammentrat und für welches er mit seinem politischen Freund
smann Dr. Binding I die localen Vorbereitungen traf; J. besorgte
lle Ausgabe der Verhandlungen des Vorparlamentes und des von
dergesetzten 50er-Ausschusses und schrieb eine einleitende Vorrede dazu.
April wurde er mit großer Mehrheit zum Abgeordneten für Frank-
er Nationalversammlung gewählt; am 31. Mai übertrug ihm das
t bei der definitiven Bureauwahl das Amt des Schriftführers. Er
lied der nach Wien entsandten Deputation, welche den Erzherzog
im die Annahme der Würde des Reichsverwesers begrüßen sollte.
er ist J. in der Versammlung wenig hervorgetreten; seinen Ab-
n nach hielt er sich zum linken Centrum, der „Westendhalle", er
ür die Uebertragung der Kaiserwürde an den König von Preußen
i die Verlegung des Parlamentes nach Stuttgart; er war also von
ren Gesinnungsgenossen Itzstein und Welcker dem letzteren gefolgt
sich damit auch von dem radicalen Theil seiner Freunde aus den
en geschieden, mit denen er noch bis in die 40er Jahre das Ideal einer
Verfassung nur in der republikanischen gesehen hatte. Sein Jugend-
nck beantragte bei der localen verfassunggebenden Versammlung J.
flichtverletzung" — weil er nicht nach Stuttgart ging — das Mandat
ament zu entziehen. Zum Aerger der Frankfurter Demokraten nahm
iach der Vertagung des Parlamentes sein Amt als Schriftführer
t hatte, auch an der Tagung der Kaiserpartei, dem sogenannten
ment, am 25.—28. Juni 1849 in Gotha Theil; aber seine und
rteifreunde Versuche, die Stadt Frankfurt zur Theilnahme am Drei-
dniß von 1849 und am Erfurter Reichstag von 1850 zu veranlassen,
folglos. Als das Parlament nach Stuttgart übersiedelte, wurde J.
, das Eigenthum der Versammlung, insbesondere ihr Archiv in Ver-
zu nehmen, von Bern aus wurde er vom letzten Präsidenten Loewe
t, die ihm anvertrauten Gegenstände dem Senate der Freien Stadt
zu übergeben. Während er aber noch mit den städtischen Behörden
e, reclamirte der Deutsche Bund das Eigenthum des Parlamentes.
b dem Bunde alles mit Ausnahme des Archivs; dieses wurde ihm
den städtischen Behörden mit Gewalt abgenommen und dem Bunde
Das wichtigste Stück, das Original der Reichsverfassung vom
1849, war aber inzwischen verschwunden; J. hatte es nach England
um es nicht in die Hände des Bundes fallen zu lassen. Auf Ver-
des Bundes wurde J. wegen Untreue gerichtlich zur Verantwortung
die Untersuchung wurde aber auf Beschwerde Jucho's vom Ober-
nsgericht in Lübeck aufgehoben. Im März 1870 überschickte J. die
n Simson, den Präsidenten des Reichstages des Norddeutschen Bundes;
t sich jetzt im Archiv des Deutschen Reichstags.
o's politisches Wirken beschränkte sich von 1849 ab auf seine Vater-

stadt. 1848—49 war er Mitglied der Verfassunggebenden Versammlung des Freistaates Frankfurt; er stimmte gegen den radicalen Verfassungsentwurf der demokratischen Mehrheit und trat mit seinen Gesinnungsgenossen Ende 1849 aus der Versammlung aus. 1850—1865 war er Mitglied der Gesetzgebenden Versammlung und als solcher der Führer der Gothaischen Partei in dieser wichtigsten Bürgervertretung der Freien Stadt. An den Arbeiten für die zeitgemäße Abänderung der freistädtischen Verfassung (1856) war J., dessen Partei 1851—57 die Mehrheit in der Versammlung hatte, lebhaft betheiligt. Vom Jahre 1857 ab war er auch Mitglied der Ständigen Bürgerrepräsentation. In den Jahren nach 1848 hat sich J. auch sehr eifrig für die Unterstützung der vertriebenen Schleswig-Holsteiner durch Geldsammlungen und durch Zuweisung von Arbeits- und Berufsstellungen bemüht, wie er schon in der Paulskirche mehrfach für die Sache Schleswig-Holsteins eingetreten war. An der 1859 in Frankfurt erfolgten Constituirung des Nationalvereins hat er sich nicht betheiligt, stand auch später dessen politischem Wirken skeptisch gegenüber.

Nach der Einverleibung der Stadt Frankfurt in die preußische Monarchie gehörte J. nicht zu denen, die verbittert auf dem Standpunkt unfruchtbarer Negation verharrten, und dieses damals muthige Bekennen seiner Gesinnung hat ihm die Herzen vieler Landsleute und ehemaliger Parteigenossen entfremdet; auch seine Thätigkeit bei den Anfängen der Auseinandersetzung zwischen Stadt und Staat hat ihm viele Anfeindungen zugezogen, da er nach Ansicht der Mehrheit seiner Landsleute den staatlichen Forderungen gegenüber allzu nachgiebig war. J. hat aber trotz der schlimmen Behandlung, die seine Vaterstadt 1866 erfuhr, seinen alten gothaischen Standpunkt unverbittert festgehalten und nur im Anschluß an Preußen das Heil gesehen; bei der Reichstagswahl 1867 hat er diese Ansicht öffentlich und unerschrocken vertreten. Damit hat J. seine politische Thätigkeit beschlossen. Das Jahr 1870 hat seinen Jugendtraum erfüllt; er sah das erreicht, was er in den 30er Jahren und in der Paulskirche erstrebt hatte: die Einheit Deutschlands auf freiheitlicher Grundlage. Bei Ausbruch des Krieges gründete er den Verein zur Unterstützung der Familien von im Felde stehenden Kriegern und begleitete mit hoher Begeisterung die Erfolge der deutschen Waffen und die Wiedererrichtung des Deutschen Reiches. In dieser Gesinnung suchte er 1871 die localen, auf nationalem Boden stehenden Parteien in einem „Wahlverein“ zu sammeln, der sich aber von 1873 ab auf die nationalliberale Partei beschränken mußte. J. ist späterhin weder im politischen noch im communalen Leben seiner Vaterstadt besonders hervorgetreten; in ersterer Beziehung war er, wie aus seiner ganzen Vergangenheit erhellt, ein treuer Anhänger der nationalliberalen Partei. 1871 wurde er Justizrath, 1877 bei seinem 50jährigen Doctorjubiläum Geheimer Justizrath; von 1872 führte er den Vorsitz im deutschen Notarverein. Er starb am 24. August 1884. — In allen seinen Kämpfen hat sich J. als ein gerader, fester Charakter erwiesen, unerschrocken und unbeugsam in der Vertretung dessen, was er für das Recht und das Richtige hielt, den Behörden wie der Volksmeinung gegenüber.

Vgl. Weißler, Ein Kampf ums Recht, in der Zeitschrift des deutschen Notarvereins, Jahrg. III, Heft 9 (1903). — Jung, Das Archiv der deutschen konstituirenden Nationalversammlung 1848—1849, im Korrespondenz-Blatt der deutschen Geschichtsvereine 1901. — Acten des Frankfurter Stadtarchivs. — Mittheilungen der Familie. R. Jung.

Judeich: Johann Friedrich J., Dr. phil. h. c., Forstmann; geboren am 27. Januar 1828 in Dresden, † am 28. März 1894 in Tharand an Durchbrechung der Magenwand infolge einer Verwachsung von Leber und

tagen. Er war der Sohn des Hauptstaatscassirers zu Dresden und erwarb sich ine Vorbildung auf dem Gymnasium zum heiligen Kreuz (der sogenannten reuzschule) daselbst. 1845 verließ er die Anstalt mit dem Zeugniß der Reife ür Prima, um sich dem forstlichen Berufe zu widmen. Die im Königreich Sachsen für den Staatsforstdienst vorgeschriebene einjährige praktische Lehrzeit bsolvirte er im Altenberger Staatsforstrevier (Erzgebirge), welches Oberförster unze, ein tüchtiger Praktiker, verwaltete. Von Ostern 1846 bis dahin 1848 udirte er auf der Forstakademie Tharand. Nach bestandener Abgangsprüfung egab er sich ein Jahr auf die Universität Leipzig, um Nationalökonomie und erwandte cameralistische Fächer bei dem berühmten Professor Wilhelm Roscher u hören. Die von diesem Gelehrten empfangenen Anregungen übten auf eine ganze spätere Richtung, insbesondere auf seine schriftstellerischen Arbeiten, inen unverkennbaren Einfluß aus. 1849 trat er bei der sächsischen Forst-ermessungs-Anstalt (jetzt Forsteinrichtungs-Anstalt) als Hülfsarbeiter ein, in elcher Stellung er bis zum Sommer 1857 verblieb. Während dieser Zeit egte er auch die Prüfung für den höheren Staatsforstdienst in Sachsen ab.

Das Bedürfniß, seine Kraft einem größeren Wirkungskreise als prak-ischer Verwalter zu widmen, veranlaßte ihn 1857, als Forstmeister in die Dienste des Grafen Morzin einzutreten. Hier übernahm er die Verwaltung nd forstliche Einrichtung der 12 000 Joch großen Waldherrschaft Hohenelbe m böhmischen Riesengebirge. Schon aus dieser Zeit stammen seine ersten chriftstellerischen Arbeiten: „Vergleichende Untersuchungen über verschiedene ubirungsmethoden“ (Allgemeine Forst- und Jagd-Zeitung, 1861, S. 117) nd „Beitrag zur Kenntniß der im Königreich Sachsen üblichen Methode der Waldertrags-Regelung“ (Supplemente zur Allgemeinen Forst- und Jagd-Zeitung, 3. Band, 1861, S. 29 und Allgemeine Forst- und Jagd-Zeitung, 861, S. 343).

Im J. 1862 folgte er — im Alter von erst 34 Jahren — einem Rufe ls Director an die (1855) vom böhmischen Forstverein gegründete und später om böhmischen Forstschulverein wieder reactivirte Forstlehranstalt zu Weiß-asser. Während dieser Zeit nahm er lebhaften Antheil an den Sitzungen nd Arbeiten des Böhmischen Forstvereins. Der von ihm in das 48. Heft er Vereinsschrift desselben (1864, S. 3) gelieferte vortreffliche Artikel „In-nsität der Forstwirthschaft“ verschaffte ihm Bekanntwerden und Anerkennung weiteren Kreisen. Vier Jahre später (1. April 1866) berief ihn die niglich sächsische Regierung, unter Verleihung des Prädicats „Oberforstrath“, s Nachfolger Edmund v. Berg's (s. A. D. B. II, 360) zum Director der orstakademie Tharand. In dieser Eigenschaft wirkte er 28 Jahre bis an in Lebensende. 1876 wurde er zum „Geheimen Forstrath“ ernannt; 1878 hielt er das Prädicat „Geheimer Oberforstrath“. Einem 1872 an ihn er-angenen Ruf zum Leiter der österreichischen Staatsforstverwaltung in Wien b er aus Anhänglichkeit für sein Heimathland keine Folge. Ebenso lehnte 1875 das Anerbieten ab, als Nachfolger v. Kirchbach's an die Spitze der chsischen Forstverwaltung zu treten, und zwar aus Vorliebe für seine Lehr-ätigkeit, sowie mit Rücksicht auf die mit seiner Stellung als akademischer ocent verknüpfte Freiheit und Unabhängigkeit.

Seine hervorragende Thätigkeit als Lehrer und Schriftsteller verschaffte m zahlreiche Anerkennungen von Seiten gelehrter Körperschaften und forst-cher Vereine. 1866 wurde er von der philosophischen Facultät der Uni-rsität Leipzig zum Dr. phil. honoris causa promovirt. Im Sommer 1881 urde er zum Ehrenmitglied der kaiserlich russischen Petrowsky'schen Agrar-nd Forstakademie ernannt, ferner zum Ehrenmitglied des kroato-slavonischen

Forstvereins. Im December 1886 wählte ihn die kaiserlich russische Gesellschaft der Naturforscher zu Moskau zum wirklichen Mitglied; im September 1887 erfolgte seine Ernennung zum Ehrenmitglied des Mährisch-Schlesischen Forstvereins. Zahlreiche in- und ausländische Orden (auch Comthurkreuze) schmückten seine Brust. Die Stadt Tharand ehrte ihn durch Verleihung des Ehrenbürgerrechts. Neben seiner Stellung als Director bekleidete er viele Jahre lang das Amt als Vorsitzender der Prüfungscommission für den höheren Staatsforstdienst in Sachsen. Er war ferner Mitglied des sächsischen Landescultur- und des Eisenbahnraths, Delegirter zum deutschen Landwirthschaftsrath, Vorsitzender der Commission für das forstliche Versuchswesen in Sachsen und nahezu ein Vierteljahrhundert Präsident des sächsischen Forstvereins, der sich unter seiner trefflichen Leitung zu hoher Blüthe entwickelte. Es ist geradezu erstaunlich, daß ein in seinem Fache so ausgezeichneter Gelehrter zugleich auch nach so vielen anderen Richtungen hin anregend und fruchtbringend gewirkt hat. Die Anerkennung hierfür wurde ihm namentlich bei seinem 25jährigen Jubiläum als Director der Forstakademie zu Theil, welches er am 1. April 1891 unter großartiger Theilnahme feierte.

J., ein Schüler von Max Robert Preßler (s. A. D. B. XXVI, 578), gehört mit zu den hervorragendsten Vertretern und eifrigsten Förderern der principiell allein richtigen Preßler'schen Reinertragstheorie, welche weder den größten Holzmassenertrag, noch den höchsten Waldreinertrag als Ziel eines rationellen forstwirthschaftlichen Betriebes erstrebt, sondern die Erzielung der Maximal-Bodenrente oder — was dasselbe bedeutet — den größten Unternehmergewinn oder die größte durchschnittlich-jährliche Verzinsung des Productionskostencapitales als Leitstern der Wirthschaft betrachtet. Zu letzterem gehört auch der Werth des auf dem Stocke befindlichen Holzvorrathscapitales, welches die Waldreinerträgler als aus der früheren Wirthschaft überkommen betrachten, weshalb sie dessen Zinseszinsen als Kostensatz rechnerisch nicht mit in Ansatz bringen. J. war für das Princip der Wirthschaft des größten Bodenreinertrags bereits in der 1865er Versammlung der deutschen Forst- und Landwirthe (zu Dresden) mit durchschlagenden Gründen gegen eine große Anzahl von Gegnern aus den ersten und damals maßgebenden forstlichen Kreisen aufgetreten und hatte hierdurch die Aufmerksamkeit des Königs Johann von Sachsen, der dieser Versammlung beigewohnt hatte, auf sich gezogen. Auch in seinen Lehrvorträgen und späteren Abhandlungen, welche größtentheils in dem von ihm redigirten Tharander Forstlichen Jahrbuch erschienen sind, vertheidigte er dieses System in meisterhafter, außerordentlich klarer Weise. Wohlthuend berührt in allen seinen Publicationen neben dem „fortiter in re“ das „suaviter in modo“ seinen Gegnern gegenüber, welche in dem dieserhalb entbrannten Kampfe mitunter recht derb wurden.

Sein einziges größeres Werk ist die „Forsteinrichtung“ (1871). In diesem führte er aus, in welcher Weise das Reinertragsprincip im praktischen Betriebe zu verwirklichen sei. Das von ihm als „Bestandswirthschaft“ bezeichnete und bis ins kleinste fein durchgearbeitete System sucht das Princip des größten Bodenreinertrags oder der größten Verzinsung des Productionskostencapitals auf jeden einzelnen Bestand anzuwenden. Der periodische oder jährliche Hiebssatz wird bei diesem Verfahren nicht — wie bei den anderen Methoden — im ganzen ermittelt und dann auf die zur Fällung in Betracht kommenden Bestände vertheilt, sondern der umgekehrte Weg wird betreten. Man untersucht zunächst (im schlagweisen Hochwald) für eine Anzahl charakteristischer Bestände die Bodenrenten und Weiserprocente, um die finanzielle Umtriebszeit innerhalb gewisser Grenzen festzustellen. Hiebsreif nach diesem System sind der

allem diejenigen Bestände, deren Weiserprocent unter den der Wirthschaft unterstellten Zinsfuß herabgesunken ist. Hierzu kommen die Bestände, deren Abtrieb eine wirthschaftliche Nothwendigkeit ist (z. B. Führung von Loshieben), sowie die Abtheilungen, welche aus Gründen der Hiebsfolge geopfert werden müssen. Die Zusammenstellung aller dieser Hiebsorte mit ihren Erträgen liefert das Hiebsquantum für die nächsten 10—20 Jahre inbezug auf Fläche und Masse, woraus der jährliche Hiebssatz hergeleitet wird.

Für kleine, im aussetzenden Betrieb stehende Waldungen bedarf dieser Hiebssatz keiner Modification. Für größere, im jährlichen Nachhaltbetrieb bewirthschaftete Forsten ist aber ein modificirender Regulator geboten. J. findet denselben bei normalem Altersclassenverhältniß in dem der finanziellen Umtriebszeit entsprechenden normalen Jahresschlag, während bei Abnormität der Altersclassen eine dem Grade der Abweichung Rechnung tragende Hiebsfläche ermittelt werden soll. Die Anbahnung und Fortführung der Ordnung des Hiebsganges wird durch einen allgemeinen Wirthschaftsplan vermittelt. Das Buch erlebte noch vier Auflagen (1874, 1880, 1885 und 1893). Eine sechste ist von seinem Nachfolger in Tharand, Dr. Max Neumeister, 1904 herausgegeben worden. Es ist noch heute als eine classische — wenn nicht als die erste — Leistung auf dem Gebiete der Forsteinrichtung zu bezeichnen und vielen hundert Forstmännern ein zuverlässiger Führer und treuer Berather geworden. J. hat auch den im gleichen Sinne gearbeiteten Abschnitt XII „Forsteinrichtung“ in Lorey's Handbuch der Forstwissenschaft (II. Band, 1887, S. 237 bis 346) verfaßt. Die Aufzählung sämmtlicher einschlagenden Abhandlungen in forstlichen Zeitschriften würde zu weit führen; jedoch sollen nachstehend wenigstens folgende Arbeiten als die wichtigsten genannt werden: „Die Forstfinanzrechnung in ihrer Beziehung zur Waldertragsregelung und Forsteinrichtung“ (Tharander Forstliches Jahrbuch, 17. Bd., 1866, S. 3); „Ueber den Werth der Periodeneintheilung“ (daselbst, 18. Bd., 1868, S. 48 und 20. Bd., 1870, S. 81); „Ueber den Werth der Periodenbildung“ (daselbst, 23. Bd., 1873, S. 207); „Zur Theorie des forstlichen Reinertrags“ (daselbst, 19. Bd., 1869, S. 1; 20. Bd., 1870, S. 1 u. 163; 23. Bd., 1873, S. 45; 24. Bd., 1874, S. 1 und 25. Bd., 1875, S. 61); „Antwort an Herrn Hofrath Dr. Helferich in München“ (daselbst, 22. Bd., 1872, S. 131); „Das Waldcapital“ (daselbst, 29. Bd., 1879, S. 1); „Geschichtliche Betrachtungen über die Fachwerksmethoden“ (daselbst, 29. Bd., 1879, S. 97); „Hiebszüge und Bestandswirthschaft“ (daselbst, 34. Bd., 1884, S. 44).

Außer auf dem forstmathematischen Gebiete war aber J. auch noch in anderen Zweigen der Wissenschaft schriftstellerisch thätig. Eine Anzahl seiner Abhandlungen im Tharander Forstlichen Jahrbuch zeugt von seinem gereiften Verständniß für volkswirthschaftliche Probleme und seiner Vertiefung in die einschlagenden Materien. Als Belege hierfür sollen angeführt werden: „Die Besteuerung der Waldwirthschaft mit besonderer Beziehung auf das sächsische Einkommensteuer-Gesetz vom 22. December 1874“ (27. Bd., 1877, S. 53); „Die Frage eines Waldschutzgesetzes in Sachsen“ (31. Bd., 1881, S. 1); „Die Anwendung der Einkommensteuer auf die Waldwirthschaft mit besonderer Beziehung auf die im Königreich Sachsen geltenden Steuergesetze“ (38. Bd., 1888, S. 88); „Beitrag zur Beurtheilung der durch die Forstwirthschaft verwertheten Arbeitsmenge“ (40. Bd., 1890, S. 54). — Ein sehr werthvoller Beitrag zur forstlichen Unterrichtsfrage ist die ausführliche Abhandlung: „Zur Geschichte der Forstakademie Tharand während der 25 Jahre vom Sommerhalbjahr 1866 bis zum Schluß des Winterhalbjahres 1890/91“ (41. Bd., 1891, S. 1).

Auch auf dem Gebiete der forstlichen Insectenkunde war er — obgl
er diesen Wissenszweig als Lehrer nicht zu behandeln hatte — ganz a
gezeichnet bewandert. Er besaß eine bedeutende Insectensammlung und
eingehende entomologische Kenntnisse, daß Ratzeburg erklärte, er könne sich
vollem Recht zu den Entomologen von Fach zählen. Im Tharander Fo
lichen Jahrbuch schrieb er namentlich über die Borkenkäfer (25. Bd., 1875, S. 7
26. Bd., 1876, S. 254; 30. Bd., 1880, S. 150; 36. Bd., 1886, S. 63 x
Eine ausführliche Besprechung des W. Eichhoff'schen Werks „Die europäisc
Borkenkäfer", in welcher höchst bemerkenswerthe Gesichtspunkte enthalten si
veröffentlichte er in der Allgemeinen Forst- und Jagd-Zeitung (1881, S. 22
Wir verdanken ihm ferner auch treffliche forstzoologische Werke, zunächst ei
Umarbeitung des Ratzeburg'schen Werkes „Die Waldverderber und ihre Feind
welches 1876 als 7. Auflage in völlig neuer Bearbeitung erschien. Es fol
das großartig angelegte und durchgeführte „Lehrbuch der Mitteleuropäisc
Forstinsektenkunde" in zwei starken Bänden (1885—1895), welches er in G
meinschaft mit dem Professor der Zoologie zu Tharand, Dr. H. Nitsche,
8. Auflage der „Waldverderber" herausgab. Dieses ausgezeichnete Buch
noch heute entschieden als das hervorragendste Werk auf forstentomologisch
Gebiete zu bezeichnen.

Die Redaction des Tharander Forstlichen Jahrbuchs lag von 1868
1887 in seiner Hand. Endlich gab er von 1873 ab bis 1881 den Deutsc
Forstkalender heraus und von 1882 ab bis zu seinem Ableben gemeinschaftl
mit dem Rechnungsrath H. Behm den Forst- und Jagd-Kalender für d
Deutsche Reich. Daß J. neben den ihm obliegenden Directorialgeschäften u
sonstigen amtlichen Verpflichtungen noch eine so umfassende und vielseit
litterarische Thätigkeit entfaltet hat, zeugt von einer ganz enormen Arbei
kraft. Seine Hauptleistung ist und bleibt aber die früher genannte „For
einrichtung". Keinem Schriftsteller ist die Darstellung der praktischen A
wendung der Reinertragslehre in einer für das größere forstliche Publicu
genießbaren Form in einer so vorzüglichen Weise gelungen, wie ihm. Die
Werk würde allein hingereicht haben, seinen Namen mit ehernem Griffel
die Tafel der Forstwissenschaft einzuzeichnen.

Judeich's ganze Persönlichkeit machte überall, wo er sich zeigte, ein
ungemein sympathischen Eindruck. Sein Auftreten bekundete den schlichte
anspruchslosen, wohlwollenden, vornehm denkenden Mann von großem Ta
und edlem Charakter. Ein wohlthuender Zug in seinem Wesen war gro
Bescheidenheit. Er drängte Niemand seine Ansicht auf; dabei war ihm d
Sucht, Alles wissen zu wollen, fremd. Ueber rein praktische, ihm weniger geläufi
Dinge zog er bewährte Praktiker zu Rathe, wie er denn überhaupt die Prax
stets hoch schätzte. Seine Zuhörer regte er durch Gediegenheit und dabei do
Einfachheit und Klarheit seiner Vorträge, welche sich auf Geschichte un
Litteratur der Forstwissenschaft, Forstbenutzung, Forsteinrichtung und Forf
polizei erstreckten, mächtig an. Er half ihnen auch später, wo er konnte, wa
ihnen daher thatsächlich ein väterlicher Freund. In seinen Schriften blie
er stets streng sachlich und objectiv, was selbst von seinen wissenschaftliche
Gegnern anerkannt wurde. Er war auch ein gläubiger Christ und warme
Patriot von echt nationaler Gesinnung, mit feinem Gefühl für Recht un
Wahrheit.

Obschon er seine Erholung vornehmlich im Kreise seiner Familie sucht
bewegte er sich doch auch gern in harmloser Fröhlichkeit im Freundeskrei
Sein ganzes Leben und Wirken verlief im allgemeinen durchaus harmonis
Das Glück begünstigte ihn in allen seinen Unternehmungen in auffallend

Weise. Eine Trübung seiner Häuslichkeit verursachte nur der schon im Kindesalter erfolgte Tod seines ältesten Sohnes. Von sonstigen Schicksalsschlägen blieb er verschont. Es war, als wenn ihn die göttliche Vorsehung schon hienieden für sein Erdenwallen belohnen wollte.

Ein äußeres Merkzeichen, sein Andenken für alle Zeiten festzuhalten, bildet das ihm in Tharand auf dem Bergabhange gegenüber der Forstakademie errichtete Denkmal, eine Broncebüste auf einer Säule von Meißener Granit. Die Enthüllung desselben hat am 26. October 1899 in feierlicher Weise stattgefunden. Selbst ohne dieses Monument würde aber diesem ausgezeichneten Manne wegen seiner Verdienste um die Förderung der Forstwissenschaft und Forstwirthschaft und wegen seiner vortrefflichen Charaktereigenschaften ein Ehrenplatz im Herzen aller Forstmänner gesichert sein für alle Zeiten.

G. von Schwarzer, Biographieen 2c., S. 16. — Fr. von Löffelholz-Colberg, Forstliche Chrestomathie, II. S. 312, Nr. 624, S. 358, Nr. 660; IV. S. 105, Nr. 2546, S. 237, Nr. 2861, S. 288, Nr. 2991, Anmerkung 958c, S. 359; V. 1. S. 46, Nr. 158, S. 90t[1], S. 106 (Anmerkung), S. 107 (Anmerkung), S. 111 (Anmerkung), S. 117 (Anmerkung 18), S. 135, Nr. 13 und S. 137, Nr. 15. — Bernhardt, Geschichte des Waldeigenthums 2c. III. S. 283, 300 und 310. — Ratzeburg, Forstwissenschaftliches Schriftsteller-Lexikon, S. 273. — Schwappach, Handbuch der Forst- und Jagdgeschichte Deutschlands, 2. Band, S. 754 und 755. — Allgemeine Forst- und Jagd-Zeitung, 1881, S. 33 (kurze Biographie); 1891, S. 144 und 216 (Jubiläum), 1894, S. 192 (Todesnachricht und Begräbniß), S. 342 (ausführliche Biographie von S.); 1895, S. 356 (Aufruf zur Errichtung eines Denkmals). — Tharander Forstliches Jahrbuch, 37. Band, 1887, S. 309 (Ordensverleihung und sonstige Ehrungen); 39. Band, 1889, S. 224 (Ordensverleihung); 44. Band, 1894, Vorblatt (kurzer Nekrolog, von Kunze), S. 241 (ausführlicher Nekrolog, von Neumeister; hier befindet sich ein ausführliches Verzeichniß seiner selbständigen Schriften und Abhandlungen) und 49. Band, 1899, S. 291 (Enthüllung des Judeich-Denkmals, von Nmstr.). — Zeitschrift für Forst- und Jagdwesen, 1891, S. 302 (Jubiläumsfeier, von Runnebaum); 1894, S. 299 (Nekrolog, von Danckelmann); 1895, S. 558 (Aufruf 2c.). — Centralblatt für das gesammte Forstwesen, 1891, S. 182 (Biographie und Jubiläumsfeier, von N.); 1894, S. 191 (Todesnachricht) und S. 227 (Nekrolog, von Josef Friedrich); 1895, S. 460 (Aufruf 2c.); 1900, S. 84 (Enthüllung des Denkmals). — Forstwissenschaftliches Centralblatt, 1894, S. 349 (Nekrolog); 1895, S. 570 (Aufruf 2c.); 1900, S. 62 (Enthüllung des Denkmals). — Mündener Forstliche Hefte, 6. Heft, 1894, S. 1 (Nekrolog, von Weise). — Wochenschrift Aus dem Walde 1894, S. 59. — Handelsblatt für Walderzeugnisse, Nr. 15 vom 14. April 1894 (Kurzer Nekrolog, von Laris). — Oesterreichische Forst- und Jagd-Zeitung, 1894, S. 87. — Verhandlungen der Forstwirthe von Mähren und Schlesien, 1894, S. 205 (Nekrolog, von A. Groß); 1895, S. 425 (Aufruf 2c.); 1900, S. 226 (Enthüllung des Denkmals, von Nmstr.). — Schweizerische Zeitschrift für das Forstwesen, 1894, S. 131 (Nekrolog, von F.). R. Heß.

Jühlke: Karl Ludwig J., deutscher Colonialpolitiker, wurde am 6. September 1856 in Eldena bei Greifswald als Sohn des durch eine Reihe [ein]schlägiger Schriften ausgezeichneten Lehrers an der dortigen Landwirthschaft[lic]hen Akademie, späteren Directors der Königlichen Hofgärten Preußens, [Fe]rdinand J., geboren. Er genoß seinen ersten Unterricht in Erfurt, dann ... Gymnasium zu Potsdam und seit 1874 im kgl. Pädagogium zu Ilfeld,

wo er Ostern 1877 das Abiturientenexamen bestand. In Tübingen, Leipzig, Heidelberg und Berlin studirte er Rechtswissenschaft, promovirte in Heidelberg zum Dr. iur. und bestand im Frühjahr 1881 die Referendarprüfung. Nach beendeter militärischer Dienstzeit bei den Gardejägern wurde er Reserveofficier bei dem brandenburgischen Infanterieregimente Nr. 20. Dann wurde er bei den Gerichten in Werder und Potsdam, später in Potsdam bei der Regierung beschäftigt. 1884 ward seine Laufbahn plötzlich und in entscheidender Weise durch die in jenem Jahre in Berlin erfolgte Gründung der Gesellschaft für deutsche Colonisation unterbrochen. Sie, deren Seele Karl Peters war, wollte durch kühnes Vorgehen dem deutschen Vaterlande Colonien verschaffen. Neben Peters betheiligte sich als Schriftführer jener Vereinigung auch J., sein alter Schulfreund vom Pädagogium zu Ilfeld, eifrigst an seinen Bestrebungen und hat neben Peters das meiste zur Erwerbung Deutsch-Ostafrikas beigetragen.

Am 24. September 1884 traten Peters, J., Graf Pfeil und Kaufmann Otto unter falschem Namen und in größter Heimlichkeit die erste abenteuerliche Expedition nach Ostafrika an. Am 4. November landeten sie in Sansibar, sechs Tage später fuhren sie nach Vollendung ihrer Ausrüstung zum Festland hinüber und brachen am 12. November mit einer von einem indischen Kaufmann gemieteten Karawane nach Saadani landeinwärts auf. Dem Wamifluß folgend, erreichten sie in Eilmärschen die Landschaft Usagara, worauf Peters und J. in mühevoller Wanderung zur Küste zurückkehrten. In der überraschend kurzen Zeit von sechs Wochen wurden trotz geringer Mittel, mangelhafter Ausrüstungen und sonstiger Schwierigkeiten durch zwölf Verträge mit zehn unabhängigen Häuptlingen die küstennahen Festlandslandschaften Useguha, Ukami, Unguru und Usagara, zusammen ein Gebiet von 150 000 qkm, für die Gesellschaft für deutsche Colonisation erworben und später durch Kaiserlichen Schutzbrief unter den Schutz des Reiches gestellt. J., der in Sansibar als Generalvertreter der Gesellschaft zurückgeblieben war, wurde vom Reiche mit der Ausübung der Gerichtsbarkeit in den neu erworbenen Gebieten betraut und dem Kaiserlichen Generalconsulat in Sansibar unterstellt.

Da Peters und die andern Leiter der inzwischen aus der Gesellschaft für deutsche Colonisation hervorgegangenen Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft erkannten, daß man es bei den bisherigen Erwerbungen nicht bewenden lassen dürfe, wurden zahlreiche neue Expeditionen ausgesandt, deren eine infolge telegraphischen Auftrages J. zum Kilimandscharo führen sollte. Mit Premierlieutenant Weiß brach er am 10. Mai 1885 von Pangani auf, um einer dasselbe Ziel aufsuchenden Expedition des Sultans von Sansibar unter Leitung des englischen Generals Matthews zuvorzukommen. Beide Expeditionen trafen am Kilimandscharo zusammen, zogen aber schweigend aneinander vorüber. Längs des Panganiflusses ging es rasch durch das fruchtbare Usambara und die öde Steppe nach Taveta im Vorland des Kilimandscharogebietes und schließlich nach Moschi, dem Hauptorte Mandaras, des mächtigsten und völlig unabhängigen Sultans in dem am Südhange des Kilimandscharo gelegenen Dschaggaland. Mit Mandara ward feierlich Blutsfreundschaft geschlossen. Nach viertägigem Aufenthalt wurde der Rückweg angetreten, der in Eilmärschen längs der Südseite des Paregebirges, durch Usambara und schließlich in rascher Bootfahrt den Pangani abwärts nach Pangani führte, wo J. am 5. Juli ankam, um am nächsten Tage in Sansibar einzutreffen. Die auf dieser Expedition geschlossenen Verträge führten zur Anerkennung der Oberhoheit der D. O. A. G. und später zur Erwerbung des gesammten Landes von Pangani bis zum Kilimandscharo einschließlich an Deutschland.

Abgesehen von einer Reise nach Usagara vertrat J. die Interessen der

D. O. A. G. in Sansibar. Im März 1886 zu einer längeren Erholungsreise nach Deutschland zurückgekehrt, trat er schon im August desselben Jahres eine neue Expedition in das wegen seiner fanatischen Bewohner berüchtigte Somaliland an, wo kurz zuvor Hörnecke und v. Anderten für die D. O. A. G. thätig gewesen waren. Er sollte durch Erwerbung der Benadirküste eine Verbindung zwischen den Besitzungen der D. O. A. G. an der Suaheli- und Somaliküste herstellen. Doch wurden die hier erworbenen Besitztitel von der Reichsregierung nicht anerkannt und im Sansibarvertrage 1890 sämmtlich wieder aufgegeben.

Auf dem Dampfer „Isolde" fuhr J. mit Lieutenant Güntter und Kaufmann Janke am 6. August von Hamburg ab und landete zunächst in Halule im nördlichen Somaliland. Da die Einfahrt in den Djubfluß wegen der starken Küstenbrandung unmöglich war, so wurde in Sansibar erst ein tüchtiges Walboot beschafft, das aber in der wüthenden Brandung vor der Djubmündung umschlug. Lieutenant Güntter und zwei Matrosen fanden hierbei den Tod. Dennoch gelang es J., bis zum 29. October mit den unabhängigen Häuptlingen längs der Benadirküste von Warschekh und Makadischu bis nach Kitu Verträge abzuschließen und an der Wubuschimündung die Station Hohenzollernhafen (Port Durnford) anzulegen. Eine größere Sendung von Ausrüstungsgegenständen war dorthin bereits unterwegs, als J. in Kismaju, einem dem Sultan von Sansibar gehörenden Küstenplatze, wo er seit Anfang November weilte, nach anfangs freundlicher Aufnahme am 1. December 1886 von den Somalis, wie es scheint, im Auftrage des Sultans von Sansibar, erst 30 Jahre alt, heimtückisch ermordet wurde, nachdem er inzwischen zum Generalbevollmächtigten der D. O. A. G. für die Somaliküste ernannt worden war. Die Gesellschaft verlor in dem verdienstvollen, mit seltener Energie ausgestatteten Manne einen ihrer bedeutendsten Pioniere, die deutsche coloniale Sache einen ihrer begeistertsten Verfechter.

K. Jühlke, Die Erwerbung des Kilimandscharogebietes. Kölnische Ztg. 1886, auch selbständig, Berlin 1886. — K. Jühlke, Meine Wanderung nach dem Kilimandscharo. Ebd. 1886, Nr. 152—160. — Weiß, Meine Reise nach dem Kilimandscharogebiet. Berlin 1886. Kurt Hassert.

Jung: Jacob Friedrich Alexander J., Publicist, Dichter, Litterarhistoriker und Kritiker von allgemein anerkannter Bedeutung, geboren am 28. März 1799 zu Rastenburg in Ostpreußen, † zu Königsberg i. Pr. am 20. August 1884. Der Vater, ein Magdeburger, war Doctor der Medicin und Regimentsarzt im Regiment von Dierke, das später nach Braunschweig verlegt wurde. Er war ein Mann von hellem Verstande und trotz aller Weichheit seines Gemüthes eine durchaus realistische Persönlichkeit, seiner religiösen Auffassung nach ein Deist und voll Enthusiasmus für den Freimaurerorden, dem er angehörte. Er sammelte mit Verständniß Gemälde, Bücher und Kleinodien. Die Mutter, eine geborene Lieders, stammte aus Potsdam, sie war ein ätherisches Wesen, ausgezeichnet durch Schönheit und Liebenswürdigkeit. Unter den Herrnhutern erzogen, lebte sie in inniger Frömmigkeit ausschließlich ihrer Pflicht, beschäftigte sich gerne mit Musik und Poesie und dichtete fromme Lieder. Sie starb aus Anlaß einer Zwillingsgeburt, bei der Alexander der ältere war, der jüngere Bruder folgte gleich nach der Geburt der Mutter. Die Eigenart der Eltern lebte im Sohne fort. Vom Vater erbte er die Entschiedenheit und Hartnäckigkeit, mit der er was er wollte, erfaßte und durchführte, von der Mutter die Zartheit und Weichheit der Empfindung und die Liebe den Menschen gegenüber. Hätte er nur einen kräftigeren, widerstandsfähigeren Körper erhalten! Bis in sein achtes Jahr mit der englischen Krankheit

behaftet, entwickelte er sich physisch recht langsam. Seine ganze Kindheit hindurch war er leidend und bildete schon früh in sich das Talent aus, durch trübe Vorstellungen sich Seelenqualen zu bereiten. Bis in sein zwölftes Jahr wurde er zu Hause unterrichtet, zu Braunsberg besuchte er die Elementarschule und darauf das katholische Gymnasium, obgleich er evangelischer Confession war. Der Schulbesuch wurde durch häufige Krankheiten, besonders durch ein früh sich einstellendes Augenübel unterbrochen. Da der Vater des Krieges wegen meistens abwesend war, wuchs der Sohn in fast klösterlicher Einsamkeit auf, die reichen Sammlungen seines Vaters entzündeten früh seine Phantasie. Auf dem Gymnasium verdankte er das meiste dem Leiter der Anstalt, dem Geistlichen Schmülling, der nicht blos ausgezeichneten Unterricht in Mathematik und in den classischen Sprachen ertheilte, sondern dem jungen Grübler, der sich früh mit religiösen Zweifeln plagte, ein einsichtsvoller Seelenleiter wurde. Durch ihn lernte J. die Wissenschaft um ihrer selbst willen lieben und seinem Leben durch die Beschäftigung mit der schönen deutschen Litteratur eine höhere Weihe geben. J. feierte ihn später im „Rosmarin“ als Cölestin und in dem unten aufgeführten Aufsatze. Da J. sich in seiner übergroßen Gewissenhaftigkeit noch nicht für reif hielt, verließ er die Oberprima, ohne sich der Abgangsprüfung zu unterziehen. Da das Augenleiden sich verschlimmerte, steigerte sich auch seine Hypochondrie. Der Selbstmord eines überaus begabten Freundes, Hermann Jannert, † am 1. September 1822, der auf seine geistige Entwicklung den günstigsten Einfluß geübt, versenkte seinen Geist in trübe Melancholie, und warf ihn in immer stärkere religiöse Zweifel, aus denen er sich nur mit Schmülling's Hülfe herausarbeiten konnte. Als er um den Freund trauerte, lernte er seine spätere Braut, Johanna Heubach, unter recht traurigen Umständen kennen, gerade als man ihren Bruder, der beim Baden vom Schlage betroffen worden, todt in ihr elterliches Haus trug. Jung's Vater war unterdessen heimgekehrt, nahm seinen Wohnsitz in Danzig und hoffte, daß der Sohn sich der Landwirtschaft widmen und eine reiche Erbin, die er ihm schon ausgesucht hatte, heirathen werde. Er war wenig zufrieden, als er hörte, daß sein Sohn nur an Johanna dachte und Theologie studiren wollte. So verlebte J. einige sehr trübe Jahre, von seelischen und körperlichen Leiden gequält, in Danzig. Dann übernahm er eine Hauslehrerstelle auf dem Lande in der vortrefflichen Familie des Gutsbesitzers, Oberamtmanns Siegfried, dessen Frau, „eine der hervorragendsten Erscheinungen ihres Geschlechtes“, ihm eine wahre Mutter wurde, der er außerordentliches verdankte.

Durch Schleiermacher's Monologe aufs lebhafteste für diesen eingenommen, begab J. sich Michaelis 1826 nach Berlin. Er brauchte noch einige Zeit, sich auf die Abiturientenprüfung vorzubereiten, er bestand sie dort Michaelis 1827 mit dem Zeugniß Nr. 2. Darauf ließ er sich in Berlin immatriculiren, um Theologie und Philosophie zu studiren, hörte u. a. bei Marheineke, Neander, Schleiermacher, Lachmann, Boeckh, Ritter, Al. v. Humboldt, Hegel. Der letzte machte den tiefsten und nachhaltigsten Eindruck auf ihn. Ostern 1828 ging J. nach Königsberg, wo er noch acht Semester unter der Leitung von Lehnerdt, Olshausen und Herbart seine Studien fortsetzte und zum Abschluß brachte. Erhaltene Zeugnisse rühmen seine große Pflichttreue und seinen außerordentlichen Fleiß im Besuch der Vorlesungen.

Nachdem J. seine theologischen Prüfungen glücklich bestanden, predigte er mehrere Mal mit großem Erfolg. Er kannte damals nichts höheres, als an heiliger Stätte der Gemeinde das Heil zu verkünden. Er predigte beredt, warm und überzeugend. Einmal versagte ihm aber die Sprache so völlig, daß er auf den Rath des Arztes, zu seinem Leidwesen, der Kanzel entsagen mußte.

 war in Wirklichkeit ein Glück für ihn: das Predigtamt hätte ihn in kürzester
it, besonders damals, zu argen Conflicten geführt, da er sich bei seiner
rklichen Freisinnigkeit nicht an die herrschenden Formen halten konnte, sondern
ne immer größere Verinnerlichung und Vertiefung in den wahren Geist des
hristenthums anstrebte. Das war J. selbst klar, wie sich aus dem Gespräche
osmarin's mit dem Prediger Wilmsen im vierten Bande des „Rosmarin" er-
bt. — J. nahm nun wieder einen längeren Aufenthalt in Danzig. Sobald
 sich einigermaßen erholt hatte, kehrte er nach Königsberg zurück, wo er im
erbst 1833 Karl Rosenkranz kennen lernte, der damals gerade als Nachfolger
erbart's dorthin gekommen. Die beiden so verschiedenen und doch so geistes-
rwandten Männer, verband bald die innigste Freundschaft, die ohne jede
rübung bis zum Tode von Rosenkranz fortdauerte und beide über alle Maßen
glückte. Ueber den Lebenscultus der beiden, ihre regelmäßigen Sonnabend-
aziergänge hat J. ausführlich in dem unten angeführten Aufsatze über
osenkranz berichtet. Ebenso begeistert spricht sich Rosenkranz in seinen Briefen
 J. über diesen aus. So am 30. Januar 1836: „Wir sind nur zu Zweien
nz für uns; ein Dritter ist ein Mißton, weil wir zu harmonisch sind, uns
 schnell verstehen und nur sprechen, was uns interessirt, nicht die Welt. Ich
be vor Ihnen eine ungeheure Activität voraus, Sie haben vor mir den
aubergarten einer still schaffenden Phantasie voraus, die Ihnen zum Dämon ge-
orden." Im J. 1838 machten die Beiden eine größere Reise nach Dresden,
rag, Wien, Salzburg, München und Nürnberg, die bei J. unvergeßliche Ein-
ücke hinterließ. Sie brachte ihn mit einer Menge bedeutender Menschen zu-
mmen, in Dresden mit L. Tieck und J. Grimm, in Wien mit L. Uhland,
erd. Wolf, Endlicher, J. E. Veith, in München mit v. Schelling, v. Baader,
. Görres, Schubert, in Leipzig mit H. Marggraff, in Berlin mit Bettina
n Arnim und Varnhagen von Ense. Der beste Freund blieb Rosenkranz.
ls dieser in den vierziger Jahren ins Ministerium nach Berlin berufen
orden, war es für ihn „der härteste Verlust, der herbste Schmerz seines
cheidens von Königsberg", mit J. nicht mehr allwöchentlich verkehren zu können.
r fühlte dort die innigste, schmerzlichste Sehnsucht nach dem Freunde. Er
eute sich darauf, wieder mit ihm zusammen zu sein, „um das Füllhorn seiner
lumen und Früchte", die er in Berlin sammle, auszuschütten, dann werde auch
. einen großen Gewinn haben, tausend Dinge anders verstehen lernen und
ine Phantasie, seine Vernunft mit neuen Anschauungen befruchten. Gerade
. werde ihm dann Dank wissen für sein Märtyrerthum in Berlin. Am
. Mai 1849 schrieb er: „Wenn Gott mir die Wohlthat erzeigte, einst, recht
ald, mit Ihnen alles, was ich seit dem 11. Juli 1848 erlebt, im Spiegel
er Idee durchzudenken und recht zu erkennen, welche Wonne würde mir das
ein!" Auch später bewährte sich Rosenkranz J. gegenüber als wahrer Freund.
r verwandte sich 1859 mit bestem Erfolge für ihn bei dem Comité der
Schillerstiftung zu Dresden. Er glaubte damit eine Pflicht gegen die Humanität
nd Litteratur, eine Pflicht gegen die Manen Schiller's zu erfüllen, der für
J. gewiß eine besondere Sympathie gefühlt haben würde. Dieser verdienst-
volle und merkwürdige Mann habe eine Reihe von Jahren durch vielfaches
Mißgeschick in einer äußerst kümmerlichen Lage verbracht. Die Stadt Königs-
berg wie die Provinz habe zeitweise versucht, sie ihm zu erleichtern, allein die
Länge der Dauer und das Maß des Leidens habe es unmöglich gemacht, ein
für allemal zu helfen. Das Schiller-Comité werde durch Gewährung einer
Unterstützung an J. seine Gunst gewiß einem der Würdigsten unter den
deutschen Schriftstellern zuwenden. Eine solche Unterstützung sei nicht bloß ein
Act der Wohlthätigkeit, sondern nicht minder eine Auszeichnung für den

Empfangenden. J. erhielt infolge dessen die erbetene Unterstützung bis an sein Lebensende. Kehren wir zu den Lebensereignissen Jung's zurück.

Im Frühjahr 1834 führte er seine Johanna heim, sie brachte ihm unsagbares Glück und Freude, aber auch schwere Krankheit ins Haus. Sie verstand ihn durchaus und würdigte sein Denken und Wirken in der rechten Weise. Fünf Kinder schenkte sie ihm, 1835 Ottilie, 1836 Arthur (später Lieblingsschüler von K. Lehrs, als Gymnasialoberlehrer 1890 gestorben), 1838 Elvira, 1842 Ida (nach fast lebenslangem schweren Leiden 1889 gestorben). Die Mutter selbst mußte oft und lange krank liegen, † 1868 ebenfalls nach schweren Leiden. Die älteste Tochter, die zur Lehrerin ausgebildet worden, mußte das Unterrichten infolge eines Halsleidens einstellen, das sie sich in der Schule und als Vorleserin ihres Vaters, dem die Augen oft den Dienst versagten, zugezogen hatte. Sie war der Engel des Hauses, pflegte mit unermüdlicher Geduld Mutter und Schwester, sowie den Vater, der oft durch Kränklichkeit aller Art niedergedrückt wurde.

Am 21. März 1836 erhielt J. von Jena den philosophischen Doctor, etwas später wurde er auf den Vorschlag des Regierungsschulrathes Dr. Lucas Mitglied der Deutschen Gesellschaft zu Königsberg. Er trat in eine Lehrerstelle an der französischen höheren Töchterschule, die unter der Leitung des Predigers Detroit stand, ertheilte Privatunterricht in deutscher Litteraturgeschichte und hielt häufig mit reichem Beifall öffentliche Vorlesungen, die sich eines zahlreichen Besuches erfreuten. So entdeckte er allmählich seinen Beruf als Schriftsteller. Rosenkranz hatte ihn auf seine zweifelloseste Anlage zur Ironie, zur Satire, zum Humor und zum schärfsten Sarkasmus aufmerksam gemacht. Mit glühendem Eifer und höchster Begeisterung wirkte J. bis zu seinem Lebensende, trotz innerer und äußerer Bedrängnisse, unentwegt in diesem Berufe, der ihm bei seiner echten Religiosität als ein heiliger erschien, als ein Priesterthum ohne gleichen.

Geleitet von einem unwiderstehlichen Rechtlichkeitsgefühl trat er offen und entschieden auf gegen jedweden Zwang in Staat und in Kirche. Er war ein erklärter Gegner des Preßzwangs, des Pfaffenthums und des litterarischen Parteiwesens, ein unermüdlicher Vorkämpfer für Denk- und Gewissensfreiheit und der eifrigste Vertreter schriftstellerischer Originalität. So bekämpfte er unerschrocken die Verirrungen des Pietismus und deckte schonungslos verschiedene sociale Schäden und Mißbräuche auf. Mit Einsicht und Verständniß trat er als einer der ersten für K. Gutzkow und für Ch. Sealsfield auf. Seine zahlreichen Schriften athmen sämmtlich, von der ersten bis zur letzten, einen Idealismus, der keine Schranken kannte, den Rosenkranz passend als gigantisch bezeichnete, wie er auch Jung's Sprache ekstatisch nannte. Leider gestattete J. den Freunden keinerlei Einwirkung auf seine Schriftstellerei. Er wollte lieber auf eigene Weise geistlos sein, als sich mit fremden Federn schmücken. Besonders zu beklagen ist, daß er ihnen kein Gehör schenkte, wenn sie ihn immer aufs neue mahnten, seine Bücher mehr für die größere Lesewelt einzurichten, den Vortrag leutseliger und allgemeinverständlicher zu gestalten, knapp und präcise zu schreiben. Er ließ sich weder durch die Mahnungen der Freunde bestimmen, noch durch die Wahrnehmung, daß selbst seine besten Bücher geringen Absatz fanden, und mehrere Verleger, die früher seinen Wünschen aufs liebenswürdigste entgegengekommen waren, seine neuen Verlagsanträge entschieden ablehnten. Es mag eine Folge der häufigen öffentlichen Vorlesungen gewesen sein, daß J. über das Erlaubte hinaus in der Fülle des Ausdrucks, in einer wahren Fluth von Pleonasmen, allen möglichen Zwischenschiebungen, Berichtigungen, Beschränkungen und Erweiterungen in derselben

Periode schwelgte. Er fühlte sich mit Recht als Meister der Sprache, aber er
annte kein Maß, keine Beschränkung. Seine kleineren Aufsätze, die sich in
estimmten Schranken halten mußten, sind meist vorzüglich. Mit liebevoller
Hand und feinstem Verständniß schrieb er seine zahllosen litterarischen Kritiken,
mmer vom Einzelnen ins Ganze gehend. Nach Verdienst lobt Rosenkranz die
Briefe Jung's, die ihm das glänzendste Denkmal setzen würden. Ein andres
Mal redet er von den geistberauschenden Briefen Jung's.

Drei Jahre redigirte J. das Königsberger Literaturblatt, unterstützt von
einen Freunden, besonders von Rosenkranz, der ihm gleich anfangs strenges
Maßhalten zur Pflicht gemacht hatte mit den Worten: „freimüthig muß man
ein, aber Maß halten, nicht im Verletzen ein point d'honneur, einen un-
eitigen Heroismus suchen". Varnhagen von Ense erkannte, „ungeachtet der
chtbar ungünstigen Umstände", mit denen J. zu kämpfen hatte, „den un-
weifelhaft edlen und hohen Sinn", der seine „Zeitschrift im Gewühl der
eitschriften unterschied". Später, 25. März 1845, freute er sich, daß J.
ie Qual des Litteraturblattes los warde. Er rieth ihm, das Blatt getrost
afzugeben, und fuhr fort: „Daß wir in Deutschland keines haben, das dem-
lben an reinem Eifer, an edler Haltung und Gewissenhaftigkeit gleichzusetzen
äre, muß Ihnen zum Trost gereichen. Ich glaube, in unsern aufgelösten,
rwirrten Zuständen wird noch lange der Boden fehlen, auf dem eine Zeit-
rift für ehrliche, gediegene und dabei doch lebhafte Kritik gedeihen könnte".
chon vorher hatte J. für die Königsberger Zeitungen, für die Blätter für
erarische Unterhaltung, für das Magazin für die Literatur des Auslandes
a. geschrieben, was er bis in sein hohes Alter mit seltener Geistesfrische
rtsetzte. Für seine Gedichte, weder für die lyrischen, unter denen viele von
önstem poetischen Gehalte sind, noch für sein Epos „Don Alonso", konnte
trotz der eifrigsten Bemühungen seiner Freunde einen Verleger finden.
eine Novelle „Der Bettler von James Park", 1850, las Varnhagen von
nse mit wärmstem Antheil. Er schloß eine längere Beurtheilung im Briefe
m 2. October 1850 mit den Worten: „Ihr erster Versuch ist in jedem Fall
n höchst werthvoller, prächtiger, in jedem Fall eines der edelsten und ge-
egensten Erzeugnisse der heutigen Litteratur!" Ohne Grund nannte J.
omane seinen „Rosmarin oder Die Schule des Lebens. Roman in fünf
heilen", 1862, der als Autobiographie ausgezeichnet ist, und seinen „Darwin.
n komisch-tragischer Roman in Briefen an einen Pessimisten. In drei
änden", 1873, der besser den ursprünglichen Titel: „Rücksichtslose Briefe"
halten hätte. Die litterarhistorischen Werke sind die besten Arbeiten Jung's,
zeugen für die wissenschaftlichen Fortschritte ihres Urhebers: 1837 „Briefe
er die neueste Literatur", 1842 „Vorlesungen über die moderne Literatur
r Deutschen", 1848 „Charaktere, Charakteristiken und vermischte Schriften",
ei Bände, „Friedrich Hölderlin und seine Werke. Mit besonderer Beziehung
f die Gegenwart", 1854 „Goethes Wanderjahre und die wichtigsten Fragen
s 19. Jahrhunderts", 1856 „Briefe über Gutzkow's Ritter vom Geiste",
864 „Fr. W. Joseph von Schelling und eine Unterredung mit demselben zu
ünchen". Von seinen übrigen Werken, die mit Vorliebe sociale Fragen
handeln, verdienen noch heute besondere Beachtung: 1840 „Königsberg in
reußen und die Extreme des dortigen Pietismus", 1844 „Vorlesungen über
ciales Leben und höhere Geselligkeit", 1845 „Ueber Freisinnigkeit innerhalb
s Gesetzes", 1846 „Königsberg und die Königsberger", 1847 „Frauen und
änner oder über Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft der beiden Ge-
lechter, ein Seitenstück zu den Vorlesungen über sociales Leben und höhere

Geselligkeit", 1858 „Das Geheimniß der Lebenskunst. Ein Wanderbuch für alle Freunde des Nachdenkens und der Erhebung", zwei Theile, 1875 „Panacee und Theodicee. Illustrationen, Caricaturen der Gegenwart und Grundlinien einer neuen Weltanschauung", zwei Theile, 1880 „Moderne Zustände".

Das Aeußere Jung's beschreibt Rosenkranz am Ende des Manuscriptes seiner Charakteristik Jung's, von der die Illustrirte Zeitung nur einen Auszug gebracht: „In seinem Gesicht spiegeln Nase, Mund und Kinn die Güte, Milde Weichheit seiner Seele. Seine Augen haben etwas Schwimmendes, wie in eine unermeßliche Ferne Versinkendes. Seine Stirn aber ist ein riesiges Gewölbe, in welcher die machtvollste Gedankenarbeit ausreichendsten Raum findet; und sein Scheitel, dem des Paracelsus ähnlich, zeigt die Tendenz zur Andacht, zum Enthusiasmus."

Reiche Mittheilungen aus Jung's litterarischem Nachlaß durch die Güte des Fräulein Ottilie Jung zu Königsberg, u. A. Briefe von H. Brockhaus, B. Goltz, K. Gutzkow, Fr. Hebbel, K. Rosenkranz, Varnhagen von Ense. — Selbstbiographie in N. Pr. Prov.-Bll. XII, 2. u. 3. Heft. — (Marggraff) Unsere Zeit VIII, 652—654. — (K. Rosenkranz) Illustrirte Zeitung, 1872, Nr. 1497 (Geillustreerde Nieuws, 1872, Nr. 31) mit Porträt. Das ausführliche Manuscript dieses Artikels von der Hand K. Rosenkranz'. — (R. v. Gottschall) Blätter f. literar. Unterhaltg., 1884, Nr. 36. — Reiches biographisches Detail in den Nachrufen, die Jung geschrieben: Schmülling, Pastoralblatt für die Diöcese Ermland 1877, IX, 79—82. — K. Rosenkranz, Gegenwart 1879, XVI, 53—56, 72—76, vor allem in dem autobiographischen Werke: „Rosmarin" (Coelestin = Schmülling, Abelard = Schleiermacher, Parmenides = Hegel, Mörike = Marheinecke, Bernhard = Neander, Ernestine = Frau Oberamtmann Siegfried, Armin = H. Jannert u. s. w.) Al. Reifferscheid.

Jungmann: Bernard J., katholischer Theologe, geboren am 1. März 1833 zu Münster i. W., † am 6. Januar 1895 zu Löwen. Er machte seine Gymnasialstudien in Münster, die theologischen Studien theils an der Akademie daselbst, theils im Collegium Germanicum zu Rom, wo er am 6. Juni 1857 die Priesterweihe empfing und Dr. phil. et theol. wurde. 1859 wurde er Kaplan an der St. Aldegundis-Kirche zu Emmerich, im Herbst 1861 Lehrer der Philosophie in Roulers in der Diöcese Brügge, Herbst 1865 Professor der Dogmatik im Priesterseminar zu Brügge, Ehrendomherr von Brügge, 1871 Professor der Kirchengeschichte und Patrologie an der katholischen Universität zu Löwen. — Werke: „Institutiones theologiae dogmaticae specialis" („Tractatus de gratia", Brüssel 1868, 6. Aufl. Regensburg 1896; „Tractatus de Deo uno et trino", Regensburg 1870, 5. Aufl. 1899; „Tractatus de Deo creatore", ebd. 1871, 5. Aufl. 1900; „Tractatus de novissimis", ebd. 1871, 4. Aufl. 1898; „Tractatus de Verbo incarnato" ebd. 1872, 5. Aufl. 1897); „Brevis analysis tractatus de Deo uno et trino" (Regensburg 1874); „Brevis analysis tractatus de novissimis" (ebd. 1874); „Brevis analysis tractatus de Deo creatore" (ebd. 1875); „Institutiones theologiae dogmaticae generalis. Tractatus de vera religione" (ebd. 1874, 4. Aufl. 1895); „Dissertationes selectae in historiam ecclesiasticam" (7 Bde., ebd. 1880—1887). Ferner gab J. in 2. Aufl. heraus: „Josephi Fessler quondam episcopi S. Hippolyti Institutiones Patrologiae quas denuo recensuit, auxit, edidit Bernardus Jungmann" (2 Bände in 3 Theilen, Innsbruck 1890—1896). In der Zeitschrift für katholische Theologie erschien die Arbeit: „Clemens V. und die Aufhebung des Templerordens" (5. Jahrg. 1881, S. 1—33, 389—452, 581—613). Kleinere Aufsätze im Katholik 1870, 1871, 1893. Für die

Auflage des Kirchenlexikons von Wetzer und Welte (1882 ff.) schrieb J. eine
ßere Zahl von meist biographischen Artikeln.

E. Raßmann, Nachrichten von dem Leben und den Schriften Münster-
ändischer Schriftsteller, Neue Folge (Münster 1881), S. 113.

Lauchert.

Jungmann: Joseph J., Jesuit, Bruder des Vorigen, geboren am 12. No-
ber 1830 zu Münster i. W., † am 25. November 1885 zu Innsbruck.
absolvirte die Gymnasialstudien und die philosophischen Studien in Münster,
theologischen Studien 1850—1856 im Collegium Germanicum in Rom
wurde in Rom 1855 zum Priester geweiht. Am 15. Mai 1857 trat er
die Gesellschaft Jesu ein. 1858 wurde er ordentlicher Professor für geist-
Beredsamkeit und Katechetik an der Universität und Professor der Liturgik
theologischen Convict zu Innsbruck. — Sein erstes Hauptwerk erschien
t unter dem Titel: „Die Schönheit und die schöne Kunst. Nach den An-
uungen der sokratischen und der christlichen Philosophie in ihrem Wesen dar-
llt" (Innsbruck 1866; ins Spanische übersetzt von Orti y Lara: „La
eza y las bellas artes", Madrid 1874); die beiden weiteren Auflagen
en den Titel: „Aesthetik" (2., vollständig umgearbeitete und wesentlich er-
erte Auflage des Buchs: „Die Schönheit und die schöne Kunst", Freiburg i. Br.
4; 3. Aufl. in 2 Bdn., 1886). Sein zweites Hauptwerk: „Theorie der
lichen Beredsamkeit. Akademische Vorlesungen" (2 Bde., Freiburg i. Br.
7—78; 2. Aufl. 1883; 3. Aufl. 1895; bildet einen Bestandtheil der
er'schen Theologischen Bibliothek). Weitere Schriften: „Das Gemüth und
Gefühlsvermögen der neueren Psychologie" (Innsbruck 1868; 2. Aufl.
5); „Die Jesuiten in Tirol und ihre Gegner" (Freiburg i. Br. 1869);
nf Sätze zur Erklärung und wissenschaftlichen Begründung der Andacht
heiligsten Herzen Jesu und zum reinsten Herzen Mariä" (Freiburg i. Br.
9); „Die Andacht zum heiligsten Herzen Jesu und die Bedenken gegen die-
" (Innsbruck 1871, 3. Aufl. Freiburg i. Br. 1885); „Gefahren belle-
ischer Lectüre" (Innsbruck 1872, 2. Aufl. Freiburg i. Br. 1884); ferner
rere Gebet- und Andachtsbücher.

E. Raßmann a. a. O., Neue Folge (Münster 1881), S. 113 f. —
ommervogel, Bibliothèque de la Compagnie de Jésus, T. IV (1893), 884 s.

Lauchert.

Junker: Johann Wilhelm J., Afrikaforscher, wurde am 18. April
0 in Moskau von deutschen Eltern geboren. Sein Vater, Inhaber eines
utenden Bankhauses, ein weitgereister Mann von regem und vielseitigem
te, stammte aus Göttingen, die zur Schwermuth neigende Mutter aus
warzburg. Im Sommer 1840 siedelte die Familie nach St. Petersburg,
August 1844 nach Göttingen über, wo der Vater, der seinen Kindern eine
sche Erziehung zu geben wünschte, bereits nach drei Jahren starb. Der
refflich beanlagte Knabe wurde anfangs durch Hauslehrer unterrichtet,
1 aber nach Wiesbaden, später nach Lausanne in eine Erziehungsanstalt
acht. In den Ferien unternahm er wiederholt größere Fußreisen in die
en und durch Mitteldeutschland. 1855 kehrte die Mutter mit den Kindern
ihren Verwandten nach St. Petersburg zurück. Nachdem der Sohn das
ige deutsche Gymnasium absolvirt hatte, studirte er seit 1860 zunächst in
pat, dann in Göttingen Medicin. Obwol er ein sehr gesetzter Jüngling von
er Ordnungsliebe und regem wissenschaftlichen Sinn war, betrieb er das
dium doch nur mit mäßigem Erfolge, sodaß es ihm nicht gelang, die erste
emische Prüfung zu bestehen. Deshalb kehrte er Göttingen verdrießlich
Rücken und begab sich nach Prag, wo er ernsthafter als bisher zu arbeiten

begann. Dabei entstand in ihm nach und nach der Wunsch, nicht den ärzt lichen Beruf, sondern den des Forschungsreisenden zu ergreifen, da ihm di Sehnsucht nach fremden Ländern und Völkern als väterliches Erbtheil im Blut lag und da ihm günstige Vermögensverhältnisse erlaubten, ganz seinen Neigungen zu leben. Er begab sich deshalb wieder nach St. Petersburg und eignete sich hier die für wissenschaftliche Reisen nöthigen Vorkenntnisse namentlich auf sprachlichem und naturkundlichem Gebiete an. 1869 glaubte er sich soweit gefördert, um versuchsweise seine erste Forschungsreise antreten zu können. Angeregt durch die Berichte Kane's, Nordenskiöld's und anderer Polarfahrer reiste er im Mai zur See von St. Petersburg nach Stockholm, durchquerte Scandinavien und begab sich dann über Kopenhagen nach Island, wo er sich hauptsächlich ornithologischen Studien widmete. Er durchzog die Insel von der Hauptstadt Reykjavik bis zu dem nördlichen Hafen Akreyri, doch nöthigten ihn sein Heimweh und die unvorhergesehenen schweren Strapazen der Reise schon nach wenigen Wochen zur Umkehr. Nachdem er auf der Rückreise die Färöer und Schottland besucht hatte, ließ er sich wiederum in Göttingen nieder, um seine medicinischen Studien fortzusetzen und zu promoviren, was ihm diesmal auch glücklich gelang. Da seine Angehörigen wünschten, daß er auch in Rußland den Formen genügen und die medicinische Staatsprüfung bestehen sollte, ging er abermals nach Dorpat, doch wurden seine Prüfungsarbeiten für ungenügend befunden, sodaß er den festen Vorsatz faßte, sich niemals wieder irgend einem Examen zu unterziehen. Vielmehr beschloß er nun, sich noch weit gründlicher als bisher zum Forschungsreisenden auszubilden. Da ihn seine Erlebnisse in Island nicht zu einer zweiten Nordfahrt ermuthigten, erwählte er sich Afrika zum Forschungsgebiete. Um dort mit Erfolg auf unbetretenen Pfaden wandeln zu können, mußte er sich eine genaue Kenntniß des Arabischen, sowie eine ausreichende Vertrautheit mit den Sitten, Lebensgewohnheiten und religiösen Vorstellungen der dem Islam angehörigen Völker aneignen. Zu diesem Zwecke reiste er 1873 nach einem längeren Sommeraufenthalte in Unteritalien, wo er sich an das afrikanische Klima gewöhnen wollte, über Malta nach Tunis. Er hielt sich zunächst mehrere Monate hindurch in der Stadt selbst auf und durchzog dann auf vielen Kreuz- und Querfahrten den größten Theil der Regentschaft. Als er auch das benachbarte Algier kennen zu lernen wünschte, gerieth er in den Verdacht, ein deutscher Spion zu sein, weshalb er von den französischen Grenzbehörden zur Umkehr gezwungen wurde. Nachdem er sich eine genügende Kenntniß der arabischen Sprache und afrikanischer Sitten und Gebräuche angeeignet hatte, kehrte er Ende 1874 nach Hause zurück. Doch wirkten die gesammelten Eindrücke so mächtig in ihm nach, daß er beschloß, sobald als möglich eine große Reise nach dem unbekannten Innern Afrikas anzutreten.

Als er im August 1875 an dem internationalen Geographencongreß in Paris theilnahm, traf er mit dem glänzenden Dreigestirn der damaligen deutschen Afrikaforschung, mit Gustav Nachtigal, Gerhard Rohlfs und Georg Schweinfurth zusammen, die seine Pläne günstig aufnahmen und ihn mit werthvollen Rathschlägen unterstützten. Vor allem lenkten sie seine Aufmerksamkeit auf die Ursprungsländer des Nil, die sie ihm als ein aussichtsreiches, wenn auch gefahrvolles Forschungsgebiet bezeichneten. Da er keine Furcht vor Gefahren kannte, entschloß er sich, nach diesen Gegenden vorzudringen. Nachdem er sich in Berlin eine zweckmäßige Tropenausrüstung zusammengestellt hatte, begab er sich Anfang October 1875 über Triest nach Alexandria. Von hier aus trat er auf Gerhard Rohlfs' Veranlassung zunächst während der Monate November und December eine Reise in die Libysche Wüste an, um zu unter-

suchen, ob an der Küste entlang ein alter längst versandeter Nilarm nachzuweisen sei und um die räumliche Ausdehnung der noch niemals wissenschaftlich näher erforschten großen Bodensenkung unter den Meeresspiegel zu ermitteln, die Rohlfs früher dort festgestellt hatte. Mit Empfehlungsbriefen der ägyptischen Regierung an die Beduinenstämme versehen, zog er zunächst in westlicher Richtung längs der Meeresküste hin, ohne den vermutheten Nilarm entdecken zu können, wendete sich dann in Zickzackmärschen nach Südosten, erreichte die Oase des Jupiter Ammon, besuchte die koptischen Klöster des Natronthals, in denen er sich vergeblich bemühte, Handschriften für die Petersburger Bibliothek zu erwerben, erforschte die elf kleinen Natronseen und gelangte endlich nach mühseligen Wüstenmärschen in die Oase Fajjum, von wo aus er mit der Bahn nach Kairo fuhr. Hier traf er mit Theodor von Heuglin und Georg Schweinfurth zusammen. Der erstere machte ihn darauf aufmerksam, daß es ein verdienstliches Unternehmen sein würde, das von Suakin am Rothen Meere nach Süden ziehende bisher unerforschte Chor Baraka gründlich zu untersuchen. J. erklärte sich sofort bereit, diese dankbare Aufgabe zu lösen. Im Februar 1876 fuhr er, begleitet von dem württembergischen Forstgehilfen Kopp, zu Schiffe von Suez nach Suakin, stellte hier eine Karawane zusammen und zog dann in südlicher Richtung durch das Chor Baraka in seiner ganzen Längenausdehnung bis Bela Genda südlich vom 16. Breitengrad, bis wohin Werner Munzinger vor wenigen Jahren vorgedrungen war. Dann wendete er sich nach Westen, erreichte am 29. März Kassala, überschritt den Atbara und den Blauen Nil und traf am 6. Mai in Chartum, der Hauptstadt des ägyptischen Sudan ein. Nachdem er hier seine ethnographischen und naturwissenschaftlichen Sammlungen geordnet und ergänzt hatte, gedachte er die Landschaften Kordofan und Darfur zu besuchen. Der Gouverneur von Chartum, Ismail Pascha, verweigerte ihm aber unter allerhand nichtigen Vorwänden die Erlaubniß zu dieser Reise, da er nicht wünschte, daß ein scharf beobachtender unabhängiger Reisender Einblicke in die verworrenen Verhältnisse dieser Gegenden gewinnen und die schweren Mißstände in ihrer Verwaltung zur öffentlichen Kenntniß bringen möchte. J. gab deshalb diesen Plan auf und schloß sich dem bald darauf in Chartum eintreffenden italienischen Reisenden Romolo Gessi an, mit dem er den Blauen Nil aufwärts bis Sennaar und den unteren Sobat bis zur Seriba Nasser befuhr. Unterdessen war Ismail Pascha nach Aegypten zurückgekehrt, um der Regierung über seine Eroberungszüge Bericht abzustatten. J. hätte nun ungehindert nach Darfur vordringen können, doch hörte er, daß daselbst eine Hungersnoth ausgebrochen sei. Deshalb beschloß er eine Reise in die heidnischen Negerländer im Gebiete der Zuflüsse des Weißen Nil anzutreten. Am 22. October verließ er Chartum und fuhr den Weißen Nil aufwärts. Bald nach der Abfahrt traf er auf einem entgegenkommenden Dampfer den Gouverneur der Aequatorialprovinz, General Gordon, der sich sehr für ihn interessirte und ihm ein Empfehlungsschreiben an die Befehlshaber und Beamten sämmtlicher ihm unterstellter Militärstationen mitgab, durch welches diese angewiesen wurden, dem Reisenden unentgeltlich Träger und Lebensbedürfnisse zur Verfügung zu stellen. Am 17. November kam J. fieberkrank in Lado an, wo er Gordon's Brief dem Regierungsarzte Emin Effendi (dem späteren Emin Pascha) übergab, der ihm gegenüber seine deutsche Abstammung verleugnete und sich für einen Türken ausgab. Um seine Gesundheit möglichst bald wiederherzustellen, blieb J. zwei Monate in Lado, legte umfangreiche wissenschaftliche Sammlungen an und studirte Sprache und Lebensweise der umwohnenden Bari-Neger. Am 22. Januar 1877 brach er im Gefolge einer Karawane auf und zog in westlicher Richtung durch die Landschaft Maka-

raka bis zur Militärstation Kabajendi, wo er nun länger als ein Jahr hindurch, vom Februar 1877 bis zum März 1878, sein Standquartier aufschlug. Auf zahlreichen Kreuz- und Querzügen, die sich zum Theil an militärische Expeditionen gegen arabische Sclavenhändler oder unbotmäßige Negerstämme anschlossen, drang er, oft unter großen Entbehrungen und Beschwerden, in die umliegenden Landschaften vor, erforschte die Gebiete der Flüsse Jei, Rohl, Tondj und Wau, sowie die Wasserscheide zwischen dem Bahr el Gebel und dem Quellgebiete des Uelle-Makua, besuchte die Mittu- und Kalika-Länder und kehrte dann am 29. März 1878 nach Lado zurück, wo er zum zweiten Male mit Emin zusammentraf, der ihm aus dem Schatze seiner reichen Erfahrung wichtige Mittheilungen und Rathschläge zu Theil werden ließ. Nachdem er seine mitgebrachten Sammlungen verpackt hatte, fuhr er den Nil abwärts nach Chartum und verkehrte hier längere Zeit in freundschaftlicher Weise mit Gordon. Da ihn aber Sehnsucht nach der Heimath erfaßte, trat er am 29. Juli die Rückreise an. Diese ging so schnell und glücklich von Statten, daß er bereits Ende September wieder in St. Petersburg war. Den Winter verbrachte er im Kreise seiner Angehörigen mit der Ordnung seiner Sammlungen und Aufzeichnungen. Seine Routenaufnahmen übersandte er der geographischen Anstalt von Justus Perthes in Gotha zur Bearbeitung. Sie bildeten die Grundlage für mehrere Karten, die später in Petermann's Mittheilungen erschienen (1879, Tafel 23 und S. 445; 1880, T. 4 und S. 81, T. 9 und S. 179; 1881, T. 20 und S. 411). Im Frühjahr 1879 begab er sich nach Deutschland, erstattete der Berliner Gesellschaft für Erdkunde Bericht über seine Forschungen (Verhandlungen 1879, VI, 204—217), besuchte Göttingen und andere Orte, an denen seine Jugenderinnerungen hafteten und rüstete sich dann für eine neue große Reise aus, die ihn abermals nach der ägyptischen Aequatorialprovinz führen sollte.

Im Herbst fuhr er über Triest nach Alexandrien. Am 16. October betrat er zum dritten Male den Boden Afrikas. Gemeinsam mit dem Präparator Friedrich Bohndorff, der ihm beim Sammeln von Naturgegenständen behilflich sein sollte, begab er sich über Suakin und Berber zunächst nach Chartum, wo er am 4. Januar 1880 eintraf. Dann fuhr er den Weißen Nil und den Bahr el Ghasal aufwärts bis zur Meschra-er-Rek. Von hier aus zog er zu Lande, zahlreiche südliche Zuflüsse des Djur überschreitend, bis zum Militärposten Dem Soliman, wo er seinem Freunde Gessi begegnete. Dann drang er nach Süden in das Gebiet der unabhängigen Niam-Niam-Stämme vor und richtete nahe bei dem Wohnorte des Fürsten Ndoruma eine neue Station Namens Lacrima ein, von wo aus er weite und ergebnißreiche Rundreisen unternahm. Die erste vom August bis zum December 1880 führte ihn in das Gebiet des Uelle-Makua, den er für den Oberlauf des Schari hielt. In den Jahren 1881 und 1882 erforschte er die Grenzländer der A-Madi- und A-Barmbo-Stämme am großen Uelle-Bogen, erreichte seinen südlichsten Punkt bei Teli am Nepoko und hielt sich dann bis zum November 1883 im Gebiete des Niam-Niam-Fürsten Semio auf. Da er das Uelle-Problem gelöst zu haben glaubte, wollte er nun seinen Rückmarsch antreten, fand aber den Weg nach dem Bahr el Ghasal durch einen Aufstand der Dinka-Stämme verlegt. Er wendete sich deshalb nach Osten und traf am 21. Januar 1884 bei Emin in Lado ein. Hier erfuhr er, daß der Mahdisten-Aufstand rasch um sich gegriffen und die Europäer in Lado vom Verkehr mit der Außenwelt abgeschnitten habe. Auch seine Sammlungen, die er nilabwärts vorausgeschickt hatte, waren in die Hände der Aufständischen gefallen. Ueberdies traf die Nachricht ein, daß der König von Uganda den Ausweg nach Süden verschlossen hätte. J.,

er sich großen Einfluß auf die unabhängigen Negerstämme zutraute, wollte rotzdem einen Durchbruchsversuch nach Süden wagen, um wenigstens seine Aufzeichnungen zu retten. Er fuhr deshalb im Januar 1885 den Bahr el Jebel aufwärts und begab sich zu dem Häuptling Anfina, der am Somerset-Nil oberhalb der Murchison-Fälle wohnte und sich bisher als Freund Emin's rwiesen hatte. Da er aber erklärte, den Weißen nicht helfen zu können, ehrte J. nach zehn Monaten zu Emin zurück, der sich unterdessen auf das Gerücht vom Falle Chartum's vor den Mahdisten nach Wadelai zurückgezogen hatte. Da Emin den ihm anvertrauten Posten auch jetzt noch nicht verlassen wollte, trennte sich J. am 2. Januar 1886 von ihm, drang abermals, da der Durchbruch nach Norden völlig aussichtslos erschien, nach Süden vor, fuhr über den Albert-See und kam zu Kabrega, dem Könige von Unyoro, der ihn unfreundlich behandelte. Glücklicherweise gelang es ihm, sich durch einen Boten n Verbindung mit den englischen Missionaren in Uganda zu setzen. Diese übersandten ihm Briefe und Zeitungen, aus denen er authentische Nachrichten über die Vorgänge im ägyptischen Sudan, über den Fall Chartum's, den Tod Gordon's und den Rückzug der Engländer erhielt. Zugleich erfuhr er, daß ein Bruder Ernst Friedrich eine Expedition unter der Leitung Gustav Adolf Fischer's zu seiner Rettung ausgesandt habe, die von Sansibar aus nach Lado vordringen sollte, der aber der Marsch durch Uganda verwehrt worden war. Er selbst erhielt nur mit vieler Mühe vom König Muanga die Erlaubniß, das Land zu betreten, das er ohne ausreichende Lebensmittel, dazu infolge eines Sturzes vom Reitthier an einer schmerzhaften Verletzung der Hüfte leidend und überdies durch einen Krieg zwischen den Wanyoro und Waganda gefährdet, unter großen Beschwerden durchzog. Im Juni traf er endlich am Victoria-See ein, über den er im Ruderboot fuhr. Anfang September kam r nach Tabora. Hier schloß er sich einer Karawane des arabischen Händlers Tippo Tipp an und erreichte glücklich am 29. November 1886 bei Bagamoyo ie Küste, nachdem er reichlich sieben Jahre ununterbrochen im dunkelsten Afrika ugebracht hatte. Ueber Sansibar begab er sich nach Suez, wo ihn eine Abordnung seiner Angehörigen und Georg Schweinfurth empfingen. In Kairo wurde er von Stanley besucht, der eben eine Expedition zum Entsatze Emin Pascha's ausrüstete. Nach einem kurzen Aufenthalt in Deutschland sah er im April 1887 seine Heimath St. Petersburg wieder, wo man ihn längst für verloren gehalten hatte.

Die Nachricht von der Rückkehr des kühnen Reisenden erregte in der ganzen ebildeten Welt lebhafte Theilnahme. Zahlreiche angesehene geographische Gesellschaften ehrten ihn durch Veranstaltung von Festsitzungen, durch Ernennung um Ehrenmitglied oder durch Verleihung einer Medaille. Um die ihm zuedachten Ehrungen persönlich in Empfang zu nehmen, trat er eine Rundreise urch Europa an, die ihn von St. Petersburg nach Berlin, Wien, Paris, London, Edinburg, Brüssel, Stockholm und anderen Hauptstädten führte. Ein Angebot des Königs Leopold von Belgien, ihm eine leitende politische Stellung n dem neu errichteten Congostaat zu übertragen, lehnte er mit Rücksicht auf ein Ruhebedürfniß und auf seine litterarischen Verpflichtungen ab. Nachdem r sich einigermaßen erholt hatte, begann er mit der Bearbeitung seiner glücklicherweise vollständig geretteten Tagebücher und sonstigen Reiseaufzeichnungen. Da er in Rußland nicht die nöthigen Hilfsquellen fand, begab er sich nach Deutschland. Zunächst verweilte er, um Justus Perthes' geographischer Anstalt in Gotha nahe zu sein, mehrere Wochen in Friedrichroda und Tabarz n Thüringen, wo er seine Routenaufnahmen revidirte, die unter der Leitung Bruno Hassenstein's zu trefflichen Karten der bereisten Gebiete verarbeitet

wurden. Dann ließ er sich in Wien nieder, wo er in Richard Buchta einen verständnißvollen Mitarbeiter und an dem Buchhändler Hugo Hölzel einen entgegenkommenden Verleger für sein geplantes großes Reisewerk gefunden hatte. Die wichtigsten wissenschaftlichen Ergebnisse seiner Reisen legte er in zwei Ergänzungsheften zu Petermann's Mittheilungen dar (Nr. 92—93, Gotha 1888—1889). Darin berichtet er zunächst über die Hydrographie, Orographie und Ethnographie des Uelle-Makua-Gebietes. Dann folgen seine Höhenbestimmungen und meteorologischen Beobachtungen, bearbeitet von Adolf Schmidt, endlich Berichte über seine kartographischen Arbeiten von Bruno Hassenstein. Beigegeben ist die werthvolle, nach Junker's Aufnahmen und anderen Quellen von Hassenstein entworfene Vierblattkarte von Centralafrika im Maßstabe 1 : 750 000. Kurz nach dem Abschluß dieser streng wissenschaftlichen Arbeit erschien der erste Band des Junker'schen Reisewerkes, dem sich in den beiden folgenden Jahren noch zwei weitere Bände anschlossen. Es ist betitelt: „Dr. Wilhelm Junker's Reisen in Afrika 1875—1886. Nach seinen Tagebüchern bearbeitet und herausgegeben von dem Reisenden" (Wien 1889—1891). Das Werk fand allgemeinen Beifall und gilt noch heute als eins der besten Bücher der deutschen Afrikalitteratur. Der dritte Band wurde ins Englische übersetzt (Travels in Africa during the years 1882 — 1886. Translated by A. H. Keane. London 1892). Eine russische Bearbeitung gab Professor Petri in St. Petersburg heraus. Der Text ist in Tagebuchform gegeben und durch zahlreiche Karten und Abbildungen erläutert. Außer den persönlichen Erfahrungen und Erlebnissen des Reisenden findet der Leser eine Menge interessanter Beobachtungen über Land und Leute in Centralafrika, Mittheilungen aus dem Thier- und Pflanzenleben, stimmungsvolle Naturschilderungen, Charakteristiken merkwürdiger Persönlichkeiten weißer und schwarzer Rasse, Darlegungen der politischen Verhältnisse und Vorgänge während des Mahdisten-Aufstandes, aber auch Berichte über aufregende Abenteuer und blutige Greuel. Die jahrelange angestrengte Arbeit an diesem Lebenswerke hatte Junker's ohnehin durch die Strapazen der Reise sehr geschwächte Gesundheit weiter verschlechtert, und er gelangte allmählich zu der Ueberzeugung, daß er nicht alt werden würde. Seine Ahnung sollte sich bald erfüllen. Nach der Vollendung des Druckes im October 1891 reiste er zu seinen Verwandten nach Rußland. Während des Winters wurde er von der Influenza befallen, deren Folgen er in St. Petersburg im Hause seiner Schwester am 13. Februar 1892 nach schweren Leiden erlag.

J. war ein Mann von mittelgroßem, kräftigem Körperbau. Seine Züge gibt das Bild wieder, das den ersten Band seines Reisewerkes schmückt. Seine Erfolge als Forscher verdankt er hauptsächlich seinen persönlichen Eigenschaften: seiner unerschütterlichen Ruhe und Besonnenheit, die ihn auch in Gefahren und scheinbar verzweifelten Lagen nicht verließ, seiner ungewöhnlichen Genügsamkeit und Bedürfnißlosigkeit, seiner körperlichen Widerstandsfähigkeit gegen Unbilden aller Art, seiner Gründlichkeit und Genauigkeit im Beobachten, seiner Geschicklichkeit in praktischen und technischen Dingen, die ihm über manche Schwierigkeiten hinweghalf, an denen andere Reisende scheiterten, seiner unerschöpflichen Geduld und seinem feinen Takt im Verkehr mit den Eingeborenen, mit denen er sich stets ohne Gewalt und Blutvergießen zu verständigen vermochte, sodaß sie ihn als ihren Freund, Berather, Vertrauensmann, Arzt und Wunderthäter schätzten. Er betrachtete den Neger als ein großes Kind, mit dem man durch Ruhe, Geduld und Freundlichkeit am besten auskommen kann. Er achtete ihn als Menschen, und so gelang es ihm, selbst bei den wildesten Menschenfressern durchzukommen, ohne je einen Schuß zu seiner Vertheidigung abgeben zu müssen.

i war er frei von übertriebener Humanität und wollte nichts von der
ebung der Haussklaverei und von der Einführung theologischer Vorstellungen
die Missionare wissen. Trotzdem war er kein grundsätzlicher Gegner der
on, aber er wünschte, daß sie sich begnügen möchte, die Eingeborenen zur
it und Ordnung zu erziehen. Seine Tagebücher befinden sich im Archiv
geographischen Anstalt von Justus Perthes in Gotha, seine naturwissen-
lichen und ethnographischen Sammlungen, soweit er sie nicht in Afrika
lassen mußte, im Museum der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften
t. Petersburg und im Museum für Völkerkunde in Berlin. Seine Wörter-
ichnisse aus zehn centralafrikanischen Negersprachen gab C. G. Büttner in
Zeitschrift für afrikanische Sprachen 2, 35—108 heraus, und Friedrich
er verarbeitete diesen Stoff in seiner Abhandlung über die äquatoriale
chfamilie in Centralafrika (Sitzungsberichte der kais. Akademie der Wissen-
en in Wien, philos.-hist. Classe 119 [1889] II).

Ludwig Hevesi, Wilhelm Junker, Lebensbild eines Afrikaforschers,
rlin 1896 (mit Bild). — Richard Buchta, Der Sudan unter ägyptischer
rrschaft, Leipzig 1888. — Petermann's Mittheilungen 38 (1892), S. 66
67 (H. Wichmann). — Ausland 65 (1892), S. 225—228 (W. Wolken-
ier). — Mittheilungen der k. k. geographischen Gesellschaft in Wien.
F. 25 (1892), S. 169—175 (L. Hevesi). — Westermann's illustrirte
tsche Monatshefte 74 (1893), S. 91—105 (H. Frobenius). — Geographisches
hrbuch 16 (1893), S. 483. — Mancherlei Nachrichten über J. enthalten
h die verschiedenen Werke und Aufsätze über Gordon, Emin, Lupton,
ssi und Casati, sowie über den Mahdisten-Aufstand. Berichte über seine
isen finden sich in fast sämmtlichen geographischen Zeitschriften des In-
Auslandes, am ausführlichsten in Petermann's Mittheilungen.

Viktor Hantzsch.

Jürgen, angeblich der Erfinder des Spinnrades im Jahr 1530. Die
Nachricht über ihn findet sich aber erst 1722 in der Braunschweig-
urg. Chronika von Ph. J. Rehtmeier (II, 879): „Eben dazumal (1530)
auch die Spinnräder, deren sich jetzo das Frauenvolk bedient, von einem
er und kunstreichen Steinmetzer und Bildschnitzer mit Namen Meister
n erdacht und hierher gebracht seyn, welcher Meister in einem Kruge
s Delper damals gewohnt, wovon derselbe Krug noch jetzo den Namen
daß er zum Spinnrade genannt wird. Dieser Meister hat auch das
phium des alten berühmten Patricii Gerhardi Pauls in der St. Martini-
gegen die Kanzel über gemacht und sein eigen Bildniß darunter ein-
en." Die gemeinte Wirtschaft zum Spinnrad besteht noch in Waten-
. Schon Görges (Vaterländ. Geschichten 1843, I, 269) bezweifelte die
rlässigkeit der Jahreszahl 1530, im Hinweis auf die sogenannte Glockendon-
der Großh. Bibliothek zu Wolfenbüttel von 1524. Auf S. 1963 des
n Bandes zeigt nämlich das untere Bild eine Hausfrau mit ihren
en spinnend; während diese noch die alte Spindel führen, sitzt jene an
Handspinnrade. Genau sind die Einzelheiten an der Spindel dieses
rates nicht in der Malerei wiedergegeben, doch stimmt der Typ des
nrades mit einer genauen Zeichnung überein, die ich kürzlich fand. Sie
in der Bilderhandschrift der Familie Waldburg-Wolfegg, die Essenwein
unter dem Titel „Mittelalterliches Hausbuch" reproducirte. Sicherlich
t diese Handschrift aus dem letzten Drittel des 15. Jahrhunderts. Das
nrad findet sich reproducirt in der Textil-Zeitung 1904, S. 1212. Als
der des Spinnrades oder auch des Spinnflügels kann J. hinfort nicht
auf 1530 angesetzt werden. Wie schon lange angenommen wurde, kann

er der Erfinder des Tretrades sein. Beglaubigt ist J. durch das noch bestehende, schon erwähnte Epitaphium.

Vgl. Andree im „Braunschweiger Magazin“ 1896, S. 103. — Feldhaus ebenda, 1905, S. 14. F. M. Feldhaus.

Just: Leopold J., Botaniker, geboren zu Filehne am 27. Mai 1841, † in Baden-Baden am 30. August 1891. Bis zum elften Lebensjahre besuchte J. das Beheim-Schwarzbach'sche Pädagogium in der Nähe seiner Vaterstadt und später das Gymnasium in Thorn, das er Ostern 1860 mit dem Reifezeugniß verließ. In der Absicht, sich dem Bergfach zu widmen, arbeitete er zunächst zwei Jahre lang praktisch in verschiedenen Bergwerken und Hütten Oberschlesiens, gab aber dann aus Rücksicht auf seine Gesundheit diesen Plan auf und bezog 1862 die Universität Breslau. Hier studirte er Naturwissenschaften, hörte Botanik bei Göppert, Zoologie bei Grube und Mineralogie bei Römer und war alsdann drei Semester lang in Zürich im chemischen Laboratorium von Städler thätig. Im Herbste 1866 nach Breslau zurückgekehrt, trat J. in das soeben von Ferd. Cohn begründete pflanzenphysiologische Institut als Praktikant ein. Auf Grund seiner Dissertation: „Keimung und erste Entwicklung von Sevale cereale unter dem Einfluß des Lichtes“ wurde er am 12. Februar 1870 zum Dr. phil. promovirt. Noch in demselben Jahre folgte er einem Ruf an die polytechnische Schule in Karlsruhe als Hilfslehrer für Agriculturchemie und physiologische Botanik, habilitirte sich, als 1873 der bis dahin vereinigte Lehrstuhl für Zoologie und Botanik getheilt wurde, als Privatdocent für Botanik, rückte ein Jahr darauf zum außerordentlichen und 1877 zum ordentlichen Professor an der inzwischen zur technischen Hochschule ernannten Anstalt auf. Diese Stelle bekleidete er bis zu seinem Tode. Seine schwankende Gesundheit nöthigte ihn wiederholt zu Unterbrechungen seiner Studien und seiner Lehrthätigkeit. So mußte er den ganzen Winter 1882/83 in Italien zubringen. Doch konnte diese Ausspannung die Entwicklung eines Herzleidens nicht aufhalten und ein Schlaganfall während eines Erholungsaufenthaltes in Baden-Baden setzte seinem Leben im Alter von wenig mehr als 50 Jahren ein frühes und plötzliches Ziel.

J. besaß ein mit starker Energie gepaartes bedeutendes Organisationstalent, wobei ihm seine große persönliche Beliebtheit in den maßgebenden Kreisen sehr zu statten kam. Ihm verdankt die Karlsruher Hochschule die Gründung und Ausgestaltung eines botanischen Instituts für die Zwecke der reinen und angewandten Botanik, sowie die Schaffung eines botanischen Gartens und Museums. Durch die Angliederung einer landwirthschaftlichen Samenprüfungsanstalt und später einer Prüfungsanstalt für Lebensmittel, mit welcher 1889 noch eine bacteriologische Station verbunden wurde, wußte J. mit großem Erfolge seine Schöpfungen auch den praktischen Zwecken der Landwirthschaft dienstbar zu machen. Die Samenprüfungsanstalt wurde 1885 mit erweiterter Aufgabe unter der Bezeichnung einer landwirthschaftlich-botanischen Versuchsanstalt als selbständiges Institut vom Staate übernommen. Das Interesse für Fragen der Land- und Volkswirthschaft trat bei J. auch in seinen Vorlesungen und in seiner wissenschaftlichen Thätigkeit zu Tage. Die ersteren suchte er durch Anknüpfen der speciellen Thatsachen an allgemeinere Fragen der Naturwissenschaften besonders anziehend zu machen und seine Publicationen, deren Zahl allerdings nur gering ist, sind ihrer praktischen Richtung entsprechend meist in landwirthschaftlichen Fachblättern erschienen. Im Anschluß an seine Inauguraldissertation schrieb er eine Untersuchung über „Die Keimung von Triticum vulgare, ein Beitrag zur Lehre von der Stoffwanderung in den Pflanzen“ (Annalen der Oenologie, Bd. III, Heft 4) und in den von E. Wollny herausgegebenen „Forschungen

dem Gebiete der Agriculturphysik" (Bd. V, Heft 1, 2) eine Arbeit: „Ueber
Möglichkeit, die unter gewöhnlichen Verhältnissen durch grüne belaubte
nzen verarbeitete Kohlensäure durch Kohlenoxydgas zu ersetzen." 1882
ffentlichte er in der Botanischen Zeitung den Artikel: „Ueber Phyllosiphon
ari" und 1889 in den von Nobbe herausgegebenen „Landwirthschaftlichen
suchsstationen" (Band XXXVI) zusammen mit Heine Aufsätze über Vege-
nsschäden durch saure Gase und über glasige und mehlige Gerste. Um
Förderung der rein wissenschaftlichen Botanik hat sich H. dadurch verdient
acht, daß er 1874 den „Botanischen Jahresbericht" ins Leben rief. Das
wohldurchdachtem Plane begründete und trefflich redigirte Unternehmen
sich, als J. 1885 die Redaction niederlegte, auch unter seinen Nachfolgern
lebensfähig erwiesen und bildet unter dem Namen seines ersten Heraus-
rs noch heute ein unentbehrliches Hilfsmittel für wissenschaftliche botanische
schungen. Fünf Jahre lang, von 1881—86, führte J. noch gleichzeitig mit
Bary die Redaction der Botanischen Zeitung.

Ferd. Cohn, Nekrolog in Berichte d. deutschen Bot. Gesellsch. X, 1892.

E. Wunschmann.

Jütting: Wübbe Ulrichs J., Schulmann, † am 21. Juli 1890.
ren am 9. November 1825 als Sohn bäuerlicher Eltern in Holte (Ost-
land), hatte er es bei der Ungunst seiner häuslichen Lage und dem damals
recht primitiven Zustande des ländlichen Schulwesens in Ostfriesland
r, sich zu der Bildungsstufe emporzuringen, die dem begabten Knaben
als unbedingt zu erreichendes Ziel vorschwebte. Diese Erfahrung weckte
den staunenswerthen Fleiß des Mannes und war zugleich der Keim zu
m späteren, warmherzigen Eintreten für Verbesserung der Verhältnisse der
chen Volksschule und ihrer Lehrer. Die Schule seines Heimathdorfes bot
bis zum zehnten Lebensjahre kaum die nothdürftigste Nahrung, und selbst
dann besuchte Kirchspielschule zu Rhaude führte ihn nicht einmal bis zu
icher Fertigkeit im Hochdeutschen. Dennoch gelang es ihm, durch Selbst-
um sich einige grundlegende Kenntnisse in der Mathematik zu erwerben,
die dankbar benutzte Gelegenheit, am Privatunterrichte zweier Candidaten
Theologie theilzunehmen, ermöglichte ihm, in die Elemente der französischen
lateinischen Sprache einzudringen. Mit sechzehn Jahren trat er nach
äufiger Prüfung als Schulgehülfe in Pogum am Dollart ein und wurde
Nebenlehrer in Schatteburg mit Reihetisch und 20 Thalern jährlichem
alte. Von hier aus ging er 1846 an die Taubstummenanstalt zu Emden
bildete sich dort als Taubstummenlehrer aus. Als solcher wirkte er im
vatverhältnisse zu Esens bis 1848. In diesem Jahre wurde er zum Haupt-
er, Organisten und Küster in Marienhafe erwählt und arbeitete auch dort
los an seiner Fortbildung. Das hannoverische Oberschulcollegium berief
1853 von da nach vorangegangener Prüfung als Elementarlehrer an das
nnasium zu Aurich, wo er nach abermaliger Prüfung seit 1858 auch
ndsprachlichen Unterricht an den Realclassen ertheilen durfte. Der Drang
wissenschaftlicher Vertiefung ließ jedoch den verheiratheten, fast vierzig-
rigen Mann, dessen äußere Verhältnisse sich inzwischen günstig gestaltet
en, diese Stelle aufgeben und 1864 mit Gattin und Pflegetochter noch
Universität Göttingen beziehen, wo er 1865 den philosophischen Doctor-
erwarb und 1866 die Prüfung pro facultate docendi in Englisch, Fran-
sch, Geschichte und Religion bestand. Alsbald nach der Prüfung wurde er
ector der höheren Bürgerschule zu Einbeck und übernahm nebenamtlich 1868
die Oberleitung der dortigen Volksschulen. Von da berief der Minister
ihn 1873 als ersten Seminarlehrer nach Eisleben und übertrug ihm

1876 die Directorstelle am Seminar zu Erfurt. Aber die Kraft des körperlich zarten Mannes hatte sich in den Mühen des meist autodidactischen Emporringens, neben denen ihn mehr und mehr umfangreiches litterarisches Arbeiten gefangen nahm, erschöpft. Des kühnen Vorkämpfers des Volksschullehrerstandes, als der J. besonders seit 1870 hervorgetreten war, bemächtigte sich im engeren Kreise des Wirkens, besonders seit dem Tode seiner trefflichen Frau, nervöse Scheu vor allen festen Entschlüssen. Mehr und mehr entglitten die Zügel der Anstalt seinen Händen. Mißstände verschiedener Art mehrten sich an der Anstalt, und der in weiten Kreisen verehrte Schulmann mußte 1884 in Ruhestand treten, ohne daß er in der letzten amtlichen Stellung, in die er mit besonderer Freudigkeit eingetreten war, und in der man nach seinem ganzen Vorleben Ausgezeichnetes von ihm erwartete, seinem eigenen Ideale hatte entsprechen können. Noch sechs Jahre durfte er in stillem Fleiße seinen litterarischen Interessen leben und starb in Burg bei Magdeburg am 21. Juli 1890.

Wie bereits angedeutet, hat J. sich mit entschiedener Offenheit des deutschen und besonders preußischen Volksschullehrerstandes in dessen Kampfe um würdigere Stellung im öffentlichen Leben und um bessere Dotation angenommen. Dies verdient doppelte Anerkennung, da er selbst zwar die Noth des Standes aus seiner Jugenderfahrung und bleibenden Verbindung mit jenem genau kannte, aber selbst durch günstige Wendung des eigenen Geschickes ihr enthoben war. An dem, was seither erreicht worden, fällt zweifellos ihm ein ehrenwerther Antheil zu. Die von J. veranlaßte Petition der 19 236 Volksschullehrer vom December 1871 hat ihrer Zeit ebensowenig den Eindruck verfehlt wie seine Schriften über diesen Gegenstand: „Geschichte des Rückschrittes in der Dotation der preußischen Volksschule“ (1870); „Zur Dotation der preußischen Volksschule“ (1871); „Die ungenügende Besoldung der preußischen Volksschullehrer“ (1871); „Die Küsterfrage“ (1872). Die übrige, fast unabsehbare Schriftstellerei Jütting's bezieht sich beinahe ausschließlich auf den Unterricht im Deutschen für die verschiedenen Stufen der Volks- und Fortbildungsschule. Seine Lehrbücher werden zum Theile noch heute gebraucht und neu aufgelegt. Besonders wirksam war sein Eintreten für einen verständigen, sachliche und sprachliche Interessen verbindenden grundlegenden Schreibleseunterricht, und auch sonst ist manche dankenswerthe Anregung von ihm für dies Gebiet ausgegangen. Indeß, da sich seine Schriften über deutsche Sprache, seine Lehrbücher, Leitfäden ꝛc. innerhalb der engeren Schullitteratur halten, wird hier auf deren Aufzählung verzichtet. Hervorzuheben ist jedoch, daß J. seit den Tagen der schleswig-holsteinischen Erhebung, für die er noch 1851 mit einer dringenden Flugschrift („Vom barmherzigen Samariter“) eintrat, stets der deutschen Frage im nationalen Sinne warmen Antheil widmete und daneben als treuer Sohn der heimischen Landschaft von 1860—64 ein Ostfriesisches Schulblatt sowie ein „Ostfriesisches Wörterbuch“ (1857) und „Bilder aus der jüngsten Vergangenheit der ostfriesischen Volksschule“ (1885) erscheinen ließ.

Vgl. außer anderen s. Z. zahlreich erschienenen Nekrologen: „Dr. W. U. Jütting“ (in Kehr-Schöppa's Pädagogischen Blättern, 1890, S. 588 ff.) von Hübner und: Meis, Dr. Jüttings Leben, Wirken und Schaffen (Lpz. 1894).

Sander.

Jaffé *): Theodor Julius J., Schauspieler, wurde in Berlin am 17. August 1823 als Sohn eines jüdischen, vermuthlich aus Marienwerder

*) Zu S. 621.

dahin übergesiedelten Kaufmanns geboren. Nach dem Willen seines Vaters sollte er Jurist werden. Da er aber eine schöne Baßstimme besaß, entschloß er sich Sänger zu werden und zur Bühne überzugehen. Er nahm in Berlin bei Kugler und Joseph Elßler Gesangsunterricht und setzte seine Studien später in Wien bei Gentiluomo fort. Im J. 1844 trat er in Troppau zum ersten Mal auf der Bühne auf. Auch in Lübeck, Halle, Magdeburg und Köln, wohin er der Reihe nach verschlagen wurde, wirkte er hauptsächlich als Bassist, aber obwol er dem Publicum gefiel, so erkannte er doch mehr und mehr, daß ihn seine Begabung auf das recitirende Drama hinwies. Im J. 1848 wurde er an das Hoftheater in Weimar engagirt, wo er sich allmählich zu einem bedeutenden Schauspieler entwickelte. In den Jahren 1853 bis 1858 finden wir ihn als ersten Charakterspieler und Regisseur am Theater in Breslau thätig. Die nächsten sieben Jahre verbrachte er am Hoftheater in Braunschweig, von wo er am 1. Juni 1864 als Nachfolger Dawison's an das Dresdener Hoftheater berufen wurde, dem er bis zu seiner Pensionirung am 1. December 1894, also volle dreißig Jahre lang, als ein zwar nicht besonders genialer, aber äußerst brauchbarer, gewissenhafter und fleißiger Künstler angehörte, gleich tüchtig in ernsten wie in heiteren Charakterrollen, ebenso als Mensch wie als Schauspieler geachtet. Nach seiner Pensionierung setzte er seine Thätigkeit als Lehrer der Schauspielkunst am königl. Conservatorium in Dresden noch fort, zu der ihn seine gründliche wissenschaftliche Bildung besonders befähigte. Er starb am 11. April 1898 nach schweren, körperlichen Leiden.

Illustrirte Zeitung. Leipzig 1870, Bd. 54, Nr. 1388, S. 102. — Dresdensia. Dresden 1893, Nr. 33, S. 1. — Dresdener Rundschau 1894, Nr. 49, S. 7; 1898, Nr. 16, S. 1. — A. Kohut, Das Dresdner Hoftheater in der Gegenwart. Dresden und Leipzig 1888, S. 154—156. — Neuer Theater-Almanach. Berlin 1899, S. 169. — Tagebuch der königl. sächsischen Hoftheater vom Jahre 1898. 82. Jahrg. Dresden 1899, S. 110 bis 112. — Ludwig Eisenberg, Großes Biographisches Lexikon der deutschen Bühne im XIX. Jahrhundert. Leipzig 1903, S. 469—470.

H. A. Lier.

Janssen *): Johannes J., Geschichtschreiber, geboren am 10. April 1829 zu Xanten am Niederrhein, † am 2. December 1891 zu Frankfurt am Main, entstammte einer kleinbürgerlichen, streng katholischen Familie, die sich durch Biederkeit und große Wohlthätigkeit auszeichnete. Schon sehr früh zeigte sich bei ihm der Lehr- und Priesterberuf und die Neigung zur Schriftstellerei; trotzdem sollte er nach dem frühen Tode seiner Mutter (1841) gemäß dem Willen seines Vaters ein Handwerk lernen: er kam bei einem Verwandten als Kupferschmied in die Lehre. Da er hierzu durchaus nicht taugte (er hatte stets unter dem blauen Schurzleinen Bücher), erlaubte ihm der Vater zu Ostern 1844 wiederum den Besuch der Xantener Rectoratsschule. Durch angestrengtes Studium, bei dem der von Natur aus schwächliche Körper schwer litt, brachte er es dahin, daß er Herbst 1846 auf die Obersecunda des Gymnasiums zu Recklinghausen kommen konnte; drei Jahre später bestand er dort das Abiturientenexamen. Er bezog nun zunächst die Universität Münster i. Westf., um Theologie zu studiren. Ostern 1850 ging er nach Löwen in Belgien, wo er neben seinem eigentlichen Studium gründlich Französisch und Englisch lernen wollte. Der Aufenthalt in dem rein katholischen Lande und der Verkehr mit bedeutenden Professoren, wie dem Philosophen Laforêt, dem Kanonisten Feije

*) Zu S. 631.

und den Historikern Möller und Arendt behagte ihm ungemein. In seinen Plänen vollzog sich allmählich eine wichtige Wandlung. Infolge andauernder Kränklichkeit und übertriebener Gewissenhaftigkeit entsagte er dem Gedanken, Seelsorger zu werden und entschied sich, die geschichtliche Forschung als seinen eigentlichen Lebensberuf zu erwählen. Historische Neigungen hatten sich bei ihm schon im zartesten Knabenalter gezeigt; auch die großen geschichtlichen Erinnerungen und die bedeutenden mittelalterlichen Kunstwerke seiner durch die deutsche Heldensage verklärten Vaterstadt wirkten nachhaltig auf sein empfängliches Gemüth ein; in Münster war er Professor Grauert, dem Biographen der Königin Christine von Schweden, nähergetreten, Prof. Feije veranlaßte ihn in Löwen, sich eingehender mit den gerade damals in reicher Fülle erscheinenden Quellen zur Geschichte des Abfalls der Niederlande zu beschäftigen. Aus diesen Studien gingen die Aufsätze über „die erste Periode der niederländischen Revolution des 16. Jahrhunderts“ hervor (abgedruckt in der deutschen Ausgabe der Civiltà cattolica, Münster 1855). Im Herbst 1851 kehrte J. in die rheinische Heimath zurück und bezog die Universität Bonn, wo neben dem Philosophen Clemens die Historiker Aschbach und Dahlmann, später auch Julius Ficker und Heinrich Joseph Floß nachhaltig auf ihn einwirkten. In den Osterferien 1853 besuchte er mit einer Empfehlung Aschbach's versehen Johann Friedrich Böhmer in Frankfurt am Main. Die Besprechung mit diesem hervorragenden Gelehrten und edlen Menschen ward entscheidend für seine ganze Zukunft. Auf der Mainbrücke bemerkte ihm Böhmer vor dem Standbilde Karl's des Großen: „Dieses Bild sagt uns was uns fehlt: eine Geschichte des deutschen Volkes aus der Feder eines katholischen Historikers, denn was wir als deutsche Geschichte haben und kennen ist nur eine Farce; man nennt Euch Katholiken mit Recht Kreuzköpfe, weil Ihr das Kreuz verdient, welches man Euch auferlegt“. Diese Worte zündeten in der Seele des Jünglings, der damals bereits den Vorsatz faßte, nach Vollendung seiner Dissertation eine Geschichte des deutschen Volkes als Hauptarbeit seines Lebens in Angriff zu nehmen.

Im Herbst 1853 promovirte J. mit einer Abhandlung über den als Abt, Staatsmann und Gelehrten gleich ausgezeichneten Wibald von Stablo und Corvey („De Wibaldo abbate“, Bonnae 1853), die er Aschbach widmete. Im folgenden Winter arbeitete er die Dissertation zu einer deutschen Monographie um („Wibald von Stablo und Corvey“, Münster 1854). Die von edlem patriotischem Geiste durchwehte Arbeit fand bei Aschbach und Böhmer die beste Aufnahme; das preußische Unterrichtsministerium verlieh dem jungen Gelehrten, dessen Mittel äußerst beschränkt waren, ein Stipendium, welches demselben einen mehrmonatlichen Studienaufenthalt in Berlin ermöglichte.

Anfang August 1854 habilitirte sich J. zu Münster als Privatdocent für Geschichte; für das Wintersemester kündigte er eine Vorlesung über das 16. Jahrhundert an. Allein bereits im September wurde ihm, nicht ohne Zuthun Böhmer's, welcher den hoffnungsvollen Gelehrten nicht aus den Augen verloren hatte, der Antrag gemacht, an Stelle des plötzlich verstorbenen Dr. Steingaß, eines Schwiegersohnes von Görres, die Geschichtsprofessur für die katholischen Schüler des Gymnasiums zu Frankfurt am Main zu übernehmen. Obgleich J. Münster und „die treuen Bewohner der rothen Erde“ sehr lieb gewonnen hatte, nahm er doch den verlockenden Antrag an; die Aussicht, in die Nähe Böhmer's zu kommen, und statt der unsicheren akademischen Laufbahn sofort eine gesicherte Lebensstellung zu erhalten, war entscheidend. Ende October 1854 siedelte er nach der alten Kaiserstadt über, wo fortan sein ganzes Leben verlaufen sollte.

In Frankfurt, das damals noch die geräuschvolle Residenz des deutschen
ndestages war, trat J. bald in einen Kreis geistig hoch angeregter Männer
b Frauen ein (hervorgehoben seien Johann David Passavant, Karl Passa-
nt, Maler Steinle, Professor Wedewer, Stadtpfarrer Thissen, Staatsrath
Linde, Herr und Frau v. Sydow, Frau Rath Johanna Schlosser, Professor
umpf-Brentano), die er durch seine kindlich harmlose Natur, sein fröhlich
ies Wesen („Es lebe die Freiheit“ war damals sein Wahlspruch) und seine
reißende Liebenswürdigkeit entzückte. Wie mannichfaltig auch Lebensstellung
b Beruf, wie verschieden oft die politischen und religiösen Ansichten seiner
eunde waren, alle schätzten, ja liebten den jugendlichen Gymnasialprofessor in
icher Weise. Auch mit seinen protestantischen Collegen am Gymnasium,
onders mit Professor Creizenach und Director Classen stand J. in den aller-
ten Beziehungen; am engsten gestaltete sich sein Verkehr mit Böhmer, der
n 4. April 1858 schrieb: „Janssen ist mir ein immer lieberer Freund ge-
rden, einen größeren wissenschaftlichen Ernst, eine tiefere Empfänglichkeit
r alles Schöne in Natur und Kunst, gepaart mit so vieler Bescheidenheit
d Gemüthstreue wird man nicht leicht bei einem jüngeren Manne an-
effen“.

Die Studien Janssen's in seinen ersten Frankfurter Jahren bewegten sich
rwiegend auf dem Gebiet der mittelalterlichen Geschichte. Er besorgte in
erbindung mit Junkmann die Herausgabe der von seinem Landsmann Scholten
nvollendet hinterlassenen Geschichte Ludwig's des Heiligen (Bd. 2, Münster
855), veröffentlichte Studien über die Kölner Geschichtsquellen im Mittelalter
Annalen f. d. historischen Verein des Niederrheins, Bd. I, 1855) und publi-
irte als dritten Band der Geschichtsquellen des Bisthums Münster die
hroniken von Röchell, Stevermann und Corfey (Münster 1855—56). Letztere
ublication führte ihn wieder auf das Gebiet der neueren Geschichte, der er
h seit 1857 in steigendem Maße zuwandte, im Hinblick auf das allmählich
uf die Periode seit dem 15. Jahrhundert eingeschränkte Unternehmen einer deut-
hen Geschichte, zu dem Böhmer die Anregung gegeben hatte. Böhmer war
auch, der J. auf den Schatz ungedruckter Actenstücke aufmerksam machte,
elchen das Frankfurter Stadtarchiv birgt. Hieraus ging die wichtige Publi-
ation „Frankfurts Reichscorrespondenz“ hervor, von welcher 1863 der erste
and erschien, welcher die Zeit von 1376 bis 1439 umfaßt. Weech begrüßte
eselbe als eine „Quellensammlung ersten Ranges“ und als ein Werk, durch
elches der Schüler dem Meister Böhmer sich ebenbürtig an die Seite stelle
Augsburger Allg. Zeitung 1863, Nr. 196 u. 214, Beilage).

Alle diese Arbeiten entstanden unter großen körperlichen Schmerzen; neben
nem Augenleiden war es vor allem die Neigung zu heftigem Nasenbluten,
s bis zum Blutsturze ausarten konnte, welche J. wiederholt in Lebensgefahr
achte; seine zähe Natur überwand jedoch Alles, kaum genesen widmete er
h wieder mit größtem Eifer seinen Arbeiten. So konnte er 1861 eine histo-
sch-politische Abhandlung „Frankreich's Rheingelüste und deutschfeindliche
olitik in früheren Jahrhunderten“ (2. Auflage 1883) und 1863 die Schrift
Schiller als Historiker“ (2. Auflage 1879) veröffentlichen. Die erstgenannte
rbeit stand in engen Beziehungen zu den Zeitereignissen, an welchen J. den
bhaftesten Antheil nahm: sie ist ein leuchtendes Denkmal seiner echt deutschen
esinnung. Mit Meisterhand wird in derselben Frankreichs traditionelle Politik
gen Deutschland und deren Streben zur Erwerbung der Rheingrenze nach-
wiesen. Die Schrift ist „den deutschen Diplomaten“ gewidmet, in Wahrheit
ber an das deutsche Volk gerichtet. In den herrlichen Schlußworten gibt J.
iner Hoffnung auf das Wiedererstehen von Kaiser und Reich begeisterten

Ausdruck. „Niemand“, bemerkte ein streng protestantischer Kritiker, „wird dem Verfasser seinen katholischen Stand- und Gesichtspunkt zum Vorwurfe machen wollen, jeder sich vielmehr freuen können, denselben mit soviel Milde gegen Andersgläubige, mit soviel Unbefangenheit und Freimuth der eigenen Kirche gegenüber verfochten zu sehen“. Dieser Freimuth war gepaart mit einer tief innerlichen glühenden Liebe zur Kirche seiner Väter. Wer J. näher kannte, den konnte es nicht überraschen, daß derselbe den bereits in früher Jugend gefaßten Plan, Priester zu werden, am 26. März 1860 ausführte. Ganz in der Stille hatte er sich durch geistliche Uebungen bei den Capuzinern in Aschaffenburg und während eines Urlaubes durch theologische Studien in Tübingen zu dem Schritte vorbereitet. Von großem Einfluß auf den Entschluß Janssen's war die Geistesnoth seines Freundes Böhmer, der durch seine historischen Studien ein feuriger Verehrer der katholischen Kirche geworden, dennoch außerhalb ihres Verbandes blieb und dadurch ungemein litt; entscheidend waren Janssen's Liebe zur Kirche und die Ueberzeugung von der Kraft ihrer Gnaden, deren er als Priester doppelt theilhaftig zu werden hoffte. Bezeichnend für die großen und weiten Anschauungen, denen J. auf religiösem Gebiete huldigte, ist seine Rede über „die Kirche und die Freiheit der Völker“ (Frankfurt 1863), die vielfach an Lacordaire und Montalembert's Ideen erinnert, und seine begeisterte Abhandlung „Das Papstthum in der Geschichte“ (Frankfurt 1867).

Der Tod Böhmer's (22. October 1863), durch den J. „das Beste ward, was er je empfangen“, war ein schwerer Schlag; sich in Frankfurt vereinsamt fühlend, nahm J. einen fünfmonatlichen Urlaub zu einer Reise nach Italien, während welcher er vom December 1863 bis April 1864 als Gast des Cardinals Reisach in Rom weilte. Neben archivalischen Forschungen im vaticanischen Archiv widmete er sich eifrig dem Studium der Kunstwerke und trat auch vielen hervorragenden Persönlichkeiten näher. Pius IX. und besonders Cardinal Reisach befragten ihn wiederholt wegen der kirchlichen Verhältnisse Deutschlands, wo sich damals der Altkatholicismus vorbereitete; sie lernten den maßvollen und gelehrten deutschen Professor so hochschätzen, daß sie ihm den Antrag machten, in den diplomatischen Dienst der Curie zu treten. Allein J., der vor allem seine persönliche Freiheit hochschätzte, lehnte dieses ehrenvolle Anerbieten ebenso ab, wie später dasjenige eines preußischen Diplomaten, seine gewandte Feder in den Dienst politischer Publicistik zu stellen. Er bat auch Pius IX., der ihm eine geistliche Auszeichnung zugedacht hatte, hiervon Abstand zu nehmen: als einfacher Gymnasialprofessor traf er im Juni 1864 wieder in seinem „lieben Frankfurt“ ein, wo er in der folgenden Zeit eine weitverzweigte schriftstellerische Thätigkeit auf dem Gebiet der Geschichte, der Biographie und des Essay entfaltete. Neben kleinen historischen Vorträgen („Rußland und Polen vor 100 Jahren“; „Gustav Adolf in Deutschland“; „Karl der Große“; „Erinnerungen an den Kapuziner P. Borgias“) gehören der folgenden Zeit drei größere Arbeiten an: die 1865 als Frucht seiner römischen Quellenstudien erschienene Schrift „Zur Genesis der ersten Theilung Polens“, die erste Abtheilung des zweiten Bandes von Frankfurts Reichscorrespondenz, Acten aus der Zeit Kaiser Friedrich's III. bis zur Wahl König Maximilian's enthaltend (die zweite Abtheilung mit den Documenten zur Zeit Maximilian's I. erschien 1872, die erste 1866) und endlich das große Werk „Johann Friedrich Böhmer's Leben, Briefe und kleinere Schriften“ (3 Bände, Freiburg 1868). Die durch peinlichste Objectivität und Genauigkeit, ungemeine Reichhaltigkeit und künstlerische Form ausgezeichnete Böhmer-Biographie, von welcher J. 1869 unter dem Titel „Böhmer's Leben und Anschauungen“ einen Auszug

veröffentlichte, fand allgemeine Anerkennung; kein geringerer als Ranke hob die Bedeutung der Publication für die Geschichte der deutschen Studien hervor (siehe Ranke's Werke 51—52, S. 535), während August Reichensperger die Wichtigkeit der Arbeit für die nationale Kunst eingehend würdigte (Organ für christliche Kunst 1863, Nr. 13). In den mit „heldenmüthiger Rücksichtslosigkeit" (so urtheilt Wattenbach in den Heidelberger Jahrbüchern 1868, Nr. 36) herausgegebenen Briefen sind „wahre Goldkörner ausgestreut für historische Forschung und deren Methode, für Kunst und Litteratur" (Norddeutsche Allg. Zeitung 1868, Nr. 161).

Neben diesen größeren und schwierigeren Arbeiten gingen gewissermaßen zur Erleichterung von Geist und Gemüth kleinere und leichtere her, welche in Zeitschriften veröffentlicht wurden. Bei diesen Essays bevorzugte J. Briefsammlungen und biographische Aufzeichnungen. Eine Auswahl seiner Essays veröffentlichte er 1875 unter dem Titel „Zeit- und Lebensbilder" (4. Auflage 1889, 2 Bde.). Er widmete diese „Beiträge zur vergleichenden Culturgeschichte", welche fast das ganze 19. Jahrhundert umspannen, seinem Freunde August Reichensperger. An die „Zeit- und Lebensbilder" reihte sich eine auf dem meist ungedruckten Nachlaß beruhende künstlerisch abgerundete Biographie des Grafen Friedrich Leopold zu Stolberg (2 Bde., Freiburg 1877 ff., dritte Auflage des ersten Bandes 1882).

In demselben Jahre 1876, in welchem J. mit der Stolberg-Biographie hervortrat, begann er auch die Herausgabe seiner großen „Geschichte des Deutschen Volkes seit dem Ausgang des Mittelalters". Dieses Werk war unter dem Eindruck der gewaltigen Ereignisse des Jahres 1870, an welchen J. als echter deutscher Patriot begeisterten Antheil nahm, in den Vordergrund seiner Studien getreten: es sollte ihn fortan in erster Linie bis zu seinem letzten Augenblicke beschäftigen. Eine gewisse Ablenkung brachte allerdings der auf den deutsch-französischen Krieg folgende „Culturkampf" mit sich. J. hatte, hier gänzlich von seinem Lehrer Böhmer, der Preußen für den „Pfahl in deutschem Fleische" erklärte, wie von den meisten seiner Glaubensgenossen, abweichend schon in den sechziger Jahren eine entschieden preußenfreundliche Haltung eingenommen. In Frankfurt stand er vor und noch lange nach dem Jahre 1866 in dieser Hinsicht unter hervorragenden Katholiken wie Protestanten fast völlig isolirt da. Es kümmerte ihn auch nicht, daß das Berliner Unterrichtsministerium ihn trotz seiner hervorragenden wissenschaftlichen Leistungen hartnäckig ignorirte und nicht daran dachte, ihn für eine Universität zu gewinnen. Die Erhebung König Wilhelm's zum Deutschen Kaiser begrüßte er in einem schwungvollen Gedicht, auf das neue Reich setzte er die größten Hoffnungen. Um so schmerzlicher war seine Enttäuschung, daß der alte religiöse Zwiespalt wieder entbrannte und der leitende Staatsmann „in der alten Kirche heiliger Macht den Erbfeind deutscher Größe wähnte". Was die Ignorirung nicht erreicht hatte, das bewirkten jetzt die Schlag auf Schlag folgenden Maßregeln gegen die katholische Kirche. J. trat in eine entschiedene Opposition gegen die preußische Politik, die mit dem Fortschreiten des Culturkampfes an Schärfe zunahm. Er wurde ein eifriger Mitarbeiter der katholischen Presse, besonders der Kölnischen Volkszeitung, verfaßte die scharfe Schrift „Berlins sittliche und sociale Zustände nach Berliner Berichten dargestellt" (Freiburg 1872) und ließ sich an Stelle seines am 11. Februar 1875 verstorbenen Freundes Karl Friedrich v. Savigny für den Wahlkreis Montjoie-Schleiden-Malmedy zum Mitglied des preußischen Abgeordnetenhauses wählen; daß er dem Centrum beitrat, war selbstverständlich. Ueber seinen Berliner Aufenthalt

liegen ausführliche Tagebücher vor, aus welchen Auszüge in der „Kölnische Volkszeitung“ (1896, Nr. 491, 493, 495, 497) veröffentlicht wurden. De gemüthvolle stille Gelehrte war indessen für das unruhige und aufgeregt parlamentarische Leben nicht geschaffen; er erkannte dies bald selbst; im Herb 1876 lehnte er die Wiederannahme eines Mandates ab, um sich forta ungestört dem Geschichtsunterricht der katholischen Schüler des Frankfurte Gymnasiums und vor allem seinem großen Lebenswerke, der „Geschichte de deutschen Volkes seit dem Ausgange des Mittelalters“ widmen zu können Der erste Halbband derselben hatte 1876 innerhalb weniger Monate vier Auf lagen erlebt; Anfang 1878 lag der ganze erste Band mit dem Sondertite „Die allgemeinen Zustände des Deutschen Volkes beim Ausgang des Mittel alters“ im Drucke vor. Auf Grund einer staunenswerthen Quellen- und Litteraturkenntniß war hier in leicht lesbarer Form ein mit patriotischer Be geisterung entworfenes umfassendes Culturbild der deutschen Zustände am Vor abend der Kirchenspaltung gezeichnet. Das Ganze gestaltete sich zu einer glänzenden Ehrenrettung des vielverlästerten, wenig gekannten 15. Jahrhunderts. An Anerkennung der hochbedeutenden Leistung, welche tiefe Forschung mit fein sinniger und doch stets populärer Darstellung verbindet, fehlte es auch auf protestantischer Seite nicht. Georg Waitz urtheilte, „J. ist der erste jetzt lebende Historiker“. „Hier ist einmal wieder eine That des Katholicismus“, schrieb die Deutsche Reichspost (1877, Nr. 286). „Wie hohe Wellen auch Möhler's Symbolik einst über dem todten Meere der deutschen Gelehrsamkeit erregte, ebenso hohe erregt nun dies Buch, und vielleicht in noch weitere Kreise fort schreitende. Tiefe Gelehrsamkeit, eminenter Ueberblick über die meisten wissen schaftlichen Gebiete, reichliche, treffliche Combinationen finden wir gepaart mit besonderen Autoreigenschaften, einem ungewöhnlichen Talente geschickter Ueber gänge, einem kräftigen Stil. Keine Polemik im Buche. Ein religiös-idealer und patriotischer Grundton zieht stark und warm durch das Ganze“. Die wichtigsten und glänzendsten Partien des Bandes sind jene, welche die socialen Verhältnisse behandeln; die Berliner Jahresberichte der Geschichtswissenschaft (1877, S. 606) bezeichneten dieselben geradezu als eine „Musterschöpfung wissen schaftlicher Arbeit“.

Bereits 1879 erschien der zweite Band der Geschichte des Deutschen Volkes, der „vom Beginn der kirchlich-politischen Revolution bis zum Ausgang der socialen Revolution von 1525“ reicht. — „Das Werk ist eine sehr bedeutende Erscheinung“, heißt es in den Berliner Jahresberichten der Geschichtswissen schaft (II. Jahrgang, 1879, S. 11 u. 260), „und hat Anspruch auf eingehende Beachtung. Sehr überzeugend ist der zum Theil störende Einfluß der Re formation auf das wissenschaftliche Leben, wie der Verfall der Universitäten bewiesen, der der Heranbildung des rüden Prädicantenthums günstig war. In der Darstellung der socialen Revolution entfaltet J. seine ganze Meisterschaft besonders in der Klarlegung der bäuerlichen Verhältnisse“.

Aehnliche anerkennende Urtheile von protestantischer Seite wurden seit dem Erscheinen des dritten Bandes, welcher „die politisch-kirchliche Revolution de Fürsten und Städte und ihre Folgen für Volk und Reich bis zum sogenannte Augsburger Religionsfrieden von 1555“ schildert (Freiburg 1881), imme seltener, während sich die Angriffe mehrten. Letzteres kann nicht überraschen denn J. hatte in scharfer Weise die Kehrseite der politisch-religiösen Um wälzung des 16. Jahrhunderts hervorgehoben. Wundern muß man sich da gegen, daß ein Theil der Kritiker einen Mann von so bewährter deutsch patriotischer Gesinnung wie J. der Vaterlandslosigkeit und der Reichsfeindschaf beschuldigte. Ebenso bedauerlich ist es, daß viele Kritiker statt in eine sachlich-

Discussion einzutreten, sich in den heftigsten Schmähungen und Verdächtigungen rgingen. J. hatte sich in seinem Geschichtswerk nicht bloß von jeder Leidenschaftlichkeit, sondern auch von jeglicher Polemik ferngehalten, auch theologische nd politische Discussionen ausgeschlossen; er brachte nur Thatsachen und eitgenössische Urtheile. So sehr die Angriffe, namentlich auf seinen patriotischen Sinn, auch J. schmerzten, so bewahrte er doch seine Ruhe. Zeuge davon sind ie beiden Vertheidigungsschriften „An meine Kritiker" (erstes Wort 1882, das „zweite Wort an meine Kritiker", 1883). Es gibt wenig Streitschriften von o vollendeter Ruhe, Noblesse und Sachlichkeit; nur in ganz besonders schweren Fällen kommt ein scharfes Wort zur Verwendung, sonst äußert sich nur Bedauern, zuweilen mit Humor gemischt; im allgemeinen ist die Vertheidigung o eingerichtet, daß die in Anführungszeichen mitgetheilten Ausfälle der Gegner on selbst auf dieselben zurückfallen. Einen Kritiker, der ihn dem Teufel übergeben, „übergiebt" J. „lediglich dem Urtheil der Leser". Das Ende war, daß J. nach dem Urtheile vieler (vgl. Paul Förster, Deutsches Litteraturblatt 1881, S. 171) aus dem Streite „unzweifelhaft als Sieger hervorging". Von em Interesse, welches der Streit erregte, zeugt die Thatsache, daß von den Schriften an die Kritiker 19000 und 11000 Exemplare verkauft wurden. Gleichzeitig stieg auch die Verbreitung des Janssen'schen Geschichtswerkes, von essen erstem Bande 25000 Exemplare abgesetzt wurden. Der im Frühling 1885 unter dem Sondertitel „Allgemeine Zustände des deutschen Volkes seit em Augsburger Religionsfrieden vom Jahre 1555 bis zur Verkündigung der Concordienformel im Jahre 1580" zur Ausgabe gelangte vierte Band mußte ofort in der Höhe von zwölf Auflagen erscheinen. Dasselbe war der Fall bei em 1886 publicirten fünften Bande, welcher die „Vorbereitung des dreißigjährigen Krieges" behandelte. Mit dem 1888 erschienenen sechsten Bande nterbrach J. die politische Geschichte, um ein großes Bild der Culturzustände Deutschlands seit dem Ausgang des Mittelalters bis zum Beginne des dreißigjährigen Krieges zu entwerfen. Es war jedoch J. nur vergönnt noch den echsten Band, welcher Kunst- und Volkslitteratur behandelte, herauszugeben. Ueber der Vollendung des siebenten und achten Bandes ist er nach mehrwöchentlichem Krankenlager am 24. December 1891 gestorben. Sein litterarischer Erbe hat die Vollendung und Herausgabe dieser Bände in engem Anschlusse n seinen Lehrer besorgt. Ungemein eingehend wird in denselben das Hexenwesen und der Hexenwahn des 16. Jahrhunderts behandelt; es ist die ausführlichste Darstellung dieses Gegenstandes, welche existirt, so eingehend, daß ie zum Theil aus dem Rahmen der Gesammtdarstellung herausfällt.

Unbestrittene Vorzüge des Janssen'schen Geschichtswerkes sind die sorgsame Verwerthung eines riesigen Quellenmaterials (darunter auch zahlreiche ungedruckte Acten besonders aus dem Frankfurter Stadtarchiv), sehr vollständige Heranziehung der gesammten neueren Litteratur, klare und einfache Darstellung, endlich Bevorzugung des culturhistorischen Elementes in einem bisher nicht bekannten Umfange, sodaß eine eigentliche Volksgeschichte entstand. Während Döllinger die theologische Seite, Ranke die politisch-internationalen Beziehungen besonders berücksichtigte, stellte J. die social-politischen, culturgeschichtlichen Verhältnisse im weitesten Umfang in den Vordergrund. Eine besondere Eigenthümlichkeit des Werkes von J. ist, daß derselbe mit Vorliebe die Zeitgenossen redend einführt und das Endurtheil dem Leser überläßt. Auf die Auswahl und Verwerthung dieser Zeugnisse beziehen sich die Angriffe wegen Geschichtsfälschung, die jedoch nicht bewiesen sind; die Berliner Kreuzzeitung trat denn auch trotz ihres abweichenden Standpunktes dem Vorwurf entgegen, daß J. mit Tendenz und Bewußtsein geschichtliche Ereignisse verfälscht oder zu Gunsten

seines katholischen Bekenntnisses entstellt habe (Kreuzzeitung 1885, S. 39, Beil.). Was die oft angegriffene Objectivität Janssen's anbelangt, so muß zugegeben werden, daß er trotz ehrlichen Strebens nach möglichster Objectivität die feine Linie derselben nicht überall eingehalten hat. Es gilt dies namentlich von dem ersten Bande, in welchem die kirchlichen Mißstände viel zu kurz behandelt waren; diesem von J. selbst empfundenen Mangel hat jedoch sein litterarischer Erbe bei Veranstaltung der 18. Auflage des ersten Bandes (Freiburg 1897) durch Einschiebung eines mehr als hundert Seiten füllenden Abschnitts abzuhelfen gesucht. — Ueber verschiedene Momente und Factoren, welche bei der Entstehung und Ausbreitung der Kirchenspaltung maßgebend waren, wird man gleichfalls im einzelnen anderer Ansicht sein dürfen als J. Neben dem von ihm sehr in den Vordergrund gestellten jüngeren Humanismus waren noch zahlreiche andere Factoren mächtig wirksam, welche in Janssen's Darstellung nicht genügend in Anschlag gebracht sind. Die Schattenseiten im katholischen Lager wurden übrigens von J. im dritten, vierten und fünften Band scharf betont: die Politik Clemens' VII. sowie diejenige Paul's III. wurden mit Freimuth getadelt, ebenso der verweltlichte deutsche Episcopat des 16. Jahrhunderts.

An Einfluß und Verbreitung steht Janssen's Geschichte des Deutschen Volkes unerreicht da: von jedem der drei ersten Bände sind 18 Auflagen, von den fünf folgenden 16 Auflagen ausgegeben worden. Daneben erschien eine französische Uebersetzung, deren erster Band bereits in zweiter Auflage vorliegt; eine englische Uebertragung ist in Angriff genommen. Aehnliche Erfolge hat kein Historiker des 19. Jahrhunderts aufzuweisen; unter den katholischen Geschichtsschreibern hat seit Baronius, Raynald und Pallavicini keiner Janssen's Ruhm erreicht. Die Bedeutung Janssen's für die protestantische Geschichtsschreibung betonte L. Freytag im Berliner Central-Organ für die Interessen des Realschulwesens (1885, S. 39). Derselbe hebt hervor, daß J. „auch uns Protestanten einen großen Dienst erwiesen hat: sein Werk mag oft empfindlich treffen, mag auch in Einzelheiten anzufechten sein, die landläufige populär protestantische Geschichtsschreibung über das Reformationszeitalter ist jedenfalls von jetzt ab unmöglich geworden“. In ähnlicher Weise meinte auch Professor Paulsen: „sicherlich ist Janssen's Geschichte des deutschen Volkes nicht die letzte Darstellung dieses Volkslebens, aber gerade die Protestanten können und müssen von ihm lernen.“ Der Verfasser von „Rembrandt als Erzieher“, bemerkt in der neuesten Auflage über J. folgendes: „Der Unparteiische wird es als ein Verdienst Johannes Janssen's anerkennen, daß er auch einmal die Kehrseite des Reformationszeitalters aufgezeigt hat, der Vernünftige wird seine wie der protestantischen Geschichtsschreiber Darstellungen gegen einander abwägen und sich selbst ein Urtheil bilden; nur der Träge und Voreingenommene wird bei ihm zu kurz kommen. Wie der Grieche seine homerischen Rhapsoden, so sollte der Deutsche seine nationalen Geschichtsschreiber anhören, empfangend und zugleich mitschaffend“ (S. 73 der 10. Aufl. 1892).

Trotz seiner großen litterarischen Erfolge und des ausgedehnten Ruhmes, der ihm zu theil wurde, blieb J. persönlich so einfach und bescheiden wie vorher. Papst Leo XIII., der hochherzige Beförderer geschichtlicher Studien, hatte bereits 1880 seine Verdienste durch Ernennung zum apostolischen Protonotar ad instar participantium anerkannt; mehrmals hat der Papst auch daran gedacht, J. an die Spitze des vaticanischen Archivs zu stellen; noch im Herbst 1890 wollte er ihm die Cardinalswürde verleihen, J. aber bat dringend, ihn seinem stillen Frankfurter Kreise nicht zu entziehen, nur dort könne er sein Lebenswerk zu Ende führen. Nach höheren Ehren hatte sein Sinn niemals gestanden. Aus dem Volk hervorgegangen blieb er stets ein Mann des Volkes,

Demokrat in seinen Anschauungen, Aristokrat in seinem Wesen und Auftreten. Für sich selbst überaus sparsam, verwandte er seine reichen, litterarischen Einkünfte zur Förderung historischer Arbeiten, zu Kirchenbauten und zur Milderung der socialen Noth, namentlich zum Besten armer Kinder. Die Rettungsanstalt Johannesstift in Oberursel bei Frankfurt am Main verdankt ihm ihre Gründung. Seine Stellung zu den Protestanten hat er im J. 1882 also gekennzeichnet: „Was ich im J. 1861 am Schluß einer Schrift, in der ich den von Frankreich geschürten confessionellen Hader der Deutschen zu schildern hatte, ausgesprochen habe, daran halte ich noch heute fest: es handle sich für uns vor allem darum, keine religiöse Feindschaft neu zu erwecken, sondern treu zu pflegen mit der Kirche, was bei den einzelnen Parteien vom Christenthum noch auf lebendiger Wurzel grünt. Von Herzen befürworte ich ein einheitliches Zusammengehen mit den von uns getrennten Confessionen auf allen Gebieten, wo ein solches erreichbar ist, namentlich gegenüber dem Unglauben und Materialismus, gegenüber den Feinden einer jeden Kirche".

Geboren in einer Stadt des Rheinlandes nicht weit von der westfälischen Grenze, vereinigte J. in sich die guten Eigenschaften beider Volksstämme: die Zähigkeit und den Fleiß des Westfalen mit der Lebhaftigkeit und Vielseitigkeit des Rheinländers. Es hatten jedoch die rheinischen Elemente in seinem Wesen das entschiedene Uebergewicht: seine bezaubernde Liebenswürdigkeit und die sonnenhelle Heiterkeit seines Gemüthes waren echt rheinisch. In Frankfurt war J. völlig heimisch geworden und bei Angehörigen der verschiedensten Parteien und Confessionen so beliebt, daß die Frankfurter Zeitung in ihrem Nekrolog schreiben konnte: „J. als Mensch besaß keinen Feind unter denen, die ihn kannten."

Janssen's litterarischer Nachlaß (Tagebücher u. Briefe). — Eigene Erinnerungen. — Böhmer's Leben und Briefe. Freiburg 1868. — F. Hülskamp im Litterarischen Handweiser 1891. — H. Wedewer im Mainzer Katholik 1892, I. — Akademische Monatsblätter 1892. — A. v. Steinle, Janssen's Frankfurter Freundeskreis, in d. Historisch-polit. Blättern, Bd. 109. — Edward v. Steinle's Briefwechsel mit seinen Freunden. 2 Bde., Freiburg 1898. — Meister, Erinnerungen an Janssen. Frankfurt 1896. — L. Pastor, J. Janssen. Ein Lebensbild vornehmlich nach den ungedruckten Briefen u. Tagebüchern desselben. Neue, verbesserte Auflage. Freiburg 1894.

L. Pastor.

Jeep*): Justus Wilhelm Linde J., Philologe und Schulmann, † 1884, wurde am 25. September 1799 in Holzminden geboren, wo sein Vater Joh. Friedr. J. das Amt eines Stadtkämmerers versah; seine Mutter, Sab. Karoline geb. Seidenstücker, war die Tochter eines Bergbeamten aus Klausthal. Er besuchte das Gymnasium seiner Vaterstadt und bezog Michaelis 1818 die Universität Göttingen, um sich dem Studium der Philologie und Theologie zu widmen. Er schloß sich hier besonders den Professoren Mitscherlich, Dissen und Karl Otfr. Müller an, an deren Seminarübungen er sich auch als Mitglied betheiligte. Zu Ostern 1821 verließ er Göttingen, und noch in demselben Jahre wurde er am Gymnasium zu Holzminden als Collaborator angestellt; 1828 wurde er Subconrector. An das Gymnasium zu Wolfenbüttel berufen, wurde er hier am 12. Juli 1833 als Conrector und zweiter Lehrer der ersten Classe eingeführt und 1838 zum Director ernannt; 1853 erhielt er den Titel eines Professors, 1866 den eines Schulraths; 1857 wurde er außerordentliches, 1861 ordentliches Mitglied der Prüfungscommission für die

*) Zu S. 643.

Candidaten des höheren Schulamts. Ein Augenübel, das sich mit der Zeit herausgebildet hatte, veranlaßte ihn wiederholt um seine Entlassung zu bitten, die ihm zu Ende des Jahres 1869 ungern ertheilt wurde. Eine Augenoperation, der er sich im Sommer 1872 zu Hannover unterwarf, hatte besten Erfolg und gestattete ihm die Wiederaufnahme seiner wissenschaftlichen Arbeiten. Diese waren ganz der classischen Philologie gewidmet, unter deren Gelehrten er sich einen sehr geachteten Namen errang. Sein Hauptwerk war die Ausgabe des Justin, die 1859 als Theil der Bibliotheca Scriptorum Graecorum et Romanorum Teubneriana erschien. Außerdem veröffentlichte er eine große Anzahl von Gymnasialprogrammen und Aufsätzen in wissenschaftlichen Zeitschriften, die sich besonders auf die Werke von Cicero, Curtius Rufus, Horaz u. a. bezogen. Weit wichtiger aber als die wissenschaftliche Arbeit, der eigentlich nur die knapp bemessene Mußezeit galt, war für J. die Thätigkeit an seiner Schule, der er sich mit ganzer Kraft und vollem Herzen hingab. Er besaß das Vertrauen, die Liebe und Achtung seiner Schüler in ungewöhnlichem Maaße. Was ihn aber vorzüglich befähigte, die Jugend an sich heranzuziehen, zu lehren und auf den richtigen Weg zu leiten, das war nicht so sehr die Fülle der Gelehrsamkeit, über die er gebot, und die er in schlichter, eindringlicher Weise mitzutheilen verstand, als der volle Einklang seiner Persönlichkeit, die hohen sittlichen Ernst, tiefe Religiosität, strenge Gerechtigkeit mit kindlichem Vertrauen und wohlwollender Milde in sich vereinigte. Lehre und Leben standen bei ihm in seltener Uebereinstimmung. Die angeborene Würde seines Auftretens, die ruhige Sachlichkeit und einfache Herzlichkeit seiner Rede, die stets der unmittelbare Ausdruck einer inneren festen Ueberzeugung war, verfehlten niemals ihre Wirkung. Weder in der Schulzucht noch beim Unterricht. Sie äußerte sich besonders auch in den Religionsstunden, die er in der Prima selbst ertheilte, und die für manche spätere Theologen von bestimmendem Einflusse gewesen sind. Er zeigte und weckte Vertrauen und konnte so stets mit Sicherheit auf das Ehrgefühl seiner älteren Schüler rechnen. Als er die Leitung des Wolfenbüttler Gymnasiums übernahm, wurde ihm nahe gelegt, die an der Schule bestehende Turngemeinde, die sich ohne Mitwirkung der Lehrer frei verwaltete, aufzuheben, da sie eine Pflanzstätte des Demagogenthums sei. J. aber konnte sich von der Schädlichkeit des Turnens nicht überzeugen, er sah darin vielmehr nur eine gesunde Leibesübung und in der Turngemeinde eine für den Geist der ganzen Schule nützliche Einrichtung. Wie er nichts ohne Ueberzeugung thun konnte, so blieb er jenem Winke gegenüber vollkommen taub und ermöglichte so das Fortbestehen der Turngemeinde, die jetzt unseres Wissens die älteste Schulturngemeinde Deutschlands ist. Auch sonst ging er im Leben, unbekümmert um Lob oder Tadel der Menge, ruhig und aufrecht seinen Weg; im J. 1848 gehörte er zu den Wenigen, die frei von aller Parteischablone am schlichten Rechtsstandpunkte festhielten. Selten trat er mit seinen Ansichten in die Oeffentlichkeit. Wenn es aber geschah, sprach er sich offen und furchtlos vor der Parteien Leidenschaft aus. So war es nur natürlich, daß er sich bei seinen Mitbürgern eben so sehr der größten Hochachtung erfreute, wie bei seinen alten Schülern unvergänglicher Anhänglichkeit und Dankbarkeit. Bis in sein hohes Alter hinauf bewahrte er sich die körperliche und geistige Gesundheit; erst am 15. Januar 1884 machte ein sanfter Tod seinem Leben ein plötzliches Ende. Seine Gattin, Emilie geb. Kloz, die Tochter des früh verstorbenen Bergassessors Justus Kloz aus Halle a. S., die er am 8. Juni 1829 heimgeführt hatte, war ihm schon am 25. Mai 1876 im Tode vorausgegangen. Zwei Töchter bildeten fortan die treue Stütze seines Alters. Ihn

überlebten sechs Söhne, die sämmtlich vom Vater lernten, in Kirchen- und Schuldienst wie im praktischen Berufe ihre Stelle in tüchtiger Weise auszufüllen.

Vgl. Koldewey, Album des Herzoglichen Gymnasiums zu Wolfenbüttel (1877), S. 19 ff. und in Schmidt's Biogr. Jahrbuch 1884, wo auch die Schriften Jeep's verzeichnet stehen. — Aufsatz des Unterzeichneten in der Festzeitung zur Feier des 75jähr. Bestehens d. Gymnasialturngemeinde zu Wolfenbüttel (1903) S. 3—6 und die hier verzeichnete Litteratur.

P. Zimmermann.

Jencke*): Johann Friedrich J., Taubstummenlehrer, wurde am 27. Juli 1812 in Diehsa in der Oberlausitz als Sohn eines Bauernpaars geboren, das sich zu der Herrnhuter Brüdergemeine hielt. Er erhielt seine Elementarbildung zu Uhyst an der Spree und bezog, da er Lehrer werden wollte, im J. 1825 das freiherrlich v. Fletcher'sche Seminar in Dresden. Hier hatte er, erst 16 Jahre alt, Gelegenheit, seine Kenntniß der Gebärdensprache, die er sich schon zu Hause im Umgang mit einer taubstummen Magd angeeignet hatte, an einem taubstummen Knaben Namens Moritz Großmann, der in der Nähe wohnte, zu verwerthen und ihn zum Sprechen leichter Worte zu veranlassen. Er übernahm dann am 14. October 1828 feierlich die weitere Ausbildung dieses Knaben und legte so den Grund für die Dresdner Taubstummenlehranstalt, die er schon im J. 1833 durch Lostrennung von dem Seminar selbständig machte und in ihrem bedrohten Zustande durch Veranstaltung einer Landescollecte im J. 1835 so kräftigte, daß er schon im Jahre darauf 28 Zöglinge um sich versammeln konnte. Nachdem ihm die sächsische Staatsregierung eine namhafte jährliche Unterstützung zugesagt hatte, errichtete er im J. 1838 ein eigenes Gebäude für seine Anstalt, die immer erweitert und noch durch das Asyl für erwachsene taubstumme Mädchen vergrößert wurde. Im J. 1872 mußte eine Filialanstalt in Plauen bei Dresden ins Leben gerufen werden, aus der sich die heutige Taubstummenvorschule entwickelt hat, und im J. 1880 erhielt das segensreiche Unternehmen seine gegenwärtige Gestalt. J. schloß sich in seinem Lehrgang und Zielen der von Heinicke begründeten Methode an und ließ es sich besonders angelegen sein, für die Unterstützung erwachsener Taubstummen zu sorgen. Seine Bestrebungen wurden im In- und Auslande verdientermaßen anerkannt. Er wurde von König Albert zum Hofrath ernannt und erhielt, als er am 31. October 1890 sein Amt niederlegte, das Comthurkreuz 2. Classe des Albrechtsordens. Er starb plötzlich ohne Krankenlager und Todeskampf am 4. August 1893.

Vgl. H. E. Stötzner in: Bunte Bilder aus dem Sachsenlande, II. Bd. 2. Aufl. Leipzig 1895, S. 495—499. — Dresdner Anzeiger vom 5. Aug. 1893, Nr. 217, S. 3 und Nr. 220, S. 4.

H. A. Lier.

Ilberg**): Friedrich Theodor Hugo J., † am 30. November 1883, angesehener Gymnasialpädagog, zuletzt in Dresden. Hugo J. wurde am 24. Juli 1828 in Hohenmölsen, Kreis Weißenfels, geboren, wo der Vater, später Kreisrichter in Kölleda und Belgern, damals Gerichtsamtmann war. Bis dahin von einem Hauslehrer vorbereitet, trat der Jüngling 1843 in die seiner Heimath benachbarte, berühmte Schule zu Schulpforta ein, der er bis zur rühmlich bestandenen Reifeprüfung, Ostern 1849, angehörte. Tiefen Eindruck machten ihm die Lehrer Kirchner (Rector), Steinhart, der Platoniker,

*) Zu S. 650.
**) Zu S. 666.

Koberstein, der Litterarhistoriker, Karl Keil, der Epigraphiker; dieser zugleich sein besonderer Tutor. Der Jüngling entschied sich unter ihrem Einflusse für das Studium der Philologie, dem er zunächst drei Semester in Halle unter Bernhardy und dem jugendlichen Privatdocenten Heinrich Keil oblag. Herbst 1850 begab er sich nach Bonn, wo er Friedrich Ritschl, Fr. Gottlieb Welcker, Brandis, Dahlmann und wiederum zwei damals junge Docenten, Karl Schaarschmidt und Jakob Bernays, als Lehrer und Führer hatte. Zusammen mit seinem Schweizer Freunde Theodor Hug, späterem Professor zu Schaffhausen, errang er den zweiten akademischen Preis für Bearbeitung der Preisaufgabe: „Q. Ennii Annalium fragmenta praemissa de poëtae vita scriptis et arte disputatione disponantur emendentur illustrentur". Den ersten Preis hatten die rüstigen Nebenbuhler dem jungen Johannes Vahlen lassen müssen. Bald darauf schloß J. das akademische Studium mit der Oberlehrerprüfung in Bonn (Herbst 1852) und begab sich über die neue Heimath Belgern a. d. Elbe nach Berlin, um im Januar 1853 unter Ferdinand Ranke am Friedrich-Wilhelmsgymnasium sein Probejahr anzutreten. Schon nach einem Vierteljahre folgte er jedoch dem Rufe an das Mariengymnasium zu Stettin und erwarb hier unter den Directoren Hasselbach und Karl Peter inmitten eines lebendigen und bedeutenden Lehrercollegiums, dem u. a. Hermann Rassow, Gustav Wendt, Franz Kern, Richard Volkmann gleichzeitig mit ihm angehörten, in vierjähriger Wirksamkeit den Ruf eines begabten und anregenden Lehrers, wie eines besonders glücklichen Lenkers der Jugend. In Stettin gründete er auch seinen Hausstand durch die Heirath mit Klara Weißwang, Tochter eines verstorbenen Gerichtsamtmannes zu Schwarzenberg im Erzgebirge, die ihn überleben und ihm die Augen zudrücken sollte (1. October 1855). Im J. 1857 führte das junge Paar ein neuer Ruf nach Magdeburg an Gymnasium und Convict des Klosters U. L. Fr.; und von da nach abermals vier Jahren holte ihn Rassow, inzwischen als Director an Sauppe's Stelle von Stettin nach Weimar übergesiedelt, dorthin als Conrector. Wie sehr sich der junge Schulmann schon damals Ruf in weiteren Kreisen erworben hatte, obwol die Ansprüche der Praxis und der öftere Wechsel des Arbeitsfeldes hier wie später die lebhaft erfaßten litterarischen Pläne — die sich besonders um Plautus bewegten — immer wieder zurückdrängten, beweist der überraschende Ruf, den ihm wenige Monate später der kgl. sächsische Geheime Schulrath Gilbert persönlich brachte, und der ihn schon im April 1862 als Director von Weimar nach Zwickau entführte. Daß die Eltern nach dem Uebertritte des Vaters in den Ruhestand gleichzeitig nach dem Zwickau benachbarten Schwarzenberger Drahthammer, dem Wohnsitze von Hugo Ilberg's älterer, dort verheiratheter Schwester, übersiedelten, wurde beiderseits als erfreuliche Fügung dankbar empfunden. Aber auch im sächsischen Schuldienste war J. noch mehrfacher Wechsel beschieden. In Zwickau wirkte er neun, in Meißen an St. Afra drei, in Dresden am königlichen Gymnasium der Neustadt wieder neun Jahre. In Zwickau durchlebte er die beiden großen Kriegsjahre, das für ihn als Preußen in Sachsen besonders schwere 1866, das erhebende 1870/71. In Dresden erweiterte sich 1879 sein Wirkenskreis noch durch die ehrenvolle Ernennung zum Geheimen Schulrathe im königlichen Ministerium des Cultus und des öffentlichen Unterrichtes. Aber recht froh konnte er dieser Ehre nicht mehr werden. Bald nachher überfiel ihn ein Gelenkrheumatismus, und die nachbleibende Schwäche des gesammten Organismus machte die starke Anspannung durch das Doppelamt, besonders in der österlichen Prüfungszeit nur noch beschwerlicher und gefährlicher. Seit 1880 kränkelte er mehrfach; nach der schweren Prüfungszeit 1883, am 24. März, dem Tage vor Ostern, traf ihn ein Gehirnschlag, und fortan siechte er. Nach

anscheinender Besserung wiederholte sich der Anfall Ende Juli zu St. Blasien im Schwarzwalde. An Wiederaufnahme der Berufsarbeiten war nicht mehr zu denken. Ein zweiter Rückfall ließ ihn daheim am 30. November sanft entschlummern. Der Ruf eines tüchtigen Gelehrten und Schulmannes, eines barmherzigen, frommen und patriotischen Erziehers der Jugend im Sinne des alten protestantischen Humanismus überlebte ihn in Sachsen, in dem er ganz eingewurzelt war, wie in den Kreisen seines früheren Wirkens.

Vgl. Friedrich Theodor Hugo Ilberg. Erinnerungen an sein Leben und Wirken, für seine Freunde und Schüler zusammengestellt von Johannes Ilberg. Leipzig 1885. (In den Beilagen Proben deutscher und lateinischer Schulreden, sowie lateinischer Poesie von Hugo Ilberg.)

Sander.

Jochmus*): August Freiherr J. von Cotignola, geboren am 27. Februar 1808 in Hamburg, konnte dem Handelsstande, zu welchem ihn sein Vater bestimmte, kein Interesse abgewinnen und reiste nach Paris, wo er eifrig militärischen Studien oblag. 19 Jahre alt, schloß er sich dem griechischen Freiheitskampfe an und machte die Feldzüge der Jahre 1827 bis Ende 1829 mit. Im J. 1828 war er Hauptmann und Adjutant des Oberbefehlshabers der griechischen Landmacht, Generals Sir Richard Church, wurde 1832 als Hauptmann des Generalstabes im griechischen Kriegsministerium angestellt und zu verschiedenen Missionen verwendet. Durch die Ränke der nationalen Partei aus Griechenland vertrieben, begab J. sich im J. 1835 nach England, um auf Empfehlung des britischen Gesandten in Athen, Sir Lyons, in die englisch-spanische Legion zu treten, in welcher er die bedeutendsten Schlachten in Spanien unter Sir Evans mitmachte und im Verlauf der beiden Kriegsjahre zum Brigadegeneral emporstieg. Nachdem er noch zwei Jahre als Chef des spanischen Armeecorps von Cantabrien gedient hatte, kehrte J. Ende 1838 nach England zurück, wurde jedoch sofort nach Constantinopel gesendet, um dort einen Feldzugsplan für den voraussichtlichen Krieg in Syrien zu entwerfen. Mitte Juli 1840 zum Chef des Generalstabes der englisch-österreichisch-türkischen Armee im Libanon und, auf Vorschlag der englischen Regierung, zum türkischen Divisionsgeneral und Pascha von zwei Roßschweifen ernannt, war J. bei der Beschießung und Einnahme von St. Jean d'Acre thätig und wurde nach Beendigung des Feldzuges bis zum Jahre 1848 im Kriegsministerium in Constantinopel verwendet. Die Märzrevolution veranlaßte J. zur Rückkehr nach Deutschland. Am 17. März 1849 verlieh ihm der Reichsverweser Erzherzog Johann das Portefeuille des Aeußeren und der Marine, die er nach dem Rücktritt des Erzherzogs im December 1849 niederlegte. Die folgenden Jahre benutzte J. zu Reisen durch Europa, dann nach Aegypten, Arabien, Indien, China und Amerika, während des Winters der Jahre 1856 bis 1859 aber verweilte er, da sein Sohn Karl die Cadettenschule in Hainburg, dann die Theresianische Militärakademie in Wiener Neustadt besuchte, in Wien. Hier trat er dann auch in Berührung mit FZM. Frhrn. v. Heß, dem er, vor und während des Krieges gegen Frankreich und Italien, verschiedene militärisch-politische Denkschriften vorlegte und durch dessen Vermittlung er als Feldmarschalllieutenant in die kaiserliche Armee aufgenommen zu werden hoffte. Dieser Wunsch blieb unerfüllt, da es nicht zur definitiven Aufstellung des deutschen Bundesheeres kam, doch wurde J. Ende December in den erblichen österreichischen Freiherrnstand mit dem Prädicate „von Cotignola“ erhoben. Bei Beginn des Krieges gegen Preußen und Italien

*) Zu S. 679.

1866 strebte J. abermals eine Verwendung in der kaiserlichen Armee an, doch verzögerte sich die Ernennung. Erst am 19. Juli 1866 wurde ihm der Titel eines Feldmarschalllieutenants verliehen, ohne daß J. zu irgend einer Thätigkeit im Felde gelangte. Nach dem Frieden von Nikolsburg zog sich J. in das Privatleben zurück, unternahm in den Jahren 1870 und 1871 noch eine Weltreise, nach deren Beendigung er in Bamberg dauernden Aufenthalt nahm, wo er am 14. September 1881 starb. Seine militärischen und politischen Aufsätze, Denkschriften und Briefe hat G. M. Thomas in vier Bänden herausgegeben.

Acten des k. u. k. Kriegs-Archivs. — Die Wehrzeitung. Jahrg. 1881. — Aug. v. Jochmus' gesammelte Schriften. Hsg. von Dr. G. M. Thomas. Berlin 1883—1884.

Criste.

K.

Kahler: Otto K., hervorragender Kliniker zu Wien, 1849 in Prag ge-
oren, studirte auch dort, war Assistent an der Klinik von Halla, wurde 1871
romovirt, 1878 Docent an der deutschen Universität in Prag, 1882 Pro-
essor e. o., 1886 ord. Professor für specielle Pathologie und Therapie und
Vorstand der II. medicinischen Klinik an der deutschen Universität und war
chließlich seit 1889 als Nachfolger Bamberger's in gleicher Eigenschaft in
Vien thätig, wo er jedoch bereits am 24. Januar 1893 starb. Trotz seines
rühen Todes hat K. durch seine litterarische und Lehrthätigkeit sich den Ruf
ines der bedeutendsten Kliniker der Neuzeit begründet. Er hat in ver-
chiedenen Archiven und Zeitschriften zahlreiche Arbeiten aus verschiedenen Ge-
ieten der inneren Medicin, vor allem aus dem der Neurologie, klinischen,
natomischen und experimentellen Inhaltes verfaßt, das Capitel „Central-
ervensystem“ in dem Lehrbuche der Histologie von C. Toldt (3. Auflage
Stuttgart 1888) bearbeitet und war Redacteur der Prager Medicini-
chen Wochenschrift seit 1878. Namentlich verdankt ihm die Lehre von der
Tabes und von den combinirten Systemerkrankungen des Rückenmarks wesent-
iche Förderung. Ebenso hat K. Studien über die Basedow'sche Krankheit,
ber Rückenmarksverletzungen, über die acute, aufsteigende Paralyse, perniciöse
Anämie, Darmverschluß, Venenpuls, Pleurapunction ꝛc. gemacht resp. ver-
ffentlicht. Am 2. Juli 1904 wurde Kahler's Büste in den Arkaden der
Wiener Universität feierlich enthüllt, wobei Professor Kraus (Berlin) die
Rede hielt.

Vgl. Biogr. Lexikon ed. Pagel, S. 835. Pagel.

Kaehler: Otto K., königlich preußischer Generalmajor z. D., kaiserlich
ttomanischer Generallieutenant und Generaladjutant des Sultans, der Sohn
nes Predigers, am 16. Juni 1830 zu Neuhausen bei Königsberg i. Pr. ge-
oren, trat am 1. November 1848, wissenschaftlich gut vorgebildet, als Ein-
ährig-Freiwilliger bei der 1. Pionierabtheilung zu Königsberg i. Pr. in den
Dienst, ging aber bald zur Cavallerie über, wurde am 13. April 1852 zum
Secondlieutenant bei dem in Tilsit stehenden 1. Dragonerregimente befördert,
esuchte von 1856 bis 1859 die Allgemeine Kriegsschule (jetzt Kriegsakademie),
war dann Regimentsadjutant, wurde 1861 zum Topographischen Bureau des
Großen Generalstabes commandirt und Ende 1864 zum Adjutanten der 12. Di-
ision in Neisse ernannt. In dieser Stellung machte er, bei der Mobilmachung
um Rittmeister aufgerückt, auf dem böhmischen Kriegsschauplatze den Feldzug

vom Jahre 1866 mit, der für ihn fast thatenlos verlief. Nach Friedensschluß kam er als Escadronchef in das 2. Schles. Dragonerregiment nach Oels. Hier widmete er der Truppe, aus welcher er hervorgegangen war, ein Prachtwerk „Einhundertundfünfzig Jahre aus der Geschichte des Königlich Preußischen Litthauischen Dragoner-Regiments Nr. 1 (Prinz Albrecht von Preußen) seit seiner Errichtung am 1. Mai 1717 bis zur Gegenwart“ (Berlin 1867), welchem er 1869 einen Nachtrag über die „Erlebnisse des Regiments im Feldzuge von 1866 gegen Oesterreich“ folgen ließ. — Der Ausbruch des Krieges mit Frankreich berief ihn in einen ganz anderen Wirkungskreis. Er wurde als Generalstabsofficier der 2. Cavalleriedivision zugetheilt, welche Generallieutenant Graf Wilhelm zu Stolberg-Wernigerode befehligte. Mit dieser hat er an den Ereignissen des Feldzuges, namentlich an der Bekämpfung der Heere der Republik im Westen des Landes vollen Antheil gehabt. Die Thaten und die Schicksale der Division hat er, im 4. Beihefte des Militär-Wochenblattes vom Jahre 1871, geschildert.

Als Major im Generalstabe aus dem Felde zurückgekehrt und dem Großen Generalstabe überwiesen, trat er, auf die im Kriege gemachten Wahrnehmungen und eigenen Erfahrungen gestützt, als eifriger und beredter Vertreter einer Richtung hervor, welche danach trachtete, der Reiterwaffe, trotz der durch die gesteigerte Feuerwirkung der Infanterie und der Artillerie veränderten Gefechtsverhältnisse, den früher von ihr eingenommenen Rang und Platz wieder zu verschaffen. Mit dem Prinzen Friedrich Karl von Preußen (s. A. D. B. XLIX, 118), General v. Schmidt (ebd. XXXII, 1), war er der Hauptverfechter dieses Strebens. In der periodischen Presse sowol wie in selbstständigen Werken brachte er es zum Ausdrucke. Die letzteren waren: „Die Reiterei in der Schlacht von Vionville und Mars-la-Tour am 16. August 1870“ (3. Aufl. Berlin 1874); „Seydlitz in seiner Bedeutung für die Reiterei von sonst und jetzt“ (3. Beiheft zum Militär-Wochenblatt, Berlin 1871), an die Heranbildung von Führern für die Waffe mahnend; „Die preußische Reiterei von 1806 bis 1876 in ihrer inneren Entwickelung“ (Berlin 1879), ein Buch, in welchem aber nicht der Gang dieser Entwickelung einheitlich geschildert ist, sondern nur die Dienstbefehle abgedruckt sind, durch die sie beeinflußt wurde; ferner übersetzte er aus dem Englischen unter dem Titel: „Zwei Jahre im Sattel und am Feinde“ (3. Aufl. Berlin 1897), die Erinnerungen aus dem nordamerikanischen Bürgerkriege von Heros v. Borcke, Stabschef des südstaatlichen Reitergenerals Stuart. Durch Vorträge an der Kriegsakademie, die ihm übertragen waren, erhielt er Gelegenheit seine Lehren in weitere Kreise des Heeres zu verbreiten. Auch hatte er mittelbar großen Einfluß auf die Bearbeitung des Exercierreglements für die Cavallerie vom 5. Juli 1876. Kurz vor dem Erscheinen des letzteren war er zum Commandeur des 2. Schlesischen Husarenregiments Nr. 6 ernannt. Er siedelte nun von Berlin nach Neustadt in Oberschlesien über. Hier veranlaßte ihn eine die Leistungen der Cavallerie im Kriege gegen Frankreich herabsetzende und den Werth der Waffe bestreitende Schrift eines als R. U. zeichnenden, unbekannten Urhebers zu einer Erwiderung, welche als „Anti R. U.“ im 11. und 12. Beihefte des Militär-Wochenblattes vom Jahre 1881 abgedruckt ist. Im Sommer 1882 schied er von Europa und, mit dem Charakter als Generalmajor, aus dem Heere, um im Dienste des Sultans mit drei seiner Kameraden zu arbeiten an dem unfruchtbaren Bemühen das türkische Heer zu reorganisiren, aber schon am 8. November 1885 starb er zu Constantinopel nach kurzer Krankheit.

Militär-Wochenblatt Nr. 97, Berlin, 2. Dec. 1885. B. v. Poten.

Kahnis: Karl Friedrich August K., lutherischer Theologe, Professor in Leipzig, wurde am 22. December 1814 zu Greiz als Sohn des Schneiders Joh. Friedr. Kanes (so laut Kirchenbuch) geboren. Ueber seinen Familiennamen bemerkt er gelegentlich: „ein geborener Voigtländer trage ich einen alten voigtländischen Familiennamen. Eine voigtländische Familie meines Namens, die Familie Kanis, hat nach dem pirnaischen Mönch (Mencken, Script. rer. germ. II, 1595) und urkundlichen Nachrichten (Limmer, Vogtland I, 401) im Jahre 1226 das Dominikanerkloster in Plauen hauptsächlich gegründet. Der Name ist sorbischen Ursprungs und wohl in dem böhmischen Kanecz (Kancze: Eber) erhalten, woher innerhalb derselben Familie die Formen Kanes und Kanz sich erklären" (Zeugniß S. 7 f.). Bis zum 17. Jahre besuchte er die Schulen seiner Vaterstadt, 1835 noch ein halbes Jahr die Lateinschule der Francke'schen Stiftungen in Halle, wo er die Reifeprüfung ablegte. Im Herbste desselben Jahres bezog er die dortige Universität, zunächst um Philologie zu studiren. Mit Eifer wandte er sich der antiken Philosophie, besonders Plato, zu. Zugleich aber ließ er sich durch die Hegel'sche Philosophie, die Erdmann in anziehender Weise vertrat, imponiren. „Frühe mit dem Kirchenglauben zerfallen, ja nicht ohne schwere Zweifel an der Wahrheit aller Religion überhaupt, hoffte er von jener Philosophie die Lösung des großen Weltzwiespaltes zwischen Sein und Wissen." „Aber im dritten Jahr meiner Universitätsstudien", so erzählt er, „ging mir die klare Erkenntniß auf, daß diese Schule das Recht des unmittelbaren Lebens, der Persönlichkeit, der geschichtlichen Mächte, des christlichen Glaubens verkümmere". Dazu verhalfen ihm der naturwüchsige Historiker Heinrich Leo und der Theologe Tholuck. Seine Wandlung documentirte der 24jährige Student durch seine temperamentvolle Erstlingsschrift „Dr. Ruge und Hegel. Ein Beitrag zur Würdigung Hegel'scher Tendenzen", Quedlinburg 1838, in der er gegen die Junghegelsche Richtung protestirt, vor allem im Namen der deutschen Jugend. Im Zusammenhang damit steht die Wendung zur Theologie. In einem geheimnißvollen Erlebnisse kam das neue Glaubensleben des Jünglings entscheidend zum Durchbruch. 1840 siedelte K. nach Berlin über, wo er Neander, Marheineke, Twesten und den Naturphilosophen Steffens hörte, besonders aber bei Hengstenberg vielseitige Förderung fand. Zugleich empfing er Anregungen in dem Kreise Jüngerer, der sich um Ludwig v. Gerlach scharte. 1842 habilitirte er sich für die historische Theologie mit einer Schrift über die Entwickelung der griechischen Philosophie in ihrem Verhältniß zum Christenthum. 1844 erhielt er einen Ruf als außerordentlicher Professor nach Breslau, um zugleich mit anderen neu Berufenen gegen den dort herrschenden Rationalismus anzukämpfen. Er trat seine Professur mit einer Disputation De spiritus sancti persona app. II an (Breslau 1845), die wegen mancher kritischen Ansichten als Vorspiel seiner Aufsehen erregenden „Dogmatik" angesehen werden kann. Am 27. September 1845 führte er Elisabeth v. Schenkendorf, die Tochter des Landrathes auf Wulkow, eines Verwandten des gleichnamigen Dichters, als seine Gattin heim und gewann in ihr die geistig ebenbürtige, treue Gefährtin, die ihn noch länger überlebte. War seine akademische Wirksamkeit schon an sich durch die herrschenden Verhältnisse gehemmt, so sah er sie völlig lahmgelegt, als er im November 1848 nach längerem Bedenken sich Gewissens halber entschloß, mit seiner Gattin aus der unirten Kirche zu den separirten Lutheranern, deren Mittelpunkt Breslau war, überzutreten. K. that diesen Schritt unter den Eindrücken der Revolution von dem Gesichtspunkte aus, daß dem kirchlichen Bekenntnisse in der Union der klare Rechtstitel fehle, und mit der vollen Erkenntniß, daß er seine akademische Zukunft in Preußen als Opfer

einsetze. Aber unbegreiflich wird sein Charakter und seine spätere Entwicklung, wenn man ihn für einen beschränkten, engherzigen Vertreter lutherischer Orthodoxie hält. Das war er nie. Das eigentlich lutherische Bekenntniß war ihm jederzeit nur die Confessio Augustana. Und mehr gedrängt durch die Gegner als aus eigenstem Antriebe hat er 1853/54 gegen die Union und ihre Vertreter, besonders K. J. Nitzsch, die Feder ergriffen, wenngleich er zeitlebens principiell sich gegen diese kirchliche Neubildung erklärte, weil sie entgegen den Grundsätzen der evangelischen Kirche die Einheit nicht im Bekenntnisse, sondern in der Verfassung suche.

Aus den drückend gewordenen Verhältnissen, die nur häusliches Glück und wissenschaftliche Arbeit erträglich machten, befreite ihn 1850 ein Ruf nach Leipzig. Als Harleß' Nachfolger sollte er Dogmatik und zugleich für Niedner Kirchengeschichte lesen. 1851 erhielt er von Erlangen die Würde eines D. theol. Hier in Leipzig fand er den Boden, auf dem sein Leben und Wirken sich zu reicher Frucht entfalten sollte, zumal seit E. Luthardt (von 1856) und Franz Delitzsch (von 1867 an) neben und mit ihm zusammen wirkten. Einen weitreichenden Einfluß gewann er dadurch, daß er nicht bloß fesselnde und belehrende Vorlesungen hielt, sondern auch dem kirchlichen Leben zunächst Sachsens seine rege und thätige Theilnahme zuwandte durch Predigten, Vorträge, Zeitungsredaction (Sächs. Kirchen- und Schulblatt 1853—57), Besuch von Conferenzen u. s. w. In der Facultät rückte er allmählich zum Senior auf, 1860 wurde er Domherr des Hochstiftes Meißen, 1864/65 Rector der Universität. Einen bedeutsamen Markstein in seinem Leben bezeichnet das Erscheinen des ersten Bandes seiner „Dogmatik“ 1861. Seine Absicht war, das Dogma aus seinem geschichtlichen Werdeproceß heraus zu reconstruiren. Das konnte aber für ihn keine bloße Wiederholung des Alten sein. Zum mindesten bedurfte auch das Alte gemäß den Fortschritten der Wissenschaft neuer theologischer Begründung. So wich denn K. in der Lehre von der Trinität und vom Abendmahl von der altorthodoxen Form ab, besonders aber bekannte er sich offen, im ganzen wie im einzelnen, zu der neueren geschichtlichen Betrachtungsweise der Bibel. Es war durchaus verkehrt, wenn frühere Gesinnungsgenossen K. des Abfalls bezichtigten (so besonders Hengstenberg und Dieckhoff). Es trat nur unter veränderten Gegensätzen eine Seite von ihm stärker hervor, die er schon in früheren Schriften zeigt, nämlich die verständige Reflexion, der Sinn für das Natürliche und Einfache, zugleich aber auch die historisirende, unsystematische Weise seines Denkens. Seine kritischen Sätze sind nicht mit einer wirklichen Neugestaltung des Dogmas verknüpft. So kraftvoll er daher in seinem „Zeugniß von den Grundwahrheiten des Protestantismus“ 1862 das Schwert protestantischen Geistes gegen D. Hengstenberg geschwungen hat, so hat die Fehde doch weniger geschichtliche als persönliche Bedeutung, und man hat nicht Ursache es zu beklagen, daß K., wenn er auch seine „Dogmatik“ vollendete, doch seit jener Zeit der Kirchengeschichte als seinem eigentlichen Fache sich fast ausschließlich zuwandte. Hier erstrahlte seine besondere Begabung, nämlich die Fähigkeit, aufzufassen, zu combiniren und darzustellen. Ging er auch auf die Quellen zurück, so war er doch kein Bahnbrecher historischer Forschung. Sein Streben war vielmehr, sich mit liebevoller Hingabe in Zeiten und Personen zu versenken, um sie in ihrem eigenthümlichen Wesen und im Zusammenhange der gesammtkirchlichen Entwicklung zu erfassen. Für diese aber bot ihm seine kirchlich-dogmatische Ansicht ein gewisses Schema, mittelst dessen die Masse lichtvoll gegliedert wurde. Seine lebensvolle Anschauung endlich, gepaart mit poetischem Empfinden, ermöglichte ihm eine geschmackvolle Darstellung, und das kräftige Mitklingen

persönlicher Accente verleiht seinen historischen Arbeiten eine erquickende Frische. Unter ihnen sind hervorzuheben sein „Innerer Gang des deutschen Protestantismus seit Mitte des vorigen (= 18.) Jahrhunderts", 1854, 2. Aufl. 1860, 3. Aufl., bis zur Reformation rückwärts erweitert, daher im Titel ohne die zeitliche Näherbestimmung; ferner: „Die deutsche Reformation" (1. u. einziger Band), 1872, „Der Gang der Kirche in Lebensbildern", 1887. Wenn er aber selbst urtheilt: „unsere besten Bücher sind die, welche wir in die Seelen unserer Zuhörer schreiben", so entspricht dem, daß stärker als seine Schriften die Vorlesungen von K. auf zahlreiche Generationen von Hörern eingewirkt haben, einerseits durch das, was er bot und wie er es bot — in netten zugespitzten und leicht einzuprägenden Formeln —, andererseits durch die Persönlichkeit, die hinter dem Gebotenen stand oder vielmehr sich selbst in alles hineinlegte. K. war ein echt christlicher und weil aus dem Grunde erneuert, darum ein lauterer, demüthiger und wahrhaft natürlicher Charakter. Zugleich besaß er einen reichen, für alles Schöne und Gute auch in der natürlichen Welt empfänglichen Geist, ein tiefes Gemüth und einen tapferen Mannesmuth, in dem zugleich jederzeit etwas von dem Feuer jugendlicher Begeisterung glühte. Seine Lieblingsgestalt aus der Kirchengeschichte war Luther, und nicht zum wenigsten auch deshalb, weil er von ihm schreiben konnte: „wie in keinem Kirchenlehrer vor und nach ihm hat sich in Luther der evangelische und der deutsche Geist vereint". Als deutsche Eigenart aber bezeichnete er das im Gemüthe wurzelnde Personleben, den Individualismus, der freilich nach ihm nur dann nicht auflösend wirkt, wenn er in der persönlichen Gemeinschaft mit Gott Halt und Gehalt erlangt. Sein echter Patriotismus verleugnete sich nie und fand gelegentlich einen sehr wirkungsvollen Ausdruck, wie in der 1870 nach der Schlacht bei Wörth gehaltenen Predigt (2. Sammlung Nr. 18).

In der letzten Zeit seines Wirkens gingen seine Kräfte sehr zurück, schon kündete sich das Gehirnleiden an, das ihn 1885 nöthigte, seine Lehrthätigkeit aufzugeben. Nach schweren Jahren mit viel inneren Anfechtungen erlöste ihn der Tod am 20. Juni 1888. Von Schriften sind außer den oben angeführten noch zu nennen bezw. genauer anzugeben: „Die Lehre vom heiligen Geist", Theil 1 (nicht mehr erschienen), Halle 1847; „Die Lehre vom Abendmahle", Leipzig 1851; „Die lutherische Dogmatik, historisch-genetisch dargestellt", 3 Bde., Leipzig 1861—68; 2., umgearb. Ausgabe in 2 Bdn. 1874. 75; „Christenthum und Lutherthum", 1871; „Die Sache der lutherischen Kirche gegenüber der Union", Leipzig 1855; „Ueber das Verhältniß der alten Philosophie zum Christenthum", Leipzig 1875. 1883; „Predigten", drei Sammlungen, Leipzig 1866. 1871. 1877.

Vgl. Fr. Jul. Winter, D. K. Fr. Aug. Kahnis, Leipzig 1896. — Der Unterzeichnete in Herzog-Hauck's Realencyklopädie IX, 692—98.

Johannes Kunze.

Kaiserfeld: Moritz von K., Staatsmann und Parlamentarier. K. wurde am 24. Januar 1811 auf dem Schlosse Mannsberg (Monsberg) bei Pettau in der unteren Steiermark geboren, studirte 1820—1832 am akademischen Gymnasium, an den philosophischen Jahrgängen nnd an der juridischen Facultät der Universität Graz, legte die praktische politisch-judicielle Prüfung bei dem k. k. Appellationsgerichte zu Klagenfurt ab, wurde 1835 Justitiär der Gutsherrschaft Thannhausen in der östlichen Steiermark und 1837 Verwalter der Herrschaft Birkenstein bei Birkfeld im Feistritzthale der Oststeiermark; schon im folgenden Jahre (16. April 1838) vermählte er sich mit der Besitzerin dieses Gutes, der verwittweten Gräfin Marie Klementine von Manneville, lebte mit ihr bis zu ihrem 1871 erfolgten Tode in ungemein glücklicher Ehe, der ein

Sohn Moritz (geb. 1839) entsproß. 1844 machte er mit Familie eine große Reise durch Deutschland, Belgien, Frankreich, in der er, wie seine Tagebuchfragmente beweisen, Land und Leute kennen lernte, seinen Gesichtskreis namhaft erweiterte und Grund legte zu den tiefen und umfassenden Kenntnissen, die bei seiner späteren Laufbahn zu Tage traten.

Als der Märzsturm des Jahres 1848 Oesterreich durchbrauste und das alte Reich bis in seine Grundfesten erschütterte, war K. ein reifer, erfahrungsreicher Mann, der sich durch Reisen und durch Studien auf dem Gebiete der Staatswissenschaften und der Geschichte, namentlich der Großbritanniens so herangebildet hatte, daß er berufen war, eine hervorragende Rolle im Staatsleben seines Vaterlandes zu spielen. So trat er schon in dem von den alten Landständen der Steiermark einberufenen provisorischen durch Vertreter des Bürger- und Bauernstandes verstärkten Landtage, in den er als einer der Abgeordneten des nichtlandständischen Gutsbesitzes gewählt worden war, maßgebend hervor. In der Sitzung vom 27. Juli 1848 stellte er den Antrag, den eben zusammentretenden constituirenden österreichischen Reichstag durch eine Adresse zu begrüßen und zu erklären, daß der provisorische Landtag „das Fortbestehen oder das Neuauftauchen jeder Körperschaft, die sich neben oder über die Regierung stellt und Beschlüsse faßt und durchführt, welche als Ausdruck des wirklichen Volkswillens von nun an nur im Schoße des Reichstages ihren Ursprung haben müssen, als inconstitutionell das Selbstgefühl der Provinzen verletzend und weil Mißtrauen und möglicherweise Widerstand erzeugend, als gefährlich bezeichnen müsse“. — Dieser Antrag war gegen den sogenannten Sicherheitsausschuß, das Hauptorgan des Wiener Radicalismus, gerichtet und wurde vom Landtage fast einstimmig angenommen. In demselben Landtage sprach er sich für die Aufhebung der Urbariallasten (Zehent, Robot u. s. w.) der gutsunterthänigen Bauern aus, jedoch gegen entsprechende Entschädigung der berechtigten Gutsbesitzer und machte in der Sitzung vom 27. Juli treffliche Bemerkungen über die Pflege der Forstwirtschaft.

Schon bei diesem seinem ersten parlamentarischen Auftreten, sowie in verschiedenen Artikeln, welche er für die Tagesblätter schrieb, zeigte er sich als das, was er bisher war und sein Leben lang blieb: als ein conservativer Liberaler; er knüpfte an die bestehenden Verhältnisse an, wollte diese durch Reformen, nicht durch Umsturz geändert und fortgebildet wissen und war ein entschiedener Gegner des im dritten Drittel des Jahres 1848 immer drohender hervortretenden Wiener Radicalismus, kurz er bewies schon damals, daß er auch in der Zeit der heftigsten politischen Stürme ein echter wahrer Staatsmann war, dessen klares, ruhiges Urtheil erkannte, daß nicht durch revolutionäres Vorgehen, sondern nur auf dem Wege des Rechtes und der Gesetze Oesterreich einer besseren Zukunft entgegengehen könne. Er war auch ein Vertreter der Autonomie der Provinzen, ein Gegner der straffen Centralisation des Staates, wie sie z. B. Frankreich darbot; als Löhner im österreichischen Reichstage die Aufhebung der Eintheilung des Reiches in Provinzen und die Errichtung von Departements beantragte, trat K. diesem Ansinnen in Zeitungsartikeln auf das entschiedenste entgegen. Hingegen war er ein kräftiger Verfechter des constitutionellen Princips und als nach der Niederwerfung des October-Aufstandes 1848 Marschall Fürst Windischgrätz eine Proclamation erließ, durch welche der Belagerungszustand über die Residenz im Umkreise von zwei Meilen verhängt, das Standrecht eingeführt, alle politischen Vereine geschlossen, alle Versammlungen untersagt wurden und als gleichzeitig Verhaftungen aus politischen Gründen vorkamen, ebensolche Processe und Verurtheilungen stattfanden, begründete K. in der Sitzung des steiermärkischen Landtages vom

8. November 1848 den Antrag, gegen die an die Bewohner von Nieder- und Oberösterreich gerichtete Proclamation des Fürsten Windischgrätz vom 1. November zur Wahrung des constitutionellen Princips bei dem k. k. Ministerium Verwahrung einzulegen.

Nachdem Dr. Josef Potpeschnigg, der Abgeordnete der Stadt Graz in der Frankfurter Nationalversammlung, Januar 1849 sein Mandat niedergelegt hatte, trat K. als dessen Ersatzmann in dieses Parlament ein. Er schrieb von Frankfurt, er sei sich dessen bewußt, er werde dort keine bedeutende Rolle spielen, denn einerseits sei es schon zu spät dazu, andererseits könne er, der einfache schlichte Mann aus den Bergen mit den hervorragenden Größen, welche dort wirkten, sich nicht messen und endlich sei der Versuch, Deutschland auf diesem Wege zu einigen, schon als gescheitert zu betrachten. Nach der Wahl des Königs von Preußen zum deutschen Kaiser, legte K. mit sechs anderen österreichischen Abgeordneten das Mandat (16. April 1849) nieder und kehrte nach Birkenstein zurück.

Während seines Aufenthaltes in Frankfurt hatte er eine kurze Reise nach Paris in Familienangelegenheiten unternommen; auch verfaßte er damals und noch in den Jahren 1849, 1850, 1851 zahlreiche Artikel, welche in Grazer Blättern erschienen und seine Anschauungen über die politischen Verhältnisse in Deutschland und Oesterreich zum Gegenstande hatten.

In der Zeit der Reaction von 1850—1860, in der Periode, in der die Völker Oesterreichs unter der bureaukratischen, militärischen und kirchlichen Gewaltherrschaft schmachteten, verblieb K. gleich den anderen politischen Köpfen der Steiermark, Dr. Karl Rechbauer, Moritz Ritter v. Franck, Dr. Karl v. Stremayr, Graf Karl Gleispach, Dr. Anton v. Wasserfall, Professor Dr. Gustav Franz Schreiner u. a. in voller Zurückgezogenheit, in der Erkenntniß, daß gegenüber den Machthabern jener Zeit jedes öffentliche Auftreten, jede Bethätigung durch Wort oder Schrift vollkommen fruchtlos, ja geradezu für den einzelnen und für die Allgemeinheit nachtheilig wirken würde.

Erst nachdem die Staatsmänner des Kaiserstaats nach dem unglücklichen Kriege von 1859 und nach dem Bankrott des Absolutismus im Innern sich genöthigt sahen, das Staatsschiff allmählich in das Fahrwasser des Constitutionalismus zu lenken, was durch das Diplom vom 20. October 1860, durch die Verfassung vom 26. Februar 1861 und durch die gleichzeitig erschienenen Landesordnungen für die cisleithanischen Königreiche und Länder erfolgte, war wieder Raum geschaffen für die öffentliche politische Bethätigung Kaiserfeld's. Die Landgemeindenbezirke Weiz, Gleisdorf und Birkfeld wählten ihn zu ihrem Vertreter im steirischen Landtag und die Regierung (Ministerium Schmerling) ließ ihn durch den Kaiser, neben Graf Gleispach als Landeshauptmann, zu dessen Stellvertreter ernennen. Der Landtag sowol, sowie die gesammte öffentliche Meinung begrüßten jubelnd die Berufung dieses erleuchteten und lauteren Patrioten zu der hohen Stelle. In der ersten Session des steiermärkischen Landtags (6. bis 20. April 1861) begründete K. in einer inhaltlich und formell vollendeten Rede den Erlaß einer Adresse an den Kaiser, in derselben Session wurde er vom Landtage in den Landesausschuß und zum Abgeordneten in den Reichsrath gewählt. Als Mitglied des Landesausschusses waren ihm als Arbeitsgebiet die Landesunterrichtsanstalten, die Leistungen des Landes für Unterrichtszwecke, die Museen und Institute des Joanneums, die Landeshumanitätsanstalten, Landesausstellungen, Agenden des Gemeindewesens, Schulpatronat, Bezirksvertretungen, Sanitäts- und Straßenwesen zugewiesen.

Am 20. April 1861 wurde der erste constitutionelle Reichsrath Oesterreichs eröffnet. K. gehörte in ihm der Partei der Autonomisten an und gelangte bald an ihre Spitze. Im Plenum des Reichsrathes trat er in trefflicher Rede gegen die Freigebung der Advocatur auf, sprach in gründlicher Weise über den Staatsvoranschlag für 1863 sowie über Steuerfragen und bekämpfte damals schon, da die Ungarn den Reichsrath nicht beschickten und die Tschechen ihn verlassen hatten, wenn auch anfangs nur leise und vorsichtig die zögernde, die Zuwartungspolitik Schmerling's. In der Session des steiermärkischen Landtags vom Januar bis März 1863 that sich K. besonders hervor durch die große Rede, welche er zur Befürwortung der Vervollständigung der Universität Graz durch Errichtung der medicinischen Facultät hielt, welche auch bald darnach erfolgte. Die juridische Facultät dieser Universität erhob ihn für die Verdienste, die er um sie sich erworben zum Doctor honoris causa. — In der Session des Reichsrathes von 1864 trat K. als entschiedener Gegner der Politik Rechberg's in der schleswig-holsteinischen Frage auf, im steiermärkischen Landtag desselben Jahres begründete er die Erhebung der technischen Lehranstalt am Joanneum zu Graz zu einer Hochschule und erwirkte die Annahme ihres organischen Statuts.

Schmerling's Zuwartungspolitik Ungarn gegenüber hatte nun auch K. trotz seiner gemäßigten Gesinnung in die Opposition getrieben und in der Adreßdebatte des Reichsrathes hielt er am 1. December 1864 eine Rede, die einen wuchtigen Angriff auf den Minister enthielt. Diese Rede, welche Kaiserfeld's Namen in der öffentlichen Meinung lauter und dauernder begründete, als dies bei seiner ganzen früheren gedeihlichen Thätigkeit der Fall gewesen, war wohldurchdacht, sorgfältig gegliedert und bei all der tiefen Erregtheit, welche in den Worten pulsirte, maßvoll und vornehm. In einer zweiten, noch entschiedeneren Rede (31. März 1865) trat er abermals gegen Schmerling's Staatskunst auf. Er sah keinen andern Ausweg aus dem dreijährigen Verfassungsstreite und aus dem politischen Zwiste mit Ungarn, als sich mit diesem Reichstheile auf der Basis der 1848er Gesetze, also auf der von Deák und seiner Partei unverrückt festgehaltenen Grundlage zu vergleichen und für die Einheit Oesterreichs nach außen eine dualistische Gestaltung der Monarchie im Innern als Kostenpreis zu zahlen. Hierzu drängte ihn die Sorge für den Bestand der Februar-Verfassung angesichts der föderalistisch-slavischen Gegenstrebungen und vor der Möglichkeit, daß die weitere Verbitterung der Deutschösterreicher über die unerquickliche verworrene Sachlage ihr nationales Bewußtsein in Conflict mit dem österreichischen Staatsgedanken bringen könne.

Ende Juni 1865 demissionirte das Ministerium Schmerling und am 27. Juli erfolgte die Ernennung Belcredi's zum Ministerpräsidenten. Als dieser durch das Patent vom 20. September Verfassung und Reichsrath sistirte, um, wie er verkündete, einem allgemeinen Ausgleich freie Bahn zu bereiten, in der That aber um in Oesterreich den Föderalismus und Slavismus zum Siege zu bringen, erhob sich dagegen die heftigste Opposition bei den Deutschen und an ihrer Spitze stand K. — In der Rede, welche er im steiermärkischen Landtag am 2. December 1865 hielt, der gediegensten, die er bisher gesprochen, erfüllt von allen Schätzen eines reichen Geistes und strahlend in der ganzen Kraft seiner glänzenden Beredsamkeit wirft er den Principien der Regierung Belcredi den Fehdehandschuh hin („rechtlos, verfassungslos, als Bettler schickt man uns nach Pest“) und verficht die Rechtsbeständigkeit des Reichsraths. Nicht blos in der Landstube zu Graz und innerhalb der Grenzen der Steiermark, auch in Wien und selbst jenseits der Leitha machte diese

ratorische Leistung Kaiserfeld's starken Eindruck und eröffnete den Adressen-
urm der sämmtlichen deutschen Landtage gegen Belcredi's Sistirungspolitik.

In der ersten Hälfte des für Oesterreich verhängnißvollen und für Deutsch-
and und Preußen folgereichen Jahres 1866 hielt K. den Faden der Ver-
tändigung mit der Deákpartei fest; die Bundesgenossenschaft mit ihr erschien
hm als die einzige Bürgschaft des cisleithanischen Constitutionalismus und
es Bestandes der deutschen Staatsführung, deren Wichtigkeit und Bedeutung
hm immer mehr hervortrat. „Es war bis jetzt ein Fehler der Deutschen in
Oesterreich", so schreibt er am 25. Februar 1866, „daß sie sich nur als Oester-
eicher, nicht als Deutsche fühlten. Die Politik des Grafen Belcredi hat uns
on diesem Fehler geheilt. Wir werden daher keine Constituirung der cislei-
hanischen Länder zugeben, welche aus altem historischen Plunder das Rüstzeug
erholt, um unsere Brüder in Böhmen und Mähren durch eine andere
Nationalität zu unterdrücken. Wir haben keine Lust, uns einzeln aufspeisen
u lassen, wie wir auch keine Lust haben, auf den Constitutionalismus zu ver-
ichten, der nun einmal in den Landtagen und zwar im galizischen und
öhmischen so wenig wie im steirischen seine Stätte aufschlagen kann. Diese
Handlung hat aber noch den weiteren Vortheil, daß wir den Werth erkennen
elernt haben, der darin liegt, einer großen Nation anzugehören. Wir werden
aher niemals auf das Band verzichten, das uns und die Länder, die wir be-
wohnen, an Deutschland knüpft. Würde unsere Stellung in Oesterreich un-
erträglich gemacht, von dorther müßte uns Erlösung kommen".

Die Niederlage der österreichischen Waffen auf den böhmischen Schlacht-
eldern, der Ausschluß seines Vaterlandes aus Deutschland übten auf Kaiser-
eld's Herz einen erschütternden und lähmenden Einfluß. Doch bald hatte er
ch wieder gefaßt und griff energisch in die innere Politik. Am 9. und 10. Sep-
ember 1866 fand zu Aussee eine Begegnung der bedeutendsten österreichischen
Parlamentarier, K., Rechbauer, Franck, Stremayr, Giskra, Sturm, Groß statt,
elche das für sie und ihre politischen Freunde maßgebende Ausseer Autonomisten-
rogramm, vorwaltend eine Arbeit Kaiserfeld's entwarfen: Wir stehen auf
em Boden der gegebenen Verfassung für die Länder diesseits der Leitha, an-
rkennen die selbständige Verfassung Ungarns, jedoch begrenzt durch die für die
eiden Reichshälften als gemeinsam zu erklärenden Angelegenheiten; in beiden
eichstheilen, sowie bei den gemeinsamen Angelegenheiten sollen die Grundsätze
es Constitutionalismus zur Verwirklichung kommen.

In der Sitzung des steiermärkischen Landtags vom 10. December 1866
ielt K. abermals eine feurige, gediegene Rede gegen Belcredi's Politik: „Nur
n constitutionelles Oesterreich oder keines mehr! . . . in diesem Satze gipfelt
ch die ganze Zukunft Oesterreichs . . . Die Garantien der politischen Frei-
eit und einer parlamentarischen Regierung liegen . . . in Oesterreich . . .
n engeren Reichsrath diesseits der Leitha und in dem Landtage für die
änder der ungarischen Krone". Damit spricht er sich deutlich und entschieden
r den Dualismus aus und hinweisend auf die äußersten Consequenzen der
elcredi'schen Sistirungspolitik sagte er: „dann würde uns der Zerfall des
eiches mit Gleichgültigkeit erfüllen; doch, was sage ich, mehr mit Freuden
ürden wir ihn begrüßen, denn wir würden in einer solchen Katastrophe den
Moment erblicken, der uns die Bleisohlen von den Füßen streifte, die uns an
der Bewegung hindern, wir würden in einer solchen Katastrophe den Moment
rblicken, der uns befreite aus einer Lage, die unerträglich ward."

Am 7. Februar 1867 fiel das Ministerium Belcredi, Beust wurde
Ministerpräsident, Deák (8. Februar) in die Hofburg entboten. Beust's Rund-

schreiben an die Landeschefs betonte den Ausgleich mit Ungarn als Frucht der Sistirung und in dem Erlasse, mit dem die Landtage auf den 18. Februar einberufen wurden, hieß es, daß nicht der außerordentliche, sondern der verfassungsmäßige Reichsrath zum 18. März einberufen sei, um die Regierungsvorlage über die rücksichtlich des Ausgleichs mit Ungarn nothwendigen Verfassungsänderungen entgegenzunehmen. In diesen Reichstag wurde K. wieder durch den steiermärkischen Landtag (25. Februar 1867) gewählt. In diesem war er viel beschäftigt; er saß im Adreßausschuß, in dem für die Vorberathung der die Verfassung betreffenden Regierungsvorlagen eingesetzten Ausschuß, im kleinen Comité der Ausgleichsdeputation für die Ausarbeitung der Vorlagen, im Ausschuß für den finanziellen Ausgleich mit Ungarn als Obmann, schließlich in der ersten Delegation, war Berichterstatter über das Staatsgrundgesetz betreffend die Reichsvertretung und vertheidigte in einer wahrhaft staatsmännisch gehaltenen Rede den Dualismus und die Realunion als die unter den gegebenen Verhältnissen einzig mögliche Verfassungsform von Oesterreich-Ungarn.

Die sechs Staatsgrundgesetze, welche der Reichsrath in den beiden Häusern berathen und beschlossen hatte, erhielten am 21. December 1867 die Sanction der Krone; sie bilden die staatsrechtlichen Grundlagen der im Reichsrathe vertretenen Königreiche und Länder und am 31. December wurde das erste verantwortliche Ministerium (Gesetz vom 25. Juli 1867 über die Verantwortlichkeit der Minister) Fürst Carlos Auersperg Präsident, Taaffe für Landesvertheidigung, Giskra für Inneres, Herbst für Justiz, Brestel für Finanzen, Hasner für Cultus und Unterricht, Plener für Handel, Potocki für Ackerbau, Berger ohne Portefeuille, das sogenannte Bürgerministerium, ernannt.

Am 18. Februar 1868 wurde K. die höchste erreichbare parlamentarische Ehre zu theil, er wurde vom Abgeordnetenhaus zu seinem Präsidenten gewählt, kurz vorher schon hatte der Kaiser ihm (6. Januar 1868) das Ritterkreuz des Leopoldordens verliehen. Mit Umsicht, Ausdauer und Gewissenhaftigkeit versah er jenes Amt bis 1870, denn am 16. August 1871 wurde er vom Kaiser zum Landeshauptmann von Steiermark und am 22. December zum lebenslänglichen Mitgliede des Herrenhauses des Reichsrathes ernannt.

Am 26. Januar 1871 starb Kaiserfeld's Gattin, von ihm tief betrauert.

Nachdem das sogenannte Bürgerministerium an Zwiespalt im eigenen Schoße gefallen war, wurden von den leitenden Kreisen föderalistische Versuche unternommen; gegen diese Ausgleichspolitik der Ministerien Potocki und Hohenwart, sowie gegen des letzteren Fundamentalartikel machte K. entschieden Front und bekämpfte sie in kraftvoller Weise in Wählerversammlungen und in Tischreden. Kurz war das Leben dieser Regierungen. Dem Ansturme der Deutschen in Oesterreich, der Ungarn unter Andrassy und dem Memoire Beust's (vom 13. October 1871) an den Kaiser erlag Hohenwart und am 25. November war die Bildung des Cabinetts Adolf Auersperg-Lasser eine Thatsache.

Als Mitglied des Herrenhauses war es K. nicht möglich, eine so bedeutende Wirksamkeit zu entfalten wie vordem in der zweiten Kammer; von den Reden, die er als Pair hielt, verzeichnen wir die vom 18. Mai 1878 über den Ausgleich anläßlich der Verhandlung über das Bankstatut, in der er für die Annahme der Regierungsvorlage eintrat und sich gegen jene Wortführer wendete, welche den bestehenden Dualismus zwischen Oesterreich und Ungarn bekämpften und auf eine Personalunion hinwiesen, und die vom 31. Mai 1881, über das Gesetz, betreffend die Grundsteuerhauptsumme, in der er gegen die Ueberlastung der Steiermark im Verhältniß zu Böhmen, Krain und anderen Ländern auf das energischste protestirte. Umsomehr wendete er seine ganze

uchtbringende Thätigkeit der autonomen Verwaltung der Steiermark als ihr ndeshauptmann zu.

Anerkannt wurden Kaiserfeld's hohe Verdienste um das Land Steiermark nd um das Reich durch die Verleihung des Comthurkreuzes des Leopoldordens 12. September 1883) und durch die schon am 6. September 1878 erfolgte rhebung zum wirklichen Geheimen Rath mit dem Titel Excellenz.

Hoch an Jahren und leidend legte K. am 26. August 1884 die Landes- auptmannstelle nieder, schied aus dem öffentlichen Leben und zog sich in das iner Stieftochter Anna, gebornen Gräfin Manneville, verehelichten Gräfin Burmbrand gehörige Schloß Birkenstein zurück.

Am 2. September 1884 begab sich der steiermärkische Landesausschuß in iner Gesammtheit nach Birkfeld, um seinem langjährigen hochverdienten andeshauptmann eine Dankadresse zu überreichen und am 29. September otirte ihm der Landtag den Dank des Landes. Zahlreiche andere Körper- haften und Gemeinden erließen Kundgebungen der höchsten Anerkennung für n Patrioten und des tiefsten Beileids über sein Scheiden aus dem Wirkungs- reise, in dem er so großes geleistet.

Nicht lange war es K. gegönnt, der Ruhe und des ländlichen Friedens, dem er weilte, zu genießen. Das tückische Leiden, das ihn zum Rücktritte om Amte gezwungen, nahm rasch fortschreitend überhand und am 14. Februar 885 schied er aus dem Leben. Das Leichenbegängniß von Schloß Birkenstein urch den Markt Birkfeld zum Friedhofe an der Kirche war ein großartiges. Man kann sagen ganz Steiermark in seinen hervorragendsten Vertretern war nwesend und begleitete die irdische Hülle des Hingeschiedenen zur letzten Ruhe- ätte. Sein Nachfolger als Landeshauptmann, Gundaker Graf Wurmbrand, ielt die den Verblichenen hochehrende, ergreifende Grabrede. Sein Bildniß ängt im Abgeordnetenhause in Wien, seine Büste steht im Landhause zu Graz, der langjährigen Stätte seines Wirkens. In der ersten Sitzung des eiermärkischen Landtages im J. 1885 berichtet Landeshauptmann Graf Wurm- rand über Kaiserfeld's Tod und hielt ihm eine die Verdienste des Verblichenen ürdig hervorhebende Gedenkrede.

K. war keine glänzend begabte, keine genial angelegte Persönlichkeit, die n Fluge alles erwirbt, alles beherrscht, auch kein Mann rascher That; er er- tzte dies durch Tiefe und Feinfühligkeit des Seelenlebens, durch eifrige geistige rbeit, sittlichen Ernst, Ueberzeugungstreue, Beharrlichkeit und durch die ihm gene glänzende Beredsamkeit. Er war kein schöpferischer Staatsmann, aber r überzeugungstreue Wortführer einer großen parlamentarischen Partei, er ar einer der reinsten politischen Charaktere Oesterreichs und seit 1848, mit r alleinigen Unterbrechung von 1850—1860, auf das innigste mit den Ge- hicken der Steiermark und mit denen des ganzen Kaiserstaats verwachsen; er ar von einer unbegrenzten Selbstlosigkeit, die sich in all seinem Wirken, in inem ganzen Leben kundthat; er war der treueste Sohn seines Landes, der nermüdliche Anwalt der Interessen und Aufgaben Oesterreichs, der beharrliche orkämpfer des Verfassungsgedankens Oesterreichs; er hielt stets in seinen änden das Banner der politischen und gemeinmenschlichen Ideale fest und hoch s zum letzten Athemzuge, in der Mittagshöhe so gut wie am Abende seines ebens. Er konnte an der Zeit, an den Verhältnissen und Menschen, an den genen Kräften und Hoffnungen irre werden, jene Ideale jedoch waren stets r Leitstern seines Lebens und Wirkens.

Die stenographischen Protokolle des österreichischen Reichsraths und des steiermärkischen Landtags. — v. Krones, Moritz von Kaiserfeld. Leipzig 1888. — Ilwof, Nachruf in den Mittheilungen des historischen Vereins für

Steiermark, 33. Heft, Graz 1888. — v. Krones, Moritz von Kaiserfel[d]
Ebenda, 36. Heft, Gedenkbuch, S. 109—149. — Ilwof, Der provisorisch[e]
Landtag des Herzogthums Steiermark im Jahre 1848. Graz 1901.

Franz Ilwof.

Kalchberg: Franz Freiherr von K., Staatsmann. Der Stammvat[er]
der Familie der Ritter, später Freiherren v. K. ist Joseph Erhard Kalchegge[r],
der im Mürzthale der oberen Steiermark Güter besaß und erwarb, 1760 m[it]
dem Prädicate „v. K." in den Adelstand erhoben und infolge dessen unt[er]
die Stände des Herzogthums Steiermark aufgenommen wurde. Von seine[m]
Sohne Franz stammen Joseph und Franz v. K., von seinem Sohne Alo[is]
stammt Wilhelm v. K. und sein jüngster Sohn war Johann Ritter v. K., de[r]
Dichter und Schriftsteller (s. A. D. B. XV, 14—15).

Franz Ritter v. K. wurde am 8. Februar 1807 im Schlosse Herbersdo[rf]
bei Wildon s. von Graz geboren, studirte am Gymnasium zu Marburg an de[r]
Drau und an der Universität zu Graz, wurde 1821 Erzieher im Hause de[s]
Prinzen Ernst v. Hohenlohe-Langenburg in Graz und später in dem des Grafe[n]
Colloredo in Wien; gleichzeitig vollendete er die juristischen Studien; 183[.]
trat er als Concepts-Practikant beim Hofkriegsrathe in den Staatsdienst un[d]
wurde dem Generalcommando zu Budapest zugetheilt. Dort vermählte er sic[h]
mit Rosine, der Tochter des Pariser Banquiers Gabriel Schmidt am 17. Jun[i]
1834, welche ihm bald nach der Geburt einer Tochter (4. October 1835) durc[h]
den Tod entrissen wurde. — Durch diesen Trauerfall wurde ihm der Aufent[-]
halt in Ungarn verleidet, er kaufte 1838 die Herrschaft Neudegg und das Gu[t]
Pepensfeld in Krain an und ließ sich dort nieder. Am 16. November 183[.]
vermählte er sich wieder und zwar mit Franziska Alexandrine, der Tochter de[s]
Josef Camillo Freiherrn v. Schmidburg, Gouverneurs von Illyrien.

Da K. von seinem Vater die Würde eines erblichen Landstands in Steier[-]
mark besaß, wohnte er den Verhandlungen des steiermärkischen Landtages i[n]
Graz bei und wurde 1838 in diesem vom Ritterstande zum Ausschußrathe un[d]
1840 zum Verordneten gewählt. Der Ausschuß bildete den permanente[n]
kleineren Landtag und handelte im Namen des großen Landtags, wenn diese[r]
nicht versammelt war; die Verordnetenstelle war jene Körperschaft, welcher di[e]
Verwaltung des Vermögens der Stände oblag und die als ausführendes Organ
aller Beschlüsse des Landtages und des Ausschusses zu fungiren hatte.

In diesen Körperschaften wirkte K. in ausgezeichneter Weise, seine um[-]
fassenden und tiefgehenden Kenntnisse, die gründliche Kunde, welche er über alle
Verhältnisse von Land und Leuten besaß, die Klarheit seiner Auffassung und
Darstellung machten ihn bald zu dem hervorragendsten und einflußreichsten Kopfe
in der ständischen Vertretung des Landes. Besonders in finanz- und wirth[-]
schaftlichen Angelegenheiten gab er durch seine lichtvollen Erörterungen und zweck[-]
entsprechenden Anträge stets den Ausschlag.

Als Ende der dreißiger und Anfang der vierziger Jahre des 19. Jahr[-]
hunderts an die Erbauung der Eisenbahnen geschritten wurde, und es sich um
die Herstellung der Bahn von Wien nach Triest handelte, fürchtete man, es
werde nie gelingen, den Semmering mit Dampfkraft zu überwinden, und
projectirte, die Bahn Wien-Triest um die Ausläufer der Ostalpen durch Ungarn
zu führen. Dadurch würde der Steiermark schwerer Schaden zugefügt worden
sein, und die Stände faßten daher den Beschluß, für den Fall, wenn die von
Wien nach Triest zu erbauende Eisenbahn das Herzogthum Steiermark von
seiner Nordgrenze gegen Niederösterreich mit Berührung der Hauptstadt Graz
bis an die Südgrenze durchschneiden würde, die Kosten der Grundablösung für
die Schienenbahn aus eigenen, ständischen Mitteln bestreiten zu wollen. Die

Regierung nahm diesen Antrag gerne an und genehmigte den Bau der Bahn von Mürzzuschlag bis Steinbrück. Zur Durchführung des schwierigen und umfangreichen Geschäftes der Grundeinlösung stellten die Stände eine Commission zusammen und erwählten K. zum Leiter derselben. K. führte dieses schwierige und anstrengende Geschäft in der kurzen Zeit von drei Jahren durch zur vollsten Zufriedenheit des Staates, der Stände und der durch die Expropriation und Ablösung getroffenen Parteien; in der Strecke der Staatseisenbahn von Mürzzuschlag bis an die Grenze Krains waren dabei in der Ausdehnung von 34 Meilen und 3760 Klaftern 4 Kreise mit 48 politischen Bezirken, 152 Gemeinden, 2440 Besitzer mit 6827 Grundparcellen betheiligt gewesen; die für Grundstücke und Gebäude nachgewiesene, mit dreizehn Vierzehntheilen im gütlichen Wege ausgeglichene und von den Ständen geleistete Entschädigungssumme belief sich auf 638 299 fl. 48²/₄ kr. CM. — K. erhielt vom Landtage ein verbindliches Dankschreiben und der Kaiser verlieh ihm am 18. September 1847 das Ritterkreuz des Leopold-Ordens.

Eine Angelegenheit von noch viel größerer Bedeutung sowol in politischer als wirthschaftlicher Beziehung wurde fast gleichzeitig von K. in Angriff genommen. Am 15. August 1846 überreichte er dem ständischen Ausschusse „einen Antrag über die allmähliche Fixation und Ablösung der Urbarial- und Zehentverhältnisse in Steiermark zur geneigten Vorlage an die nächste Landtagsversammlung“. Dieser Vortrag ist eine umfangreiche Denkschrift, in der er zunächst von der hohen Bedeutung, ja Nothwendigkeit der Ablösung der Urbariallasten (Zehent, Robot, Laudemium u. s. w.), welche die gutsunterthänigen Bauern an die Herrschaftsbesitzer zu leisten hatten, spricht, von dem außerordentlichen Nutzen einer solchen Ablösung sowol für die berechtigten Herrschaftsbesitzer als für die verpflichteten Unterthanen und endlich den unberechenbaren Vortheil darlegt, den eine so tiefgreifende und großartige Operation dem ganzen Lande, allen seinen Bewohnern, namentlich dem Landmanne und der Landwirthschaft gewähren wird. Dieser Denkschrift, welche wahrhaft staatsmännischen Geist athmet, legte er einen vollständig ausgearbeiteten Gesetzentwurf „über die Fixation und Ablösung der Urbarial- und Zehentbezüge im Herzogthum Steiermark“ bei. Damit war also K. der kais. Entschließung vom 14. December 1846, durch welche die freiwillige Ablösung der Urbariallasten empfohlen wurde, und dem von Hans Kudlich am 8. August 1848 gestellten und vom constituirenden österreichischen Reichstage angenommenen Antrage auf Lösung des Unterthansverbandes und Ablösung der Robot- und Zehentpflicht, letzterem um fast zwei Jahre zuvorgekommen. K. kann daher mit Recht als der geistige Urheber jener großen Operation, welche man die Grundentlastung nennt und welche in allen Provinzen des Kaiserthums Oesterreich in den Jahren von 1848/49 an vollzogen wurde, bezeichnet werden. Sein Antrag wurde auch in dem steirischen Landtage in den Sitzungen der Jahre 1846 und 1847 eingehend berathen; bevor es jedoch hierüber zu Beschlüssen kam, war die Märzrevolution von 1848 zum Ausbruch gelangt. Die wichtigste Folge derselben war, daß der ständische Landtag, der aus den privilegirten Ständen (Adel, Geistlichkeit und zehn Vertretern der landesfürstlichen Städte) bestand, den Beschluß faßte, einen provisorischen Landtag, in dem alle Classen der Bevölkerung vertreten sein sollten, einzuberufen, welcher über drei Angelegenheiten: über eine Gemeindeordnung, über die Ablösung der Grundlasten und über die definitive Organisirung des steiermärkischen Landtages (Verfassung oder Landesordnung für Steiermark) berathen und Beschlüsse fassen sollte. K. wurde als Vertreter des Herren- und Ritterstandes in diesen Landtag, der vom 13. Juni bis 17. August und am 6., 7. und 8. November 1848 tagte, gewählt. Jedoch

vorher schon hatte ihn die Wahl als Vertreter der Stadt Graz in de
deutschen Nationalversammlung zu Frankfurt am Main getroffen. Er nah
dieses Mandat mit dem Vorbehalte an, wieder nach Graz zurückkehren z
wollen, wenn seine Anwesenheit daselbst, besonders wegen der Urbarialfrage in
Landtage, erwünscht sein sollte. Dies war in der That bald der Fall; e
war, wie er selbst schreibt, „der erste Abgeordnete, welcher die National
versammlung (am 13. Juni) verließ, in welcher 150 gelehrte Professoren mi
ihren ausgezeichneten Reden über die Grundrechte die Anwesenheit meine
praktisch angelegten Natur wirklich ganz unnütz machten" und kehrte nach Gra
zurück.

Um so folgenreicher wirkte er im provisorischen Landtag für Steiermark. Auc
in diesem war er kein Vielredner; das Hauptgebiet seiner Thätigkeit war da
Comité zur Vorberathung und Entwerfung eines Gesetzes, betr. die Ablösung de
Grundlasten, welches man ganz als Kalchberg's Arbeit betrachten muß. Wenn e
im Plenum des Landtages das Wort ergriff, bestimmten ihn hierzu immer sach
liche Gründe und da er reiche politische Bildung besaß und die Verhältnisse de
Landes gründlich kannte, so waren seine Reden und Anträge so wohl begründet
daß sie stets Beifall, die letzteren fast immer Annahme fanden. Als das vor-
züglichste Gebrechen der Volksschule bezeichnete er den überwiegenden Einfluß der
Geistlichkeit, trat gegen die Zuweisung der Schule an die Kirche auf und erklärte
„daß mit der Staatshoheit auch das Recht der Aufsicht und des Schutzes über
die Schulen verbunden" sei — Grundsätze, welche erst zwanzig Jahre später
in Oesterreich durch die Hasner'schen Volksschulgesetze zur Verwirklichung ge-
langten; er bekämpfte das Aufkaufen der Bauerngründe durch die Großgrund-
besitzer, forderte Maßregeln gegen Grundzerstückung, hielt eine wahrhaft staats-
männische Rede gegen die Beibehaltung der erblichen Stände im Landtage, als
dem Geiste der Zeit widersprechend, und legte schließlich eine Denkschrift vor,
in welcher er die Grundzüge einer österreichischen Reichsverfassung nach dem
Principe der festen Vereinigung aller österreichischen Länder in einen Föderativ-
staat entwickelte.

Am 2. December 1848 wurde K. von dem Ministerium Schwarzenberg-
Stadion nach Wien berufen und am 7. Januar 1849 zum Ministerialrath im
Ministerium für Handel, Gewerbe und öffentliche Bauten ernannt. Kalchberg's
reiche Erfahrungen, gründliche Kenntnisse und bis dahin schon umfassende Ar-
beiten auf dem Gebiete der Grundentlastung veranlaßten das Ministerium, ihn
mittelst eines von dem Kaiser genehmigten Beschlusses am 2. October 1849
zum Präsidenten der Grundentlastungscommission für Steiermark zu ernennen.
Nachdem er diese organisirt und die ganze großartige Arbeit in Gang gebracht,
kehrte er wieder in das Handelsministerium zurück, wo er die Leitung der
III. Section (Eisenbahnen, Post und Telegraphen) übernahm, der er so treff-
lich vorstand, daß er (9. December 1852) zum Sectionschef und Generaldirector
des Communicationswesens ernannt wurde. Die Jahre 1853—1856 mußte er
krankheitshalber in zeitlichem Ruhestand verbringen. Genesen wurde er (15. Juli
1856) wieder in den öffentlichen Staatsdienst als Sectionschef im Finanz-
ministerium und Generaldirector des Grundsteuercatasters aufgenommen. Als
solcher präsidirte er einer Commission zur Entwerfung eines neuen Steuer-
gesetzes; dieses beruhte auf dem Principe der Contingentirung der Steuer-
schuldigkeit nach den verschiedenen Provinzen und der Vertheilung des Con-
tingentes durch autonome Organe; die bestehenden Steuern sollten durch gleich-
mäßigere Vertheilung erleichtert, allmählich vermindert und das zur Bedeckung
des Staatserfordernisses mangelnde durch eine über den damaligen Ertrags-
steuern stehende Personaleinkommensteuer aufgebracht werden. Dieser Gesetz-

ntwurf wurde in den folgenden Jahren langwierigen weiteren commissionellen Berathungen unterzogen, ohne verwirklicht zu werden. Aber die Steuervorlagen, welche die Regierung im J. 1878 im Reichsrathe vorlegte und das Gesetz betreffend die directen Personalsteuern vom 25. October 1896 basiren in wesentlichen Punkten auf jenem Entwurfe, welcher Jahre vorher von der unter Kalchberg's Präsidium tagenden Commission war verfaßt worden.

Am 8. Januar 1861 wurde er zum Unterstaatssecretär im Finanzministerium ernannt und wirkte durch drei Jahre in dieser Stelle, bis ihn schweres Leiden nöthigte, um die Versetzung in den Ruhestand einzuschreiten, welche am 24. Februar 1864 gewährt wurde. Die letzten Jahre seiner amtlichen Thätigkeit waren reich an Ehren und Auszeichnungen. Am 28. Mai 1859 wurde K. Wirklicher kaiserlicher Geheimer Rath (Titel Excellenz); am 19. April 1861 erhielt er das Commandeurkreuz des Leopoldordens, dessen Ritterkreuz er schon seit 1847 besaß, am 4. October 1861 wurde er in den erblichen Freiherrnstand erhoben. Es wird sehr selten vorkommen, daß im Laufe von nur zwölf Jahren drei Mitgliedern derselben Familie unabhängig von einander ob ihrer Verdienste auf dem Schlachtfelde und im Dienste des Staates der Freiherrnstand zuerkannt wird, wie dies bei der Familie K. der Fall war: Wilhelm 1849 als Ritter des Maria-Theresien-Ordens, Josef 1857 als Statthalterei-Vicepräsident in Galizien und Franz als Sectionschef und Unterstaatssecretär in den Ministerien für Handel und für Finanzen. Auch eine Anzahl ausländischer Orden waren ihm verliehen worden.

Wo immer K. in seinem Berufsleben thätig war, wirkte er in reformatorischer Weise, gebar neue Ideen und führte sie zum Wohle seines Heimathlandes, der Steiermark und zum Besten des Staates durch. Er war eine edle vornehme Natur, geistreich, dabei voll Bescheidenheit und Liebenswürdigkeit im Umgang, Fernerstehenden schien er in seinem ernsten zurückhaltenden Wesen eher kalt und stolz, seiner Familie und seinen Freunden war er aber stets unerschütterlich treu ergeben. Nach seinem Rücktritte vom Amte war es ihm noch gegönnt, sich durch 26 Jahre der wohlverdienten Muße zu erfreuen. Doch hinderte ihn Kränklichkeit und Alter dem steiermärkischen Landtage als Vertreter des Großgrundbesitzes länger als eine Session (1865) anzugehören und veranlaßte ihn auch, den Ruf in das Herrenhaus des Reichsrathes abzulehnen.

Er starb $83\frac{1}{2}$ Jahre alt zu Graz am 12. Juli 1890 und hinterließ eine Wittwe, eine Tochter erster Ehe, Rosine, zwei Söhne zweiter Ehe, Adolf, Inspector der k. k. Staatsbahnen und Victor, Sectionschef im Handelsministerium und Präsident des österreichischen Lloyd in Triest, der mithin im Dienste des Staates treu der Bahn des Vaters gefolgt ist.

Ilwof, Franz Freiherr v. K. (1807—1890). Sein Leben und Wirken im Ständewesen der Steiermark und im Dienste des Staates. Graz 1897. — Ilwof, Zur Geschichte der Steiermark im J. 1848. 1. Franz Ritter v. Kalchberg's Entwurf einer Verfassung für den österreichischen Kaiserstaat. (In den Mittheilungen des historischen Vereins für Steiermark, 1897, XLV. Heft, S. 1—12.) — Ilwof, Der provisorische Landtag des Herzogthums Steiermark im J. 1848. Graz 1901.

Franz Ilwof.

Kalchberg: Josef Freiherr von K., Staatsmann, geboren zu Graz in Steiermark am 27. März 1801, älterer Bruder des Vorigen, studirte an den Gymnasien zu Marburg und Graz und begann die juridischen Studien am Lyceum (später Universität) der letztgenannten Stadt, wo er einen Stiftungsplatz in dem von den Benedictinern des Stiftes Admont geleiteten k. k. Convicte

erhielt. Dieser seiner Erzieher und Lehrer gedenkt er in späten Jahren noch mit höchster Anerkennung. Am Lyceum begeisterten ihn besonders die Vorträge des geistreichen, jedoch etwas excentrischen Professors der Geschichte Julius Franz Schneller (s. A. D. B. XXXII, 165—167). — August 1821 trat er als Lehrer und Erzieher in das von seinem Schwager Johann Blasko v. Blaskowitsch geleitete Institut für adelige Jünglinge zu Plankenberg im Wiener Walde ein, wo er drei Jahre verblieb, vollendete dann die juridischen Studien in Wien und wurde zum Doctor juris promovirt. Damals schon muß er die Aufmerksamkeit maßgebender Autoritäten auf sich gezogen haben, denn er wurde unmittelbar darnach mit der Supplentur des österreichischen Civilrechts an der Universität betraut und 1828 zum Präfecten des Ritter v. Mannagetta'schen Convicts ernannt. Hier lernte er Anton v. Schmerling, den späteren Staatsminister und Urheber der Verfassung vom 21. Februar 1861 kennen und schloß mit ihm innige Freundschaft.

Kalchberg's Leistungen als Supplent an der juridischen Facultät der Wiener Universität wurden am entscheidenden Orte als so zufriedenstellend erkannt, daß er im Februar 1835 zum Professor der Staatswissenschaften an der Theresianischen Ritterakademie ernannt wurde und ihm gleichzeitig der Unterricht in diesen Fächern bei den Erzherzogen Albrecht und Karl Ferdinand, den Söhnen des Erzherzogs Karl, anvertraut wurde. Durch seinen biederen Charakter und durch seine hervorragenden Fähigkeiten hatte K. im erzherzoglichen Hause derart Neigung und Zutrauen gewonnen, daß der Erzherzog ihm 1839 den Antrag stellte, als Director seines großen Güterbesitzes in Schlesien und Galizien in seine Dienste zu treten. Das in K. lebende Verlangen, nicht blos theoretisch auf dem Katheder und in der Studierstube zu arbeiten, sondern auch im praktischen Leben sich zu bethätigen einerseits und andererseits die Einschränkungen und Unannehmlichkeiten, welchen im Polizeistaate Metternich's und Sedlnitzky's selbst Hochschullehrer unterlagen, bewogen ihn, des Erzherzogs Rufe zu folgen. Von 1839—1849 wirkte K. als Güterdirector des großartigen Gütercomplexes des Erzherzogs. März 1839 begab er sich mit seiner ihm 1835 angetrauten Gemahlin, der Tochter des allgemein hochgeachteten Superintendenten A. C. Johann Wächter in Wien nach Teschen in Oesterreichisch-Schlesien, dem Sitze der erzherzoglichen Centraldirection, an deren Spitze er nun stand. Ihm unterstanden vier politische Oberämter, fünf gemischte Bezirksämter, mehrere Justiziarate, ein politisches Waisenamt in Teschen und drei auswärts, ein centralisirtes Grundbuchsamt für das Lehen „Kammer Teschen“ und die dazu gehörigen Allodialgüter; zudem lagen der Güterdirection die Steuergeschäfte und der politische Dienst ob. Dem Erzherzog als Lehensherrn unterstand auch ein selbständiges Landrecht (Gericht zweiter Instanz) sammt Landtafel für die landtäflichen Güter, dessen vom Erzherzog ernannter Präsident zugleich Landeshauptmann war. Diese Vorrechte und Pflichten des großen Patrimonial- und Lehensherrn erforderten große Kosten. — Eine der ersten Aufgaben, welche sich K. setzte, war die dem Geiste des modernen Staatsrechtes entsprechende Trennung der Justiz von der Verwaltung. Obwol Patrimonialherrschaft über Gutsunterthanen und freies Gemeindewesen an sich unverträglich sind, so suchte K. dennoch die Gemeinden und die Gemeinderichter soweit es möglich war, von der Herrschaft frei und unabhängig zu stellen, um dadurch der modernen Entwicklung vorzuarbeiten. Auch das Volksschulwesen wurde nach Kräften gefördert und der kirchliche Frieden in den von Katholiken, Protestanten und Juden bewohnten Gebieten dem wohlwollenden und toleranten Geiste der damals noch herrschenden josefinischen Gesetzgebung entsprechend aufrechterhalten. Die großen Kosten für diese umfassenden

Leistungen mußten gedeckt werden durch die Erträgnisse der Forste, der landwirtschaftlichen Güter, durch das Propinationsregal in Bier und Branntwein, durch die Gewinnste aus dem Bergbau und Hüttenbetriebe. Ein regelmäßiges und constant zunehmendes Einkommen lieferten die Forsten, welche einen Flächenraum von 150000 niederösterreichischen Jochen oder 10 Quadratmeilen Boden bedeckten. Schwieriger war der Betrieb der Landwirtschaft (30 000 Joch Aecker und Wiesen); wo anders möglich, suchte K. hierbei die Lehren Thaer's und Liebig's in Anwendung zu bringen. Schwere Sorgen bereiteten ihm die Reorganisation und Erweiterung der Eisenwerke infolge des Uebergangs von Holzkohle zur Steinkohle als Brennstoff und die Errichtung von Guß- und Raffinirwerken, sowie der Verkauf der großen Menge auf diesem riesigen Wirthschaftsgebiete erzeugter Waren.

Eine schwere Zeit für Galizien und Schlesien und auch für K. waren die Jahre 1844—1848. Die Kartoffelfäule brach aus und griff derart um sich, daß sie Hungertyphus, ja sogar Hungersnoth im Gefolge hatte. Und als 1846 der Aufstand in Galizien emporloderte, war er nicht ohne Rückwirkung auf das benachbarte Schlesien, was Kalchberg's Stellung als Director des großen erzherzoglichen Grundbesitzes zu einer besonders schwierigen und verantwortlichen machte.

Als die Märzbewegung des Jahres 1848 ausbrach, trat K. derselben nicht feindlich entgegen, sondern suchte zu ihrer berechtigten Entwicklung mitzuhelfen. Er hielt fest an dem österreichischen Staatsgedanken und bekämpfte die föderalistischen und separatistischen Bestrebungen der slavischen Propaganda, welche bald auch in Schlesien thätig zu sein sich bemühte. — Als in Teschen die Wahl für die deutsche Nationalversammlung ausgeschrieben wurde, wollte die slavische Partei dieselbe hintertreiben; K. setzte sie durch sein Auftreten in der Wählerversammlung durch und wurde einstimmig zum Abgeordneten gewählt. Er begab sich nach Frankfurt, legte jedoch schon im September 1848 sein Mandat zurück und kehrte nach Teschen heim.

Bei der Reorganisation des österreichischen Kaiserstaates nach den Stürmen von 1848 wurde K. im Juli 1849 zum Ministerialrath im Ministerium des Innern, sodann zum Präsidenten der Grundentlastungs-Landescommission für Schlesien und am 9. December 1849 zum Statthalter dieses Kronlandes ernannt. In dieser Stellung führte er die Grundentlastung in Schlesien in der kurzen Frist von zwei Jahren durch, reorganisirte die Gemeinden nach dem neuen Gemeindegesetze vom 17. März 1849 und förderte trefflichst das Volksschulwesen.

Trotz dieser Leistungen und Erfolge blickte man im Ministerium, an dessen Spitze damals schon Alexander v. Bach stand, und in den Hofkreisen mit Mißgunst auf K.; er war diesen Herren zu wenig „stramm“, zu sehr noch von den Ideen des Freisinns angekränkelt, nahm sich zu sehr der Bauern, der Bürger, der Beamten gegen die Uebergriffe der Gensdarmerie und des Militärs an und die Folge dessen war, daß er am 23. Januar 1853 von seiner Stelle abberufen, zum Vicepräsidenten der Statthalterei in Lemberg ernannt und dem Statthalter Agenor Graf Goluchowski zur Seite gestellt wurde. Dieser empfing K. mit Mißtrauen, denn er hatte ihn weder verlangt noch gewünscht, mag gefürchtet haben, er werde seinen nationalen und politischen Bestrebungen entgegentreten und betrachtete ihn als einen Sendling Bach's, mit dem der stolze polnische Graf nicht am besten stand. In Galizien führte K. in weniger als zwei Jahren die Grundentlastung durch, beschäftigte sich dann intensiv und erfolgreich mit der Servitutenablösung, der Organisation der Armenunterstützung und der Regelung der Propination. Diese ausgezeichneten Leistungen wurden

dadurch anerkannt, daß ihm 1857 der Orden der eisernen Krone II. Classe verliehen und er in den Freiherrenstand erhoben wurde.

Am 27. August 1859 stürzte das Ministerium Bach und Goluchowski wurde zum Minister des Innern ernannt. Eine der ersten denkwürdigen Thaten dieses polnischen Grafen war die Pensionierung Kalchberg's, welche am 1. December 1859 ohne Sang und Klang erfolgte.

Die unfreiwillige Muße, die ihm nun vergönnt war, benutzte K. zur Abfassung einer Schrift: „Kleine Beiträge zu großen Fragen in Oesterreich“, welche 1860 in zwei Auflagen bei Brockhaus in Leipzig erschien. Er nennt sie „Bausteine und Bauriß für einen einheitlichen Gesammtbau Oesterreichs“ und sie enthält Betrachtungen und Vorschläge, wie und in welcher Weise Oesterreich aus einem absoluten zu einem constitutionellen Staate umgestaltet werden könne.

Kalchberg's Kaltstellung währte nicht lange; als im December 1860 nach Goluchowski's Rücktritt Schmerling Staatsminister wurde und am 4. Februar 1861 Erzherzog Rainer das Präsidium des Ministerrathes übernahm, wurde K. als Sectionschef in das Handelsministerium berufen. Und Schmerling nahm ihn in das kleine Comité auf, welches aus dem Staatsminister, K., Lasser, Plener und Perthaler bestand und dem die Schlußberathung über den Verfassungsentwurf zugewiesen wurde, der am 21. Februar 1861 als Staatsgrundgesetz veröffentlicht wurde. K. war also einer der Geburtshelfer von Oesterreichs Februarverfassung. Der erste Act dieser neuen Aera war die Vornahme der Wahlen für die Landtage nach den gleichzeitig mit der Februarverfassung erschienenen Landesordnungen. K. wurde von dem Landbezirke Klosterneuburg in den niederösterreichischen und von den drei Wahlbezirken Schlesiens, Freiwaldau, Friedek und Teschen in den schlesischen Landtag und von diesem in den Reichsrath gewählt. Auch in diesem bewährte er sich trefflich, indem er bei mehreren wichtigen Verhandlungen (Gemeindegesetz, Gewerbeordnung, Grundertragscataster) erfolgreich das Wort ergriff.

Als der Handelsminister Mathias Constantin Graf Wickenburg (siehe A. D. B. XLII, 320—325) das Portefeuille niederlegte, wurde K. zum Leiter des Handelsministeriums ernannt; er erhielt dadurch Sitz und Stimme im Ministerrath und wurde zum wirklichen kaiserlichen Geheimen Rath (Titel Excellenz) erhoben.

Am 27. Juni 1865 demissionirte das Ministerium Erzherzog Rainer-Schmerling, um dem unheilvollen Ministerium Belcredi Platz zu machen; da trat K. in den definitiven Ruhestand und wurde bei dieser Gelegenheit durch das Großkreuz des Franz-Josef-Ordens ausgezeichnet.

Die Jahre der Ruhe verlebte er bis 1875 in Wien, von da an in seiner Vaterstadt Graz. Geistig thätig und productiv war er ununterbrochen; im J. 1866 hielt er im niederösterreichischen Gewerbevereine zu Wien zwei Vorträge volkswirthschaftlichen Inhalts (gedruckt Wien 1866 unter dem Titel: „Die Aufgabe des niederösterreichischen Gewerbevereins gegenüber den volkswirthschaftlichen Tagesfragen“); der erste enthält eine kurze Skizze der Geschichte der Nationalökonomik mit besonderer Hervorhebung des Adam Smith'schen Systems und den Versuch, die gegen dasselbe von Friedrich List geltend gemachten Gründe zu bekämpfen, und der zweite Vortrag handelt von Schutzzoll und Freihandel mit Befürwortung des letzteren und von den Mitteln und Wegen, den Uebergang von diesem zu jenem zu finden.

Im J. 1874 veröffentlichte er, jedoch anonym, eine philosophisch-politische Schrift unter dem Titel: „Alt oder neu: die politische Entscheidungsfrage. Aus der Mappe eines Wiener Bureaukraten“. Leipzig und Wien, F. A. Brockhaus

1874 (X und 220 Seiten). Den Titel erklärt er damit, daß er sagt, jetzt müssen wir uns entscheiden, ob wir vorwärts wollen zum Culturstaat, oder rückwärts zum alten geschichtlichen, in dessen Trümmern wir wühlen; er bekennt sich zur Fahne des Culturstaats, denn nur in diesem sei wahrer Patriotismus, ungeheuchelte Vaterlandsliebe möglich. Seine Schrift nennt er halb ein Gedenkbuch an vergangene Zeiten, halb eine Studie über den modernen Staat und seine Entwicklung im Vaterlande. Der Culturstaat sei ein Gebot der Vernunft, er ist die Freiheit, die Bildung, die Wohlfahrt, der Friede, sein Ziel ist der Bund aller Culturstaaten, seine wichtigste Institution die Schule. Er anerkennt vor allem anderen das Recht der Persönlichkeit als ein gleiches und unantastbares; die Arbeit muß frei sein; er ist nur auf dem Boden des Sittengesetzes möglich; er muß confessionslos sein, aber ein Aufsichtsrecht über die in ihm vorhandenen Religionsgenossenschaften wahren. K. wirft schließlich einen Rückblick auf die Entwicklung Oesterreichs seit 1848 und legt dar, daß auch diese Monarchie nur auf dem Wege des Fortschritts und der Freiheit sich zu einem Culturstaate ausbildend einer glücklichen Zukunft entgegengehen könne.

In den letzten Jahren seines Lebens schritt K. zur Abfassung eines Werkes, welches man seine Memoiren nennen könnte; es ist aber mehr, als das, es ist nicht nur die Schilderung seines Lebensganges und Wirkens, es ist auch eine Darstellung seiner politischen, ethischen, Rechts- und gesellschaftlichen Anschauungen und Ueberzeugungen mit stetem Hinblick auf die staatlichen Verhältnisse und auf die geschichtliche Entwicklung der habsburgischen Monarchie. Er gab dem Werke, welches einen stattlichen Band bildet, den Titel: „Mein politisches Glaubensbekenntniß in Gedenkblättern einer achtzigjährigen Pilgerfahrt" (Leipzig 1881), und nennt es selbst eine Suite von politischen Essays, ein Stück Zeitgeschichte, eine Kritik unseres gesellschaftlichen Lebens.

Nach dem Rücktritt vom öffentlichen Dienste (1865) waren K. noch 17 Jahre friedlicher, ruhiger Muße gegönnt; diesen Jahren verdanken wir die bedeutungsvolle, inhaltreiche Leistung, welche er als sein politisches Glaubensbekenntniß bezeichnet. Er starb am 27. April 1882 in seiner Heimath Graz in Steiermark.

Wurzbach, Biographisches Lexikon des Kaiserthums Oesterreich. Wien 1863. X, 384—386. — Josef Freiherr v. Kalchberg, Mein politisches Glaubensbekenntniß in Gedenkblättern einer achtzigjährigen Pilgerfahrt. Leipzig 1881. — Ilwof, Josef Freiherr v. Kalchberg. Sein Leben und seine Schriften. Innsbruck 1902. Franz Ilwof.

Kalchberg: Wilhelm Freiherr von K., k. k. Major, Ritter des Maria-Theresien-Ordens, der beiden vorigen Brudersohn, wurde geboren am 6. Januar 1807 zu Sümeg in Ungarn. 1823 trat er als Cadett in das 10. Infanterieregiment, avancirte in der damaligen Friedenszeit langsam bis zum Hauptmann und trat 1842 in den Ruhestand. Die kriegerischen Ereignisse des Jahres 1848 bewogen ihn, wieder in die Reihen des Heeres zu treten. Er wurde als Hauptmann in das Infanterieregiment Prohaska Nr. 7 aufgenommen, welches dem Armeecorps des Feldmarschallieutenants Graf Schlick zugetheilt war. Im Treffen bei Hatván am 2. April 1849 zeichnete er sich bei der Vertheidigung der Brücke über die Zagyva in hervorragender Weise aus. Das dritte Corps unter Schlick befand sich auf dem Rückzuge vor dem übermächtigen Feinde und hatte das Defilé von Hatván und die Brücke über die Zagyva zu passiren. Schlick ertheilte dem Hauptmann K. den Befehl, die Brücke mit seiner Compagnie solange zu halten, bis das Armeecorps sie passirt habe, sie dann zu zerstören und den Rückzug des Corps gegen Gödöllö zu decken. In

richtiger Erkenntniß der Gefahr, welche dem Corps drohen würde, wenn es dem Feinde gelänge, mit seiner ganzen Macht in das offene Terrain vorzubrechen und den Rückzug zu stören, traf K. die zweckmäßigsten Anordnungen. Nachdem das Corps die Brücke passirt hatte, schritt er mit einer kleinen Pionierabtheilung und sechs Mann Prohaskainfanterie zum Abbruch der Brücke. Da begannen die feindlichen Abtheilungen — die polnische Legion mit einem Stabsofficier und einer rothen Fahne an der Spitze — vorzudringen, um den Uebergang zu forciren. K. hatte den ihm ertheilten Befehl vollzogen, er hätte also den Rückzug antreten können. Er erkannte jedoch die Wichtigkeit seines Postens und hielt trotz heftigen Kugelregens und Kartätschenfeuers stand. „Er hatte die besten Schützen seiner Compagnie möglichst günstig aufgestellt und jedem derselben drei Mann zum fortwährenden Laden der Gewehre beigegeben. Mit dieser kleinen tapferen Schaar empfing er den Feind mit einem fast ununterbrochenen und sehr wirksamen Bataillefeuer. Der feindliche Stabsofficier fiel gleich als einer der Ersten getroffen vom Pferde; die gut gezielten Schüsse seiner braven Mannschaft, die zweckmäßige Aufstellung und treffliche Leitung verfehlten die beabsichtigte Wirkung nicht, sodaß alle Versuche der Insurgenten, die Compagnie aus Hatván zu verdrängen, scheiterten, obschon sie durch ihre zahlreiche Artillerie ein furchtbares Kreuzfeuer gegen die Stellung derselben eröffnen ließen und in dichten Massen und Colonnen vor Hatván aufgestellt waren. Die letzten Abtheilungen des Armeecorps waren schon gegen 2000 Schritte vom Orte entfernt; der tapfere Hauptmann K. hatte mit seiner braven Compagnie durch anderthalb Stunden den Feind aufgehalten und durch ein wohlgerichtetes Feuer dem an dem jenseitigen Ufer in dicht gedrängten Massen stehenden Gegner großen Schaden zugefügt, auch waren beinahe alle Patronen verfeuert, als er den Befehl zum Rückzuge erhielt. Er zog sich anfangs nur mit zwei Zügen und einem Officier unter dem heftigsten Feuer auf 600 Schritt zurück und formierte daselbst eine Masse, begab sich hierauf mitten im Kugelregen nochmals ganz allein an die Brücke, nahm die andern zwei Züge nebst fünf Blessirten mit und eilte zurück. Schritt für Schritt kampfbereit zog er sich gegen die Stellung des Armeecorps, ohne ferner beunruhigt zu werden, da mittlerweile auch die Nacht eingebrochen war, und brachte seine Compagnie in Sicherheit.“

K. hatte durch diese tapfere That die ganze Macht des Feindes, 20 000 Mann, durch Stunden in Schach gehalten, den allsogleichen Uebergang derselben über die Zagyva aufgehalten, den Rückzug des Corps Schlick gedeckt und dessen Verfolgung durch den Feind hintangehalten.

In dem Capitel des Maria-Theresien-Ordens vom 29. Juni 1849 wurde K. für diese Heldenthat das Ritterkreuz dieses Ordens verliehen und den Statuten desselben gemäß wurde er am 6. Juni 1850 in den Freiherrnstand erhoben.

Am 1. Mai 1850 übernahm er das Commando des Grazer Schloßberges, veröffentlichte das für die Geschichte der Steiermark und der Stadt Graz recht beachtenswerthe, verdienstvolle Werk „Der Grazer Schloßberg und seine Umgebung“, Graz 1856, wurde 1857 in die Arcièrenleibgarde eingetheilt, trat 1860 als Major in den Ruhestand und starb am 16. December 1883 zu Graz.

Hirtenfeld, Der Militär-Maria-Theresien-Orden und seine Mitglieder. Wien 1857, IV. Abtheilung, S. 1666—1668 und S. 1753. — Lukeš, Militärischer Maria-Theresien-Orden. Wien 1890, S. 37 u. 525.

Franz Ilwof.

Hoff*): Karl H., Maler, wurde am 8. September 1838 als Sohn eines Conditors zu Mannheim geboren. Er empfing seine künstlerische Ausbildung auf der Kunstschule zu Karlsruhe, wo er im October 1855 als Schüler in die Antikenclasse aufgenommen wurde und im October 1857 in die Figurenclasse aufrückte. Als seine hauptsächlichsten Lehrer in Karlsruhe werden J. W. Schirmer und Ludwig des Coudres genannt. Im Sommer 1858 verließ er Karlsruhe und wandte sich nach Düsseldorf, um dort unter Vautier's Anleitung seine Studien fortzusetzen. Im J. 1862 hielt er sich ein halbes Jahr in Paris auf. Eine Reihe von Studienreisen in Deutschland, Frankreich, Italien, Griechenland, Dalmatien und Montenegro erweiterten seinen Gesichtskreis und dienten dazu, daß er sich, nachdem er sich in Düsseldorf selbständig gemacht hatte, bald durch eine Anzahl ernster und heiterer Genrebilder einen geachteten Namen machte. Im Laufe des Sommers 1878 wurde er als Professor an die Kunstschule nach Karlsruhe berufen, wo er am 13. Mai 1890 nach nur kurzer Krankheit im Alter von 51 Jahren an der Lungenschwindsucht starb. Unter seinen Gemälden sind „Die Taufe des Nachgeborenen" (1875, Berliner Nationalgalerie), „Des Sohnes letzter Gruß" (1878, Dresdner Galerie) und „Zwischen Leben und Tod" (1885, Kunsthalle in Karlsruhe) am bekanntesten geworden. H. gehörte zu denjenigen Künstlern, die nicht blos mit dem Pinsel, sondern auch mit der Feder umzugehen verstehen. Eine Anzahl Dichtungen, von denen wir das für das Kaiserfest im Malkasten zu Düsseldorf im J. 1877 geschriebene „Festspiel" und sein Hauptwerk „Schein, ein Skizzenbuch in Versen" nennen (Stuttgart 1878) wollen, legten Zeugniß für diese Seite seiner Begabung ab. Großes Aufsehen erregte bei ihrem Erscheinen seine Streitschrift: „Künstler und Kunstschreiber" (München 1882). Sie gab Anlaß zu einer erneuten heftigen Polemik über die alte Frage, wer am meisten berufen sei über die Kunst abzuurtheilen, ob die Künstler oder die Kunsthistoriker und Kritiker, konnte sie aber selbstverständlich nicht zur Entscheidung bringen, obwol sie in mancher Hinsicht klärend wirkte. Als ein Arrangeur von großem Geschick zeichnete er sich aus, als er im J. 1886 den großen geschichtlichen Festzug zur fünfhundertjährigen Jubelfeier der Universität Heidelberg anordnete.

Vgl. Kunstchronik. Neue Folge, 1. Jahrg., Leipzig 1890, Sp. 463. — Kunst für Alle. Hrsg. von Friedrich Pecht. 5. Jahrg. 1889—1890. München 1890, S. 285. — Friedrich v. Bötticher, Malerwerke des neunzehnten Jahrhunderts. 1. Bd., Dresden 1891, S. 550—552. — A. v. Oechelhäuser, Geschichte der Großherz.-badisch. Akademie der bildenden Künste. Karlsruhe 1904, S. 86 (Porträt). — Chronik der Haupt- und Residenzstadt Karlsruhe für das Jahr 1890. 11. Jahrg., Karlsruhe 1891, S. 94. — Badische Biographien, hrsg. von F. v. Weech. IV. Theil, Karlsruhe 1891, S. 188—183. — Universum. Dresden und Wien 1890. VI, 2637—2640. — Ruperto-Carola. Illustrirte Festschrift der Universität Heidelberg. Heidelberg 1886, S. 216. H. A. Lier.

Hoff**): Konrad H., Architekturmaler, geboren am 19. November 1816 zu Schwerin, † am 19. Februar 1883 in München, erhielt als armer Leute Kind den ersten Kunstunterricht in der Feiertagsschule seiner Heimat, erlernte mit Weißquast die Tüncherei, ging von dieser zu Decorationsmalerei über, begab sich im Drange nach weiterer Ausbildung auf die Wanderschaft, kam nach Dresden, wo er zwar die Akademie frequentirte, dieselbe aber aus Mangel

*) Zu S. 393.
**) Zu S. 393.

an Mitteln bald wieder verlassen mußte. Seines Fortkommens wegen immer gewerblich und auch im Theaterfache beschäftigt, gelangte H. über Breslau, Krakau, Warschau und Wien im Herbst 1840 nach München. Hier trat er bei Jos. A. Schwarzmann (A. D. B. XXXIII, 315) in „Condition“ und arbeitete als Geselle an den Decorationsmalereien in der kgl. Residenz, der Basilika, wodurch H. ebenso wie Hauschild und Schwoiser die Mittel zum Besuche der Akademie erübrigte. Er oblag insbesondere dem Studium der Perspective unter Franz Heindl und später bei Seeberger (A. D. B. XXXIII, 566), dessen Vorbild als Maler von Intérieurs anregend auf H. wirkte. Noch mehr förderte ihn der Verkehr mit gleichstrebenden Freunden, wie Lichtenheld, Langko, Hanno Rhomberg, mit Fr. Bischof, dem Kupferstecher Brennhäuser, Joseph Miller u. A. Dann copirte er fleißig nach älteren Meistern in der Pinakothek und im Schlosse zu Schleißheim, dessen Rococo-Gemächer zu praktischen Studien in der Architektur- und Perspectivmalerei einluden. H. begann mit Genrebildern, bei welchen allmählich der architektonische Hintergrund hervortrat: 1849 brachte er zuerst „Die Wiedergenesende“, eine „Beichte“ in den Kunstverein und einen „Bestraften Katzenfreund“ (nachmals als „Der Antiquar mit den Katzen“ lithographirt von A. v. Ramberg im sog. König-Ludwig-Album); 1850 ein „Hausarchiv“ und die „Dem Einzug von Soldaten zuschauende Familie“; 1851 das häufig wiederholte „Zimmer eines Cardinals“ und 1852 den „Saal eines fürstlichen Jagdschlosses“ (angekauft um die damals ansehnliche Summe von 40 Louis d'or). Bahnbrechend erwies sich H. als wahrer Künstler mit seinem „Morgen nach dem Bankett“ (angekauft 1853 um 660 Gulden); es war ein sorgfältig durchgeführtes, nur mit einem die Neigen ausschlürfenden Mohren staffirtes Stilleben. Der damit gewonnene Beifall veranlaßte den Maler, dasselbe Bild in späterer Mittagsbeleuchtung „Nach der Mahlzeit“ zu wiederholen. Mit dem behaglichen Gefühle des Gelingens legte sich nun der fleißige H. auf dem gerade nicht allzugroßen Stilwechsel bietenden architektonischen Répertoire seiner goldverschnörkelten Zopf- und Rococogemächer mit den schweren Seidentapeten, glitzernden Glaslustern, blitzenden Spiegeln und glatteisigen Parquetten, seine Staffagen zurecht: rothe Cardinäle, sammtschleppende Edelfrauen oder leichte Kammerkätzchen — hierin ein Vorläufer von Körle und Lossow. Zu der großen Reihe von ähnlichen Bildern gehören die „Dämmerstunde“ (1854) mit dem am Fenster sitzenden träumerischen Mädchen, die „Toilette“ (1855), „Zimmer aus einem Schlosse“ (zu Pölnitz bei Neustadt), 1858 das „Musikzimmer“ mit einer singenden Dame, 1859 der „Einzug in eine Stadt“, 1860 eine „Partie aus dem Chor der Münchener Frauenkirche“ (vor ihrer Restauration), ein „Renaissance-Gemach“ mit einem schreibenden Dämchen, 1861 abermals ein Cardinalzimmer, das „Treppenhaus im Schlosse zu Schleißheim“ u. s. w. Das letztgenannte Jahr führte unseren Künstler nach Verona und Venedig; alsbald war der Maler im Bann dieser Zauberwelt, welche mit Ausnahme des Dichters Oskar v. Redwitz noch jeden echten Musensohn umstrickte und beglückte. Nun kommen allerlei Erinnerungen aus „S. Zeno in Verona“ (1862) und vom dortigen Marktplatz, welcher ebenso A. Menzel's Bravour herausforderte, und den am 25. Decbr. 1904 in Jerusalem verstorbenen G. Bauernfeind zu seinem ersten, eminent gemalten Bilde (1879) reizte: dieses im glühendsten Morgenschein sich abspiegelnde Menschengewimmel mit der vielstimmigen Symphonie der Käufer und Verkäuferinnen und dem frischen Duft der Obstsorten und Blumen. Darauf folgten Erinnerungen aus der „Scuola di S. Rocco“ und der Kirche „S. Sebastiano“ (1863), diesem echt venetianischen Schatzkästchen von Farben, aus der altehrwürdigen „Basilika von Torcello“, aus „S. Miracoli“, aus den Höfen der palastreichen Lagunenstadt (1865) mit

S. Maria Salute", kurz aus dem poesiereichen Winkelwerk dieser Kirchen,
is dem Dogenpalast, dem Canale Grande und dem Schiffbauplatz (1871),
ald in wabernder Mittagsglut oder im träumerischen Mondlichte, kurz in allen
tadien der Beleuchtung. Hier bewährt sich ja in bestrickendster Weise das
Wort vom Hineingreifen ins volle Menschenleben! Eine große „Ansicht von
enedig" (Preis 2500 Gulden) erschien 1872. Darüber vergaß er freilich
icht seine „Ahnensäle" und Zopfgallerien aus Schleißheim oder dem Würz-
urger Schlosse, welche mit prinzeßlichen Damen, Aerzten, Bettelmönchen oder
rdensmännern staffirt wurden. Ein solches „Frühstück" betiteltes Prunk-
mach, wo für die noch unsichtbare Herrin der Morgenkaffee servirt wird,
ufte König Ludwig II. für die Neue Pinakothek. Die meisten von Hoff's
ildern kamen gleich in feste Hand, nach Schwerin, in den Besitz des Königs
n Hannover, der Königin von Preußen, des Prinzen Karl von Baiern;
ßer den ziemlich zahlreich nach auswärts gehenden Bildern erwarb fast all-
hrlich der Münchener Kunstverein ein Erzeugniß Hoff's. Seinen rastlosen
mühungen und seinem organisatorischen Talent gelang die Gründung der
ünchener Künstlergenossenschaft und ihrer alljährigen Sommerausstellung;
72—80 bekleidete H. das nicht immer glatte und neidenswerthe Amt eines
rstandes dieser Genossenschaft.

Noch vor fünfzig Jahren begnügte man sich aus rohbehobelten, grün oder
u mit Leimfarbe getünchten Bretterwänden in den Münchner Glaspalast
ne Säle und schwimmcabinenhafte Cabinette einzubauen, in welchen die
lder hart an einander, nach landsmannschaftlicher Fühlung aufgehängt wurden.
zu kam das störrige Getrampel auf den weitklaffenden Bohlen, deren Spalten
Bretterbodens einen sicheren Aufbewahrungsort für verlorene Gegenstände
en; an Ruheplätze und Sitze dachte niemand, nur der seine Becken bisweilen
rsprühende Brunnen im Mittelraume spendete sommerliche Kühlung auch
Herbste; schnell vergilbte Tannenstämmchen bildeten einzig die landschaftliche
terbrechung: an Blumenschmuck und andere Zier dachte niemand. Anregungen
jüngerer Seite nach einer freundlich anheimelnden Umgebung, nach einem
nschenwürdigeren Dasein wurden von der älteren Generation in Ungnade
eschlagen, wobei im vorberathenden Plenum dem Vorstande — die Promotion
n „Präsidenten" erfolgte erst später — die halbweg gewiß nicht unrichtigen
rte entfuhren: „Wir brauchen gute Bilder und Kunstwerke und keine solchen
otria." Hoff's Wort fuhr wie eine Fanfare in die jüngeren, die nun ihre
ch constituirte Künstlerkneipe im oppositionellen Jubel auf „Allotria" tauften,
aß H. der intellectuelle Urheber dieser Vereinigung wurde, aus welcher sich
Unmasse von Witz, Geist, Talent nebst anderen (freilich auch sehr all-
lichen) Zugaben entwickelten, welche rasch die Oberführung erreichten, dann
r von der „Secession" und anderen naturnothwendigen Eventualitäten ab-
ist wurden, die im unermüdlichen Kreislauf jeglicher Entwicklung wieder
tere Knospen, Blüthen, Früchte und Herbstzeitlosen im organischen Proceß
zogen: Das Alte fällt, es ändert sich die Zeit und neues Leben grünt aus
Ruinen. Die ganze Genesis vollzieht sich sachlichst unter Leid, Kummer,
druß und Schmerzen zu neuen Hoffnungen, Enttäuschungen und Freuden
ewigen Kreislauf, wobei jede neue Generation sich als die einzig lebens-
ge und berechtigte erklärt. Ob nun das Ganze Kunst-, Litteratur-, Cultur-
Weltgeschichte genannt wird, bleibt homogene Wurstigkeit. Daß von jeder
en Evolution das Heil der Welt abhängt, ist ebenso wahr wie Gellert's
bel von dem Hut", der in immer verjüngter Form doch derselbe alte
bleibt.

H. hat die ehrenvolle, hervorragende Stellung, welche er in der Kun und im Leben einnahm, auf rauhen, mühe- und dornenvollen Wegen au eigener Kraft errungen. Was anderen Glückskindern von selbst zufällt, mußt er durch wahre, schwerverdiente Ausdauer und Geradheit erkämpfen. Mi eiserner Energie, unterstützt durch klaren Verstand und hohe Ehrenhaftigkeit er zwang H. was den in wohlgeordneten Verhältnissen geborenen und erzogene Menschenkindern vom blauen Himmel herab bescheert wird. Wenn sein Auf treten in manchen Fällen nicht die glatte Form und glänzende Oberfläch seiner Salonbilder zeigte, so leistete doch der von Natur aus derb angelegt Mann reichen Ersatz durch die edle Gesinnung, den festen Willen und die auf- opfernde Hingebung, womit er die materiellen Interessen der Kunst und de Künstler selbstlos vertrat. Ihm galt nur das Princip und nie die Person erlittenen Kränkungen trat er nie in gleicher Weise entgegen, übte auch nie- mals Vergeltung. Infolge seiner Bemühungen in den Kriegsjahren, ins- besondere bei Veranstaltung der großen Kunstausstellung und Verloosung zum Besten der Invalidenstiftung erhielt H. das „Verdienstkreuz für die Jahre 1870 und 1871“ und den königl. preußischen Kronenorden III. Classe; der Veteranenverein ernannte ihn zum Ehrenmitglied und gab ihm auch, gleich einem alten Kriegskameraden, mit der ganzen Münchener Künstlerschaft das letzte feierliche Geleit. Als Jury-Mitglied bei den verschiedenen internatio- nalen Kunstausstellungen erhielt H. das Officierkreuz der franz. Ehrenlegion, den k. k. österr. Franz-Joseph-Orden (1873) und 1879 den Verdienstorden vom hl. Michael I. Classe, zugleich mit einer Staatspension. Sein sechzigster Geburtstag wurde mit einem glänzenden Feste und der Uebergabe eines sil- bernen Pocals gefeiert. Zunehmende Kränklichkeit und sichtliche Ermüdung veranlaßten den Künstler, das Vorstandsamt der Kunstgenossenschaft in jüngere Hände niederzulegen (1880). Eine lange, schmerzhafte Krankheit schloß sein Leben. Wer den Besten seiner Zeit Genüge geleistet, hat vollen Anspruch auf die Dankbarkeit der Nachwelt.

Sein Vermögen und den Ertrag seiner Ateliersammlungen (welche durch J. Steuber am 13. Juni 1883 versteigert wurden) vermachte H. dem Münchener Künstler-Unterstützungsverein.

Vgl. Nekrolog in Beilage 72 d. Allgem. Ztg. vom 13. März 1883. — Regnet in Lützow's Zeitschrift XVIII, 386. — Kunstvereinsbericht für 1883, S. 71. — Fr. v. Bötticher, 1895. I, 552.

Hyac. Holland.

Hoffmann*): Theodor H., verdienter hamburgischer Schulmann, † am 28. Juni 1890. Geboren am 2. August 1807 in Hamburg, verlor der Knabe bereits mit sieben Jahren den Vater, wurde aber von der ver- wittweten Mutter sorgfältig erzogen und durch ihr Vorbild, da sie zum Unter- halte der zahlreichen Familie eine Mädchenschule errichtete und leitete, für den Lehrerberuf gewonnen. Er selbst besuchte von 1815—1822 die Schule der deutschreformirten Gemeinde seiner Vaterstadt und wirkte dann, damaliger Praxis gemäß, sofort nach seiner Confirmation drei Jahre lang als „Gehilfs- lehrer“ an Privatschulen (1822—25). Erst hierauf trat er für einige Zeit in eine der damals das fehlende Seminar nothdürftig ersetzenden Vereins- anstalten für Lehrerbildung ein, in der er sich vorzugsweise dem Studium der neueren Sprachen widmete, um so gerüstet weiter sein Heil als Privat- lehrer zu versuchen. In dieser Thätigkeit erwarb er sich bald solches Ver- trauen, daß das Presbyterium der reformirten Kirche den Achtundzwanzig-

*) Zu S. 424.

jährigen 1835 zum Leiter seiner Gemeindeschule erkor. Neben seinem Hauptamte betheiligte er sich eifrig und erfolgreich an dem jungen Vereinswesen und besonders an dem damals noch durch keine staatlichen Ansprüche beengten und ebensowenig durch staatliche Anstalten unterstützten Bildungsstreben der hamburgischen Lehrer, vertrat aber in den Bewegungen von 1842 und 1848 mit Nachdruck die Nothwendigkeit staatlicher Organisation des Schul- und besonders des Volksschulwesens. Als Mitglied der Reformdeputation arbeitete er 1848 den Entwurf eines Schulgesetzes aus, der damals noch nicht zur Annahme gelangte, aber bei der nachmaligen gesetzlichen Regelung des Schulwesens wesentliche Dienste geleistet hat. Inzwischen betheiligte sich H. auch an der Gründung und den öffentlichen Versammlungen des „Allgemeinen Deutschen Lehrervereines“. In einer langen Reihe dieser Versammlungen fungirte er mit großem Geschick und anerkannter Autorität als leitender Vorsitzer und war dadurch bereits zu hohem Ansehen in der gesammten deutschen Lehrerschaft gelangt, als 1859 durch die neue Verfassung in Hamburg die Schulfrage in neuen Fluß kam. Gleich 1859 in die Bürgerschaft gewählt, trat H. nun mit Nachdruck in die Arbeit an der Lösung dieses wichtigen Problemes ein. Von der Bürgerschaft in die 1862 ins Leben tretende provisorische Schulbehörde deputirt, hatte er in dieser den neuen Schulgesetzentwurf vorzubereiten, was er mit Benutzung seiner Vorarbeiten derart leistete, daß seine Vorschläge mindestens für das Volksschulwesen in allen Hauptsachen durchgingen und demnach durch Erlaß des Gesetzes für das Unterrichtswesen vom 11. November 1870 ins Leben traten. Da sich bald herausstellte, daß der bereits 1869 eingesetzte eine Schulrath (Lorenz Harms) für das vorhandene Bedürfniß nicht genügte, wurde diesem 1873 H. als zweiter, besonders für Volksschulen und Seminar berufener Schulrath zur Seite gestellt. Was er durch Jahrzehnte ersehnt und erstrebt hatte, war nun erreicht und ihm die schöne Aufgabe zugefallen, seine eigenen Ideen in ruhigerer Arbeit praktisch durchzuführen. Noch neun Jahre konnte der Alternde mit milder Besonnenheit sich dieser Aufgabe widmen. Im J. 1882 entschloß er sich, den wohlverdienten Ruhestand aufzusuchen, in dem er noch acht Jahre — zuletzt von mancherlei Leiden heimgesucht — verbrachte. Mit der ersten Geschichte des modernen Hamburger Schulwesens bleibt das Bild des kleinen, freundlichen Mannes, dem man äußerlich kaum anmerkte, welche zähe Thatkraft ihm innewohnte, für alle Zeiten ehrenvoll verbunden. H. starb am 8. Juni 1890 in seiner Vaterstadt, der sein ganzes Leben gewidmet war.

Sander.

Hofmann*): Julius H., Baumeister, geboren am 20. Februar 1840 in Triest, † am 5. August 1896 zu München als k. bair. Hof-Oberbaurath. Er erhielt bei seinem Vater, dem Bildhauer Franz H., und in der Realschule seiner Heimath die erste Anregung und gründlichste Schulung, welche während eines Aufenthaltes in Wien 1854—1857 die weiteste Ausbildung gewann, indeß H. das Geschäft seines Vaters zu Triest fortsetzte. Seine originellen Leistungen gewannen die Aufmerksamkeit des Erzherzogs Maximilian, welcher den vielbegabten jungen Meister 1857—1860 bei Ausschmückung des herrlichen bei Triest erbauten Schlosses Miramare vollauf in Anspruch nahm. Nach einer längeren, über München nach Paris und London unternommenen Studienreise sendete ihn sein edler, großsinniger Mäcen bei seiner Erhebung zum Kaiser von Mexiko in die neue Welt voraus, dort alles zum Empfang des Monarchen vorzubereiten und die von Maximilian geplanten baulichen Unternehmungen in Stand zu setzen. Als Hofarchitekt des mit großartigen Plänen

*) Zu S. 436.

und Projecten vollauf beschäftigten Herrschers, wozu auch die Restaurationsarbeiten am ehemaligen Kloster zu Lacroma bei Ragusa gehörten, war H. gerade auf der Reise nach Europa, als die traurige Katastrophe in Mexiko erfolgte. Dadurch wieder genöthigt ins Privatleben zurückzutreten und eine neue Wirksamkeit zu suchen, begab sich H. nach München, zeichnete 1867 eine Zeitlang für Swertskoff's Glasmalerei in Schleißheim und die Mayer'sche Kunstanstalt in München und übernahm durch ein ganzes Decennium die Stelle eines technischen Leiters an der kgl. Hofglasmalerei von F. X. Zettler. Hierdurch kam er in Fühlung mit Hofbaudirector v. Dollmann (s. A. D. B. XLVIII, 70), der ein so vielseitiges Talent zu würdigen und vollauf bei Ausschmückung der königlichen Schloßbauten in Linderhof, in Neuschwanstein und auf Herrenchiemsee in Anspruch nahm. Nach Dollmann's Abgang trat H. an seine Stelle; ihm wurden nach dem Tode des Königs die Gebäude der kgl. Civilliste und die Privatschlösser Linderhof, Herrenchiemsee und Neuschwanstein, woselbst noch ein kleiner Seitenflügel abgeschlossen wurde, unterstellt. Die nächsten Arbeiten waren dem Andenken des unglücklichen Monarchen gewidmet. H. lieferte die im edelsten Renaissancestile gehaltenen Entwürfe zu dem mit Emblemen und heraldischem Schmuck gezierten, zwanzig Centner schweren, durch Oxydation harmonisch abgetönten Zinn-Sarkophag in der Gruft der S. Michael-Hofkirche, ebenso die Zeichnungen zu jener an der Unglücksstelle bei Schloß Berg aufgestellten fünf Meter hohen, mit einer Laterne gekrönten Seesäule aus schwedischem Syenit (vgl. Nr. 10 Ueber Land und Meer 1889, S. 222), worüber sich später die im romanischen Stile erbaute mit Marmor, Mosaik- und Freskobildern reich geschmückte Votivkirche erhob, welche indessen erst nach Hofmann's Tod durch dessen Sohn Rudolf H. vollendet wurde (vgl. Nr. 38 Ueber Land und Meer 1899). Vorerst hatte Julius H. viele Restaurationen in der Residenz besorgt, darunter den Neubau der Schatzkammer. Ein entzückendes Werk der Kleinkunst leistete H. mit einer in Silber, Elfenbein und Email ausgestatteten Miniaturcopie des Latonabrunnens (auf Herrenchiemsee), welche der Prinzregent als Anerkennung für die Regelung der Nachlaßmasse weiland König Ludwig's dem Finanzminister Dr. Freiherrn v. Riedel widmete. Noch einmal ergab sich für H. die neidenswerthe Gelegenheit zu einem originellen Schloßbau mit der zwischen Leoni und Ammerland imposant gelegenen „Seeburg", welche der mit den kühnsten Plänen sich tragende Gutsbesitzer Höch († 8. April 1905) an der Ostseite des Starnbergersees unternahm: ein durchweg im nibelungenhaften Rundbogen gehaltenes Bauwerk, von überraschender Schönheit und Wirkung: Ein ausgedehntes Conglomerat von massiven Säulen und Gemächern, von Säulengängen, Terrassen und Thürmen, Pracht-, Zier- und Nutzbauten, ein hochherrschaftlicher Sommersitz (vgl. Nr. 195 d. Allg. Ztg., 15. Juli 1892). Als weitere Probe von Hofmann's Genialität in Beherrschung und Schöpfung neuer decorativer Stilformen erschien das Prachtwerk „Romanische Wandmalereien der kgl. bair. Burg Neuschwanstein" (München 1896 bei Jos. Albert mit 30 Tafeln in Lichtdruck), als glänzendes Zeugniß, wie H. alte Vorbilder mustergültig neu zu beleben und effectvoll zu verarbeiten und ebenso neue Vorbilder zu schaffen im Stande war. Der vielseitigst mit ausgezeichneten Eigenschaften hochbegabte dabei höchst anspruchslose Mann, Charakter und Künstler harrt immer noch einer längst verdienten biographischen Würdigung.

Vgl. Nr. 363 d. Münchener Neuesten Nachrichten, 7. Aug. 1896 und Louise v. Kobell, König Ludwig II. und d. Kunst, 1898, S. 290 ff.

Hyac. Holland.

Holzhausen*): Karl Friedrich Adolf H., Buchdrucker, † 1892, ist am
Januar 1827 in Braunschweig geboren. Sein Vater Karl Frdr. Otto H.
Lieutenant im Lützow'schen Freicorps, dann anscheinend ohne Erfolg
dwirth gewesen und erhielt im Herbste 1828 eine kleine Anstellung im
ieamte zu Helmstedt; 1831 wurde er nach Braunschweig, 1835 nach
lfenbüttel versetzt, wo er am 7. April 1848 als Hauptzollamtscontrolleur
orben ist; seine Gattin Joh. Kasimire Wilh. Karoline war eine Zwillings-
ester des Hamburger Buchhändlers Julius Campe und Nichte des bekannten
ulraths J. H. Campe († am 8. August 1850). Der Sohn besuchte die
gerschule in Wolfenbüttel und trat nach seiner Confirmation zu Pfingsten
2 in der Buchdruckerei von Heinr. Meyer in Braunschweig als Lehrling
Die Lehrzeit fiel dem gut begabten und dichterisch veranlagten Jünglinge
leicht, aber er hielt sie aus und wurde 1847 als Gehülfe „ausgeschrieben“.
hdem er sich dann in verschiedenen Druckereien in Braunschweig, bei Gebr.
ecke in Hannover, bei H. G. Voigt in Hamburg umgesehen hatte, kam er
0 zu L. Holle nach Wolfenbüttel, wo er namentlich den Typennotendruck
dlich kennen lernte. Dann ging er zu Brockhaus nach Leipzig, darauf
er nach Hamburg zu Voigt, mit dessen ältester Tochter Marie er sich am
Mai 1853 verheirathete. Im J. 1858 kaufte er in Gemeinschaft mit
m. Jacob die Universitätsdruckerei von J. G. Manz in Wien. War hier
Anfang auch schwer, so verstand es doch H. in kurzer Zeit sein Geschäft
h Fleiß, Sachkenntniß und Thatkraft auf eine hohe Stufe der Leistungs-
gkeit zu erheben. Die Agentur der englischen Bibelgesellschaft, die 1864
Wien entstand, übertrug ihm die Herstellung ihres großartigen Bedarfs.
h im December desselben Jahres löste er das Gesellschaftsverhältniß mit
Jacob. Er erwarb sich großen Ruf durch die Anfertigung vielsprachiger
ucke, durch seinen Originalsatz für slavische Sprachen u. a. In vorzüglicher
ise führte er, getreu seinem Wahlspruche: Ars in litteris, Kunstdrucke aus.
lreiche Festschriften, die Prachtwerke des k. k. Oberstkämmereramtes u. s. w.
n davon ein deutliches Zeugniß ab. Auch fremde Verleger im deutschen
che, wie in Frankreich nahmen für schwierige Aufgaben seine Dienste häufig
Anspruch. Im Kreise seiner Fachgenossen erfreute sich H. hohen Ansehens;
1—74 und 1877—83 war er Vorstand des Wiener Gremiums der Buch-
Steindrucker. Doch verleideten ihm später gewisse Vorfälle eine öffent-
Thätigkeit; er zog sich von ihr zurück und fand seine Freude in der
eit, seine Erholung im eigenen trauten Familienkreise. Trotzdem hat es
an öffentlichen Anerkennungen nicht gefehlt. Er wurde zum k. k. Hof-
Universitätsdrucker, 1884 zum Ritter des Franz Josephordens, 1892 zum
erlichen Rath ernannt; er erhielt die goldene Medaille für Kunst und
senschaft; in Paris erwählte man ihn zum Officier de l'Académie de
struction publique. Konnte er auch mit berechtigtem Stolze auf die durch
ne Kraft errungenen Erfolge blicken, so blieb er doch nach wie vor der
chte Mann in Gesinnung und Lebensführung. Am 15. Mai 1892 feierte
unter großer allseitiger Theilnahme sein 50jähriges Buchdruckerjubiläum
nahm seinen Sohn als Theilhaber in das Geschäft auf, das dieser
allein fortführen sollte. Denn schon im Spätsommer des Jahres er-
kte der Vater in Salzburg an einem Nierenleiden, das am 30. Sep-
ber 1892 seinem Leben ein Ende machte. In Ober-St. Veit bei Wien,
er in den Sommermonaten eine eigene Villa bewohnte, ist er bestattet
den.

*) Zu S. 456.

Vgl. Oesterreichisch-Ungarische Buchdrucker-Zeitung. 20. Jahrgang, Nr. 19, 20 und 40. — Brunonia, 1899, Nr. 11 und 12.

P. Zimmermann.

Howaldt *): Hermann H. (1852—1899), Ingenieur. Am 26. November 1852 wurde H. als Sohn des Fabrikbesitzers Howaldt zu Kiel geboren. Er besuchte das Gymnasium seiner Vaterstadt und erwarb sich, nachdem er wegen Kränklichkeit längere Zeit den Schulbesuch hatte aussetzen müssen, die Berechtigung zum einjährig-freiwilligen Militärdienst vor der Prüfungscommission zu Schleswig.

Dem Brauche seiner Familie folgend, arbeitete er von 1869 bis 1873 praktisch als Lehrling des Maschinenbaues, in der Fabrik seines Vaters. Nachdem er ein Semester auf dem Polytechnikum zu Hannover studirt hatte, genügte er seiner Militärpflicht beim Feldartillerieregiment Nr. 10. Vom Jahre 1874 bis 1877 besuchte er die damalige Gewerbeakademie zu Berlin, um seine angefangenen Studien im Schiffsmaschinenbau fortzusetzen. Hieran anschließend hörte er noch ein Semester die Vorträge von Professor Grashof in Karlsruhe und trat dann in die Fabrik seines Vaters ein. Seine praktische Thätigkeit begann er mit dem Bau von Schwimmdocks, indem er das erste Amsterdamer Composite-Schwimmdock construirte, welches auf einer holländischen Werft unter seiner persönlichen Leitung ausgeführt wurde.

Inzwischen war aus der Firma Schweffel & Howaldt die Maschinenfabrik Gebr. Howaldt hervorgegangen, deren Leitung der Verstorbene in Gemeinschaft mit seinem Bruder im J. 1879 übernahm. Nach Austritt des letzteren aus der Firma leitete Hermann H. die Fabrik allein, bis dieselbe im J. 1889 mit der Kieler Schiffswerft von G. Howaldt unter dem Namen „Howaldtswerke" vereinigt wurde. Als Mitglied des Directoriums dieser Werke nahm er in seinen letzten Lebensjahren thätigsten Antheil an dem Neubau und der Entwicklung derselben zu einer großen modernen Anlage. Seine Hauptaufgabe erblickte der Verstorbene von jeher in constructiver Thätigkeit, auf welchem Gebiete er auch schöne Erfolge erzielte. Von übergroßer Pflichttreue erfüllt, gönnte er sich keine Erholung, und dieser rücksichtslosen Anspannung seiner Arbeitskraft konnte sein Körper auf die Dauer nicht widerstehen. Im Begriffe, zur Wiederherstellung seiner geschwächten Gesundheit den Süden aufzusuchen, ereilte ihn im besten Mannesalter der Tod (17. Mai 1899) und endete ein emsigster Arbeit und ernstlichem Vorwärtsstreben gewidmetes Leben.

Nach Mittheilungen der Howaldtswerke. F. M. Feldhaus.

Hübner **): Rudolf Julius Benno H., Maler, wurde am 27. Januar 1806 zu Oels in Schlesien als jüngster Sohn des dortigen Stadtdirectors Ernst August H. und seiner zweiten Gattin Christiane Raedler geboren. Er besuchte das unter der Leitung Carl Ehrenfried Günther's stehende Gymnasium seiner Vaterstadt und verrieth schon damals einen lebhaften Drang zum Zeichnen, der durch den Unterricht seines Lehrers Sander, der „ein ganz geschickter Kupferstecher" gewesen sein soll, noch bestärkt wurde. Nach dem Wunsche seines Vaters sollte H. Theologie studiren, wußte es aber nach dem frühen Verluste seiner Eltern durchzusetzen, daß er Maler werden durfte, nachdem der Landschaftsmaler Professor Siegert in Breslau sich über seine Begabung günstig ausgesprochen hatte. Noch vor Ostern 1821 verließ er das Gymnasium zu Oels und arbeitete zunächst kurze Zeit in Breslau unter Siegert's Leitung. Dann begab er sich, erst fünfzehnjährig, mit seinem ältesten Bruder August H., der

*) Zu S. 492.
**) Zu S. 501.

Jurisprudenz studiren sollte, nach Berlin und ließ sich dort durch Gottfried Schadow in die Gypsclasse der Kunstakademie aufnehmen. Hier lernte er den späteren Düsseldorfer Historienmaler und Professor an der Akademie Theodor Hildebrandt kennen und schloß mit ihm einen Freundschaftsbund fürs Leben. Bald darauf wurde er Schüler Wilhelm Schadow's und folgte ihm im J. 1826 nach Düsseldorf, wo Schadow die Leitung der dortigen Akademie übernahm. Im gleichen Jahre erschien Hübner's erstes historisches Bild „Boas und Ruth", sechs Figuren in halber Lebensgröße gemalt, für das er längere Studien gemacht hatte, auf der Berliner Kunstausstellung. Es fand u. a. den Beifall des älteren Schadow und wurde von König Friedrich Wilhelm III. angekauft. Das fröhliche rheinische Leben und der Umgang mit zahlreichen gleichgesinnten und gleichstrebenden Jünglingen in Düsseldorf sagte H. ungemein zu, und noch im Alter sprach er mit Begeisterung von dieser „schaffenden Jugendzeit", die ihm „ein unverlierbares Paradies der Erinnerung" geworden war. Während dieses ersten Düsseldorfer Aufenthaltes schuf H. eines seiner bekanntesten Bilder, den nach Goethe's Gedicht gemalten „Fischerknaben und die Nixe", das gleichfalls vom König von Preußen angekauft wurde, und das sich heute in dem Besitz Sr. M. des Königs und Kaisers befindet. Es machte seinen Namen namentlich in seiner schlesischen Heimath berühmt, und er durfte sich bei einem kurzen Besuch in Breslau des herzlichsten Empfanges bei allen geistig hervorragenden Männern, die damals in der Hauptstadt Schlesiens lebten, erfreuen. Im J. 1829 vermählte er sich mit Pauline Bendemann, der Schwester seines Freundes, des Malers Eduard Bendemann, und der Tochter eines reichen Bankiers. Die Hochzeitsreise, die er unter den glücklichsten Verhältnissen unternehmen durfte, führte ihn nach Rom, wo er im November 1829 eintraf und bis zum Sommer 1831 blieb, in regem Verkehr mit den nachgekommenen Düsseldorfer Freunden und anderen hervorragenden Deutschen, unter denen der Bildhauer Ernst Rietschel und Felix Mendelssohn-Bartholdy von H. in seiner kurzen Lebensskizze besonders erwähnt werden. In Rom entstand ein zweites, einen Stoff aus dem Buche Ruth darstellendes Bild „Ruth und Naemi", heute im Besitz der Nationalgalerie in Berlin. Nach seiner Rückkehr nach Deutschland ließ sich H. in Berlin nieder, siedelte aber im Jahre 1834 zum zweiten Male nach Düsseldorf über. In Berlin schuf er außer einer Reihe in Lebensgröße ausgeführter Bildnisse einen von Wilhelm v. Humboldt hoch geschätzten „Simson" und seine erste, später in den Besitz des Leipziger Museums gelangte „Heilige Familie". In die Zeit des zweiten Düsseldorfer Aufenthaltes, die durch den Umgang mit Immermann und Mendelssohn neue geistige Anregungen bot, fällt die Entstehung des Altarbildes für die Kirche zu Meseritz, das Christus und die Apostel darstellt, ferner der „trauernde Hiob mit seinen Freunden", den H. für das Städel'sche Institut in Frankfurt a. M. malte, und ein „Christus an der Säule lehnend" („Ecce homo"), der für die Düsseldorfer Andreaskirche bestimmt war. Während des Winters von 1838 auf 1839 lebte H. wieder in Berlin, wo er durch die Verleihung des Professorentitels ausgezeichnet wurde. Im Herbste desselben Jahres folgte er einem Ruf als Professor der königlich-sächsischen Kunstakademie und als Mitglied der Galleriecommission nach Dresden, wohin sein Schwager Bendemann schon im Jahre 1836 verzogen war. Er blieb seitdem über zweiundvierzig Jahre bis zu seinem Tode, der am 7. November 1882 erfolgte, in dieser Stellung und bekleidete außerdem noch seit 1871 als Nachfolger Julius Schnorr's v. Carolsfeld das Amt eines Directors der königlichen Gemäldegallerie, über deren Bestand er schon im J. 1856 ein „für seine Zeit und in seiner Art sehr anerkennenswerthes" Verzeichniß bearbeitet hatte. Unermüdlich thätig, schuf er

Jahr um Jahr eine kaum zu übersehende Menge von Gemälden, deren Stoff er dem alten und neuen Testament, der romantischen, theilweise auch der classischen Poesie, gelegentlich auch der Geschichte entnahm. Am bekanntesten unter ihnen ist das im J. 1848 vollendete „goldene Zeitalter", das für die Dresdner Gallerie angekauft wurde und dem Künstler reichen Beifall eintrug. Neben dem Frankfurter „Hiob" wird es von den Freunden des Malers wegen der Vortrefflichkeit der Durchführung als das gelungenste unter seinen Werken angesehen. Die gleiche Anerkennung fand sein Theatervorhang für das alte Semper'sche Hoftheater in Dresden. Das Hauptbild stellte die Romanze auf weißem Zelter, die den Dichter in den Wald der Poesie geleitet hat, nach Ludwig Tieck's Vorspiel zum „Kaiser Octavianus" dar. An dem landschaftlichen Hintergrunde und an dem ornamentalen Theile hatten Ludwig Richter, der ältere Oehme, Metz, Ernecke, v. Oer und Wagner mitgearbeitet. „Die geschmackvolle Eintheilung des ganzen Raumes, der reiche, geistige Inhalt der Darstellungen und eine schöne und reiche Ornamentik brachten einen vollkommenen und fesselnden Eindruck hervor." Als das Theater im J. 1869 abbrannte, wurde der Vorhang durch das Feuer vernichtet. Doch konnte er nach den vorhandenen Zeichnungen und Studien durch den Sohn des Künstlers, Eduard H., wiederhergestellt werden. In dieser Gestalt schmückt er seit dem Jahre 1882 das neue Leipziger Stadttheater. Als Lehrer der Kunst hatte sich H. bei seinen Schülern einer großen Beliebtheit zu erfreuen, da er sich ihrer eifrig annahm und nach Kräften für ihr Fortkommen sorgte. Besonders verdienstvoll war es, daß er niemanden eine eigene Richtung aufzwang und die verschiedensten Bestrebungen in der Malerei, sogar die Landschaft und das Thierstück, förderte. Unter anderen gehörte z. B. der bekannte Thiermaler Guido Hammer zu seinen Schülern. Unter den übrigen verdienen wenigstens v. Ramberg, Scholtz, Schönherr und Thumann genannt zu werden. Poetisch veranlagt, hat H. seit dem Ausgang der dreißiger Jahre eine Menge dichterische Arbeiten hervorgebracht, von denen die zweibändige Sammlung von Gedichten, die in den Jahren 1871—1876 in Braunschweig und Dresden unter dem Titel: „Helldunkel" erschienen, die wichtigsten enthält. H. galt endlich auch als ein tüchtiger Redner und wußte bei gegebener Gelegenheit die Zuhörer zu fesseln und zu begeistern. So lange er lebte, war sein Einfluß auf seine Umgebung groß. Nach seinem Tode fing man bald an einzusehen, daß seine Bedeutung nach jeder Richtung hin überschätzt worden war. Er theilt dieses Loos mit den meisten übrigen Düsseldorfer Malern, deren gerechte Würdigung vorerst der Zukunft überlassen bleiben muß.

Julius Hübner, Aus meinem Leben. Liegnitz 1872 (Separatabdruck aus der Zeitschrift „Rübezahl"). — A. Ehrhardt, Julius Hübner. Separatabdruck aus der Zeitschrift für Museologie und Antiquitätenkunde, Dresden 1882. — Ausstellung des Vereins Berliner Künstler zu Berlin. Werke von Julius Hübner 1806—1882. Berlin 1883. — C. Gurlitt, Die deutsche Kunst des XIX. Jahrhunderts. Berlin 1899 (Register). — Illustr. Zeitung. Leipzig 1845, Nr. 110, S. 92, 93. — Kunst-Chronik. Beiblatt zur Zeitschrift für bildende Kunst. 18. Jahrgang, Leipzig 1883, Sp. 242 bis 243. — F. v. Bötticher, Malerwerke des 19. Jahrhunderts. Dresden 1891, Bd. 1, S. 582—586. — Kunstblatt. 22. Jahrgang 1841, herausgegeben von L. v. Schorn. Stuttgart und Tübingen 1841, S. 265—267. — Wolfgang Müller von Königswinter, Düsseldorfer Künstler. Leipzig 1854, S. 22—28. — R. Wiegmann, Die königliche Kunstakademie zu Düsseldorf. Düsseldorf 1856 (Register). — A. Rosenberg, Geschichte der

nen Kunst. Leipzig 1887, Bd. II, S. 386—388. — F. Schaar-
t, Zur Geschichte der Düsseldorfer Kunst, insbesondere im 19. Jahr-
rt. Düsseldorf 1902 (Register). — Zur Beurtheilung von Hübner's
kter, dem sein College Hähnel „Hochmuth" vorwarf (vergl. Ernst
s Hähnel, Litterarische Reliquien, herausgegeben von Julius Große.
: 1893, S. 107), geben zahlreiche Aufzeichnungen in „Julius
rr's Tagebüchern" (abgedruckt in den Dresdner Geschichtsblättern,
—3, Dresden 1893—1905, vgl. das Register) wichtige Fingerzeige.

H. A. Lier.

Verzeichniß

der im 50. Bande der Allgem. Deutschen Biographie enthaltenen Artikel.

(Die beigesetzten Zahlen sind die Seitenzahlen des Bandes.)

Berichtigung.

S. 594 Z. 2 v. u. lies: Harvey-Torpedos.

Pierersche Hofbuchdruckerei Stephan Geibel & Co. in Altenburg.







